This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

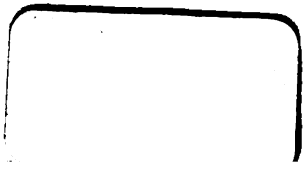
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

3 3433 08170443 3

Digitized by Google



Digitized by Google

*DF
Neues

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues Hannöverisches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

welche

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahret sind.

5ter Jahrgang,

vom Jahre 1795.

Hannover,
gedruckt bei G. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.
1796.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1897.

THE ASTOR LIBRARY
NY

Digitized by Google

Erstes Register,

Rubriken, vom Jahre 1795.

Stück.

1. Cassini's Darstellung der Verdienste der französischen Gelehrten um die mathematische Erdbeschreibung.
2. I. Schluß.
   II. Ueber die möglichst beste Benutzung des Pfannensteins auf Salinen. Auszug eines Schreibens des Herrn Bergraths von Unger zu Salzliebenthal, an den Hrn. Bergcommissair Westrumb.
   III. Aus Erfahrung zu empfehlendes einfaches Mittel, den schwarzen Kornwurm zu vertilgen. Von Hn. D. zu R.
3. I. Von der Milzseuche, oder dem sogenannten Milzbrande des Rindviehes und dessen Heilung. Vom Hrn. Havemann, Director und Lehrer der Königl. Churfürstl. Pferdearzneischule.
   II. Anfrage.
4. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
5. I. Etwas über Handwerkszünfte. Vom Hn. Polizeicommissair G. L. Wompner in Hannover.
   II. Etwas über die Vertilgung des Erdkrebses. Von Hn. J. G. L. Blumhof in Göttingen.
6. I. Ueber das Begraben in den Kirchen. Vom Hn. Candidat Wilhelm Matthäi in Hannover.
   II. Abschaffung der Bleiglasur. Vom Hn. Doctor Samuel Hahnemann in Pyrmont.
7. I. Die Anwendung des Kalchs zur Düngung der Wiesen und Aecker betreffend.
   II. Eine Bemerkung bei der Gänsezucht. Vom Hn. Schullehrer H. O. Hattendorff zu Devese.
8. I. Schluß des ersten Aufsatzes in vorhergehenden Stück.
   II. Etwas über den Nutzen des Buchweitzens, oder des sogenannten Heidekorns. Von Hn. J. G. L. Blumhof in Göttingen.
   III. Memorandum Non-antiquum.
   IV. Eine nöthige Frage zur Belehrung. Von Hn. L. zu R.
9. I. Ueber den Anbau der Eichen. Vom Hn. reitenden Förster J. H. C. K–r zu K.
   II. Etwas zur Beantwortung der Frage im hannöverischen Magazin von 1794. St. 23. Spalte 367. Vom Hn. Hofrath Kästner in Göttingen.
10. I. Witterung zu Cuxhaven, am Ausfluß der Elbe 1794. Von Hn. W. zu C.
    II. Bemerkungen zu dem im 54ten St. des hannöverischen Magazins von 1794. geschehenen Vorschlage, das Saatkorn auszuschlagen. Vom Hn. Superintendent G. F. Lodemann zu Sulingen.
    III. Beantwortung der Anfrage im 57ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre. Von Hn. J. H. Mund zu Eldze.
11. I. Entdecktes Geheimniß, wie die Kartoffelnpflanzer in der Grafschaft Lankaster frühe Kartoffeln ziehen und behandeln. Dem Surveyor der Grafschaft Lankaster von Hn. Blundell zu Ormskirk mitgetheilt. Aus dem Universal Magazine übersetzt von Hn. F. Westfeld.
    II. Vom Sommerrauch.
    III. Was heißt Telegraph auf deutsch? Von Hn. W. zu B.
    IV. Anfrage.
12. I. Noch etwas zur Beantwortung der im 90ten Stück dieses Magazins vom J. befindlichen Anfrage: Die Ver-

Digitized by Google

Stück.
tilgung des ſchwarzen Kornwurms betreffend, Von Hn. R. zu H.
II. Antiquariſcher Beitrag zu dem im 97ten und f. Stücken dieſes Magazins befindlichen Aufſatz: Ueber das Julfeſt der alten Deutſchen und Skandanavier ꝛc. Von G. F. Wehrs in Hannover.
III. Saibla, ein Chriſt; bei den Türken ein Heiliger. Vom Hn. Secretair C. P. Jauch zu Horneburg im Bremiſchen.
13. I. Etwas über den Aufſatz im 84ten St. dieſes Magazins vom v. J.: Nothwendigkeit und Mittel, die hochdeutſche Sprache dem großen Haufen bekannter zu machen. Von Hn. H. in G – f.
II. Einige Proben des fortſchreitenden Luxus in den ältern Zeiten, aus alten Handſchriften gezogen. Von Hn H. v. l.
14. I. Ueber den Gottesdienſt der Sikſ oder Seiks im nördlichen Hindoſtan.
II. Ein Paar Worte an die Verfaſſerin des im 102ten Stück dieſes Magazins vom v. J. enthaltenen Aufſatzes über alte Jungfern.
II. Anfrage. Von Hn. W. zu G. S.
15. I. Bilibald Pirkheimers Schutzſchrift für die Kloſterfrauen zu St. Clara in Nürnberg. Ein merkwürdiges Sittengemälde aus den Zeiten der Reformation.
II. Auf eine leichte Art den ſchwarzen Kornwurm zu vertreiben. Von Hn. C.
III. Anfrage.
16. I. Beantwortung der im 4ten Stück der hannöveriſchen Anzeigen von dieſem Jahre geſchehenen Anfrage: Durch welche Mittel die Läuſe bei dem Rindvieh und Schweinen vertilgt werden können? Von G. F. Wehrs in Hannover.
II. Ueber die Vorzüge der Strohdächer auf dem Lande. Von Hn. J. G. Savemann zu Oberndorf.
III. Beantwortung der Anfrage im 27ten Stück des neuen hannöveriſchen Magazins vom v. J.. Von Hn. Druckmüller zu Rebenſtorf in der Inſpection Lüchow.
Stück.
17. Einige Bemerkungen über die Wolle, Wollenmanufakturen und Wollenhandel in Aachen, Schleſien; und in einigen andern Gegenden Deutſchlands; aufgeſetzt im Jahre 1791. vom Hn. Geheimen Canzleiſecretair Hahn in Hannover.
18. Fortſetzung.
19. I. Tagebuch einer Reiſe von dem militairiſchen Poſten Anopesheer gegen die Schneeberge von Serinagbur im Jahre 1789.
II. Vorſchlag, durch die Theurung des Zuckers veranlaßt. Von Hn. S. zu E.
20. I. Beitrag zur Beſchreibung der ſyriſchen Seidenpflanze.
II. Fragmente aus einem im Mai 1794. geſchriebenen Briefe aus Liſſabon.
21. I. Beantwortung der Anfrage im 3ten Stück des neuen hannöveriſchen Magazins von d. J.: Was iſt die Urſache davon, daß um die Zeit, wenn Tag und Nacht gleich werden, der Barometer nicht wie ſonſt gemeiniglich mit der Witterung übereinkommt, ſondern beim Regen oft ſteigt, und bei heiterm Himmel fällt? Von Hn. L. J. Seeger in Hannover.
II. Vermuthliche Schädlichkeit des Streuſandes bei der Schreiberei, nebſt einer Anfrage.
22. Fortſetzung der im 18ten Stück abgebrochenen Bemerkungen über die Wolle, Wollenmanufakturen und Wollenhandel in Aachen, Schleſien und in einigen andern Gegenden Deutſchlands; aufgeſetzt im Jahre 1791.
23. Fortſetzung.
24. Fortſetzung.
25. I. Schluß.
II. Einige Beobachtungen zur Beantwortung der Anfrage des Hn. J. v. U. im 37ten St. des neuen hannöveriſchen Magazins vom v. J. Von Hn. G. Pf. in A.
26. I. Beitrag zu der Abhandlung von der Nothwendigkeit und den Mitteln, die hochdeutſche Sprache dem großen Hau-

Digitized by Google

Stück.
Haufen bekannter zu machen, im 84ten Stück des vorigjährigen Magazins. Von Hn. — y — in G.
II. Ein Paar Worte zur hiesigen Landesgeschichte. Von Hn. M. zu Hl.
III. Anfrage.
27. I. Das Mitleiden. Ein Fragment. Von Hn. C. H. in L — bn.
II. Beantwortung der Frage: Was verursacht das Verwerfen der Kühe. Von Hn. L. H. H. in S.
III. Anfrage. Von Hn. G. F. Lodemann in Sulingen.
28. I Etwas über das Verdauungsgeschäft, und vom Schlaf nach der Mahlzeit, in wie fern er die Verdauung befördert. Vom Hn. Doct. H. Dermold in Hannover.
II. Anfrage.
29. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorhergehenden Stück.
II. Von einigen Arten des Fangs der Hechte und ihrer Bereitung im nördlichen Deutschland. Vom Hn. Doctor Canzler in Göttingen.
III. Anmerkung zu einer Stelle in des Hn. Bergcommissairs Westrumb Abhandlung über die Bleiglasur der leichten Töpferwaare, im 71ten und folgenden Stücken des neuen hannöverischen Magazins vom v. J. Vom Hn. Professor Schreber in Erlangen.
IV. Anekdote.
30. I. Von dem Kornpreise in Beziehung auf die Brodtaxe. Vom Hn. Policeicommissair G. L. Wömpner in Hannover.
II. Auf eine Anfrage im 2ten Stück des neuen hannöverischen Magazins vom v. J. Die Vergiftung der Bienen betreffend.
III. Anekdote.
31. I. Ueber Quackselberei und Quacksalber; über ihren Fortgang und über die Mittel dagegen. Von Hn. — r zu — l
II. Beantwortung der im 26ten Stück des neuen hannöverischen Magazins geschehenen Anfrage: Die Benutzung der erfrornen Kartoffeln betreffend. Von Hn. G. zu P.
III. Erfindung einer neuen Bettstelle.
32. I. Schluß der im 29ten Stück abgebrochenen Abhandlung über das Verdauungsgeschäft, und vom Schlaf nach der Mahlzeit, in wie fern er die Verdauung befördert.
II. Beantwortung der Anfrage im 11ten Stück des neuen hannöverischen Magazins von d. J.; den Gebrauch der wilden Kastanien zum Viehfutter betreffend. Von J. G. L. Blumhof in Hannover.
III. Ueber das Zeitwort: kosten, mit der dritten Endung der Person (Dat. Personae) als Erläuterung der im 52ten Stück des neuen hannöverischen Magazins vom v. J. beantworteten Anfrage. Von Hn. Cyn zu H.
33. I. Etwas über den Bezirk und Namen des wendischen Pagus Drawän; nebst einigen Bemerkungen über die alten Wenden und deren Sprache. Aus einer Handschrift herausgegeben von Joh. Heinrich Schulze zu Warpke.
II. Mittel, die Eier zu conserviren, daß sie nicht erfrieren noch anliegen. Von Hn. J. G. L. Blumhof in Hannover.
III. Anfrage. Von Hn. J. G. L. B. in Hannover.
34. I. Ein vorigjähriger Versuch des Sybrgelbaues in der Heidgegend. Von Hn. P. H. Graun zu Weyhausen, Amts Bedenbostel.
II. Ist denn wirklich der niedersächsische Dialekt ein Hinderniß der Aufklärung?
III. Ein bewährtes Mittel, das Moos von den Obstbäumen zu vertreiben. Von Hn. Meyer.
35. I. Etwas über die neuere Gradmessung der Franzosen und über die Schwierigkeiten eines allgemeinen Maaßes. Von Hn. J. G. L. Blumhof in Hannover.
II. Beantwortung der im 11ten Stück dieser

Digitized by Google

Stück.
dieser Blätter befindlichen Anfrage, über den Gebrauch der wilden Kastanien in der Haushaltung. Von Hn. P.
36. Summarischer Auszug der Schrift, welcher bei der Königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen der Preis über die Beantwortung der Frage: Wie können billige Preise der Apothekerwaaren, vornemlich der zubereiteten erhalten und gesichert werden? zuerkannt worden ist.
37. I. Bedürfen unsere Medicinalanstalten in Hinsicht auf das Apothekerwesen einer Verbesserung?
II. Beantwortung der im 57ten Stück des vorigjährigen neuen hannöverischen Magazins geschehenen Anfrage: Das Lang- und Zähewerden der Milch betreffend. Von Hn. A. G. Lüdemann zu Merlsheim.
III. Anfrage.
38. I. Der Maulwurf.
II. Etwas über die Taschenuhren. Von Hn. D. C. G. H. B. zu Dannenberg.
III. Anekdote.
39. I. Geschichte eines Nachtwandlers.
II. Ueber den Werth der lateinischen, französischen und englischen Sprache, in Hinsicht auf die Ehre zur allgemeinen Gelehrtensprache erhoben zu werden. Vom Hn. Pastor D. A. Eichhorn zu Landringhausen.
40. I. Freimüthige Gedanken über die Ursache und Behandlung der Lungenschwindsucht. Aus dem Englischen übersetzt vom Hn. Doctor Lindemann in Hannover.
II. Warnung und Bitte an die Busquetpflanzer. Vom Hn. Botanikus Ehrhart zu Herrenhausen.
III. Verliebt und Liebenswürdig.
41. I. Etwas über den im 19ten Stück dieses Magazins von d. J. gethanen, durch die Theurung des Zuckers veranlaßten Vorschlag.
II. Beispiel zur Nachahmung aus dem Lande Hadeln. Extrakt eines Officialberichts vom 7ten Mai 1795.
Stück.
42. I. Schluß des ersten Aufsatzes in vorhergehenden Stück.
II. Nicht alles ist neu, was für neu ausgegeben oder gehalten wird: Vom Hn. Botanikus Ehrhart zu Herrenhausen.
III. Der Philosoph bei Hofe.
43. I. Verzeichniß der Lektionen, welche auf dem königlichen Pädagogio zu Ilefeld von Ostern bis Michaelis 1795. gehalten worden.
II. Ueber die verbesserte Methode, das Saatkorn auszudreschen.
III. Auf wen darf man Satyren machen?
44. I. Schluß der zweiten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Ein in psychologischer Hinsicht merkwürdiges Ereigniß.
III. Meteorologische Anzeige. Von Hn. E. J. Seeger in Hannover.
IV. Heldenlob.
45. I. Witterung zu Curhaven am Ausfluß der Elbe 1795. Von Hn. W. zu C.
II. Methode, die Räude der Schafe zu heilen.
III. Ueber das patriotische Etwas, die schädliche Gewohnheit, Häuser mit Stroh zu decken, betreffend.
46. I. Preisaufgaben der St. Petersburgischen kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1796. nebst kurzen Nachricht von der letzten Stiftungsfeier der russisch kaiserlichen freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg.
II. Neuer deutscher Kaffee. Von Hn. Appun in Münden.
III. Beantwortung der Anfrage im 9ten Stück dieses Magazins vom v. J. den schwarzen Kornwurm betreffend. Von Hn. C. R. zu P.
47. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorhergehenden Stück.
II. Ueber die Ausdrücke und Redensarten, Charakter, Charakter haben, keinen Charakter haben. Von Hn. G. Ewers zu G.

III.

Digitized by Google

Stück.
III. Ueber die Anlegung der sogenannten Buchkämpe.
48. Untersuchung der Ursachen, welche dabei zum Grunde liegen, daß auf vielen Ziegleten der hiesigen Lande jetzt viel schlechtere Ziegelwaare gemacht und verkauft wird, als in ältern Zeiten geschehen ist. Vom Hn. Obersalzfaktor J. W. Böttcher zu Sülze.
49. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Des Königreich und die Stadt Algier.
50. Fortsetzung der im vorhergehenden Stück abgebrochenen zweiten Abhandl.
51. I. Fortsetzung.
II. Etwas für deutsche Gerber und deutsche Statistiker, auch Oekonomen.
52. Fortsetzung der im vorhergehenden Stück abgebrochenen Abhandlung über das Königreich und die Stadt Algier.
53. I. Schluß.
II. Oliver Cromwell's Gedanken über Volkssouverainität und Volksmajestät. Von Hn. Hn.
III. Anfrage.
54. I. Prüfung der Gründe gegen die Inoculation der Blattern, und was eigentlich dazu auffordert. Von Hn. C. H. zu W.
II. Jungfräulichkeit der Königin Elisabeth von England.
55. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorhergehenden Stück.
II. Wider das Zähschleimige der Kuhmilch. Von Hn. F. A. L. Brück zu Altenbruch im Lande Hadeln.
III. Beantwortung der im 14ten Stück aufgeworfenen Anfrage: die Vertreibung der Fledermäuse von der Rauchkamer betreffend. Von Hn. B. zu M.
56. I. Skizze einer Geschichte der Zünfte und Gilden in Deutschland. Ein Beitrag zu dem im 5ten Stück dieses Magazins von d. J. enthaltenen Aufsatze. Vom Hn. Geheimen Canzleisecretair Zahn in Hannover.
II. Anfrage.
Stück.
57. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorhergehenden Stück.
II. Aechtes Recept gegen die Hypochondrie.
58 I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorhergehenden Stück.
II. Anfrage.
59. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorhergehenden Stück.
II. Die beste Behandlung und Wartung einiger Arten von Lebensmitteln im Winter.
III. Hagestolz.
60. I. Ueber die Mittel, das Verbreiten ansteckender, hitziger und langwieriger Krankheiten zu vermeiden.
II. Etwas über das Wörtlein: Cito.
61. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Neue Erfindung.
III. Bequeme Methode, Artischockenstöcke durchzuwintern. Von Hn. M. W. G. M. zu Eck.
IV. Anfrage.
62. I. Nachricht von der ehemals in Deutschland blühenden Meistersängerzunft. Von Hn. Fr. M. in Göttingen.
II. Antwort auf die Anfrage im 58ten Stück dieses Magazins von d. J. Von Hn. F – g.
63. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Einige historische Nachrichten von den hessischen Baumschulen. Vom Hn. Eisenhüttengehülfen J. C. Quanz zu Rothehütte bei Elbingerode.
III. Ueber den großen Anfangs- oder Versalbuchstaben. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Orthographie. Von Hn. Cyn zu H – m.
IV. Anekdote.
64. I. Nachricht von einigen Verhandlungen der königl. churfürstl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle in den beiden Frühjahrsversammlungen des Jahrs 1795.
II. Beantwortung der im 11ten Stück des

Digitized by Google

Stück.
des hannöverischen Magazins von d. J. befindlichen Anfrage wegen des Gebrauchs der wilden Kastanien zur Futterung. Von Hn. B. zu Br.
65. Beschreibung des Salzwerks bei der Stadt Schmalkalden, in dem hessencasselischen Antheil der Grafschaft Henneberg. Von Hn. Johann Christian Quantz zu Oberscheden, im Amte Münden.
66. Fortsetzung.
67. Fortsetzung.
68. Fortsetzung.
69. I. Schluß.
II. Vorschläge über Holzkultur, als Beitrag zu des Hn. Blumhofs ökonomischem Fragment im 40ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1794. Von Hn. B. zu H.
III. Weinstöcke aus Rosinenkernen zu ziehen. Von Hn. M. W. G. M. zu Eck.
70. I. Schluß der im vorhergehenden St. abgebrochenen Vorschläge über Holzkultur.
II. Die Guillottine, eine alte schottländische Erfindung. Von Hn. M. W. G. M. zu Eck.
III. Einseitige Berichtigung über die Anfrage im 23ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1794. über die beim Sirach XXI. v. 5. in einigen Bibeln befindliche Randglosse. Von Hn. P. D. R. zu Dannenberg.
71. I. Ueber den Judeneid, auf Befehl und vor christlicher Obrigkeit. Von Hn. L.
II. Ein Kitt, um zerbrochenes Porcellain oder Fayence zu flicken.
72. Einige Zweifel und Erinnerungen gegen den im 48ten und 49ten Stück dieses Magazins von d. J. befindlichen Aufsatz des Hn. Obersalzfaktors Böttcher zu Sülze, über die Untersuchungen der Ursachen, welche dabei zum Grunde liegen, daß auf sehr vielen Ziegleien der hiesigen Lande jetzt viel schlechtere Ziegelwaare gemacht und verkauft wird, als in ältern Zeiten geschehen ist. Vom Hn. Ziegelmeister Fr. Friedr. Wundram zu Herrenhausen.
73. I. Fortsetzung.
II. Anfrage.
74. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
75. I. Schluß.
II. Von den Kennzeichen und Eigenschaften der verschiedenen Thonarten, in Rücksicht auf ökonomische und technische Anwendung derselben. Von Hn. Sewergin in St. Petersburg, Adjunct der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
76. I. Schluß.
II. Sichere Mittel, die Hausgrillen, oder die sogenannten Heimchen aus den Häusern zu vertreiben.
77. Abhandlung über die Preisfrage der Akademie der Wissenschaften in Göttingen: Wie können bei entstandenem Brande die Meublen, und andere in Wohnhäusern befindliche Sachen am sichersten und bequemsten, auch ohne Nachtheil der Löschungsanstalten gerettet werden?
78. I. Schluß.
II. Von den Vortheilen für Industrie, Moralität, Patriotismus und Bevölkerung, wenn die Bauergüter getheilt werden.
79. I. Fortsetzung der zweiten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II Anfrage.
80. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Ueber die Fortschritte der Schiffahrtskunst und ihren jetzigen Zustand. Von Hn. D. Braubach.
III. Ueber die vorgebliche Erzeugung des Saamen am Kohl.
81. I. Wie ist dem unter uns eingerissenen Uebel der Lesesucht abzuhelfen?
II. Bemerkungen beim guten Bau der teltauer- oder märkischen Rüben.
82. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorhergehenden Stück.
83. I. Schluß.

Digitized by Google

Stück.
II. Etwas über das Tollwerden der Hunde. Von Hn. D. F. in G.
III. Wie bringt man dem Diebstahl der Obstbäume vor
84. I. Etwas über die Gültigkeit des Judeneides. Von Hn. David Salomon in Hannover.
II. Ueber Offenheit und Verschlossenheit im Umgange.
III. Ueber die Feuerschreibekunst. Von Hn. Cpn. in H. – m.
85. I. Schluß des zweiten Aufsatzes im vorhergehenden Stück.
II. Geschichte einer durch Fleiß u. Moralität glücklich gewordenen Bauernfamilie.
III. Seife aus verschiedenen Baumschwämmen zu verfertigen.
IV. Mittel, alle Obstarten mehrere Jahre frisch zu erhalten.
86. I. Verzeichniß der Lektionen, die auf dem königlichen Pädagogio zu Ilefeld von Michaelis 1795. bis Ostern 1796. gehalten werden sollen.
II. Etwas für Rechnungsführer. Von Hn. R. zu A.
87. I. Auszug aus des Hn. Regierungsraths Medicus Abhandlung über den ächten Akazienbaum; zur Ermunterung des allgemeinen Anbaues dieser in ihrer Art einzigen Holzart, mit einigen Zusätzen entworfen vom Hn. Kriegscommissarius Rieben, in Kottwitz bei Dohna.
II Wie vertreibt man die Frösche? Von Hn. A. H. Homeyer
88 I. Etwas über den Gebrauch des Puders und der Haarfrisuren. Von Hn. B. in H.
II Vortheilhafter Anbau der Lucerne.
89. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorhergehenden Stück.
II. Mittel, grüne Schminkbohnen und Erbsen im Winter zu erhalten
III. Ueber die Erziehung des Kleesaamen. Von Hn. M. Weber in Pyrmont.
IV. Anfrage, die neuere Erfindung der Schiffewindmühlen betreffend. Von Hn. G. F. Lodemann zu Salingen.
V. Bei Hunden die Flöhe zu vertreiben. Von Hn. W – n zu Br.
90. I. Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe. Von Hn. W. zu C.
II. Noch etwas über den Gebrauch der wilden Kastanien zur Viehfutterung. Von Hn J. G. L. Blumhof in Hannover.
91. Einige praktische Bemerkungen von der Rindviehzucht. Von Hn. J. G. L. B. in Hannover.
92. I. Schluß.
II. Ueber Abschaffung der Waldfreu.
93. Abhandlung über das durch Insekten verdorbene Wasser; über dessen nachtheilige Wirkungen für Menschen und Thiere, und über die Mittel, dieselben zu verhüten. Aus dem Französischen übersetzt vom Hn. Doctor Lindemann in Hannover.
94. I. Nachtrag zu dem im 77ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1794. befindlichen Aufsatze: Vorschlag einer bessern Methode, das Saatkorn auszudreschen, mit Hinsicht auf die im 10ten, 43ten und 44ten Stück von d. J. darüber gemachten Bemerkungen. Von Hn. H. G Reinhard zu Garten.
II Beantwortung der im 37ten Stück des neuen hannöverischen Magazins wegen Bestimmung eines Zeittages aufgeworfenen Frage Vom Hn. Doct. und Syndicus Tuckermann in Göttingen.
III Die Aufbewahrung der Eicheln betreffend. Von Hn. L. F. L. zu A.
95. I. Nachricht, die Gegend um die Stadt Witzenhausen im Hessischen betreffend. Von Hn. J. G. L. B. in Hannover.
II. Wahre Geschichte eines ostindischen Schlangenbeschwörers. Von Hn. G. P. B. in Hannover.
III. Beantwortung der im 77ten Stück des neuen hannöverischen Magazins vom Jahre 1794. geschehenen Anfrage: das Lang- und Zähewerden der Kuhmilch betreffend.

Digitized by Google

Stück.
treffend. Von Hn. A. G. Lüdemann in Merlsheim.
IV. Sehr leichtes Mittel, im Winter beständig grüne Peterſilie, Sellerie, Porro, Lauch, auch Eichorienblätter zum Sallate ꝛc. zu haben. Von Hn. M. W. G. M. zu Eck.
96. I. Einige Gedanken über die Begräbniſſe in den Kirchen und über Kirchenpolizei. Vom Hn. Polizeicommiſſair G. L. Wömpner in Hannover.
II. Neue Erfindung und Weiſe, Zimmer und Gebäude mit heißer Luft, von reinerer Eigenſchaft als die, welche bisher gebraucht worden, zu erwärmen.
III. Etwas vom Dachdecken. Von Hn. E. C. Wedekind in Bentheim.
97. I. Appellation der Perukenmachermeiſter und übrigen Conceſſioniſten hieſiger Alt- und Neuſtadt, an ein hochgeneigtes Publikum, gegen die vorgeſchlagene Abſchaffung des Haarpuders. Von ſämtlichen Perukenmachermeiſtern und übrigen Conceſſioniſten der Alt- und Neuſtadt Hannover.
II. Beitrag zur Beantwortung der Anfrage im 26ten Stück dieſes Magazins von d. J. Von Hn. J. G. L. Blumhof in Hannover.
98. I. Der Geiſt mit Fleiſch und Bein. Ein Beitrag zu den Geiſtermärchen und Geſpenſterhiſtörchen der neuern Zeit. Vom Hn. Candidat Buſſe zu Wathlingen.
II. Das wohlthätige Schild.
III. Sonderbare Heilmethode der Dyſenterie. Vom Hn. Candidat Buſſe.
IV. Bittere Mandeln, ein Gift für Mäuſe.
99. I. Einige Regeln über das Beſchneiden der Fruchtbäume.
II. Beantwortung der Anfrage im 5ten Stück des neuen hannöveriſchen Magazins von 1791.: Wer die Victalienbrüder geweſen ſind. Vom Hn. Paſtor Rotermund zu Horneburg.
Stück.
III. Ein einfaches Mittel zur Verbeſſerung des Biers.
IV. Mittel wider Froſtbeulen.
100. I. Allgemeine Ueberſicht des Krappbaues in verſchiedenen Ländern, und kurze Anweiſung zum Bau deſſelben in den hieſigen Churlanden. Von Hn. J. G. L. Blumhof in Hannover.
II. Anfrage.
III. Wie das Fettigwerden einiger Arten der Nachtfalter bei der Aufbewahrung derſelben zu verhüten ſey.
101. I. Straßenräuber Galant und Conforten. Ein Beitrag zur Erfahrungsſeelenlehre. Von Hn. G. P. Palm in Hannover.
II. Vorſchläge über die im 47ten Stück des neuen hannöveriſchen Magazins aufgeworfene Frage: über die Anlegung der ſogenannten Buchkämpe. Von Hn. F. K. zu Reinhauſen.
102. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Beantwortung der im 8ten Stück dieſes Magazins von d. J. gethanen Anfrage, die angoriſchen Kaninchen betreffend. Von Hn. L. P. H. zu W.
III. Anfrage wegen der Schnuckenwolle. Von Hn. W.
103. I. Vaterländiſche Geſchichte eines gerichtlichen Zweikampfs vom Jahre 1098.
II. Beiſpiele eines ungewöhnlichen Fleiſſes und einer ſonderbaren Mikrologie. Vom Hn. Candidat Buſſe zu Wathlingen.
III. Berichtigung der Nachricht, über die Fernſchreibekunſt, im neuen hannöveriſchen Magazin, vom Jahre 1795. St. 24. Von Hn. Lenz in Celle.
104. Ueberſicht der allgemeinen Armenpflege des Königl. Churfürſtl. Armencollegiums in Hannover, von Michaelis 1794. bis 1795.

Zwei-

Digitized by Google

Zweites Register,

nach alphabetischer Ordnung.

Vom Jahre 1795.

A

Aker und Wiesen, wie man sie mit Kalch dünget, 97 f.
Ahornbaum, wie man Zucker aus dessen Safte bereiten kann, 305 f.
Akademie der Wissenschaften, Petersburger, deren Preisaufgaben, 738 f.
Akazienbaum, der unächte, Abhandlung über den großen Nutzen desselben, 1377 f.
Algier, das Königreich und die Stadt, Nachricht davon, 778 f.
Anbau der Eichen, etwas darüber, 130 f.

Anekdoten.

Von drei Bauern, 463. Von einem Besenbinder, 479. Von der Verwandlung des schwarzen Haars in blondes, 607. Jungfräulichkeit der Königin Elisabeth von England, 863. Hagestolz, 943. Von Kleinjogg, 1005

Anfragen und Aufgaben.

I. Beantwortete.

Was ist die Ursache davon, daß um die Zeit, wenn Tag und Nacht gleich werden, der Barometer nicht so wie sonst gemeiniglich mit der Witterung übereinkommt, sondern bei Regen oft steigt, und bei heiterm Himmel fällt? 47. 321. Wenn ein Imker die Bienen eines andern Imkers darum, weil seine Bienenstöcke von solchen angefallen und beraubt werden, mit vergiftetem Honig tödtet, ob denn diese That criminell ist? 128. 475. Noch etwas zu der Frage im hannöverischen Magazin von 1794. Stück 23. S. 367. 144 f. Ueber das Lang- und Zähewerden der Kuhmilch, 157 f. 669. 1517 f. Wie man die wilden Kastanien zur Viehfutterung zubereitet? 175. 507. 578. 1435. Wie die Fledermäuse von den Rauchkammern zu vertilgen sind? 223. 879. 1023. Ueber den Nutzen des Mannagrases, 234. f. Welches ist der beste Gebrauch, der von erfrornen Kartoffeln für Menschen und Vieh zu machen steht? 415. 493. 1549. f. Wie ist die Berechnung nach Ritterlagen zu erläutern? 611. 1497. Ueber die Victalienbrüder, 927. 991. 1575. f. Wie man die Frösche in der Nähe der Wohnungen vertilgen kann? 1167. 1391

II. Unbeantwortete.

Ob es einer öffentlichen Schule nachtheilig ist, wenn dramatische Uebungen darin angestellt werden? 240. Ob es rathsamer, verdorbenes Heu im Anfange, oder am Ende des Winters zu verfüttern? 431. f. Ueber den Schmierbaum, dessen man sich in den Churhannöverischen Posthäusern bedient? 447. f. Woher die Bohnenbohrer (curculiones) entstehen, und wie die Bohnen dafür zu bewahren? 522. Wie man die Geschlechter der Tauben von einander unterscheiden kann? 847. Woher kommt die Gewohnheit, daß einige Gärtner den Abend vor dem neuen Jahr den Bäumen das neue Jahr schießen? 896. Wo findet sich ein hinlänglich deutlicher und vollständiger Unterricht über die Einrichtung einer Cameralregistratur? 976. Ueber die Aufbewahrung des Steinobstes im Winter, 1263. f. Ueber die neuere Erfindung der Schifswindmühlen, 1421. Wie der sogenannte kleine sibirische Eisapfel eingemacht wird, 1597. Anfrage wegen der Schnuckenwolle, 1631. f.
Anisöl, damit vertreibt man den Hunden die Flöhe, 1422

Digitized by Google

Anopospheer, ein militairischer Posten gegen die Schneeberge von Serinaghur, Tagebuch einer Reise dahin, 290. f.
Anzeige, meteorologische, 701
Appellation der Perükenmachermeister und übrigen Concessionisten hiesiger Alt- und Neustadt an ein hochgeneigtes Publikum, gegen die vorgeschlagene Abschaffung des Haarpuders, 1537. f.
Apothekerwaaren, wie billige Preise derselben zu erhalten und gesichert werden können, 582
Armenpflege, Uebersicht der allgemeinen des K. Ch. Armencollegiums in Hannover, von Michaelis 1794. bis dahin 1795. 1649. f.
Artischockenstöcke, bequeme Methode, solche durchzuwintern, 974
Ausschlagen des Saatkorns, etwas über diesen Vorschlag, 153 f.

B.

Bauernfamilie, Geschichte einer durch Fleiß und Moralität glücklich gewordene, 1347
Bauergüter, von den Vortheilen für Industrie, Moralität, Patriotismus und Bevölkerung, wenn solche getheilt werden, 1243 f.
Bäume, wie man das Moos von selbigen vertreibt, 563. f.
Baumschulen, historische Nachricht von den hessischen, 995
Baumschwämme, verschiedene, wie man Seife daraus verfertigt, 1357
Begraben, das, in Kirchen, etwas darüber, 81. f.
Begräbnisse in den Kirchen, etwas darüber, 1521. f.
Benutzung, möglichst beste, des Pfannensteins auf Salinen, 21. f.
Beschneiden, das, der Fruchtbäume, einige Regeln darüber, 1569 f.
Bettstelle, Erfindung einer neuen, 495
Bier, Mittel zur Verbesserung desselben, 1583
Blattern, Prüfung der Gründe gegen die Inoculation derselben, 849
Bleiglasur, Abschaffung derselben, 89. f.
Brief aus Lissabon, 318
Buchkämpe, über die Anlegung derselben, 749. 1611
Buchweitzen, oder Heidekorn, etwas über den Nutzen desselben, 119 f.
Busquetpflanzer, Warnung und Bitte an selbige, 638

C.

Cassini, dessen Darstellung der Verdienste der französischen Gelehrten um die mathematische Erdbeschreibung, 1. f.
Cito, etwas über dieses Wörtlein, 959
Cromwell, Oliver, dessen Gedanken über Volkssouverainität und Volksmajestät, 845 f.
Cuxhaven, am Ausfluß der Elbe, über die Witterung daselbst, 145. f. 709

D.

Dachdecken, etwas davon, 1533. f.
Dialekt, der niedersächsische, ob er ein Hinderniß der Aufklärung ist? 553. f.
Diebstahl der Obstbäume, wie demselben vorzubeugen. 1327
Drawän, ein wendischer Vagus, etwas darüber, 513 f.
Dreschmaschine, Nachricht von einer neu erfundenen, 965 f.
Düngung der Aecker und Wiesen mit Kalch, etwas darüber, 97. f.
Dysenterie, sonderbare Heilmethode derselben, 1565. f.

E.

Eichen, die Aufbewahrung derselben betreffend, 1503
Eichen, über deren Anbau, 130. f.
Eier, Mittel, sie zu conserviren, daß sie nicht erfrieren noch anliegen, 527
Erbsen, grüne, Mittel solche im Winter zu erhalten, 1413
Erdbeschreibung, mathematische, Darstellung der Verdienste der französischen Gelehrten um selbige, 1 f.
Erdkrebs, Erdgrille, oder Maulwurfsgrille, etwas über dessen Vertilgung, 77

Digitized by Google

Ereigniß, ein in psychologischer Hinsicht merkwürdiges, 691 f.

F.

Fernschreibekunst, etwas darüber, 1647
Fleiß, Beispiele eines ungewöhnlichen, 1641 f.
Flöhe bei Hunden, Mittel, solche zu vertreiben, 1424
Frostbeulen, Mittel wider selbige, 1583
Fruchtbäume, einige Regeln über das Beschneiden derselben, 2569 f.

G.

Gänsezucht, eine Bemerkung bei selbiger, 111
Gaibia, ein Christ, bei den Türken ein Heiliger, 190 f.
Galant, ein Straßenräuber, Nachricht von selbigem, 1601
Gebäude, neue Erfindung, solche mit heißer Luft von reinerer Eigenschaft als die, welche bisher gebraucht worden, zu erwärmen, 1531. f.
Gelehrte, französische, Darstellung deren Verdienste um die mathematische Erdbeschreibung, 1 f.
Geist, der, mit Fleisch und Bein, ein Beitrag zu den Gespenstermärchen, 1553. f.
Gerber, etwas für deutsche, 815
Gilden und Zünfte in Deutschland, Skize einer Geschichte derselben, 881. f.
Gottesdienst, der, der Sikhs im nördlichen Hindostan, 210 f.
Gradmessung, neue, der Franzosen, etwas darüber, 565 f.
Guillotine, eine alte schottische Erfindung, 1115 f.

H.

Haarfrisuren, etwas über selbige, 1393. f.
Hadeln, Beispiel zur Nachahmung aus diesem Lande, 656
Häuser, ob es eine schädliche Gewohnheit, solche mit Stroh zu decken, 715 f.
Handwerkszünfte, etwas darüber, 65 f.
Hausgrillen, oder Heimchen, Mittel, solche zu vertreiben, 1215
Hechte, über den Fang und die Zubereitung derselben im nördlichen Deutschland, besonders in Pommern, 451 f.
Heidekorn, oder Buchweitzen, etwas über den Nutzen desselben, 119
Heldenlob, 703
Hochdeutsche Sprache, Nothwendigkeit und Mittel, solche dem großen Haufen bekannter zu machen, 193. f. 401. f.
Holzkultur, Vorschläge über selbige, 1095. f.
Hunde, etwas über das Tollwerden derselben, 1321. Mittel, solchen die Flöhe zu vertreiben, 1423

J.

Ilfeld, Lektionenverzeichniß des dortigen Königl. Pädagogii, 673. f. 1362
Inoculation der Blattern, Prüfung der Gründe gegen selbige, 849 f.
Judeneid, auf Befehl und vor christlicher Obrigkeit, Abhandlung darüber, 1121., über die Gültigkeit desselben, 1329. f.
Juriefest, das, der alten Deutschen und Skandinavier. 183. f.
Jungfern, alte, etwas darüber, 221. f.
Jungfräulichkeit der Königin Elisabeth von England, 863

K.

Kaffee, neuer deutscher, 733
Kalch, die Anwendung desselben zur Düngung der Aecker und Wiesen, 97. f.
Kaninchen, angorische, etwas darüber, 1619. f.
Kartoffelnpflanzer in der Grafschaft Lankaster, entdecktes Geheimniß derselben, wie sie frühe Kartoffeln ziehen und behandeln, 161. f.
Kastanien, wilde, deren Nutzen, 507. 578. 1435
Kirchen, über das Begraben in selbigen, 81
Kirchenpolizei, einige Gedanken darüber, 1521

Digitized by Google

Kitt, um zerbrochenes Porcellain oder Fayence zu flicken, 1135
Kleeſaamen, über die Erziehung deſſelben, 1417
Kohl, über die vorgebliche Erzeugung des Saamen an ſelbigem, 1279. f.
Kloſterfrauen zu St. Clara in Nürnberg, Schutzſchrift für ſelbige, 225 f.
Kornpreiſe, etwas von ſelbigen, in Beziehung auf die Brodtaxe, 465 f.
Kornwurm, der ſchwarze, einfaches Mittel, ſolchen zu vertilgen, 31. f. 117. 240. 734
Koſten, Zeitwort, etwas über ſelbiges mit der dritten Endung der Perſon, 411
Krankheiten, anſteckende hitzige und langwierige, über die Mittel, das Verbreiten derſelben zu vermindern, 945. f.
Krappbau, Anweiſung dazu, 1585. f.
Rübe, über das Verwerfen derſelben, 429. f.
Kuhmilch, wider das Zäheſchleimige derſelben, 871. f.

L.

Läuſe, durch welche Mittel ſolche bei dem Rindvieh und Schweinen zu vertreiben ſind, 241. f.
Landwirthſchaftsgeſellſchaft zu Celle, Nachricht von einigen Verhandlungen derſelben in den beiden Frühlingsverſammlungen des Jahrs 1795. 1009
Lebensmittel, beſte Behandlung einiger Arten derſelben im Winter, 932. f.
Lektionen, auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld, 673. f. 1361. f.
Leſeſucht, wie dieſem unter uns eingeriſſenen Uebel abzuhelfen, 1281. f.
Liſſabon, Fragment, aus einem Briefe von daher, 318. f.
Lucerne, vortheilhafter Anbau derſelben, 1407
Lungenſchwindſucht, Gedanken über die Urſache u. Behandlung derſelben, 626 f.
Luxus, Proben des fortſchreitenden in den ältern Zeiten, 207

M.

Mahlzeit, etwas vom Schlaf nach ſelbiger, 433. f.
Mandeln, bittere, ein Gift für Mäuſe, 1567. f.
Maulwurf, der, Abhandlung darüber, 563. f.
Medicinalanſtalten, die unſrigen, ob ſie in Hinſicht auf das Apothekerweſen einer Verbeſſerung bedürfen, 597
Meiſterſängerzunft, Nachricht von der ehemals in Deutſchland blühenden, 977
Meublen und Sachen, wie ſolche bei entſtandenem Brande am ſicherſten und bequemſten, auch ohne Nachtheil der Löſchungsanſtalten gerettet werden, 1217. f.
Milch, über das Lang- und Zähewerden derſelben, 1515
Milzſeuche, oder Milzbrand bei dem Rindvieh, Beſtimmung dieſer Krankheit, 33. Urſachen derſelben, 34. Kennzeichen der Krankheit, 43. Was bei der Oefnung des verreckten Viehes gefunden wird, 47. Behandlung des kranken Viehes, 51. Vorſicht beim Eingeben und Aderlaſſen, 55. Vorſicht beim Begraben des verreckten Viehes, 58. Die Präſervation des Viehes betreffend, 59
Mitleiden, das, Fragment darüber, 417. f.
Moos, bewährtes Mittel, ſolches von den Obſtbäumen zu vertreiben, 563. f.

N.

Nachtfalter, wie das Fettigwerden bei deren Aufbewahrung zu verhüten, 1599
Nachtwandler, Geſchichte eines, 609 f.
Neu, nicht alles iſt ſolches, was für neu ausgegeben oder gehalten wird, 667

O.

Obſtarten, Mittel, ſolche mehrere Jahre friſch zu erhalten, 1359
Obſtbäume, wie man das Moos von ſelbigen vertreibt, 563. f. Mittel, dem Diebſtahle derſelben vorzubeugen, 1327

P.

Perukenmachermeiſter und Conceſſioniſten der hieſigen Alt- und Neuſtadt, deren

Digitized by Google

ren Appellation aus Publikum über die vorgeschlagene Abschaffung des Haarpuders, 1537
Petersilie, Porro, Sellerie, Eichorienblätter ꝛc. Mittel, solche im Winter grün zu erhalten, 1519
Pfannenstein, dessen möglichst beste Benutzung auf Salinen, 21
Philosoph, der, bei Hofe, 671
Pirkheimers Schutzschrift für die Klosterfrauen zu St. Clara in Nürnberg, 225 f.
Porcellain, Nachricht von einem Kitt, womit man solches flicken kann, 1135
Preisaufgaben der St. Petersburgischen kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und freien ökonomischen Gesellschaft, 721. f.
Preisschrift, gekrönte von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, 581
Proben des fortschreitenden Luxus in den ältern Zeiten, 207
Puder, etwas über den Gebrauch desselben, 1393. f.

Q.

Quacksalberei und Quacksalber, über ihren Fortgang, und über die Mittel dagegen, 481. f.

R.

Räude der Schafe, Methode, solche zu heilen, 711
Rechnungsführer, etwas für selbige, 1376
Recept, ächtes gegen die Hypochondrie, 911
Rindvieh, wie die Milzseuche oder der Milzbrand desselben zu heilen, 33 f., wie solchem die Läuse zu vertreiben sind, 241. f.
Rindviehzucht, einige praktische Bemerkungen von selbiger, 1441. f.
Rosinenkerne, wie man Weinstöcke daraus zieht, 1103
Rüben, teltauer- oder märkische, Bemerkungen beim guten Bau derselben, 1295

S.

Saatkorn, etwas über den Vorschlag, solches auszuschlagen, 153. f., verbesserte Methode, dasselbe auszudreschen, 681. f. 1489
Salinen, wie der Pfannenstein auf selbigen am besten zu benutzen, 21 f.
Salzwerk bei der Stadt Schmalkalden, in dem hessischen Antheil der Grafschaft Henneberg, wird beschrieben, 1025. f.
Satyren, auf wenn man solche machen darf, 687
Schafe, Methode, die Räude derselben zu heilen, 711 f.
Schiffbaukunst, über die Fortschritte derselben und ihren jetzigen Zustand, 1271. f.
Schiffswindmühlen, Anfrage darüber, 1421
Schild, das wohlthätige, 1561. f.
Schlaf, nach der Mahlzeit, etwas darüber, 433. f.
Schlangenbeschwörer, wahre Geschichte eines ostindischen, 1513
Schmalkalden, Nachricht von dem Salzwerk bei dieser Stadt, 1025
Schminkbohnen, grüne, Mittel, solche im Winter zu erhalten, 1413
Schweine, wie ihnen die Läuse zu vertreiben sind, 243. f.
Seidenpflanze, die syrische, Beitrag zur Beschreibung derselben, 305. f.
Seife aus verschiedenen Baumschwämmen, 1357
Seiks oder Siks im nördlichen Hindostan, über deren Gottesdienst, 210. f.
Sonnenrauch, etwas darüber, 171
Spörgelbau, Versuch mit demselben in der Heidgegend, 529. f.
Sprache, die hochdeutsche, Nothwendigkeit und Mittel, solche dem gemeinen Haufen bekannter zu machen, 193. f. 401. f., die lateinische, französische und englische, über den Werth derselben in Hinsicht auf die Ehre zur allgemeinen gelehrten Sprache erhoben zu werden, 615. f.

Digitized by Google

Streusand, der, vermuthliche Schädlichkeit desselben bei der Schreiberei, 330
Strohdächer auf dem Lande, über deren Vorzüge, 247

T.

Taschenuhren, über den jetzigen Zustand derselben, 605. f.
Telegraph, was solches auf Deutsch heißt? 176
Thonarten, Kennzeichen und Eigenschaften der verschiedenen, in Rücksicht auf ökonomische und technische Anwendungen, 1200 f.
Tollwerden, das, der Hunde, etwas darüber, 1321

U.

Umgang, über Offenheit und Verschlossenheit in selbigem, 1337. f.

V.

Verdauungsgeschäft, etwas darüber, 433. f.
Versalbuchstaben, etwas darüber, 1001
Volkssouverainität und Volksmajestät Oliver Cromwells Gedanken darüber, 845

W.

Waldstreu, über Abschaffung derselben, 1471
Wasser, Abhandlung über das von Insekten verdorbene ꝛc. 1473 f.
Weinstöcke aus Rosinenkernen, 1105
Westrumb, Bergcommissair, Anmerkung zu einer Stelle in dessen Abhandlung über die Bleiglasur, 457. f.
Witterung zu Cuxhaven, am Ausfluß der Elbe, 145. f. 705. 1425
Witzenhausen, Nachricht von dieser Stadt, und der umliegenden Gegend, 1505. f.
Wolle, Wollenmanufakturen und Wollenhandel in Aachen, Schlesien und in einigen andern Gegenden Deutschlandes, einige Bemerkungen darüber, 257. f. 337. f. 353. 370. 385. f.

Z.

Ziegleien hiesiger Lande, Untersuchung der Ursachen, welche dabei zum Grunde liegen, daß auf sehr vielen derselben jetzt viel schlechtere Ziegelwaare gemacht und verkauft wird, als in alten Zeiten geschehen ist, 750. f. Zweifel gegen diese Ursachen, 1137. f.
Zimmer, neue Erfindung, solche mit heisser Luft von reinerer Eigenschaft, als die, welche bisher gebraucht worden, zu erwärmen, 1501. f.
Zucker aus Ahornsaft, 300 f. Vorschlag, durch die Theurung desselben veranlaßt, 642. f.
Zünfte und Gilden in Deutschland, Skize einer Geschichte derselben, 881 f.
Zweikampf, vaterländische Geschichte eines gerichtlichen vom Jahre 1098. 1633. f.

Digitized by Google

Neues
Hannöverisches Magazin.
1tes Stück.
Freitag, den 2ten Januar 1795.

Cassini's Darstellung der Verdienste der französischen Gelehrten um die mathematische Erdbeschreibung a).

Kein Jahrhundert hat mit glücklicherem Erfolg mehr Licht über die Erdbeschreibung ausgebreitet, und sie mehr vervollkommnet, als das gegenwärtige, aber auch keine Nation hat in dieser Wissenschaft so schnelle Fortschritte gemacht als die französische.

Ich will hier kein Gemälde entwerfen von dem, was französische Gelehrte mit unendlicher Mühe und Arbeit auf den Bergen Peru's, auf dem Eise des Polarcirkels, in der Mitte der Sandwüsten Afrika's geleistet, wie Bouguer, la Condamine und Godin bei Quitto, Maupertuis, Clairaut, Camus und le Monnier bei Tornea, de la Caille bei dem Vorgebirge der guten Hofnung die Grade des Meridians gemessen haben.

Die Reisen und wiederholte Versuche zur Auflösung des großen Problems der Meereslänge, und besonders der Versuche mit Seeuhren eines Marquis de Courtanvaux im Jahre 1767., eines Cassini im Jahre 1768., eines Fleurieu im Jahre 1769., eines Abbe' de Rochon im Jahre 1770., eines Verdün, Borda und Pingre im Jahre 1771., eines Chabert im Jahre 1771., 1776., 1778. und 1782., eines Dagelet im Jahre 1783., Granchain im Jahre 1784., eines Chastenet-Puysegur im Jahre 1784., zeige ich hier nur an, um das, was in dem Innern von Frankreich in der mathematischen Erdbeschreibung geleistet worden ist, ausführlich erzählen zu können.

Fernel ist unstreitig der erste, welcher (im Jahre 1550.) eine Messung in Frankreich unternahm; er bestimmte die Entfernung von Paris nach Amiens, nach der Umwälzung eines Rades an seinem Wagen, auf 56746 Toisen, also ungefähr 300 Toisen weni-

a) Siehe *Cassini*, *Mechain* et le *Gendre* Exposé des operations faites en France en 1787. pour la jonction des observations de Paris et de Greenwich. à Paris 1791. fol. 4to. Introduction.

Digitized by Google

weniger, als es sich nach den neuern Messungen ergeben hat.

So genau diese Rechnung nach dem Gebrauch seines unzuverlässigen Instruments mit den neuern übereinstimmt, so kann man doch diese Genauigkeit nur einem Zufall zuschreiben.

Picard, welcher im Jahre 1669. mit großem Fleiß und einer Genauigkeit, welche bis dahin unbekannt war, die Entfernung Malvoisin und Amiens maaß, war der erste, welcher zur Erdmessung die Astronomie zu Hülfe nahm, und uns eine genaue Messung der Grade des Meridians gab. Er maaß zwei Baſes; die eine war nahe bei Paris in der Ebene Ville-juif, von 5662 Toisen, auf welche er die Kette seiner Dreiecke von Malvoisin bis Amiens gründete, die zweite Basis war bei Mont-lhéry, von 3902 Toisen, welche ihm zu Verificirung der dazwischen liegenden Operationen diente, und vollkommen mit der ersten übereinkam. Er fand die Entfernung der Parallelkreise von Malvoisin und Amiens in 78907 Toisen, und den Bogen des Meridians 1 Grad 22 Min. und 55 Sek. Nach diesem bestimmte Picard die Größe des Grades auf 57060 Toisen, indem er die mittlere zwischen beiden Determinationen nahm.

Vierzehn Jahre nachher zog Jean Dominique Cassini die Mittagslinie der Sternwarte zu Paris von einem Ende des Königreichs bis an das andere, indem er auf der Mittagsseite die Kette von Dreiecken fortsetzte, welche Picard gegen Norden angefangen hatte. Er gründete seine Dreiecke auf die Basis bei Ville-juif, welche jener gemessen hatte, und von hier ging er aus, und setzte in eben demselben Jahre (1684.) seine Arbeiten bis zum südlichen Ende Berry fort. Allein der Tod Colbert's unterbrach seine Arbeiten, welche er im folgenden Jahre fortsetzen wollte.

Cassini hatte im Jahre 1683. Sedileau, Chazelles, Deshoyes, Perrin und Varin zu Gehülfen und Mitarbeitern; sie nahmen die Entfernung des Thurms von Montlhéri bis zum Glockenthurm von Brie-Comte-Robert, welche Picard nach seinen Beobachtungen auf 13121 Toisen und 4 Fuß bestimmte, zur Basis an, und machten eine Kette von 20 Hauptdreiecken, welche auf 60 Stunden von Paris führte, gegen Süden bis an den Berg Ripol, unter Bourges zwischen Cülan und Verdün. Das auf diesem Berge aufgesteckte Zeichen, war die Gränze der ersten Operationen, und betrug 130306 Toisen gegen Süden, von dem mittäglichen Vordertheil der königlichen Sternwarte zu Paris, und 2661 Toisen gegen Osten von der Mittagslinie an.

Aus diesem schließe man die Entfernung von Bourges von der Mittagslinie 2358 Toisen gegen Osten, und von der Perpendikularlinie 160197 Toisen gegen Süden.

Siebenzehn volle Jahre gingen nun vorüber, bis man die Beschreibung der Mittagslinie wieder vornahm.

Der

Der König, von den Vortheilen der Fortsetzung dieser geographischen Arbeiten durch den Graf Pontchartrain und Abbe' Bignon unterrichtet, gab im Jahre 1700. Befehl, diese angefangenen Arbeiten fortzusetzen. Er belebte ihren Eifer so sehr, daß schon im folgenden Jahre (1701.) die Arbeiten in der mittäglichen Seite des Königreichs gänzlich vollendet wurden.

Bei dieser zweiten Reise, welche Johann Dominique Cassini im Jahre 1700. und 1701. in Gesellschaft seines Sohnes, Jacob Cassini, und seines Neffen, Philipp Maraldi, machte, fing er an dem Ort an, an welchem Joh. Domin. Cassini im Jahre 1683. seine Arbeiten abgebrochen hatte. Durch eine Kette von 25 Dreiecken kamen sie auf die Spitze von Montcanigou, der südlichen Gränze der Mittagslinie, 362706 Toisen von dem mittäglichen Vordertheil der Sternwarte zu Paris.

Sie reiseten auf die Seite gegen Osten, nach Perpignan, machten eine Verificationsbasis von 7246 Toisen, und ein Drittel, welche durch drei Dreiecke mit den Dreiecken der Mittagslinie verbunden war, und erhielten durch den Calcul und durch eine gerade Messung eben dieselben Resultate.

Auf diese geodätische Messungen folgten die astronomischen Beobachtungen. Man bestimmte den Himmelsbogen zwischen Collioure und der Sternwarte zu Paris auf 6 Grade 18 Minuten 57 Sekunden, welcher mit der Erdenferne von 360614 Toisen übereinkommt, und den Grad des Meridians auf 57097 Toisen giebt, mithin 37 Toisen größer, als Picard im nördlichen Frankreich bestimmte. Nun blieb nichts übrig, als in einer kleinen Entfernung von Amiens bis Dünkirchen, Picard's Messungen gegen Norden zu verlängern, um die Mittagslinie von einem Ende Frankreichs bis zum andern ziehen, und die Messung von 8 und einem halben Grad der Mittagslinie vollenden zu können. Hier zeigten sich aber neue Schwierigkeiten, welche erst durch fortgesetzten Eifer und stete Beharrlichkeit im Jahre 1718. gehoben wurden, aber nun, nach funfzig Jahren, vollendeten sie auch in diesem Jahre das große Werk.

Jacob Cassini, Maraldi sein Neffe, de la Hire, der jüngere, reiseten im Monat Junius 1718. nach Mont-didier, um die Arbeiten wieder anzufangen, welche Picard hier durch seine genauen Messungen geendiget hatte. Sie setzten an die Stelle des Dreiecks zwischen dem Baum von Marenil, Sourdon und Mont-didier, wo Picard nur zwei Winkel beobachtete, das Dreieck von Mezieres, Sourdon und Mont-didier, und fügten zu den neun alten von Picard gebildeten Dreiecken noch eine Kette von 20 Dreiecken hinzu.

Zu Dünkirchen, die nördliche Gränze der Mittagslinie, machten sie eine Verificationsbasis von 5564 Toisen, welche sich eben so befand, wie

Digitized by Google

sie die Rechnung der Dreiecke angab. Die astronomischen Beobachtungen bestimmten den Himmelsbogen auf 2 Grade 12 Min. 9 Sek., welcher mit einer Erdentfernung von 125454 Toisen übereinkam. Mithin war die Größe eines Grades des Meridians 56960 Toisen, und also um 100 Toisen geringer als Picards Messung. Diese wurde in der Folge nichts destoweniger richtig gefunden, weil glücklicher Weise die bei der ersten Messung begangenen Fehler sich gegen einander aufhoben.

Die Beschreibung der Mittagslinie in der ganzen Strecke Frankreichs von Norden bis Süden, gab zu den wichtigsten geographischen Kenntnissen und Berichtigung der Lage vieler Städte Veranlassung, indem man dadurch eine genaue Basis und unwandelbare Punkten festsetzte. Man sahe daraus, welche große Vortheile die Erdbeschreibung dadurch erhalten könnte, wenn Geometrie und Astronomie mit einander verbunden werden.

Durch diese ersten Versuche aufgemuntert, unternahm man den großen Plan, in ganz Frankreich Mittags- und Parallellinien von Distanz zu Distanz zu ziehen, welche unter sich verbunden, die geometrische Beschreibung des ganzen Königreichs vollkommen machten. Schon bei den ersten Versuchen wurde man mit den Hindernissen, welche zu besiegen waren, bekannt, und man wurde durch den Aufwand von Zeit, welche diese Arbeit erforderte, und durch die Verbindung und Uebereinstimmung des Einzelnen mit dem Ganzen, nicht davon abgeschreckt.

Ludewig XV. äußerte bei diesem großen Unternehmen dadurch sein Wohlgefallen, daß er die Ausführung desselben befahl. Orry, Generalcontroleur, unterstützte es, und nun war alles in Thätigkeit gesetzt.

Cassini de Thury und Maraldi fingen diese Arbeiten im Jahre 1739 an, und beharreten dabei ohne Unterbrechung zwölf Jahre nach einander b). In dieser Reihe von Jahren bedeckten sie die ganze Oberfläche Frankreichs mit einer Kette von ungefähr zweitausend Dreiecken. Man zog eine neue Mittagslinie, welche schon vorher so viele Zeit und Mühe kostete.

Im Jahre 1739. fingen Cassini de Thury und de la Caille die Arbeit wieder von vorne an. Sie reiseten im Monat Mai 1739. ab, die Mittagslinie zu verificiren, verfolgten die vorher gemachten Dreiecke bis Orleans, und machten eine neue Kette bis Bourges; nach diesen war der Unterschied der Breite mit Paris viel kleiner, als sie seyn sollte, indem sie die Größe des Grades so angenommen hatten, wie sie Picard fand; noch mehr, sie fanden, daß die neuen geometrischen Messungen, welche man auf

b) Cassini de Thury Description géometrique de la France. 1783.

auf Picards Basis gründen, nicht mit der neuen Basis, welche nahe bei Bourges gemessen wurde, überein kam. Sie verlängerten daher ihre Dreiecke von Bourges nach Rhodes, fanden den Grad zwischen diesen zwei Städten viel kleiner als von Bourges nach Paris, ein Zwischenraum, in welchem sich Picards Basis befand. Bei Fortsetzung ihrer Operationen von Rhodes nach Perpignan, fanden sie beinahe eben so viele Grade, wie zwischen Bourges und Rhodes, welches die Vermuthung bestätigte, daß sich in Picards Messungen einige Fehler eingeschlichen haben. Ehe sie aber diesen eines Fehlers beschuldigten, unternahm de la Caille im Jahre 1740. aufs neue, die Basis von Bourges zu messen, bildete neue Dreiecke, fand aber immer eben dieselbe, Picard entgegengesetzte Resultate, welches mithin einen Irrthum von 6 Toisen in der Messung seiner Basis augenscheinlich darlegte. Schon vorher bemerkte man einen Irrthum von 11 Toisen auf einer Seite, welche Picard auf 11000 Toisen bestimmte. Dieses veranlaßte J. Cassini und de la Caille, um alle Ungewißheit zu heben, die Basis von Picard noch einmal zu messen, welche 6 Toisen zu lang war, den Grad um 56 Toisen verkürzte, und ihn zu Bourges größer machte, als zu Perpignan. Hierauf gingen sie zum mitternächtlichen Punkt der Mittagslinie, reiseten von Dünkirchen, wo sie eine neue Basis nach der Länge des Meeres hin maßen, und verschiedene Ketten von Dreiecke bildeten, welche bis auf 1 oder 2 Toisen eben dieselben Resultate gaben, nach Amiens, fanden die Entfernung von Sourdon nach Villers Bretonneux um 15 Toisen geringer, als sie vorher bestimmt war, verfolgten ihren Weg bis Paris, und kamen an die Gränze von Picards Kette von Dreiecken, welche sie bis auf 1 Fuß mit ihrer neuen Messung gleich fanden, ausgenommen die Irrung von 6 Toisen, welche sich in alle vorhergehenden Messungen eingeschlichen hatten, und die Nothwendigkeit der Verificationsmessung noch mehr an den Tag legte.

Diese Irrungen in der Messung entstanden aller Wahrscheinlichkeit nach daher, weil man zu großes Zutrauen in Picards Basis gesetzt hatte, welche um 6 Toisen zu groß war. Diese kleine Rectification in der Rechnung hatte wichtige Folgen, da sie die Figur der Erde gänzlich änderte, denn nach den Resultaten der vorhergehenden Messungen, schien die Erde gegen die Polen verlängert, nach den neuern aber war sie platt gedrückt, mithin nach den Grundsätzen Newton's und nach den Messungen, welche zu Peru und bei dem Polarcirkel angestellt wurden.

Nach den Messungen, welche man in Peru und in Lappland anstellte, fand man den Grad des Polarcirkels um 688 Toisen größer, als den Grad des Aequators. Nach diesen war die Erde gegen die Polen platt gedrückt.

Picard fand bei seiner Messung den Grad im nördlichen Frankreich um 311 Toisen größer als den Grad des Aequators, welches nicht allein obiges Resultat bestätigte, sondern auch den Zuwachs der Grade vom Aequator bis zum Pol bewies. Nach diesen sollten folglich die Grade des Meridians, welche im mittäglichen Frankreich gemessen wurden, viel kleiner seyn als die in Norden zu Paris, allein die Messungen des Dominique und Jacques Cassini gaben im Gegentheil 57097 Toisen unter der Parallele von 45 und einem halben Grad und 56960 Toisen unter der Parallele von 50 Graden. Allein diese großen Abweichungen wurden durch die wiederholten Bemühungen des la Caille und Cassini de Thury, und mit vollkommenen Instrumenten, wodurch man nicht allein die Beobachtungen sondern auch die alte Basis, zu welcher man ein so großes Zutrauen hatte, rektificirte, gehoben.

Als man die entferntesten Oerter Frankreichs durch die langen Ketten der Dreiecke mit einander verbinden wollte, so war zu besorgen, daß die verschiedenen kleinen Fehler, welche bei den Messungen statt fanden, bei der ganzen Summe von Bedeutung seyn könnten, allein die Erfahrung lehrte, daß eine glückliche Compensation der Fehler stets bei dieser Art von Messung statt haben müsse; man suchte sie daher durch hinlängliche Aufmerksamkeit so viel als möglich zu verringern, indem man die schicklichsten Verifications- und Rektificationsmittel dazu anwandte. Man gab den großen Dreiecksketten die vortheilhafteste Stellung, da man sie der Richtung der Parallel- und Perpendikularlinien der Mittagslinie folgen ließ; so viel es thunlich war, machte man sich zum Gesetz, die drei Winkel eines jeden Triangels zu beobachten, man gebrauchte dazu gute Instrumente, aber dem unerachtet war es unmöglich bei Bildung der zweitausend Dreiecke, eben dieselbe Aufmerksamkeit wie bei Messung der Grade des Meridians anzuwenden.

Um die einzelnen Messungen zu verificiren und zu verbessern, hatte man 19 Bases in verschiedenen Theilen des Königreichs von Distanz zu Distanz gemessen, deren Länge bereits durch zwei Messungen bestimmt war. Durch die Operationen der Dreiecke kam die ganze Messung zu einer Genauigkeit, welche man durch kein anderes Mittel hätte erreichen können, denn selten betrug der Unterschied mehr als zwei Toisen zwischen den gemessenen Basen und den durch Dreiecke gefundenen. Aus diesen Erdmessungen leitete man die Länge und Breite der vornehmsten Punkte her, verglich sie mit den bereits bestimmten astronomischen Beobachtungen, und fand sie so übereinstimmend, daß man keinen Grund mehr hatte an der Vortreflichkeit der trigometrischen Messungen zu geographischen Bestimmungen der Oerter zu zweifeln. Man erhielt sogar dadurch ein Recht zu schließen, daß sie

zu

jeden Bestimmung kleiner Zwischenräume oder Verschiedenheit von Länge zwischen nicht weit entfernten Oertern einen nicht geringen Vortheil darbiete. Man rechnet ungefähr 10 Toisen, welche bei den Erdmessungen auf eine Entfernung zweier Gruthen (Lieues) fehlen könnten, und diese 10 Toisen betragen ungefähr eine Sekunde des Gradzeichens am Himmel; denn auch bei den Beobachtungen, welche mit den besten Instrumenten angestellt werden, kann man sich auf die gefundene Weite höchstens bis auf zwei Sekunden verlassen, und auf die Länge ist es erwiesen, daß man nur seltene Phänomene zählen kann, bei welchen man sie auf eine Sekunde in Zeit, das ist auf 15 Sekunden im Bogen bestimmen kann. Dieses ist auch die Ursache, um welcher willen einige Personen Cassini de Thury wegen der Genauigkeit, mit welcher die Lage dieser und jener Orte, die sie durch astronomische Beobachtungen bestimmt hatten, angegeben war, lobten, er antworten ihnen aber immerhin, daß er sie vielmehr tadeln müsse, weil ihre Beobachtungen mit seinen Dreiecken übereinstimmen.

Der Fortgang dieser Messungen, welche die Geographie Frankreichs gänzlich änderten, und einen Ausdruck der Genauigkeit gaben, welchen man bisher nicht kannte, veranlaßte Cassini de Thury sie auf ganz Europa auszudehnen.

Schon auf seinen zwei Reisen, welche er in Deutschland machte, verlängerte er die Perpendikularlinie auf die Mittagslinie von Paris bis Wien. In allen benachbarten Staaten Frankreichs wollte er die Kette seiner Dreiecke fortsetzen, überschickte daher an verschiedene Höfe eine Abhandlung über diesen Gegenstand, in welcher er den Vorschlag machte, diese Messungen durch Gelehrte in ihren Ländern veranstalten zu lassen, oder ihm zu erlauben, sie selbst wie in Deutschland übernehmen zu dürfen, aber dieser Vorschlag fand leider keine Unterstützung; bei einigen wurde er ganz verworfen, andere würdigten ihn nicht einmal einer Antwort, und verschiedene nahmen ihn zwar mit Theilnahme an, aber besondere Verhältnisse unterdrückten den ersten günstigen Eindruck.

England allein sah es ein, daß dieses Unternehmen groß und der Wissenschaft ersprießlich sey. Man beschloß daher von London bis Dover und auf der Seite von Frankreich eine Kette von Dreiecken zu bilden, welche mit der Mittagslinie zu Paris sollten verbunden werden, und veranlaßte dadurch die Position der zwei Hauptstädten und der zwei berühmtesten Sternwarten Europens bis auf einige Toisen zu bestimmen.

General Roy, dessen Talente in dieser Wissenschaft entschieden waren, bekam den Auftrag der Operationen, und Ramsden übernahm es, die dazu nöthigen Instrumente zu verfertigen.

Im Sommer 1784. fing man an, die erste Basis auf der Ebene Hounslowheat,

Digitized by Google

lowheat, Südwest von London, zu messen. Schon die Anlage, das Verfahren und die Instrumente, welche die Engländer dazu gebrauchten, erregten die Hofnung, daß sie es zu einer solchen genauen Richtigkeit bringen würden, welche alle vorhergehende weit übertreffen würde.

Die hölzernen Stangen, welche man bisher gewöhnlich zu solchen Messungen gebrauchte, wurden wegen ihrer ungewissen und ungleichen Ausdehnung verworfen, man nahm daher an ihrer Stelle gläserne Röhren, welche sich viel weniger ausdehnen, als Stahl, gegossenes Eisen oder Kupfer; zu diesen Glasröhren wählte man diejenige Materie und gab ihnen diejenige Form, welche man nach den feinsten Untersuchungen für die brauchbarste fand.

Als man die erste Basis maß, hofte man, daß Ramsden's Instrument, die Winkel aufzunehmen, vollendet seyn würde. Man erwartete von diesem Instrument eine solche Genauigkeit, daß die Messung der Winkel mit der Messung der Basis übereinkommen müsse, wobei es ohne Zweifel sehr nützlich gewesen wäre, die Länge genau auf einige Zolle zu bestimmen, da der Irrthum, welchen bei den Winkeln vorkommen könnte, die Seiten nicht auf ein oder zwei Toisen bestimmt hätte.

Erst nach viel Jahren war man im Stande die Bildung des Netzes der Dreiecke anzufangen. Die ersten Operationen geschahen im Monate 1787. Die engländische Regierung begehrte den Beistand Frankreichs, und bot sich französische Mitarbeiter an, um die Dreiecke Englands und Frankreichs auf den Küsten von Dover und Calais zu verbinden. Cassini de Thury starb in diesem Jahre (den 7ten Sept.) in welchem sein Vorschlag in Ausführung gebracht werden sollte; und erhielt aber der jüngere Cassini den Auftrag; Mechain und le Gendre, Mitglieder der französischen Akademie, wurden ihm als Gehülfen mitgegeben; sie erhielten den Befehl sich sobald als möglich zur Reise anzuschicken, um den Wunsch der Engländer noch vor dem Ende des nächsten Herbsts zu befriedigen, und die Verbindung der Dreiecke zu Stande zu bringen. Die Kürze der Zeit, welche vorgeschrieben war, erlaubte ihnen kaum, sich mit den nothwendigsten Bedürfnissen zu dieser Reise zu versehen; sie war auch zu eingeschränkt, um sich durch Aufrichtung von Zeichen auf der französischen Küste die Arbeit zu erleichtern, um mehrere Punkte auf den Küste von Dover, mit denen auf der Küste von Calais zu verbinden.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

2tes Stück.
Montag, den 5ten Januar 1795.

Cassini's Darstellung der Verdienste der französischen Gelehrten um die mathematische Erdbeschreibung.

(Schluß.)

Cassini, Mechain und le Gendre, glaubten sich der Mühe der neuen Messungen auf der französischen Küste und der sich darauf beziehenden Operationen nicht überheben zu können, auch eine neue Kette zu formiren, welche von der französischen Küste an mit der Mittagslinie zu Paris verbunden seyn sollte. In ältern Zeiten hatte man zwar eine Kette gebildet, aber man war nicht überzeugt, ob man auch eben so viele Sorgfalt und Genauigkeit wie bei den Dreiecken der Mittagslinie angewandt hatte.

Lenoir, welcher sich unter allen Künstlern so sehr auszeichnete, endigte glücklicher Weise zu eben dieser Zeit ein neues Instrument, einen Zirkel von einem Fuß im Durchschnitt, nach den Grundsätzen des Borda, und dieses gab die erwünschteste Gelegenheit von diesem neuen Instrument, welches so große Vortheile in der Theorie versprach, Gebrauch zu machen. Zugleich nahmen sie einen sehr guten Quadranten, von zwei und einem halben Fuß im Halbmesser mit sich, reiseten mit diesen zwei Instrumenten den 18ten September ab, und kamen auf den mit den Commissarien der königlichen Societät in London (Roy und Blagden) verabredeten Tag (den 23ten Sept.) in Dover an.

Die engländischen Commissarien fingen ihre Arbeiten damit an, eine zweite Basis zu Romney Marsch, am Ufer des Meers, 60 Meilen gegen Osten, von der ersten an gerechnet, zu messen. Diese neue Basis wurde mit einer Stahlkette gemessen, auf deren Genauigkeit man sich verlassen konnte, weil sie mit den Meßstangen von Glasröhren verglichen, und als vollkommen gut erkannt worden ist. Die zwei Baſes wurden durch eine Kette von 24 Dreiecken mit einander verbunden, und man fand auf der Verifikationsbasis nur einen Unterschied von vier und einem halben Zoll zwischen der geraden Messung und der

der Rechnung der Dreiecke. Eine zweite Kette von sechs Dreiecken wurde heimlich gezogen von Rommey Marsch nach Dover, längst der Küste, auf welcher man zwei Hauptpunkte Dover und Fairligdowe aussuchte, um sie mit den drei vorzüglichsten Punkten auf der französischen Küste, Calais, Cap blanez und Montlambert zu verbinden. Diese fünf Punkte gaben vier Dreiecke, von welchen sie die Winkel, welche auf der französischen Seite und die Engländer diejenigen, welche auf ihrer Seite waren, mäßen. Zu diesen vier Dreiecken fügten sie noch sechs andere hinzu, welche bis Dünkirchen gingen, um eines dieser Dreiecke mit der Mittagslinie zu Paris, u. mithin auch mit der Mittagslinie zu Greenwich durch eine fortgesetzte Kette von 42 Dreiecken zu verbinden. Man verlängerte diese Kette bis zu der alten, welche in ältern Zeiten in Norden von Dünkirchen gemessen wurde, und sie gab bis auf einen Fuß eben dieselbe Länge, welche vorher durch die Kette von Dreiecken durch die Mittagslinie zu Paris bestimmt wurde.

Diese Uebereinkunft war eben so überraschend als vergnügend, da die Messungen von so sehr entfernten Punkten, als London und Paris sind, ausgingen, durch verschiedene Beobachtungen und mit verschiedenen Instrumenten angestellt wurden.

Auf diese Art erhielt man die genaueste Bestimmung des Unterschiedes der Meridiane zwischen den beiden Sternwarten, Greenwich und Paris, und eine authentische Bestätigung der Größe der Grade in Norden von Paris, welche Cassini de Thury im Jahre 1740. bestimmte.

Das Instrument, dessen sich die engländischen Commissarien der königlichen Societät zur Messung der Winkel bedienten, hatte einen solchen Grad der Vollkommenheit, daß man bei jedem Dreieck nicht mehr als 2″ 8 gefunden hat, welche in der Summe der drei Winkel fehlten. Das französische Instrument, dessen Radius dreimal kleiner war, gab nicht mehr als 4″ welche in der Summe fehlten. Mithin kann man bei der Kette von Dreiecken, welche die zwei Mittagslinien London und Paris, verbinden, den Irthum bei Messung der Winkel sehr nahe für Null annehmen. Nimt man noch dazu, daß die zwei Baseß mit einer Genauigkeit gemessen wurden, wovon man kein Beispiel hat, so kann man den gerechten Schluß daraus ziehen, daß auch die Resultate die genauesten seyn müssen, auf welche man vollkommenes Vertrauen setzen kann.

Ueber

Ueber die möglichst beste Benutzung des Pfannensteins auf Salinen.

Auszug eines Schreibens des Herrn Bergraths von Unger zu Sahliebenhalle, an den Herrn Bergcommissair Westrumb.

Vorbericht.

Ich halte es für meine Pflicht, die Salinatoren auf eine nicht unwichtige Sache beim Betriebe ihres Geschäfts, ich meine die möglichst beste Benutzung des Pfannensteins aufmerksam zu machen. Man bessert mit diesem in einigen Gegenden die Heerstraßen, verselle ihn in andere als Düngsalz zu niedrigen Preisen, oder wirft ihn, wo man dieses und jenes nicht kann, auf die Halde; und doch enthält der Pfannenstein einen Schatz, der nicht bloß für Kochsalzarme Sohlen, sondern für jede Saline von äußerster Wichtigkeit ist. Damit man diesen Schatz näher kennen und zugleich benutzen lerne, so theile ich dem Publikum den Auszug eines Schreibens mit, mit dem mich der Herr Bergrath von Unger beschenkt hat. Zu besserm Verständniß desselben wird es gereichen, wenn ich das nachstehende voran schicke.

Auf Verlangen der Fürstl. Rentcammer zu Arolsen, untersuchte ich im Jahre 1787. die Pyrmonter Salzsohle, und die verschiedenen Abfälle, die bei der Siederei zu Pyrmont vorkommen, mit dem Auftrage, Vorschläge zur bestmöglichen Benutzung aller dieser Dinge an die Hand zu geben.

Bei diesen Untersuchungen fand ich in 1000 Theilen des sogenannten Pfannensteins, 372 Theile oder beinahe 38 pro Cent Kochsalz. In meinem Berichte machte ich die Cammer auf diese Sache aufmerksam, und gab unter mehreren andern Vorschlägen auch diesen: „man solle den Pfannenstein zerkleinern, und ihn in den Sumpf- oder Sohlkasten des ersten Gradierhauses legen. Die von den Dornen herabträufelnde Salzarme Sohle a), sagte ich, wird die Salze auflösen, den Selenit aber unberührt lassen, und so an Kochsalz bereichert in den zweiten Sumpf übergehen. Den rückständigen Selenit und die Erden, könne man nach einigen Tagen, oder wenn der Pfannenstein von Salz entleert ist, wegnehmen, und andere an die Stelle bringen. Auf diese Weise entgeht man dem beträchtlichen Salzverlust, den man gegenwärtig durch den Pfannenstein erleidet, welchen man doch sonst nur wegwirft,

a) Die ungesalzene Pyrmonter Sohle enthält im Pfunde noch nicht ein halbes Loth Salz.

oder zu äußerst niedrigen Preisen, als Düngsalz verkauft. Man bereichert dabei die arme Sohle ohne große Kosten mit Salz, und wird sie schneller, als bisher zu einem höhern Grade der Gradirung bringen."

2. Diesen Vorschlag theilte ich damals verschiedenen meiner Bekannten mit, und ersuchte sie, die Salinaturen ihrer Gegend aufmerksam darauf zu machen. Mehrere derselben, und unter andern der nun in Surinam verstorbene Dr. Bels, der damals in Osnabrück war, erfüllten meine Bitte, und theilten mir ihre Versuche mit Pfannenstein, aus den ihnen nahgelegenen Salinen mit. Hier fand sich denn, daß zwar der Kochsalzgehalt des Pfannensteins 35 bis 65 pro Cent betragen kann, aber keiner von uns allen, war so glücklich, die Ausführung meines Vorschlages realisirt zu sehen; ich fürchtete nun schon, mein Vorschlag sey unausführbar; damit meine Beobachtung indeß nicht ganz verlohren gehen möge, so machte ich sie im vorigen Jahre im ersten Bande meiner chemischen Abhandlungen bekannt. Dies ist die Schrift, deren der Herr von Unger im folgenden gedenkt.

Aeußerst angenehm ist mirs, von einem so erfahrnen Manne, wie der Herr Bergrath ist, zu hören, mein Vorschlag sey nicht bloß leere Spekulation; ja nicht allein ausführbar, sondern sogar über meine Erwartung an einem Orte ausgeführt worden, wo man mit meiner Beobachtung nicht bekannt war.

Wie wichtig kann die allgemeinere Anwendung dieser Sache vorzüglich in solchen Salinen werden, wo man den Pfannenstein zu vielen 1000 Centnern aufhäufen muß, weil man gar keinen Absatz dafür finden, und keinen Gebrauch von ihm machen kann. Ueber die Art, wie man hiebei zu verfahren habe, läßt der Aufsatz des Herrn von Unger nichts zu wünschen übrig.

Da, wo man den Pfannenstein als Düngsalz verbraucht und zu Gelde macht, kann man den vom Salz entleerten Selenit und die Erden, noch immer, wie auch Herr von Unger erinnert, als solches benutzen; und beziehe ich mich dieserhalb auf die vielen und triftigen Gründe, womit Herr Rückert — den Feldbau chemisch betrachtet — die Gipsdüngung den Oekonomen empfiehlt.

W.

In diesen Tagen habe ich den 1ten Band der chemischen Abhandlungen gelesen, womit Sie dem chemischen Publikum wiederum ein Geschenk gemacht haben. Für mich war die Abhandlung über die chemische Untersuchung einiger Salzsohlen vorzüglich lehrreich und interessant. Der 5te §. worin von dem Pfannensteine, und dessen Benutzung die Rede ist, verschafte mir besonders viel Vergnügen; ich sehe daraus, daß ich mit einem Manne von mehrern chemischen Einsichten über die Wichtigkeit der

Das

Benutzung des Pfannensteins auf Kochsalz, und der dazu dienlichen Mittel, bisher gleiche Gedanken gehegt hatte. Es macht mir Freude, daß ich schon im Stande mich befinde, über diesen Gegenstand aus Erfahrung reden zu können.

Seit mehreren Jahren war meine Aufmerksamkeit auf den im Pfannensteine hiesiger Saline erhaltenen starken Kochsalzgehalt gerichtet. Sehr zweckwidrig hatte man ihn bisher in die Wege geworfen, man wollte sie damit bessern. In der Folge belehrten mich Versuche, welche ich über den eigentlichen Gehalt des Kochsalzes im Pfannenstein anstellte, daß derselbe zwischen 40 und 48 pro Cent, fiel, je nachdem ich Boden- oder Bordpfannenstein zum Versuch genommen hatte. Eine ungefähre Berechnung über die sich jährlich hieselbst erzeugende Quantität Pfannenstein, belehrte mich auch, daß solche zu 650 bis 700 Centner in Anschlag gebracht werden könnte.

Ein braunschweigischer Himte hiesigen Kochsalzes wiegt zwischen 26 und 34 Pfund, nachdem es kurz oder lange auf dem Vorrathsboden gelegen hat. Es waren also mit dem bisher weggeworfenen Pfannensteine jährlich wenigstens über 1000 Himten reines Kochsalz verlohren gegangen. Weil es der Unachtsamkeit des Salzsieders zuzuschreiben ist, wenn der in den Salzpfannen sich sammelnde Unrath, eine erhebliche Menge Kochsalz enthält, so gedenke ich dieses nur zu oft sich ereignenden Verlustes nicht. b)

Mein Bestreben, die Einkünfte der hiesigen Saline, so viel in meinen Kräften stehet, zu vermehren, leitete mich bald auf die zweckmäßigsten Mittel, die Kochsalztheile aus dem Pfannensteine zu ziehen. Die große Dichtigkeit des Pfannensteins, dessen specifische Schwere sich zum Regenwasser wie 2381 zu 1000 verhält, ließ es indeß nicht zu, daß die Brunnensohle, deren specifische Schwere sich zum Regenwasser, wie 10485 zu 10000 verhält,

b) Billig sollte diese Unachtsamkeit eben so geahndet werden, als es diejenige verdient, da der Sieder ein Salz bereitet, das an der Luft sich nicht hält. Fast eine jede Sohle ist mit mehreren und gemeiniglich an der Luft zerfließbaren Salzen verunreinigt. Es sollten diese Salze in der sogenannten Mutterlauge oder Bittersohle zurück bleiben. Versieht es aber der Sieder, daß er die Mutterlauge nicht gehörig vom Kochsalze absondert, so entstehet ein solches fehlerhaftes Kochsalz, welches so gern zergehet, daß es nicht einmal in Säcken verfahren werden kann. Zuweilen liegt auch der Fehler in der Anlage der Siederei, jedoch ist dieser Fall seltener, seitdem die Salzwerkkunde mehr wissenschaftlich erlernt wird, und man durch chemische Untersuchungen sich genau unterrichten kann, welcher Art die heterogenen Theile der Sohle sind, welche eine vollkommene Ausscheidung des Kochsalzes verhindern. Kennt man diese erst, so lehrt auch die Scheidekunst, was für Mittel angewandt werden müssen, die Gegenmasse in der Sohle unschädlich zu machen.

Digitized by Google

hält, denselben durchdringen konnte. Es blieb daher kein anderes Mittel übrig, als dieser Substanz durch eine Zerkleinerung größere Oberfläche zu verschaffen. Ueber die dazu erforderlichen Vorrichtungen, ergingen schon im Monat Mai 1793. meine Vorschläge an Königl. Regierung zu Hannover. Diese wurden gnädig genehmigt, und ich vollführte den Bau nach meinen geringen Einsichten. Es bestehet derselbe in einer Art Stampfmühle, die durch das Treten eines Mannes auf eine, nur 10 Grad inklinirende Trittscheibe von 12 Fuß im Durchmesser in Bewegung gesetzt wird. An der Welle der Trittscheibe befindet sich ein 3 Fuß 4 Zoll im Durchmesser haltender Drilling, welcher in ein Kronrad greift, welches 7½ Fuß zum Durchmesser hat. Die Welle des Kronrades hebt vermittelst ihrer 18 Daumen, sechs 72 Pfund schwere Stampfer zu einer Höhe, daß ihr Fall 13 Zoll beträgt. Mit jedem Umgang der Tritscheibe fallen 8 Stampfer, und da jene bei der Anstellung eines Mannes von mittlerm Gewichte 5 mal in einer Minute umgehet, so erhält der in einem Trog ähnlichen Behälter gebrachte Pfannenstein, alle Stunden 2400 Stöße.

Um die Zerkleinerung gleichmäßig zu bewerkstelligen, wurde auch noch die Anlage eines Siebwerks nothwendig. Der Obertheil oder das Sieb bestehet in einem ofnen Kasten, welcher zum Boden ein durchlöchertes Eisenblech von 2 Fuß ins gevierte hat.

Der Pfannenstein hat erwähnter maaßen eine beträchtliche specifische Schwere, und ziehet über dieses, besonders zur Winterszeit, gern die Feuchtigkeit aus der Luft an sich. Beides sind Eigenschaften, die dazu beitragen, daß sich die gestampfte Masse etwas fest ins Sieb legt, daher die bloße Hin- und Herbewegung des Siebes, nicht von gehöriger Wirkung ist.

Durch eine Vorrichtung anderer Art, wurde die Absicht vollkommen erreicht. Es sind nemlich außerhalb dem Siebe an zwei entgegen gesetzten Seiten eiserne Zapfen befestigt, die in zwei Pfosten aufliegen, und solchergestalt das Sieb schwebend und beweglich erhalten. Zwischen dem Obertheil der erwähnten Pfosten, ist eine kleine Welle angebracht, wodurch ein Arm gehet, der mit dem Siebe in Verbindung stehet. Bei jedem Auf- und Niederheben des Arms, rollt nicht nur der gepochte Pfannenstein von einem Ende des Siebes zum andern, sondern es erhält auch das Sieb jedesmal einen Stoß auf das darunter befindliche Lager. Dieser Stoß bewirkt eine Erschütterung, die den in den Sieblöchern vielleicht sich festgesetzten Stein, wiederum löset. Das Lager, worauf das Sieb stößt, enthält auch zugleich den Behälter, in welchen das Gesiebte fällt. Aus diesem Behälter läuft es allmählig in ein Maas von bekanntem Inhalte. Es wiegt das Sieb nebst Inhalt, etliche 70 bis 80 Pfund, indeß bedarf das Sieben selbst so wenig Anstrengung der Kräfte,

er, daß ein 6jähriges Kind es allenfalls verseyn könnte.

Das ganze Stampf- und Siebgeschäfte, wird durch zwei Personen verrichtet. Die eine geht auf der Trittscheibe, und die andere versiehet den Trog mit Pfannenstein, wirft den kleingepuchten aufs Sieb, und siebet solchen nebenzu. Zwei Personen pulverisiren und sieben in einem Tage 800 Pfund dieses Pfannensteins. Dem Maaße nach, machen dieses ungefähr 15 bis 16 braunschweigische Cubikfuß aus, und man thut am besten, diese Arbeit Cubikfuß- oder Himtenweise zu verdingen, um keiner besondern Aufsicht dabei nöthig zu haben. Sobald als einige Fuder dieser pulverisirten Masse vorräthig sind, werden sie nach dem Gradirhause in einen dazu eingerichteten Sohlkasten gebracht, und so oft mit der ohnehin im Ueberfluß vorhandenen Brunnensohle ausgelaugt, bis daß der hidrostatische Senker keine merkliche Abweichung in der specifischen Schwere, von der durch den Pfannenstein gebildeten künstlichen Sohle zu der Brunnensohle zu erkennen giebt. Nach der letzten Auslaugung wird eine in dem Sohlkasten angebrachte Fallklappe geöfnet, und durch diese Oefnung werden die erdigten Theile und der Gelt mit unter die Gradirhäuser geschaft.

Dieses ist die ganze Behandlung, durch welche die Sohle des hiesigen Salzwerkes wenigstens um 1000 Himten Kochsalz jährlich verbessert wird. Die Unkosten belaufen sich auf jeden Himten nicht über 10 Pfennig. Die mehrsten Salinen könnten sich noch größere Vortheile verschaffen, wenn sie diese Art Stampfmühle, nebst Siebwerk durchs Wasser, oder durch ein anderes bereits im Gange seyendes Kunstwerk, wie es Ort und Gelegenheit mit sich brächte, betreiben ließen. Hier war das Oertliche dazu ungünstig, dagegen vermehrt diese kleine Vorrichtung in etwas den Unterhalt der Gradir- Kunst- und Kothknechte, welchen ohnehin nicht hinlänglicher Verdienst im Winter gegeben werden kann.

Jetzt lasse ich es mir angelegen seyn, die Oekonomen hiesiger Gegend auf die entschiedenen Düngkräfte des nach den Auslaugungen des Pfannensteins behaltenen Rückbleibsels fester Theile, welche größtentheils aus Selenit bestehen, aufmerksam zu machen. An Errichung meiner Absicht habe ich nicht Ursache zu zweifeln, besonders da gerade diese Saline verschiedene gute praktische Oekonomen, worunter besonders der Hr. Oberhauptmann von Münchhausen zu Gebhardshagen, der Hr. Oberamtmann Siemens zu Lutter am Barenberge, der Hr. Amtmann Bartels zu Kniestedt und mehrere zu zählen sind, zu Nachbarn hat; gewiß Männer von Vorurtheilen frei, die das Wahre und Nützliche zu erforschen, und anwendbar zu machen im Stande sind, und es in so vielen Fällen schon gethan haben.

Em.

Digitized by Google

Ew. ꝛc. ist es, wie ich überzeugt bin, nicht unwillkommen, daß ich Ihnen hierüber meine Erfahrungen mittheile, da dadurch bewiesen wird, daß die Anwendung Ihres Vorschlages, den Pfannenstein zu zerkleinern und in den Sumpf der ersten Gradirhäuser zu legen, nicht allein ausführbar, sondern auch von großem Nutzen für die Saline ist.

Vielleicht haben Sie Gelegenheit, andere Salinvorsteher, welche ebenfalls, wie bei der hiesigen Saline der Fall ist, sich in der Nothwendigkeit befinden, an Kochsalztheilen arme Sohlen versieden zu müssen, durch dieses Beispiel aufzumuntern, denjenigen Pfannenstein, welcher von beträchtlichem Kochsalzgehalte ist, auf ähnliche Art nutzbar zu machen. Mir sind Salinen ohne Gradirhäuser bekannt, die nur wenige und geringhaltige Sohle besitzen. Sie versieden sie nur, um das Abschlagholz, welches nicht zu Gelde gemacht werden kann, zu consumiren, und denen es nicht an Salzdebit fehlt. Den Salinen dieser Art würde die Benutzung des Pfannensteins noch viel wichtiger werden, weil sowohl Erfahrung, als Natur der Sache an die Hand giebt, daß an Kochsalz arme Sohlen ungleich mehr Pfannenstein erzeugen, als reichhaltige Sohlen.

Aus Erfahrung zu empfehlendes einfaches Mittel, den schwarzen Kornwurm zu vertilgen.

Meine Böden waren im Jahre 1783. so überzogen von diesen unangenehmen Gästen, daß sie sogar in den Speise- und Vorrathskammern sich einfanden, um zu souragiren; ich wandte verschiedene gepriesene Mittel vergebens an, alle Bearbeitung des Korns ꝛc. half nicht, auch die Ameisenhaufen nicht, bis ich ein Paar Jahr darauf durch ein bloßes ungefehr alle mein Korn (in der Zeit, da die gefräßigen Thiere recht im Gange waren) los wurde, und nur ein Paar Häuflein Duft und Darrmalz übrig behielt. Diese schaffte ich etwa 10 Tage darauf nach einem von mir erpachteten Gute zum Gebrauch, wo ich etwa 24 Stunden nachher zu meinem Schrecken die Wände eines mit Kalk übertünchten Zimmers beinahe schwarz überzogen, und die Säcke auch noch über und über mit den Thierchen bedeckt fand. —

Ich wandte sogleich alle Vorsicht an, die Stube zu reinigen, gab sämtliches Malz den Schweinen, alle Böden ließ ich nachmals recht tüchtig abkratzen und mit Salzwasser besprengen, absegen, und hatte das Glück, mich von der so kostbaren Einquartirung auf einmal befreit zu sehen.

H. D.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

3tes Stück.

Freitag, den 9ten Januar 1795.

Von der Milzseuche, oder dem sogenannten Milzbrande des Rindviehes und dessen Heilung.

Von Herrn Lavemann, Director und Lehrer der Königl. Churfürstl. Pferdearzneischule.

Bestimmung der Krankheit.

Unter Milzseuche oder Milzbrand versteht man eine für das Rindvieh äußerst gefährliche Krankheit, die sich im Sommer nach grosser Hitze und Dürre einzustellen pflegt, in einer großen Schärfe und faulichten Auflösung des Geblüts ihren Grund hat, das Vieh ohne Unterschied des Alters und Geschlechts befällt, und nicht selten in kurzer Zeit eine grosse Menge tödtet. Auch die Pferde pflegen an den Orten, wo viel Rindvieh vom Milzbrande befallen wird, nicht von dieser Krankheit verschont zu bleiben, indessen werden gewöhnlich doch nur wenige davon ergriffen, für die aber diese Krankheit nicht minder gefährlich als fürs Rindvieh ist. Nach vielen in mehreren Orten und Ländern gemachten Erfahrungen, trägt sich diese Krankheit durch den Umgang von dem kranken nicht auf das gesunde Vieh über und steckt nicht an; sondern entstehet vielmehr aus allgemein stets gesunden von Ursachen, die auf die Heerden, worunter sich der Milzbrand einfindet, gewirket haben.

Ursachen der Krankheit.

Die wahre Ursache des Milzbrandes habe ich allemal in einer fehlerhaften und ungesunden Beschaffenheit der Weide und der Nahrungsmittel gefunden. Dieses Uebel kömmt nur da hervor, wo feuchte mit tiefen Stellen und Gründen untermischte, vornemlich bruchichte, saure und mit Flüssen durchschnittene Weiden sind. Auch kann sich das Vieh dadurch leicht den Milzbrand zuziehen, wenn es im Herbst beeistes und verfrornes Gras frißt, das auf solchen niedrigen Weiden oder Wiesen wächst. Ist dies die Ursache, so kömmt die Krankheit noch spät im Jahre, nemlich im October oder November, zum Vorschein, da sie sonst gegen oder um Michaelis aufzuhören pflegt. Nicht selten bricht

diese Krankheit alsdenn aus, wenn die Flüsse ausgetreten sind, und die Weiden überschwemmt haben. Dieses war 1786. in der Amtsvogtei Ecklingen, und 1789. im Amte Meinersen und Gerichte Wathlingen der Fall. Die Gräserei war hier durch die Ueberschwemmungen in solchem Grade verdorben, daß sie sogar an sehr vielen Stellen eine widernatürlich gelbbraune Farbe angenommen hatte. Es ist sehr begreiflich, daß der Genuß eines solchen verarteten und faulartig gewordenen Grases scharfe und ungesunde Säfte erzeugen müsse. Da sich also der Milzbrand nur auf solches Vieh einschränket, das auf Weiden von der eben näher bestimmten Eigenschaft gehet, oder doch mit dem Grase von solchen Weiden im Stalle gefuttert wird; so leuchtet hieraus deutlich hervor, daß er hierin seinen Grund haben müsse. Es fehlt auch nicht an Erfahrungen, daß an einem Orte, welcher zwei Heerden hatte, die auf Triften von verschiedener Natur weideten, der Milzbrand unter der Heerde, die auf der niedrigen Trift weidete, große Verheerung anrichtete, dahingegen die andere, auf einer höhern Gegend weidende Heerde völlig davon verschont blieb. Dies war z. B. 1789. der Fall in Wathlingen, wo die milchende Heerde, die auf einem niedrigen und überschwemmt gewesenen Grunde ging, mehrere zwanzig Stück am Milzbrande verlohren, dahingegen unter der andern güsten Heerde, die auf der Höhe weidete, sich nicht einmal ein krankes Stück dieser Art zeigte. Eben denselben Fall fand ich nach diesem Sommer in Meinersen. Hier hatte sich unter der Heerde des Amtsviehes, die auf einer Weide mit einigen tiefen Gründen ging, der Milzbrand eingefunden, ein Theil dieses Viehes, welcher auf der andern Seite des Okerflusses eine höhere Weide hatte, blieb aber davon völlig verschont. Der Hr. Pastor Petrosilius in Wathlingen, hat mich noch kürzlich versichert, daß das Vieh des daſigen adelichen von Lüneburgischen Hofes, welches einen hohen Weidestrich hat, noch nie vom Milzbrande befallen worden ist, da doch diese Krankheit in diesem Sommer wiederum eine beträchtliche Niederlage unter der Heerde des Dorfviehes, die auf einer niedrigen Gegend weidet, angerichtet hat.

Große und vornemlich anhaltende Hitze, nach welcher, einer allgemeinen Erfahrung zufolge, der Milzbrand auszubrechen pflegt, ist die Gelegenheitsursache dieser Krankheit. Wäre sie die **wahre Ursache**, so müßte auch natürlich hiernach diese Krankheit ohne Unterschied der Gegend und der Weiden eintreten, welches aber gegen alle Erfahrung ist. Die von dem verarteten und giftigen Grase erzeugten scharfen Säfte, gehen durch die Hitze in einen höhern Grad von Verderbniß über, und verursachen denn endlich den Ausbruch des Milzbrandes.

Die Erfahrung lehret, daß auch diese Krankheit nach großer Dürre und Hitze, ohne daß das Vieh auf überschwemmt gewesen, sondern bloß auf niedrigen mit sumpfigen Stellen untermischten Weiden gehet, entstehe, so wie man es nach diesen Sommer im Amte Meinersen und der Amtsvogtei Ecklingen gesehen hat. Nach meiner Ueberzeugung verdirbt sich alsdann das Vieh auf folgende Art seine Säfte, und erhält dadurch den Zunder zum Milzbrande in seinen Körper. Bei anhaltender Trockniß und Hitze tritt der Fall leicht ein, daß das Vieh, wenn es die Gräserei auf den höhern Weideplätzen verzehret hat, vom Hunger angetrieben, ganz gegen seinen Instinkt, seine Nahrung in dem sehr ungesunden und scharfe Säfte erzeugenden Grase, was hier und da auf den niedrigen, sumpfigen Stellen wächset, suchen muß. Hier ist demnach die Dürre und Hitze die Ursache, daß das Vieh das scharfe und ungesunde Gras frißt, so wie sie auch, wie schon bemerket worden, die Wirkung desselben, nemlich den Ausbruch der Krankheit, befördert. Aufmerksame Beobachter, die Sinn für Wahrheit haben, werden dies bei der Untersuchung bestätigt finden. Am augenfälligsten fand ich diese Thatsache zu Meinersen an der Amtswiese, wo diesen Sommer mehrere Stücke von dem darauf weidenden Viehe am Milzbrande krepirt waren, befindet. Diese Weide, die sehr hoch liegt, hat aber einige sehr niedrige, sumpfige Stellen, die ein grobes, schilfartiges, saures und ungesundes Gras hervor bringen. Nach einstimmiger Versicherung, und wie es auch leicht zu erwarten ist, soll das Vieh bei guten Grasjahren dieses grobe und saure Sumpfgras unberührt lassen; allein diesen Sommer hatte es solches wegen gänzlichen Mangels eines bessern, häufig gefressen.

So wenig sich auch gegen diese Thatsachen etwas erinnern und einwenden läßt, so werden doch einem Forscher, der den Milzbrand in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hat, leicht Vorfälle aufstoßen, die sich nicht aus den angeführten Ursachen dieser Krankheit begreiflich machen und erklären lassen. Daß zu diesen Ursachen auch noch ein und andere hinzutreten, läßt sich um so weniger bezweifeln, da nicht sämmtliches Vieh einer Heerde, die einerlei Weide genießt, diese Krankheit erhält, sondern bald nur ein kleinerer, bald aber ein größerer Theil davon befallen wird. In mehreren Epizootien dieser Art glaube ich die Bemerkung gemacht zu haben, daß das Vieh, welches den Winter zuvor mit Heu, das auf einem sauren sumpfigen Boden, oder auf unter Wasser gestandenen Wiesen gewachsen, gefuttert worden war, und daher eine scharfe Beschaffenheit seiner Säfte erhalten hatte, am mehrsten dieser für dergleichen Vieh ganz vorzüglich gefährlichen Krankheit ausgesetzt ist. Es ist auch nicht schwer einzusehen, daß der Genuß des sumpfi-

Digitized by Google

gen Grases solchem Viehe, welches mit schlechten und scharfen Säften in die Weide kömmt, leichter schaden und Krankheit verursachen müsse, als demjenigen, das mit gut gemischten und milden Säften jene üble Nahrung genießt. Sehr wahrscheinlich ist es auch, daß sehr gefräßiges Vieh, das in Absicht der Wahl seines Futters wenig Delikatesse zu haben pflegt, und daher mehr von dem scharfen Grase, das auf den niedrigen und sumpfigen Stellen wächst, leichter vom Milzbrand ergriffen wird, als das weniger gefräßige, das in der Wahl seiner Nahrungsmittel behutsamer und sorgfältiger verfährt. Da die besten Nutzkühe gewöhnlich sehr gefräßig sind, so läßt sich hieraus die schon sehr oft gemachte Bemerkung erklären, daß solche am ersten und häufigsten vom Milzbrand befallen werden. Die Art und Weise, wie das Vieh während der Weidezeit gehalten wird, ob es z. B. des Nachts in großen luftigen und gesunden, oder in engen, dunstigen, unreinen und ungesunden Ställen stehet, oder unter freiem Himmel liegt? Ob es des Morgens nüchtern auf die Weide gelassen, oder ob ihm zuvor einiges gesundes Futter gegeben wird. Ob es hinreichendes reines Wasser auf den Weiden hat, oder seinen Durst mit stehendem und salzartigem Wasser löschen muß, u. s. w. hat unläugbar Einfluß auf das Vieh, und vermindert oder vermehrt in etwas dessen Neigung zum Milzbrande.

Wer auf alle diese Dinge die nöthige Aufmerksamkeit richtet, dem wird mancher Vorfall beim Milzbrande erklärbar und begreiflich, den der nicht sehr forschende große Haufe ganz für den menschlichen Verstand verborgen hält. Sollten wir aber auch beim Milzbrande zu Zeiten auf etwas stoßen, dessen Ursachen wir nicht befriedigend erklären können, so haben wir wenigstens den großen Trost von uns, daß auch bei den Epidemien der Menschen nicht selten Erscheinungen eintreten, wovon die erfahrensten und klügsten Aerzte in Absicht der Ursachen ungewiß und zweifelhaft sind.

In Betreff der Ursachen des Milzbrandes, bin ich bei vielen Untersuchungen, die ich in mehreren Gegenden dieser Art angestellt habe, überzeugt worden, daß solche ohne Ausnahme in der bemerkten Beschaffenheit der Weiden, und überhaupt in schlechten verdorbenen Nahrungsmitteln ihren Grund haben. Als einen Beweis dieser meiner Behauptung kann ich nicht umhin, noch folgenden sehr belehrenden Fall anzuführen. Im August 1789. hörte ich von ungefähr, daß unter der einen Heerde des Ausviehes zu E. der Milzbrand wüthe, dahingegen die andere Heerde völlig davon verschont sey. Beide Heerden hätten einerlei Weide, die sich sehr nicht überschreiten worden, und auch von sehr guter gesunder Beschaffenheit sey; daher hierin unmöglich die Ursache der Krankheit liegen könne. Diese Begebenheit, mich hierüber näher durch den

dem Augenschein gabelegen, trieb mich an, mich nach dem Amte zu verfügen, wo man mir denn dies alles mit mehrern, und genug die Evidenz nicht raisonire, mich durch den Augenschein von allem zu überzeugen. Von der ganzen Heerde, wovon im Julius und August, ich glaube 8 Kühe am Milzbrande verreckt, und die ganze Heerde hatte sein tausend Stück dieser Art gehabt. Nach der Abtheilung fand ich beide Heerden auf einer Weide, die sich völlig gleich und in Hinsicht auf ihre Güte ganz allgemein unverdächtig war. Ich ging in meinen Untersuchungen gleich weit zurück, und erkundigte mich nach dem Futter, das diese beiden Heerden genossen hätten, da ich denn die Versicherung erhielt, daß beiden ganz gleiches Futter gegeben wäre.

Nach manchen dem Hirten gemachten Fragen erfuhr ich heiläufig, daß die Heerden, von welcher das Vieh am Milzbrande krepirt war, im Junius in einiger Entfernung von der im Holze gewesen hatte. Diese Nachricht war mir zu wichtig, als daß ich mich nicht sofort hätte sollen dahin bringen lassen. Hier fand ich das ganze Räthsel gleich erklärt. Das Holz bestand in jungen so nahe gewachsenen Eichen, daß sie sich beinahe mit ihren Kronen berührten, dabei befand sich in dem Holze eine große Menge nicht ganz schlechtes Dungebäude, der gestalt, daß es ein außerordentlich schattigtes Gehölze war. In diesem Gehölze, wo nicht die Sonnenstrahlen noch die Luft streichen konnte, hatte die Heerde quæst. verschiedene Wochen im Junius, während welchen es sehr oft regnete, geruhet. Durch die dahaltenden Nässe kam die Grasseel in dem dunklichten Gehölze, die, weil weder die Sonne noch die Luft auf sie wirken konnte, in der ganzen Regenzeit nie trocken geworden war, eine gewisse schmutzige Beschaffenheit anzunehmen. Da das Vieh nicht bei dessen Genuß den Milzbrand, sondern erst verschiedene Wochen nachher, als es wieder auf der freien Weide ging, bekam; so ahndete niemand, daß dies die Ursache der Krankheit sey. Es leidet indessen durchaus keinen Zweifel, daß das Vieh durch den Genuß des verdorbenen Grases in dem Gehölze sich eine scharfe Verschlossenheit der Säfte zuzog, und den Zunder zum Milzbrande in sich bekam, der erst einige Wochen nachher, als das Vieh längst nicht mehr in dem Gehölze weidete, sondern mit der andern Heerde auf einer gemeinschaftlichen Weide ging, durch die einige wenige große Hitze plötzlich zum Ausbruch befördert wurde. Ich führe diese Erfahrung nicht sowohl als einen Beweis an, daß der Milzbrand ohne Ausnahme seinen Grund in einer üblen Beschaffenheit der Nahrungsmittel habe, als auch, daß das Mittel dieser Krankheit einige Wochen versteckt in dem Viehe liegen könne, bis es zum Ausbruch komme.

Aus den angeführten Ursachen des Milzbrandes leuchtet nun deutlich

hervor, daß sich diejenigen irren, die da glauben, daß diese Krankheit von dem Genusse eines oder mehrerer besonderer und giftiger Kräuter, die nur in gewissen Jahren wachsen sollen, entstehe, die mir aber bislang noch kein Oekonom hat zeigen oder benennen können.

Der Milzbrand ist nach der wahren Viehseuche oder Viehpest unläugbar die gefährlichste Krankheit des Rindviehes. Die Gefahr derselben ist um so größer, da die Periode der Krankheit bei einigen Stücken so sehr kurz, daß nicht einmal, oder doch kaum soviel Zeit übrig ist, um denselben Arzneien geben zu können. Gewöhnlich krepirt das Vieh im Anfange des Ausbruchs des Milzbrandes sehr schnell, und zwar fehlt es nicht an Beispielen, daß es binnen einer halben, oder doch wenigen Stunden verreckt. Nachher verlängert sich gewöhnlich die Periode der Krankheit, und denn dauret es 1. 2. 3. und mehrere Tage, ehe es krepirt oder geneset. Die faulige Aufgährung der Säfte, die bei dem Milzschade statt findet, und die bei einigen Stücken außerordentlich schnell vor sich geht, wirkt so heftig aufs Nervensystem, daß hiervon so geschwind und unerwartet der Tod erfolgt.

Kennzeichen der Krankheit.

Das mit dem Milzbrande befallene Vieh, giebt durch folgende Zeichen diese Krankheit zu erkennen: Es ist niedergeschlagen, steht gemeiniglich sehr krumm, und achtet wenig auf das, was um ihm her vorgehet. Es spielt wenig mit den Ohren und dem Schwanze, hänget zum Theil die obern Augenlieder so herunter, als ob es einschliefe, und hat bei einem natürlich munteren Athem zwischendurch viel Wasser in den laufenden Augen, kalte Ohren und ein wildes Berg stehender Haare. Bisweilen frißt und säuft es etwas, für doch hat es hiermit, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, keine rechte Art; es kaut auch dann und wann wieder, und steht und liegt abwechselnd. Das milchende Vieh bricht in dieser, so wie in allen Krankheiten, sogleich an der Milch ab. Die Abnahme der Milch ist mehrentheils eins der ersten Zeichen, die das Vieh bei dieser Krankheit äußert. Einiges hat ein mit vielem schäumigten Speichel angefülltes heißes Maul; bei andern findet man hier nichts unnatürliches. Nicht selten bekommt es mehr oder weniger große und dicke, weiche, nicht heiße Geschwülste unter dem Halse, die dem Drucke des Fingers nachgeben, und hiervon auf einige Zeit eine Grube hinterlassen. Diese Geschwulst zieht sich wohl bei einigen Stücken ganz am Halse herab bis auf die Brust. Oeffnet man sie, so fließt gewöhnlich ein gelbes außerordentlich scharfes Wasser heraus, das eine so giftige Eigenschaft besitzet, daß man Beispiele hat, daß Hunde, die es aufgeleckt haben, davon krepirt sind. Einiges Vieh bekommt auch plötzlich Geschwülste in dem Halse

der

der Weichen, an den Bügen, den Schenkeln, oder an den Seiten des Körpers, die wie eine geballte Hand, aber wie ein Kindeskopf groß, zu Zeiten auch platt, dabei eben nicht sehr schmerzhaft sind. Gemeiniglich glauben die Eigenthümer solchen Viehes, daß dasselbe gestossen sey, allein, da so wenig auf die Aeußliche Verletzungen noch feindliche Stellen wahrzunehmen sind, so ergiebt sich schon hieraus das Unwahrscheinliche dieser Vermuthung.

Sehr in die Augen fallende Zeichen des Milzbrandes, als ein kurzer geschwinder Athem, ängstliche Traurigkeit, ganz verlohrne Freßlust u. s. w. äußern sich nicht eher, als bis die Krankheit zu einem hohen Grade gestiegen, da denn der Tod, wenn nicht sehr geschwinde zweckmäßige Hülfe geschafft wird, unausbleiblich erfolget. Es ist nicht zu läugnen, daß vieles vom Milzbrande ergriffenes Vieh so geringe und versteckte Zeichen dieser Krankheit äußert, daß es selbst für einen Kunstverständigen, der das Vieh nicht genau kennt, fast nicht möglich ist, solche zu bemerken. Aufmerksame Hirten und Eigenthümer des Viehes, denen dasselbe nach allen seinen Aeußerungen und besondern Betragen genau bekannt ist, erkennen das vom Milzbrande befallene Vieh an dem, das es mehr oder weniger von seinen Gewohnheiten ablässt, früher und sicherer, als es jedem andern möglich ist. Viele Eigenthümer des Viehes, vornemlich solche, die den Milzbrand noch nicht oft zu sehen Gelegenheit gehabt, sind gemeiniglich der Meinung, daß es mit ihrem kranken Viehe dieser Art nicht viel auf sich habe, oder bezweifeln wohl gar, daß es diese Krankheit habe, bis es plötzlich umfällt und verreckt. Ich kann deßwegen die Nothwendigkeit nicht dringend genug empfehlen, daß man alles Vieh, sobald sich der Milzbrand an einem Orte einstellet, bei dem geringsten Anschein einer unterlichen Unpäßlichkeit sogleich auf diese Krankheit in die Kur nehme, und so behandle, wie nachher angewiesen werden wird.

Die Pferde verhalten sich beim Milzbrande in allen Stücken so, als das Rindvieh, auch müssen sie in Absicht der Heilung gerade so behandelt werden: daher denn alles, was hiernom Milzbrande des Rindviehes gesagt wird, auch auf die Pferde Anwendung findet.

Was bei der Oefnung des verreckten Viehes gefunden wird.

Das am Milzbrande verreckte Vieh geht nicht selten sehr bald in einen hohen Grad von Fäulung, wie man sich davon bei dem Abledern und Oefnen desselben durch den Geruch und aus der Beschaffenheit des Fleisches und Geblüts überzeugen kann. Die geschwollenen Theile am Halse, am Leibe, oder wo sie sich befinden, enthalten ein ins Zellgewebe ergossenes gelbes scharfes Wasser. Zu Zeiten findet man auch diese Theile mit einer schwarz-

Digitized by Google

schwarzbraunen Jauche angefüllt, das bald dunkelroth, auch wohl schwarz und brandig. Die Milz hingegen gemeiniglich ausserlich und schwarze blauere Farbe, mit vielen dergleichen Flecken und Streifen besetzt. Dabei ist sie sehr aufgetrieben und weich, und wenn man hinein schneidet, fliesset ungemein viel schwarzes, geronnenes Blut von sehr schwarzer Farbe heraus. Da nun die Milz bei dieser Krankheit so sehr angegriffen zu seyn pflegt, und ein schwarzes gleichsam verbrauntes Ansehen hat: so haben die Beranlassung zu der Benennung von Milzseuche oder Milzbrand gegeben. Die dünnen Därme sind dabei mehrentheils entzündet, die andern Eingeweide aber selener angegriffen. Die Lungen sind zu Zeiten stark roth entzündet, auch sind die Lungen nicht beständig ganz von Entzündung frei, und nicht selten sind sie Säcke von der Größe eines Taubeneies darin, die mit einem klaren weissen Was-

Der Schluß folgt künftig.

sers angefüllt waren. Der dritte Magen ist sehr oft mit Unreinigkeiten angefüllt, und zuweilen findet man auch in demselben, wie auch in den dicken Därmen, Würmer. Die Leber ist sehr oft angegriffen, und zuweilen findet man sie ganz verbrannt. Die Gallenblase ist gemeiniglich sehr ausgedehnt, und mit einer schwarzen Galle angefüllt. Die Nieren sind sehr oft angegriffen, und zuweilen findet man sie ganz verbrannt. Die Gallenblase ist gemeiniglich sehr ausgedehnt, und mit einer schwarzen Galle angefüllt. Die Nieren sind sehr oft angegriffen, und zuweilen findet man sie ganz verbrannt.

Anfrage.

Was ist die Ursache davon, daß um die Zeit wenn Tag und Nacht gleich werden, der Barometer nicht so, wie sonst gemeiniglich mit der Witterung überein kommt, sondern bei Regen oft steigt, und bei heiterm Himmel fällt?

Hannöverisches Magazin.

4tes Stück.

Montag, den 12ten Januar 1795.

Von der Milzseuche, oder dem sogenannten Milzbrande des Rindviehes, und dessen Heilung.

(Schluß.)

Wenn die Milzseuche an einem Orte, oder in einer Gegend ausbricht, so haben die Eigenthümer des Viehes auf zweierlei Bedacht zu nehmen, nemlich: das mit der Krankheit befallene Vieh zu heilen, und das gesunde vor der Krankheit zu bewahren. Was die Heilung solchen Viehes anbetrift, so hat die Erfahrung ergeben, daß die in hiesigen Gegenden bisher dabei versuchten Kurmethoden den Erwartungen und Wünschen nicht entsprochen haben, indem sehr vieles, und zwar das mehrste kranke Vieh bei der Anwendung von mancherlei Arzneimitteln, die zum Theil gut gewählt zu seyn schienen, zum Theil freilich auch keinen Nutzen erwarten ließen, zu Grunde gegangen ist. Wie nun königl. hohe Landesregierung mir diesen Sommer die Untersuchung des Milzbrandes im Amte Meinersen abermals aufzugeben geruhete: ich mich aber in der höchst unangenehmen Verlegenheit befand, den Leuten keine Kurmethode empfehlen zu können, die ich selbst aus eigener Erfahrung als gut und zureichend kannte; mir auch nicht unbekannt war, wie wenig man sich auf die Anwendung der projectirten Kurmethoden und Behandlung des kranken Viehes, wenn solche ganz allein den Eigenthümern desselben überlassen ist, verlassen könne; so faßte ich den Entschluß bei königl. hohen Landesregierung unter Vorstellung dieser unvermeidlichen Schwierigkeiten und der Unmöglichkeit, die Arzneien und Kurmethoden richtig beurtheilen und würdigen zu können, unterthänigst darauf anzutragen, ein Paar aufmerksame junge Leute aus der Pferdearzneischule auf einige Zeit ins Amt Meinersen zu schicken, und von solchen die ganze Behandlung des kranken Viehes unmittelbar besorgen zu lassen. Königl. hohe Landesregierung, die das Wohl ihrer Unterthanen ganz als ihre eigene Sache anzusehen und zu beherzigen gewohnt ist, genehmigte meinen unterthänigen Vorschlag,

schlag, und erklärte sich gnädigst bereit, sämtliche durch diese Versuche veranlaßte Kosten auf sich zu nehmen.

Der erste Versuch zur Heilung, den ich durch meine Schüler anstellen ließ, und der eben so einfach als kostenloos war, fiel vollkommen nach Wunsch und zwar so glücklich aus, daß von 25 Stück kranken in die Kur genommenen Vieh, 24 Stück geneseten, und nur eins, eine halbe Stunde, nachdem es in die Kur genommen worden war, krepirte. Da diese Kurmethode so sehr glücklich ausfiel, so wurden natürlich alle weitere Versuche zur Heilung bei Seite gesetzt. In der schmeichelhaften Hofnung und mit dem aufrichtigsten Wunsche, daß diese Heilmethode bei genauer und sorgfältiger Befolgung auch in andern Jahren und an allen Orten sich eben so wirksam zeigen möge, mache ich solche, und zwar auf besondern Befehl königl. hohen Landesregierung hiermit bekannt. Sie ist folgende:

Behandlung des kranken Viehes.

Das Vieh wird, wenn der Milzbrand im Gange ist, bei der Aeußerung einiger Unpäßlichkeit ohne Zeitverlust in die Kur genommen, und zwar, wenn es mit dem Leibe ziehet, oder einen beschwerlichen Athem, oder viele Hitze im Maule hat, oder auch vorzüglich gut im Stande ist, wird ihm eine Ader geöfnet, und einem ausgewachsenen Stücke zwei Quartier, einem 1½jährigen Kalbe aber nur ein Quartier, Blut abgelassen. Sind obige Anzeigen zum Blutlassen nicht zugegen, so muß auch dieses unterbleiben. Unmittelbar nach dem Blutlassen, fängt man das kranke Vieh über und über mit kaltem Wasser zu begießen an, und stürzt zu dem Ende einen Eimer voll kaltes Wasser nach dem andern demselben über den Rücken und ganzen Körper her. Ist ein Fluß in der Nähe, so kann das kranke Vieh da hineingestellt und über und über begossen werden. Mit diesem Begießen wird wenigstens eine Stunde fortgefahren; ist das Vieh aber sehr krank, so ist es anräthlich, mit dem Begießen das erste mal zwei bis drei Stunden anzuhalten. Das Vieh frieret hierbei nicht selten so hefftig, daß es mit den Zähnen klappert, wodurch man sich indessen nicht zu einem unzeitigen Mitleiden bewegen lassen muß, indem die äußere Anwendung des kalten Wassers ganz gewiß die Hauptsache der Kur ausmacht. Hierauf hört man eine Stunde mit dem Begießen auf, und stellt das kranke Stück unterdessen irgendwo in kühlen Schatten, oder in einen luftigen Stall.

Mit diesem abwechselnden Begiessen wird Tag und Nacht so lange fortgefahren, bis man nichts Krankes mehr an dem Viehe wahrnehmen kann, wozu denn, nach der in Uetze gemachten Erfahrung, eine Zeit von ein, zwei bis höchstens dreimal vier und zwanzig Stunden erforderlich ist. Bei merklicher Besserung des Viehes kann

Digitized by Google

kann indessen die Zwischenzeit, da nicht begossen wird, wohl etwas verlängert werden. Sobald mit dem Begießen der Anfang gemacht ist, bereitet man folgenden Trank:

Man nimt zwei Handvoll Rinde, die von den jungen Zweigen der Bruchweide abgezogen ist, schneidet solche in Stücke, und kochet sie mit zwei Quartier Wasser so lange, bis etwa der vierte Theil eingekocht ist. Die Bruchweide ist daran kenntlich, daß deren Holz beim Biegen so sehr leicht abbricht. In deren Ermangelung kann auch die Rinde von der Goldweide genommen werden, die an ihrer goldgelben Farbe allgemein bekannt ist. Von diesem abgekochten Weidenrindenwasser nimt man drei Viertel Quartier, tröpfelt 40 bis 50 Tropfen Vitriolspiritus dazu, und gießt es dem kranken Stücke auf einmal ein. Dieser Trank wird in 24 Stunden drei, vier bis sechsmal, nachdem das Vieh mehr oder weniger krank ist, zu gehörigen Zwischenzeiten wiederholet. Für ein anderthalbjähriges Kalb nimt man die Hälfte von dieser Portion. Die ersten zwei oder drei Tränke sind von meinen Schülern gewöhnlich mit dem Vitriolspiritus, die übrigen aber mit Weinessig gegeben, und zwar ist für ein ausgewachsenes Stück zu jedem Tranke ein großer Tassenkopf voll guten Weinessigs genommen worden. Ich darf hier nicht unbemerkt lassen, daß man auch einigen kranken Stücken vom Anfang an bloß Weinessig zu dem abgekochten Wasser von Bruchweidenrinde gegeben hat, und zwar hat man hiervon nicht geringere Wirksamkeit als von dem Vitriolspiritus verspüret.

Uebrigens ist die Anwendung des kalten Wassers beim Milzbrande nicht ursprünglich mein Gedanke, indem mir diese in Schlesien mit Nutzen ausgeübte Heilmethode, anfangs aus mündlichen Nachrichten bekannt geworden ist, und ich sie nachmals aus „Kausch Cameralprincipien über Rindviehsterben" näher kennen gelernt habe.

Das kalte Wasser anhaltend äußerlich angewandt, stärkt und spornt die festen Theile des Körpers an, wirkt als ein die Lebenskräfte erhöhendes Mittel, das zugleich die faulichte Aufgährung und Auflösung der Säfte dämpft, und derselben Einhalt thut. Das Bruchweidenrindendecoct mit Säure, habe ich bloß in der Absicht dem kranken Viehe geben lassen, um die Wirkung des kalten Wassers hiedurch möglichst zu unterstützen.

Die wenige Milch des kranken Viehes, muß weggegossen, und nicht eher wieder gebraucht werden, bis das Vieh wieder völlig hergestellet ist, indem man Beispiele haben will, daß sie den Thieren, die sie genossen, geschadet hat. Hat das Vieh Appetit, so kann ihm in den Perioden, da es nicht begossen wird, etwas Brod, Gras oder Heu zu fressen, und auch etwas zu saufen gegeben werden, wozu ein Gesöff von geschrotenem Malze vorzüglich heilsam ist.

Digitized by Google

Vorsicht beim Eingeben und Aderlassen.

Bei dem Eingeben muß man sich sehr hüten, dem kranken Viehe nicht unnöthiger Weise ins Maul zu greifen, vornemlich ist dies sehr gefährlich, wenn es mit verwundeten Fingern und Händen geschiehet, indem der scharfe gistige Speichel leicht in die Poros, noch leichter aber in die verwundeten Stellen eindringt, und, wie Beispiele lehren, unleidliches Jücken und Brennen, auch Blasen, und hiernach sehr bösartige mit vielem Schmerz verbundene Geschwüre hervorbringt. Ich rathe daher, daß man die Hände, und zwar vornemlich, wenn man sie in einem heissen mit vielem Geifer angefüllten Maule gehabt, und noch um so mehr, wenn man Verletzungen an denselben hat, mit Essig und Salz tüchtig abwasche, wozu man sich auch im Nothfall des Urins bedienen kann. Eben diese Vorsicht muß man beobachten, wenn man bei Gelegenheit des Aderlassens etwas von dem warmen Blute auf die bloße Haut bekömmt, indem dieses auch leicht die eben erwähnten Folgen nach sich ziehen kann.

In dieser Hinsicht kann ich auch nicht nachdrücklich genug warnen, kein mit dem Milzbrande befallenes Vieh zu schlachten. Mehrere traurige Erfahrungen, die man zu Uetze und Hänigsen, Amts Meinersen, so wie auch in einigen Dörfern der Amtsvogtei Eicklingen, nicht allein im verflossenen Sommer, sondern auch in allen den vorhergehenden Jahren, und so oft sich nur der Milzbrand gezeigt, zu machen Gelegenheit gehabt hat, lassen durchaus an der Gefahr, der sich derjenige, der am Milzbrande krankes Vieh schlachtet und abledert, unterzieht, keinen weitern Zweifel statt finden. Es war noch diesen Sommer in Uetze eine, und in Hänigsen drei Personen, die aus dieser Ursache äußerst bösartige und fressende Geschwüre am Unterarme erhielten, die nach Versicherung dieser unglücklichen Leute, ihnen anfangs entsetzliche Schmerzen und starkes Fieber verursachten. Im Sommer 1789. traf ich in Uetze verschiedene Personen an, die krankes Vieh geschlachtet, und sich davon sehr bösartige und schmerzhafte Geschwüre an den Händen und Armen zugezogen hatten. Verschiedene hatten auch dergleichen Geschwüre an den Füßen, weil ihnen beim Schlachten Blut an die bloßen Füße gesprützet war. Zwei von diesen unglücklichen Menschen bekamen sogar davon den kalten Brand an den Armen, und mußten nach den grausamsten Schmerzen ihren Geist aufgeben *). Mir ist zwar nicht unbekannt,

*) Siehe das vom Landphysicus Dr. Jugler in Gifhorn desfalls ausgestellte visum repertum im 4ten Jahrgange der Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande im 4ten Stücke, Seite 843.

Digitized by Google

kannt, daß wohl hier und da krankes Vieh dieser Art geschlachtet worden ist, ohne daß die damit beschäftigt gewesenen Personen Schaden davon verspüret haben; allein, vielleicht hat dieses Vieh glücklicher Weise nicht vorzüglich scharfe und giftige Säfte gehabt, vielleicht sind auch noch andere Ursachen dabei eingetreten, die die Ansteckung der Menschen verhinderten. So viel weiß ich inzwischen gewiß, daß derjenige, der einmal den üblen Einfluß, den das Schlachten des kranken Viehes auf die Menschen macht, empfunden, oder solchen nur in der Nähe zu sehen und zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, sich nicht leicht entschließen wird, sich wiederum mit diesem Geschäfte zu befassen. Auch hat man sehr oft erfahren, daß Katzen und Hunde, die das warme Blut des kranken Viehes beim Schlachten eingeleckt, entweder darnach krepiret, oder doch auf einige Zeit ganz elend geworden sind, so, daß sie den Appetit verlohren, einen geschwollenen Kopf und Hals, und ein strauhhaariges Ansehen bekommen haben.

So gewiß und unbezweifelt auch die Erfahrung lehret, daß es äußerst gefährlich sey, mit dem Milzbrande befallenes Vieh zu schlachten, so ist mir doch bis hierher noch kein Beispiel bekannt, daß es den Abdeckern, die dergleichen krepirtes Vieh abgeledert und auch zerschnitten haben, geschadet hätte. So viel ich weiß, beobachten diese Leute dabei keine mehrere Vorsicht, als daß sie ihre Hände nach dem Geschäfte mit ihrem Urin abwaschen; inzwischen würden sie, wenn sie sich mit verwundeten Fingern und Händen an diese Arbeit machten, sich dennoch sehr der Gefahr aussetzen, unangenehme Folgen davon zu empfinden. Die Ursache, daß das Schlachten des kranken Viehes so sehr gefährlich, das Abledern des verreckten aber ohne Gefahr ist, hat meines Bedünkens darin seinen Grund, daß die giftige in den Säften des Viehes steckende Schärfe, in der Krankheit, durch die Hitze so sehr verfeinert und flüchtig gemacht wird, daß sie sehr leicht in die Schweißlöcher der menschlichen Haut eindringen, und sehr böse Folgen verursachen kann; dahingegen nach dem Verrecken des Viehes, wenn es entweder ganz, oder doch in etwas erkältet ist, so wie es der Fall ist, wenn es der Abdecker bearbeitet, die giftige Schärfe der Säfte ihre Feinheit, und hiermit ihre Fähigkeit, in die menschlichen Schweißlöcher einzudringen, verlohren hat. Hieraus läßt sich auch beurtheilen, daß es abseiten des Abdeckers der Vorsicht gemäß sey, einem verreckten Stücke nicht sofort nach dem Absterben die Haut abzuziehen, sondern hiermit lieber ein Paar Stunden Anstand zu nehmen.

Vorsicht bei dem Begraben des verreckten Viehes.

Das krepirte Vieh muß übrigens so viel möglich an einen Abort gebracht,

Digitized by Google

bracht, und wenigstens sechs Fuß tief begraben werden. Das Abledern desselben muß auch nicht gar zu lange verschoben bleiben, indem das Vieh gewöhnlich geschwind in einen hohen Grad von Fäulung übergeht. Beim Abledern muß auch das auf die Erde geflossene Blut und die Säfte überhaupt, mit in die Grube geschafft und vergraben werden. Das vorsichtige und tiefe Eingraben der gefallenen Stücke ist nicht allein einer guten und vernünftigen Policei, in Hinsicht auf die menschliche Gesundheit, gemäß, sondern es hat auch an mehreren Orten die Erfahrung ergeben, daß die Schweine, die von dergleichen Aesern gefressen haben, krepiret sind. Das Dorf Uetze verlohr aus dieser Ursache im August 1789. an die vierzig Stück Schweine.

Die Präservation des Viehes betreffend.

Endlich habe ich noch von den Präservativmitteln, wie nemlich das gesunde Vieh vor dem Milzbrande zu bewahren sey, zu handeln. — Die sichersten und untrüglichsten Mittel, wodurch dieses bewirkt werden kann, bestehen ohne Zweifel darin, daß man das Vieh den Ursachen dieser Krankheit nicht bloß stelle. Da aber, wie gleich anfangs gesagt ist, diese Krankheit von einer niedrigen, sauren mit sumpfigen Stellen untermischten, oder auch überschwemmten Weide herrührt; so müste solche vermieden, und dem Viehe eine gesundere Weide gegeben werden. So vernünftig dieser Vorschlag auch ist, so stehen ihm doch große und nicht leicht zu hebende Schwierigkeiten entgegen. Ist die Heerde den Ursachen des Milzbrandes bloß gestellt gewesen, und zeiget sich bereits die Wirkung, nemlich die Krankheit davon, wie höchst selten oder nie wird es möglich seyn, dem Viehe sogleich eine andere und gesundere Weide geben zu können? Wenn der Milzbrand sich unter einer Heerde einfindet, und die ihn erzeugende Ursache, nemlich die schädliche Eigenschaft der Weide durch die Zeit und eine gesunde Witterung bereits aufgehört hat (denn das die Krankheitsmaterie einige Wochen versteckt im Körper liegen könne, ehe sie sich durch den Ausbruch des Milzbrandes zu erkennen giebt, davon habe ich bereits ein Beispiel angeführt); so ist es leicht zu begreifen, wie von der richtigen Anwendung zweckmäßiger Präservativmittel der in dem Viehe steckende Stoff zum Milzbrande umgeschaffen, oder aus dem Körper geführt werden könne: wenn aber die Weide und Witterung noch täglich neuen Zunder zum Milzbrande in das Vieh schaffen; so ist es eben so schwer einzusehen, wie sehr groß alsdenn die Forderung an die Vieharzneikunde ist, Mittel anzugeben, die bei fortwährender Zulassung an der Krankheitsursache doch die Erzeugung und Entwickelung der Krankheit verhindern. Wie der Milzbrand für die künftigen Jahre zu verhüten sey, dazu kann

kann und weiß ich keine bessere und zweckmäßigere Mittel vorzuschlagen, als den Weiden durch Abzugsgraben eine trocknere und gesundere Eigenschaft zu verschaffen, und zu dem Ende die Lüsse aufzuräumen und deren Krümmen zu durchstechen; oder auch, je nachdem es das Lokale mit sich bringt, die höchsten Stellen der Weide abzutragen, und hiermit die Gründe und sumpfigten Stellen derselben zu erhöhen, und dadurch das Wachsthum einer gesundern Gräserei zu befördern.

Abführende und der Fäulniß widerstehende Mittel scheinen mir überhaupt diejenigen zu seyn, von denen man sich zur Abwendung des Milzbrandes Nutzen und Hülfe versprechen kann. Ich habe daher schon diese Mittel vor 7 Jahren dem Publikum bei der Gelegenheit, da sich diese Krankheit zeigte, empfohlen. Daß der größte Theil der Landleute nach ihrer gewöhnlichen Unentschlossenheit keinen Gebrauch davon gemacht habe, glaube ich zwar gerne; indessen weiß ich doch auch gewiß, daß diese Mittel von einigen gebraucht worden sind, und deren Vieh wenigstens vom Milzbrande befreiet geblieben ist. Ich rathe daher, sobald sich diese Krankheit unter einer Heerde äussert, jedem Stück Viehe des Morgens nüchtern folgendes Salzlaxativ auf einmal einzugeben:

Man nehme 3 recht starke Hände voll, oder am Gewichte ¾ Pfund gewöhnliches Salz, thue dies in einen Topf, und gieße ein Quartier kochendes Wasser darauf. Diese Portion setze man so lange ans Feuer, bis sie bei anhaltendem Umrühren völlig aufgelößt ist; alsdenn thue man 2 Eßlöffel voll Syrup hinzu, und gieße es dem Viehe milchwarm auf einmal ein. Damit das Laxiren wegen eintretender Krämpfe nicht zu sehr aufgehalten werde; so kann man in dem Wasser, worin man das Salz auflöset, zuvor so viel Rauchtabak, als man mit 3 oder 4 Fingern faßt, abkochen.

Diese Portion ist für ein ausgewachsenes Stück Vieh; für ein anderthalbjähriges Kalb, wird etwa die Hälfte hinreichen.

Eine Stunde lasse man das Vieh nach der Eingabe dieser Abführung fasten, alsdenn kann ihm etwas grünes zu fressen, und ein Mehltrank zu saufen gegeben werden. Zur Beförderung der Wirkung dieses Salzlaxirankes muß das Vieh heraus gelassen, und ihm Bewegung gegeben werden, da denn die Wirkung davon nach etwa 8 Stunden, 4 bis 8 mal zu erfolgen pflegt. Diese Abführung kann, je nachdem sie mehr oder weniger stark gewirket, den zweiten oder dritten Tag hernach, wiederhohlet werden.

Wenn das Vieh auf diese Weise gut laxiret worden, so könnte man demselben allenfalls 14 Tage lang den obigen zur Heilung des Milzbrandes empfohlnen Trank von abgekochter Bruchweidenrinde mit Vitriolspiritus, des Morgens vor dem Austreiben eingeben. Wem dieses zu beschwerlich und weitläuftig scheinen dürfte,

dürfte, könnte statt dieses Trankes dem Viehe alle Morgen einen guten Taſſenkopf voll Weineſſig mit etwas Waſſer vermiſcht eingießen. Da man auch hin und wieder von den Fontanellen oder Eiterbändern in Hinſicht auf die Vorbauung des Milzbrandes will Nutzen verſpüret haben, ſo könnten auch dieſe gleich nach den Salzlativen an die Bruſt, oder noch beſſer auf die Rippen der linken Seite, da, wo die Milz ihre Lage hat, gelegt, und mit den ſauren Tränken zugleich angewandt werden. Wenn mit dem Gebrauch der ſauren Tränke 14 Tage lang fortgefahren worden, ſo können die Laxirtränke allenfalls noch einmal gegeben, und hierauf wenn es nöthig erachtet wird, die Säure wiederum einige Zeit gebraucht werden.

Als Vorbauungsmittel will man das Baden und Schwemmen im kalten Waſſer auch vorzüglich nützlich befunden haben. Ich kann nicht läugnen, daß ich zu dieſem ſehr vernünftigen Mittel um ſo mehr Zutrauen habe, da ſich das kalte Waſſer als ein vorzügliches Heilmittel in dieſer Krankheit bewieſen hat. Auch iſt die Anwendung deſſelben, in den Gegenden, wo Flüſſe ſind, mit gar keinen Schwierigkeiten verbunden und leichter anzuwenden, als jede andere Vorbauungsmethode. Man treibt die Heerde täglich dreimal in den Fluß und läßt ſie eine gute Ecke ſchwimmen und ſich abkühlen. An den Orten, wo keine Flüſſe ſind, müſte das Vieh täglich ein Paar mal mit kaltem Waſſer tüchtig begoſſen werden, welches aber mühſamer und umſtändlicher iſt.

Da das Eingeben der Arzneien bei Pferden, vornemlich wenn es ſo oft wiederhohlt werden muß, mit vieler Beſchwerde verknüpft iſt; ſo hat das Baden in kaltem Waſſer als Vorbauungskur bei Pferden einen entſchiedenen Vorzug vor jeder andern Methode, daher ich auch nur dieſe anzuwenden rathe.

In den Zeiten da ſich der Milzbrand einſtellt, muß man ſorgfältig alles entfernen, was das Vieh erhitzt, ſchwächt und die Neigung zur Fäulung ſelbſt auf die entfernteſte Art in demſelben befördern kann. Es iſt daher ſehr anräthlich, daß man das Vieh während der größten Hitze ſoviel als möglich in Schatten treibe, auch daſſelbe des Nachts draußen liegen laſſe, oder wenn es aufgeſtallet werden muß, die Ställe von Dünger reinlich, und überhaupt luftig und kühl halte.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

Stück.

Freitags, den 16ten Januar 1795.

Etwas über die Handwerkszünfte.

In Deutschland wurden schon in sehr entfernter Zeit Handwerke getrieben, allein so viel aus dem Dunkel der Vorzeit erhellet, scheinen die Handwerkerverbindungen oder Zünfte, allererst im 12ten und 13ten Jahrhundert, und besonders in den unruhigen, durch innere und äußere verwüstende Kriege, sich auszeichnenden Zeiten, ihren Anfang genommen zu haben.

Außer daß erstlich, die deutschen Handwerker in jenen Zeiten nach Italien wanderten, wo die Gewerbe schon zu größerer Vollkommenheit gelangt waren, und wo sich dergleichen Verbindungen von einerley Gewerk und Handwerksleuten finden mogten, welchen Gebrauch sie mit nach Deutschland brachten und nachahmten; so mangelte es auch zweitens, an passenden und bestimmten Polizeigesetzen, und die vorhandenen waren ohne Ansehen, und drittens, mögen sie wegen der unaufhörlichen Räubereien und Befehdungen in jenen Zeiten genöthiget gewesen seyn, in gewisse gesellschaftliche Verbindungen zu treten, um sich wechselseitig zu unterstützen, gemeinschaftlich zu erhalten und zu vertheidigen, wobei unfehlbar gute Ordnung und gewisse Regeln eingeführet worden sind.

Man siehet hieraus, daß die Grundlage der Zunfteinrichtung, in einem gemeinschaftlichen Bedürfniß und ganz wahrscheinlich in der Nachahmung eines zu guter Ordnung eingeführten Gebrauchs, sich findet.

So wie aber alle menschlichen Einrichtungen dieser Art unvollkommen, und im Laufe der Zeit mancherlei Mängeln und Mißbräuchen unterworfen sind, auch nach Zeit und Gelegenheit die Form ändern, so auch war es hier der Fall.

Es schlichen sich nicht allein allerley Mißbräuche, despotische Tyranneyen und schädliche sinnlose Gebräuche bei den Zünften ein, sondern es ging so weit, daß sie sich unternahmen, Eingriffe in die obrigkeitlichen Rechte zu thun, die Verfassung der Städte umzuwerfen, sich mit Befehdungen abzugeben, und sich so vieler

tigkeiten zu Schulden kommen zu lassen, daß die strengsten Mittel dagegen angewandt werden mußten.

Harte körperliche Züchtigungen, selbst Todesstrafe waren oft der Lohn der Rädelsführer. So wurden im Jahr 1220. viele Zunftgenossen hingerichtet, und späterhin wurden verschiedene Gildevorsteher öffentlich verbrannt.

Kaiser Friedrich der Zweite, hatte sich schon im Jahre 1200. auf dem Reichstage zu Goslar genöthiget gesehen, alle Zünfte im ganzen Reiche aufzuheben; allein hieran kehrten sie sich nicht viel, sondern versuchten auf allerlei Art, die Wiederbestätigung ihrer noch keinesweges aufgehörten, obgleich nicht privilegirten Zunftverbindungen, zu erhalten, welches ihnen auch unter gewissen Bedingungen und Einschränkung, unter der Regierung des Kaisers Rudolph von Habspurg gelang. Demungeachtet erfolgten nachher, große Ausbrüche von gewaltthätiger Art, und die Unruhen und Widerspenstigkeiten dauerten fort.

In den ersten Zeiten hatte man wohl Ursachen genug, die Zünfte zu schonen und zu begünstigen, besonders auch darum, weil den neuen Städten immer mehr wurden, und man dieselben gern, und so möglich mit geschickten Handwerkern zu versehen suchte.

Es waren aber auch die Obrigkeiten wohl nicht dazu eingerichtet, auch das Personale derselben nicht zahlreich genug, um sich den vielen Gildezwistigkeiten und Zahnschmerzhändeln unterziehen zu können, und Ordnung unter einer so zahlreichen Klasse von Menschen die mit Vermehrung und Vergrößerung der Städte je länger je mehr zu thun hatte, zu erhalten.

Daß also die Zünfte Ruhe und Ordnung stöhrten, großen Unfug trieben, und selbst dem Staate zu gewissen Zeiten gefährlich wurden, unläugbar lieget weiter keinem Zweifel; aber die Ursachen lagen großentheils in der mangelhaften Staatsverfassung des damaligen Zeitalters. Polizei war wenig bekannt, und erstreckte sich so weit nicht als heutiges Tages.

Dem juristischen Verfahren, bei ihren oft nicht unbedeutenden Händeln, unterzogen sie sich wohl ungern, und waren daher auch in wichtigen Dingen ihre eigenen Richter, welches um so leichter geschehen konnte, da es an Polizeiaufsicht fehlte.

In spätern Zeiten, und schon im 17ten Jahrhundert, wurde die Polizei über die Zünfte mehr ausgedehnt, bessere Aufsicht geführt und passendere Verordnungen gemacht.

Die Zünfte sind unter sich, in Ansehung der Gebräuche, Symbole und Form, sehr unterschieden, und bei einigen, was die Meister betrift, ist davon nichts, als die Spize und das Band welches sie zusammen hält, nebst gewissen Befugnissen noch übrig.

Bei andern und besonders bei den Geschenk-Handwerken, haben sich solche aus dem Alterthum her, nebst gewiß

gelöffnet Ausdrücken und einem Verfahren, welche die alten deutschen Sitten bezeichnen, mehr erhalten.

Auch die Handwerksmißbräuche, welche die Meister angehen, sind bei weitem nicht mehr von der Art, als in ältern Zeiten. Die Abstellung derselben durch Verordnung, eingeführte Aufsicht und eine angemessenere Leitung, haben hiebei viel Nutzen geschaft.

Mit den Gesellen ist es jedoch lange so weit noch nicht gediehen, und obgleich manches sich ebenwohl verändert und verbessert hat; so herrschen demungeachtet noch höchst verderbliche Mißbräuche und viele sinnlose selbst schädliche Gebräuche, welche von vielen rechtschaffenen und vernünftigen Gesellen, nach ihrem eigenen Geständniß, nicht gebilliget werden.

Da die Gesellen, jedoch unter den Gesetzen eines jeden Landes worin sie sich aufhalten, ganz frei und an nichts als an ihre Brüderschaften, Laden, und an die durch die Observanz auf sie gekommenen Gebräuche gebunden sind; so finden sich bei denselben mehr Schwierigkeiten sie auf einen andern Weg zu bringen, indem diese Leute an jedem Orte in Deutschland und außerhalb, wo Zunftrecht ist, so gut wie zu Hause sind, aber auch jeden Ort wo sie ihre Freiheit gekränkt glauben, ohne großen Verlust meiden können.

Da Deutschland in viele große und kleine Provinzen, welche jede ihre eigene Regierung hat, abgetheilet ist, so vermag eine für sich allein, ohne Nachtheil, die Mißbräuche, das Aufsuchen und Auftreiben der Gesellen mit Gewalt nicht abzustellen, wenn sie sich nicht darüber wegsetzt, daß solche Gesellen deren Hände man vielleicht gerade am nöthigsten hat, sich auf einige Zeit wegbegeben und den Ortsschulzen Verdrehungen zu Abstellung dieser höchst strafbaren Gewohnheit sind genug vorhanden; aber Uebereinkunfte der Regierungen und andere weise Maaßregeln werden für der Gesellen eigenem Besten, und desto gewisser zum Zweck führen, da jeder Landesherr ja ohnehin das unbezweifelte Recht hat, Gesetze und Privilegien zu ertheilen, und solche, wenn es erforderlich ist, nach Gefallen aufzuheben. Es liegt daher wohl nur in der zu wenigen Uebereinstimmung der deutschen Regenten, wenn den Zünften, und besonders den unruhigen Gesellen, nicht gehörig Zügel und Maaß gesetzt wird.

Da das Unrecht aber nicht immer auf ihrer Seite ist, so muß ihnen auch Gerechtigkeit wiederfahren; wenn sie aber strafbar befunden, so dürfte weder zu schonen noch zu fürchten sein, denn die Strafe kann doch nur einige Aufwiegler treffen, indem der größeste Theil der Gesellen, nur schuldige Theilnehmer sind.

Der nach Gewohnheit handelnde und lebende Mensch, läßt sich nicht auf einmal auf einen andern Weg bringen, und Meinungen lassen sich

Digitized by Google

[illegible] nicht [illegible] disputiren. Auf Zeit- und Umstände passende Gilde-Verordnungen, Abänderung der Gildebriefe, genaue Vorschrift über die Handwerksbefugnisse, Einschränkungen, die jedoch dem Erwerb- und Verkehr nicht im Wege stehen, Bestimmung der Gränzen der sich theils nahe ähnlichen Handwerkshandlungen und überhaupt kluge und bedächtliche Mittel, führen gewiß dem Ziele näher.

Wenn hiezu noch kömmt, daß die Obrigkeiten bei Handwerkszwistigkeiten ohne weitläuftiges processiren, kurz und mit Ernst verfahren und ihnen bei Kränkung ihrer Befugnisse und Gerechtsame den Beistand nicht versagen; auch die zu den mancherley Aufsicht bestellten Männer, denen es nicht fehlen wird, durch ein geduldiges und theilnehmendes Betragen sich Vertrauen zu erwerben, zuweilen über die Verordnungen und Innungsartikel halten, daß die von den Gilden unzertrennliche convenabele Zwang nicht drückend wird und keine Ungezogenheiten vorgehen; dabei aber bedenken, daß sich Mißbrauch und dergleichen Begriffe, sonst gute Männer, wohl zu einer Uebertreibung und unbefugten Ausdruck verleiten können. Wenn in Ansehung der Zünfte, welche nun einmal da sind, so verfahren wird, und sie auf diese Art ihrem wahren Zwecke näher gebracht werden, so hat eine klugdenkende Erfahrung zu lehren, daß dieselben nicht schädlich sondern nützlich sind, und dem gemeinen Wesen vorteilhaft werden können, wozu sie selbst, zu ihrem eigenen Besten, dann auch mehr als obrigkeitliche Macht und Gewalt beitragen vermögen.

Es wird heutiges Tages so viel von Aufhebung der Handwerkszünfte gesprochen, und die Meinung scheint wohl zu seyn, daß alsdann eine Regeneration der Handwerker entstehen, und alle bekannten Handwerksübel verschwinden würden, auch für das Publikum bessere Bedienung und überhaupt mehr Industrie zu erwarten stünde. Man bedenke aber, daß das Zunftwesen in Deutschland zu sehr mit in die Verfassung verflochten ist, als daß eine gänzliche Aufhebung desselben, nicht eine große Veränderung hervor bringen sollte, und daß statt der abzuschaffenden Uebel, noch größere wieder entstehen mögten.

Außer verschiedenen andern Nachtheilen würden in den Städten weit weniger Leute ihren eigenen Heerd und Haushalt haben, indem gewisse Unternehmer, entweder reiche Handwerksherren oder andere Leute, die Handwerke fabrikmäßig treiben würden. Die Städte mögten alsdann an Bevölkerung, Anzahl der Bürger und Theilnehmer an der gemeinen Last eine große Abnahme finden. Die gesetzliche Ein- und Ausschreibung der Lehrlinge, die Wanderungen der Gesellen, und der Zweck, sich in fremden und berühmten Städten zu perfectioniren, hören auf

Die Quartal- und Auflagegelder, nebst sonstigen Beisteuren für Kranke, Verkrüppelte, Arme und Begräbnisse, fielen weg. Woher soll nun der Ersatz kommen, da doch Armuth, Krankheit und Tod nicht aufhören? Arbeiter oder Gesellen werden aus andern Gegenden und Ländern kommen, aber wer soll sie dirigiren? Wer wird sie von schlechten und auf Spitzbüberei ausgehenden Menschen unterscheiden können, da sie keiner Grüße und keiner Kundschaften mehr bedürfen, und ihre Zunftmäßigkeit nebst den Gebräuchen und dem Geschenk zum Weiterkommen, laufgehört haben?

Daß diese Zünfte, nach den alten Ausdrücken, zu guter ehrbarer Ordnung, zu Erhaltung guter Einigkeit, und Fortsetzung der Nahrung gestiftet sind, und mit solchen Männern besetzt werden sollen, die von untadelhafter Aufführung und ihres Handwerks kundig sind, um daß das Publikum mit guter Arbeit und tauglicher Waare versehen werden möge, liegt klar am Tage, und wird selbst durch die noch vorhandenen alten Privilegien und Gildebriefe aus den ältesten Zeiten offenbar bewiesen. Hiebei wurden nun auch Gebräuche und Symbole eingeführet, welche damals freilich nöthiger waren, als heutiges Tages; aber ganz entbehren können sie solche eben so wenig, als die Orden mit welchen sie die mehreste Aehnlichkeit haben.

Daß das Vorhergesagte vielen Menschen und sogar solchen Männern, die über die Zünfte geurtheilet haben, unbekannt seyn mag, darüber darf man sich nicht wundern, indem der Beschaffenheit nach, nur wenige Männer von denselben genaue Kenntniß erhalten können. Dann auch war diese zahlreiche Classe von arbeitenden Bürgern zu sehr verkannt, und in vorigen Zeiten mit zu weniger Achtung behandelt, als daß man auf sie hätte aufmerksam seyn sollen.

In einer langen Reihe von Jahren, hat man Gelegenheit gehabt, manche verständige und achtungswürdige Männer aus der Handwerksclasse kennen zu lernen, die es nicht bei der oberflächlichen Kenntniß ihres Handwerks gelassen, sondern die Vervollkommnung desselben bis zur hohen Kunst gebracht, und auch in andern nützlichen Kenntnissen viel gethan haben.

Große Belesenheit, Gewandheit im Umgange mit den höhern Classen, und schön stilisirte Schriften, kann man von einem geschickten Handwerker nicht einmal verlangen, denn sie sind ihm keine Empfehlung, und gewähren ihm keinen Gewinn, sondern schaden seinem Gewerbe.

Wenn man bedenket, daß die Handwerker von der Lehre an, unglaublich vielen Widerwärtigkeiten unterworfen sind, und viele der Gesundheit gefährliche

Digitized by Google

liche Materialien oft in einer unnatürlichen Stellung verarbeiten, und ihre Kräfte äußerst anstrengen müssen, um ihr redliches Auskommen zu finden: so kann man mit Grunde der Wahrheit sagen, daß die mehrsten im Schweisse des Angesichts ihr kümmerliches Brod essen, und wehe dem Handwerker! der weder Gelegenheit noch Glück gehabt, etwas vor sich zu bringen, wenn er nach seinem sechzigsten Jahre durch eigenes Arbeiten sich und eine Familie ernähren soll. Die wenigsten sind reich, die mehrsten stehen zwischen einem guten und einem dürftigen Auskommen mitten inne, und viele sind wirklich arm; dieses letzte aber öffentlich zu bekennen, davon hält den im Amt und Gilde stehenden Mann, bis zur äussersten Noth, ein schöner Stolz ab.

Wenn man etwas Vortheilhaftes über die Zünfte gesagt hat, so ist nicht die Meinung, daß sie der Industrie der Bürger Gränzen setzen, und der Wohlfarth des gemeinen Wesens hinderlich seyn dürfen, sondern man hat nur bemerken wollen: daß die Zünfte ihren Nutzen haben, und an und für sich nicht schädlich sind, daß ihre Mißbräuche und das vielfache Unwesen zum Theil durch Gesetze und genommene Maaßregeln bereits abgestellet worden, und bei Anwendung thätlicher Mittel, ferner noch mehr gesteuret werden können, auch von selbst nach und nach größtentheils aufhören werden.

Dieses uralte deutsche Zunftwesen hat freilich zu manchen unruhigen Auftritten, dem Geiste seiner Einrichtung zuwider, die Veranlassung gegeben, aber ich überlasse es einem jeden Beurtheilung: ob es für Ruhe und Sicherheit der Städte nicht besser sey, wenn eine so große Menge Handwerker, sich in verschiedenen organisirten Abtheilungen befindet, wo in jeder ein gewisser Zwang und Ordnung herrschet, und wo Lenkung und Leitung eher möglich ist, als wenn alles ein durchs ander geht, der schlechte und arglistige Mensch sich an die guten und bessern dränge, und sich ihrer Meinungen bemächtiget.

Etwas Eigenthümliches bei den Handwerkszünften, ist unter andern, die Beobachtung einer gegenseitigen Gleichheit, denn Vornehmheit gilt bei ihnen nicht viel, und der reiche Meister hat keinen Vorzug, so auch machen Religion und Nation bei ihnen keinen wesentlichen Unterschied, nur muß die Zunftmäßigkeit erwiesen seyn.

Eine gewisse Moralität, in Ansehung derselben man bei einigen andern Ständen nicht so ganz scrupulös ist, erhält sich noch ziemlich bei den Zünften, und schlechte infamirende Handlungen eines Zunftgenossen oder dessen Frau, ziehen den Verlust der Gildefähigkeit nach sich.

Da nicht Jedermann Gelegenheit hat, von dem Zunftwesen Kenntniß

Digitized by Google

zu nehmen, so dürfte wohl nicht überflüssig seyn, anzuführen: daß die Benennung Zunft, Innung, Gilde und Amt, einerley Bedeutung hat, und daß diese bald jene, je nachdem es an diesem oder jenem Orte hergebracht ist, gebraucht wird, wenn aber eine Gildefähigkeit oder die zunftmäßige Erlernung eines Handwerks, angedeutet werden soll, so bedient man sich des Worts: Zünftig.

Hannover. G. L. Woempner, Polizey-Commissair.

Etwas über die Vertilgung des Erdkrebses.

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.
Hor.

Ueber die Vertilgung des Erdkrebses (Erdgrille, Maulwurfsgrille, Riehwurm, Reinwurm, Schrotwurm, Rebbelwurm, Gerstenwurm, Werre, Ackerwerbel, Erdheuschrecke, GRYLLOTALPA; G. thorace rotundato, alis caudatis elytro longioribus, pedibus anticis palmatis, tomentosa, franz. la Courtilliere) ist in diesen Blättern bereits schon sehr viel geschrieben worden. In den Hannöverischen gelehrten Anzeigen vom J. 1754. Stück 100. Seite 1421. wird das Begießen mit siedendem Wasser, zur Zeit ihrer Häutung empfohlen, welches Mittel Herr Frisch in seiner Insektenbeschreibung Th. XI. n. 28. zuerst angegeben. Eben dieses wird aus dem 2ten Theile von Rösels Insektenbelustigung Seite 204. wiederholet im Hannöv. Magazin 1766. Stück 73. Seite 1167. — Zwei Beantwortungen dieser Aufgabe stehen ebend. 1766. Stück 82. Seite 1309. 1311. Die eine lehrt: man solle, wenn man die Gänge vorher wohl bemerkt hat, diese mit etwas Wasser ausschwemmen, und hernach diese Röhren oder Gänge mit Baumöl anfüllen, da denn die Werre oder der Erdkrebs heraufkommen und sterben wird. Nachher kann man die übrigen durch Nachgraben leicht entdecken. Dieses scheint mit dem Journal d'agriculture, Janv. 1768. genau übereinzustimmen. (Hausvater Th. V. Seite 881.) Die zweite Beantwortung behauptet, man könne die Erdgrille dadurch vermindern, wenn man auf den Feldern, wo sie sich häufig befindet, Löcher aufwirft, die groß und tief genug sind, daß man ein Töpfchen, etwa einen halben Anker groß, darauf setzen kann. In die-

Digitized by Google

diese Löcher begiebt sich der Erdkrebs gewöhnlich des Morgens früh, und des Nachts, um sich da abzukühlen. Die Löcher müssen aber umher glatt und wohl gebrnet seyn, damit es der Erdgrille unmöglich wird, herauszukriechen, und so wird man ihrer eine Menge in diesen Löchern fangen können.

Im 65ten Stück des Hannöv. Magaz. von 1769. wird S. 1093. aus der Gazette d'agriculture folgende Procedur zur Vertilgung der Erdkrebse empfohlen: „Man setzt, heißt es daselbst, auf einen Morgen Land etwa 20 kleine Töpfe in Löcher, eines Spatens tief in die Erde. Die Distanz von einem Topfe zum andern, kann man aus der Länge des Stück Landes leicht beurtheilen. In jeden Topf giebt man 20 bis 30 Tropfen balsami Sulphuris, und bedeckt solchen mit einem kleinen Brett, damit die Erde aus dem Topfe gehalten werde. Der Geruch dieses Balsams

Göttingen.

lädet die Erdkrebse nicht, zuflegt sie aber zu weichen, und benimt ihnen vielleicht die Kraft, sich zu vermehren, wenigstens hat man an einem Orte, wo im Jahre vorher über 800,000 solcher Thiere waren, nach dem Gebrauch dieses Mittels zwar noch einige wenige alte, aber überall keine Junge gefunden" rc. — Hr. P. L. G. Ekten zu Braunschweig, stellt einige Zweifel dagegen auf. (Hannöv. Magazin 1769. Stück 103. 104. Seite 1651.) wo er vom Reitwurm oder der Erdgrille umständlich handelt. — Die Beschreibung von einem Scharrwurm, findet man auch in Hanovs Seltenheiten der Natur und Oekonomie, Th. I. Seite 334. f. (Leipzig 1753-58.)

Dies wird, glaube ich, zu einer vollständigen Beantwortung ein für allemal hinlänglich seyn, und alle weiteren Anfragen hierüber unnöthig machen.

J. G. L. Blumhof, der Mathematik und ökonom. Wiss. Best.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

6tes Stück.

Montag, den 19ten Januar 1795.

Ueber das Begraben in den Kirchen.

Manchen heitern Sommertag pflege ich auf dem Lande zuzubringen. Es thut meinem Herzen so wohl, unter Menschen zu leben, welche in ihrem Stande vergnügt sind, und ihre friedlichen Hütten nicht mit den Pallästen der Stadt vertauschen würden.

An einem Sonntage im vorigen Sommer, ging ich, meiner Gewohnheit gemäß, nach einem nahgelegenen Dorfe. Ich benutzte die Kühle des Morgens. Diese wurde nach wenigen Stunden vom Sonnenstrahl verscheucht. Der Himmel ward heiter, der Wind still, die Luft wurde schwül. Kaum war ich im Dorfe angelanget, so wurde geläutet. Nach genossener Erquickung eilte ich zur Kirche. Diese war klein, aber voll von frommen Landleuten. Einige Lobl[ie]der auf die Gottheit, weckten in der Seele dankbare Empfindungen. Dann trat der Prediger auf die Kanzel, und hielt über die Güte Gottes einen Vortrag, in welchem ganz sein Herz sprach. Hier konnte man sehen, wie sehr auf den Menschen Religionswahrheiten wirkten, für welche das nahe Feld die Beweise enthielte. Die ländlichen Arbeiten, der reiche Segen des Feldes, geben aber auch dem Geiste des Landmannes eine Stimmung, für welche die Seele der Städtebewohner nicht fähig ist. Alles war still und aufmerksam. Aber kaum war der erste Theil des Vortrages geendiget, als mitten in der Kirche eine Frau in Ohnmacht fiel; nach wenigen Minuten eine zweite; und kurz nachher die dritte. Andacht und Aufmerksamkeit waren gestöhrt. Der Herr Pastor schloß daher bald seine vortrefliche Predigt.

Ich fragte meinen Nachbar, einen ehrlichen Landmann, warum so viele Frauen durch eine Ohnmacht, ihr Bewußtseyn verlohren hätten? Ob die Predigt dies bewirket habe?

Die Predigt, sprach er, war sehr schön; aber die Ohnmacht ist durch die Ausdünstung des verstorbenen Gemeinevorstehers verursachet. Dieser hat dort ein Erbbegräbniß. Ueberdem hat er Altar und Kanzel bekleidet, auch eine Summe Geldes für die Kirche bestimmet mit der Bedingung, in ihr beigesetzt zu werden. Vor

kurzem ist er an der Wassersucht gestorben, und dort begraben. Unser Herr Pastor redete freilich die Familie zu, den Körper innerhalb der Kirche nicht beizusetzen. Man wollte aber den Willen des Verstorbenen befolgen."

Nach geendigtem Gottesdienste ging ich zum Prediger, wo ich den Verwalter des adelichen Gutes antraf. Bald wurde das Begraben in den Kirchen der Gestand unsers Gespräches.

Ehrgeiz und Aberglauben, sprach der Herr Pastor, erzeugten diesen so eckelhaften als schädlichen Gebrauch. Man erbauete über dem Grabe eines verstorbenen rechtschaffenen Mannes ein Bethaus. Lohn für besondere Frömmigkeit war es vom 4ten Jahrhunderte an, neben einem solchen Heiligen zu verwesen. Verschwunden ist aber längst der Glaube an die wunderthätige Kraft eines Knochens vom heiligen Franciskus oder Bernhard, dessen Daume oder kleiner Finger im Altare eingemauert ist. Verscheuchet ist der Wahn, daß verwesende Gebeine im Gewölbe der Kirche süssere Ruhe genössen, als im weichen Schooße der Erde. Unvereinbar mit der Würde und Bestimmung der Kirchen ist es, daß unter ihnen Leichenkeller erbauet sind. Hinlänglich haben es Aerzte dargethan, daß Kirchenbegräbnisse den Lebenden nachtheilig sind. Gewissenlos gegen die Gesundheit der Nebenmenschen handelt folglich jeder, wer es bewirket, daß Leichen in Kirchen verwesen.*)

Diejenigen Personen, welche in den Kirchen beigesetzet werden, kann man in 3 Klassen theilen.

Zur ersten Klasse gehören solche, die Familienbegräbnisse in den Kirchen besitzen, und folglich von langen Jahren her ein Recht haben.

Zur zweiten, diejenigen, welche für ihr Geld jetzt erst Kirchengewölbe sich erbauen lassen.

Zur dritten endlich, die Geistlichen.

Es sey mir erlaubet, ein Beispiel anzuführen, auf welche Art der Körper vieler Geistlichen in die Kirche kömmt.

Mein Vater war ein Landprediger. Seine Pfarrkirche war klein. Alle Sonntage versammleten sich die Einwohner mehrerer Dörfer in derselben. In der Kirche befand sich ein Erbbegräbniß, in welchem die Leichname zweier ausgewachsener Personen und mehrerer Kinder, ihre Verwesung kaum halb vollendet hatten. Gerade vor dem Altare ruhete der verwesende Körper des Vorfahren im Amte, welcher

*) Man sehe Leß Moral, Göttingen 1787. S. 270., und die daselbst angeführten Schriftsteller: Habermanns Abhandl. von unschädlichen Begräbnissen und der nachtheiligen Beerdigungen der Todten in den Kirchen und Städten, Wien 1773. Rahn gemeinnütziges medicin. Magazin, Jahrg. 3. Seite 662.

Digitized by Google

ihr durch einen betäubenden Geruch, meinem Vater, bei seinen Geschäften, oft sehr beschwerlich war.

Mein seliger Vater wünschte, daß nichts mehr, als daß man seine irdischen Ueberreste nicht in die Kirche legen, sondern auf dem gewöhnlichen Begräbnißplatze dem Schooße der Erde anvertrauen möge. Noch muß ich bemerken, er war ein außerordentlich korpulenter Mann.

Wie ich auf der Universität studirte, erhielt ich vom Küster meines Vaters folgenden Brief:

„Ihr Herr Vater ist plötzlich am vorigen Montage gestorben. Er war ein treuer Hirte, und der muß auch nach dem Tode bei seiner Heerde bleiben. Wir haben den seligen Herrn vor dem Altare seine Ruhestätte angewiesen. Ihre beiden Schwestern waren heftig darwider; sie sagten: Ihr lieber Vater hätte immer gewünscht, neben dem entseelten Körper der seligen Frau Pastorin beigesetzet zu werden, folglich auf dem Begräbnißplatze vor dem Dorfe. Solches konnte aber als Küster nebst den Altaristen nicht gestatten. Wir hatten ihn gar zu lieb, und mußten ihm diese letzte Ehre erweisen."

Wie schmerzhaft mir die Nachricht vom Tode meines Vaters war, kann nur der empfinden, welcher einen guten Vater als guter Sohn beweinet hat. Mein Vater hatte in seinem Leben, für das Beste seiner Gemeine, so gerne gewirket. Außerordentlich empfindlich war es mir, daß er nach seinem Tode vielleicht Krankheiten und Leiden verbreiten würde. Er war am Gallenfieber gestorben. Die Ausdünstung entseelter Körper, welche diese Krankheit erlitten, soll ansteckend seyn. Dies versichern mehrere Aerzte.

Ich habe es meiner Familie, meinem Küster und den Altaristen, mehrere male gesagt: ich wolle nicht in der Kirche begraben werden, aber vielleicht legt man meinen Leichnam doch in den gottesdienstlichen Versammlungsort.

Alle Prediger denken über das Begraben in den Kirchen so vernünftig wie mein seliger Vater, und doch werden vielleicht alle meine Amtsbrüder in eine Kirchengruft gesetzet.

Ich wollte daß die Sache öffentlich zur Sprache gebracht würde, so wie es bereits im Herzogthum Lauenburg durch folgende Verordnung vom 20ten März 1794. geschehen ist:

„Es ist vorgekommen, ob es nach den neuern Meinungen von den Begräbnissen in den Kirchen, nicht anständiger und rühmlicher seyn mögte, wenn die Prediger dieses Herzogthumes, und auch die Juraten wo es hergebracht, sich dieses verjährten Vorrechts, zum Nachtheil und zur Beschwerde der Lebenden in den Kirchen begraben zu lassen, freiwillig begeben, und haben sich verschiedene dazu bereit erkläret."

„Wir zweifeln nun zwar nicht, daß auch die übrigen Prediger dies

Digitized by Google

ses Herzogthums gleich milde und aufgeklärt denken, um jedoch ohne allen Zwang etwas gewisses festsetzen zu können, haben wir nöthig erachtet, die Erklärung eines jeden Predigers darüber einzuholen, und sehen selbiger zwischen hier und nächstem solennen Consistorio entgegen."

Sämmtliche Prediger jenes Landes entsagten darauf ihrem Rechte, in den Kirchen begraben zu werden.

Eine nachahmungswürdige Art, diese Sache zu behandeln!

Daß man in einigen Ländern anjetzt noch neue Leichenkeller in den Kirchen erbauen läßt, macht unserm Zeitalter Schande. Hier im Lande würde es ohne Einwilligung der Consistorien nicht geschehen dürfen. Diese Collegia bestehen aber aus Männern, welche für das Wohl des Landes zu besorgt sind, als daß sie eine solche Erlaubniß ertheilen sollten.

Viele, ja die mehrsten derjenigen welche Familienbegräbnisse in den Kirchen besitzen, fuhr hierauf der Hr. Verwalter fort, kommen nach ihrem Tode wider Wunsch und Willen in die Kirchengruft. Mir ist eine Geschichte bekannt, welche diese Wahrheit ganz bestätiget. Mein Bruder war Hausverwalter des Herrn von P**. Dieser starb. Die Familie trug es meinem Bruder auf, die Leichenbestattung zu besorgen. Er glaubte, daß es für die Würde seines seligen Herrn nicht anständig sey, auf dem gemeinschaftlichen Ruheplatze begraben zu werden, er richtete sich nach der hergebrachten Sitte. So ward denn der Körper des Herrn von P** in die Kirchengruft gelegt.

Als das Begräbniß lange geschehen war, fand man diese schriftliche Verordnung des Verstorbenen unter andern Schriften im Schreibpulte: „Mein Leichnam soll dereinst nicht den gottesdienstlichen Versammlungsorte meiner Unterthanen verpesten, sondern außerhalb der Kirche begraben werden."

Man wollte nicht neue Kosten anwenden, und ließ den Körper im Kirchengewölbe.

Ein wichtiger Grund für Familienbegräbnisse in der Kirche war sonst: Nachrichten sicher für die Nachkommen aufzuheben. Es ist wichtig den Geburtstag, wie auch Jahr, Monat und Tag des Todes, eines Familiengliedes zu wissen. Dies bemerkte man auf dem Leichensteine. Ein solches Denkmal war in der Kirche dem zerstöhrenden Zahne der Zeit nicht so ausgesetzet, als auf dem Kirchhofe. Jetzt aber kann man dergleichen Familiennachrichten wohlfeiler und zweckmäßiger den Nachkommen überliefern. Wohlfeiler, indem für wenige Groschen diese Nachrichten in den hannöverischen Anzeigen mehrere hundertmale abgedruckt werden; zweckmäßiger, indem diese Anzeigen bei vielen Gerichten und öffentlichen Anstalten unsers Landes gesammelt und aufbewahret werden. Der Leichenstein in einer Kirche ist doch immer ein einziges

Exem-

Digitized by Google

Exemplar. Mit ihm werden zugleich die hinein gegrabenen Nachrichten zernichtet.

Oft findet aber auch nicht einmal dieser Grund statt. Manche Kirchengruft ist mit Dielen ohne Inschrift belegt. Das Begraben in einer Kirche ist auch kein Beweis vom Patronate der Pfarre. Reiche Pächter und wohlgenährte Gemeinevorsteher können sich einen Begräbnißort in der Kirche erkaufen. Wegschaffung der Leichenkeller aus den Kirchen würde große Wohlthat seyn!

Im Namen der Menschheit waget es der Verfasser dieses Aufsatzes, besonders diejenigen aufzufordern, welche die Vorsehung in solche Lagen setzte, Wohlthäter der Mitbürger werden zu können. Ihre Vorfahren, damaliger Denkungsart gemäß, erbaueten in der Kirche Leichenkeller. Entfernen Sie diese aus dem gottesdienstlichen Versammlungsorte der Christen. Sie müssen von dieser Gelegenheit, Nutzen stiften zu können, jetzt ihrem Gewissen, und einst vor dem Throne der Gottheit Rechenschaft ablegen. Verordnen Sie aber nicht bloß mündlich und schriftlich: mein Leichnam soll nicht in der Kirche verwesen. Ihr Tod kann schnell sich ereignen. Die Angehörigen können entfernt seyn; oder vom Schmerze beraubt, überläße die Familie, das Begraben der Leiche, einem Fremden. Aeußern Sie ihre schönen Gesinnungen durch Thaten. Wäre es Ihnen nicht gefällig, die Kirchengruft bei Ihrer Lebzeit mit Erde zuwerfen zu lassen? und für einen andern Begräbnißort zu sorgen? Reichen Lohn wird Ihnen das Bewußtseyn einer solchen Handlung gewähren.

Wilhelm Matthäi, d. G. G. Candidat.

Hannover.

Abschaffung der Bleiglasur.

Das nun erwiesene schleichende Gift unserer gewöhnlichen Kochgeschirre, erregte, wie bekannt, seit einiger Zeit den Eifer manches vortrefflich gesinnten Weltbürgers, ein unschädliches Surrogat dafür ausfindig zu machen. Die besten dazu aufgeforderten Scheidekünstler betraten den sichersten Weg, indem sie unschädliche und wohlfeile Substanzen zur Bereitung einer solchen neuen Glasur anwendeten, und schlugen vorzüglich den Flußspat mit Kalkerde oder Gyps, oder mit beiden gemischt, aus ihrer Erfahrung dazu vor. In ihren Werkstätten hatte das Feuer auch Kraft genug, daraus einen glänzenden Ueberzug über die innere Fläche des thönernen Geschirrs zu schmelzen. In dem Ofen des Gelbtöpfers hingegen, wollte und konnte dies nicht gerathen; der Ueberzug verglaſete sich nicht. War nun hieran das geringere Feuer ihrer Oefen

len (wie wahrscheinlich) schuld, oder machte es die Widerspenstigkeit des Handwerksgeistes (wie noch wahrscheinlicher) unmöglich; genug in ihren Oefen war diese ziemlich leichtflüssige Fritte zu keiner Glasur zu bringen.

Man machte dieser Glasur auch den Vorwurf, daß sie leicht abspringe, (und leichter springt sie gewiß ab, als die Bleiglasur) und so unterblieb dieser zur Beglückung der Menschheit kalkulirte Vorschlag. Die Unbiegsamkeit der Handwerksvorurtheile wird noch lange die dienlichsten Verbesserungen der Mechanik und Chemie vereitelu.

Die außerdem noch vorhandene, wohlfeile, leicht verglasende, unschädliche Substanz, der Borax, zog nach den genauesten Versuchen, in das lockere Geschirr ein, und bildete ganz und gar keinen dichten, glatten Ueberzug, keine Glasur.

Es bleibt keine wohlfeile, unschädliche Substanz nunmehr übrig, die zu dieser Absicht noch zu versuchen stünde.

Man kann nichts traurigers in der moralischen Welt erblicken, als die wichtigsten, uneigennützigsten Bestrebungen des Patriotismus scheitern zu sehen; aber zum Glücke erreichen wir zuweilen auf den Trümmern unserer Hofnungen noch festes Land.

Es kömmt darauf an, was wir überhaupt mit den Glasuren der irdenen Geschirre beabsichtigen. Ist dieser Zweck aufs reine, so werden sich auch Mittel ergeben, die Wünsche des Menschenfreundes zu Abschaffung der Bleiglasur, zu befriedigen.

Das thönerne Geschirr unserer Gelbtöpfer, ist vor sich und ohne Glasur, von so lockerer Textur, daß es jede Flüßigkeit, Brühen, Tränke, nicht nur in sich zieht, sondern sogar durch seine Wände sickern und schwitzen läßt. In solchen Töpfen erhält jede Speise den Geschmack der vorher darin gekochten Speise, außer dem ekelhaften Thongeschmacke selbst, den unglasurte Töpfe sogar dem Wasser mittheilen. Dieser ekelhaften Eigenschaft abzuhelfen, ersannen die Töpfer einen undurchdringlichen glatten Ueberzug für ihr lockeres irdenes Geschirr, und fanden in der Glätte, mehr oder weniger mit Sande gemischt, die für ihre kurzsichtigen Wünsche bequemste Glasur, welche zum Anschmelzen so wenig Feuer erforderte, als ihre eigennützige Holzsparsamkeit haben wollte.

Blos die Fehler des schlechten in denen Geschirrs zu überdecken, erfand man mit einem Worte die auszehrende Bleiglasur.

Nun entsteht die Frage: verlohnt sichs überhaupt der Mühe, für das elende gelbe Thongeschirr einen gläsernen Ueberzug sorgfältig auszufinden?

Mich deucht, man sollte das Uebel lieber aus der Würzel heben, als sich bemühen, es fernerhin zu bemänteln. Hätten wir irdenes Kochgeschirr, welches den Speisen keinen widrigen Thongeschmack mittheilte, welches durchaus keine Flüßigkeit, kein Wasser, kein Fett, keine Salze durch seine

Digitized by Google

seine Oberfläche eindringen ließe, so wäre, höre ich sagen, alle Glasur überflüßig. Allerdings wäre sie überflüßig; allerdings haben wir solche Geschirre.

Die Verfertiger des sogenannten Steinzeugs, einer gewöhnlich im Feuer unhaltbaren, wiewohl für alle Flüßigkeiten undurchdringlichen Waare, die sogenannten Kruckenmacher, sind der von ihnen ganz getrennten Gilde der Gelbtöpfer so aufsäßig und feind, daß sie an allen den Orten, wo sie in Menge sind, z. B. in Holitsch, Waldenburg, Bürgel, Hohleipzig, Allendorf, u. s. w. alles Geschirr, was sie zur Bereitung ihrer Speisen gebrauchen, durch einen Zusatz gebrannter Scherbel oder Sand zu der Masse des gewöhnlichen Steinzeugs, selbst verfertigen, um nur ihren Feinden, den Gelbtöpfern, nichts zu verdienen zu geben. Diese Krukenmacher sind aber schon in der Uebung, ein für alle Flüßigkeiten und Salze undurchdringliches, im Feuer haltbares Kochgeschirr zu verfertigen, welches dieser Eigenschaften wegen keiner Glasur bedarf, man müßte ihm dann eine aus übergestreuetem Küchensalze, wie sie zu thun pflegen, geben wollen. Dies vortrefliche, allen unsern Absichten entsprechende Küchengeschirr, ist freilich etwas plump, weil sie es nur für ihren Gebrauch verfertigen; aber sie können es eben so gut sauber und leicht in die Hände des Publikums liefern, das bisher die Güte dieses Geschirrs nicht kannte, und daher nicht verlangte.

Am leichtesten und sichersten würde daher ein Landesherr oder eine Stadtobrigkeit, jene edle Absicht, die Bleiglasur abzuschaffen, erreichen, durch Berufung eines Krukenmachers, welcher bisher die besten Kochgeschirre aus Steinzeug bereitete. Durch Zuschüsse unterstützt, würde er gleich anfänglich dies gesunde Geschirr um gleich wohlfeilen Preis, als der Gelbtöpfer ihr giftiges, verkaufen können, bis das Publikum von den schätzbaren Vorzügen dieses neuen Geschirrs nach und nach durch ihre Erfahrung und durch die Stimme der Schriftsteller überredet, sich allmählig von der Waare des Gelbtöpfers entziehen werden, welchem frei stehen kann, gleiche Waare zu verfertigen, oder einen andern Nahrungszweig zu ergreifen. Wenn denn auch nach Aussterbung der Gelbtöpfer die Steinzeugwaare in etwas höhern Preis käme, sobald die obrigkeitlichen Zuschüsse wegfielen, so würde, müste und könnte sich dies das Publikum auch wohl gefallen lassen.

Aus dem bisher Gesagten könnte es scheinen, als ob die Existenz solcher Geschirre noch einigermaaßen problematisch wäre. Dieser Einwurf ist leicht zu widerlegen, da es schon hie und da Kochgeschirre dieser vortreflichen Art zu Kaufe giebt.

So erinnere ich mich, daß es auf den Dresdner Jahrmärkten ein schönes braunes Kochgeschirr aus Steinzeug giebt, inwendig und äußerlich unglasurt, oder doch nur mit Kochsalz glasurt, welches so haltbar ist, daß

Digitized by Google

daß Kochtöpfe davon über fünf Jahre in meiner Haushaltung haltbar blieben.

Hier in Pyrmont bedient man sich ebenfalls eines unglasurten, steinzeugnen, schwärzlich grauen Kochgeschirrs von etwas plumper Art, mit Namen Sandwaare, wovon die Tiegel selbst zum Braten über freiem Feuer können gebraucht werden, die stärkste Probe für Küchengeschirre. Es kömmt aus einem kleinen Orte, Tugen mit Namen, 5 Stunden von Hameln, bei Coppenbrügge gelegen, und ein eben so gutes verfertigt zum Verkauf ein Krukenmacher in Münder, vier Stunden von Hameln. Es ist unberächtlich theurer, als die gelben mit Blei glasurten Töpferwaaren hiesiger Gegend.

Man wähne nicht, in den eisernen Geschirren ein schickliches Kochgefäß zu suchen. Alle Hülsenfrüchte, alle grünen Gemüse, besitzen ein adstringirendes Wesen, (die Galläpfelsäure) und sie nehmen daher alle, wenn sie in Eisen gekocht werden, eine mehr oder weniger schwärzlichte Farbe, und einen Dintengeschmack an, welcher sie fast ungenießbar macht. Selbst reines Wasser nimt darin den eignen widrigen Eisengeruch an. Eisenblechne Gefäße sind theuer, weil sie bald vom Roste verzehrt werden; gußeisene sind allzuschweer.

Und ist denn Eisen in Menge und fortwährend in unsern Körper gebracht, sogar unschädlich? Ich sah in Gegenden, wo sich der Landmann eiserner Küchengefäße allgemöhnlich bediente, Blutflüsse und Entzündungszufälle aller Art endemisch herrschen, Bluthusten, Blutbrechen, Mutterblutstürze, Augen- Hals- und Ohrenentzündungen, u. s. w.

Schwerlich wird es möglich seyn, die Schädlichkeit der kupfernen, gewiß auch nicht wohlfeilen, Kochgeschirre durch sorgfältigste Reinlichkeit und beste Verzinnung dergestalt zu vermeiden, daß nicht hie und da von lebensgefährlichen Ereignissen und Todesfällen gehört würde.

Zinn ist in seiner größten Reinigkeit allzuweich und biegsam, auch alle zu leicht schmelzlich über dem Feuer, als daß man haltbare, gesunde Kochgeschirre daraus zu erwarten hätte.

Wer hinlänglich seines Gefühl für die Würde eines kraftvollen Körpers und einer blühenden Gesundheit, wer mit einem Worte Achtung für sich selbst hat, wird nun wohl zu wählen wissen; er wird sich steinzeugne, im Feuer haltbare, Küchengeschirre anschaffen, welche keiner Glasur bedürfen, da sich in ihre Substanz keine Flüßigkeit einzieht, und sie den Speisen keinen fremden Geruch oder Geschmack mittheilen.

Pyrmont. D. Samuel Hahnemann.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

7tes Stück.

Freitag, den 23ten Januar 1795.

Beantwortung der Anfragen, betreffend die Anwendung des Kalchs zur Düngung der Aecker und Wiesen.

(Man sehe das 19 St. v. M. b. v. J.)

Den Landwirthen in England haben wir allerdings verschiedene sehr nützliche Erfindungen und Verbesserungen im Ackerbau zu verdanken. Deutsche sowohl als Franzosen haben vieles von ihnen angenommen und sich größtentheils wohl dabey befunden; obgleich auch manches, was dort mit Vortheil getrieben wird, bey uns noch nicht nachgeahmt werden kann. Wir lassen sie auch billig in dem Besitze des Ruhms, daß sie die Erfinder der Düngung mit Kalch sind, so lange wir in der Geschichte dieses Dungmittels nicht bewandert sind: inzwischen ist doch auch nicht zu läugnen, daß unsere Landsleute um diese Art, den Acker zu verbessern, ihre Verdienste haben. Die Engländer waren es, die zuerst in Europa den Anbau der Kartoffeln versuchten, und aus deren Händen unsere Zeitgenossen dieses unschätzbare Geschenk der Vorsehung in Empfang nahmen, wodurch sie sich bey dem Feld- und Gartenbau ein ehrenvolles Denkmal erworben haben. Sie haben auch auf ihrem Boden den Kalch und die Kunde schon in großer Menge, so daß beide Stein- oder Erdarten sich ihnen zu allerley Versuchen anbieten oder vielmehr aufdringen. Man pflegt da sogleich im Felde die Oefen zu errichten, in welchen die Steine gebrannt werden. Nimt man nun noch die Aufmunterungen dazu, die den Geist eines denkenden brittischen Landwirthes zum beständigen Emporstreben erwecken, und woran es in verschiedenen andern Staaten so gänzlich mangelt, daß der Landmann vielmehr muthlos und zu allen Arten von Versuchen träge gemacht wird; so wird man ihn vielmehr bedauern, als wegen des Mangels neuer Erfindungen verachten. Inzwischen ist dem deutschen Bauer die Art seine Felder mit Kalch zu düngen, gar nicht unbekannt. In Sachsen, und vorzüglich im Erzgebirge, hat man mit ihm seit undenklichen Jahren schon die

Digitized by Google

Felder im Ertrage erhalten, und der Herr von Schütz eifert darüber, daß der Bauer gar kein ander Dungmittel gebraucht, sondern ein Jahr und alle Jahre Kalch auf seinen Acker führt. a) Dieser gelehrte Oekonom besorgt nemlich, und zwar mit gutem Grunde, daß die Felder, denen durch eine lange Reihe von Jahren kein eigentlicher Dünger von animalischer oder vegetabilischer Art zugeführet wird, welcher dem Boden die erforderlichen Salze und Oele, die eigentlichen Bestandtheile eines guten Düngers, welche von den Pflanzen eingesogen und zu Theilen der wachsenden Pflanze selbst modificiret werden, mittheilen könnte, daß solche Felder endlich in der Länge der Zeit zu Hervorbringung einiger Früchte ganz untüchtig, und die Kinder reicher Väter auf ihrem Acker arm werden.

In Meißen, wo in geringer Entfernung siebenzig bis achtzig Kalchöfen im Gange sind, und wo dieses Produkt wahrscheinlich im wohlfeilen Preise stehe, wird es von den Landleuten in Menge zur Düngung gebraucht. Von der Seite ist der Kalch nicht weniger in Niedersachsen bekannt. Im Fürstenthume Blankenburg, nahe bei dem Rittersitze Timmenrode, ist eine nicht unbeträchtliche Kalchbrennerei, wo die Arbeiter die sogenannten Knobben, (die kleineren Kalchsteine, mit welchen der Ofen zugedeckt wird, und die wegen ihrer grauen Farbe unter dem Kalche nicht verkauft werden) auf ihre Wiesen bringen, auf welchen sie einen in die Augen fallenden Vortheil schaffen. In der Gegend von Ganderesheim im Fürstenthum Braunschweig, und bei Osterode im Calenbergischen, findet sich eine Art von Kalch, den die Landleute Ducks nennen und sehr häufig zur Düngung gebrauchen. Er bedarf nur eines geringen Feuers, um gebrannt zu werden, da er denn auch leicht in Staub zerfällt, und ohne einige weitere Bearbeitung zum Gebrauch geschickt ist. Die Düngung mit dieser Art des Kalches fällt den Landleuten dieser Gegenden desto leichter, da derselbe in einem höchst wohlfeilen Preise stehe, indem der Himte davon auf der Stelle nicht mehr als 9 Pfennige zu kosten pflegt.

Ich will mich nicht in eine Untersuchung einlassen, wie es zugehe, daß der Kalch, der doch kein Dünger ist (eben so wie der Gips) die Felder fruchtbar mache: ob er aus der Atmosphäre die, in ihr schwimmenden, seinen Salze und Oele stärker, als irgend ein anderes Dungmittel an sich ziehe: ob er die in dem Boden schon befindlichen Fettigkeiten und Salze am besten bereite, so, daß sie am leichtesten von den Wurzeln der Gewächse angesogen

a) In seinen ökonomischen Gedanken. Chemnitz 1762. B. 1. S. 57. ff.

sagen werden können: ob es endlich etwas, das die Fruchtbarkeit des Bodens hindern könnte, hinweg räumt, das alles können wir den Untersuchungen des Chemikers überlassen. Uns ist es nur darum zu thun, aus sichern, von Naturkündigern und beobachtenden Oekonomen angestellten Erfahrungen gewiß zu werden, daß diese Steinart, gehörig angewendet, ein Mittel sey, einen Wiesen- oder Ackergrund fruchtbar zu machen. Zu dem Ende will ich jene oben erwähnten Anfragen nach der Reihe durchgehen, meine Meinung darüber sagen, und aus den Schriften gelehrter Oekonomen, die mir eben zur Hand sind, und die meine Zutrauen verdienen, ihre Gedanken darüber anführen.

„In den hiesigen Landen," sagt der Herr Verfasser vorläufig, „giebt es Gegenden, wo häufig Kalch gebrannt wird, und wo der Abfall von den gebrannten Kalchsteinen auf Haufen geschüttet wird, und ungenützt liegen bleibt." Bestehe das Land in diesen Gegenden aus einem trocknen Sande: oder ist der Acker gar zu schwer und thonartig; so thun die Leute wohl, daß sie ihre Felder nicht mit Kalch bedüngen. Auf einem solchen Boden würde er keinen Nutzen schaffen, und ihre Arbeit und Kosten wären vergeblich angewendet. Vielleicht sind sie auch schon selbst durch mißlungene Versuche davon überzeugt, oder von ihren Vorfahren vor solchen Versuchen gewarnet. Wenn aber der Erdboden keinen von diesen Fehlern hat; so mag es Unwissenheit der daßigen Einwohner seyn, daß sie den Kalch, den sie so nahe haben, nicht benutzen, sondern ihn dem Verwittern überlassen; Einige angestellte Versuche im Kleinen, würden sie durch den Augenschein belehren, wie sehr große Vortheile sie sich durch eine bedachtsame Anwendung des Kalches bereiten könnten. Und nun zur Beantwortung.

1. Der Kalch kann in beiderley Zustande, gebrannt und ungebrannt zur Fruchtbarkeit der Felder angebracht werden. Wer rohe Kalchstein wird, ohne daß er einige Hitze des Feuers empfunden, in kleinere Stücken zerschlagen und zermalmet, auf Feldern und Wiesen vertheilt werden. Schon in dieser seiner natürlichen Beschaffenheit gebrauchen ihn die Engländer, und finden dabei ihren Vortheil. b) Auch in Deutschland thut hie und wieder, und namentlich in Schlesien, ist dieses Verfahren nicht unbekannt. c) In den Gegenden also, wo das Holz theuer ist, und daher gebrannte Kalch also auch im Preise hoch steht, könnte man ihn in seinem

b) Wen sehe John Mill's Esq. vollständigen Lehrbegriff der ländlichen Feldwirthschaft. Leipzig 1764. B. 1. S. 31.

c) Schlesischer Landwirth. Breslau 1771. Th. 1. S. 230.

ersten natürlichen Zustande schon den Feldern mittheilen, und um die Strüfen in Sand zu verwandeln; sich der Streupfs oder Pochmühlen bedienen. Wer in einer Gegend wohnt, wo sich der Kalkstein häufig, das Holz aber in geringer Menge befindet; der könnte sich zum Zermalmen der Steine einen Mahltrog anschaffen, wie ihn der berühmte Herr Doct. Krünitz in seiner vortrefflichen Encyklopädie beschrieben hat c); und die Stücken, die wohlfeiler in der Größe eines Hühnereies zerschlagen sind, in denselben klein machen lassen. So verfährt der ehrw. Pfarrer Joh. Fried. Mayer in Kupferzell mit dem rohen Kalke, den er zu seinem großen Vortheil die Düngung aller Aecker, den Fehlfrüchten und der Weinberge besorgt.

Einer der größten und verdientesten Oekonomen unserer Zeit, der neu entdeckt arbeitende Herr Commissionsrath Hlubek in Dresden, empfiehlt den gebrannten Kalk sehr zweckmäßig, und zeigt zugleich die Felder an, auf welchen man vorzüglich Nutzen von ihm erwarten dürfe. „Das Kalchmehl von ungebrannten Steinen" sagt er, „kann nicht nur den harten Wiesen allein nützlich seyn, sondern auch den übrigen und mehrsten Feldern, wenn dann sie entweder nur (wenn lich die niedrigen) mit Gräben zum Abzuge des überflüßigen Wassers versehen. Es verdoppele seine Wirkung im Vermischen des Mooses und in Beymischung guter Gräsen, wenn man ihn ins Torfasche vermengt, u. s. w." Er versichert auch, „daß man im Fürstl. Weilburgischen nicht nur angefangen, mit rohem Kalche die Kleefelder zu bessern, sondern auch zu dem gemeyner Kleinmachung dieser harten Steine, bereits obiges Pochwerk und eine Mahlmühle zum rohen Kalche angelegt hat". f) Ja dieser verdienstvolle Mann äußert seine Meinung über diese landwirthschaftliche Angelegenheit dahin, daß der ungebrannte Kalch dem calcinirten zu diesem Gebrauche noch weit vorzuziehen sey. „Was meinen Sie nun", fragt er, „mein physikalisch, chymisch, ökonomischen Freund, hier sich hieraus nicht schließen (die Rede war von der Chymia hydraulika das Chymische Gemenge) daß sich diejenigen Oekonomen schaden, die ihren Gips und Kalch zur Verbesserung ihrer Felder calciniren oder brennen?" g)

Es ist also gar nicht unwahrscheinlich, daß man in künftigen Jahrhunderten in vielen Gegenden, wo diese Mineralien befindlich sind, und das Holz

d) Oekonomische Encyklopädie. Th. XX. S. 461. wobei auch eine Abbildung des Mahltroges befindlich ist.
e) Des Autors [illegible] Encyklopädie. Th. [illegible] S. [illegible]
f) Daselbst S. 405.
g) Daselbst S. 507.

Holz nicht überflüssig vorhanden ist, Kochwerke und Kalchmühlen sehen wird, die unsern Vorfahren, wenn sie aus ihren Gräbern aufstehen sollten, eine ganz fremde Erscheinung seyn würden.

So weit nun aber diese Düngung unter unsern Zeitgenossen eingeführet ist, so wird den Stein bis jetzt noch in ungleich größerer Menge gebrannt, als roh benutzt. Mit der Verwitterung des Kalchs in seinem ungebrannten Zustande gehe es langsam zu, und ehe er nicht von der Luft aufgelöset ist, sieht doch eine Düngung von ihm nicht zu erwarten, sagen die Freunde der andern Methode, und dabei bedienen sie sich denn verschiedener Operationen.

Man läßt die gebrannten Kalchsteine in freier Luft auflösen, welches, nach Beschaffenheit der trocknen oder feuchten Witterung in etlichen Tagen vor sich geht, und fährt sie sodann auf den Acker, vertheilt sie auf demselben so gleich als möglich ist, und läßt sie unterpflügen. In England werden die Kalchsteine heiß aus dem Ofen auf das Land gebracht, in kleine Haufen vertheilt und mit Erde zugedeckt, und in dieser Lage werden sie in wenigen Tagen von der Luft und dem Regen so aufgelöset und mürbe, daß sie aus einander fallen. Alsdenn wird der zerfallene Kalch über dem Acker umher ausgebreitet, und vermittelst des Pflügens mit der Erde vermischet. h)

Ein Bauer, Namens Lukas, dem die patriotische Gesellschaft in Schlesien die Ehre erwiesen, ihn zu ihrem Mitgliede aufzunehmen, verbessert diese Methode dahin, daß der gebrannte Kalch auf den Acker gebracht wird, (der durchfällig und mittelmäßig seyn, aber nicht Brandhügel, Gallen- oder schweren lettigen Boden haben muß) und daselbst zweimal 24 Stunden an freier Luft liegen bleibe. Alsdenn wird er, von der Luft beynahe gelöscht, mit Schaufeln in einen spitzigen Haufen, und wenn es seyn kann, auf eine Anhöhe gesetzt, mit Erde und Stroh bedeckt und rund herum mit einem Graben versehen, damit das Regenwasser völligen Abfluß habe. Nun muß der Kalch wenigstens vier Wochen: kann er noch länger seyn, desto nützlicher, so liegen bleiben. Am vortheilhaftesten hat man es befunden, wenn man halb so viel Seifensieder- oder Brandasche, als Kalch genommen, die letzte ausgelauget, mit der Lauge den Kalch besprenget und angefeuchtet, und endlich die Asche etwas getrocknete Asche mit dem Kalche vermenget und so die bestimmte Zeit hat liegen lassen." i)

Soll

h) D. Zinkens ökonom. Lexikon vom Hrn. D. Baldinger herausgegeben. Th. 1. Col. 1468. fünfter Aufl.

i) Oekonomische Nachrichten der patriotischen Gesellschaft in Schlesien, Jahrgang [illegible]

Soll der gebrannte Kalch auf den Wiesen genutzt werden; so bringt man ihn entweder kurz vor dem Winter, oder sobald im Frühjahre der Schnee weg geschmolzen ist, auf den Grasboden, wo er denn ebenfalls so genau vertheilt wird, daß der Boden aller Orten damit bestreuet werde, nirgends aber zuviel hingerathe. Hiebei kommt nun noch vieles darauf an, daß man die Menge des Kalches genau treffe, mit welchem die Wiese gedüngt werden soll, welches sich aber in der Ausübung besser zeigen, als wörtlich beschreiben läßt. Denn bringt man zu wenig Kalch dahin; so wird der Endzweck nicht erreicht, und die Düngung in dem Maaße, wie man gewünscht hatte, nicht befördert. Kommt aber der Kalch zu dick zu liegen; so erdrückt er die jungen Grasreimen, und kann den Fleck, den er einnimt, auf etliche Jahre unfruchtbar machen. Daher ist Behutsamkeit bei diesem Geschäfte nöthig. Um nun die Gleichheit bei dieser Bestreuung so viel möglich beobachten zu können, so werden die gebrannten Steine in freier Luft, jedoch unter einem Dache, damit der Regen nicht auf sie fallen kann, gelöscht, wovon sie in Staub zerfallen: und mit diesem Staube wird bei stiller Witterung der Wiesengrund aus einem Sätuche übersäet und leicht bedeckt.

Auf eben diese Art wird dieser, von der Luft gelöschte Kalch, auch bei den künstlichen Wiesen angewendet: und am besten zu der Zeit, wenn der Klee, oder die übrigen jungen Gräser schon hervor gekommen, und in Gefahr sind, von den Erdflöhen abgefressen zu werden.

So wäre denn die erste Frage, und manches auch schon aus dem folgenden beantwortet.

2. Die zweite Frage betrift die Zeit, in welcher der Kalch auf das Land gestreuet werden muß. Dem Ackerlande kann derselbe vor dem letzten Pflügen zugeführet und mit dem Pfluge untergebracht werden. An einigen Orten mag auch wohl der Gebrauch seyn, daß man den Acker erst nach dem Besäen mit dem Kalch bestreuet, und ihn dann nebst dem Saamen vermittelst der Egge mit Erde bedeckt, welches aber von den Wirthschaftsverständigen nicht allerdings gebilligt wird. Herr C. R. Riem verlangt, daß dieses Unterpflügen noch vor dem Winter geschehen soll: auf den Wiesen hingegen kann er sowohl vor dem Winter, als vornehmlich auch im Februar oder März schon angebracht werden. In den Gegenden aber, wo die Schafhirten die Freiheit haben, mit ihren Heerden bis gegen die Mitte des Maimonats (den alten Maitag) die Wiesen zu überziehen, und den ersten und kräftigsten Trieb des Grases abnagen zu lassen, wäre es mißlich, die Wiesendüngung mit gebranntem Kalch im Frühjahre vorzunehmen: Denn obgleich der ungebrannte Kalk, der in eben der Absicht auf die Wiesen gestreuet

streuet wird, dem Viehe nichts weniger als schädlich werden kann; so hat es doch mit dem Kalch, der von einer, von dem Gipse ganz verschiedener Natur ist, eine ganz andere Bewandniß. Der würde den Schafen gar leicht den Tod zuziehen. Verstatteten es also die häuslichen Umstände gar nicht anders, als daß man diese Düngung im Frühjahre vornähme; so müßte der Hirte wohl gewarnt werden, mit den Schafen die Wiese nicht zu berühren.

In dem Braachfelde sehe ich gar keine Ursache, diese Düngungsart zu vermeiden: vielmehr bestätigen es die Oekonomen, „daß alsdenn der Kalch am diensamsten befunden sey, wenn man ihn auf den gebraachten Acker gesäet und untergerühret hat." k) Die mit Klee, Luzerne und Esparcette bestellten Felder, werden ebenfalls mit gemahlenem oder calcinirtem Kalchstaube zu ihrem großen Vortheil im Frühjahre aus einem Laken oder Säetuche bestreuet. Man wählt dazu die Morgenstunden, da die jungen Blätter vom Thau noch naß sind, oder auch die ersten Stunden nach einem Regen, und zwar bei einer stillen Luft, damit nicht der Wind den Staub unordentlich herum jage, und Mund und Augen des Arbeiters davor gesichert seyn mögen. Dann aber müssen die Schafheerden auch eine solche künstliche Wiese sorgfältig meiden.

Frägt man

3) ob der Kalch auf jeder Art des Bodens heilsam sey; so mögten wohl sehr wenige Arten vom cultivirten Boden sich finden, und noch weniger Graßböden, welchen die Kalchdüngung, wenigstens auf einige Zeit, nicht angemessen seyn sollte. „Ueberhaupt ist der Kalch sehr gut auf leichten und trocknen Ländern: hingegen auf schwerem und feuchtem Boden nicht von so guter Wirkung. Sand- Kieß- und Steinboden kann sehr dadurch gebessert werden, und ganze Heiden in den blühendsten Zustand kommen", sagt der Herr D. Volckmann. l)

Diesem Urtheile scheint nun ein anderer Schriftsteller, der noch vor kurzem in einer gründlichen Abhandlung vom Flachsbau eine sehr lehrreiche Anweisung gegeben, der Herr Finanzrath Trott, abzuweichen. m) Er behauptet, daß „Kalk, Tofstein, Seifensiederasche, Gips, Kalkmergel mit Sand gemischt, den steifen und thonartigen Boden ungemein verbessern." Die Verschiedenheit in diesen Meinungen beruhet, wie mich deucht, lediglich auf der Vorstellung, die sich jeder

k) Hrn. Klein's Encyklop. S. 35.
l) Am angeführten Orte.
m) Sie ist unter dem Titel: Der Flachsbau und die Bearbeitung dieser so nützlichen Manufakturpflanze ꝛc. von Georg Friderich Trott, Churfürstl. mainzischen Finanzrath, Frankfurt a. M. 1794. herausgekommen. S. 3.

Digitized by Google

der dieser beiden gelehrten Männer von einem schweren thonigten Boden gemacht hat. Wer sich nun in solchem Boden eine große Verschiedenheit finden kann, der wollen wir, statt diesen scheinbaren Widerspruch zu heben zu suchen, lieber die Anweisung des Herrn Finanzraths befolgen. Der Gebrauch dieser Mittel erfordert mehr Vorsicht, wie er wohlmeinend anräth, „als den Zusatz des Sandes: hier können hier angeleitete Versuche des Landwirths, bei dessen noch zur Zeit gänzlichem Mangel einiger mineralogischer Kenntnisse, leicht mehr verderben, als gut machen. Er stelle Versuche aber im Kleinen an, damit im Falle sie mißlingen, der daraus entstehende Nachtheil für ihn nicht fühlbar werde."

Der ganz leichte aus bloßem Sand bestehende Boden, wird hier also eine Ausnahme machen, wie auch oben bereits gedacht ist. Auch kann ein, viele Jahre hindurch in Düngung versäumter Acker, aus welchem durch beständige Ernten ausgesogen ist, würde der Kalch keinen wahren Nutzen schaffen. n)

n) Volkmann in Zinkens ökonomischen Lexikon Th. 1. Bd. 1469.

Der Schluß folgt künftig.

Eine Bemerkung bei der Gänsezucht.

Ich habe eine Art Gänse, welche zwar dem Aeußeren nach, von der in hiesiger Gegend üblichen Art, nicht verschieden ist, die aber nach einer Bemerkung welche ich nun schon drei Jahre gemacht habe, zweimal des Jahrs Eier legt, nemlich im Frühjahre und Herbste. Da sie sich zu beiden Jahrszeiten auch begatten, so ist zu vermuthen, daß man die Eier auch ausbrüten lassen könnte. Sollte sich zu diesem Versuche jemand finden, so bin ich gern bereit, dazu einige Eier herzugeben. Für mich ist dieser Versuch etwas zu kosthar und nicht thunlich, weil meine Wohnung so sehr eingeschränkt ist, daß ich im Winter diesen kleinen Thierchen kein warmes Obdach geben kann.

Ich muß noch anführen, daß meine Gänse nur sehr schmale Kost erhalten, und es also an der Futterung nicht liegen kann, wenn sie mich zweimal des Jahrs mit Eiern beschenken.

Devese.

H. O. Hartendorff, Schullehrer.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

8tes Stück.

Montag, den 26ten Januar 1795.

Beantwortung der Anfragen, betreffend die Anwendung des Kalchs zur Düngung der Aecker und Wiesen.

(Schluß.)

4.

Diejenigen Arten von Feldfrüchten, welche nach dieser Düngung am besten gedeihen, sind wohl im allgemeinen nicht leicht anzugeben; indem überhaupt auf jeder Art des Bodens nicht eine jede Art des Getreides in gleicher Menge und Güte erzeugt werden kann. Haben wir uns aber durch einige gemachte und wiederhohlte Versuche überzeugt, daß die Kalchdüngung keiner einzigen Art von Feldprodukten nachtheilig sey, sondern vielmehr das Wachsthum und Gedeihen eines jeden in seiner Maaße befördere; so wird auch unsere eigene Erfahrung uns belehren können, ob diese oder jene Art von Früchten auf dieser oder jenen Feldmark, oder einem gewissen Distrikt derselben am besten gerathe. Um aber doch den Herrn Verfasser der Anfragen auch hierin, soviel mögelich zu befriedigen; so versichern unsere zuverläßigsten Landwirthe, daß der Kalch noch ungebrannt auf dem Leimlande einen ungezweifelten Nutzen schaffe: ingleichen daß er dem Raps- und Kohlbaue, so wie den Kartoffeln überaus zuträglich sey. a) Und warum sollte er das nicht auch in seinem gebrannten Zustande leisten?

Daß der Kalch dem Moos widerstehe und den Graswuchs gar sehr befördere, ist oben schon erwähnt: ebenso sehr aber widersteht er auch einem Feinde der Landwirthschaft und unserm irdischen Räuber ihrer Produkte. Man kennt den Wurm, der in einem Zeitraume von 4 oder 6 Jahren durch verschiedene Modifikationen endlich zum Maikäfer wird, den Engerling, Käferwurm, Brachwurm, Scarabeus Melolantha, und in manchen Gegenden unsers Vaterlandes, wie man ihn, wenn er in Menge vorhanden

a) Herr C. R. Beitr in der ökonomischen Encyclopädie Th. II. S. 153. 504. 605.

den ist, und seine Gefräßigkeit mit unsäglichem Schaden auf den Wiesen, in Feldern und Gärten kennen. Zur Vertilgung dieser schädlichen Würmer, besonders auf den Wiesen, ist der gebrannte Kalch, wegen seiner anziehenden alkalischen Theile, die sich bald bis zu den Graswurzeln hinab ziehen, dienend zuträglich.

5) Das Maaß aber, oder die Tonnenzahl mit Gewißheit anzugeben, die auf einen Morgen von 120 Quadratruthen genau passen sollte, ist, wegen der großen Verschiedenheit des Bodens sowohl, als der Verschiedenheit des Kalchs selbst, nicht wohl thunlich. Da nach Herrn Wiegleb der Gips eben so stark, als man den Rocken zu säen pflegt, und wohl noch einmal so dick ausgestreuet werden soll b); so könnte dieses, meiner Meinung nach, auch füglich auf den Kalch angewendet werden. Ich selbst habe mich nie in den Umständen befunden, daß ich von dieser Düngungsart hätte Gebrauch machen, oder Versuche damit anstellen können; darum kann ich andern Landwirthen auch nur anrathen, mit derselben auf seinem Acker Versuche zu machen, die ihn lehren werden, wie viel Kalch er auf einem Morgen nöthig habe.

6) Der Kalch kann füglich allein und ohne Hülfe ein Düngmittel abgeben, wie oben schon aus den Zeugnissen praktischer Landwirthe erwiesen ist: er wird aber auch mit animalischem Dünger und Erde verbunden, ebenfalls und zwar mit weit beträchtlicherm Nutzen angewendet. „Auf Sandboden thut Kalch mit Mist sehr gut, nemlich noch einmal so viel Mist, mit heißem Kalch vermengt, und mit Erde zugedeckt. So können die Haufen ein Jahr lang liegen, und alsdenn wohl vermengt auf Korn- und Wiesenland gebracht werden: auf diese Weise ist der Nutzen größer. Für einen trockenen und kiesigten Boden, der mager und hungerig ist, ist nichts besser als Kalch, der mit schwarzer Erde, oder Flußschlamm vermengt ist. Braucht man Erde dazu; so nimmt man viermal, vom Flußschlamm aber dreimal so viel, als Kalch. Der Schlamm muß schon eine Zeitlang gelegen haben; denn der frische nasse, würde den Kalch zu geschwind durcharbeiten. Beide Mischungen geben dem Boden eine Stärke auf zehn Jahre und länger" c).

Bedient man sich aber der ganz einfachen Düngung mit bloßem Kalch; so kann doch dabei der Viehdünger so wenig auf dem Acker als den Wiesen gänzlich entbehrt werden. Es steht vielmehr anzurathen, daß derjenige Theil vom Acker, welcher diesmal mit der Kalchdüngung verpflegt worden,

b) In dem Handbuche der allgemeinen Oekonomie, B. II. S. 1618.
c) Wildemann am angeführten Orte.

den, künftiges mal mit Stalldünger versorgt werde.

7. Was nun in Ansehung der Wiesen und Viehweiden, die mit Kalch gedüngt werden, zu beobachten seyn mögte; so ist das bereits im Vorhergehenden hin und wieder beigebracht: und ich wüßte dazu weiter nichts hinzu zu setzen, als daß eine Versetzung des Kalchs mit Hühner- und Taubenmist, und mit Asche dem Wiesengrunde vorzüglich gedeihlich ist. „Gips, und das Kalchmehl von ungebrannten Steinen verdoppeln ihre Wirkung im Vertreiben des Mooses und in Erzeugung guter Gräser, wenn man sie mit Asche, besonders mit Torfasche vermenget, und die Wiesen, so lange sie noch Moos im Frühlinge zeigen, walzen läßt" d). Kann man Torfasche haben; so lasse der Landwirth nicht eine Hand voll davon umkommen, sondern bringe sie auf seine Wiesen, gesetzt, daß er auch keinen Kalch zur Düngung in der Nähe hätte. Die Torfasche wird von den Engländern häufig auf natürlichen und künstlichen Wiesen angewendet; „weil sie den Graswuchs befördert, den Wachsthum des Mooses hindert, den Frost abhält, die Würmer vertreibt, und die überflüssigen Feuchtigkeiten abhält e). Die Landleute aus den Provinzen Picardie, Hainault, Artois holen sie auf ihren Schiffen aus Holland, und bringen sie auf ihre Felder" f). Sollten nicht auch die Einwohner in der Gegend um Hannover, wo jährlich so viele tausend Fuder Torf verbrannt werden, davon Gebrauch machen?

Kann man aber die Torfasche nicht haben; so dient die Asche vom Holze unausgelauget, zu eben diesem Endzweck. Die von Büchenholz ist unstreitig die beste dazu; weil sie die kräftigste ist; indessen zeigt auch die vom Eichenholze und von Wellen, in welchen auch Strauchholz von Hainbüchen, Espen, Birken und dergleichen gebunden wird, augenscheinlich ihre fürtreffliche Wirkung auf Wiesengründen g). In ihrem ausgelaugten Zustande wird man freilich diese schnelle und oft unerwartete Befruchtung der Wiesen nicht wahrnehmen, die man von der ungelaugten Asche sicher erwarten kann: sie bleibt aber doch immer eine kräftige und bewährte Düngung der Wiesen. Nur würde ich anrathen, die Asche in beiderlei Zustande mit einem male nicht zu dick aufzustreuen, sondern bei trockner und stiller Luft den Boden nur leicht mit ihr zu bedecken, und diese

d) Riem's Encyklopädie. B. II. S. 481.
e) John Mill's vollständiger Lehrbegriff von der praktischen Feldwirthschaft. B. I. S. 15.
f) Des Herrn Bergraths von Crell chemische Annalen. B. I. S. 461, f.
g) S. H. F. Wund's Preisschrift über die Verbesserung der Wiesen. S. 63. f.

Digitized by Google

Operation lieber im folgenden Herbste zu wiederhohlen, als sie zu reichlich dem Boden mitzutheilen, so, daß die zarten Keime des Grases und wilden Klees (denn diesem Klee, der auf einem magern Grunde kaum sichtbar werden konnte, wird ganz ausnehmend damit aufgeholfen) dadurch erstickt werden könnten.

Und dieses wäre besonders den Bergländereien und hoch gelegenen Wiesen zuträglich, deren Bedüngung mit Mist äußerst beschwerlich ist, und die daher auf mancherlei Art verkürzt werden: indem einige Säcke mit Asche weit leichter, als ein Fuder Mist, auf eine Anhöhe gebracht werden können.

G. M.

Etwas über den Nutzen des Buchweitzens, oder des sogenannten Haidekorns.

Utilitati publicæ consulere quid præstantius?
Quid viro cordato dignius? quid jucundius?

SENECA.

Der Buchweitzen oder das Haidekorn (Polygonum fagopyrum Linn. Cl. 8. S. 8. G. 1. Sp. 24. französisch Blé noir, Blè sarrasin, ital. Saraceno, Fromentone; engl. Buchweat und Brauk; spanisch Trigomorisco.), ist eins der vortreflichsten Gewächse Deutschlands, und wird in einigen Gegenden desselben häufig gebauet. Auch auf unserm vaterländischen Boden, besonders in den Sandgegenden der Fürstenthümer Celle und Lüneburg, bauen ihn die Landleute außerordentlich häufig, und stehen sich gewiß sehr gut dabei. Denn er erfordert keinen fetten und guten Boden, sondern wächst auf dem elendesten und magersten Haidlande, ohne den mindesten Dünger. Es giebt zweierlei Arten: gemeiner und sibirischer Buchweitzen; ersterer wird den Gegenstand dieses Aufsatzes ausmachen. Mit dem sibirischen geht es bei uns, wie mit allen ausländischen Getreidearten: er will nicht recht fort. Es sind auch von diesem schon verschiedene Nachrichten in diesen Blättern gegeben worden a).

Die Art und Weise das Haidekorn zu bauen, ist, glaube ich, hinlänglich bekannt, und in einer Menge Schriften und Aufsätze finden sich vollständige Nachrichten davon. Nur in dieser periodischen Zeitschrift ist, meines Wissens noch nichts über den Nutzen dieses Getreides beigebracht.

(Das

a) Hannv. gel. Anz. 1754. St. 9. 12. Hann. Magaz. 1761. St. 11. 1770. St. 12.

Digitized by Google

Das Haidekorn, oder der Buchweitzen, ist dem Lande, worauf er gebauet wird, von sehr wesentlichem Nutzen, denn er verhindert das Wachsthum der Quecken und der Feldwinde, (Convolvulus arvensis) ungemein. Seine breiten Blätter und dicht stehenden Halme, breiten sich dergestalt über das Land aus, daß die Unkräuter weder Sonne noch Luft haben, und also verderben. — Starke Nachtfröste sind ihm sehr nachtheilig, und er erfriert oft in einer Nacht total. Man muß ihn also im Frühjahre nicht zu früh säen, sondern sich in etwas nach der Witterung richten.

In einigen englischen Provinzen, und namentlich in Surrey, Essex, Hampshire, säet man den Saamen nur, um ein mageres Sandland dadurch zu düngen, und es also zur Kultur für eine einträglichere Saat geschickt zu machen. Sobald er nemlich so hoch gewachsen, daß er blühen will, so zieht man mit Walzen oder auch verkehrten Eggen darüber her, und schleift ihn auf diese Art nieder. Hierauf wird er mit einem Pflluge eingeackert, dem sogleich noch ein zweiter nachfolgt. Der erste wendet den jungen Buchweitzen um, und der andere setzet eine Schicht Erde darauf, so daß alles Kraut in der Erde zu liegen kömmt. Nun läßt man das Land 4 Wochen liegen, unterdessen der untergepflügte Buchweitzen verfault und das Land nachher mit Rocken oder Weitzen bestellt wird.

Aus dem Saamen, wenn er vorher wohl gedörrt, und auf Handmühlen von den Hülsen getrennt ist, verfertigen die Bauern eine Grütze, welche unter dem Namen der Buchweitzengrütze allenthalben bekannt ist. Man hat dreierlei Sorten Grütze, grobe, mittel, und kleine. Auch läßt sich noch ein gutes feines Mehl daraus bereiten. Ein Scheffel vollständiger Buchweitzen liefert 6 Metzen, schlechtere aber nur 4 Metzen Grütze. Diese Grütze wird entweder mit Wasser oder Milch gekocht, gegessen, und ist eine leicht zu verdauende, aber nicht allzufeste Speise.

Man kann auch aus den Buchweitzenkörnern eine Art Graupen mahlen, die, wenn man Mus- oder Brei davon kocht, eine vortreffliche Speise sind. Einige halten sie für besser als Reisgraupen.

Das Buchweitzenmehl muß, weil es etwas kurzbrüchig ist, wenn man es zum Brodbacken gebrauchen will, vorher mit Rockenmehl angemenget werden. Alsdenn giebt es ein recht gutes und gesundes Brod. Die Bauern bedienen sich dieses Mehls häufig, um Brod daraus zu backen. Einige bereiten auch, wenn es mit Weitzen- oder Maismehl vermischt ist, eine Art von Pfannkuchen daraus, wovon schon Balm b) Meldung thut.

Im

b) Wittenb. Wochenbl. 1769. St. 74. S. 278.

Im Lüneburgischen und Cellischen, so wie auch in Oberschlesien, in der Gegend um Oppeln, brennt man einen Branntwein daraus, welcher sehr klar ist, etwas bläulich aussieht, und nicht auf die Brust fällt. In den Niederlanden preßt man nach einigen Nachrichten, sogar ein Oel daraus.

Sogar die Kleien des Buchweitzens hat man zu benutzen gewußt. Man braucht sie in Holland zwischen dem Täfelwerke bei Gewächshäusern, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Auch verwahrt man den Winter über, Wurzeln und Eier darin, ebenfalls zum Verhindern der Feuchtigkeit c).

Der junge Buchweitzen wird, wenn er noch voll Saft ist, gern vom Vieh gefressen, und dieses ist um so wichtiger, da man ihn zu einer Zeit hat, wo das Futter fehlt, und die Hitze dem Grase nachtheilig geworden ist. Er ist ein gutes und gesundes Futter, die Kühe geben darnach viele Milch, und diese giebt vortrefliche Butter und Käse. Wenn er so von den Kühen abgefressen worden, kann man die Stoppeln unterpflügen; und der Roken wird sehr gut darnach wachsen.

Das Stroh ist zwar für Kühe nicht so gut, als für die Ochsen, aber die Haideschafe, oder die sogenannten Haidschnucken, befinden sich im Winter sehr wohl dabei. Man kann aber auch ganze Schäfereien damit verfüttern, wenn man es dem Vieh schimmlich und feucht giebt; es muß also recht ausgetrocknet seyn. Von Weihnachten bis Lichtmeß, bei sehr strenger Kälte, futtert dieses Stroh am besten — nachher bekommen die Schafe, wenn es erst wärmer wird, leicht Kopfschmerzen.

Buchweitzen ist ein gutes Pferdefutter, nur muß er vorher in der Mühle geschroten werden, weil sonst die Schaale zu spröde ist, und sie ihn nicht gehörig verdauen. Wenn man sie aber viel mit diesem Korn füttert, sollen sie viele Würmer bekommen.

Für Schweine ist das geschrotene Haidekorn gewissermaaßen gefährlich. Sie werden, besonders die weißen und buntfleckigen, im Frühjahr ganz lahm, taumeln, und schreien ganz entsetzlich. Dieses geschieht gewöhnlich, wenn es im Frühjahr plötzlich warm wird.

Speckschweine mit lauter Buchweitzenschrot gefüttert, sollen einen weichen und fließenden Speck geben, wie der Speck von Butheckern. Einige haben daher angerathen, den Speck, nach dem Schlachten, einige Tage in frisches Wasser zu legen, bevor man ihn im Rauch aufhänge. Aber jene Angabe, ist nunmehr durch angestellte Prüfung hinlänglich widerlegt worden.

Gewöhnlich giebt man den Schweinen, wenn man Buchweitzenschrot fut-

c) Krünitz ökonomische Encyklopädie, Th. 7. S. 113.

Digitized by Google

fettert, Erbsen oder geschrotene Gerste hinter her.

Die Buchweitzenspreu ist auch ein gutes Winterfutter für die Schweine. Man schüttet sie in einen Trog, vermenget sie mit etwas Haber, gießt heisses Wasser darauf, und rühret es durch einander.

Buchweitzen mästet äußerst schnell. Dieses wird man gewahr, wenn man Fasanen, Gänse und Hühner damit füttert, und hiemit die Mästung mit der Gerste vergleicht.

Und endlich, welchen Nutzen gewähret nicht diese wohlthätige Pflanze, den Bienen, die ihre größte Nahrung darin finden! Man gehe im Sommer nur hin ins Lüneburgische und Cellische, und sehe da, die ungeheuren Fluren voller Buchweitzen, und das Gesumse der Bienen, das die Luft erfüllt! Wenn der Buchweitzen ein Jahr nicht geräth, so leidet auch die Bienenzucht. Diese aber ist bekanntlich ein wichtiger Nahrungszweig der Bewohner jener Gegenden.

Zuletzt noch will ich einige der vornehmsten Schriften über diese Art Buchweitzen anzeigen, wie sie Herr D. Krünitz in seiner ökonomischen Encyklopädie Th. 7. S. 237. anführt.

Greifswald. Beitr. aus der Sittenlehre, den schönen Wissenschaften und der Haushaltungskunst, 1754. 4. Th. 2. S. 146.

Wirt. nb. Wochenblatt 1768. St. 43. S. 353 — 355. Ebend. 1769. St. 34. S. 277 — 280.

Bert. Beitr. zur Landwirthschaftswissenschaft. 1 Bd. Berl. 1774. 8. S. 332. u. 670 — 672.

Abhandl. der Kön. Schwed. Akademie. Bd. 8. S. 28 — 48. Bd. 12. S. 112 — 124. Bd. 9. S. 255 — 257.

Selecta physico-oeconomica. Smug. 1752. 8. p. 60 - 64.

Oekonom. Gedanken übersetzt von C. G. Mengel. Bd. 3. Th. 6. Kopenh. und Leipzig 1768. 8. Seite 428.

Le Gentilhomme cultivateur, trad. de l'angl. de Mr. Hall. T. VIII. à Paris. 1762. 8. p. 280 - 291.

Berner Abh. und Beobachtungen d. d. J. 1764. V. Jahrg. 2 St. S. 217.

P. E. Lüders Abhandl. und Bedenken über das Ackerwesen. Flensburg u. Leipzig 1765. 8. Seite 186 — 193.

J. Mills, vollständ. Lehrbegriff von der praktischen Landwirthschaft. 1 Bd. Leipzig 1764. 8. S. 505. f.

J. H. Pratje Landwirthschaftl. Erfahrungen, 1 Quartal. Altona und Lübeck 1768. 8. S. 126. f.

J. J. Reinhards vermischte Schriften, 3 St. Frf. und Leipzig, 1761. 8. S. 334 - 336.

Joh. Christoph Springers physikalisch praktisch- und dogmatische Abhandl. vom deutschen Getreidebau oder von dem Bau des Weizen, Die Pels oder Spelz,

Digitized by Google

Spelt, Rocken, Gersten, Haber und Buchweitzen. Göttingen und Gotha, 1767. 8.

Beymer Abh. ꝛc. 5ter Jahrgang. 1 St. S. 76—78.

Göttingen.

Beckmanns Geschichte der Erfindungen. Bd. 2. S. 533.

Leopolds Landwirthschaft. S. 132. f.

J. G. L. Blumhof.

Memorandum Nem - antiquum.

Eine alte Beobachtung; die wie es scheint, fast ganz vergessen worden, verdient bei den jetzigen Phänomenen und Meteoren in der litterarischen Welt, besonders in den Regionen der Philosophie und Theologie ins Andenken gebracht zu werden. Einer der berühmtesten Gelehrten, hat sie schon vor langer Zeit in einem der gelehrtesten Werke bekannt gemacht, Calaubanus, in Exercitationibus Anti-Baracanis p. 673.

Illud animadverto, doctos viros, dum in scirpo nodum quærunt, atque alienis inventis uti reformidant, absurdissima quæque sine pudore pronunciare, ac persæpe ad illustranda quæ putant esse obscura, sepiæ atramentum adhibere.

Zu Deutsch. Ich bemerke, daß die gelehrten Männer, weil sie Sachen suchen und machen, wo keine sind, auch das von andern schon Gesagte, nicht wiederholen wollen, die gröbsten Ungereimtheiten ohne allen Scheam, als ausgemachte Wahrheiten behaupten; und sehr oft um das Klare aufzuklären, den Saft des Dintenfasses brauchen.

Eine nöthige Frage zur Belehrung.

Wenn ein Imcker die Bienen eines andern Imckers, darum, weil seine Bienenstöcke von solchen angefallen und beraubet werden, durch vorgesetzten Honig mit Fliegenstein vermenget, tödtet, und dies gefährliche Mittel zur Nachwer gebrauchet, ist denn diese That Criminel? oder nicht?

Recht sehr nöthig wäre, um böse Folgen zu verhüten, die Beantwortung dieser, das Publikum und die Bienenkultur so sehr angehenden Frage, in diesen so gemeinnützigen Blättern.

M. L.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

9tes Stück.

Freitag, den 30ten Januar 1795.

Ueber den Anbau der Eichen.

Da die Eiche unter allen in Deutschland wildwachsenden Bäumen unbezweifelt den Vorzug verdient, so erforderts die Pflicht eines jeden Forstbedienten auf den Anbau dieses, in allem Betracht so nutzbaren Baumes die größte Sorgfalt zu verwenden.

Wenn gleichwohl nicht zu läugnen, daß man aller Orten, mit den sichersten und bequemsten Mitteln zu deren Fortbringen, hinlänglich bekannt ist, so will ich die, aus 17jähriger Erfahrung gemachten Beobachtungen kürzlich mittheilen; wobei ich aber Forstmänner, welche mehrere Erfahrung, wie ich, haben, und welchen daher der Inhalt dieses Aufsatzes nicht unbekannt seyn kann, bitte, dafern selbige bei einer oder anderem Satze nicht einerlei Meinung mit mir seyn sollten, kein zu strenges Urtheil über mich zu fällen, indem es gar meine Absicht nicht ist, erfahrnere Männer belehren zu wollen, denn dieses wäre nur um sich lächerlich zu machen, sondern nur meine gemachten Beobachtungen mitzutheilen, damit angehende Forstbediente, oder auch Privatpersonen, welche sich mit dem Anbau obgenannten Baumes beschäftigen, dieselben prüfen, und so nach Befinden, ein oder anderes wählen mögen.

Ob ich nun zwar anfangs gewillet war, bloß meine Verpflanzungsmethode zu zeigen, immittelst man doch, ehe man pflanzen kann, Heister haben muß, und ich verschiedentlich bemerkt habe, wie oft in adelichen und Gemeindeholzungen, die Eichelnkämpe so verkehrt angelegt sind, daß in Zukunft unmöglich ein, zum Pflanzen tauglicher Heister aus selbigen zu hoffen ist, so erachte ich es nicht für ganz undienlich, obgleich über diese Materie vielleicht schon mehrere Bogen, als Tage im Jahre beschrieben seyn mögen, auch hiervon das nöthigste kürzlich zu erwähnen.

A. Von der Wahl eines Eichelnkampes in Absicht der Lage — auch Beschaffenheit des Grundes und Bodens.

ad A. Ein Eichelnkamp muß, wenn und so viel es immer möglich, gegen die kalten Nord- und Ostwinde,

entweder durch stehende Oerter oder Anhöhen geschützt seyn, den ganzen Tag freie Luft und Sonne haben, einen nicht zu nassen, viel weniger zu trocknen Boden, und eine Mischung von Leim und Sand, oder sogenannter Dammerde haben. — Da sich indeß diese Erdgattungen, in vielen Revieren nicht finden, so muß man, wie man zu sagen pflegt; den Mai nehmen wie er kömmt, und nur dahin sehen, daß der Boden nicht aus purem Sande oder Thon bestehe, denn hierin ist wohl schwerlich ein tüchtiger Eichheister zu erziehen. Sind aber beide Theile mit einander vermischt, so werden, wie ich von hier den Beweis führen kann, die Heister zwar nicht so geschwind, aber doch gut gedeihen.

B. In Betreff der Zubereitung, Befriedigung, und künftigen Wartung der jungen Heister.

ad B. Der Platz, welcher der Eichelkamp werden soll, wird 4 mal umgehackt (am Pflügen ist in diesen felsichten Gegenden nicht zu gedenken) zum ersten male im Herbst, zum zweiten im Mai oder Junius, zum dritten etwa im August. Sollte der Boden wieder berasen, so kann dieses, wenn es die Lage des Ortes gestattet, durch Eggen verhindert werden, sonst muß das Hacken geschehen. Sodann werden die Eicheln (ist es möglich, so nehme ich jedesmal die Sommer- oder Haseleichel, lasse solche bei trockner Witterung sammlen, und wenn diese auf einem luftigen Boden gehörig abgetrocknet sind auf den präparirten Platz ausstreuen. NB. 1½ Malter gesunde Eicheln, sind auf einem Morgen von 120 Calenbergische □Ruthen genug —) flach untergehacket, oder nach Beschaffenheit der Lage flach untergepflüget, auch wenn es thunlich es was übergregget; sollte der Kamp eine kalte oder trockne Lage haben, so ist es, wie ich aus Erfahrung behaupte, den jungen Heistern nützlich, wenn der Kamp mit Rocken besäet wird, jedoch muß, damit der Rocken auch nicht die Heister im Wachsthum hindere, die Aussaat desselben nicht zu dick geschehen. Im Unteramte M... legte ich im sogenannten steinern Buchstrange (der Ort hat den Namen in der That) einen Eichelnkamp etwa 6 Morgen groß an, besaamte einen Theil desselben, wie die Eicheln untergehackt waren, mit Rocken. Im folgenden Sommer fanden sich eine Menge Mäuse, es gereuete mich, diesen Schritt gethan zu haben, weil ich befürchtete, dieses schädliche Ungeziefer würde sich nach dem Rocken noch mehr hinziehen, und so die in Menge aufgelaufenen Heister beschädigen. Zu meinem Vergnügen erfuhr ich aber, daß meine Besorgniß ungegründet war, — von 4 Hbt. Aussaat erntete ich zwar nur 9 Hbt. Rocken, hatte aber dagegen das Vergnügen, meine schönen Heister freudig fortwachsen zu sehen, und noch jetzt soll dieser Eichelnkamp einer der besten in dasiger Gegend seyn.

An-

Digitized by Google

Anmerkung.

Es ist nicht die Absicht von der Rockensaat Vortheil zu ziehen, sondern vielmehr den jungen Pflanzen dem ersten Sommer dadurch Schatten und Schutz gegen die brennende Sonnenhitze, und durch die hohen Stoppeln (denn hoch muß der Rocken abgeschnitten werden) Schutz gegen Kälte zu verschaffen. Auch pflegt man wohl wenn die Eicheln untergebracht sind, Birkensaamen überher zu streuen. Ist der Saame gut, so läuft derselbe im folgenden Mai gemeiniglich auf, und giebt den jungen Pflanzen den nöthigen Schatten und Schutz, nach einigen Jahren kann man, wenn selbige zu dick stehen, solche ohne Schaden heraus nehmen, und verpflanzen.

Da die Rehe, noch mehr aber die Hasen, die jungen Heister verbeissen, so ist, wo ein starker Rehstand, oder Hasengehäge befindlich ist, eine tüchtige Befriedigung nothwendig. Da indeß die Kosten einer Planke, oder eines hohen Zauns zu einem mehrere Morgen haltenden Kamp zu beträchtlich seyn würden, so würde ich denselben, wo es thunlich, mit einem etwa 5 Fuß breiten, 4 Fuß tiefen Graben, und 4 bis 5 Fuß hohen Wall, welcher wenn er sich erst gesetzt, mit Birken besaamet oder bepflanzt werden kann, befriedigen, und so würde derselbe denn vor dem Anlauf dieser Thierchen, zwar nicht ganz, doch ziemlich gesichert seyn. Stehen die jungen Heister geschlossen, so werden sie so leicht, von dem in den Eichelkämpen nur zu häufig aufwachsenden Grase nicht unterdrückt werden. Im Gegentheil ist es nöthig, daß dasselbe durch einige vernünftige Leute behutsam heraus geschnitten, und so den jungen Pflanzen Luft verschaft werde. Haben die Heister etwa die Höhe von 6, 8 bis 9 Fuß erreicht, so werden selbige, im Fall sie zu dick ständen, vor und nach von den verkümmerten Stämmen, und Unterbusch zu reinigen seyn, damit die übrigen desto stämmiger werden. Denn soviel lehrt die Erfahrung, daß, wenn die Heister zu dicke stehen, nur selten ein tüchtiger Pflänzling davon erwachsen wird, weil sie zu dünne bleiben, und gegen Wind und Schnee sich nicht aufrecht halten können. Ich habe zwar gesehen, daß ein Forstbedienter in der untern Gegend einen 30jährigen Eichelkamp hatte, worin die Heister so dick standen, daß man Mühe hatte durchzukriechen, und welchem, wegen des magern Bodens, eine Ausschierung höchst nothwendig gewesen wäre, dem noch, vielleicht in der irrigen Meinung, die Eiche erfordere mit der Fuhre gleiche Behandlung, dieses nöthige Geschäfte verabsäumte.

Wie es denn auch nicht undienlich seyn würde, die Heister eine Zeitlang vor ihrer Versetzung, in den Eichelnkämpen gehörig schnateln zu lassen, weil selbige sodann die beim Verpflanzen nicht zu vermeidenden Beschädigungen an den Wurzeln und Reisern nicht so sehr empfinden werden. Doch

Digitized by Google

ist dieses auch nicht unbedingt nothwendig, weil auf die bei der Verpflanzung erforderlichen Handgriffe wohl das mehreste ankömmt, und welche ich so kurz als möglich, zeigen werde. — Oft höre ich die Verwunderung wieder: woher es doch wohl käme, daß die schönen Eichheister, welche auf einem Boden, worauf Weißen wachsen könnte, gepflanzt, theils versetzet wären, theils nur kümmerlich fortwüchsen, es könnte nicht anders seyn, der Boden müsse entweder zum Holzanbau gar nicht mehr taugen, oder aber müsse die Witterung schuld daran seyn. Ob ich mich nun gleichwohl an diese abergläubischen Grillen nicht kehrte, so war es mir doch befremdend, wenn ich fand, daß von den im Forstregister aufgeführten vielen hundert verpflanzten Eichheistern nicht die Hälfte grün war. Allein, sobald ich die Methode, womit die hiesigen Interessenten die Verpflanzungen verrichteten, wahrnahm, war das Räthsel nicht zu erklären. Wie der gewöhnliche Bauer alles, was er aus Pflicht thun muß, sehr nachläßig und schlecht verrichtet, so war es auch hier der Fall. Die Pflänzlinge wurden, weil der Arbeiter seinen oft nicht 4 Pfennig werthen Spaten zu zerbrechen fürchtete, gewöhnlich mit der Hacke, wobei natürlich alle Wurzeln gequetscht wurden, losgehackt, und so dann mit Gewalt heraus gebrochen. Weil ich nun eine so unerkannte Verpflanzungsart gar nicht erwartete, so ließ ich die hiesige Gemeinde zum Eichen pflanzen mit den nöthigen Geräthschaften bestellen. Nachdem aber etwa 30 bis 40 Heister nach meiner bekannten Methode verpflanzt waren, und von denen auch wider alle Erwartung keiner wieder ausgeschlagen ist, ließ ich sogleich 2 eiserne Pflanzschuten *) wovon jedes Stück 16 Pfund wiegt, und beide 3 Thl. 12 gr. Cassenmünze kosten, verfertigen, nahm einige faustfeste Männer, zeigte selbigen wie bei Aushebung der Eichheister zu verfahren sey, und ich kann auf Ehre versichern, daß seit dem meine Pflanzungen (welche man sich gleichwohl nicht zu groß denken muß, weil man hier in vorigen Zeiten auf die so höchst nöthige Erziehung tüchtiger Eichenpflänzlinge nicht ernstlich Bedacht genommen) im erwünschten Stande sind. — Zum Ausheben selbst sind 2 Personen erforderlich, der eine stößt mit oben erwähnter Pflanzschute in einer Entfernung von 1½ – 2 Fuß um den Stamm die Wurzeln ab, dann biegt der andere den Heister behutsam seitwärts, ersterer stößt alsdenn die Pfahlwurzel so tief als möglich, aber durch einen Stoß ab, und so ist der Heister gelöset. Auf diese Art können 2 dazu geübte Taglöhner, wenn keine Mes-

bens

*) Diejenigen, welche eine genauere Kenntniß von einer solchen Pflanzschute haben wollen, können den Riß davon im K. Ch. Intelligenzcomtoir sehen.

beunruhigende Feindschaft sind, wohl 30 — 50 Stück in einem Tage ausheben. Die an den Wurzeln befindliche Erde, lasse ich (wie ich von vielen das Gegentheil gesehen habe) nicht abschütteln, sondern lieber den Heister durch 2 Personen an den bestimmten Ort tragen.

Anmerkung.

Ich setze voraus, daß die Pflanzung nicht zu weit vom Eichelkampe entlegen ist, sonst würde die Sache zu kost- und zeitspielig seyn.

Daß es in allem Betracht vorzüglich bei einem thonichten und trocknen Boden vortheilhaft ist, die Löcher, worin der Pflänzling gesetzt werden soll, ein Jahr vorher zu machen, ist wohl nicht zu bezweifeln.

Die Verpflanzung selbst geschiehet folgendermaaßen.

Ich beschneide die Wurzeln des Pflänzlings mit einem scharfen Messer, schräg, von unten nach oben, nehme selbigem sodann die noch übrigen Seitenzweige; wobei aber zu bemerken ist, daß hierbei der Schaft nicht beschädigt, sondern der Zweig ½ Zoll vom Stamme abgeschnitten werden muß. Geschieht es zu nahe, so bekömmt der Schaft gemeiniglich Brandflecken, und geschieht es zu weit vom Stamme, so bekömmt eine Pflanzung kein gutes Ansehen, auch schlagen gemeiniglich an dieser Stelle viele Wasserreiser aus. Ich fülle alsdann die Löcher zum Theil mit der herausgeworfenen, und durch die Witterung fruchtbar gemachten Erde aus, setze den Heister aber nur wenig tiefer, als er vorher gestanden hat, hinein, bedecke seine Wurzeln mit der noch übrigen guten Erde, und hebe ihn einige mal auf und nieder, damit sich die Erde recht um die Wurzeln setze. Ist das Loch gefüllt, so trete ich die Erde behende nieder, setze einen Aufsatz um den Heister, mache zu beiden Seiten einen etwa 1 Fuß breiten und tiefen Graben, so ist's geschehen. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß, wenn die Pflanzung an einer Anhöhe gelegen ist, sodann ein Graben oberhalb des Heisters, in welchem sich die zum Wachsthum desselben erforderlichen Feuchtigkeiten sammlen können, verfertigt werden müsse. Wie denn auch nicht, wie ehemals hier, und noch jetzt bei einer benachbarten Gemeinde der üble Gebrauch ist, 3 Fuß hohe, kegelförmige Haufen um die verpflanzten Heister zu setzen; gemeiniglich verursachen diese eine Fäulung am Stamme, und durch diese thörichte Behandlung wird mancher schöne Heister verdorben. Der Hügel darf meines Dafürhaltens nur 1½ Fuß hoch, nicht kegelförmig, sondern platt, und nahe am Heister mit einer proportionirten Vertiefung versehen seyn, damit, wie bereits oben erinnert worden, das Regenwasser um so besser eindringen könne. — Einige Forstmänner sind der Meinung, daß das Behäufen überall nicht nöthig, und ganz überflüßig sey. Wo der Boden eine hohe und sehr trockne

Lage

lage hat, will ich ihrer Meinung nicht widersprechen, in andern Fällen behaupte ich das Gegentheil, und will nur noch bemerklich machen, daß an hohen und trocknen Orten, die Herbstpflanzung, der, so im Frühjahr geschieht, vorzuziehen ist.

Ein auswärtiger großer Forstmann behauptet in seiner im Jahre 1778. herausgegebenen Abhandlung vom Forstwesen, unbedingt, daß zur Erzeugung einer tüchtigen Eiche, ein 6 Fuß tiefer fetter Boden erforderlich sey. Allein wie viele Reviere haben wohl einen solchen Boden? Und da ich das Gegentheil zu behaupten mich getraue, so würde die Fortpflanzung dieser nützlichen Holzart in manchen Forsten gänzlich unterbleiben müssen. In hiesigen aus lauter Felsen bestehenden Forsten, ist außer in den Gründen, die gute oder fruchtbare Erdlage kaum 2 Fuß tief, und demunerachtet wächst die Eiche sehr gut darin.

Im Amte M. ließ ich eine steile, gegen Südwest gelegene sehr trockne Wand im Herbst mit Eichheistern bepflanzen. Weil ich anfangs selbst an dem glücklichen Fortkommen zweifelte, so machte ich den Versuch nur mit 100 Stück; da im folgenden Sommer hiervon aber nur 7 trocken wurden, so ließ ich im nächsten Herbst die ganze Wand bepflanzen, und jetzt soll der, sonst mit struppichem Gebüsch bewachsene Berg, den schönsten Anblick gewähren.

Gleichfalls fand sich daselbst außer mehreren nassen Orten eine große Blöße, welche zur Winterzeit so naß und dobbig war, daß man nicht darauf reiten konnte. Der Boden hatte zu oberst einen Fuß tiefen Mohgrund, hierauf folgte eine Art Thon, und zuletzt ein tüchtiger auch weißer Sand. — Ich suchte zuvor diesen Ort durch Abzugsgraben zu trocknen, nachher ließ ich in einer Entfernung von 16 Fuß, doppelte Gräben ziehen, die aus selbigen geworfenen verschiedenen Erdlagen durch einander bringen, und wenn diese ein Jahr gelegen hatten, mit Eichheistern bepflanzen. Meiner Versetzung wegen, mußte ich diesen Versuch nur auf 100 Stück einschränken, aber auch diese sollen bis jetzt im besten Wachsthum stehen.

Ich führe dieses nur deswegen an, um zu zeigen, daß die Eiche auch an Orten, wo kein 6 Fuß tief fetter Boden vorhanden ist, gezogen werden könne. —

Freilich ist es wohl nicht zu läugnen, daß, je fetter der Boden ist, desto geschwinder und größer die in selbigen gepflanzte Eichen, fortwachsen werden. Ob aber die, in einem magern Boden erzogene Eiche wohl nicht ein festeres Holz hat, wird hoffentlich kein Sachkundiger bezweifeln.

Zum Schluß werde ich nun noch die Frage, wie stark ein zu verpflanzender Eichheister seyn müsse, zu beantworten haben. Viele behaupten, daß Pflänzlinge von 5 — 6 Fuß Höhe

Digitized by Google

he und 1 Zoll dick, die besten wären, ich behaupte aber, daß die von 14 bis 16 Fuß Höhe und 2 Zoll im Durchmesser, die besten sind, denn diese werden vom Schnee und Maureif nicht so leicht krumm gebogen, und wachsen in einem ihnen angemessenen Boden frischer fort, als eine schmächtige.

Ich habe oft bemerkt, daß Eichenpflanzungen, wo die Heister nur etwa 5 — 6 Fuß Höhe und 1 Zoll im Durchmesser hatten, an Weideörtern angelegt, von Ochs Hornvieh und Schweinen fast gänzlich verdorben wurden. Ersteres beg die zarten Heister unter sich, und ging so darüber weg, und letztere scheuerten sich so lange daran, bis sie zur Seite lagen.

Ob nun gleichwohl nicht zu läugnen ist, daß an einer Pflanzung, die auch aus den stärksten Heistern besteht, das Vieh Schaden verursachen könne, so ist doch derselbe nicht von so großem Belang, wenn man nur darauf achtet, daß die Heister beim Verpflanzen gehörig fortgesetzt werden, der Hügel nicht von lauter zusammengebrachten Erdklumpen, sondern, wenn es thunlich, von festen Gras-Soden gemacht wird, und etwa am Fuß des Heisters einige Dornbüsche befestigt werden.

Einige Jahre nach der Verpflanzung werden die Heister zwischen Johannis und Jacobi geschnatelt, jedoch darf dieses nicht zu hoch nach der Krone geschehen, weil sie sonst zu stark treiben, und sich alsdann krumm biegen. — Viele lassen bei jeden Heister einen Pfahl setzen, und selbige daran festbinden; wenn eine Pflanzung den Sturmwinden zu sehr ausgesetzt ist, so ist es wohl thunlich, alsdenn aber muß der Heister an der Stelle, wo er angebunden wird, so dick mit Moos belegt werden, daß denselben so wenig der Pfahl als die Weide, womit er an den Pfahl gebunden ist, scheuren oder schaden können. Weil das Moos bekanntlich bald trocken wird, und sodann abfällt, die Bindweiden gleichfalls selten länger als 1 Jahr halten, so muß man eine Pflanzung fleißig nach sehen, und sobald man findet, daß ein Heister nicht fest am Pfahle steht, denselben sogleich gehörig wieder anbinden lassen, weil er sonst bei starken Winden so sehr am Pfahle gerieben wird, daß die Borke bis auf den Kern abgeht, und in kurzer Zeit das unvermeidliche Verderben desselben verursacht wird.

Da bei großen Pflanzungen, auch zu den Pfählen viel Holz unnütz verbraucht wird, so ist dieses Verfahren so viel wie möglich zu vermeiden; und ob auch einige hiergegen einwenden mögten, daß an Weideörtern, wo das Vieh sich so gerne an den Heistern scheuerte, dieser Gebrauch durchaus beibehalten werden müsse, so antwortete ich hierauf, daß bei einem stämmigen, und gehörig gepflanzten Eichheister, wenn derselbe mit Dornen belaufen ist, und auch, auf dem um

den-

denselben gemachten Aufwurf einige Dornbüsche mit Hacken in die Erde geschlagen werden, sodann diese Besorgniß nicht Statt finde, und Dornen sind doch nicht so rahr als tüchtige Pfähle, sondern gemeiniglich aller Orten zu haben.

K.

J. L. C. A — r, K. Ch. reitender Förster.

Etwas zu der Frage im hannöverischen Magazin, von 1794. Stück 23, Spalte 367.

Der Pfaff vom Calenberge ist ein Märchen, nicht so weitläuftig und mannichfaltig, als Eulenspiegel.

Der Held erscheint zuerst als Student zu Wien. Da wird ein großer Fisch auf den Markt gebracht, den kauft er in der Absicht, dem Herzoge damit ein Geschenk zu machen. Der Thürhüter läßt ihn nicht eher ein, bis er versprochen hat, die Hälfte der Belohnung die er bekommen würde, abzugeben. Nach der Ueberreichung bittet er sich zur Gnade, hundert Prügel aus. Man kann leicht denken, daß die, dem Thürhüter ganz zugestellt werden. Er erhält die Pfarre auf dem Kalenberge bei Wien. Wie er sich da aufführt, läßt sich aus dem erzählten Anfange errathen; ich erinnere mich von ihm eben keiner Handlung gegen die guten Sitten, seine wird niemand von ihm erwarten. Die Italiäner haben ihren Piovano Arlotto, der unterscheidet sich freilich vom Deutschen, wie die südliche Seite der Alpen von der nördlichen. Ich schreibe gegenwärtiges nur aus dem Gedächtniße, das Buch steckt unter meinen livres difficiles à trouver. Es ist auch meines Wissens noch in keine bibliothéque bleue aufgenommen, man muß es in der grauen Lesebibliothek unserer Vorfahren suchen, neben den schönen Melusine, den sieben weisen Meistern, dem Finckenritter, den Schildbürgern u. dgl. m., über die wir nicht mehr lachen, weil wir bei empfindsamen Liedchen, und Rittern im spanischen von übersilberten Pappe, gähnen. Man hat auch eine Geschichte von Peter Leu, der als der andere Calenberg empfohlen wird.

Göttingen. Kästner.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

10tes Stück.

Montag, den 2ten Februar 1795.

Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1794.

Im Monat October.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	5.	7.	7.	3.	9.
Mittage.	6.	11.	6.	1.	7.
Abende.	6.	8.	9.	1.	7.
Mitternächte.	7.	6.	9.	0.	9.
Ganze Tage.	6.	8.	7¼.	1¼.	8.

2 Abende Nordlicht; 3 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Somn. Aufg. 44, 8 / Mittags im Schatten 54, 7 } Gr. Fahrnh.

größte d. 11ten und 15ten; 65. Grad.

kleinste d. 25ten; 34 Grad.

Mittlere korrecte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29, 901 Zoll engl. { größte d. 16ten 30, 441 Zoll. / kleinste d. 8ten 29, 154 Zoll.

Gesammter Niederschlag 3, 54 Zoll Regenwasser, gr. d. 5ten 0, 46 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft, 1, 04 Zoll, gr. d. 9ten 0, 106 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 7 1/10 Minuten.

größte d. 12ten, 20 Grad 12 Minuten.

kleinste d. 6ten, 17ten und 23ten; 20 Grad 4 Minuten.

Mittlere Inclination derselben, 71 Grad 47 1/10 Minuten.

Digitized by Google

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	5.	8.	3½.	2½.	0.	1½.	3½.	4.	3.
Mittage.	3½.	8.	6.	1½.	1½.	½.	4.	5.	1.
Abende.	5½.	8.	4.	3½.	1.	½.	4.	3½.	1.
Mitternächte.	4½	8.	4½.	2.	0.	1½.	3½.	6.	1.
Ganze Tage.	4½.	8.	4½.	2½.	½.	1.	3¾.	4½.	1½.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
20. 4	14, 4	23. 8	36, 0	7, 0	9 0.	16 6.	26 2 Fuß.

größte d. 18ten, Wind SO. 45 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 10, 16 / Abends 9, 87 } Fuß.

größte den 9ten 14, 65 Fuß. Wind WNW. Geschwindigk. 42 Fuß.

kleinste den 17ten; 7, 40 Fuß. Wind SO. Geschwindigkeit 41 Fuß.

Im Monat November.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Reif.
Morgen.	4.	9.	8.	2.	6.	0.	1.
Mittage.	5.	9.	7.	3.	5.	1.	0.
Abende.	3.	7.	8.	3.	9.	0.	0.
Mitternächte.	5.	5.	8.	3.	9.	0.	0.
Ganze Tage.	4½.	7½.	7¾.	2¾.	7½.	¼.	¼.

4 Abende Nordlicht; 2 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 38, 8 / Mittags im Schatten 43, 3 } Gr. Fahrenh.

größte d. 6ten, 62 Grad.

kleinste d. 19ten, 28 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers

29,863 Zoll engl. { größte d. 10ten 30, 265 Zoll. / kleinste d. 3ten 29, 297 Zoll. }

Gesammter Niederschlag 2,14 Zoll Regenw., gr. d. 24sten 0,41 Zoll.

Ge-

Digitized by Google

Gesammte Ausdünstung in freier Luft 0,64 Zoll, gr. d. 14ten 0,110 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. $6\frac{4}{10}$ Minuten.
größte d. 29ten; 20 Gr. 11 Minuten.
kleinste d. 7ten u. 9ten; 20 Gr. 3 Minuten.

Mittlere Inclination derselben 71 Grad $44\frac{1}{10}$ Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	4.	9.	2.	1.	2.	$1\frac{1}{2}$.	$5\frac{1}{2}$.	3.	2.
Mittage.	$3\frac{1}{2}$.	$10\frac{1}{2}$.	3.	1.	1.	$\frac{1}{2}$.	$7\frac{1}{2}$.	3.	0.
Abende.	$7\frac{1}{2}$.	$7\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	2.	1.	$5\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.	2.
Mitternachte.	$8\frac{1}{2}$.	$6\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	2.	$5\frac{1}{2}$.	2.	1.
Ganze Tage.	$5\frac{7}{8}$.	$8\frac{3}{8}$.	2.	1.	$1\frac{5}{8}$.	$1\frac{1}{4}$.	6.	$2\frac{5}{8}$.	$1\frac{1}{4}$.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
23,0	20,5	25,2	37,5	28,3	21,0	29,0	39,6 Fuß.

größte d. 16ten, Wind O; 48 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 10,24 / Abends 9,69 } Fuß.

größte d. 13ten 17,25 Fuß. Wind WNW. Geschwindigkeit 46 Fuß.
kleinste d. 20ten 7,40 Fuß. Wind OSO. Geschwindigkeit 36 Fuß.

Im Monat December.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	9.	4.	9.	4.	1.	0.	1.	3.
Mittage.	11.	2.	11.	5.	1.	0.	1.	0.
Abende.	7.	6.	9.	5.	1.	0.	3.	0.
Mitternachte.	9.	3.	12.	4.	1.	0.	2.	0.
Ganze Tage.	9.	$3\frac{3}{4}$.	$10\frac{1}{4}$.	$4\frac{1}{2}$.	1.	0.	$1\frac{3}{4}$.	$\frac{3}{4}$.

2 Abende Nordlicht;

Digitized by Google

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 26, 9 / Mittags im Schatten 32, 4 } Gr. Fahrnh.

größte den 3ten, 49 Grad. kleinste den 25ten, 13 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers

30, 122 Zoll engl. { größte d. 17ten, 30, 507 Zoll. / kleinste d. 26ten, 29, 605 Zoll. }

Gesammter Niederschlag 0, 30 Zoll Regenwasser,

0, 13 Zoll Schneewasser, gr. d. 1ten 0, 11 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft, wegen Frost nicht beobachtet.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad $5\frac{7}{10}$ Minuten.

größte d. 16ten, 20 Gr. 15 Minuten.

kleinste d. 8ten, 19 Gr. 46 Minuten.

Mittlere Inclination derselben 72 Gr. $12\frac{9}{10}$ Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	$5\frac{1}{2}$.	$3\frac{1}{2}$.	1.	1.	0.	1.	$8\frac{1}{2}$.	10.	1.
Mittage.	6.	3.	0.	2.	$\frac{1}{2}$.	1.	$8\frac{1}{2}$.	9.	1.
Abende.	$4\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	0.	$1\frac{1}{2}$.	7.	$12\frac{1}{2}$.	1.
Mitternächte.	6.	$2\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	1.	0.	1.	$5\frac{1}{2}$.	$11\frac{1}{2}$.	3.
Ganze Tage.	$5\frac{1}{2}$.	$2\frac{7}{8}$.	$\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{8}$.	$1\frac{1}{8}$.	$7\frac{1}{4}$.	$10\frac{3}{4}$.	$1\frac{1}{8}$.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
14, 5	20, 0	0	22, 0	0	31, 0	30, 3	18, 2 Fuß.

größte d. 23ten, Wind OSO. 42 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 9, 86 / Abends 9, 08 } Fuß.

größte den 30ten 11, 75 Fuß. Wind NW. Geschwindigk. 18 Fuß.

kleinste den 15ten 7, 95 Fuß. Wind SSO. Geschwindigk. 8 Fuß.

Digitized by Google

Bemerkungen zu dem im 54ten Stück des hannöverischen Magazins 1794. geschehenen Vorschlage, das Saatkorn auszuschlagen.

Der Herr Verfasser dieses Aufsahes macht keinen Anspruch auf grosses Verdienst; wegen seiner Erfindung, das zur Saat bestimmte Korn über einer Stange auszuschlagen, anstatt auszudröschen. Um soviel weniger bin ich auch geneigt, durch diese Bemerkungen den geschehenen Vorschlag herabzuwürdigen; denn man ist den bescheidenen Vorschlägen Achtung schuldig, gesetzt auch daß sie ihrem Endzweck nicht völlig entsprächen. Sie verdienen allezeit sorgfältig beleuchtet und von allen Seiten geprüft zu werden.

Dem zufolge sey es mir erlaubt, folgendes hierüber zu bemerken:

I. Ist dieser Vorschlag nicht neu. Im Lüneburgischen, namentlich im Amte Ebstorff, sind mir Gegenden bekannt, wo diese Procedur bei dem Saatkorn die ganz gewöhnliche ist. Ich weiß nicht, ob man die Absicht dabei hat, besseres Saatkorn dadurch zu erhalten, das nicht zerquetscht ist. So viel ich beobachtete, hatte man dabei die Absicht, in der Geschwindigkeit Saatkorn zu einer Zeit zu erhalten, wo alle Feld- und Gartenarbeiten sich häufen, und man zufrieden ist, vorerst soviel Rocken aus dem Stroh zu bringen, als man in dieser stark besetzten Zeit nöthig hat. Man bediente sich dabei nicht einer Stange, sondern, welches weit besser ist, eines sogenannten Bockes, d. i. eines glatten dünnen Balkens, mit 4 auswärts gestellten Füßen, damit die Maschine nicht leicht umfalle.

II. Ob nun gleich dieses Verfahren, einseitig betrachtet, seine unläugbaren Vortheile hat, so findet es doch wenig Beifall, und zwar aus folgenden Gründen:

a) Es wird nemlich durch das Ausschlagen über einem Bock oder einer Stange, außerordentlich viel Korn zerstreuet. Die Körner fliegen in alle Ecken, Winckel, Ställe, und umherstehende Gefäße, und dieser Verlust ist beträchtlich. Man versuche es, nehme eine Metze Korn, und zerstreue sie in alle Winckel, man wird wenig auf der Erde gewahr werden, und dennoch wird die Metze darauf gegangen seyn. Die Hüner werden sich wohl dabei befinden, allein denen bleibt bei aller Vorsicht, doch eine reiche Nachlese übrig. Höchstens würde also dieser Vorschlag auf dicht und glatt verkleideten eigentlichen Dröschdielen anwendbar seyn, dergleichen es aber in unsern Gegenden gar nicht, oder höchstens auf einigen großen Pachthöfen giebt. Wenn aber dieses auch der Fall wäre, so

b)

Digitized by Google

b) wird durch das Ausschlagen über einer Stange oder einem Bock ein gedoppeltes Dröschen nothwendig gemacht, weil die also ausgeschlagenen Garben nachgedroschen werden müssen. Allein dieses ist für den Landmann nachtheilig. Er hat um Michaelis nicht Platz genug, um das Geströhe und die halbgereinigten Garben abzusondern, der Futterknecht oder die Futtermagd ergreifen eben so leicht und eben sogern halbgereinigte Garben statt des Strohes, und entschuldigen sich mit der Unwissenheit. Der Hausvater wird gehindert, genauen Ueberschlag zu machen, wie viel Korn die Garben jeder Flur geben. Bei dem Nachdröschen haben die Arbeiter auch nicht viele Lust zu diesem Geschäfte, sondern schlagen es von der Hand, und beruhigen sich mit dem Gedanken: wenn auch etwas Korn im Stroh bliebe, wäre dieses auch gut fürs Vieh.

c) Es ist aber auch bei der Einsaat schon Rücksicht darauf genommen, daß ein oder anderes gequetschtes Korn dem Acker keinen Abbruch thue. Lauter gute unbeschädigte Körner wären freilich besser, allein die sind auch bei dem Ausschlagen nicht zu erhalten; es wird immer etwas zertreten, und der Landmann hat bei dem Säen die beschädigten Körner schon in Anschlag gebracht. Er muß dem ungeachtet, wenn das Korn auch vollhörtig ist, das einmal angenommene Maaß hinein säen. Bloß die Größe oder Kleinheit der Körner macht einigen Unterschied. Kleinkörnigter Roken ist immer etwas räthlicher zu säen, als großkörnigter, das heißt: man kann mit einem Scheffel des ersteren etwas weiter auf dem Acker reichen, als mit einem Scheffel des letztern. Allein im Ganzen macht das nicht viel. Es muß auf Mausefraß, Krähen, Witterung und andre Unfälle ohnehin etwas gerechnet werden, und es ist schon bei Bestimmung des Maaßes der Einsaat bereits darauf gerechnet. Wäre dieses nicht, so dürfte man freilich kaum die Hälfte des gewöhnlichen aussäen. Die theoretischen Oekonomen von der Studirstube irren deswegen gar sehr, die uns aus dem Grunde dünner säen lehren, als bisher geschehen, weil sie erfahren haben, daß, wenn jedes einzelne Korn einige Zoll breit aus einander gepflanzt würde, ein beträchtlicher Theil der Einsaat erspart werden müsse. Diese Erfahrung ist zwar an sich sehr richtig, aber der Schluß der daraus abgeleitet wird, sehr fehlsam. Denn die Praxis lehrt demungeachtet, daß derjenige Acker durch die Bank genommen, bei gleicher Kultur und Güte des Landes, doch immer mehr einträgt, der nach der gewöhnlichen Art besäet worden, als der dünner besäete, weil Mausefraß, Witterung, Krähen und Pferdehuf, der manches Korn zu tief eintritt und auf immer tödtet, zu viel wegnehmen.

d) Um aber dem schädlichen Zerschlagen des Korns einigermaaßen zuvor zu kommen, lege man, wie hier

im

Digitized by Google

im Hoyaischen und an mehrern Orten gewöhnlich ist, keine gebundene Garben an, wie man vielfältig in andere Gegenden gewohnt ist, sondern man löse sofort, als man zu dröschen anfängt, die Garben auf, und mache dadurch dem auszudröschenden Korne ein zwar weiches, aber nicht zu weiches Bette, so kann die Kraft des Flögels nachdrücklich auf die Aehren wirken, aber nicht so wirken, daß viele Körner gequetscht werden.

Ich wundre mich übrigens nicht, daß die Verwalter und Oekonomen, denen der Herr Verfasser des beregten Aufsatzes diesen seinen Vorschlag vorlegte, ihn mit einem witzigen Einfall statt einer ernsthaften Antwort, bezahlten, und behaupteten, das Korn erhalte vielleicht durch das Dröschen, gleich den Wallnußbäumen, eine große Fruchtbarkeit. In der That! Menschen die die ökonomischen Geschäfte im Großen treiben, können oft nichts mehr thun, als unsere Projekte belächeln, die zwar im Kleinen sehr richtig und anwendbar, im Großen aber unausführbar sind. Ein auffallendes Beispiel hiezu, gab jener jüngst vorgebrachte Vorschlag: die Maulwürfe im Garten, nicht durch Ueberschwemmung, sondern mittelst in die Gänge des Maulwurfs getragenen Wassers, zu vertreiben. Der Herr Verfasser mogte vermuthlich in einem kleinen Garten hinter seinem Hause, bei völliger Muße und genugsamer Handreichung, dieses Spiel mit einigem Erfolg betrieben haben; wiewohl mich die Erfahrung gelehrt hat, daß selbst eine totale Ueberschwemmung eines Platzes, diese zudringlichen Gäste nicht abhielt am dritten Tage nach Verlauf des Wassers wieder zu erscheinen, weil sie sich klüglich auf die benachbarten Anhöhen während der Inundation zurück gezogen hatten. Doch dies alles als wahr angenommen, so hieße doch, noch weiter über die Anwendbarkeit dieses Mittels in unsern großen und weitläuftigen Gärten, debattiren wollen, nichts anders, als auf eine unnütze Weise die Zeit verschwenden.

Sulingen. G. J. Lodemann, Superint.

Beantwortung der Anfrage in dem 57ten Stück des neuen hannöverischen Magazins vom vorigen Jahre.

Wenn die Milch der Kühe, besonders im Frühjahr, ehe solche ausgehen, wenn sie kaum einen Tag gestanden, lang und zähe wird, so setzet außer dem eiderhaften solche Milch wenig Rahm, wovon die Butter leicht und schnell, wie gewöhnlich wird.

Ge-

Digitized by Google

Gegen diesen Milchfehler der Kühe, wenn die Milchkammern nicht dumpfig und die Gefschirre nicht unrein sind; ist die bella Donna ein zuverläſſiges Mittel.

Man giebt von den gut getrockneten bella Donna Blättern jeder Kuh alle vier und zwanzig Stunden, anderthalb bis zwei Loth, des Abends nach dem letzten Futter, dieses geschiehet in der Art: Man nimt die besagte Dose, wickelt sie in ein Kohlblatt, oder ohne demselben, steckt solche der Kuh in das Maul etwas tief in den Hals, daß sie solche nicht wieder von sich giebt, und überfressen muß (weil die mehrsten Kühe die bella Donna nicht gerne fressen, sondern unter der Zunge halten, und wenn nicht acht gegeben wird, wieder von sich geben.)

Jede Kuh wird gut angebunden, oder muß so gestellet werden, daß sie die andere nicht stoßen kann.

Wenn die bella Donna Blätter in besagter Dose 5 Abende gegeben sind, so giebt man 3 Ruhetage, ist der Fehler noch nicht gehoben, so werden wieder fünf Dosen in erster Art gegeben, bis solcher gehoben ist.

Des Morgens wird die Kuh ordentlich wieder getränket und gefuttert. Gemeiniglich wird aber der Milchfehler mit den ersten fünf Dosen gehoben.

Die Milch kann in den Tagen der Kur gebraucht werden.

Ich habe diese Kur in meiner praktischen Anweisung, wie die bella Donna bei den Thieren in der Landwirthschaft anzuwenden §. 72. beschrieben, und auch in dieser Piece beschrieben wie die bella Donna Blätter müssen sorgfältig getrocknet werden, welche bei Franz und Große in Stendal 1787. gedruckt und zu haben ist.

Gut getrocknete bella Donna nach meiner Anweisung, ist zu haben bei dem Herrn Botanikus und Apotheker, Johann Just Gottlieb Müller in Elze, im Hochstift Hildesheim.

1) gut getrocknete bella Donna Wurzel, das Pfund 8 mgr.

2) gut pulverisirte bella Donna Wurzeln, das Pfund 12 mgr.

3) gut getrocknete bella Donna Blätter, das Pfund 7 mgr. 4 pf.

4) gut pulverisirte bella Donna Blätter, das Pfund 8 mgr., in Conventionsmünze.

Clötze. J. H. Mund.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

11tes Stück.

Freitag, den 6ten Februar 1795.

Entdecktes Geheimniß, wie die Kartoffelnpflanzer in der Grafschaft Lankaster frühe Kartoffeln ziehen und behandeln.

Dem Surveyor a) der Grafschaft Lankaster, von Herrn Blundell zu Ormskirk mitgetheilt.

Aus dem Universal Magazine vom December 1794.

Unter allen Grafschaften in England ist Lankashire die erste, worin Kartoffeln gebauet worden; und noch jetzt hat sie den Ruhm, daß sie dieses wichtige Gewächs vorzüglich gut bauet, und in ganz England keine Gegend ihr darin gleich kommt. Es kann daher nicht undienlich seyn, umständlich zu zeigen, wie sie dabei verfährt.

1) Vorzüglich ist zu Kartoffeln neues Land, jedoch nicht schlechterdings nothwendig. Oft hat ein ausgebaueter Acker noch guten Ertrag gegeben. Der Boden wird zuerst durch wiederholtes Pflügen vom Unkraute gereinigt. Hierauf werden, wenn man das Land im April im gehörigen Stande halten kann, Reihen 3 Fuß von einander gezogen, und darin denn die Kartoffeln b) 9 bis 12 Zoll von einander gepflanzt, und zwar unmittelbar auf langen Mist aus dem Viehhofe. Indessen thut doch

a) Surveyor läßt sich nicht übersetzen, weil es in Deutschland kein Amt giebt, welches die Geschäfte eines englischen Surveyor's in sich begriffe. Ihre Geschäfte sind Landvermessungen, Veranschlagungen der Güter, und überhaupt Anwendung allerlei mathematischer und physikalischer Kenntnisse.

b) Der Surveyor suchte durch verschiedene Versuche ausfindig zu machen, wie die Kartoffeln am besten zu zerschneiden. Pflanzt man sie ganz, so verfaulen sie nicht so leicht als in Stücken; und ein Pflänzling von einer gewissen Größe, scheint besser als ein kleiner. Indessen hat der Surveyor doch gefunden, daß die beste Methode ist, das vordere und hintere Ende der Kartoffeln abzuschneiden, und nur das Mittelstück zum Pflänzling zu nehmen. Die schlechteste Methode, sie zu zerschneiden, scheint ihm die, wenn man sie in der Mitte nach der Länge durchschneidet. Gleichwohl geschiehet dies nur zu allgemein.

Digitized by Google

doch Dünger aus großen Städten ohne Strohentheil, in einem Boden, welcher daran nicht gewöhnt ist, erstaunliche Wirkung. Man nimt an, daß er doppelt so fruchtbar mache, ohne an der Güte der Kartoffeln etwas zu verringern; wie man bei den Ländereien, welche an den Kanälen liegen, die Erfahrung gemacht hat.

2) Der April ist die beste Zeit, Kartoffeln zu pflanzen, die zum Verspeisen früh brauchbar werden sollen. Denn dieses Gewächs erfordert eine hinlängliche Zeit, um zu dem Grade der Reife zu gelangen, welcher es vorzüglich milde und mehlreich macht. Gleichwohl pflegt man die Kartoffeln oft erst im Mai oder gar im Junius zu pflanzen, und erhält doch noch eine gute Ernte, ob sie wohl nicht so vollkommen durchgereift sind, wie die früh gepflanzten.

3) Die Furcht vor Frost c) widerräth zwar oft das Pflanzen in dieser frühen Jahreszeit; doch wagen es gute Pflanzer darauf, sie so früh zu pflanzen, um sie nur von einer größern Güte zu erhalten.

4) Um die Kartoffeln rein zu halten, braucht man den Pflug. Beim Pflanzen wird eine Furche offen gelassen; diese lege man nun, so bald das Kraut herauskommt, nach demselben hin um. Einige Zeit nachher wird auf jeder Seite der Kartoffelnreihe noch eine Furche gezogen. Ist das Land sehr unrein, so wird die Kartoffelnreihe mit einer kleinen dreieckigen Egge geegget. Wenn nun das durch das Unkraut herausgebrache ist, so wird die Furche wieder umgelegt, und oft läßt man dieselbe Reihe mit eben dem Pfluge oder mit einem mit doppeltem Muldbrette noch einmal überziehen. Vermittelst dieser Behandlung wird nicht nur das Unkraut ausgerodet, sondern auch das Land aufgelockert, und mit einer neuen Seite an Sonne und Luft gebracht, als welches zur Verbesserung der Frucht ungemein viel beiträgt.

5) Es giebt eine große Mannigfaltigkeit gebräuchlicher Arten. Die ox-noble, und die chester-Kartoffeln werden für das Vieh gepflanzt d); die pink-eye und eine Menge andere,

c) Wenn der Frost die Spitzen des Krauts trift, nachdem sie aus der Erde heraus sind, so macht er die Pflanze hinfällig und kränkelnd, und vernichtet die Hoffnung des Landmanns auf einmal.

d) Der Surveyor hatte Gelegenheit, den Ertrag einer Ernte von den Chesterkartoffeln zu sehen, da sie oben auf der Erde lagen. Er und ein erfahrner Pächter, der ihn begleitete, waren der Meinung, sie hätten nie einen so reichlichen Ertrag gesehen; und doch wurden sie versichert, das Land sey bloßes Brachland und ungedüngt.

Die chester oder conglomorated oder Suffolk-Kartoffel, wie sie Herr Howard, der sie zuerst bekannt gemacht, genannt hat, wurde in hiesiger Gegend schon vor 25 Jahren häufig aus Knollen gezogen, die dieser Herr, ein Mit-

ter, nebst den verschiedenen Arten der bohnenförmigen Kartoffeln, gebraucht man für die Tafel. Die Old winter red muß ich anführen, weil sie noch im Frühjahre vorzüglich zu brauchen steht, und denn erst ihre größte Vollkommenheit erlangt, wenn andere Arten ihren Geschmack verloheren haben. Auch hat sie noch die gute Eigenschaft, daß sie, soviel man weiß, sich nicht kräuselt. Uebrigens giebt es noch mancherlei Arten früher Kartoffeln, und man giebt sich viel Mühe, neue vorzügliche Sorten aus dem Saamen zu gewinnen, und diesen nimt man aus den Aepfeln, die am Kraute wachsen.

6) Man hat viele Sorgfalt angewandt, den Saamen gelegentlich zu verändern, um das Kräuseln zu verhüten. Jedoch ist die Gewohnheit, frischen Saamen aus Schottland kommen zu lassen, jetzt nicht mehr so allgemein als vor einigen Jahren. Eine Verfechtung aus Moorlande und umgekehrt, hält man im Allgemeinen schon für hinlänglich. Erforderlich ist es, den Boden zu verändern, nur geht es nicht immer an; und man hat auch oft einige Jahre hintereinander auf demselben Lande gute Kartoffeln geerndtet.

7) Der mittlere Ertrag ist 2 bis 300 Malte oder Buschel e) auf einem gesetzmäßigen Akre f). Die frühen Kartoffeln pflanzt man gewöhnlich auf Beete in Reihen, die etwa 8 Zoll von einander entfernt sind, und eine Pflanze von der andern etwa 4 oder 5 Zoll ab. Denn da diese Sorte kleiner ist, so bedarf sie auch weniger Raum. Der höhere Preis, den diese frühen Kartoffeln auf dem Markte gelten, macht sie zu einem einträglichen Artickel für den Pflanzer g). Und dieser hat außerdem noch den Vortheil von der frühen Erndte, daß er sein Land in demselben Jahre noch einmal brauchen kann. Die Märkte zu Manchester, Oldham, Rochdale, und in der Nachbarschaft, werden mit großen Quantitäten, nicht allein von

Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und des Handels, hier hinterlassen hatte.

Siehe Dossie's Memoirs vol. X. Seit jener Zeit hat man sie aus Saamen gezogen; und ob sie jetzt gleich viel größer wird, so hat sie doch die rothe Farbe und den Zuckergeschmack noch.

e) Unter einem Buschel Kartoffeln, versteht man 90 Pfund, wie sie aus der Erde kommen.

f) Ein englischer Akre hält 165 calenbergische Quadratruthen.

g) Herr Eccleston zeigte dem Surveyor ein Stück Landes, welches 30 Perch zu 8 Yards oder 24 Fuß hielt, worauf im Jahre 1793 frühe Kartoffeln waren gezogen und für 30 Pfund verkauft worden. Nach ihnen waren noch Rüben auf diesem Lande gewachsen, welche den Buschel zu etwa 5 mgr. gerechnet, 50 Pfund aufbringen mußten. Nachher sollte dasselbe Land noch mit Weizen besäet werden.

Digitized by Google

Warrington, sondern sogar von Ruffford, Skarisbrik, u. a. O. versehn.

In dasselbe Land, worauf man in demselben Jahre schon einmal geerndtet hat, pflanzt man an einigen Orten die frühen h) Saamen-Kartoffeln. Diese werden im November aufgegraben, sogleich zum Pflanzen zerschnitten, und in Haberspelzen oder Sägespänen aufbewahrt. Hierin läßt man sie bis zum März liegen, da sie gepflanzt werden. Vor dem Pflanzen nimt man aber den einen ihrer Keime ab, und den andern, der so lang ist, daß er innerhalb einer Woche aus der Erde kommen kann, läßt man daran.

Indessen ist die Methode, welche den mehrsten Beifall hat, folgende: man zerschneidet die Pflanzkartoffeln, und legt sie auf eine Diele, worüber man nach Willkühr einen starken Aufsatz anbringen kann. Die Schnittlinge legt man nicht hoch, sondern nur etwa zwo Lagen über einander; bedeckt sie mit Haberspelzen oder Sägespänen, oder andern dergleichen Dingen ungefähr zwei Zoll dick. Dies schützt sie vor der Kälte, und erhält sie mäßig warm; zu gleicher Zeit läßt es auch die Luft zu, welche sie stärkt, und ihre Sprößlinge abhärtet; dazu öfnet man bei mildem Wetter Thüren und Fenster. Hierauf sieht man oft nach; und wenn die Keime anderthalb bis zween Zolle heraus sind, so nimt man mit einer hölzernen Harke, oder mit der Hand, die eine Hälfte der Bedeckung sorgfältig weg, hütet sich aber dabei die Schossen zu verletzen oder zu zerbrechen. So bleiben sie nun bis zur Pflanzungszeit liegen, bringen jedoch durch die Thüren und Fenster so viel Luft als möglich, wenn es ohne Gefahr vor Frost geschehen kann. Auf diese Weise werden nun die Keime an den Spitzen grün, erhalten Blätter, und werden ziemlich abgehärtet. Das Pflanzen geschieht in Reihen auf die gewöhnliche Weise mit einem Pflanzstocke, und die gemachten Löcher werden sorgfältig wieder zugeworfen. So werden die Kartoffeln darum gewöhnt, einen kleinen Frost ohne Schaden abzuhalten. Die früheste Sorte ist die superfeine weiße bohnenförmige. Von diesen sind in demselben Lande in einem Jahre 4 Ernten hinter einander gewonnen worden, indem man in der Pflanzenschule immer Pflänzlinge vorräthig gehabt, welche man gleich, nachdem die vorhergehenden auf-

h) Die frühe Kartoffel ist eine eigene Art, von der es aber noch viele Abarten giebt.

Der Buschel, dessen Herr Young in seiner Reise eines Landmann's erwähnt, hält nur 48 Pfund. Daraus läßt sich die große Zahl von 427 Buschel erklären, welche er als den mittlern Ertrag eines Akre angiebt.

Ein gemessener Akre in Welton gab voriges Jahr 228 Buschels zu 90 Pfund; das ist genau Herrn Young's mittlerer Ertrag von 427 Buschel zu 48 Pfund.

Digitized by Google

aufgenommen worden, wieder hat einsetzen können. Und zuweilen hat man nachher auf eben diesem Lande noch Wintersallat gezogen.

8) Die Art, die Kartoffeln aufzuroden, ist verschieden. Die dreizinckige Grepe wird allgemein dazu gebraucht. Der Boden wird umgebrochen, das Kraut aufgezogen, die Kartoffeln werden aufgenommen, und nach ihrer Größe ausgelesen. Eine andere Methode ist die: ein starker Mann nimt einen dreizinckigen Karst, so wie man gewöhnlich zum Mistabladen braucht. Mit diesem hackt er bei jedem Horste ein, beugt ihn über, und legt damit die Knollen bloß; und diese werden denn von zwei Kindern aufgelesen. Noch eine andere Methode besteht darin, daß man mit einem rotherhamischen Pfluge eine Furche von den Kartoffeln abwärts ziehe, und denn mit einem andern Pfluge, woran bloß eine Pflugschaar ist, die Kartoffeln heraus pflügt, und diese denn auflesen läßt.

Sind die Kartoffeln aufgelesen und hinlänglich getrocknet; so werden sie in Haufen in Form eines Hausdachs zusammen gelegt; denn dicht mit Stroh bedeckt. Dieses muß aber 6 Zoll dick, nach der Länge darüber gelegt werden, damit die Aehrenenden oben zusammen kommen; darauf bedeckt man es mit Erde und schlägt diese mit der Schaufel fest. In die Bedeckung läßt Herr Eccleston an den Seiten und in der Spitze bis auf das Stroh, ungefähr 10 Fuß von einander Löcher stoßen, um die Luft, die sich durch die Gährung entwickelt, heraus zu lassen. Ist die Gährung vorüber, so macht er die Löcher wieder zu, um Frost und Regen abzuhalten.

9) Wie nützlich es sey, das Vieh mit Kartoffeln zu futtern, ist zwar hinlänglich bekannt; aber nicht eben so im Gebrauche. Man läßt sich viel eher reizen, sie durch den Verkauf unmittelbar in baar Geld umzusetzen, als sich erst in die Weitläuftigkeit zu geben, Vieh zu kaufen und zu mästen. Aber ein Mittel, sein Land zu verbessern, das des Erfolgs wegen vorzuziehen ist, läßt man damit aus den Händen.

10) Da das Vieh zu seiner Consumtion eine Menge Kartoffeln gebraucht, so kann es nicht schaden, die Art des Kochens anzuzeigen. Es geschieht beinahe allgemein durch Dampf in einem großen Korbe oder Zuber, welcher durchlöchert ist, und auf den Kessel gesetzt wird. Auf diese Weise werden sie eher gahr, als wenn sie im Wasser gekocht werden. Nun bekömmt sie das Vieh, warm oder kalt, mit Kaff, Kleien, Heusaamen, Gerste oder Habermehl ꝛc.

Hätte Amerika, woher dieses vortrefliche Küchengewächs zuerst gebracht wurde, dem Europäer nichts gegeben als die Kartoffeln; so würde das gegenwärtige Menschengeschlecht schon

Digitized by Google

schon Ursache haben, ihm dafür zu danken; so wie den Landleuten in der Grafschaft Lankaster für die unermüdete Aufmerksamkeit, die sie auf den Anbau dieses herrlichen Gewächses verwandt haben.

F. Westfeld, der Rechtsgel. Beflissener.

Vom Sonnenrauch.

In mehrern Gegenden Deutschlands, hat der Sonnenrauch sich neuerlich gezeigt. Auch bei uns ist er gesehen worden; und er war vorzüglich am 15ten Jul. v. J. so stark, daß man in Hannover Abends gegen 6 Uhr anhaltend in die Sonne sehen konnte, ohne davon geblendet zu werden. Gewiß hat er mit dem, der im Jahre 1783. so stark war, einerlei Ursache, und wird mit demselben einerlei Wirkung gethan haben, die nur der Stärke nach verschieden seyn kann. Der Sonnenrauch, oder wie er sonst noch genannt wird: Land-Haiß-Höherauch, Dunstluft wurde in dem genannten Jahre in den mitternächtlichen Gegenden Europens, besonders in Schweden, Dännemark und Norwegen, auch diesseits der Ostsee an den pommerschen und mecklenburgischen Küsten häufiger gesehen, als in den mittägigen. Die Sonne hatte dabei ein blasses Ansehen, so, daß man bei lichtem Tage, ohne geblendet zu werden, hinein sehen konnte, war beim Aufgehen sowohl als beim Untergehen kupferroth, und wurde zum öftern einige Stunden eher als gewöhnlich unsichtbar. Während der Zeit des Sonnenrauchs war der Himmel Wolkenfrei, die Luft wie von einem zerstreueten Rauch undurchsichtig gemacht, und die Witterung still, warm und trocken; die Nächte aber kalt. Eben darin, daß die Tage warm und die Nächte kalt waren, fand man die Ursache von der Entstehung desselben. Er muste, weil alle Dünste und Dämpfe von der Erde aufsteigen, seinen Ursprung allerdings auch daher genommen haben. Und da die Körper desto mehr ausdünsten, je größer die Hitze ist, so hatte diese ihn gewiß erzeugt. Die Erde muste um diese Zeit sehr mit dergleichen Dünsten angefüllt seyn; denn es wurden damals weit und breit Erdbeben verspührt, es entstanden neue Feuerspeiende Berge, und die vorhergegangenen Gewitter waren sehr heftig gewesen. (In Maynz, wo derselbige Sonnenrauch ebenfalls bemerkt worden ist, hielt man ihn für eine Folge von dem durch öffentliche Nachrichten bekannten heftigen Ausbruch des Vesuvs.) Die von vielfältigen Gewitterregen häufig abgeführten Dünste, die Wolkenbrüche und Ueberschwemmungen, welche damals statt hatten, vermehrten die aus der Erdbeben schwangern Erde ohnehin so häufig auf-

Digitized by Google

aufsteigenden Dünste ungemein, und diese häuften sich bei der ungewöhnlichen Hitze des Tages so stark an, daß die Sonnenstrahlen nicht mehr hindurch dringen konnten. Es schien einige Tage, als ob er verschwinden wollte, die Sonne schien wieder hell, und ging nicht mehr so roth unter; aber er stellte sich bald darauf desto stärker wieder ein, und zwar nach einer heftigen Hitze, woraus man wieder sieht, daß er durch die ungewöhnliche und anhaltende Hitze aus der Erde muß gezogen worden seyn. Die nur diese Jahrszeit ungewöhnliche Kühle der Nächte, verdickte die Dünste so, daß sie nicht wie gewöhnlich sich zerstreuen oder in die obere Luft begeben konnten, und daher auf der Oberfläche der Erde liegen blieben. Nebel sind sonst in schwülen Sommertagen nichts seltenes, im Herbst besonders sieht man sie oft am Horizonte und an den Bergen schweben, und wenn man auf diesen selbst ist, auch auf dem platten Lande. Diese Nebel gleichen dem beschriebenen in vielem Betracht, sind aber nicht so dicht; denn auf den Küsten von Italien gegen das adriatische Meer, lag dieser so dicht, daß die Schiffe genöthiget waren, sich durch Kanonenschüsse Zeichen zu geben, damit sie nicht an einander stoßen mögten. Er konnte daher wegen seiner Dichtigkeit, Anhäufung und Dauer nicht wohl zu dem gemeinen Nebel gerechnet werden. Man stellte Versuche an, und fand, daß er aus trocknen Theilen bestand. Denn da die im Junius des 1783. Jahres, hindurch herrschende große Hitze die Erde sehr ausgetrocknet hatte, so musten auch die aus ihr steigenden Dünste dem gemäße Eigenschaften haben; und ihre Trockenheit wurde durch die dickere Luft noch vermehrt. Er war jedoch nicht ohne Feuchtigkeit; denn er verursachte mehrere Abende im Grase eine auffallende Nässe. Seine Bestandtheile waren vorzüglich Schwefel; denn er roch darnach sehr. Bei der großen anhaltenden Dürre war das Jahr doch fruchtbar, welches man ihm zuschrieb, weil er beständig auf der Erde lag, und sie durch seine Schwefeltheile befruchtete. Endlich löste er sich völlig auf, und zog sich, da die obere Luft des Nachts nicht mehr so kühl blieb, in die Höhe, wo er zerstreut oder in Wolken gesammlet wurde. Man urtheilte damals, daß, wenn dieser Nebel nicht gekommen wäre, die Erdbeben, welche ohnedem so häufig verspührt wurden, gewiß allgemeiner und stärker würden gewesen seyn.

Die Naturbegebenheit machte eben darum weil sie selten ist, damals die Aufmerksamkeit sehr rege. Die Sonne sah beim Auf- und Untergehen wie eine rothe Scheibe, oder wie ein glühender Teller aus, weil bei ihrem Auf- und Untergehen die Luft kälter ist, als am Mittage, und folglich auch die über der Erde schwebenden Dünste verdickter seyn mußten; da denn durch die in denselben schwimmenden vielen Feuertheile, die dun-

sich

fekrothe Farbe der Sonne erzeugt wurde.

Eine Vergleichung des vorigjährigen Sonnenrauchs mit dem im Jahre 1783. bleibt einem Witterungsbeobachter vorbehalten. Wir hatten zeither wohl trockne, heiße Tage, aber wie ich glaube, keine ungewöhnlich kühlen Nächte; wohl Erderschütterungen, aber nicht viele und sehr starke Gewitter, und anhaltende Regen. Das Jahr 1783. war fruchtbar, das verflossene 1794te Jahr war es auch.

Was heißt Telegraph auf deutsch?

In dem Auszuge eines Briefs vom Hrn. Consistorialrath Bergsträsser, der in den hamburgischen Correspondenten Nr. 187. voriges Jahr eingerückt ist, wird dieses Wort durch Zielschreiber übersetzt. Der Verf. dachte nemlich, als er ein deutsches Wort suchte um jenes griechische auszudrücken an Telos mit kurzem e, welches Ziel oder Ende bedeutet. Aber wenn es davon abgeleitet wäre, so müßte es nach der Sprachlehre Telograph heißen. Auch mögte man zweifeln, ob diese Benennung die schicklichste wäre. Weit besser passet hier die grammatisch richtige Ableitung von Tele mit langem e, welches fern heißt. Will man also für das griechische ein deutsches Wort haben, so übersetze man es Fernschreiber.

B. W.

Anfrage.

So oft hörte und las ich: die sogenannten wilden Kastanien wären ein sehr brauchbares Nahrungsmittel für Kühe und anderes Vieh, nie konnte ich aber erfahren, auf welche Art und Weise man solche ihnen geben müste. In hiesigem Orte sind nun diese Kastanien sehr viel, und wünsche ich daher in diesen Blättern eine ausführliche Nachricht, von dieser Viehfütterung, mit wilden Kastanien, zu lesen.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

12tes Stück.

Montag, den 9ten Februar 1795.

Noch etwas zur Beantwortung der im 90ten Stück dieses Magazins v. v. J. befindlichen Anfrage: Die Vertilgung des schwarzen Kornwurms betreffend.

Das Insekt gegen welches in der Anfrage ein Mittel gesuchet wird, kann wohl nach Beschreibung des gethanen Schadens kein anderes, als der schwarze Kornwurm seyn. Diesen Namen hat dasselbe in hiesigen Landen fast durchgehends, obgleich es eigentlich, wenn es seinen völligen Wachsthum erreicht hat, und zum Vorschein kömmt, ein Käfer, und nicht ein Wurm ist.

Zur Vertreibung dieses Käfers oder schwarzen Kornwurms nun, sind vorhin, soviel mir erinnerlich ist, in diesen Blättern verschiedene Mittel bekannt gemacht worden, welche ich aber nicht nachzuweisen vermag, da ich die Jahrgänge davon nicht besitze.

In dem 47ten Stücke des thüringer Boten vom Jahre 1789. sind indessen wider den schwarzen Kornwurm folgende Mittel, welche ich jedoch anzuwenden nachher keine Gelegenheit gehabt habe, angerathen worden:

„Man setze im Herbste, wenn sich diese Insekten in die Ritzen der Wände begeben wollen, alte gebrauchte Töpfe, die am Feuer von außen rauh geworden sind, inwendig aber ihre Glätte noch haben, hin; die Käfer laufen sehr gern hinein, oder wenn man sie hinein locken will, so bedecke man den Boden der Töpfe mit Gerstengraupen, sie gerathen darin im Winterschlaf, und können um Weihnachten dem Federvieh vorgeschüttet oder mit siedendem Wasser getödtet werden.

In Italien wirft man todte oder lebendige Krebse auf den Kornhaufen, und weiß aus Erfahrung, daß die Kornwürmer alle in einigen Stunden schon anfangen davon zu laufen. Nach 2 oder 3 Tagen, soll kein einziger mehr zu sehen seyn. Verliert der todte Krebs seinen Geruch, der bekanntermaaßen ganz unausstehlich ist, und alle Tauben in kurzer Zeit aus einem Taubenhause verjagt, so muß man wieder frische Krebse auf den Fruchtboden setzen.

Digitized by Google

Fechner: Man zerlässt in einem Gefäße mit Wasser so viel Salz, daß es scharf gesalzen wird, thut hierzu getrocknete und zu Pulver gestoßene Wallnußblätter, rührt es hierauf wohl um, und läßt es einen Tag stehen. Wenn nun das Korn gut auseinander geworfen ist, so nimt man einen Strohwisch, und besprengt das Korn, den Boden, und die Wände überall mit diesem Wasser; alsdenn steckt man dünne Bretter, etwa einer Elle hoch, aufrecht ins Korn, so kriechen die Käfer hinan, da man sie alsdenn in ein Gefäß abstreichen kann. Das Besprißen des Bodens mit diesem Wasser, kann man auch als ein Verwahrungsmittel brauchen.

Der Salmiak wird auch als ein zuverläßiges Mittel wider diesen Kornwurm angerathen. Man stößt nemlich den Salmiak klein, läßt ihn im heißen Wasser sich auflösen, und wirft ein klein wenig ungelöschten Kalch darunter. Mit diesem Wasser benetzt man die Kornschaufel, und sticht das Korn damit um, davon ziehen die Würmer alle aus.

In Schweden hilft man sich durch folgendes Mittel. Man nimt ein Pfund gemeinen Vitriol, löset ihn in kochendem Wasser auf, rührt ihn im Kessel wohl um, bestreicht den ganzen Boden bis an das Dach damit, und in einigen Tagen soll das schädliche Insekt ganz aus dem Hause verschwunden seyn."

In diesem Stücke wird auch unter andern gesaget, daß diese Kornwürmer sich nicht abweisen lassen, wenn man den Boden vom Getreide reiniget, und einige Zeit Heu darauf lege, sondern daß sie sich wieder anfinden, sobald ihre ordentliche Nahrung, das Getreide wieder kömmt.

Hievon möchte ich das Gegentheil behaupten. Denn, obwohl ich mit einer großen Quantität Heu keinen Versuch gemacht habe, so habe ich doch gefunden, daß der Käfer sich in dem Heue verkriecht.

Wenn man nemlich das Korn umstechen läßt, so laufen gewöhnlich die Käfer aus den Kornhaufen heraus, auf den Boden. Wird nun der Haufe rings umher mit einer Rille von Heu belegt, so bleiben die Käfer in dem Heue sitzen. Das Heu wird nachher behende aufgenommen, und in einem Laken oder Sacke an einen andern Ort getragen, und daselbst tüchtig ausgeklopfet, da denn die Käfer heraus fallen, und getödtet werden können.

Freilich verlassen beim Umstechen nicht alle Käfer das Getreide; man kann aber auch dadurch eine große Menge wegschaffen, wenn man sogleich nach dem Umstechen, dünne Bretter in den Kornhaufen steckt, und damit wie oben schon gesaget worden, verfähret.

In einem Jahre kann zwar durch letzteres Mittel der schwarze Kornwurm nicht völlig vertrieben werden, zumalen wenn das Korn von einem Jahre zum andern überliegen bleibt, und der Boden niemals leer wird; ins

ingleichen wenn die Würmer in gros-
ser Menge vorhanden sind: allein
meine eigene Erfahrung hat es bestä-
tiget, daß wenn sonst das Korn fleis-
sig umgestochen wird, als welches
im Sommer täglich geschehen muß,
der Wurm sich verliert, und im fol-
genden Jahre nur einzeln zum Vor-
schein kömmt, in dem dritten Jahre
aber, bei fortgesetzter Anwendung
obigen Mittels, gänzlich zurück bleibet.

Es scheinet auch, ohne ein Mittel
wodurch der Wurm mit dessen Brut
auf einmal gänzlich ausgerottet wird,
welches aber dem Getreide schaden
könnte, nicht möglich zu seyn, diese
Gäste zu einer Zeit loß zu werden;
denn, da dieser Käfer im Korne selbst,
zur Vollkommenheit kömmt, und es
nicht ehender durchbohret, als bis er
es ausgefressen hat, solches aber nicht
zu einer Zeit geschiehet, so kommen in
einem damit inficierten Haufen Korn,
immer einige nach und nach wieder zum
Vorschein.

Läßt man nun selbigen die Zeit
nicht, daß sie sich nach ihrem Aus-
kriechen begatten, alsdann das Weib-
chen die Eier nicht wieder an, oder in
ein gesundes Korn legen kann, wel-
ches aber bei einer großen Menge un-
möglich gänzlich zu verhüten ist, so
wird das Uebel dadurch dennoch im-
mer kleiner, und der Wurm zuletzt
gänzlich vertilget.

Ob dieser Kornwurm oder Käfer,
in einen Winterschlaf verfällt, und
im Frühjahre zur Begattung wieder
hervor kömmt, lasse ich dahin gestellet
seyn, da mir die Naturgeschichte von
diesem Insekte nicht bekannt ist; zu
vermuthen ist es indessen, daß derjeni-
ge gleich andern Käfergeten, nach der
Begattung, und nachdem das Weib-
chen sich seiner Brut entledigt hat,
gänzlich abstirbet, zudem da das In-
sekt als Käfer, dem Getreide wohl
keinen Schaden mehr zufügen kann.
Niemals habe ich auch diese Käfer im
Frühjahre auf dem Kornboden ehen-
der angetroffen, als bis sich ausge-
hölte Körner gefunden haben, aus
welchen sie ausgekrochen waren.

Hätte es nun damit seine Richtig-
keit, so müßte man vorzüglich darauf
bedacht seyn, das Uebel in der Ge-
burt zu ersticken, dem Käfer nachzu-
stellen, wenn er seinem Instinkte ge-
mäß, das Korn schon ausgefressen,
und das noch unbeschädigt gebliebene
Getreide bereits mit seiner Brut wie-
der angestecket hat, würde solches
nach vergeblich seyn.

Richtig ist es aber, daß der soge-
nannte schwarze Kornwurm sich in den
Ritzen und Spalten der Wände ver-
birget, wenn er aus dem Kornhaufen
gejaget worden; ferner, daß er sich
nachher, wenn die Störung vorbei,
zum Kornhaufen wieder begiebt, ver-
muthlich aber nicht in den Absicht,
um zu fressen, sondern sich zu begatten.

Aus diesem Grunde ist es also sehr
anzurathen, daß demselben, so viel
möglich, die Zufluchtsörter versperret,
folglich alle Fugen und Ritzen auf dem
Kornboden, und in der Nähe desse-
ben, verschlossen werden. Ueberdem

muß auch der Boden in allen seinen Winkeln reine gehalten werden, damit der Käfer nicht in solchen, wenn er den gröſsern Vorrath hat verlassen müssen, sein Wesen treibe, und nachdem er daselbst alles verheeret, zum Haufen wieder zurück kehre.

Je kleiner die Kornhaufen sind oder gemacht werden können, desto leichter und ehender ist er nach meiner gemachten Erfahrung, mit dem häufigen Umstechen des Korns, und dem Aufsaugen in und um den Haufen, zu vertilgen, wobei ich es denn auch an Durchstreifender Luft und Reinhaltung des Bodens nicht habe fehlen lassen.

Mit groſsen Waldameisen habe ich mich verschiedene male, und auf verschiedene Weise, Versuche angestellet, allein das Mittel nicht bewährt gefunden, auch bei meiner Beobachtung nicht gesehen, daſs so wenig die Ameisen den Käfer verfolgten, noch daſs diese vor jenen die Flucht nahmen, vielmehr verlohren sich nach einigen Tagen die Ameisen vom Kornboden wieder, und der Kornwurm blieb nach wie vor. Man hat ohnehin dabei noch das Unangenehme, daſs diejenigen Ameisen, welche etwa nicht sterben, sich darunter noch der Erde ziehen, und sich daselbst einzunisten suchen, wodurch denn nicht selten Schaden an den Gewächsen und Bäumen geschiehet.

A.

Antiquarischer Beitrag zu dem im 99ten und f. Stücken dieses Magazins befindlichen Aufsatz, über das Juelfest der alten Deutschen und Skandinavier ꝛc.

Der gelehrte Verfasser jenes Aufsatzes, Herr Hoche, den die mehrsten Leser gewiſs schon aus seiner Geschichte der Grafschaft Hohnstein und mehrern litterarischen Produkten kennen werden, redet Seite 1604. von den Alraunen, und dieses veranlaſst mich, folgenden antiquarischen Beitrag darüber zu liefern.

Es ist schon ein sehr alter Aberglaube, daſs die Alraunwurzel einem Menschen ähnlich sehen soll, welche Aehnlichkeit man indessen nie an dieser Wurzel, wenn man solche genau betrachtet, finden wird, oder man müſste sie denn mit solchen Augen ansehen, wie mancher die Wolken betrachtet, dessen Einbildungskraft, Kriegesheere, Schwerdter, Thiere und mehrere Gestalten darin schafft.

Die Alraun- oder Mandragoraswurzel, zwieselt sich unten, d. h. sie theilt sich in zwei Theile. Will man diese beiden Theile Schenkel nennen, so ist solches wahrhaftig eine sehr weit gesuchte menschliche Aehnlichkeit, die

die auch nicht einmal bei allen Alraunen statt findet, denn an den mehrsten sind diese beiden Theile sehr verwickelt über einander verwachsen, und viele Alraunen theilen sich nach unten zu nicht in zwei, sondern in drei Nebenwurzeln oder Theile; auch kann man oftmals eine eben so große, ja noch größere Aehnlichkeit an gelben Rüben, Pastinacken, Zaunrüben und andern Gewächsen mit Beihülfe einer starken Einbildung, wahrnehmen.

Ueberhaupt beruhet die Aehnlichkeit, die schon die Alten bei verschiedenen Theilen gewisser Gewächse mit verschiedenen Thieren finden wollten, nur allein in der Einbildung, wie schon Crollius de signaturis und Porta in seiner Phytognomonica umständlich bewiesen haben.

Freilich haben die Alraunen, welche Betrüger abergläubischen Leuten theuer zu verkaufen pflegen, große Aehnlichkeit mit einer menschlichen Figur, allein diese Gestalt haben sie nicht von Natur, sondern sie ist ihnen durch Kunst gegeben, und denn so sind es nicht einmal wahre Mandragora, sondern andere Wurzeln. Matthiolus lernte diese Betrügerei von einem Landstreicher, der sich bei ihm von einer venerischen Krankheit kuriren ließ, und einen ansehnlichen Handel mit Alraunen trieb. Ich setze seine Nachricht hierüber mit seinen eigenen Worten her.

„Aber dieß, daß nemlich die Alraun sollte einem Menschen gleich sehen, ist eitel, und ganz fabelhaft, und glaubt es nur der unverständige Pövel, und die einfältigen Weiblein: denn die Wurzeln, so von den Betrügern herumgetragen werden, die unfruchtbaren Weiber zu berhören, sind gemacht von Wurzeln von Rohr, und Zaunrüben, und andern Kräutern: dieselben, weil sie noch frisch und grün sind, schnitzen sie also zu, daß sie einem Mann oder Weib ähnlich sehen, und stecken vor allen Dingen Gersten- oder Hirsenkörner hinein, an solchen Orten, wo sie vermeinen, das Haar wachsen soll: hernach graben sie dieselben in Sand, bis die Körnlein auskeimen, welches aufs längste in zwanzig Tagen geschieht. Hernach beschneiden sie diese Körnlein, daß sie aussehen, als wäre es ein Bart, oder sonst ein mit Haar bewachsener Ort."

Alles also, was wir bei den alten Schriftstellern zur Bestätigung der irrigen Meinung, als habe die Alraunwurzel eine Aehnlichkeit mit dem Menschen, aufgezeichnet finden, hat entweder vom Hörensagen, oder von einem solchen Betruge, oder von einer weit hergeholten bloß in der Einbildung bestandenen Gleichförmigkeit, oder von einem zufälligen seltenen Vorfall seinen Ursprung. Aus einer oder der andern dieser angeführten Ursachen, legt daher auch wohl Pythagoras der Alraunwurzel den Benamen An-

Digitized by Google

Anthropomorphus bei, und nennt sie Columella Semihomo (Halbmensch).

Eine zweite abergläubische und lächerliche Meinung von der Alraunwurzel ist die, daß sie gewöhnlich nur unter den Galgen und Richtstätten wachse, und zwar von dem von den todten Körpern herabtröpfelnden Fett und Urin. Diese alberne Meinung scheint ihren Grund in der ersten zu haben. Denn, da man der Alraune einmal eine menschliche Gestalt angedichtet, mußte der Aberglaube doch nun auch einen gewissen Weg erdenken, wie sie vom Menschen entsprösse, und da waren denn die Richtstätten und Justificirten natürlich eine sehr erwünschte Entstehungsursache der Wurzel, da bekanntlich ein Finger, Zehen, Knochen oder Stück Zeug von einem Erhenkten oder Geräderten, ein Glied von der Kette, womit er aufs Rad geflochten ist, u. s. w. an sich schon nach dem Wahn abergläubiger Leute, in mancherlei Fällen große Wunderkräfte besitzen.

Wenn man die Alraunwurzel aus der Erde reißt, sagt ferner der Aberglaube, so thut sie einen Schrei, oder macht ein Geräusch. Weil die Wurzel immer tief und feste in der Erde liegt, so muß sie freilich eine Art Geräusch oder Geschnappe machen, wenn man sie mit Gewalt herausziehr, und dadurch ihre Fasern abreißt; sie macht alsdenn ein eben solches Geschnappe, wie man beim Ausreissen der Pastinacken, Veilchen und mehrerer Wurzeln hört.

Damit es endlich nicht jedem einfallen mögte, sich selbst die wider so mancherlei Uebel wunderthätige Alraunwurzel auszugraben, die betrügerischen Alraunhändler allein den Gewinn davon behielten, und ihre Waare immer in hohem Preise erhalten konnten, gab man vor, auf das Ausgraben der Wurzel erfolge immer ein gewisser Schaden, und diejenigen, welche sie ausgrüben, oder ausrissen, geriethen dabei in große Leibes- und Lebensgefahr, hätten ein großes Unglück auszustehen, und lebten nicht lange darnach, wenn sie nicht äußerst vorsichtig und mit verschiedenen Ceremonien dabei zu Werke gingen.

Plinius sagt daher, wenn man die Alraunwurzel graben wolle, so hüetete man sich, daß einem der Wind nicht entgegen wäre, und machte mit seinem Schwerdt drei Kreise herum; grübe sie hierauf aber mit gegen Westen gekehrtem Angesicht aus.

Hannover. G. F. Wehrs.

Gai-

Gaibia, ein Christ, bei den Türken ein Heiliger.

Man muß sich wundern, daß manchesmal in einem Lande Merkwürdigkeiten verborgen bleiben, so daß selbst die Einwohner wenig Wissenschaft davon haben; bis etwa ein ungefähr Gelegenheit und Veranlassung giebt, der Sache nachzuforschen und sie zu entdecken.

Nachstehendes kann diesfalls zum Beweise dienen.

Vor etwa einem Jahre kam ein Reisender nach Alt-Gradiska, und es wurde ihm ganz nahe an der Festung das Grab eines Mannes gezeigt, der bei den Türken in dem Rufe eines der grösten Propheten steht: so, daß eifrige Muselmänner, nicht nur aus dem benachbarten Bosnien und Servien, sondern auch aus den weit entfernten Gegenden von Asien und Afrika, häufige Wallfahrten dahin verrichten, um bei dem Grabe dieses großen Propheten, wie sie ihn nennen, seine Fürbitte zu erflehen. Das sonderbarste dabei ist folgendes: dieser Mann war kein Mahomedaner, sondern ein Christ, und hatte die Grausamkeit der Türken nur allzuhart empfinden müssen; denn sie, die Muselmänner, hatten ihn gleichsam selbst zum Propheten gemacht. Dies ist seine Geschichte:

Als die Türken in dem bekannten Feldzuge von 1683. den Entschluß gefaßt hatten, bis zur kaiserlichen Residenzstadt Wien vorzudringen: war auch ein beträchtlicher Schwarm derselben bei Alt-Gradiska über den Savestrom gegangen. In diesem Orte wohnte damals ein alter Mann, Namens Gaibia, und von seinem Enthusiasm hingerissen, sagte er zu den commandirenden Chefs der Truppen:

„Ihr Türken, ihr gehe nur einem Verderben entgegen; warum beunruhigt ihr die Christen, da ihr in eurem Lande ruhig und vergnügt leben könnet? Weil ihr aber von diesem Zuge nicht abstehen wollet, so wisset, daß die Wenigsten von euch ihr Vaterland wieder sehen sollen; und dieser Fluß, der Savestrom, über den ihr jetzt voll verderblicher Absichten gekommen seyd, wird einst zwischen eurem und dem Christen Lande die Gränzscheidung machen." —

So sprach Gaibia; aber er konnte nicht weiter reden, weil ein Haufen ergrimmter Türken, die über diese Prophezeihung in Wuth gerathen waren, ihn auf der Stelle in Stükken hieb. Der zerstückte Körper wurde damals an dem nehmlichen Orte begraben, wo ihn noch heute die Nachkommenschaft derjenigen, die ihn mit solcher Grausamkeit behandelt hatten, verehret.

Die-

Digitized by Google

Diese über den Savestrom gegangene Türken, vereinigten sich nachher bei Großsigeth mit einem andern Corps, und eilten zusammen nach Wien, wo sie aber, wie bekannt ist, das Ende ihres Glücks erreichten; sie wurden geschlagen, und verlohren eine Stadt, eine Festung nach der andern; und die Drohung des Gaibia ging schon zum Theil in Erfüllung. Nach hergestelltem Frieden erinnerten sich diejenigen, die von dem Haufen, welcher diesen warnenden Freund niedergesäbelt hatte, übrig geblieben waren, der Worte desselben, und riefen aus: dies war ein Prophet! In der Folge wurde der Savestrom zwischen den beiden Reichen zur Gränze bestimmt: und dies schien den Türken so wichtig, daß sie den Gaibia wirklich unter die Propheten setzten.

Von derselben Zeit an entstand unter den Muselmännern eine gewisse Ehrfurcht für den Namen Gaibia; und in kurzem fingen sie an, ihn als einen Heiligen und Propheten zu betrachten. Aber seit 40 und mehreren Jahren hat diese Verehrung unter den Muselmännern, die den Ort seines Begräbnisses sehr häufig besuchen, noch zugenommen; und da diese Grabstätte ganz nahe am Savestrom befindlich ist, so kommen viele Türken an das jenseitige Ufer, wo sie denn ihr Gebet verrichten, und sich dabei mit ihren Augen immer nach dem Grabe wenden. Andere Vermögendere aber lassen sich auf kleinen Schiffen herüber fahren, beten an dem Orte selbst, nehmen bei ihrem Abschiede etwas Erde mit sich, und preisen sich glücklich, das Grab dieses so hoch geschätzten Mannes, den ihre Landsleute für die reine Wahrheit so schlecht belohnt hatten, gesehen zu haben.

Vor ungefähr 27 Jahren haben die Türken das Ansuchen gethan, ihnen die Gebeine dieses Wundermannes verabfolgen zu lassen; allein es ist ihnen abgeschlagen, dahingegen aber von der Obrigkeit der strengste Befehl gegeben, weder in Ansehung des Grabes, noch gegen die dahin wallfahrtenden Türken, einige Leichtsinnigkeit und Spötterei zu äusern, sondern sie in ihrer Andacht ungestört zu lassen, und das Grab beständig in gutem Stande zu erhalten. Dies wird auch mit aller Genauigkeit befolgt, indem dasselbe durch die zu Alt-Gradiska befindlichen Arrestanten gesäubert und gereiniget wird; dafür fließt ihnen aber auch das Opfer der dahin wallfahrtenden Türken zu, und ihre Mühe wird reichlich belohnet.

Horneburg
im Bremischen.

C. P. Jauch,
Burggr. Secretair.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

13tes Stück.

Freitag, den 13ten Februar 1795.

Etwas über den Aufsatz im 84ten Stück dieses Magazins vom v. J.: Nothwendigkeit und Mittel, die hochdeutsche Sprache dem großen Haufen bekannter zu machen.

Der unbekannte Herr Verfasser ist, wie es scheint, angehender Prediger auf dem Lande, bisher mit lauter Hochdeutschredenden umgegangen, nunmehro aber aufs Land versetzet worden, wo er von seinen Bauern keine andere Sprache, als die plattdeutsche, reden höret, die ihm so äußerst widerlich in die Ohren schallet, daß er dadurch veranlasset wird, zu glauben, es herrsche wenig gesunde Vernunft unter ihnen, weil sie nicht Hochdeutsch reden können. Dies ist höchst wahrscheinlich die Ursache, warum der Hr. Verfasser die Bauern ihrer plattdeutschen Sprache wegen so tief herabwürdiget. Er kennet aber zuverläßig diese gute Classe von Menschen noch nicht recht, und wird es daher einem alten Prediger, der schon seit vielen Jahren auf dem Lande unter Bauern gewohnet hat, erlauben, daß derselbe sich hier bemühet, ihm, als angehenden Landprediger, eine günstigere Idee von diesen Leuten, und eben dadurch mehrliebe zu ihnen beizubringen. Sein Vorwurf trift zwar auch die Bürger und Handwerker in großen und kleinen Städten. Ich schränke mich aber hier lediglich auf den Bauernstand ein, und überlasse es den Städtern, selbst zu verantworten, ob, wie der Hr. Verfasser behauptet, sie wirklich so *ganz unglaublich* unwissend in der hochdeutschen Sprache seyen, und ob daher eine vernünftige Aufklärung, größere Kultur, Tugend und gute feine Sitten unter ihnen nicht zunehmen können. Von meinen guten Bauern läugne ich dieses aus Erfahrung, ob sie gleich nicht Hochdeutsch reden, verstehe aber unter Aufklärung nicht eine solche, wie sie in den Köpfen der Jacobiner und Sansculotten herrschet, und die wohl viele Hochdeutschredende auch den Plattdeutschen gerne inoculiren mögten, sondern — schlichten gesunden Menschenverstand, und unter seinen guten Sitten nicht die Geschicklichkeit, zierlich die Hände zu küssen, und einen

 fein

seinen Bückling zu machen, — denn dieses verstehet der Bauer freilich nicht, — sondern altdeutsche Redlichkeit und Ehrlichkeit. Diese habe ich, so weit meine Erfahrung reichet, oft mehr bei denen gefunden, die Plattdeutsch als die Hochdeutsch reden. Woher dieses kommt, weiß ich nicht, der hochdeutschen Sprache ist die Schuld freilich nicht beizumessen, vielleicht — der jetzigen Modeaufklärung.

Was der Hr. Verfasser von der hochdeutschen Sprache rühmet, daß sie bewürken könne und würde, wenn die plattdeutsche Sprache es nicht behinderte, ist doch wohl in der That zu sehr übertrieben. Sollte denn, wenn der Bauer seiner Muttersprache entsagte, und Hochdeutsch zu reden anfinge, Acker- und Wiesenbau und Viehzucht, Manufakturen, Fabriken, Handwerke, in größern Flor gerathen; sollten dadurch die Klagen über Untreue des Gesindes und der Taglöhner, über Betrug, Diebstahl, unordentlichen Haushalt, Faulheit u. s. w. sich verliehren, so ist es unbegreiflich, woher es denn rühre, daß die Anzahl der hochdeutschen Bettler immer größer ist, als der plattdeutschen. Das könnte und müßte, wenn obiges gegründet wäre, nicht seyn, und doch lehret es die Erfahrung. Selbst unter den Bauern ist es ausgemacht, daß, wer unter ihnen anfange, Hochdeutsch zu reden, sich dem Bettelstabe nähere, und sie haben hierin völlig recht. So lange der Bauer seinen Beruf abwartet, und ein Bauer bleiben will, und sich durch nichts bewegen lassen, seine plattdeutsche Sprache mit der hochdeutschen zu verwechseln; so bald er dieses thut, glaubt er mehr als andere seines Standes zu seyn, setzt den Hut auf ein Ohr, amüsiert sich in den Krügen, kannengießert über Krieg und Frieden, und über Staatsaffairen, versäumet seine Berufsgeschäfte, und wird, ungeachtet er Hochdeutsch spricht — ein Bettler. Wenn der Knecht oder die Magd auf dem Lande — vorausgesetzt, daß sie vom Bauernstande sind — anfangen, Hochdeutsch zu reden, so wird jeder Haushälter gewiß, so bald als möglich, sich von ihnen losmachen. Denn sicherlich taugen sie nicht mehr zu der Arbeit, wozu sie sich vermiethet haben und angenommen sind. Die hochdeutsche Viehmagd, die jetzt beim Ausmisten der Kuh- und Schweinesställe zu dem Vieh spricht: staß still oder kum herut ut dem Stall, wird bald Handschuh bei dieser Arbeit anziehen, und dann sagen, stehen sie still, kommen sie heraus aus dem Stall. Man lasse doch also immer dem Bauer seine gute Muttersprache, die doch die älteste Sprache ist, und bemühe sich nicht, ihn zu englisiren, französiren, hochdeutschisiren, sonst kann er nicht deutscher Bauer bleiben, und — was soll denn aus ihm werden?

Der Hr. Verfasser wird, wenn er erst länger mit Bauern umgegangen ist, eben die Erfahrung machen, wie

Digitized by Google

andere, welche die Gesinnungen und Denkungsart dieser Leute genau kennen, daß, wenn die Aufklärung so weit ausgedehnt wird, der Stoff zur Revolution über kurz oder lang, man mag auch davon sagen, was man wolle, unvermerkt würde gelegt werden. Besser plattdeutsche Bauern als hochdeutsche Raisonneurs. Bei einem Bauer schlecht und recht, seinem Gott getreu, dem König und der Obrigkeit ergeben, gegen seinen Nebenmenschen ehrlich und redlich, der in seiner Einfalt auf gut Plattdeutsch fragt: wat nutt ick wohn, dat ick soelig warde? steht man sich besser, und lebt sicherer, als bei dem, der uns im Hochdeutschen so viel von der jetzigen Modeaufklärung vorfaselt, und von dem großen Zehen bis zur Zirbeldrüse im Gehirn aufgeklärt ist. Denn bei diesem muß man befürchten, daß er die Kraftsuppe so lange aufkläret, bis eine elende dünne Wassersuppe übrig bleibe, wobei man zuletzt Gefahr läuft, mit ihm zugleich zu verhungern.

Die Rede ist von der Modeaufklärung. Denn die wahre Aufklärung behält wohl bei jedem vernünftigen Menschen ihren verdienten Werth. Allein das Wort, Aufklärung, ist heutiges Tages ein so buntscheckigtes Kleid, das jedem angemessen ist, und ihm herrlich passet, wenn er seinen Einfällen einen eine Zeitlang blendenden Glanz verschaffen will. Die wahre Aufklärung bei dem Bauer zu befördern, damit er ein guter Christ und rechtschaffener nützlicher Bürger in der menschlichen Gesellschaft werde, ist Pflicht, aber aus ihm einen hochdeutschen Gecken zu machen, ist wahrlich! nicht rathsam, sicherlich würde er bald überschnappen, und Junker seyn wollen. Damit behaupte ich also ganz und gar nicht, daß diese Leute unwissend in der hochdeutschen Sprache bleiben sollen. Nein! sie müssen solche richtig lesen und völlig verstehen lernen. Dies ist allerdings nothwendig, und nach der jetzigen Art des Unterrichtes, den die Jugend erhält, auch leicht, aber dazu ist meines Erachtens nicht erforderlich, daß sie sich dieser Sprache im gemeinen Leben bedienen. Wie mancher kann ein Buch in französischer oder englischer Sprache fertig lesen und völlig verstehen, aber ist dennoch nicht vermögend, Englisch oder Französisch zu sprechen. Dies ist auch unläugbar die Absicht der Verordnung eines hohen Königl. Consistorii, daß die Prediger mit allem Fleiß bei dem Unterrichte der Schuljugend auf dem Lande dafür sorgen sollen, daß die Kinder die hochdeutsche Sprache fertig und ungehindert lesen und völlig verstehen lernen, was sie darin lesen und von andern hören — eine allerdings heilsame Verordnung, die von der väterlichen Fürsorge für eine wahre Aufklärung der niedern Stände zeuget — aber nicht, daß die Prediger bei den Kindern die Verdrängung der plattdeutschen, als ihrer Muttersprache, bewirken sol-

Digitized by Google

len, welches auch immer äußerst schwer, ja unmöglich seyn würde. Daß nun aber die jetzige Generation von Bauern — die alten, die den Unterricht, wie er jetzt ertheilet wird, nicht genossen haben, müssen freilich ausgenommen werden — das Hochdeutsche richtig lesen können und verstehen, das lehret die Erfahrung einen Jeden, der mit diesen Leuten viel zu schaffen hat. Sowohl auf der Amtstube, als auch, wenn Prediger mit ihnen reden, wird die hochdeutsche Sprache gewöhnlich gebraucht, und die Antworten der Leute beweisen, daß sie keinen Dolmetscher nöthig haben, sondern die Sprache völlig verstehen, ob sie gleich nicht in derselben, sondern in ihrer Muttersprache antworten. Auch unsere Predigten in hochdeutscher Sprache verstehet der Bauer so völlig, daß ihm kein Wort unverständlich bleibt, wenn anders der Prediger nur faßlich redet, und sich der gehörigen Deutlichkeit befleißiget. Es bedarf jetzt in Wahrheit keiner Predigten mehr nach ehemaliger Sackmannscher Art, auch nicht des niedrigen Volkstons und Kindersprache, die in manchen Volksschriften angepriesen wird. Der Bauer ist heutiges Tages schon so aufgeklärt, daß es als eine Beleidigung ansieht, wenn er merket, daß man ihn für so einfältig halte, nur auf solche Art ihm die Religionswahrheiten vortragen zu müssen, wenn er sie verstehen solle.

Der Hr. Verfasser will die Unwissenheit in der hochdeutschen Sprache daraus beweisen, daß, wenn man den Bauer frage: was er aus der Predigt behalten habe? man über seine Unwissenheit erstaunen müsse; allein, ich glaube, wenn er manchen wohl frisirten Herrn, der nichts als Hochdeutsch redet, unter seine Zuhörer etwa erhalten sollte, und nach der Predigt eine gleiche Frage an ihn thäte, er würde in ein ähnliches Erstaunen gerathen. Ich kann indessen aus Erfahrung versichern, daß der Bauer wohl aus einer Predigt, wenn sie nicht so trocken und maschinenmäßig gehalten wird, daß jeder dabei gähnen muß, manches im Gedächtniß behalte. Vor einiger Zeit, da ich wegen widriger Schicksale zum Meditiren ganz stumpf war, wählte ich eine Predigt, die ich vor 4 Jahren gehalten hatte, und erfuhr bald, daß sich einige von meinen Bauern noch erinnerten, die Predigt von mir gehört zu haben. Dies beweiset doch wohl, daß obige Behauptung nicht allgemein für wahr angenommen werden könne. Der Bauer übet überhaupt von Jugend auf sein Gedächtniß sehr, weil er nicht gewohnt ist, dasjenige, dessen er sich wieder erinnern will, schriftlich aufzuzeichnen. Er verläßt sich in seinem Haushalt, Ackerbau und andern Stücken auf sein gutes Gedächtniß, und es betrügt ihn auch nicht leicht. Es fällt ihm daher gar nicht schwer, aus einer Predigt, die er aufmerksam angehöret hat, etwas zu behalten. Selbst Kinder, wenn sie in der Catechismus-

lehre

lehre befraget werden, was sie aus der Vormittagspredigt behalten haben, wissen nicht allein Sprüche, sondern auch Hauptsatz und Eintheilung anzugeben. Das könnten sie doch nicht, wenn die hochdeutsche Sprache ihnen eine fremde Sprache wäre, die sie nicht verstehen. Die Beispiele, welche der Hr. Verfasser von der Unwissenheit anführet, scheinen freilich seine Behauptung zu rechtfertigen, allein, sollten sie wohl nicht mehrentheils Kalender-Geschichtchen seyn? und überdem kann ja wohl nicht nach einzelnen Exempeln von äußerst einfältigen Menschen der ganze Hause beurtheilet werden.

Giebt es denn solcher Einfältigen nicht auch genug unter solchen, die beständig Hochdeutsch reden? Woferne das angeführte Exempel von dem sehr lächerlich verstandenen Worte: Charakter, nicht etwa, wie doch zu glauben ist, ein lustiger Spasvogel erdacht hat, so mögte ich es wohl für eine — freilich etwas unhöfliche — Satyre der Anverwandten halten, oder den Prediger beschämen wollen, daß er wider die Pastoralklugheit vor einer Landgemeinde aus einer fremden Sprache ein Wort entlehnet habe, welches er eben so gut im Deutschen, das ihnen verständlich gewesen wäre, hätte ausdrücken können. Die Anekdote von dem Gesang: Allein Gott in der Höh sey Ehr, wird gewiß mancher in denen Kalendern, in welchen dergleichen lustige Histörchen vorkommen, bereits gelesen haben. Wo ist wohl jetzt ein Bauer, wenn er anders seine 5 Sinne hat, der die Worte: durch große Marter und bittern Todt, nicht verstehet? und verstehet er sie nicht, so ist der Prediger an dem Orte seines Amts unwürdig. Der Mißverstand der Worte: an Wasserflüssen Babylon, ist in unsern Zeiten gar nicht mehr zu befürchten, da dergleichen Lieder schon längst aus guten Gesangbüchern heraus gesetzet sind. Würde dieses Lied indessen noch gesungen, so glaube ich, der Herr Verfasser würde manchen Hochdeutschredenden finden, der den Sinn der Worte nicht verstehen, und ihm vielleicht auf sein Befragen, was die Worte sagen wollen, zur Antwort geben mögte: Am Weserfluß stehet ein Wachtthurm, der Babylon heißet. Ist es denn nun aber im Grunde nicht einerlei, ob der Plattdeutsche darunter ein Pagelun, oder der Hochdeutsche einen Wachthurm verstehet? Genug, sie irren beide, und nicht die Unwissenheit der hochdeutschen Sprache, sondern der jüdischen Geschichte ist schuld daran. Die Anrede an den Prediger: Ehrwürdiger lieber Herr Gott, ist freilich äußerst einfältig, ich glaube aber nicht, daß sie aus Unwissenheit der hochdeutschen Sprache, sondern vielmehr aus großer Bestürzung von dem Bauer beim Eintrit in den Beichtstuhl so irrig abgefasset worden. Denn das weiß doch auch der einfältigste Bauer, daß der Prediger nicht der Herr Gott ist. Ein gewisser Geistlicher in einer großen

Stadt

Stadt, der nicht bloß Prediger, sondern auch geistlicher Aufseher war, redete einen vornehmen Baron im Beichtstuhl an: Hochwohlgebohrner Sünder — wer von Beiden verdienet nun wohl mehr Tadel über diese unschickliche Anrede? der Geistliche verstand doch gewiß die hochdeutsche Sprache fertig. —

Daß der Bauer gar keine Volksschriften vom Haushalt kenne, weil sie in hochdeutscher Sprache, die er nicht verstehe, geschrieben wären, ist gewiß irrig. Sie lesen dergleichen Bücher in der That gerne, wenn sie solche nur für wenig Geld erhalten können. Denn viel kann der Bauer freilich an Bücher nicht verwenden. Den gemeinnützigen und beliebten Fröbingschen Volkskalender holeten vor ein Paar Jahren viele unter meinen Bauern von mir ab, und lasen ihn mit Vergnügen, unerachtet er in hochdeutscher Sprache und gut deutsch geschrieben war, und wie ich einst einen jungen Mann befragte, ob er den Inhalt verstehe? antwortete er mir auf sein gut Plattdeutsch: J, warum nich Herr, et is ja dütsch. In einem benachbarten kleinen Städtchen wohnet ein Sattler, welcher schon seit einigen Jahren eine Lese- oder Leihebibliothek hält, sich allerhand theils gute, theils schlechte Bücher anschaft, und selbige zu seinem großen Vortheil unter seine Mitbürger in dem Städtchen, und unter Bauern auf dem Lande, für einen geringen Preis verleihet. Dies ist denn doch Beweis genug, daß der Bauer nicht so unwissend sey, daß er Bücher in hochdeutscher Sprache nicht lesen könne. Daß derselbe nicht jede ökonomischen Vorschläge, die er lieset, gleich ausführet, beweiset gar nicht, daß er sie in hochdeutscher Sprache nicht lesen könne. Nein, der Mangel des Zutrauens ist die Ursache davon. Der Bauer ist überhaupt gegen dergleichen Projekte sehr mißtrauisch, er unternimt nicht leicht etwas, was nicht er selbst, oder sein Vater und Großvater in praxi bewährt befunden hat. Versuche aufs ungewisse zu machen, leiden seine Aetien nicht. Siehet er aber, daß andere, die etwas wagen können, Versuche machen, und lehret ihn denn die Erfahrung, daß solche gelingen und Nutzen schaffen — denn viele Vorschläge sind in der Studierstube mühsam erdacht, schlagen aber in praxi häufig fehl — so bleibet er nicht zurück, sondern ahmet bald nach.

Daß in England, Frankreich und Obersachsen, wie der Herr Verfasser glaubt, eine Sprache herrsche, ist ein Irthum. Wie sehr weichet nicht die altenglische Sprache der Walliser, von derjenigen ab, die in andern Provinzen Englands geredet wird? Auch in Obersachsen ist der Dialect oft sehr verschieden, wenn man in großen Städten und auf dem Lande das Hochdeutsche reden höret. Wie widrig klinget nicht manchem unter uns, der das Hochdeutsche vollkommen verste-

Digitized by Google

het und leben kann, die Aussprache des Obersachsen in seiner Predige, und wie vieles bleibt uns bei aller Kenntniß dieser Sprache unverständlich? Wie verschieden ist die hochdeutsche Sprache in den Reichsgegenden von der hiesigen, daß diese so wenig als jene die hiesigen Hochdeutschen allemal verstehen? Wie verschieden ist der Dialect auf dem Hartze, selbst in nahe an einander gränzenden Orten, unerachtet alle Hochdeutsch reden, und wie unverständlich ist diese Sprache dem hiesigen Hochdeutschredenden. Ich habe von Jugend auf Hochdeutsch reden gelernet, kann es fertig lesen, und verstehe diese Sprache völlig. Wie ich aber vor einigen Jahren auf dem Hartze in einer Bergstadt einige angesehene Männer mit einander reden hörte, so stand ich dabei und sah so einfältig aus, wie ein Pagelm; denn ich verstand — kein Wort davon und doch war es — Hochdeutsch.

Nun auch noch etwas über die Mittel, die der Herr Verfasser vorschlägt, dem Bauern die Kenntniß der hochdeutschen Sprache beizubringen. Ich bekenne ihm offenherzig, daß sie mir zu spielend scheinen. Es kann seyn, daß er in der Folge seinen Endzweck nach vieler Mühe erreichet, allein ich fürchte, daß das Spielwerk mit den Zahlen an den Fingern zu viel Zeit wegnimt, und beim Unterricht ist doch jede Stunde kostbar. Die Kinder werden wohl Zahlen aussprechen, aber gewiß nicht dadurch Deutsch sprechen noch verstehen lernen. Gerne will ich als ein alter Prediger, der dem unbekannten Hrn. Verfasser seine größeste Hochachtung bezeuget, ihm meine durch Erfahrung bewährt befundene Methode bekannt machen, und ich glaube, daß, wenn er sie versuchet, sie seinen Beifall finden werde. Daß sowohl ich als der Schullehrer allemal Hochdeutsch in der Schule reden, verstehet sich von selbst. Weil die Kinder jetzt sämmtlich das Schreiben erlernen, so müssen sie bald eine Geschichte aus der Bibel, bald aus der Religionsgeschichte, die hinter dem Landeskatechismus befindlich ist, bald ein Pensum aus dem Gellerschen Lesebuche, oder auch aus der Fröbingischen Bürgerschule mit größester Aufmerksamkeit abschreiben, und nachdem solches nachgesehen worden, laut und verständlich hersagen, darauf wird das Buch weggenommen, eben dasselbige ihnen in die Feder dictirt, wieder nachgesehen und laut vorgelesen, zuletzt wird die Abschrift zurück gelegt, und müssen sie die Geschichte und was sie geschrieben haben, welches ihnen nun ziemlich bekannt worden, so viel ihr Gedächtniß davon gefaßt hat, mit eigenen Worten laut wieder erzählen, oft werden ihnen auch Briefe aus dem Berliner Briefsteller in die Feder dictirt und damit auf eben die Art verfahren. Durch diese Uebung werden sie leicht an die hochdeutsche Sprache gewöhnet, daß sie solche fertig lesen und verstehen lernen, ob sie gleich außer der Schule bei ihrer Mutterspra-

sprache bleiben. Ueberhaupt habe ich das Schreiben in hochdeutscher Sprache als das leichteste Mittel, ihnen die richtige Kenntniß dieser Sprache beizubringen, immer gefunden. Denn die Kinder schreiben gerne. Freilich kommt es hiebei auf einen treuen und geschickten Schullehrer vorzüglich an, da der Prediger nicht immer in der Schule seyn kann. Wenn der Schullehrer selbst nicht richtig und verständlich lesen kann, wenn er die Unterscheidungszeichen beim Lesen nicht beobachtet, wenn er einen singenden oder schleppenden Ton hat, so wird die Jugend immer schlecht im Lesen bleiben. Ich habe nun aber einen guten Schullehrer, der selbst nicht nur gut lieset, sondern auch seinen Schulkindern den besten Unterricht darin zu ertheilen, Lust und Fähigkeit hat, und einen solchen wünsche ich dem unbekannten Herrn Verfasser des Aufsatzes in diesen Blättern, so wird er so wenig, wie ich, über die erstaunliche Unwissenheit der Bauern in der hochdeutschen Sprache, zu klagen gegründete Ursache finden.

G — f.

Einige Proben des fortschreitenden Luxus in den ältern Zeiten; aus alten Handschriften gezogen.

Anno 1713. ist hier in N. eine Visitation gehalten worden.

Die Gebühr des Herrn Superintendenten, 4 Rthlr. Die Gebühr des Hrn. Amtmanns, 2 Rthlr. Die Gebühr des Herrn Kornschreibers a) 1 Rthlr.

Die andern Kosten:

Ein Kalb 1 Rthlr., 24 Pf. Fleisch 2 Rthlr. 12 Grote; 3½ Pf. Mettwürste 28 Grote, für Brod 71 Grote, 6 Kannen Wein, 2 Kannen Branntewein und anderes Gewürz, die Köchin 1 Rthlr. Die sämmtlichen Unkosten belaufen sich auf 11 Rthlr. 36 Grote.

Anno 1717. den 3ten Mai ist hier in N. eine Visitation gehalten worden. Die Unkosten haben sich belaufen auf 11 Rthlr. 26 Grote.

Anno 1724. ist zu N. b) eine Generalvisitation gehalten worden, wovon sich die Unkosten auf 9 Rthlr. 34 Grote belaufen haben.

h. t.

a) Diesen Titel führte in den ältern Zeiten gewöhnlich der zweite Beamte.
b) Dies mal an einem andern Orte in der Nachbarschaft. Beide aber in den Churbraunschweigischen Landen.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

14tes Stück.

Montag, den 16ten Februar 1795.

Ueber den Gottesdienst der Siks oder Seiks im nördlichen Hindostan.

Unterrichtete Leser wissen es schon lange aus bekannten Büchern, daß die Seiks eine religiöse Secte von Anbetern des einzigen wahren Gottes, im nördlichen Indien ausmachen, welche sich besonders in dem gegenwärtigen Jahrhundert zu einem mächtigen Volke erhoben hat, und jetzt die ganze Provinz Lahore, oder Pomjab, den größten Theil von Multano, und Sind, und selbst einen beträchtlichen Abschnitt von Dahli beherrscht. Die Länder der Seiks sind in viele Distrikte getheilt, die von kleinen Fürsten beherrscht werden, welche in Friedenszeiten ganz von einander unabhängig sind. Sobald aber dem ganzen Volke gemeinschaftliche Gefahren drohen, so versammeln sich die Häupter aller Stämme, und wählen ein Oberhaupt, oder einen obersten Heerführer, dessen Würde mit jedem allgemeinen Volkskriege wieder aufhört. Unter den mir bekannten Schriftstellern, welche von den Seiks gehandelt haben*), ist keiner, welcher von ihrem Gottesdienste so genaue und zuverläßige Nachrichten gegeben hätte, als der verdienstvolle Wilkins, welchem Europa die Uebersezzung von mehrern wichtigen indischen Denkmählern zu verdanken hat. Wilkins hörte kurz vor einer Reise von Calcutta nach Benares, daß sich viele Seiks in Patna aufhalten, und hier eine Kapelle haben sollten. Als er daher nach Patna kam, so ließ er sich zu dem Andachtshause der Seiks führen, und theilte bald nachher das, was er gesehen und gehört hatte, in den Asiatic Researches mit.

Ich

*) Diese sind vorzüglich Aon in der History of Hindostan Vol. II Appendix p. 82. & sq. Rennell Preface p. 64. 65 121. 22. Cranfurd II. und Wilkins in den Asiatic Researches I. p. 290. & sq. Die drei ersten Schriftsteller nennen das Volk, oder die Secte, wovon hier die Rede ist, beständig Seiks, Wilkins hingegen Seels.

Digitized by Google

Ich fand das Collegium der Seiks, sagt Wilkins, in einer der engen Straßen von Patna, und in einer mäßigen Entfernung vom Zollhause. Ich ging ohne Hinderniß in das äussere Thor ein. Als ich mich aber den Stufen näherte, welche in die Kapelle, oder das Bethaus führen, so wurde ich von zwei Seiks höflich angehalten. Ich fragte sie, ob ich in die Kapelle hinein gehen dürfte. Sie antworteten mir, daß das Bethaus mir und allen übrigen Menschen offen sey, nur müsten sie bitten, daß ich meine Schuhe auszöge. Ich that dieses ohne Bedenken, und nun begleiteten mich die beiden Seiks in die Halle, wo sie mir einen Teppich gaben, auf welchen ich mich hinsetzen konnte. In dieser Halle waren schon so viele Menschen versammelt, daß dadurch beinahe der ganze Raum ausgefüllt wurde. Das ganze Gebäude besteht aus einem Viereck von etwa 40 Fuß, das 6 oder 8 Stufen über den Boden erhaben ist. Die Halle ist im Mittelpunkte, und von 4 andern Zimmern durch hölzerne Bögen getrennet, welche auf hölzernen, zierlich ausgeschnittenen Pfeilern ruhen. Der Boden war mit einer reinlichen Decke belegt, und mit 6 oder 7 niedrigen Pulten besetzt, auf welchem eben so viele von ihren heiligen Büchern standen. Die Wände über den Bögen waren mit europäischen Spiegeln in goldenen Rahmen, oder mit Bildnissen von mahomedanischen Fürsten und indischen Gottheiten behangen. Ein kleiner Raum zur linken des Einganges enthielt den Chor, und hier stand ein mit Brocard, oder goldgewirktem Zeuge bedeckter Altar, auf welchem ein runder schwarzer Schild mit einem langen und breiten Schwerdte, und an jeder Seite ein Schaury (Chowry) von Pfauenfedern mit silbernen Griffen lagen. Der Altar war nur wenig über den Boden erhaben, und nicht wagerecht sondern abhängig. Vor demselben stand ein mit Silber belegter Thron, der aber zu schmal war, als daß er wirklich hätte gebraucht werden können. Um diesen Thron waren mehrere silberne Blumentöpfe, und Gefäße für Rosenwasser; 3 kleine Urnen hingegen zur linken des Altars, welche zum Empfange von milden Gaben bestimmt waren, und eben deßwegen oben schmale Oefnungen hatten, bestanden nur aus Kupfer. Neben dem Altar lag auch noch auf einem niedrigen Pulte ein großes Buch in Folio, aus welchem täglich beim Gottesdienste Stellen vorgelesen werden. Das Buch war mit einem blauen Mantel bedeckt, worauf einige ausgesuchte Stellen aus ihren heiligen Büchern mit silbernen Buchstaben geschrieben waren.

Nachdem ich eine lange Unterredung mit zwei verständigen Personen aus der Versammlung, welche sich höflich neben mir hinsetzten, gehalten hatte; so wurde ein Zeichen gegeben, daß es nun Mittag sey, und daß der Gottesdienst anfangen werde. Die

Aus-

Digitized by Google

Anwesenden setzten sich an beiden Seiten der Halle so nieder, daß sie einen freien Platz vor dem Altare ließen, das große Buch mit dem Pulte wurde ohne viele Umstände oder Feierlichkeit vom Altare hergeholt, und an das entgegengesetzte Ende der Halle hingestellt. Hierauf kniete ein alter Mann mit einem ehrwürdigen Silberbart vor dem Pulte nieder, das Gesicht gegen den Altar gekehrt. An der einen Seite dieses Greises saß ein Mann mit einer Trommel, und an der andern 2 oder 3 mit Zimbeln. Das Buch wurde geöfnet, und der alte Mann stimmte nach dem Tacte der Trommel und der Zimbeln einen Gesang an, in welchen die meisten aus der Versammlung gegen das Ende eines jeden Verses mit Ausdrücken von großer Freude einfielen. Die Töne des Gesanges waren im geringsten nicht hart, der Tact hingegen war sehr schnell. Der Gesang selbst war ein Loblied auf die Einheit, Allgegenwart, und Allmacht Gottes. Mich ergötzten besonders die Mienen und Geberden des Greises. Nie sah ich einen so starken Ausdruck von innerm heiligen Entzücken. Er wandte sich gleichsam von dem Einen zum Andern, als wenn er den Beifall eines Jeden für die Wahrheiten erflehen wollte, womit seine Seele während des Gesanges ganz erfüllt, und beschäftigt war. Da der Lobgesang, welcher aus etwa 20 Versen bestand, geendigt war; so brach die ganze Versammlung auf, und alle wandten ihr Gesicht, welches sie mit den Händen bedeckten, in einer betenden Stellung gegen den Altar. Dann stand ein junger Mann auf, und sagte mit lauter vernehmlicher Stimme ein langes Gebet her, welches die Versammlung von Zeit zu Zeit durch die Worte We Guru unterbrach. Sie, die Seiks, beteten, daß Gott sie vor Versuchungen bewahren, ihnen Kraft zum Guten verleihen, das ganze menschliche Geschlecht, und die Seiks insbesondere beglücken, endlich daß Gott alle Reisende in seinen Schutz nehmen wolle, das Gebet wurde mit einem kurzen Segen des alten Mannes, und mit einer Einladung beschlossen, daß die Versammlung an einem Friedensmahle Theil nehmen wolle. Während daß man das Buch mit dem Pulte an seinen Platz vor dem Altar brachte, traten zwei Männer mit einem großen eisernen Kessel herein, welchen sie so eben vom Feuer genommen hatten, und auf einem niedrigen Stuhl in der Mitte der Halle hinstellten. Hierauf folgten andere mit 5 oder 6 Schüsseln, unter welchen einige von Silber waren, und mit einem großen Haufen von Blättern, denen man die Form von Tellern gegeben hatte. Ein jedes Mitglied der Versammlung erhielt einen solchen, und da man die Schüsseln aus dem Kessel gefüllt hatte, so theilte man allen ohne Unterschied aus, bis ein jeder seine Portion empfangen hatte. Auch ich wurde nicht übergangen, und ich aß, was man mir gegeben hatte, da ich

Digitized by Google

nicht den geringsten Anstoß verursachen wollte. Die Speise war eine Art von süßem Gerichte, nicht fester, als weicher brauner Zucker, und aus Mehl, Zucker und geschmolzener Butter, welche man Ghee nennt, zusammengesetzt. Wenn die Butter nicht ranzig gewesen wäre, so würde ich das Gericht mit mehr Appetit gegessen haben. Zuletzt erhielten wir einige Zuckerpflaumen, und damit endigte sich das festliche Mahl. Man sagte mir, daß die Andachtsübungen, wovon ich Zeuge gewesen sey, täglich fünfmal wiederhohlt würden. Ich nahm nun meinen Abschied, und bat einige der Angesehensten aus der Gesellschaft, welche über Benares in ihr Land zurück kehren wollten, daß sie mich mit einem Besuche beehren mögten.

Aus dem Gespräche, welches ich mit den beiden Seiks vor dem Gottesdienste hatte, merkte ich mir folgende Umstände. Der Stifter der Secte hieß Nanek Sah, blühte vor ungefähr 400 Jahren, und gehörte vor seinem Abfall von der Religion der Hindus zur Kriegerkaste. Nach einer alten Ueberlieferung verschwand sein Leichnam, während daß die Mahomedaner und Hindus darüber stritten: denn indem man das Tuch, womit der erblaßte Körper bedeckt war, wegnehmen wollte, sah man den Leichnam nicht mehr. Er hinterließ ein Werk, welches seine Glaubenslehren enthielt. Dies Werk war in Versen, und im Pomjab-Dialekt geschrieben, aber mit Buchstaben, welche er selbst erfunden hatte. Die Seiks nennen daher diese Schriftzeichen zur Ehre ihres Erfinders Goorov-Mook me, d. h. aus dem Munde des Lehrers. Dies Werk, wovon das Buch vor dem Altar, und einige andere in der Halle, Abschriften waren, lehrt: daß nur ein allmächtiger und allwissender Gott sey, welcher alle Räume ausfülle, und die ganze Welt durchdringe; und daß man diesen einzigen Gott anrufen und ehren müsse: daß ein Tag der Vergeltung kommen werde, wo die Tugend werde belohnt, und das Laster bestraft werden: (auf welche Arten, vergaß ich nachzufragen) daß man nicht nur alle Religionen dulden, sondern auch nicht einmal mit den Anhängern anderer Religionen streiten müsse: daß Mord, Diebstahl und andere Verbrechen, gegen die menschliche Gesellschaft, Sünde sey; und daß man hingegen alle Tugenden, besonders eine allgemeine Menschenliebe, und allgemeine Gastfreundschaft gegen Fremdlinge und Reisende üben müsse. — Das Buch selbst ist ein Foliobaud, der etwa 400 bis 500 Seiten enthält.

Die Seiks erzählten mir ferner, daß einige Jahre nach der Bekanntmachung des Werks von Nanek Sah ein anderes Buch erschienen sey, welches jetzt fast eben so sehr, als das erstere geschätzt werde. Der Name des Verfassers ist mir entfallen. Man beschenkte mich mit einem Auszuge aus demselben, welcher in einem Lobe

der

Digitized by Google

der Gottheit bestand. Dieser Abschnitt war mir gleich aufgefallen, da ich in das Bethaus trat, und die anwesenden Jünger mit Lesen beschäftigt waren. Wegen der Uebereinstimmung der Sprache mit dem Hinduwi, und der vielen Schanscritwörter, konnte ich einen großen Theil davon verstehen, und ich hoffe in der Folge noch die Ehre zu haben, der Gesellschaft der Wissenschaften in Calcutta eine Uebersetzung davon vorlegen zu können. Man sagte mir, daß ich Abschriften von ihren beiden heiligen Büchern haben könnte, wenn ich die Kosten des Abschreibens übernehmen wolle.

Ich fragte: warum sie Seeks oder Seiks genannt würden? Hierauf antworteten sie mir: daß das Wort von einem der Gebote ihres Stifters hergenommen sey, und so viel bedeute: als, lerne du! Diese Benennung sey gleich nach dem Verschwinden ihres Stifters entstanden. Das Wort hat in dem Hinduwi dieselbige Bedeutung.

Zuerst erkundigte ich mich, unter welchen Gebräuchen man einen Proselyten aufnehme. Wenn eine Person, antwortete man, den ernstlichen Vorsatz, ihrem bisherigen Glauben zu entsagen, vier oder fünf Seiks, es sey auf öffentlicher Straße, oder in dem Bethause, erklärt hat: so schicken diese in die erste Bude, wo man Süßigkeiten oder Zuckerwerk verkauft, und lassen eine kleine Quantität von dem sogenannten Batasa holen. So bald dieses in Wasser aufgelöset ist, so besprengt man damit die Augen und den übrigen Leib des Neubekehrten, während daß ein gut unterrichteter Seik demselben die vornehmsten Hauptstücke seines Glaubens wiederholt, und ein feierliches Versprechen fordert, daß der Neubekehrte sein ganzes Leben durch standhaft bei dem Glauben der Seiks beharren wolle. Hierin besteht die ganze Ceremonie. Nach der Aufnahme kann der Neubekehrte sich einen Guru, oder Lehrer wählen, der ihn in der Sprache der heiligen Schriften unterrichtet. Der Guru macht seinen Schüler zuerst mit dem Alphabet bekannt, und führt ihn allmählich weiter, bis er keinen Unterricht mehr braucht. Die Seiks boten es mir an, mich in ihre Gesellschaft aufzunehmen. Ich verbat mir diese Ehre, und begnügte mich mit ihrem Alphabet, welches sie mir so sorgfältig, wie meinen Augapfel in Acht zu nehmen befahlen, weil es eine heilige Schrift sey. Ich finde, daß die heilige Schrift der Seiks von dem Dewnagur nur wenig verschieden, und daß die Sprache eine Mischung des Persischen, Arabischen und Schanscrit ist, welche man auf den Provinzialdialekt des Panjoib eingepfropft hat. Die Provincialsprache ist wieder ein Zweig des Hinduwi, oder wie es von uns gemeiniglich genannt wird, der mohrischen Sprache.

Es ist schon eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß unter einem so wenig

Digitized by Google

nig aufgeklärten Volke, dergleichen die Hindus gewiß seit fünf Jahrhunderten waren, eine zahlreiche Sekte von Anbetern des einzigen wahren Gottes entstanden ist. Noch viel merkwürdiger aber wäre es, wenn diese wenig aufgeklärten Verehrer eines einzigen Gottes so viel Duldsamkeit besitzen, so sehr auf ein tugendhaftes Leben, und so wenig auf äussere Gebräuche und gottesdienstliche Handlungen dringen sollten, als man nach den Nachrichten von Wilkins schließen muß. Nach der Analogie der Religionen aller wenig aufgeklärten monotheistischen Völker, kann die Religion der Sikhs weder so rein, noch so einfach seyn, als der Aufsatz von Wilkins sie darstellet; und diese Bemerkung wird aller Wahrscheinlichkeit nach bestätigt werden, wenn wir dereinst eine ausführlichere Geschichte der Meinungen und Gebräuche der Sikhs erhalten.

Ein Paar Worte an die Verfasserin des im 102ten Stück dieses Magazins vom v. J. enthaltenen Aufsatzes: über alte Jungfern.

Also bloß Verstellung war es, wie Liesette und Friederke sagten: sie wollten nicht heirathen. Das kann allenfalls seyn, aber gewiß ist dies nicht der Fall bei jedem andern Mädchen; auch ist nicht immer Mangel an Gelegenheit die Ursache, warum manches Frauenzimmer unverehelicht bleibt; nein! es giebt noch andere Gründe, und man vergönne mir, daß ich nur einige davon hier anführen darf. Sie kann aus Großmuth unverheirathet bleiben, um Niemanden zu kränken.

Sie kann Blutsfreunde haben, die Grundsatz und Laune dahin stimmen: die Ihrigen, die ihnen Gott gab, für die Freuden einer bessern Welt aufzubewahren, und die Ruhe und Glück darin finden, wenn sie diese ihre Wünsche erfüllt sehen. — Und diese Freunde nicht zu kränken, sie nicht im Alter zu verlassen, ganz für sie zu leben, und ihnen ihre Tage so viel als möglich zu erleichtern, um einst an ihrem Ende noch einen segnenden ewig lohnenden Blick zu erhalten, — o, dies kann für ein Herz, das Gefühl für Kindespflicht hat, ein unwiderstehlicher Reiz werden, sich nie zu verheirathen.

Sie kann auch am Sterbebette ihrer Geschwistern, den trostlosen Aeltern, deren einziges Kind sie noch ist, das ihnen von einer zahlreichen Familie übrig bleibt, feierlich gelobt haben: nie von ihrer Seite zu weichen. Einem wahren Mädchen ist aber ein gegebenes Versprechen heilig: und es wird sich durch keine Vortheile und

durch

Digitized by Google

durch keine Freuden der Erde verleiten lassen, von ihrer übernommenen Verbindlichkeit abzuweichen. Auch kann eine edle Selbstverläugnung ein Grund dazu seyn. Einst hörte ich in einer vortreflichen Predigt folgende mir ewig theure und merkwürdige Worte: Für Alles, was wir unserm Herzen versagt haben, um Gott zu gefallen, werden wir ihm durch alle Momente der Ewigkeit danken. Würdige Schriftsteller stimmen in diesen erhabenen Grundsatz; er verdient in vieler Hinsicht wahre Achtung, und er genießt sie auch. Manches Mädchen, das ganz in der Stille seine Tage verlebt, ist durch ihn, in seiner ganzen Jugend geleitet, und wird für die Verachtung, die es vielleicht von einer ungerechten Welt erfahren muß, durch unentweihte Gewissensruhe und durch den Beifall dessen entschädigt, der einzig und allein im Stande ist, eine Heiterkeit der Seele zu geben, die kein Sterblicher so unwandelbar verschaffen kann, so schuldlos und so edel es auch seyn mag. Und ruhig steht sie einst am Scheidewege; verläßt diese Welt, an die sie durch nichts gefesselt ist, ohne Gramm, und ihr letzter Schlummer wird nicht durch die angstvolle Thräne verlassener unschuldiger Geschöpfe gestöhrt.

Und ein bejahrtes unverheirathetes Frauenzimmer wäre ein grämliches mürrisches Geschöpf, und zwar aus der Ursache, weil sie unverheirathet geblieben? O, nicht immer rührt diese Stimmung der Seele daher; sehr oft kann Kränklichkeit, Temperament, und vieles ausgestandenes Leiden die Ursache seyn.

Und sie wäre ein verachtetes Geschöpf? Dem Rechtschaffenen, er sey wer er wolle, wird ein unverheirathetes Frauenzimmer, das ein untadelhaftes Leben führt, nie verächtlich seyn, er wird nie Gefallen an der eklen Vergleichung von der überreifen Pflaume finden, denn er als unpartheiischer Wahrheitsfreund weiß es ja: daß Schönheit und Jugend bei der verheiratheten Dame auch dahin eilt, und oft weit früher, wie bei den Mädchen. Daß übrigens manches Mädchen um ihres thörigten Aufwandes und um ihrer üppigen Lebensart willen nicht gewählt wird, das gebe ich gerne zu, und wer es also zu seiner Glückseligkeit nothwendig hält, vermählt zu seyn, der mäßige sich doch in jenen Fällen! Wähne aber nicht, sterbliches Mädchen! daß es deine höchste Bestimmung sey: Gattin und Mutter zu werden. Nein! du hast eine noch viel erhabnere! Vorbereitung auf das Leben jenseits des Grabes, möglichste Veredlung deiner geistigen Natur, ist deine erste und heiligste Pflicht. Die erste Ep. Pauli an die Corinther, Cap. 7. v. 38.

Hannover.

No.

Digitized by Google

Note des Censors.

Die Verfasserin des Aufsatzes in dem 102ten Stück des Magazins vom v. J. war gewiß etwas zu strenge gegen den unverheiratheten Theil ihres Geschlechts, ob sie gleich allerdings ein Wort zu seiner Zeit redete, und dem Censor dieses Magazins, der übrigens freilich kein Cato ist, schien es, als ob sie zuweilen Fehler und Weiblichkeit mit einander verwechselte, wenn nicht etwa Weiblichkeit selbst schon ein Fehler seyn sollte. — Auch schien sie ihm ihr Geschlecht zu sehr als bloßes Mittel und zu wenig als Zweck anzusehen, und uns ohnehin schon arrogante Männer als Hauptzweck der Schöpfung anzunehmen. — Gattin, Mutter, Gefährtin, und das alles für den Mann! — Gesetzt, es gäb' keine Männer? — Würden etwa alsdann die Weiber gar keinen Werth haben, sollte ihre Existenz keinen von den Männern unabhängigen Zweck für sich haben? — Die Verfasserin des gegenwärtigen Aufsatzes, legt ihrem Geschlecht sehr wahr und schön einen höhern selbstständigen, über die Spanne dieses Lebens hinausreichenden Zweck bei. Aber schlimm genug, daß der ganze Geist des jetzigen Zeitalters dahin geht, beide Geschlechter des Blicks in die Zukunft, selbst auch nur diesseits des Grabes, zu entwöhnen. Jenseits hin zu schauen, das amüsirt nicht, und was nicht amüsirt? — dafür trillert man lieber einen Walzer, oder liebäugelt mit allem, was vorkommt. —

Hr.

Anfrage.

Ein Landwirth, der schon seit vielen Jahren her das Unglück hat, daß ihm sein eingeschlachtetes Schweinefleisch, Speck und Würste, größtentheils von den Fledermäusen auf der Rauchkammer verzehret wird, ob er gleichwohl verschiedene Versuche, diese Speckdiebe zu vertreiben, vergeblich gemacht hat: wünschte gern, wenn in diesen Blättern von irgend einem erfahrnen Manne ihm ein sicheres Mittel bekannt gemacht würde, wie und auf was für Art diese schädlichen Thiere am besten und wirksamsten von der Rauchkammer vertilgt werden können.

G. S. W.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

15tes Stück.

Freitag, den 20ten Februar 1795.

Bilibald Pirkheimer's Schutzschrift für die Klosterfrauen zu St. Clara in Nürnberg.

Ein merkwürdiges Sittengemälde aus den Zeiten der Reformation.

Bilibald Pirkheimer war einer der größten deutschen Gelehrten und Staatsmänner im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Ungeachtet er die Reformation lebhaft begünstigte, so konnte er doch die Gewaltthätigkeiten nicht billigen, welche man sich in Nürnberg gegen das Frauenkloster zu St. Clara erlaubte, worin Eine seiner nächsten Anverwandtinnen Priorin, und zwei seiner Schwestern, so wie zwei Töchter, Klosterfrauen waren. Er schrieb deswegen folgende Schutzschrift oder Vertheidigungsrede für die bedrückten Klosterfrauen, welche ich als ein interessantes Sittengemälde aus den Zeiten der Reformation in einer freien Uebersetzung oder Auszuge mittheile*).

So leicht es scheint, ehrwürdige Väter des Volks, (so redet Pirkheimer im Namen der Klosterfrauen den Rath in Nürnberg an) eine gerechte Sache zu vertheidigen: so fühlen wir uns doch in der größten Verlegenheit, indem wir uns vor euch rechtfertigen wollen: nicht, als wenn es uns an Worten fehlte, oder, als wenn wir unserer gerechten Sache nicht trauten, sondern weil wir bisher die traurige Erfahrung gemacht haben, daß alle unsere Vorstellungen und Bitten uns nicht allein nichts nützten, sondern vielmehr schadeten. Wenn wir bisweilen frei reden, so schilt man uns stolz und unverschämt. Flehen wir demüthig, und auf den Knieen liegend, so wirft man uns höhnend Verstellung und Arglist vor. Schweigen wir endlich ganz, und suchen wir unser Unglück im Stillen zu tragen, so nennt man uns hartmäulig und verstockt. Wir mögen also reden, oder schweigen, so setzen wir uns immer dem bittersten Tadel aus. Da wir nun unsern Untergang vor Augen sehen,

*) Man sehe Opera B. Pirkheimeri p. 375. & sq.

Digitized by Google

sehen, so wollen wir wenigstens vorher versuchen, ob wir nicht euern unverdienten Unwillen besänftigen, und unsere Unschuld beweisen können, damit es nicht scheine, als wenn wir euch durch unser Stillschweigen verachteten, oder als wenn wir uns selbst schuldig erkennten; auch damit wir uns in der Folge keine Vorwürfe zu machen haben, als wenn wir uns durch eine wahrhafte Vertheidigung hätten retten können. Ihr wißt es, ehrwürdige Väter, daß es keine geringe Erleichterung großer Schmerzen ist, wenn man diesen ihren Lauf lassen kann. Wir bitten euch also bei unserm Heilande, daß ihr es nicht übel deutet, wenn wir in unserm Elende unsere Thränen und Seufzer in euren Schooß ausschütten. — Da ihr selbst zum Tode verurtheilten Verbrechern Gehör gestattet, so ersuchen wir euch, daß ihr auch uns geneigt hören möget, da wir alle Kinder eurer Mitbürger, Töchter und Zöglinge dieser Stadt, und großentheils mit euch durch die Bande des Bluts und der Verwandschaft verbunden sind. Wenn ihr unsere Vertheidigung zu vernehmen geruhet, so werdet ihr finden, daß wir nicht so verdorben und schuldig sind, als unsere Feinde uns abmalen. Wir weigern uns nicht, noch größere Strafen zu leiden, als man uns bisher auferlegt hat, wenn wir nicht alle gegen uns vorgebrachte Beschuldigungen auf das bündigste widerlegen, und eben so bündig darthun können, daß wir uns beständig so betragen haben, wie es ehrbaren und gottesfürchtigen Jungfrauen geziemet. —

Die wichtigsten Vorwürfe, die man uns macht, sind ungefähr folgende: daß wir nemlich unsern Werken mehr trauen, als wir nach dem heiligen Evangelio sollten; daß wir mit sträflicher Hartnäckigkeit dem römischen Pabst, seinen Schlüssen und andern menschlichen Satzungen anhangen; und daß wir nicht unser Kloster verlassen, und in die Welt zurückkehren, oder heirathen.

Was nun zuerst den Vorwurf der Verachtung des Evangeliums betrift, so erklären wir uns der härtesten Strafen würdig, wenn wir uns in irgend einem Stücke der Geringschätzung des Evangeliums schuldig gemacht haben, in welchem wir alle wissen und glauben, daß unser Heil einzig und allein beruhe. Wir haben dieses heilige Evangelium täglich in Händen, und lesen es nicht bloß in deutscher, sondern in lateinischer Sprache. Wir bestreben uns, unser ganzes Leben nach der Vorschrift des Evangeliums einzurichten, und flehen wir die göttliche Gnade, ohne welche wir wissen, daß unsere Kräfte viel zu schwach sind, um das sanfte Joch und das heilige Kreuz Christi tragen, und in die Fußstapfen eines so großen Meisters treten zu können. Uebrigens wird kein Billigdenkender es uns verargen, daß wir den Auslegungen alter und heiliger Lehrer mehr, als irgend einer neuen Deutung trauen, da die Erfahrung leider! lehrt, daß

man

Digitized by Google

man aus dem göttlichen Evangelium eben so vielerlei Meinungen heraus preßt, als es Menschen giebt, welche sich an die Auslegung desselben wagen. Eben daher entspringen so viele Unruhen und Aufrührer, daß ein Jeder, er sey so unwissend, und unfähig, als er wolle, sich an die Auslegung der heiligen Schrift macht, und sie mehr nach seinem Nutzen, als zur Wohlfahrt aller Gläubigen zu drehen sucht. Eben daher geschieht es, daß die christliche Freiheit, welche ganz geistig ist, sich in Ausgelassenheit und fleischlichen Sinn verwandelt. Dies sieht man an der großen Menge von Ordensgeistlichen beiderlei Geschlechts, welche ihre Klöster verlassen, und heirathen. Eben dies beweißt die traurige Geschichte des Bauernkrieges, welchen einige arglistige Menschen dadurch erregten, daß sie den Bauern vorspiegelten: sie seyen die wahren Vertheidiger und Beschützer des Evangeliums. Die Verkehrung des Evangeliums erhellt endlich daher, daß die gewaltsamen Neuerungen gar keine gute Früchte bringen. Vielmehr verfallen Sprachen, Wissenschaften, heilsame Einrichtungen, Friede und Eintracht, Liebe Gottes, und des Nächsten. Man erhebt die evangelische Wahrheit nur in Worten, und unterdrückt sie durch die That. Das Reich Gottes besteht aber nicht in Worten, sondern in wahrer Tugend. Nicht derjenige, welcher sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich kommen, sondern wer den Willen des himmlischen Vaters thut. Betrachtet also, ehrwürdige Väter, ob man uns mit Grunde der Verachtung des Evangeliums anklage; da wir zu unserm Heil nichts für so nothwendig halten, als eine treue Beobachtung desselben.

Hier erhebt man aber eine andere Anklage gegen uns: daß, ungeachtet ihr mit nicht geringen Kosten einen öffentlichen Prediger für uns bestellt habt, wir dennoch das Wort des Evangeliums nicht aus seinem Munde hören wollen. Der wohlgenährte Körper dieses Mannes, und seine muthwillige Mine beweisen hinlänglich, daß er von den Almosen der Armen reichlich genähret werde, und eben so deutlich sieht man es aus seinem Silbergeschirr, und seiner übrigen ungeistlichen Einrichtung, daß er viele und große Geschenke erhält. Uebrigens erkennen wir uns für strafwürdig, wenn er uns nur einmal das Evangelium gepredigt hat: man möchte denn das Evangelium darin sehen, daß er unaufhörlich gegen den Papst, gegen den Kaiser, gegen Bischöfe, Priester und Mönche, die heftigsten Schimpfreden ausstößt, und keines Menschen schont, der nicht blindlings seinen verkehrten Meinungen folgt, daß er uns thörigte, wahnwitzige Jungfrauen nennt, weil wir wachen, singen, und unsern Körper durch Fasten kreuzigen, das kümmert uns nicht: vielmehr freuen wir uns über solche Schmähungen. Daß wir aber bisweilen nicht anhören, oder wäh-

rend seine Predigten weggehen, das rühret bloß von seiner abscheulichen Verkehrtheit her. Denn sehr häufig bringt er solche schmutzige und ekelhafte Worte vor, daß sie den Ohren selbst von schaamlosen Weibern, wie vielmehr also von Jungfern unerträglich seyn müssen. Wie sollte er aber anders reden, als er beständig gehandelt hat? Er hält uns für eben so leichtsinnig, als die Nonnen, welche er durch seine süßen Worte aus den Klöstern heraus gelockt, und unter dem Namen eines Wundarztes herum geführt hat. Auch ist es bekannt, was ihn nachher in sein Kartheuser-Kloster zurück trieb, und daß er der vornehmste Urheber des Bauernaufstandes im Würzburgischen war: weßwegen er schon lange seine verdiente Strafe erhalten hätte, wenn er sich nicht in einen so sichern Schutzort zurück gezogen hätte. So ist nun unser Prediger des Evangeliums beschaffen, und ist es da zu verwundern, wenn wir sein Evangelium verabscheuen? — — Nicht uns muß er das Himmelreich versprechen, wenn wir das Kloster verlassen und heirathen: nicht uns die Hölle androhen, wenn wir länger nach unserer Ordensregel zusammen leben. So etwas mag er den Abtrünnigen vorpredigen, welche er vor der Welt beschimpft und vor Gott verwerflich gemacht hat. Wir trauen den Worten des Wolfes nicht.

Unsere Widersacher werfen uns ferner Mangel des Glaubens vor, indem wir mehr in todten Werken, als in dem neuen Glauben einher gehen sollen. Hört, ehrwürdige Väter, mit welchem Rechte. Wir wissen vor allen Dingen, daß der Gerechte in seinem Glauben lebt; daß wir durch die Werke des Gesetzes nicht gerechtfertigt werden, sondern allein durch die göttliche Gnade, und durch die Erlösung Jesu Christi, vermöge deren wir von unsern Sünden losgesprochen werden. — Da wir diesen Glauben haben, sollen wir deßwegen in der Sünde bleiben, weil die göttliche Gnade größer, als unsere Schuld ist? . . . . So wie Christus durch die Gnade seines Vaters von den Todten erwecket worden ist, so sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln, damit der Sünde, so wenig, als möglich, in unserm sterblichen Leibe übrig bleibe. Es ist daher weit von uns entfernt, daß wir in Worten stets mit dem wahren Glauben prahlen, und in unsern Handlungen denselben widersprechen sollten, weil wir nicht mehr unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade sind. Unserer Ueberzeugung nach haben wir deßwegen die Freiheit erhalten, damit wir Dienerinnen der Gerechtigkeit würden. —. Wahre Christen müssen nicht einen todten, sondern einen lebendigen Glauben haben, der sich nur in guten Werken zeigen kann: nicht, als wenn wir durch diese gerechtfertigt würden, sondern weil wir nicht müßig bleiben dürfen, und nur durch unsere Dankbarkeit gegen Gott, und

Digitized by Google

und feind-eingebahrnen Sohn zeigen können. —

Wenn man uns unsere Ehrfurcht gegen den römischen Pabst zum Verbrechen macht, so läugnen wir nicht, daß wir sowohl diesem, als jeder andern rechtmäßigen Obrigkeit den schuldigen Gehorsam geleistet haben. Wie könnten oder sollten wir Armen einer Macht widerstehen, welcher Könige und Fürsten sich unterworfen haben oder noch unterwerfen? fern aber sey es von uns, daß wir demselben in ungerechten oder gottlosen Dingen folgen sollten! Unterdessen haben wir die Meinung: daß es bisweilen besser sey, eine drückende und selbst tyrannische Gewalt zu ertragen, als jedes Joch abzuschütteln: besonders da die Erfahrung zeigt, daß das Volk auch seine Fürsten und übrigen weltlichen Obrigkeiten zu verachten anfängt, indem es sich gegen den Pabst und die Bischöfe empört. — Aus eben dem Grunde, aus welchem wir unsern bisherigen geistlichen Oberen gehorchen zu müssen glauben, halten wir auch auf mehrere menschliche Satzungen, ohne welche nicht einmal das Haus eines Privatmannes, viel weniger ein weitläuftiges geistliches Haus regiert werden kann. Wir wissen sehr wohl, daß das Reich Gottes weder in Speise noch in Trank, besteht, und daß den Reinen alles rein ist. Zugleich aber glauben wir, daß uns nicht alles erlaubt, und nicht alles heilsam sey. Wir fasten, und enthalten uns zu gewissen Zeiten von erlaubten Speisen, damit wir desto munterer in unsern Andachtsübungen seyen, ein desto höheres Alter erreichen, und desto weniger Aufwand machen. Es sind unser über 60. Wir müssen eine große Menge von Bedienten beiderlei Geschlechts halten, die wir beständig mit Fleischspeisen sättigen, während daß wir uns mit Gemüsen, mit Eier- Mehl- und Milchspeisen nähren.

Am bittersten klagen unsere Widersacher uns deswegen an, daß wir das Gelübde der Keuschheit, welches wir einmal abgelegt haben, nicht brechen wollen. Diesen Vorwurf macht man uns gewiß nicht aus wahrer Sorgfalt für unsere zeitliche und ewige Wohlfahrt. Denn sobald man eine Klosterfrau beredet hat, in die Welt zurück zu kehren, so bekümmert man sich nicht mehr um sie, sondern man überläßt sie sich selbst, ohne an die daraus entstehenden Folgen zu denken. Daher die häufigen Klagen der unglücklichen Verlassenen, daß man sie getäuscht habe! daher die Verzweiflung von so vielen, und das schreckliche Aergerniß, daß Jungfrauen, die dem Herrn geheiligt waren, den unreinen Lüsten der ruchlosesten Menschen preis gegeben werden! Hierüber scherzen und lachen die neuen Christen, indem sie sagen, daß solche Nonnen sich schon wieder bessern werden, wenn sie sich genug in den Lastern herum gewälzt hätten, und die schlechteste Metze doch immer besser

Digitized by Google

ser, als die beste Nonne sey. Dies ist wahre Menschen- und Christenliebe, von welcher man wohl gar vorgiebt, daß sie in der heiligen Schrift bestätigt sey! Zöllner und öffentliche Weiber, sagen sie, werden ihnen im Himmelreiche vorgehen. Allein man schweigt von der Buße. — Unsere Feinde sind darüber aufgebracht, daß das schwächere Geschlecht standhafter und enthaltsamer, als das stärkere ist. Auch hoffen sie, daß sie die Güter der betrogenen oder vertriebenen Nonnen, erhaschen werden, und eben deßwegen nimt man es uns übel, daß wir unsere Besitzungen noch nicht aufgegeben, und, wie man die Welt glauben machen will, noch nicht zum Nutzen der Armen bestimmt haben. Was ist das aber für eine Freigebigkeit, wenn man Klöster mit der Bedingung übergiebt, daß die bisherigen Bewohner derselben nicht nur gegen Mangel geschützt sind, sondern auch jährlich so viel erhalten, daß sie in Freuden leben können, sie mögen sich verheirathen, oder nicht verheirathen? Wenn unsere Neider ihre Güter wirklich den Armen übergeben haben, warum thun sie denn in den Klöstern Tag und Nacht weiter nichts, als Fressen und Saufen, um noch schlimmerer Dinge nicht einmal zu erwähnen. Bestand aber die Uebergabe der Klostergüter an die Armen bloß in Worten, warum macht man sich denn so groß mit einer That, die auf keine Art entschuldigt werden kann? Ihr habt es, ehrwürdige Väter, nicht ohne euern und der Armen großen Schaden erfahren, daß es viel besser gewesen wäre, die aufgehobenen Klöster unter so harten Bedingungen nicht anzunehmen, als eine so große Zahl von müßigen Menschen mit einem Aufwande zu ernähren, welcher die Einkünfte der eingezogenen Güter sehr weit übersteigt. Den entlassenen Mönchen, war und ist es nicht einmal genug, die Besitzungen ihrer bisherigen Klöster hindurch zu bringen. Sie zerbrachen und verkauften auch die heiligen Gefäße, und verwandten die heiligen Gewänder zum Putze derer, welche sie ihre Weiber nennen. Da dieses alles notorisch ist, warum plagt man uns Arme denn so sehr, daß wir auch wider unsern Willen unsere Güter übergeben sollen? Damit ihr heirathet, oder andern Menschen nützlich werdet, rufen unsere Feinde uns entgegen! Allein unser sind sechszig und darüber. Unter diesen haben wenigstens 7 das 70te Jahr zurück gelegt; und mehr als 15 sind über 50 Jahre alt, die Kranken und Blödsinnigen nicht einmal gerechnet. Wie sollen diese heirathen, oder andern Menschen dienen, da sie selbst der Hülfe ihrer Nebenmenschen so sehr bedürfen! Und wo sollen die jüngern sogleich Männer finden? Wir dienen nicht blos unsern kranken und betagten Mitschwestern, sondern auch andern Armen und Dürftigen, so weit unsere Kräfte reichen. Diejenige, welche unserm Kloster 1000 Goldkronen als einen Brautschatz mit gebracht hat, wird nicht

Digitized by Google

besser gehalten, als andere, die nichts hatten; und hierüber könnet ihr diejenigen von unsern Schwestern fragen, welche uns mit Gewalt entrissen worden sind. Von eben diesen werdet ihr auch hören, in welchem Frieden und Einigkeit wir stets mit einander gelebt haben. In dem Bewußtseyn solcher Gesinnungen sind wir fest entschlossen, uns lieber mit Gewalt aus unserm Kloster treiben zu lassen, als freiwillig das, worüber wir mit gutem Gewissen nicht schalten können, hin zugeben. Wie könnten wir das zerstören, was wir nicht gebaut haben, und das Menschen zuwenden, was Gott einmal geweiht worden ist. Wenn man uns mit Gewalt beraubet, so wollen wir bedenken, daß wir nichts in diese Welt hinein gebracht haben, und auch nichts mit heraus nehmen werden. —

Der letzte Vorwurf, den man uns macht, ist dieser: daß wir stets einen unleidlichen Trotz bewiesen haben, und noch beweisen. Um diesen Vorwurf zu widerlegen, brauchen wir bloß das anzuführen, was man bisher gegen uns verübt, und was wir alles geduldet haben. Zuerst nahm man uns unsere Beichtväter, und wir duldeten es. Bald darauf nahm man uns die Freiheit, andere zu erwählen. Auch das duldeten wir. Dann schloß man uns von dem Genusse des heiligen Abendmahls aus. Wir duldeten dieses gleichfalls, wiewohl es uns tief schmerzte, daß wir seit fünf Jahren weder den Leib, noch das Blut unsers Erlösers zu uns nehmen konnten. Ihr gabt uns ferner einen neuen Prediger, der nicht das Wort Gottes, sondern grobe oder schmutzige Schimpfreden vortrug, und wir duldeten ihn. Man zog 3 unserer Schwestern mit Gewalt und wider ihren Willen aus unserm Kloster heraus. Wir duldeten es nicht nur, sondern dankten Gott, daß nicht unser ganzes Kloster zerstört, oder gehindert worden war. Eine Andere beredete man, daß sie freiwillig heraus ging, und man zwang uns, daß wir alles wieder hergeben mußten, was sie eingebracht hatte. Wir gehorchten ohne Widerrede. Wir mußten unsere Ordenskleidung ablegen, und die Gitter, womit nach einer alten löblichen Gewohnheit unsere Fenster verschlossen waren, wegräumen lassen. Wir ertrugen beides. Man nöthigte uns, es zu erlauben, daß man mit unsern Klosterfrauen, auch mit einer jeden allein reden dürfe. Wir duldeten dieses, so wie die Spöttereien und Neckereien, welche man sich während unsers Gottesdienstes erlaubte. Endlich legtet ihr eine schwere Abgabe auf den Verbrauch von Wein und Bier in unserm Kloster, so, daß wir in einem Jahre über 150 Goldkronen bezahlen mußten, und noch 400 nachzuzahlen den Befehl erhalten haben. Wir gehorchten, und klagten nie darüber, daß diese Abgabe ungesetzlich sey, ungeachtet wir selbst kaum das Nothdürftige haben. Wir ertragen lieber

Hun-

Hunger und Durst, als daß wir unser Gelübde brechen und unser Gewissen beschweren sollten. Wir haben noch lange nicht so viel gelitten, als unser Erlöser Jesus Christus, welcher uns stärken wird, daß wir auch diejenigen Vorfälle, die uns vielleicht noch bevorstehen, mit Ergebung in seinen Willen ertragen. — Wenn unsere Feinde nur einen Funken ächter christlicher Liebe hätten, so müßten sie sich aller Schmähungen, Verläumdungen, und Gewaltthätigkeiten enthalten. Wer hat je gehört, daß man jemandem den Glauben mit Gewalt eingießen könne? Hätten wir auch als Menschen gefehlt, so müßte man uns mit Sanftmuth tragen, und belehren, ob wir nicht vielleicht gewonnen werden könnten. — Erbarmt euch also unser, ehrwürdige Väter, damit Gott sich eurer in der letzten Todesstunde erbarme. Sollte nun auch diese letzten Bitten fruchtlos seyn, so bleibt uns nichts übrig, als die Hülfe des Allmächtigen anzuflehen, der uns in unsern Nöthen und schweren Prüfungen gewiß nicht verlassen wird. Gott hat alles gegeben: Gott der Herr kann uns alles wieder nehmen. Sein Wille geschehe, und sein Name sey gepriesen in alle Ewigkeit!

Auf eine leichte Art den schwarzen Kornwurm zu vertreiben.

Man nehme scharfe Seifenlauge, und fasse damit einigemale die Böden abfegen; so wird der Wurm verschwinden. C.

Anfrage.

Ist es wohl einer öffentlichen Schule nachtheilig, wenn von den Schülern jährlich ein- oder zweimal bei feierlichen Gelegenheiten dramatische Uebungen angestellet werden? — Man wünschet eine gründliche Beantwortung dieser Frage in diesen Blättern zu lesen.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

16tes Stück.

Montag, den 23ten Febr. 1795.

Beantwortungen der im 4ten Stück der hannöverischen Anzeigen von diesem Jahre geschehenen Anfrage: Durch welche Mittel die Läuse bei dem Rindvieh und Schweinen vertilgt werden können.

Ueber diese Anfrage sind mehrere Beantwortungen beim K. Ch. Intelligenzcomtoir eingegangen, aus welchen allen ich hier das Wesentlichste im Auszuge mittheile. Bemerklich mache ich nur noch, daß auch öfters die jungen Füllen Läuse bekommen, aller Pflege und Wartung ungeachtet, ganz davon abgezehrt und entkräftet werden, und daß auch bei diesen die vorgeschlagenen Mittel, die sich nach den Versicherungen der Herr. Einsender, alle auf oft gemachte Erfahrungen gründen, von bester Wirkung seyn sollen.

1) Man koche eine Lauge aus Tabak, (wozu man sich des öfters als unnütz weggeworfenen Ueberbleibsels von den Tabacksköpfen bedienen kann) begieße das Vieh damit so warm, als es solches vertragen kann, und strigle es nachher. Man wiederholt Vormittags dieser Versuch acht Tage nachher noch einmal, da alsdenn das Ungeziefer gänzlich wird ausgerottet seyn.

2) An manchen Orten wird Arsenik zur Vertreibung dieses Ungeziefers angewandt, ein Mittel, welches billig verabscheuet und nie gebraucht werden sollte, denn, nicht zu gedenken, daß leicht größeres Unglück dadurch geschehen kann, sieht das Vieh öfters durch den Gebrauch desselben bei lebendigem Leibe als geschunden aus, und wird nie wieder hergestellet. Dagegen aber hat man allemal die gemeine grüne Seife als ein bewährtes und untrügliches Mittel gefunden.

Diese wird vermittelst einer guten steifhaarigten Bürste und warmen Wassers aufgetragen, durch scharfes und geschwindes Bürsten an die Haut des Viehes und tüchtig zum Schäumen gebracht. Man geht so von einer Stelle zur andern fort, bis alle Stellen, wo sich das Ungeziefer befindet, vollkommen eingebürstet und eingeseift worden. Auf 4 oder 5 bis

6 Stück Vieh geht ungefähr 1 Pfund Seife. Es versteht sich übrigens aber von selbst, daß bei starkem Frostwetter zu dieser Operation nicht geschritten werden, sondern man einen gelindern Tag abwarten müsse.

Auch Schweine, und überhaupt alle Thiere kann man durch dieses unschuldige Mittel von Läusen befreien.

3) Man nimt 1 Pfund grüne Seife, hiezu 1 Unze Queckſilber, reibt solche mit einem hölzernen Löffel so lange bis von dem Queckſilber nichts mehr zu sehen ist, hiezu rühret man noch ein halbes Pfund reinen Fischtrahn, oder nach Beschaffenheit noch etwas mehr, daß es eine dünne Salbe wird; nun nimt man eine Bürste, tunkt selbige in die Masse, und bestreicht das kranke Vieh vom Kopfe bis nach dem Schwanze damit, auch unterm Bauche zwischen den Vorder- und Hinterfüßen.

4) Man lasse für einige MarienGroschen Queckſilber in ganz reinem Schweineschmalz so lange rühren, und durch einander arbeiten, bis alles ganz gedämpft, und keine Kügelchen mehr sichtbar sind; — hiemit wird das mit Läusen befallene Hornvieh, hinter den Hörnern, Ohren, und auch oben auf dem Halse, da hier gewöhnlich die Läuse am häufigsten anzutreffen sind, geschmiert; und die Salbe mit der flachen Hand tüchtig eingerieben. — Die meiste Zeit pflegen diese ungebetenen Gäste nach dem ersten Schmieren zu weichen, ist dieses aber nicht der Fall, so wiederhole man es nach einigen Tagen, bis man seinen Zweck erreichet.

Warum die mit Queckſilber beschmierten und um den Hals gebundene Tucheggen nicht eben die Wirkung thun, kann man nicht entscheiden, vermuthet aber doch, daß die Läuse noch zu viele Zufluchtsörter behalten, worin sie nicht durch das Queckſilber getödtet werden, so bei dem Schmieren mit dieser Salbe nicht leicht der Fall seyn kann. Daß solches dem Viehe nachtheilig; hat man nie gehöret, doch würde imfalle zu rathen seyn, in Ställen wo das Hornvieh so nahe zusammen stehet, daß ein Stück das andere lecken kann, solche Anstalten zu treffen, wodurch dieses verhindert wird.

5) Man nimt pulvetisirtes Pfingmetall, machet solches mit Thran zu einer Salbe, und reibt es dem Vieh an den Stellen, wo sich das Ungeziefer aufhält, recht gut ein, wenn solches täglich 2 bis 3 mal geschehet, pfleget das Uebel in wenig Tagen gänzlich zu verschwinden.

6) Leinöl so warm gemacht, daß man den Finger darein halten kann, und mit einen Pinsel von alten Lappen das Vieh damit bestrichen, thut öfters die besten Dienste. Auch das Queckſilber in Schweinefett gedämpft, in einen ledernen Riemen genähet und um den Hals geschnallet, pflegt zu helfen. Bei den Kälbern, die am ersten von Läusen mitgenommen wer-

den

den; kann man einen Pfahl aushöhlen, in die Oefnung Quecksilber thun, und denn fest zugepfropfen den Pfahl in die Erde schlagen, daß die Kälber sich daran scheuern und reiben können, so gleichfalls gute Wirkung thut.

7) Man nehme warmen Thran, und wasche damit das Vieh, so wird den die Läuse bald vergehen.

Hannover. G. F. Wehrs.

Ueber die Vorzüge der Strohdächer auf dem Lande.

Eine neulich vorgefallene Feuersbrunst, durch welche ein ganzes Dorf in Asche gelegt worden, hat den wohlgemeinten, aber gewiß nicht wohl überlegten Rath veranlaßt, alle Strohdächer im Lande abzuschaffen. Der Verfasser des patriotischen Etwas gegen die Strohdächer, im Magazin v. J. 64tes Stück, denkt nicht bloß an Städte, Flecken, und wohlhabende Fleckenartig gebaute Dörfer, welche ohnehin den Verfügungen der Polizei gemäß, (welche leider zu wenig wirksam werden) mit Ziegeln gedeckt werden sollen; sondern sein Vorschlag erstreckt sich auf alle, sogar einzeln stehende Häuser, wo doch die Gefahr der Verbreitung einer entstandenen Feuersbrunst viel geringer ist, und oft nur durch starken Wind die gehende Gluth zu einem oder andern benachbarten Hause geleitet werden kann.

Der Herr Verfasser des erwähnten Aufsatzes, ungleicht das Schicksal bauer, die ihre Häuser und Habe, oder gar jemand, von den Ihrigen durch Feuer verlieren, mit leg, wie er glaube, geringen Kosten eines Ziegeldaches, und stimmt in ihre rechtvolle Klage mit ein: Hätten wir nur Ziegeln gedeckt! So wünscht der mitleidige Zuschauer am Ufer dem ertrinkenden Seemann: Wärst du doch auf dem festen Lande geblieben! Wird aber wohl jemand im Ernste wünschen, daß ein jeder die See meide, weil man ertrinken kann? Ehe er so warnt, wird er vernünftiger Weise erst überlegen, ob nicht die Vortheile der Schiffahrt die Gefahren und Nachtheile überwiegen.

Ist denn aber auch in einem mit Ziegeln gedeckten Hause das Leben und die Habe des Bewohners völlig gesichert? Keineswegen! Unter einem Ziegeldache kann ja eben sowohl Feuer entstehen, als unter einem Strohdache, denn das Dach ist wohl nie Ursache der ersten Entstehung eines Brandes. Wird das Strohdach die inwendig zerstörende Gluth eines von innen angefachten, mit brennbaren Materien angefüllten Bauerhauses wohl noch sehr vermehren können? Ich denke, auch unsere Ziegeln wird

die Flamme den im Schlaf überraschten Menschen zu tödten, oder sein Vermögen, ehe er zur Rettung erwacht, zu vernichten, im Stande seyn. Wenn hingegen das Feuer des Nachbars Haus mit ergreift, so ist gewöhnlich noch Zeit da, das Beweglichste heraus zu schaffen, und ein Mensch ist wohl nie in dem zweiten oder dritten brennenden Hause mitverfassend überfallen worden. Diese Häuser wurden indessen mit ergriffen, und verbrannten mit ihrem nicht leicht beweglichen Inhalt, unläugbar: weil sie mit Stroh gedeckt waren. Hätten die Bewohner ihr Schicksal vorher gewußt, so hätten sie klüglich, ihr Vermögen durch ein Ziegeldach sichern, so wie der verunglückende Schiffer, lieber sein Verhängniß auf dem festen Lande, erwarten sollen. Doch, was würden wir nicht alles thun müssen, wenn wir uns gegen jeden nur möglichen Verlust sichern wollten. Und die Wahrscheinlichkeit, daß mein Haus, welches nicht so ganz nahe benachbart ist, von dem brennenden Hause meines Nachbars werde angezündet werden, findet man in der That, sehr geringe, wenn man die Brandregister ganzer Länder oder Provinzen zieht. Folgende Betrachtung wird Herrn Leisewitz überzeugen, sein Recht stehe der weisen Lehre entgegen: Quod fieri potest per pauca, non debet fieri per plura. Oder: Man muß sich gegen einen möglichen Verlust nicht durch einen Aufwand sichern, der jenen, wenn er eintrete, mehr als hundertmal ersetzen könnte. Weil die Bauart und die Materialien in jeder Gegend anders sind, so bediene ich mich in folgender Betrachtung der algebraischen Zahlen, die jeder den bei ihm vorhandenen Umständen gemäß, in arithmetische verwandeln kann.

Ein gutes, auf die Dauer gebautes Bauerhaus, auf einem Wesen, welches mit zwei Pferden bestellet werden kann, in welchem ungefähr 16000 Garben Platz finden können, kostet, wenn es für ein Strohdach gebauet ist, doch ohne dieses zu rechnen — — — X

das Strohdach kostet — — — q

Also kostet das Haus samt dem Dache — — X + q

Angenommen, daß ein Strohdach 20 Jahre gut bleibt, (durch Flicken kann es, besonders an der Mitternachtseite weit länger erhalten werden,) so ist offenbar, daß ich durch 8 pro Cent jährlichen Abtrag mit den fälligen Zinsen das Kapital, welches an das Dach gewandt ist, zugleich ab-

tödte, ehe das Dach verdorben wird, daß mir also der Schutz des Daches jährlich $\frac{8q}{100}$ kostet.

Dasselbe Haus, eben so eingerichtet, aber für ein Ziegeldach gebauet, würde wegen des erforderlichen stärkern Holzwerkes, der stärkern Sparren und häufigern und stärkern Latten

Ziegel, Kalk und Arbeitslohn	—	$x + p.$
das ganze Haus mit Ziegeln also	—	z
und demnach mehr, als jenes	—	$x + p + z$
Das zu Bedachung angewandte Kapital ist	=	$p + z - q$,
die Unterhaltung des Ziegeldaches kostet jährlich im Durchschnitt	—	$p + z$.
die jährlichen Zinsen des Anfangs ausgelegten Kapitals betragen nach 5 pro Cent gerechnet		— y
folglich kostet das Ziegeldach jährlich	—	$\frac{5p + 5z}{100}$
		$\frac{5p + 5z}{100} + y$

Im Amte Neuhaus im Herzogthum Bremen, wo Ziegel gebrannt werden, und zwar die sogenannten Mützentröge, ist diese Größe = 11 Thl. 185 ist = 3 Thl. Der Genuß der Vortheile eines Ziegeldaches kostet also jährlich 8 Rthlr. mehr, als der eines Strohdaches.

Ein mit Stroh gedecktes Haus, wie ich es mir hier gedacht habe, kostet ungefähr 300 Rthlr. Unter jetzigen Umständen, da alle Gebäude auf dem Lande mit Stroh gedeckt sind, muß solches, wenn es in der Bremischen Brandsocietät versassenirt ist, zur Ersetzung der vorgefallenen Feuerschäden jährlich im Durchschnitt einen halben Rthlr. betragen. 1000 theils bessere, theils schlechtere Häuser, deren Werth im Ganzen 300 000 Rthlr., können also einander den Verlust ihrer Häuser durch Brand jährlich mit 500 Rthlr. ersetzen; wo-

den dahingegen, wenn Leisewitzens Vorschlag, wie nicht zu erwarten, ins Werk gesetzt würde, durch eine jährlich um 8000 Rthlr. vermehrte Verwendung auf Bedachung, dennoch Brandschäden nicht gänzlich verhütet, zuweilen wohl gar vermehren, weil jetzt die verunglückten Gebäude von größerm Werth seyn würden. Alles Gesagte paßt nur auf Bauer- oder wohlhabender Köther Häuser. Wie viel mehr werden wir noch die kostbaren Ziegeldächer verwerflich finden, wenn wir unsere Augen auf schlechte Wohnungen, auf armer Tagelöhner und Köther Häuser auf der Heist und in der Busch wenden, wo zwei ganze Häuser, neu erbauet, nicht so viel kosten, als das Ziegeldach eines einzigen solchen. Viele nicht vorfallende Häuser vergnügter Tagelöhner würden unter der Last eines Ziegeldaches

Jetzt

Jetzt sind noch die von Herrn Leiseritz so geringe geachteten Nachtheile, die sich im Vergleich mit einem Strohdach bei einem Ziegeldache finden, in Erwägung zu ziehen. Sorgsamen Landwirthen würde der Umstand, daß Stroh mehr gegen Hitze des Sommers und Kälte des Winters schützt, als Ziegel, gewiß so unbedeutend nicht vorkommen, als er hier vorgestellet wird. Ein Ziegeldach würde nicht nur einen beträchtlich größern Verbrauch der Baumaterialien verursachen, sondern auch das Vieh würde sich unter demselben sowohl im heißen Sommer, als im kalten Winter viel schlechter befinden. Das Eindringen des Regens und Schnees durch die Dunstschornräume würde die eingesammelten Früchte verderben, sie ungesund und unverkäuflich machen. Die Räume über den Balken dürften nicht so voll gepfropft werden, um nicht die Ziegel los zu drücken, wodurch Vieh verlohren gehen, und Ratten und Mäuse Spielraum bekommen würden. Sturmwinde würden die freistehenden Wohnungen der Bauern zur Herbstzeit zuweilen ganz abdecken, wodurch bei diesem und jenem eine halbe Ernte verdorben würde, welches bei einem Strohdache nicht so sehr zu befürchten ist. Der Schaden für die Düngung, wenn Stroh zum Dache genommen wird, ist sehr unerheblich, und das alte Dach ersetzt als Streu auch noch vieles wieder.

So sehr alles Gesagte für die Vortheilhaftigkeit der Strohdächer spricht, so ist noch ein viel wichtigerer Beweggungsgrund, sie nicht abzuschaffen, vorhanden, der das Herz eines jeden Freundes der Menschen und seiner ärmern Landesleute zur Vertheidigung der von den Groß- und Reitergütern geerbten Strohhütten erwärmen muß. Wie mancher alter und kranker Mensch, der sein Leben durch geringe Gaben der Mildthätigkeit fristet; wie manche Mutter verlassener Kinder, findet in diesen Tempeln der Genügsamkeit ein wohlfeiles Kämmerlein; und dies sollte unnöthiger Weise ohne einleuchtenden Vortheil verthenert werden? Wie mancher, dem sein Geschick bei saurem Schweiße nur wenige Thaler ersparen ließ, findet ein Plätzchen segenvoller Erde mit einer Hütte feil, deren Werth sein Vermögen nicht übersteigt! Wo bei geringen Abgaben seine Kräfte hinreichen, kümmerliche Aeltern zu pflegen und Kinder zu Stützen seines Alters stark zu nähren! Der Krieger findet, wenn das Vaterland zu seiner Vertheidigung ihn nicht mehr bedarf, hier einen friedlichen Aufenthalt, wo er für Wenniges ein Grundstück besitzen, und ein schlechtes Haus bauen, und anstatt ein verachteter Landläufer zu werden, sich redlich nähren, und den Frieden genießen kann, den er mit Gefahr seines Lebens erkaufen helfen! Mancher rohe Bursche würde ein ordentlicher Taugenichts werden, wenn die Kostbarkeit der Häuser ihn abhielte, sich durch Erlangung der Hausväterrechte zu verehlichen! Wie sehr

Digitized by Google

vermehren, als die Strohdächer Wohlstand, Standeserleichterung, Sitten und Bevölkerung!

Würde eine landesherrliche Verordnung, durch welche dürftigen Menschen der Genuß des ersten Bedürfnisses des Lebens so belastet würde, nicht denselben Erfolg haben, den das Gesetz an der Themse hat, nach welchem der Brite den Genuß des Tageslichtes und der Sonnenstrahlen versteuren muß? Dort entziehen sich die Aermern den Abgaben der Fenstersteuer dadurch, daß sie ihre Stuben und Kammern in dumpfe düstere Kerker verwandeln. Hier würde ein Verbot der Strohdächer den Armen eines beträchtlichen geräumigen Hauses berauben, ja, der dürftige Landmann würde von seinem Hause einige Fach abbrechen, und seine eingeernteten Früchte draußen in Schober legen müssen, wo im Regen und Schnee der Segen seiner Arbeit halb vermodern würde.

In einem Volksblatte, wie das hannöverische Magazin, müssen sich keine unreifen Vorschläge finden, denn dadurch werden Vorschläge zu Verbesserungen überhaupt bei den lesenden Landleuten herabgewürdigt. Wenn sich aber etwas Unüberdachtes da findet, so ist Berichtigen und Widerlegen die Pflicht eines jeden, wer es kann. Daher dieser Beitrag von

Oberndorf. J. G. Lavemann.

Beantwortung der Anfrage im 27ten Stück des neuen hannöverischen Magazins vom v. J.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Mannagras an mehrern Orten in hiesigen Landen wachse, ob ich es gleich nicht mit Gewißheit sagen kann, weil ich mich nicht darum bekümmert habe, es zu untersuchen. Auf dem Bydum aber, der zu unsern Gründen gehört, wächst es, und zwar auf einer morigten Viehweide, wo auch im Gehölze, das aus Birken und Erlen besteht. Was die Sammlung und Bereitung des Mannagrases betrift, so ist selbige eben nicht, selbst in hiesiger Gegend, vielfältig bekannt. Das Mannagras wächst nur an feuchten Orten, und nicht alle Jahre in beträchtlicher Menge. Ist es aufgegangen, und es kommt noch Wasser darnach, so ist alle Besammlung dieser Art verlohren, und es ist für das Jahr keine Sammlung anzustellen. Die Zeit der eigentlichen Reife des Mannagrases, ist ungefähr 3 Tage vor Johannis; wird etwas eher oder später von dieser Art der Frucht gefunden, verlohnt sich nicht der Mühe, es zu sammeln, weil es zu wenig beträgt. Wenn aber das Jahr zu dieser Frucht gut ist, so kann man leicht in einer Zeit von 3 Stunden 8 bis 12 Himten dieser Frucht sich sammeln. Die Art hiebei zu verfahren ist

Digitized by Google

ist: man nimt ein Sieb, das eben nicht vielen Werth mehr hat, näher auf den Boden desselben ein Tuch, so, daß nichts durch das Sieb fallen kann. Alsdenn nimt man ein Holz, etwa wie das Werkzeug, womit man das Korn auf der Dreschdiele umkehrt, welches einen Stiel und zwei Arme an dem obersten Theile hat. Nach Maaßgabe der Entfernung der beiden Zinken von einander, schneidet man 2 Löcher in den Rand des Siebes, etwa 2 Zoll vom obersten Rande des Siebes entfernt, damit es nicht abspringt, durch den Schwung der Bewegung. In diese Löcher werden die äußersten Enden der Gabel (der Landmann sagt Gaffel) eingesteckt. Auf der andern Seite des Siebes, gegen über, wird nun auch der Stiel dieser hölzernen Gabel befestigt, und so ist das ganze Werkzeug zu seinem Gebrauch bereitet. Wer sich damit beschäftigen will, auf dieser Trufe zu sammeln, der verfährt etwa auf folgende Art. Man stellt den rechten Fuß vorwärts, hält das Sieb schräge, und schlägt also dann von der Rechten zur Linken an das Mannagras, in der Art, als wenn man die Sense zum Mähen bedient, daß man das Sieb nicht zu steif halte, bei dem Schwung desto besser das Mannagras durch den Schlag gehörig abstreifet. Nun setzt man den andern Fuß vor, und schlägt von der Linken zur Rechten, und so setzt man beide Füße abwechselnd vor dem andern zur Ruhe vor. Dieses setzt man so lange fort, bis man so viel aufgefaßt hat in das Sieb, daß man befürchten muß, daß es bei der Abhebung des Siebes auf der andern Seite wiederum herausfällt, wo man es denn, wie sich von selbst versteht, ausgießt. Die fernere Bereitung zur Speise ist sehr einfach. Man trocknet es, ohne zu kochen, an der Sonne, stößt denn, schüttet man es in einen hölzernen Stampfe, und behandelt es so, als wenn man Hirse zu Grütze verfertiget. Es muß nemlich zweimal in die Stampfe gethan werden; das erstemal reibt man die Hülsen und Mannagras von der obersten groben Schale. Ist selbige abgestoßen und es davon gereinigt, so ist noch eine schwarzbraune Schale vorhanden, welche sich abstößt, wenn es zum zweitenmal eingeschüttet wird. Ist es fertig durch die Stampfe, so wird es vollends durchs Ausschwenken oder Sieben gereiniget. Irgendwo habe ich mich gelesen, ich glaube fast in diesem Magazin, daß man mit diesem Saamen müste feuchte Plätze besäen, ich glaube aber aus mehrern Gründen, daß dieses nicht den Umständen entspreche. Der Saamen, die Verschälungen und vielen andern zufälligen Veränderungen zu sehr unterworfen, von welchen das Aufgehen desselben abhängt.

Rebendorf in der Inspekt. Lüchow. Wendenbuttel.

Hannöverisches Magazin.

17tes Stück.

Freitag, den 27ten Februar 1795.

Einige Bemerkungen über die Wolle, Wollenmanufakturen, und Wollenhandel, in Aachen, Schlesien, und in einigen andern Gegenden Deutschlands; aufgesetzt im Jahre 1791.

Die äußere Bekleidung der Schafe, oder die sogenannte Wolle, ist in ganz Europa fast das unentbehrlichste Produkt des Thierreichs für den Menschen. Der Gebrauch derselben ist unstreitig in diesem Welttheile und auch in niederen Gegenden der übrigen, die wollartige Thiere besitzen, allgemein, nur aber ist die Art des Gebrauchs sehr verschieden, da diese von der mehr oder minderen Veredlung derselben; von der größern oder geringern Industrie und Kunstkenntniß der Nation, ja von dem Klima und den Nahrungsmitteln der Wolle tragenden Thiere oder der Schafe, von ihrem Alter und Geschlechte abhängt. Anders ist die Wolle in den Gegenden, wo die Schafe vorzügliche Weide haben, wo sie beständig der äußern Luft und den Veränderungen der Witterung ausgesetzt sind, als wo dieses nicht ist; wieder anders, wo durch häufige Beraubung des Geschlechts, die den Geschlechtstheilen sonst zueilenden Säfte der Wolle zugeführt werden, als wo dieses nicht geschieht, und auch wieder anders da, wo die Schafe nur durch die Wolle nützen, als da, wo sie auf eine doppelte Art, nemlich durch diese und durch die Milch nützen müssen.

Im allgemeinen läßt sich die Wolle in 3 Gattungen eintheilen, nemlich Raufwolle, Sterblingswolle, und Scheerwolle. Von diesen ist die Sterblingswolle, die den von selbst gestorbenen Schafen abgenommen wird, unstreitig die schlechteste, da sie sich nicht gut verarbeiten läßt, auch selbst mehrere Arten von Farben nicht annimt. Nach der Sterblingswolle ist die Raufwolle, die von den Gärbern aus den von ihnen verarbeiteten werdenden Fellen ausgerauft wird, die schlechteste, da durch das Ausraufen die Wurzel an der Wolle sitzen bleibt, sie auch gewöhnlich durch das

lange Liegen der Felle stockig gewordene Grundhaare mit enthält.

Die beste Wolle ist die Scheerwolle, welche wieder ein- oder zweischürig ist, die jede in ihrer Art die beste ist. Jene läßt sich wegen ihrer längern Faden vorzüglich fein spinnen, läßt sich daher ganz besonders gut zu wollenen Zeugen gebrauchen, wird auch nicht wie die zweischürige gekrämpelt, sondern gekämmt. Diese ist zwar kürzer wie die erste, filzt sich aber besser wie jene, und läßt sich daher mit mehrerem Vortheile zu Tüchern gebrauchen. Die einschürige heißt sonst auch wohl lange, und die zweischürige, kurze Wolle.

Vorzügliche Fehler der Wolle, die sie oft ganz untauglich machen, sind: wenn sie von Schmiervieh kommt, wenn sie zweiwuchsig oder hungerfilzig, und futterigt ist.

Schmiervieh heißt den reinen Schafen entgegen gesetzt, solches, das die Räude oder Krätze hat; eine Krankheit die ansteckend ist, und ganze Heerden lange heimsuchen kann. Da nun die Schafe welche diese Krankheit haben, häufig geschmiert werden müssen, so kömmt wahrscheinlich der Name daher.

Gute Wolle muß flüßig seyn, und nicht zweiwüchsig, welches sie wird, wenn man die Schurzeit wegen Krankheit des Viehes, oder aus Nachläßigkeit hat vorbei gehen lassen, da alsdenn die alte Wolle durch die neue von der Haut getrennt wird, beide sich aber in der Mitte in einander filzen, und dadurch unbrauchbar werden.

Futterigt ist die Wolle, wenn sie mit den Nahrungsmitteln der Schafe verunreinigt ist.

Die beste Wolle ist die, welche aus Peru kommt, und die zweierlei ist, nemlich Vigogne und Alpaca, oder auch Alpagnawolle. Erstere ist wieder von dreierlei Art, nemlich die feine, die karmelina oder Bastards und die Klumpenwolle. Letztere ist von einem ganz andern Thiere, als von welchem die Vigogne oder Vicunnawolle kommt, welches Alpaca heißt; sie ist jedoch ersterer sehr ähnlich, nur nicht so gut, und wird häufig für erstere verkauft und ausgegeben.

Nach der Vicunnawolle kömmt die afrikanische aus der Barbarei, die von den Engländern vorzüglich ausgeführt, und in ihren Fabriken mit verbraucht wird. Sie glänzet wie Seide, ist aber etwas spröde. Die Engländer und Holländer sind fast allein in dem Besitze des Handels mit dieser Wolle, sie kaufen in der Barbarei alle Wolle auf, und lassen keine andere Völker an diesem Handel, der ganz in ihren Händen ist, Theil nehmen.

In Europa sind Spanien, Portugall und England, die Länder, in welchen das Schafvieh unstreitig die feinste und beste Art Wolle für alle Fabriken liefert. Die spanische Wolle ist der portugiesischen, so wie diese der englischen, bei weitem vorzuziehen,

Digitized by Google

hen, aber auch in Spanien ist sie nicht gleich gut, sondern nach den beiden Gattungen der daſigen Schafe auch verschieden. Die eine Gattung derſelben bleibt beſtändig an einem Orte und kömmt auch des Winters in Gräſſe, daher ihre Wolle auch grob und schlecht ist. Aus dieſem Grunde wird ſie auch nur im Lande verbraucht und nicht ausgeführt.

Die andere Gattung Schafe bringt ihr ganzes Leben unter freiem Himmel zu, und wird zu Ende des Sommers von den kalten Gebürgen im nördlichen Spanien herunter getrieben, um im Winter in den ſüdlichen warmen Gegenden von Andaluſien, Mancha und Eſtremadura zu weiden. Dieſe Schafe allein liefern die ſo bekannte und beliebte ſpaniſche Wolle.

Man rechnet 5 Millionen dieſer feinen Woll-Schafe in Spanien, wovon jedes Haupt im Durchſchnitt, je nachdem es geſchlachtet wird, oder nur die Wolle liefert, 24 ſpaniſche Realen, oder 1 Thl. 16 ggr. aufbringt.

Von dieſem Ertrage erhält der Eigenthümer nur 3 ggr. 4 pf. und der König 10 ggr., das übrige wird für die Weide, den Zehnten, die Schäfer, Hunde, Salz, und für das Scheren verunkoſtet. Nach dieſer Rechnung beträgt alſo das, was die 5 Millionen Schafe dem Reiche jährlich einbringen, 8,333,333 Thl. 8 ggr., von welcher Summe die Eigenthümer 694,444 Thl., der König 2,083,333 Thl., und die übrigen 5,555,556 Thl. unter das Publikum vertheilt werden.

Ehemals gehörten alle dieſe Heerden dem Könige, für welche im Jahre 1731. ein eigenes Geſetzbuch in Folio geſammelt ward, allein die Verkäufe des Landesherrn machten, daß ſie nach und nach in kleinere Heerden vertheilt, und an Partikuliers verkauft wurden. Die letzte Heerde ſoll unter Philipp dem 11ten an den Marquis von Iturbieta verkauft ſeyn.

Nur allein aus dieſem Umſtande, daß die feinen Schafe ehemals ein Regale der Krone waren, läßt es ſich erklären, wie ſie zu den bekannten großen Vorrechten, die dieſe Heerden genießen, gekommen ſind, und die zum größten Bedruck der Ländereien gereichen, und zum Nachtheil der Kultur noch beſtändig fortdauren.

Nach der Schur wird die Wolle ſofort gewaſchen, und ungeachtet ſie nie ſo gewaſchen wird, daß demnächſt der Fabrikant nicht nöthig haben ſollte, ſie nochmals zu waſchen, ſo verliehrt ſie doch durch daſſelbe, je nachdem ſie rein gewaſchen wird, von 30 bis 53 pro Cent.

Bei übrigens gleichen Umſtänden verliehrt auch eine Wolle beim Waſchen am Gewichte mehr als die andere. Am meiſten verliehrt die Segoviawolle, und am wenigſten die aus Aragonien, die aus Soria hält zwiſchen beiden Gattungen das Mittel.

Alle Wolle wird in Spanien in 3 Gattungen gleich nach der Schur, und ehe ſie gewaſchen wird, getheilt.

wovon die feinste den Namen Prime, oder Resin führt. Diese wird von dem Obertheile des Rückens genommen bis auf die Hälfte der Seiten, nebst der oben über dem Halse, dann folgt Seconde, oder Resleuret, welche die von dem Untertheile der Seiten von den Schenkeln und von dem Schwanze in sich begreift, dann Tierce, die man von dem Untertheile des Halses nimt, und endlich der Ausschuß welcher den Namen Migot oder auch Migeon führt. Die Eigenthümer der Schafe verkaufen indessen nie eine Gattung allein, sondern alle 3 Arten zusammen, welche ein Sortiment ausmachen. Ein solches Sortiment besteht gewöhnlich aus 15 Ballen, nemlich 12 von der besten Wolle, welche mit einem R. gezeichnet sind, 2 von Nr. 2. mit F., und nur aus einem Ballen von der dritten Gattung, der mit einem S. gezeichnet ist; den Ausschuß, wenn man welchen macht, als welches nicht allenthalben geschiehet, behält der Verkäufer gewöhnlich selbst.

Die Wolle aus jeder Provinz hat wieder ihren eigenen Namen, nach der Gegend woher sie kömmt, wovon auch jede Gattung wieder mehrere Unterabtheilungen hat. Für die beste hält man indessen die um Sarazossa und um Segovia, und hier wird wieder die von dem Karthäuserkloster und von dem Escurial der Hyronimiten, und nächstdem die aus dem gewesenen Collegio der Jesuiten, weil diese Klöster ganz vorzügliche Weiden besitzen, und große Heerden haben, für die beste gehalten. Nach dieser folgt diejenige von Sorie la Quadra, und von Infantado.

Ehemals so lange die Haltung der feinen Wollschafe in Spanien ein Regale war, war die Ausfuhr der Wolle nur mit geringen Zöllen belegt, übrigens aber allgemein erlaubt, so wie aber die Krone nach und nach anfing dieses Vorrecht zu veräußern, so erhöhete man auch allmählig die Abgaben auf die Ausfuhr. Als man nun hierauf selbst anfing eigene Tuchmanufakturen anzulegen, so verbot man zwar die gänzliche Ausfuhr der rohen Wolle; aus Gefälligkeit ließ man aber noch eben so viel ausgehen, als vorher, so daß man rechnete, daß allein in England in gemeinen Jahren gegen 3 Millionen Pfund spanische Wolle eingeführt wurden. Im Jahre 1787. wurden gar 4,188,280 Pfund eingeführt, wofür England an Spanien mehr als 600000 Pfund Sterlinge hatte remittiren müssen. Die Einfuhr der fremden wollenen Tücher verwehrte man hingegen gar nicht. Da inzwischen die spanischen Tuchfabriken zu Segovia und Guadalaxara sich immer mehr hoben, so verbot man im Jahre 1788. zwar nicht die Einfuhr der fremden Tücher in Spanien, wohl aber die Ausfuhr derselben in die spanisch amerikanischen Besitzungen gänzlich.

Weil aber die inländischen Fabriken dem Verschleiß der Tücher nicht vorkommen konnten, so entstand ein

sol-

Digitized by Google

solcher Mangel an Tüchern, daß die Regierung unterm 22ten April 1789. sich genöthiget sah, nicht nur die Ein- und Ausfuhr der fremden Tücher wieder zu verstatten, sondern auch den Handel mit der Wolle durch das ganze Reich wieder frei zu geben, und die Ausfuhr derselben aus den Häfen von Malaga, Sevilla, Alikante, Carthagena, Barzellona, St. Ander, Valenza und Bilbao, mit Bestimmung einer gewissen Taxe für jede Arrobe wieder zu erlauben.

Eine gute spanische Wolle muß röthlich seyn, aber eine Röthe haben, die dem carmoisinroth nahe kömmt, aber nicht mattroth seyn, weil in diesem Falle die Wolle F hler hat, und diese Farbe gewöhnlich einen Ueberfluß von in solcher verhärtetem Schweiß anzeiget.

Man kann überhaupt die Güte der spanischen Wolle durch das Besehen, durch den Geruch, und durch den Schall erkennen. Beim Besehen kommt es besonders auf die Farbe an, und ob sie von einer Heerde und nicht mit anderer, vorzüglich mit Lammwolle vermischt ist. Diejenige, welche nicht vermischt ist, nennt man Cavallieres. Die Fäden müssen auch nicht an einander kleben, und je mehr die Wolle aufschwillt, wenn sie aus dem Ballen genommen wird, je besser ist sie.

Am Geruch erkennt man, ob sie neu, oder mit alter Wolle vermischt ist. Riecht sie nach Schweiß, so hält man sie für neu, hat sie aber einen mulstrigen Geruch, so glaubt man, daß sie mit Wolle von verschiedenen Jahren vermischt ist, und diese pflegt man in Spanien gewöhnlich Zehndenwolle zu nennen. Den Geruch nach Schweiß pflegt der Fabrikant gewöhnlich dadurch auszudrücken, daß er sagt, sie riecht süß.

Um am Gehör zu erkennen, ob die Wolle alt oder neu sey; nimt man eine kleine Hand voll, und hält sie ans Ohr, wenn man sie nun mit dem Daumen, und dem Zeigefinger jeder Hand reibet, so zieht man diese Wolle als wenn man sie verlängern wollte, und stößt sie geschwind wieder zurück, giebt es alsdenn einen Schall von sich, so ist sie trocken und locker, welches bei alter Wolle geschieht; ist dieser Schall aber nicht sehr laut, so ist sie neu. Den Ton den die Wolle von sich giebt, pflegt man das Schreien derselben zu nennen. Bei spanischer Wolle, die noch nicht lange aus dem Schiffe ist, ist auf das Schreien, nicht sehr zu reflectiren, weil sie durch die angezogenen Wasserdünste, weich geworden ist, und daher nicht stark schreiet.

Die gute Wolle muß sich weich anfühlen lassen, und doch dabei stark seyn.

Nächst Spanien hat Portugal die feinste Wolle, da aber die Ausfuhr dieser von dort nicht sehr beträchtlich ist, sondern die Wolle gewöhnlich nach Spanien gebracht und unter dem Namen der spanischen Wolle mit ins Ausland geht, so hört man solche nicht

nicht viel erwähnen. Sie soll den Fehler haben, daß sie überhaupt mehr walcket, als die spanische Wolle, und vorzüglich den, daß sie in der Walcke viel in der Länge und wenig in der Breite einläuft.

Desto bekannter ist dagegen die Schafzucht in England, und die vortrefliche Wolle die solche liefert, allein die Ausfuhr sowohl der Schafe als der unverarbeiteten rohen Wolle aus diesem Lande, ist gänzlich verboten.

Daß die englischen Schafe ursprünglich so gut sind, und so vorzügliche Wolle geben, ist ungegründet. Ihre Vortreflichkeit gründet sich theils auf die Einführung der spanischen Widder, verbunden mit einem guten Boden, theils auch auf die ganz besondere Sorgfalt, welche die Regierung mit großen Kosten, durch Bestellung vieler Aufseher, durch Vorschreibung nützlicher Regeln, und durch ihre unmittelbare Oberaufsicht angewandt hat, theils auch auf den ungemeinen Fleiß der Landleute und Schäfer in der Futterung, Pflege und Wartung der Schafe. Man badet die Schafe mehrere male des Jahrs, läßt sie nie in niedrigen Gegenden oder Gründen weiden u. d. m.

Ein recht guter Widder gilt oft 40 bis 50 ja oft bis 100 Guineen, und pflegt der Eigenthümer eines ganz vorzüglichen Widders mit ihm im Lande herumzuziehen, und bekömmt für jedes Schaf gewöhnlich $\frac{1}{2}$ Krone Sprunggeld. So vermiethete z. E. ein gewisser Backwell in der Gegend von Leicester, der einer der größten Viehwirthe in England ist, und gemästete Ochsen bis 1600 Pfund verkauft, ja sogar im Jahre 1789. an einen Fleischer in der Grafschaft Durham einen Ochsen für 110 Guineen verkaufte, der 2124 Pfund wog, auch deshalb von der Gesellschaft zur Unterstützung nützlicher Gewerbe in London eine Medaille über die beste und wohlfeilste Art, das Hornvieh fett zu machen, erhalten hat, im Jahre 1789. vorzüglich schöne und starke Schafwidder für eine Zeit von 6 Wochen zu 400, und im Jahre 1792. für 500 Pfund Sterling, und ließ sich für die Bedeckung eines Schafes von seinem Lieblingswidder 8 Pfund bezahlen.

Die feinste und beste Wolle fällt um Leinster in Herisord Shire, und pflegt diese Leinster Ore genannt zu werden, imgleichen in Darby Shire, auch um Catsworld in Glockstershire, und auf der Insel Wight in Hamshire, desgleichen auch um Canterbury, und ist ein- und zweischürig.

Erstere ist bei weitem theurer als die letztere, bringt aber dem Eigenthümer nicht solchen Nutzen, als letztere, da erstere nicht so ins Gewicht fällt, auch die Schafe von selbst viele davon verliehren. Man rechnet, daß $\frac{2}{3}$ der englischen Schafe zwei- und nur $\frac{1}{3}$ einschürig sind.

Der

Der Wollhandel und die Wollenmanufakturen, haben, so viel sich davon mit Gewißheit sagen läßt, erst mit dem 14ten Jahrhundert in England ihren Anfang genommen, und zwar vorzüglich durch die für Flandern so nachtheilig gewesene Aufrichtung der Handwerkszünfte, durch Legung einer hohen Accise auf die nothwendigsten Lebensmittel, wie nicht weniger durch den Krieg mit Frankreich, welcher alle Wollenweber in Flandern zum Aufstand brachte, so, daß die meisten sich nach Holland und England wandten, und daselbst diese Manufakturen einführten, die sich nachher bei der tirannischen Regierung des Herzogs Alba noch vermehrten. Zu welchen allen denn noch der Umstand hinzukam, daß um eben diese Zeit die Ausfuhr aller Wolle aus England auf einmal aufs strengste verboten wurde, und die Regierung den Ueberrest, der nicht im Lande verarbeitet werden konnte, an sich kaufte, und verbrennen ließ, wodurch jenen Fabrikanten auf einmal das Materiale entzogen ward. Daher wanderte z. E. im Jahre 1382. der größte Theil der Tuchmacher und Wollenarbeiter aus Löwen aus, ein Ort, der damals 4000 Tuchmachereien hatte, in welchen 15000 Menschen beschäftiget wurden, so, daß des Abends, wenn die Arbeiter nach Hause gingen, mit einer großen Glocke geläutet ward, damit die Mütter ihre Kinder von der Gasse holten, weil sie in dem Gedränge hätten ums Leben kommen können.

Schon im Anfange dieses Jahrhunderts soll England 12 Millionen Schafe gehabt haben, und hat dermalen gewiß mehr, von welchen alle Wolle im Lande bleiben soll, wovon aber eine Menge heimlich vorzüglich nach Frankreich ausgeführet wird. Um diese Ausfuhr zu verhüten, ist bereits im 9ten Jahre der Regierung Wilhelm des 3ten eine Akte gemacht worden, nach welcher alle Besitzer der Meierhöfe, die in Kent und Sussex nur 10 Meilen von der See, oder im Norden nur 15 Meilen von der schottischen Gränze liegen, drei Tage nach der Schur ein detaillirtes Verzeichniß der gewonnenen Wolle überreichen sollen. Nicht weniger sollen auch alle die, welche nicht weiter als 15 Meilen von der See wohnen, wenn sie die Wolle kaufen, hinlängliche Sicherheit stellen, daß sie dieselbe an Niemand verkaufen wollen, der zu nahe an der See wohnet; desgleichen soll alle versteckte und verschwiegene Wolle confiscirt werden.

Dieser Verordnung ungeachtet, wird nicht nur eine große Menge Wolle vorzüglich nach Frankreich, sondern auch mehrere 1000 Schafe werden dahin jährlich ausgeführt, bei welchen letztern gewöhnlich der Modus beobachtet wird, daß sie bei Nachtzeit mit Bewilligung des Verkäufers gestohlen werden, der, wenn die

Sache

Digitized by Google

Sache entdeckt wird, allenfalls auf die Käufer blind feuert, um auf diese Art der Strafe zu entgehen. Aus der englischen Wolle werden in Frankreich vorzüglich Tapeten, und diejenigen gewürkten Strümpfe verarbeitet, welche man daselbst bas de Bouchon nennt, welchen Namen sie daher erhalten haben, weil man die dazu erforderliche Wolle nach Frankreich in Packeten zusammengelegt und zusammengedrehet bringt, die der Gestalt nach fast denjenigen Strohwischen ähnlich sehen, welche die Franzosen Bouchons nennen, und deren man sich zum Abreiben der Pferde bedient.

Auf die englische folgt der Güte nach mit Recht die polnische Wolle, obgleich mehrere ihr einen wirklichen Vorzug absprechen wollen, vorzüglich wird indessen die dasige Lammwolle gesucht. Die polnische Wolle wird theils in Lissa, Baganova, Sdun, Rawitsch und Meseritz zu Tüchern verarbeitet, größtentheils aber auf den schlesischen Wollmärkten und zu Frankfurt an der Oder auf den dasigen Messen verkauft.

Eine Zeitlang war einmal die Durchfuhr der polnischen Wolle durch Schlesien ganz verboten, um dadurch den polnischen Kaufmann zu zwingen, sie dem Schlesier allein überlassen zu müssen. Dieser Zwang ward indessen durch eine preußische Verordnung vom 22ten Sept. 1788. wieder aufgehoben, und der Einfuhr- und Durchfuhr-Zoll derselben auf 1 schles. gr. 8 Pfenn. vom Stein gesetzt, unterm 22ten Aug. 1789. aber anderweitig erneuert.

Nach der polnischen kommt die französische Wolle. Diese wird von den Eigenthümern der Schafe gewöhnlich ungewaschen sofort nach der Schur verkauft, und heißt so in der französischen Kunstsprache: laine surge. Die ersten Käufer pflegen alsdenn gewöhnlich weiter nichts damit vorzunehmen, als daß sie solche waschen, und sortiren lassen, und hierauf in Ballen wieder verkaufen, weil die Fabrikanten sie lieber sortirt als unsortirt kaufen, indem sie in Absicht der sortirten Wolle mehr für Betrug gesichert sind.

Die beste französische Wolle fällt in der Niedernormandie vorzüglich um Valogne, Cotantin und Ponte Audemer, desgleichen auch um Bery Roussillon, Vanne Ides, Orleans, und überhaupt an beiden Seiten der Loire.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

18tes Stück.

Montag, den 2ten März 1795.

Einige Bemerkungen über die Wolle, Wollenmanufakturen, und Wollenhandel, in Aachen, Schlesien, und in einigen andern Gegenden Deutschlands, aufgesetzt im Jahre 1791.

(Fortsetzung.)

Durch eine französische Verordnung vom 9ten Mai 1699. ist der Verkauf der Wolle auf den Schafen, ehe sie geschoren sind, bei 200 Livres Strafe gänzlich verboten, und um den Preis derselben nicht durch Vorkäuferei unmäßig zu erhöhen, dürfen gleichfalls bei 1000 Livres Strafe nur wirkliche Kaufleute Wolle zum Wiederverkauf kaufen. Der erste Theil dieser Verordnung ward indessen noch in demselben Jahre und zwar unterm 2ten Jun. dahin erklärt, daß dieser Verkauf der Wolle auf den Schafen nicht vor dem Monat Mai erlaubt seyn solle, wohl aber vom Anfang des Mai's an, bis zur Schur, weil die Käufer alsdenn die Schafe besser reinigen, und sie besser waschen liessen, als die Eigenthümer der Schafe sonst thäten.

Nach der Berechnung des Lederstempels der Regie zu Paris, waren in Frankreich 1789. 4 Millionen Schafe geschlachtet. Gewonnen war in diesem Jahre für 30 Millionen Livres Wolle, und an fremder Wolle für 16400000 Livres eingeführt.

Ganz bestimmt anzugeben, in welchen Gegenden Deutschlands die beste Wolle fällt, ist dermalen wohl nicht gut mehr möglich, da man in mehreren einzelnen Staaten dieses großen Reichs seit etwa 20 Jahren angefangen hat, durch spanische und englische Schafe die einheimische Zucht zu veredlen.

Da nun bei dieser Veredlung der einheimischen Schafzucht keine Verbindung ganzer Kreise, nicht einmal einzelner Stände derselben, statt gehabt hat, sondern die Veredlung nur von einzelnen oft kleinen Landesherren für sich bewürkt ist, so findet man sehr oft in ganzen Kreisen, einen oder mehrere einzelne Theile desselben ausgenommen, eine schlechte Schafzucht,

wo jene, denn Käufer, Spinner und auch den Weber, über den Reisenden, der sonst auf dergleichen Gegenstände nicht achtet, auffallen müssen. Im Ganzen genommen ist indessen wohl die beste deutsche Schafzucht in Schlesien und Sachsen.

Man rechnete in Schlesien im Jahre 1779. 1,841,173 Schafe; in den folgenden Jahren verringerte sich aber dieser Viehstand beträchtlich, so, daß eine Zeitlang im Durchschnitt jährlich 4495 Stück Schafe weniger gehalten wurden, welche verringerte Anzahl vermuthlich aus der Verringerung der Viehweiden herrührte, welche durch die Ausrodung der Wälder und aus der bessern Benutzung des Ackerfeldes entstanden war.

Diese Verringerung der Schafzucht nahm dergestalt zu, daß die Zahl der Schafe sich nach der Winterzählung vom Jahre 1787. gegen die von 1786. um 24167 Stück, und gegen die vom Jahre 1784. um 53417 Stück gemindert hatte, daher denn der König glaubte, daß hierunter Mißbräuche obwalten müßten. Es ward daher unterm 9ten Oct. den Landräthen anbefohlen, darauf zu sehen, daß kein Dominium, welches die Schäfereigerechtigkeit hätte, und damals ausübte, seine Schäferei ohne Cammerconcession weder abschaffe noch vermindere, vielmehr sollten sie solche zur Vermehrung und Verbesserung ihrer Schafzucht zu ermuntern suchen. Die Cammer sollte solche Concessionen nur ertheilen, wenn die Schäfereien so klein wären, daß sie keinen Nutzen gewährten. Diese Verordnung hatte auch die Wirkung, daß, statt daß der Schafstand sich bisher verringert hatte, sich solcher nunmehro allmählig so vermehrte, daß derselbe im Jahre 1789. bereits über 2 Millionen, und im Jahre 1791. 4,261,133 Stück Schafe und Hammer betrug, wovon 1673112 Stein Wolle à 24 Pfund gewonnen wurden. Nach mehrern angestellten Versuchen, rechnet man bei der veredelten Schafzucht in Schlesien von 100 Stück 7½ bis 8 Stein Wolle.

Gewöhnlich sind die Schafe in Schlesien zweischürig, und werden nicht gemolken, auch zieht man die Sommerwolle, ob sie gleich etwas leichter ist, der Winterwolle vor. Sie ist aber im Allgemeinen sehr verschieden, je nachdem die Besitzer der Heerden viel oder wenig auf die Veredlung derselben verwandt haben, denn man findet oft in einem und demselben Kreise die feinste und gröbste Wolle, daher sich nach den Gegenden kein Unterschied der Güte angeben läßt.

Der Preis der Wolle ist von 5 bis 11 zu 12 Thl. für den Stein.

Obgleich der Höchstsel. König von Preussen so viel gethan hat, um die Schafzucht in Schlesien in Aufnahme zu bringen, so hat solche demungeachtet noch große Fehler, die sowohl dem Eigenthümer großer Schäfereien, als auch dem Fabrikanten, der die Wolle kauft, zum Schaden gereichen. Zu erstern gehört, daß die Schäfer gar keiner Policei und Aufsicht unterwor-

Digitized by Google

fen

sen sind, sie hintergehen daher mit allerley Betrug und Nachtheil die Eigenthümer der Heerden. Die Besitzer großer Heerden sehen sich daher genöthiget, um diesen Betrügereien nicht ausgesetzt zu seyn, die ganzen Heerden den Schäfern zu verpachten, indem diese sonst den Schafen die Wolle ausrupfen, die Wolle vertauschen, und andere Unterschleife begehen. Dies Verfahren hat aber für das Ganze den Schaden, daß, wo solche Verpachtungen eingeführet sind, auf gar keine Veredlungen der Schafe gedacht wird, indem weder der Verpächter noch der Pächter die Kosten tragen wollen.

Ein anderer Fehler, der vorzüglich den Käufer der schlesischen Wolle, also den Fabrikanten drückt, besteht darin, daß das Sortiren der Wolle nach dem Alter der Schafe, und nicht wie in Spanien nach den auf jedem Schafe befindlichen Sorten geschieht. Die schönste Wolle fällt in Schlesien im Namslauischen Kreise, in und um Dammer, woselbst auch der Stein Wolle in ordinairen Jahren mit 17 schlesischen Thalern oder 13 Thaler Louis d'or bezahlt wird.

Nicht allein fast alle Wolle, die in Schlesien fällt, sondern auch ein grosser Theil der pohlnischen Wolle, wird zu Schweidnitz, Strehla, hauptsächlich aber auf den beiden großen Wollmärkten, oder Wollschoaren zu Breslau, die den Montag vor Pfingsten und den Montag vor Michaelis einfallen, verkauft. In der Pfingstschaar wird die gewonnene Winterwolle, in dieser aber die Sommerwolle verkauft, welche allezeit theurer und auch schwerer am Gewichte ist, als die Winterwolle. Man rechnet, daß auf diesen beiden Schoaren jährlich 50000 Stein zu 24 Pfund verkauft werden. Bis zum Mittwochen Nachmittags um 4 Uhr darf kein Fremder auf diesen Märkten Wolle kaufen, sondern erst von der Stunde an bis zum Sonnabend.

Im Jahre 1786. waren auf dem Pfingstmarkte daselbst 24096 Stein verkauft, die Preise waren im schlesischen Gelde: schlechte Wolle 6½ bis 7 Thl., mittlere 8½ — 9 Thl., feine 10 — 12½ Thl., extra feine 13 bis 17 Thl. Auf dem Pfingst-Wollmarkte von 1789. wurden 37925 Stein 21 Pfund Wolle gebracht, wovon die schlechteste mit 9 — 10, die mittlere mit 10½ — 12½, die feine mit 13 — 14½, und die extra feine mit 15 — Thl. bezahlt wurde. Zum Urbani Wollmarkte zu Schweidnitz waren in diesem Jahre 8890 Stein eingegangen, von welchen 1140 Stein 15 Pf. ins Glatzische, 6339 Stein 9 Pfund ins Land, und 1410 im Orte selbst verkauft waren.

An Zoll und Accise wurden dafür 205 Thl. 7 gr. 6 pf. bezahlt. — Auf dem Markte zu Strelen hatten sich 4162 Stein befunden.

Ehemals ging nicht nur alle Wolle die in Schlesien gewonnen ward, sondern auch jährlich gegen 50000 Stein, die die Juden aus Posen nach Schle-

sen brachten, nach den Niederlanden, Aachen und Sachsen, der Hochselige König hat aber unterm 26ten Dec. 1776. nicht bloß die Ausfuhr, sondern auch die Durchfuhr gänzlich verboten, welches Verbot unterm 22ten August 1789. erneuert, und außerdem noch bekannt gemacht ist, daß den Juden der Handel mit schlesischer Wolle gänzlich verboten bleibt, und daß sie bei Unterschleifen mit Erlegung des doppelten Werths der Wolle, und nach vorhandenen Umständen mit Festungsbau und Verlust des Schutzes bestraft werden sollen. Jetzt soll daher alle Wolle in Schlesien verarbeitet werden. Es wird aber wohl nicht viel weniger als ehemals ausgeführt.

Außer Schlesien zeichnet sich von den preußischen Ländern noch die Mark Brandenburg in Absicht der Schafzucht und der Wolle, sehr vortheilhaft aus, und es ist unter den preußischen Fabrikanten noch eine bestrittene Frage: welcher Wolle der Vorzug einzuräumen sey? indessen ist solche auch in der Mark von verschiedener Güte. Die beste fällt um Teltow und Beeskow, und ist so wie überhaupt die beste märkische Wolle einschürig, die zweischürige, die auf der andern Seite der Havel vorzüglich fällt, ist bei weitem nicht so gut. In der Churmark mit Ausschluß der Neumark waren im Jahre 1780. 1.377.952 Schafe, wovon in der Altemark 156710, und in der Uckermark 251440 waren, von welchen in demselben Jahre 109197 Stein Wolle zu 22 Pfund gewonnen wurden. Zu Landsberg in der Neumark, ist der größte Wollmarkt in der Mark, hier galt die einschürige Wolle, die gewöhnlich 1 Thl. wohlfeiler als zweischürige ist, der Stein zu 22 Pfund

1761 u. 1762.	12 Thl.	— ggr.
1763.	10	—	16
1764.	4	—	10
1765.	3	—	—
1766.	3	—	4
1767.	4	—	4
1768.	4	—	2
1769.	4	—	4
1770.	5	—	—
1771.	4	—	4
1772.	4	—	14
1773 u. 1774.	5	—	12
1775.	6	—	4
1776.	5	—	—
1777.	4	—	20
1778.	5	—	4
1779.	5	—	—
1780.	4	—	4
1781.	3	—	4
1784.	4	—	6
1785.	5	—	—
1786.	6	—	12
1787.	7	—	—

Ueberhaupt rechnet man, daß in der Churmark dermalen 1,103,200 Schafe gehalten werden, auch ist hier die Ausfuhr der rohen unverarbeiteten Wolle verboten.

In Churſachsen ist die Güte und folglich auch der Preis der Wolle sehr verschieden, die beste fällt in der Oberlausenitz.

In

In Sachsen hat man die Schafzucht eigentlich erst in diesem Jahrhundert ins Große zu treiben angefangen, man hatte vorher zwar Schafe, allein nur sehr einzeln. Jetzt ist die Schafzucht daselbst so stark, daß wenn bei einem Hofe nur ein oder ein Paar Hundert Schafe gehalten werden, man solches keine Schäferei nennt, sondern mit dem Namen von Hausschafen belegt. Es giebt daselbst Dorf- und Bauerschäfereien, die über 2000 Stück Schafe halten, welches auch daraus zum Theil abzunehmen ist, daß auf dem Hauptwollmarkt von Sachsen, welcher zu Leipzig gehalten wird, meist alle Jahre mehrere Wolle am Gewichte von Bauerschäfereien kömmt, als die dahin gebrachte Churfürstl. Vorwerks- und Rittergutswolle beträgt.

Die verbesserte Schafzucht schreibt sich erst nach dem siebenjährigen Kriege her. Im Jahr 1765. ließ der Churfürst 207 Stück Schafe und Böcke nebst einigen Hirten aus Spanien kommen, und solche auf die herrschaftlichen Schäfereien zu Stolpe und Hohenstein vertheilen, die sich auch hier vortreflich hielten. Aus diesen beiden Vorwerken wurden den übrigen Landesschäfereien auf Churfürstlichen Befehl Böcke gegeben, auch eine besondere Deputation niedergesetzt, um über die inländischen Schäfereien die Aufsicht zu führen, und für die Veredelung derselben zu sorgen. Diese Commission fand nun, daß die einheimischen Schäfer bei Behandlung der Schafe eine ganz verkehrte Methode befolgten, die zum größten Ruin der Schafe gereichte. Um dieses Uebel mit der Wurzel auszurotten, und die einländischen Schäfereien nach und nach mit geschickten Schäfern zu versehen, ward im Jahre 1768. auf dem Vorwerk Hohnstein eine eigene Schäferschule errichtet, in welcher jedesmal 6 junge Schäferknechte, welche nach Verlauf eines, oder nach Beschaffenheit der Umstände, von zwei Jahren, von andern abgelöset werden sollten, unterrichtet wurden. Diese erhielten nebst freiem Quartier und Kost, wie solche das übrige Gesinde erhielt, freien Unterricht in allem was bisher mit gutem Erfolg bei der Wartung der Schafe angewandt war.

Diese Vorkehrungen hatten auch den glücklichsten Erfolg, und viele Güterbesitzer legten sowohl in Churfachsen als auch in den übrigen zum obersächsischen Kreise gehörenden Ländern, sich mit großem Eifer auf die Veredlung der Schafzucht. Unter diesen zeichnen sich der Besitzer des Ritterguts Frankenhausen bei Krimmitschau ganz vorzüglich aus. Dieser, der Cammerrath Oehler in Krimmitschau, der mit gar keinem eigenen Vermögen, sondern bloß durch den Werth einer in England für die Beantwortung einer Preisfrage, wegen des Perill Drucks erhaltenen Prämie, seine Geschäfte, nemlich eine Tuchfabrik anfing, hat es durch Fleiß und unverdrossene Thätigkeit dahin gebracht,

Digitized by Google

hracht, daß ihm nicht nur die größte sächsische Fabrik, nemlich die zu Krimmitschau gehört, sondern er auch Besitzer eines weit über den Werth von 100,000 Thl. sich belaufenden Guts ist, und daß auf diesem Gute die beste Wolle in ganz Sachsen erzielt wird. Seine Art zu verfahren ist daher in ganz Sachsen bei der Schafzucht zum Muster angenommen, und er hat sich deshalb zu mehreren malen genöthigt gesehen, um der vielen Privatanfragen und Beantwortungen entübrigt zu seyn, solche mit den kleinsten Umständen öffentlich bekannt zu machen. Seine ganze Schäferei besteht nemlich lediglich aus veredeltem Vieh, das wirklich, wie man als Augenzeuge versichern kann, äußerst schön ist. Kein Stück ist in derselben zu finden, das in der Jugend von Futtermangel, Krankheit und Gebrechen verputet ist. und eben so wird auch alles matte und dürftige Vieh, jedes Jahr weggeschaft. So lange wie es die Witterung einigermaaßen erlaubt, wird das Vieh ausgetrieben, und bleibt in freier Luft, jedoch wird nach einer genauen auf Erfahrung sich gründenden Berechnung kein Stück mehr gehalten, als die Weide verstattet. Weder Schäfer noch Knechte, dürfen selbst Vieh halten, so wie auch überhaupt kein fremdes Vieh in der Heerde aufgenommen wird. Jene stehen auf Lohn, um sie jedoch einigermaaßen bei der Sache interessirt zu machen, erhalten sie gewisse Procente von dem Werthe der gewonnenen Wolle, allein auch diese nicht in natura, sondern am Gelde, um alle Betrügereien zu vermeiden.

Die Schafe werden sehr gut gefuttert, und erhalten kein Stroh, sondern bloß dürren Klee, Heu und Grummet den ganzen Winter hindurch. Dabei wird das Vieh sehr reinlich gehalten, und in den Ställen wird die Ausdünstung des Viehes und des Mists nach Möglichkeit abgeführt. Die Decke des Stalles ist sehr dicht gedielt, um zu verhindern, daß theils der Dunst in das über demselben liegende Futter ziehe, theils daß die Wolle nicht von oben herab futterig und unrein wird, welches bei bloß mit Latten belegten Böden unvermeidlich ist. Durch diese Decke gehen bis zum Giebel hinauf von Brettern geführte Essen, die den Dunst abführen. Auch wird durch einen sehr einfachen Mechanismus verhindert, daß die Schafe sich beim hastigen Abziehen des Futters aus der Raufe nicht selbst futterig machen können.

Der Hauptwollenmarkt für Sachsen, ist zu Leipzig, es giebt aber deren an mehreren Orten, und werden deren noch beständig welche, so wie es die Umstände erfordern, angelegt, so wie denn noch im Jahre 1787. eine zu Ohschatz angelegt ist. In Leipzig ist die Wolle nach authentischen Nachrichten seit 24 Jahren zu folgenden Preisen verkauft.

Aus

	Aus der Leipziger Gegend		Aus dem Meißnischen Kreise		Aus dem Erzgebirg.		Aus der Oberlausitz.		Aus der Niederlausitz.		Aus dem Churkreise		Aus dem Vogtlande.	
	thl.	gr.	thl.	gr.	thl.	gr.	thl.	gr.	thl.	gr.	thl.	gr.	thl.	gr.
1767.	5,	20—6,	5,	20										
1768.	4,	16—6,	4,	14—6,	6,									
1769.	4,	20—6,	12	5, 12—6,	4,	9— 6,	6,	4—8,	18	6,		4, —4,	20	
1770.	6,	—6,	16	6, 8—7,	3,	18— 4,	8,	2—10,				5,	12—6,	
1771.	4,	16—6,	12	4, 20—6,	6		7,	12				5,		
1772.	5,	8—6,	12	5, 15			6,	7				5,	6	
1773.	6,	12—7,	4	7, 12	4,	—7,	8,	12				6,	2	
1774.	6,	12—12,		6, 8—7,	12	9,	9,			8,	—8, 12		7,	—9,
1775.	7,	12—9,		8, —8,	20	7,	8,	12—9,	12	8,		6,	12—7, 8	10,
1776.	7,	12—		8, 8—10,			9,	—12,		8,	—9,	6,	12	9,
1777.	6,	12—7,		6, 18		7, —11,	8,			6,	6			6, 8
1778.	5,	12—7,	12	7,		7, 20	8,	—9,				6,	12	5, 18—6, 12
1779.	6,	6—7,	8	6, 20			8,	16—12,						
1780.	5,	18—6,	10	5, 20—6,	18		8,	—9,	½			5,		
1781.	5,	9—7,		5, 10—6,	8		7,	12				4,	18	
1782.	5,	6—6,	20	7,			9,	8		7,	16	5,		5, 8
1783.	6,	—8,		5, 12—6,	18		7,	12—11,		8,		5,	7—7,	
1784.	6,	—7,		10, 12			8,	12—10,	18			6,	—6, 12	
1785.	6,	12—8,	12	7, —8,		5, 6—7, 6	10,	16—13,				6,	—6, 21	
1786.	7,	—8,	8	11,			8,	—13,	12			6,	18—7, 12	
1787.	6,	12—8,		7, 16—8,	16		9,	12—12,				6,	12—7, 8	
1788.	7,	6—8,	16	6, —7,	16							7,	—8,	
1789.	7,	12—8,	20	7, 12—8,								7,	8—8, 6	
1790.	7,	12—8,	20	8,			10,	12				6,	12—7, 9	7, 18—8,

Digitized by Google

Der Absprung am Preise zwischen einerlei Wolle, rührt daher, daß die schlechte Landwolle, die beste aber veredelte gewesen ist.

Aus der Hand darf in Sachsen gar keine Wolle verkauft werden, sondern sie muß auf die Wollmärkte gebracht, und auf den öffentlichen Wagen vorher gewogen werden; letzteres geschieht jedoch, wenn die Wolle für Fabrikanten bestimmt ist, oder an sie verkauft wird, umsonst.

Die Ausfuhr aller Bürger- Bauren und Schäferwolle, ist nach einer Verordnung vom 15ten September 1750. bei Strafe des Verlusts der Wolle, oder da solche bereits exportirt ist, des Werths derselben verboten, nicht weniger ist mehrere male und namentlich unterm 24ten Dec. 1776. verordnet, daß beim Verkauf der Wolle bescheiniget werden muß, daß sie lediglich auf die Märkte in die Städte zum öffentlichen Verkauf gebracht ist.

Von jedem Stein Wolle der auf diesen Märkten verkauft wird, müssen 6 Pfennig vom Thaler Handlungsaccise entrichtet werden; von dieser Accise sind jedoch die Tuchmacher, wenn sie einer dem andern Wolle überlassen, als welches auch nur auf öffentlichen Märkten geschehen darf, frei.

In ältern Zeiten war in Churfachsen die Ausfuhr der Wolle von den herrschaftlichen Vorwerken, desgleichen von den Kammer- und Rittergütern, sobald kein Fabrikant sie kaufen wollte, als welchen ein Vorkauf zusteht, ganz frei; im Jahre 1765. ward aber die Ausfuhr in die Länder, in welchen kein Reciprocum beobachtet ward, gänzlich verboten, und auf die Ausfuhr in diejenigen auswärtigen Lande, in welchen die Ausfuhr der Wolle nicht verboten war, ein sogenannter Grenzzoll von 6 ggr. vom Stein gelegt. Diese Verordnung besteht auch noch beständig, ausser daß seit dieser Zeit, und zwar unterm 21ten December 1776. auch die Ausfuhr der Wolle nach Böhmen und Oesterreich erlaubt ist, wenn ausser einem Grenzzoll noch ein Ausgangskompost von 9 ggr. 6 pf. vom Steine entrichtet wird, da ein gleiches auch in Böhmen und Oesterreich geschieht.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

19tes Stück.

Freitag, den 6ten März 1795.

Tagebuch einer Reise von dem militairischen Posten Anupesheer gegen die Schneeberge von Serinaghur, im Jahre 1789. a).

Nachdem wir uns einige Tage in Coadwar Ghaut aufgehalten hatten, um für uns Bergpalankins, oder Champuals, und zum Tragen unsers Gepäckes eine gehörige Anzahl von Bergbewohnern zusammen zu bringen: so traten wir am 22ten April unsere Reise gegen Serinaghur an. Unsere eigenen Bedienten waren nicht dazu gemacht, mit schweren Lasten die steilen und rauhen Gebirge zu erklettern, von welchen wir wußten, daß wir sie auf unserer Reise antreffen würden.

Der Anfang unserer Reise ging vorzüglich in oder an dem Bette des Koah Nullah fort. Von Zeit zu Zeit setzten sich uns steile Felsen entgegen, denen wir zur Linken oder Rechten ausweichen mußten, ohne uns jedoch jemals weit von diesem Flusse zu trennen. Der Koah Nullah läuft in einem engen und krummen Bett, stürzt sich von einem Felsen auf den andern, und bildet sehr oft Wasserfälle von 8 bis 10 Fuß. An manchen Stellen zieht sich der Fußsteig an hohen Felsenwänden fort, und wird so schmal, daß das Gehen äußerst gefährlich wird. Nichtsdestoweniger trugen unsere gemietheten Bergbewohner ihre Lasten mit der größten Zuversicht und Leichtigkeit fort. Wir machten am ersten Tage nicht mehr, als zwölf (englische) Meilen, und kamen erst um ein Uhr Nachmittags in dem Dorfe Jageanah an, wo der ermüdete Reisende fast nichts findet, womit er sich erquicken oder stärken könnte.

Am 23ten setzten wir unsere Reise mit Tages Anbruch fort, und kamen nach Duay oder Doway. Der Weg lief noch immer in oder an dem Bette des Nullah fort, war aber viel bequemer, als am vorhergehenden Tage. Manche Hügel und Felsen an den Seiten

a) Aus dem Indis Repository. Calcutta 1790. 8. p. 172. & seq. Anupesheer liegt unter dem 28½° und Serinaghur unter dem 30° 10′ der Breite: beide am Ganges.

Digitized by Google

ten des Flusses waren ziemlich angebauet. Die angebaueten Stellen bestanden aber nur in schmalen Streifen, die terrassenmäßig über einander lagen, und durch Mauern von zusammengelegten Steinen gestützt waren. Bisweilen stiegen solche Terrassen von dem Fuße von Hügeln bis an ihre Spitze hinan, welches in einer gewissen Entfernung einen seltsamen Anblick gewährte. Die reiche Ernte, welche die Einwohner gerade damals einsammelten, bewies die Fruchtbarkeit des zwar nicht tiefen, aber ergiebigen Erdreichs. Viele kleine Dörfer, welche über die Hügel zerstreuet waren, gaben der Landschaft Leben und Schönheit.

Wir fanden an diesem Tage die europäische Tanne, und was keiner von uns Reisenden bis dahin in Indien gesehen hatte, die gemeine Nessel, welche die Einwohner sehr passend Scorpiongras nannten. Wir machten noch eine Entdeckung, welche uns in der Folge wichtiger wurde, als Anfangs. Wir fanden nemlich eine kleine gelbliche Frucht, die in Rücksicht auf Größe und Gestalt den Himbeeren nicht unähnlich war, aber in Ansehung des Geschmacks mehr den Walderdbeeren glich. Diese Frucht wuchs auf Gebüschen, die drei bis sechs Fuß hoch waren. Wir trafen eine große Menge davon an, als wir weiter fortreiseten, und erfreischten uns während unserer ganzen Reise jeden Tag damit. Aller Wahrscheinlichkeit nach bringt die Natur hier einen großen Schatz von Gewächsen hervor, die den Botanisten bisher unbekannt sind. Wir gaben nur auf solche Pflanzen und Bäume Acht, die uns auf unserm Wege aufstießen.

Am 24ten verließen wir Doway um 5 Uhr, und nachdem wir über den Koah Nullah, der hier nur ein kleiner Strom ist, gesetzt hatten: so fingen wir an zu steigen, welches anderthalb Stunden dauerte. Einige Anhöhen, über welche wir kamen, waren steil und schwierig. Dann gingen wir eine halbe Stunde bergunter, worauf der Weg beinahe horizontal an der Seite einer Gebirgskette weglief, bis wir Burrowleah, ein mittelmäßiges Dorf, erreichten. Von hier aus senkte sich der Weg abermals niederwärts, bis wir durch einen langen und steilen Pfad an die Ufer des Ram Gungah, hier Rahee genannt, kamen. Wir setzten durch den Fluß, der unsern Trägern nur bis an die Knie ging, und lagerten uns bei dem Dorfe Belkate auf einer angenehmen Anhöhe unter dem Schatten eines Mangohains, ein Baum, der in diesen gebirgigen Gegenden sehr selten ist.

Die heutige Tagereise war nicht wenig ermüdend. Die Steilheit der Berge, und die schmalen Fußsteige, die an fürchterlichen Abgründen herliefen, zwangen uns, den größten Theil des Weges zu Fuße zu machen. Unsere Ermüdung wurde aber durch die Größe und Erhabenheit der Aussichten, welche sich uns darboten, mehr

Digitized by Google

mehr als belohnt. Die Häupter der meisten, und die Seiten von manchen Bergen, waren mit der stolzen Tanne, und der majestätischen Eiche besetzt. Die Tannen waren sehr hoch und dick. Allein, wir sahen keine Eichen von ungewöhnlicher Größe. Unterdessen waren sie stark genug, um als Bauholz gebraucht zu werden.

In einigen Tempeln, welche wir besuchten, fanden wir Rittersporn von verschiedenen Farben, Levcojen, Jasmin, und eine Menge von andern uns unbekannten Blumen. Manche unter den letztern hatten so fantastische Formen, und so außerordentlich schöne Schattirungen, dergleichen die wärmste Einbildungskraft eines Botanikers kaum erdichten, oder zusammensetzen kann.

Wir reiseten vor vielen Dörfern vorbei, die mit kleinen Streifen von angebaueten Ländereien umgeben, und durch kleine Wasseradern getränkt wurden, welche aus den Seiten der Berge hervorquollen. Zwischen zwei solchen Sträuchen schlugen wir auf einem Abhange unser Zelt auf. Von diesem Platze hatten wir zwei romantische Prospekte auf die umliegenden Berge, von deren Spitzen man, wie wir hier hörten, bei klarem Wetter die Schneegebirge sehen kann. Ganz heiteres Wetter hatten wir aber noch nie, seitdem wir zwischen den Gebirgen reiseten.

Am 25ten brachen wir wieder mit dem frühen Morgen auf. Wir fingen gleich an zu steigen, und waren in einer halben Stunde auf der obersten Höhe des ersten Berges, welchen wir vor uns hatten. Von hier ging es bald bergab, bald wieder bergan, bis wir an den Fuß eines andern Gebirges kamen, zu dessen Ersteigung wir eine ganze Stunde brauchten. Oben war eine mäßige Bergfläche, die uns wieder an den Fuß eines noch weit höhern Berges brachte, welchen wir mehr hinan krochen, als hinan gingen. Von dem Gipfel dieses Berges kamen wir an einen steilen Abhang, und langten in ungefähr zwanzig Minuten in Notan, oder Nytan, an, welches beinahe in der Mitte zwischen dem Gipfel und dem Fuße des Berges liegt. Auch an diesem Tage waren die Wege meistens so schmal, und steil, daß wir uns unserer Chamspuals nicht mit Sicherheit bedienen konnten. Fichten sahen wir nur in großer Entfernung. Im Städtchen selbst standen zwei große Wallnußbäume, welche die ersten waren, die uns in diesen Gegenden vorkamen. Beide Bäume waren mit halbreifen Früchten beladen.

Die Stadt Notan erhält ihr Wasser aus einer Bergquelle, die durch eine roh gearbeitete steinerne Röhre in die Stadt geleitet wird, und dann in ein geräumiges steinernes Becken fällt. Dies erste Becken fließt über, und ergießt sich in ein anderes, aus welchem man das Vieh tränkt. Das Hornvieh in diesen Gebirgen ist nur klein, und nicht zahlreich. Ungeachtet es besser behalten schien, als in

Digitized by Google

den Ebenen, so fanden wir doch die Milch sehr mittelmäßig.

So lange und steil wir bisher bergan gegangen waren, so schien es doch noch immer, als wenn wir in einer großen Tiefe wären, so bald wir unsern Blick auf die ungeheuren Gebirge warfen, welche wir vor uns hatten, und die ihre Häupter um desto mehr zu erheben schienen, je weiter wir gegen Norden kamen. Das trübe Wetter entzog uns noch immer die Aussicht in die Schneegegenden, ungeachtet die Kälte der Luft uns fühlen ließ, daß wir ihnen nahe waren. Einige von unserer Gesellschaft bekleideten ihre dicken Ueberröcke bis nach neun Uhr an. Gegen Mittag fing es an zu regnen, und zu hageln. Kleine Regenschauer fielen auch noch den Nachmittag, und die folgende Nacht. Am nächsten Morgen klärte es sich wieder auf.

Als wir den folgenden Tag unsere Reise fortsetzten, so fanden wir in den drei ersten Stunden ein viel bequemeres Bergangehen als den Tag vorher. Dann kamen wir auf den höchsten Punkt des unermeßlichen Gebirges, welches wir erstiegen hatten, und hier erhielten wir auch den so lange gehofften Prospekt der Schneegegenden, der uns gleich neu und groß war. Die Spitzen der Schneeberge waren ziemlich hell. Einige dunkle Wolken, die gegen ihre Mitte, und bis zu den bewaldeten Bergen herabhingen, erhöhten noch die Größe dieses Schauspiels.

Von dieser Höhe stiegen wir ungefähr eine halbe Stunde herab, und kamen gegen Mittag nach Tuckannonstah, einem sogenannten Pucka, oder Chonkrie, d. h. einem Gebäude, das für Reisende erbauet war, und fünf Abtheilungen hatte. Der Platz dieses Gebäudes ist nicht gut gewählt; denn man findet auf einer ganzen Meile in der Runde kein Wasser.

Die Aussichten dieses Tages waren äußerst malerisch. Manche Anhöhen waren mit Tannen bekränzt. Am gemeinsten aber waren in diesen Gegenden die sogenannten Braßbäume, die eine gewisse Aehnlichkeit mit den Ulmen haben, und mit einer großen Menge von rosenartigen Blumen von dunkler Scharlachfarbe geschmückt sind. Wir fanden auch Schierling, und eine Art von Schilf, aus welchem in England Körbe gemacht werden. Das Thermometer stand Nachmittags in der Sonne auf 59 Graden.

Am 27ten brachen wir wieder Morgens um halb fünf auf. Ein Fußsteig führte uns in mancherlei Krümmungen auf einen Berg, der vor uns, oder gegen Norden lag. Der Anblick einer unermeßlichen Kette von Schneebergen, welchen wir oben erhielten, übertraf alle unsere Hofnungen, und läßt sich durch keine Beschreibungen ausdrücken. Die Sonne ging gerade auf, als wir den Gipfel des Berges erstiegen; und die Sonnenstrahlen, welche auf die zahllosen Reihen und Spitzen von Schneebergen fielen, brachten die schönsten

Wirkungen hervor, welche man von dem Spiel von Licht und Schatten nur erwarten kann. Wir zählten von unserm Standpunkte aus ganz deutlich sieben Reihen von bewaldeten, oder nackten Vorgebirgen, und über alle diese Reihen von Vorgebirgen schienen die Schneegebirge eben so hoch hinaus zu steigen, als die Höhe der Vorgebirge von ihrem Fuße bis zu ihren Gipfeln betrug. Nachdem wir die erhabene Scene vor uns mit Bewunderung und Staunen so lange betrachtet hatten, als es uns die aufsteigenden Dünste erlaubten: so gingen wir den Berg, auf welchem wir gestanden hatten, hinab, und erhielten keine ähnliche Aussicht wieder, bis wir auf denselbigen Punkt zurückkamen.

Wir brauchten beinahe vier Stunden zu, bevor wir den Fuß des Berges erreichten. Hier fanden wir uns in einem langen Thale, wo die Hauptstadt der Provinz Serinaghur liegt. Wir sahen auf unserm Wege Farrenkraut, Feldrosen und Schwarzdornen, welche weiße und gelbe Blumen trugen. Die letztern wachsen besonders auf den Hügeln, die in großer Abwechselung über die Seiten der Berge hingeworfen zu seyn schienen.

Die meisten Berge und Hügel, über welche wir kamen, oder die wir nur erblickten, waren kegelförmig, oder keilförmig gestaltet, und nur wenige hatten oben Flächen von einiger Bedeutung. Die Thäler waren im Durchschnitt so schmal, daß wir von Ghaut bis Serinaghur kaum eine Ebene fanden, welche tausend Mann hätte fassen können.

Die Einwohner von Serinaghur sind im Ganzen starke und gut gemachte Menschen, welche sich von ihren Nachbaren in den Ebenen durch ihre Farbe wenig unterscheiden, die vornehmsten Familien ausgenommen. Die Weiber sind meistens klein, und nicht schön. Die Häuser sind alle von Steinen gebauet, inwendig übertüncht, und mit Steintafeln gedeckt. Sie haben ein reinliches und bequemes Ansehen. Jedes Haus hat ein zweites oder oberes Stockwerk; denn in der Regenzeit stürzen die Flüsse und Bäche so furchtbar von den Bergen zusammen, und überschwemmen alles so sehr, daß es nicht sicher ist, an der Erde zu wohnen. Gewöhnlich also enthält der untere Theil der Häuser die Ställe für das Vieh, und das Ackergeräth.

Alle unsere Begleiter wunderten sich darüber, daß wir auf der ganzen Reise keinen Hasen, und nur wenige Vögel sahen. Den Tag vor unserer Rückkunft nach Ghaut, begegnete uns ein Elendthier, welches wir ersetzten.

Die Flüsse haben eine große Mannichfaltigkeit von vortreflichen, aber nicht von großen Fischen. Man sieht eine Menge von kleinen Mühlen von einfacher, aber doch glücklicher Erfindung, die von kleinen Wasserströmen getrieben werden, welche man aus den benachbarten Flüssen mit wenig

wenig Kunst und Mühe hingeleitet hat. Diese Mühlen machen der Industrie des Landmanns Ehre, und belohnen seine Arbeit reichlich. Eine der kleinen Mühlen soll, wie man uns sagte, täglich sechs Körbe Getreide mahlen, wenn die Ströme nur mäßig stark sind. In der Regenzeit müssen sie viel mehr liefern können. Die erste dieser Mühlen fanden wir zu Hurdwar b).

Wir kamen gegen Mittag in Serinaghur an, wo wir den Wakil, oder Verweser fanden, welcher an den Rajah abgeschickt worden war, um unsere Ankunft in seinem Gebiet anzumelden. Man wies uns einen Garten in einer der Vorstädte an, wo wir unsere Zelte aufrichten konnten. Serinaghur liegt an der südlichen Seite des Ganges, welcher von hier bis Hurdwar fast immer westwärts läuft, und ist von dem letztern Orte etwa 40 Meilen entfernt. Die Breite von Serinaghur ist 30° 10′.

Die Stadt war vormals viel beträchtlicher, als sie jetzt ist, indem der größere Theil derselben, welcher am niedrigsten lag, durch eine außerordentliche Ueberschwemmung des Ganges im Jahre 1785. zerstöhret wurde. Vor dieser Fluth war sie eine Meile lang. Allein, wegen des engen Thals, worin sie liegt, konnte sie nie sehr breit seyn.

Als Hauptstadt einer Provinz, nimt sich Serinaghur nicht besonders aus. Der Pallast des Rajah ist sehr verfallen, und unterscheidet sich von andern Gebäuden bloß durch eine hohe steinerne Mauer, welche drei Reihen von Schießlöchern hat. Manche der benachbarten Häuser übersehen und beherrschen die Wohnung des Rajah.

An der entgegengesetzten Seite des Flusses, liegen drei kleine Dörfer, deren weiße Häuser mit den schwarzen Felsen hinter ihnen einen angenehmen Contrast machen. Der Ganges ist bei Serinaghur in der trockenen Jahrszeit nicht über 150 Ellen breit. Die vielen Felsstücke in dem Bette dieses Flusses, machen ihn durchaus unschiffbar.

Am Abend unserer Ankunft erhielten wir einen Besuch vom Rajah. Dem äußeren Ansehen nach, war er nicht über zwei und zwanzig Jahr alt, und sehr zart, oder vielmehr weibisch vom Körper und Gesicht. Er wurde von seinem Bruder, und mehrern Personen seines Gefolges begleitet. Die tiefe Ehrfurcht, welche die asiatischen Fürsten gewöhnlich von ihren Unterthanen erwarten oder verlan-

b) Hier zeigt es sich, daß in dem Tagebuch eine Lücke, oder daß etwas ausgelassen worden ist. Denn im Vorhergehenden geschieht gar keine Meldung davon, daß die Reisegesellschaft über Hurdwar gegangen war. Anmerkung des englischen Herausgebers.

Digitized by Google

verlangen, wurde der Rajah nicht bewiesen. Nur einige seiner Begleiter waren gut gekleidet, und zugleich drängte sich mit ihm ein Pöbelhaufe in das Zelt, der, ohne sich um den Rajah zu bekümmern, unser Gespräch häufig durch lautes Reden und Schreien unterbrach. Wir hörten unterdessen bald, daß die Zeit unserer Ankunft nicht glücklich, und unsern fernern Absichten nicht günstig sey. Es war nemlich zwischen dem Rajah, welcher uns besuchte, und dem Rajah von Almerah ein Krieg ausgebrochen, von welchem wir vorher nichts wußten. Da der erstere hörte, daß wir uns seiner Residenz näherten, so faßte er die gewisse Hoffnung, daß wir ihm zu Hülfe kämen; und diese Nachricht hatte er durch sein ganzes Gebiet ausgebreitet. Anfangs wollte er es nicht glauben, daß wir in einer andern Absicht hergekommen seyen. So bald er aber vom Gegentheil dessen, was er vorausgesetzt hatte, überzeugt war: so versuchte er ein jedes Kunststück, um uns in seinem Lande fest zu halten. Dieser Umstand veranlaßte uns, schneller abzureisen, als wir uns vorgenommen hatten.

Wir erfuhren durch die übereinstimmenden Zeugnisse vieler Personen, welche da gewesen waren, daß die erste Kette von Schneebergen nur sechs Tagereisen von Serinaghur entfernt ist. Um desto mehr verdroß es uns, daß wir nicht hinkommen konnten. Die politische Lage des Landes machte eine solche Reise bedenklich, wo nicht unmöglich.

Wir blieben vier Tage in Serinaghur, und reiseten dann ab, nachdem wir viele Schwierigkeiten, welche der Rajah uns in den Weg legte, überwunden, und so viele Leute, als wir für unser Gepäck brauchten, erhalten hatten.

Wir kehrten auf demselbigen Wege zurück, den wir hinwärts genommen hatten. Da wir auch an denselbigen Orten Halte machen mußten, so würde das Tagebuch der Rückreise weiter nichts, als eine Wiederholung des schon Gesagten seyn. Ungeachtet der Kutwouil die Namen aller derer, welche wir miethten, mit großer Förmlichkeit aufgeschrieben hatte: so verließen uns doch Manche unterweges. Was auch die Eingebohrnen auf unserer Hinreise von uns gedacht haben mogten, so ist gewiß, daß ihr Betragen auf der Rückreise ganz anders, als vorher war. Auf der Hinreise fanden wir allenthalben die größte Bereitwilligkeit, uns zu dienen. Auf der Rückreise erfuhren wir gerade das Gegentheil. Im ersten Fall schickte der Rajah uns einen Wakil entgegen, um alles zu unserer Ankunft vorzubereiten. Da er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, so hatte auch seine Höflichkeit ein Ende. Wir erlebten auf der Rückreise manche demüthigende oder Bekümmerniß erregende Vorfälle, die ich mit Stillschweigen übergehe. Am fünften

Tage

Digitized by Google

Tage unserer Abreise von Serinaghur fanden wir einen Kirschbaum mit vielen halb reifen Früchten. Nach den Steinen zu urtheilen, waren die Kirschen denen sehr ähnlich, welche man in England Kentkirschen nennt. Am sechsten Tage langten wir in Coadwar Ghaut an, wo wir unsere Bediente, Pferde, u. s. w. zurückgelassen hatten.

Vorschlag, durch die Theurung des Zuckers veranlaßt.

Bei den steigenden Preisen des aus Zuckerrohr bereiteten Zuckers, mögte es wohl eine sehr nützliche und patriotische Speculation werden, wenn in Zeiten auf ein Surrogat gedacht würde, wodurch, wenigstens in der Folge, unsere bisherige Abhängigkeit von den Ländern, welche uns dieses kostbare, und doch fast unentbehrliche Produkt liefern, vermindert, und endlich ganz aufgehoben werden könnte. Es ist außer Zweifel, daß dieser Zweck durch Anziehung des Ahornbaums erlangt werden kann. Besitzen wir gleich den eigentlichen Zuckerahornbaum noch nicht, wovon in Brissot's *Nouveau voyage dans les Etats-unis de l' Amérique* bemerkt wird, daß er Zucker giebt, welcher dem besten aus Zuckerrohr verfertigten gleich kömmt; so wächst doch der gemeine weiße Ahornbaum (*Acer.*) in unserm Klima und Boden recht gut, und man kann aus demselben, wenn er im Frühjahre angebohrt wird, eine Menge süssen Saftes abzapfen, welcher durch Einkochen und gehöriges Bereiten, einen sehr brauchbaren Zucker liefern wird. Ein gar nützliches Werk dürfte es also seyn, wenn Jemand in diesen Blättern sowohl vom Anziehen des Ahornbaums, als auch von dem Gewinnen des Zuckers aus dem Safte desselben, eine deutliche und der Absicht entsprechende Anweisung geben wollte. Ich fordere durch Gegenwärtiges dazu auf, und bemerke nur noch, daß über die Art, wie in Nordamerika Zucker daraus bereitet wird, in dem XIIIten Bande der Schriften der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften, S. 149. ꝛc. eine Abhandlung des Professor Kalm's zu finden ist.

Geschicktere wie ich, werden daraus, und aus andern, ihnen vielleicht bekannten Hülfsmitteln, hinlängliche Nachrichten hierüber sammeln, und durch deren Bekanntmachung sich um das allgemeine Beste sehr verdient machen können.

E. S.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

20tes Stück.

Montag, den 9ten März 1795.

Beitrag zur Beschreibung der syrischen Seidenpflanze.*)

Die syrische Seidenpflanze, auch Apocynum syriacum genannt, und die Eigenschaft derselben wurde mir 1778. genau bekannt. Damals erhielt ich von meinem Correspondenten aus Würtemberg, als Fabrikant und Färber, umständliche Nachricht von der Pflanze und deren Zubereitung bis zur Färberei, so wie auch Seide, Garn, und Stengelflachs. Im folgenden Jahre verlangte ich Saamen oder Wurzeln, allein mein Freund war zu früh gestorben. Im Jahre 1793., als einige hiesige Mitglieder der ökonomischen Gesellschaft von dem Herrn Professor Borowski zu Frankfurt an der Oder 100 ausländische Saamensorten zur Probe verschrieben, fand sich auch darunter der Saame der syrischen Seidenpflanze, die unsere Aufmerksamkeit rege machte. Zwar ist sie in andern Orten Deutschlands nicht unbekannt, der Herr Hofrath Gleditsch hat schon 1747. Waare davon verfertigen lassen, auch in Frankreich hat gleich nach dieser Zeit la Rouviere dem Könige von Frankreich ein Stück Manschester davon übergeben, so wie Hr. Friese, besonders der Herr Stadtdirector Schnieber in Liegnitz in diesen letzten Jahren die Kultur im Großen betrieben, und jährlich 600 Pfund Seide gezogen hat, die zu 12 ggr. das Pfund, 300 Thl. austrägt, indem ich den Preis zu 16 ggr. für die Fabrikanten zu hoch finde.

Um die Pflanze auch bei uns einzuführen und zur Kultur zu empfehlen, hat die hiesige Königl. hochlöbl. Cammer auch unserer Gesellschaft einige Exemplare, bestehend in einem Extrakt

*) Im 4. 5. 6. und 7ten Stück des hannöverischen Magazins vom vorigen Jahre ist den Lesern schon ein praktischer Aufsatz des Herrn Rathsdirector Schnieber zu Liegnitz über diese merkwürdige Pflanze mitgetheilt. Da sich schon mehrere unserer Landsleute mit dem Anbau derselben beschäftigen, so wird es diesen hoffentlich nicht unangenehm seyn, auch gegenwärtigen Beitrag zu jener Abhandlung, die Hrn. Müller in Hamm zum Verfasser hat, darüber zu lesen.

Digitized by Google

Extrakt von einem Bogen, worin die Behandlung und der Nutzen der syrischen Seidenpflanze beschrieben ist, mitgetheilet. Bei dieser Gelegenheit will ich noch ein und anderes, besonders was die Vermischung mit andern Produkten, und die Färberei betrift, beifügen, und darein theils wie ich davon unterrichtet worden, zu erkennen geben, um zu zeigen, wie sehr es diese Pflanze verdient, auch bei uns kultivirt zu werden.

Wenn die Schoten gesammelt sind, ist es nöthig bei Eröfnung derselben, die längste und weißeste Seide, von der kurzen zu sortiren. Jene muß zum Spinnen, und diese zu Hüthen oder Betten, besonders gelegt werden. Der Saamen sitzt an der inwendigen Seite der Hülse, fest. Wenn die Schote gehörig reif ist, so werden die Körner gleich weggestreift, damit sie nicht unter die Seide kommen, welches sonst bei der Arbeit aufhält. Die Seide ist außer der Hülse noch mit einer besondern Haut umgeben. Wenn alles bei dem Ofen recht trocken geworden, so geht die Arbeit leicht von statten, nicht aber bei den unreifen; deshalb die reifen Schoten, wenn sie nach oben zu, einen kleinen Spalt erhalten, vorerst abgeschnitten, und nach Hause gebracht werden müssen. Die Seidenfasern vereinigen sich Büschelweise in einem kleinen Knoten. Alle diese Fäden müssen aus einander gezupft werden, wenn sie zum Spinnen gebraucht werden soll. Es ist ein spielendes Geschäfte für Kinder.

Sie zum Spinnen durch die Kartetschen zuzubereiten, würde eine zu harte Behandlung für die Seide seyn. Ein sansteres, gelinderes, und unverderblicheres Mittel, für diese zarte, feine, weiche Seide, ist der Schnarrbogen oder das Fachen, so wie die Huthmacher die feinen kurzen Haare verarbeiten; hier wird sie aus einander, unter einander, und in einander zusammen geschlagen, welches einen leichten Filz giebt, der sich wie die Baumwolle, in Locken rollen läßt, worauf sie auf einem Baumwollenrädchen ohne langen Auszug gesponnen und gut gedrehet wird. Ist die längste Seide dazu ausgesucht, so wird sie sich auf diese Art allein spinnen lassen, nur kann man keinen feinen Faden erwarten, noch dieses möglich machen. Die Stämme, die noch eine Zeitlang nach der Schotenernte stehen bleiben, brauchen nicht, wenn man den Flachs davon gewinnen will, im Wasser gewässert zu werden, sondern kommen gleich unter die Breche. Denn der Stamm hat soviel klebrichtes Wesen nicht bei sich, wie Flachs und Hanf, die Holztheile fallen gern ab, der Flachs ist zähe, und fast stärker wie der gewöhnliche, aber seiner Natur gemäß, glänzender.

Wird die Brecharbeit zu schwer, so klopfe man die Stengel mit einem hölzernen Hammer, so geht die Arbeit leichter, und es springen schon viele Holztheile davon ab.

Will

Will man das Holz benutzen, so lege man die Stämme etwa 5 bis 6 Tage ins Wasser, lasse sie trocknen, spalte sie in der Länge durch, und lasse den Bast von Kindern, vom untersten Stamme bis obenhin abziehen, und diesen brechen.

Durch das Schwingen wird der Flachs auf einmal von seinen Holztheilen rein, so, daß hinter der ersten Hechel wenig Scheve zu sehen ist.

Wer von dem Stengelflachs mehreren Nutzen verlangt, der sortire denselben. Die großen schwärzlichen, oder nicht völlig reifen, geben die erste gröbste Sorte, die lichtgrauen oder silberfarbenen, die zweite; und die schwächern weißlichten, die dritte Sorte. Die Wasserröstung schickt sich nur für die erste Sorte, jedoch um eine kürzere Zeit wie der Flachs, nur etwa 6 Tage. Alle 3 Sorten können in heißen Kleienwasser 24 Stunden liegen bleiben. Vor dem Hecheln kann auch der Flachs in einem heißen Seifenbade 24 Stunden liegen, und im Wasser gespült, und an die Sonne gehangen werden. Durch das Klopfen des Flachses, erhält er mehrere Weiche. Dieses alles verursacht einen schönen Flachs und gutes Werg, man wird auch durch das Sortiren finden, daß die erste Sorte grob, die andern feiner sind.

Das erste Werg ist zu grob, das, was aus den feinen Hecheln fällt, wäre der Mühe werth, so zu präpariren, und zu bleichen, wie man den feinen Flachswerg in großer Menge zu Baumwolle verwandelt, ja sogar unmerkbar unter die Baumwolle vermengt.

Wie nutzbar dieses Werg, welches von dem feinsten Stengelflachs, und von dem feinen Hecheln zurück bleibt, wegen seines Glanzes, hier bei der Fabrikatur zu statten kommt, wird sich hernach zeigen. Nur leidet es der Raum nicht, hier die Beschreibung zu geben, wie das Werg in Baumwolle zu verwandeln ist.

Die Vermischung dieser Pflanzenseide mit Wolle und Kameelhaar, oder angorischem Kaninchenhaar, finde ich gar nicht angemessen. Erstere ist zu rauh, wenn es nicht die spanische ist. Das zweite ist weich und glatt, und demnach sind seine Spitzen zu stechend, es ist dieses Produkt auch das bei ausländisch und kostbar. Das letztere ist zur Vermischung zu kurz. Ueberhaupt taugt es nie, thierische und Pflanzenprodukte zusammen zu mischen. Es giebt auch unüberstreigliche Hindernisse in der Färberei, wie man hernach selbst beurtheilen kann.

Die Vermischung mit Floretseide, ist mir wiederum wiederlich, in Ansehung einer einförmigen Farbe, da auch hier, wenn jeder Theil besonders gefärbt werden sollte, jeder eine besondere Behandlung bedarf. Es wird auch aus einer floretseidnen Kette und Pflanzenseide mit Baumwolle vermischt, eine egalere Waare gewebt werden können, es sey denn, daß eine solche leichte Farbe ausgesucht würde, die beide Produkte zugleich färbte,

Digitized by Google

oder daß sie ungefärbt bliebe. Zu Strümpfen und Handschuhen hingegen, giebt diese Vermischung eine fürtreffliche glänzende, leichte und erwärmende Waare.

Die Vermischung mit Flachs scheinet mir in aller Absicht die unnatürlichste. Erstlich kann es zwar möglich gemacht werden, die feine Seide zwischen die Flachsfäden zu legen, und zu spinnen, allein die langen Flachsfasern müssen die kurzen Seidenfasern zu sehr umschlingen, wodurch ihr Glanz bedeckt wird, und wie manche feine Seidenfaser wird beim Spinnen ausfallen. Zweitens giebt diese Vermischung keinen so egalen Faden, wie vom unvermischten Flachs. Drittens giebt es buntschäckigtes Garn, greis und weiß, die Bleichstrapatze kann die Seide nicht aushalten, sie hat es auch von Natur nicht nöthig. Viertens ist an keine Färberei zu denken, obgleich beide Theile Pflanzenprodukte sind, denn das Linnengarn muß zur Annehmung der Farben, durch verschiedene Beitzen vorbereitet, und dann mit vieler Farbe gesättiget werden, dies gehöret ohne Verderben nicht zur Seide.

Allein durch eine linnene Kette und Pflanzenseideneinschlag oder baumwollene Mischung, kann ein ungemein schönes, glänzendes, wohlfeiles halbseidenes Zeug gemacht werden. Waare, wo der Einschlag nur bloß oben zu sehen, wie Atlaßarbeit, die die Kette unsichtbar läßt, würde noch glänzender seyn, Manschester muß Sammtartig erscheinen, und weißer langer Velbel, wozu ein starker Faden genommen werden muß, und deshalb von der Pflanzenseide allein genommen werden kann, ist wegen des Glanzes gegen Seide nicht zu unterscheiden. Ich habe vor einigen Jahren von Hrn. Flotho aus Holzminden eine weiße Weste davon gesehen, welche auch nach Belieben gefärbt werden kann.

Die Vermischung mit dem präparirten feinen Werg der Pflanzenstaude, ist eine Mischung die sich am allerbesten zu der Seide schickt, wenn von einer egalen Färberei die Rede ist. Nur muß der Flachs, selbst der zur Kette gebraucht werden soll, auch vorher verfeinert werden. Da derselbe etwas hart, jedoch glänzend ist. Dies Verfahren habe ich noch neulich in der mir zuerkannten Preisschrift über die Behandlung vom Flachsbau, mitgetheilet und beschrieben. Bei dieser Mischung steht dieses ganze Seidenprodukt in seinem eigenen Elemente, und aus seinen eigenthümlichen Bestandtheilen, mithin können alle Farben einförmig anfallen.

Die Vermischung mit Baumwolle, ist unter allen fremden gesellschaftlichen Verbindungen die schicklichste. Die damit bereits angestellten Versuche zur Verfertigung verschiedener Waaren, sind glaubwürdig genug. Die Mischung von Zweidrittel gegen ein Drittel Seide ist angenommen, woraus auch ein fester Faden gesponnen werden kann. Man sollte zwar dem-

denken, die mehrere Baumwolle würde den Glanz der Seide bedecken und verdunkeln, allein ein Pfund von der feinen elastischen Seide giebt einen eben so großen Haufen, als 2 Pfund gezupfte Baumwolle.

Bei dieser Mischung wird erfordert, daß die Baumwolle allein kartetschet, und die Seide alleine gefachet, und denn erst vermischt wird. Es kann alsdenn die Vermischung durch Kartetschen, welche die Seide eher ertragen kann, geschehen.

Jedoch muß ich hier noch einen Hauptpunkt erinnern, daß es in Ansehung der Vermischung und Schönheit darauf ankömmt, welche Baumwolle man dazu erwählet. Die Vermischung der smyrnischen, kann so viele Seide nicht zu sich nehmen, als die feinere macedonische, welche im gleichen Verhältnisse schon die Hälfte, und die cyprische über die Hälfte, zu sich nehmen kann, weil die feinere Wolle auch länger, und feiner von Haaren ausfällt.

Diese feinere Sorten Baumwolle schicken sich auch am besten zu der feinen Seide, der höhere Preis, wird durch den Werth der Waare ersetzt, das einländische Produkt wird dadurch um desto mehr verbraucht, und eben deshalben der Glanz der Waare vermehrt.

Bei der Spinnerei ist zu bemerken, daß je feiner man den Faden verlangt, desto mehr Baumwolle muß zugesetzt werden.

Noch ein Vorschlag wäre dieser, diese Seide mit spanischer Wolle zu vermischen. Zwar kann keine egale Färberei davon entstehen, allein der Fabrikant wird schon Mittel finden, die Wolle vorher zu färben, und mehrere Tücher dadurch zu Stande zu bringen, es wird mein erster Versuch seyn. Zu Catun und Chits, kann diese Seide nicht vortheilhaft genug gebraucht werden, weil sie durch die zu starke Glunder, die dergleichen Waare bedarf, allen Glanz verliert. Selbst der Glättestein ist zu hart für die Seide. Ein gelinder Druck, ein gelindes Pressen, ist zur Appretur hinlänglich. Zu ordinairen Stoffen ist die Seide zu gut, da man sie zu Waaren von bessern Ansehen und Werth gebrauchen kann.

Die Färberei.

Die leichte glänzende feine Pflanzenseide, ist in sich selbst überaus rein. Sie hat nicht das harzige kleberigte und gummöse in sich, wie der Flachs, noch das saure Salz, wie die Baumwolle, sondern führet mehr alkalisches und flüchtiges Laugensalz bei sich, nebst wenigen feuerfesten Theilen.

Da nun Wolle und thierische Seide, jede für sich in der Färberei, ihrer innern Bestandtheile halber, anders behandelt werden muß, als Baumwolle, und diese anders als Flachsgarn, die Pflanzenseide aber wiederum von diesen unterschieden ist, so erfolgt von selbst, daß jede nach ihrer

ihrer Art tractiret werden muß. Wenn die sauern Salze bei jenen nothwendig sind, so müssen sie bei der Pflanzenseide vermieden werden, weil sie ihrer Natur nach solche nicht leiden kann, ja ihr sogar schädlich sind. Laugensalze kann sie vertragen, sie bleibt fest dabei. Die Pflanzenseide ist von Natur etwas gelblicht, ins grüne spielend.

Um das Garn weiß zu machen, erfordert es nur ein weißes Seifenwasser, worin dasselbe eine halbe Stunde kocht. Es wird darauf in Wasser gespühlet und an die Sonne gehangen. Zur gänzlichen Weiße und Vorbereitung heller Farben, nehme man kaltes Wasser, gieße so viel Vitriol hinein, daß es eben sauerlich ist, nebst einigen Tropfen von der sächsischen blauen Indigotinctur. Man beweget das Garn in diesem Sauerwasser, nachdem es aus dem Seifenbade ausgerungen, spühlt es ein Paar Minuten in reinem Wasser und bringt es an die Sonne, dies giebt dem Garn die vollkommenste Weiße. Zu dunckeln Farben ist das Sauerwasser nicht nöthig. Wenn Lauge zu Vorbereitung der Farbe erfordert wird, kann auch das Seifenwasser weg bleiben. Warmes Wasser, in kaltem Wasser nachgespühlet, ist hinlänglich.

Die Seide nimt die Farbe noch besser an wie die Baumwolle und das Linnen. Sie erfordert nicht so viele Umstände und Kosten; alle erforderliche Beizen, und die Farbebrühe selbst, erfordert nur die Halbscheid, höchstens Zweidrittel ihrer Stärke. Bei grün nimt man die Lauge gebraucht, dadurch wird die Seide zwar gelblicht, aber doch schicklich zu dieser Farbe.

Zum Gebrauch der Farbestoffe, nehme man Krapp, Fernambuck, Saflor, die Indigoküpe, Orlean, Wau, und nicht Cochenille, Kermes, Gummilack, Kreutzbeeren, Gelbholz und Curcumen. Zu dem schwarzen ist der Eisenrost mit Essig präparirt, die schönste, die den Glanz der Seide erhöhet, die durch Spiritus vini extrahirte Farben, schicken sich auch fürtreflich für diese Waare.

Nunmehro wird man von selbst urtheilen, warum ich vorhin bei der Vermischung so schwierig war, da Linnen, Baumwolle, und diese Seide, jede besonders auf verschiedene Art behandelt werden will. Zum Glück schickt sich die Baumwolle dazu am zuträglichsten, in Ansehung der Färberei. Wolle und thierische Seide, macht noch einen weit größern Absprung gegen Pflanzenseide.

Diese Seide hingegen wegen ihrer innern Reine, erfordert weit weniger Umstände selbst schon im Waschen, als Baumwolle, obgleich diese auch weiß ist. Sie erfordert nur ein schwaches Seifenwasser, wenigere Beitzmittel, wenigere Farbematerialien, indem man mit der Hälfte, höchstens zwei Drittel auskommen kann. Die Frucht ist durch Ableger in einem Jahr zu erhalten, die Wurzel kann sogar ohne Schaden 5 bis 6 Monat, ohne sie

Digitized by Google

in die Erde zu legen, aufbewahret werden, und schlägt leicht an, der Frost schadet der Pflanze nicht, ja sogar liefert diese Seide, wenn man auf den Flachs des Stengels Verzicht thun will, mehr Brandmaterialien, als ihre Wäsche, Vorbereitung, und Färberei erfordert. Die Wurzel ist perennirend und wächst die folgenden Jahre von selbst fort. Der Stengel liefert Flachs oder auch Papier. Aus der inwendigen Haut der Saamenschote, so wie von der Schote selbst, verfertigt man Papier. Die Blüthe giebt nach der Lindenblüthe den Bienen die reichste Nahrung. In Amerika siedet man aus dem Blumensaft braunen Zucker. Die Pflanze kann dem Frost wiederstehn. Man kann also mit Grund behaupten, daß die syrische Apocynumpflanze, die einzige ihrer Art ist, die unter allen Fabrikprodukten des ganzen Thier- und Pflanzenreichs ihres Gleichen nicht hat. Hätte die Natur sie in ihrer Hülse gekräuselt und gekrümmet, wie die Baumwolle, so würden wir den großen Theil ausländischer Seide und Baumwolle ganz entbehren können. Gesetzt auch, man wollte die Erziehung dieser Seide zu weiter nichts gebrauchen, als zur Verfertigung der Hüthe, und statt Bettfedern, und daß man ohne besondere Aufsicht nur auf die Mehrheit der Schoten, und nicht auf die Güte und Länge der Seide achten wollte, so verdienet es doch diese Pflanze, um deshalben cultivirt zu werden, da die Mühe auf alle Fälle reichlich belohnet wird.

Fragmente aus einem im Mai 1794. geschriebenen Briefe aus Lissabon.

Die Witterung veränderte sich am 1ten Mai auf einmal so sehr, daß das Thermometer, welches am 30ten April Nachmittags um 2 Uhr auf 35 Graden gestanden hatte, zwei Tage nachher um dieselbige Stunde nur auf 30 Grader stand. Diese schnelle Veränderung in der Temperatur der Luft veranlaßte zwar mancherlei Unbequemlichkeiten; allein sie brachte zugleich einen höchsterwünschten Regen hervor. Unmittelbar nach diesem Regen verließ das berühmte Heiligenbild Nosso Senhor dos Passos, welches im Anfange der Krankheit der Königin eine so große Rolle spielte, seinen gewöhnlichen Wohnsitz, und zog mit einer zahlreichen Procession durch verschiedene Straßen nach der Kathedralkirche. Am 3ten Mai begaben sich der Prinz und die Prinzessin von Brasilien, in feierlichem Pompe nach dieser Kirche, um dem wunderthätigen Bilde wegen des geschenkten Regens die Füße zu küssen.

Die

Die hiesige Regierung hat den Contrakt wegen der Fleischlieferung für diese Hauptstadt von Ostern 1794. bis zum Ausgange des Jahrs 1797. erneuert. Die Lieferung des Fleisches geschieht hier nemlich vermöge eines ausschließenden Privilegiums, in der guten Absicht, daß das Fleisch zu einem geringern Preise, als man es sonst haben würde, verkauft werden möge. Die Regierung gestattet daher den Fleischlieferanten die Befreiung von vielen Abgaben und Lasten, und überdem noch manche Vortheile, damit der Preis des Fleisches nie höher steige, als worüber man mit den Unternehmern einig geworden ist. Nach dem letztern Contrakt ist der Preis des Rindfleisches auf 64, des Schaaf- und Hammelfleisches auf 60, des Bockfleisches auf 55, und des Kalbfleisches auf 70 Reis gesetzt *). Das letztere ist eigentlich Contrebande, und kann nur mit besonderer Erlaubniß gekauft werden. Man hat das Schlachten von Kälbern verboten, oder wenigstens sehr erschwert, um die Vermehrung des Hornviehes zu befördern, das in Portugal nicht in hinreichender Menge da ist. Vor kurzem ist folgende Tabelle über die Menge der verschiedenen Arten von Fleisch gedruckt worden, welche man im Jahre 1793. hier in Lissabon verkauft hat. Ew.... werden sich gewiß über die Genügsamkeit der Portugiesen wundern, wenn sie bedenken, daß diese Hauptstadt wenigstens Zweimal hundert tausend Seelen enthält.

Verzeichniß des Fleisches, welches in den 32 Fleischscharren von Lissabon, Boaz Monte, Alcantara, Belem und Ajuda mit eingerechnet, im J. 1793. verkauft worden ist.

				Arroben, jede zu 32 Pfund.
1)	28630	Stück	Rinder, welche wogen	346920¾
2)	394	—	Kälber, —	1095
3)	29024	—	Schafe und Hammel,	17333
4)	1097	—	Böcke, —	983
5)	6686	—	Schweine und Ferkel,	17177¾
	62289	Köpfe	wogen —	Arroben — 383489½.

NB. In dieser Tabelle sind jedoch die Böcke und Ferkel nicht mit begriffen, welche für Rechnung von einigen privilegirten Gotteshäusern, Brüderschaften, und Privatpersonen in die Stadt gebracht worden sind.

*) Zehn Reis machen 4½ Pr. preussisch. Courant.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

21tes Stück.

Freitag, den 13ten März 1795.

Beantwortung der Anfrage im 3ten Stück des neuen hannöverschen Magazins v. d. J. Was ist die Ursache davon, daß um die Zeit wenn Tag und Nacht gleich werden, der Barometer nicht wie sonst gemeiniglich mit der Witterung übereinkommt, sondern beim Regen oft steigt, und bei heiterm Himmel fällt?

Die Gelegenheit welche mir der Herr Verfasser der angezogenen Anfrage darbietet; ergreife ich mit Vergnügen, um die wenigen Schlüsse öffentlich mitzutheilen: welche ich aus meinen, nun schon einige Jahre, sorgfältigst beobachteten Veränderungen der Barometerhöhen, an einem der vollkommensten Werkzeuge dieser Art, und Vergleichung derselben mit der darauf erfolgten Witterung, gezogen habe.

Vielleicht bin ich so glücklich dem Herrn Verfasser, eine ihn in etwas befriedigende Auskunft, über diesen Gegenstand zu geben, jedoch wünschte ich, daß meine Theorie, andere in der Witterungslehre erfahrnere Männer bewegen möge, ihre Meinungen, über diesen Gegenstand, gleichfalls öffentlich gemeinnützlich zu machen.

Daß die Barometer, wenn sie gut verfertigt sind und gehörig gebraucht werden, allemal, zur ungefährlichen Bestimmung der zu erwartenden Witterung, die besten Dienste leisten, ist eine ausgemachte Sache; aber eben so bekannt ist es auch jedem Physiker, daß die gewöhnlichen Barometer, wenn man sich nach den dabei gesetzten Skalen und Anzeigen von schönem Wetter, Regen und dergleichen, richten wollte, sehr selten nur einigermaaßen dieser Erwartung entsprechen.

Ich werde daher zuerst etwas von den nöthigen Eigenschaften eines guten Barometers, hieher setzen.

Aus der großen Anzahl, sogenannter verbesserter, zum Theil aber gewiß durch unnöthige Künsteleien verschlimmerter Barometer, schätze ich vornemlich zwei Arten.

a) Den de Lüeschen, welcher bekanntlich bloß aus einer gehörig kalibrirten, gekrümmten, und mit Queck-

silber gefüllten Glasröhre besteht, wegen der sehr genauen Beobachtung, welche es verstattet, auch weil er sich durch einen an die Röhre anzubringenden Hahnen, leicht so einrichten läßt, daß man ihn auf Reisen bequem mitnehmen kann, ohne eine Vermischung des Queckſilbers mit der äußern beobachten zu dürfen, welche Vortheile ihn zu Höhenmessungen und dergleichen besonders geschickt machen.

b) Den Hollmannschen, welcher zum meteorologischen Gebrauche, wegen seiner Simplicität, vor jenem den Vorzug erhält. Er bestehet aus einer geraden mit Queckſilber gefüllten Glasröhre, die mit dem untern offnen Ende in ein gläsernes oder hölzernes Gefäß voll Queckſilber eingetaucht, und so befestigt wird. Dieses Gefäß muß in Ansehung der Weite, des innern Durchmesser der Röhre wenigstens 7 bis 8 mal übertreffen, damit sich die Höhe der Queckſilberfläche nur wenig verändert, wenn gleich der Barometer steigt und fällt. Die Röhre aber muß, sowohl zu diesem als dem de Lücschen Barometer, eine Oefnung von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Linien haben, um das Reiben des Queckſilbers am Glase, so viel es möglich ist, zu vermeiden.

Dieses Queckſilber muß zu jedem guten Barometer vor der Einfüllung mit Hülfe der Destillation von fremden Theilen, und denn durch Auskochung in der Barometerröhre, von der Luft sorgfältigst gereinigt werden.

Endlich wäre noch die mittlere Höhe an der Stelle, welche man gewöhnlich mit englischem oder pariser Maaße, auch einem Nonius theilt, für den Ort wo der Barometer gebraucht werden soll, zu bemerken, welches für Hannover etwa 27 Zoll 8 Linien pariser Maaße seyn mögen. Übrigens sind aber die Bezeichnungen von trocknem Wetter, Regen ꝛc. als gänzlich unnütz zu verwerfen.

Bisher hielt es mit manchem Liebhaber der Barometer schwer, sich ein gutes Werkzeug dieser Art zu verschaffen, für diejenigen bemerke ich dann zugleich, daß der hiesige Mechanikus Drechsler, ein Mann der schon durch so manches von ihm verfertigte Werkzeug rühmlichst bekannt ist, dieselben, so wie auch Wärmemesser in der größten Vollkommenheit verfertigt; aber freilich kosten sie auch mehr als die gewöhnlichen von den herumreisenden Italienern zum Verkauf ausgebotenen, die kaum den Namen meteorologischer Werkzeuge verdienen.

Jetzt komme ich nun auf die eigentliche Beobachtung und die daher zu folgernden Ereignisse, wobei nachstehende Umstände vorzüglich für unsere Gegenden, zu beherzigen sind:

1) Die Gegend woher der Wind kommt,
2) dessen Hang zur Feuchtigkeit, Wärme und Kälte,
3) die Größe des Steigens und Fallens der Queckſilberfläche,
4) die Geschwindigkeit womit es geschiehet, und

Digitized by Google

5) ob es Sommer oder Winter ist.

Ist nun der Wind in unserer Gegend ein westlicher, so ist es bekanntlich ein Regenwind, vornemlich wenn er heftig ist, und man kann auch selbst bei starkem Steigen des Barometers kein heiteres Wetter erwarten, da hingegen beim Ost- Nord- und Südlichen Winde nach dem Steigen über die mittlere Höhe, beinahe sicher allemal heiteres Wetter erfolgt, fällt aber der Barometer, indem die letztgedachten Winde herrschen, unter die mittlere Höhe: so pflegt sich der Wind umzusetzen und es erfolgt Regen, auch bei der Geneigtheit des Westwindes zur mittlern Temperatur, im Winter wohl ein Thauwetter, oder wenn der Fall des Barometers sehr plötzlich ist: im Sommer ein Gewitter.

Die Größe der Veränderung in der Quecksilbersäule kommt allerdings auch mit in Betrachtung, weil die zu erwartende Veränderung in der Atmosphäre, desto merklicher seyn wird, je größer die Verkürzung ist, so wie auch ein schneller und starken Steigen oder Fallen des Barometers, die Verschlimmerung oder Verschlimmerung des Wetters selten lange dauern, auch im letzten Falle anstatt Regen gewöhnlich ein heftiger Sturmwind einfällt. Endlich ist im Sommer bei heiterm Wetter allemal die größte Wärme, und im Winter Frost zu erwarten, sobald sich aber die Atmosphäre in Wolken hüllt, und im Sommer die Hitze, und im Winter die Kälte gemildert, sehr niedrig liegender Nebel macht aber eine Ausnahme, denn dabei ist es oft sehr kalt.

Ex. 1. Der Barometer hat einige Tage auf der mittlern Höhe gestanden, es ist Ostwind, heiteres Wetter, und friert, jetzt fällt er stark, etwa 5 bis 6 Linien in einem Tage. Was ist zu erwarten?

2. Die vorangeführten Umstände sind dieselben, ausgenommen daß der Barometer jetzt jeden Tag 1½ bis 2 Linien durch 3 Tage fällt. — Was wird nun erfolgen?

3. Der Barometer steht tief, es ist Winter und regnet, dabei wehet Westwind, jetzt fängt er an zu steigen und zwar stark. Was wird's für Wetter werden?

4. Bei den vorherigen Umständen setzt sich der Wind plötzlich nach Norden um. — Was wird nun zu erwarten seyn?

5. Der Barometer steht sehr hoch, es ist heiteres Wetter, der Wind Südlich: jetzt fällt er langsam, bleibt aber über der mittlern Höhe. — Was kommt?

6. Bei denselben Umständen fällt es einige Linien unter die mittel Höhe, und zwar binnen mehrern Tagen. — Was wird nun für Wetter kommen?

Ex. 7. Es ist Sommer, heiter und sehr warm, es zeigen sich am Horizont Gewitterwolken, dabei herrscht Windstille, und der Barometer fällt etwa 2 Linien, binnen einer Stunde. — Was wird kommen?

8. Es ziehen unaufhörlich Hagelwetter vorüber, dabei ist es westlicher Wind, und die Zeit der Beobachtung fällt um die Tag und Nachtgleiche, der Barometer, welcher bisher niedrig gestanden hat, steigt stark. — Was ist zu erwarten?

9. Die bösen Umstände dauern fort, ausgenommen daß der Wind jetzt östlich wird, und der Barometer fortfährt zu steigen. — Was wird nun erfolgen?

Meine Beobachtungen sagen mir: es wird erfolgen

im 1ten Fall, Thauwetter mit starkem Westwinde.

— 2ten, einige Tage Schnee oder bedeckte Luft.

— 3ten, es wird beim Regnen bleiben.

— 4ten, heiteres Wetter und Frost.

— 5ten, es wird gut bleiben, kann aber wohl nach ein Paar Tagen bedeckte Luft werden.

— 6ten, anhaltender Regen.

— 7ten, die Gewitterwolken werden über den Ort des Barometers kommen, und sich daselbst niederlassen — fälle aber bei diesen Umständen der Barometer nicht: so bleibt auch gewiß das Gewitter aus

im 8ten Fall, es werden bleiben?

— 9ten, gewiß heiteres Wetter.

Nach dieser vorgetragene Theorie wird es nun sehr leicht seyn, die Anfrage dahin zu entscheiden, daß der Barometer, in der Zeit der Tag und Nachtgleiche, eben so richtig als sonst zeigt, daß es aber nur an dem Beobachter liegt, wenn er aus den Veränderungen in der Höhe der Quecksilbersäule falsche Schlüsse zieht. Denn aus dem vorigen ergiebt sich, daß bei starkem westlichem Winde gar nicht aufs Steigen des Barometers zu rechnen ist, aber dieser herrscht nun freilich im Sommer und Winter nicht so häufig, und verursacht daher nicht so viele Mißverständnisse, als um die Zeit der Tag und Nachtgleiche, wo die heftigen Stürme aus Westen sehr gewöhnlich herrschen.

Berechnet man daher die angeführten Umstände gehörig mit der Barometerveränderung, so wird man eben sowohl das zu erwartende Wetter um diese als jede andere Jahreszeit, daraus folgern können. Aber ich sage mit Fleiß, ungefähr; denn jeder Physiker weiß, daß bei den Regeln der theoretischen Meteorologie die Ausnahmen statt finden, wovon man die Ursache nicht anzugeben weiß.

Im übrigen beziehe sich auch alles hier Gesagte, bloß auf die Gegend um Hannover, wo ich allein Gelegenheit gehabt habe, Erfahrungen über diesen Gegenstand zu sammeln, welche aber bei jedem andern Orte nach den Lage ungefähr [illegible]

So

So leicht es nun ist, die Barometerveränderungen mit der erfolgten Witterung zu vergleichen, und daraus Schlüsse für die Zukunft zu ziehen, eben so schwer ist es, die Gründe vom Zusammenhange dieser beiden Sachen zu erforschen. Ich bekenne aufrichtig, daß ich keine Theorie weiß, die mich hierin vollkommen befriedigte. Wer indessen verschiedene Theorien welche berühmte Männer davon gegeben haben, kennen zu lernen wünschet, der findet sie sehr vollständig in Gehlers physikalischem Wörterbuche S. 275. u. f. S., an welchem Orte man sich auch überzeugen kann, daß die Barometerveränderungen, auf der Erde an einigen Orten im Ganzen sehr stark, an andern aber beinahe nichts sind.

Woher denn auch zugleich folgt, daß die daraus zu ziehenden Schlüsse in Ansehung der Witterung sehr verschieden ausfallen müssen.

Hannover. L. J. Seeger.

Vermuthliche Schädlichkeit des Streusandes bei der Schreiberei, nebst einer Anfrage.

Bei der Schreiberei bedient man sich zur geschwindern Abtrocknung des Geschriebenen, gewöhnlich des Sandes oder Löschpapiers. Derjenige, welcher seine Tage am Schreibtische verleben muß, und also genöthigt ist, ohne Unterlaß nach der Sandbüchse zu greifen, wird gewiß mit mir die Bemerkung gemacht haben, daß bei dem öftern Ausstreuen des Sandes, nur die gröbern Körner, die kleinen Steine, auf das Papier fallen, der leichtere Theil aber, der Staub, in der Luft zurück bleibt, und größtentheils, vermittelst des Athems, in den Körper gezogen wird.

Vorzüglich ist dies der Fall in kleinen niedrigen Stuben, wo entweder mehrere zugleich schreiben, oder wo es an Luftlöchern in den Fenstern fehlt, durch welche diese Unreinigkeit einen Ausweg findet.

Die Schädlichkeit dieses Staubes für die Gesundheit, ist wohl nicht zu verkennen, und ich glaube aus eigener Erfahrung behaupten zu können, daß dadurch bei Engbrüstigen ein sogenannter kurzer, oder trockener Husten, wo nicht erzeugt, doch wenigstens befördert wird. Folgende Erzählung mag in dieser Hinsicht hier Platz nehmen.

Ich kam z. B. in meinem 19ten Jahre im Genuß der vollkommensten Gesundheit bei die Schreiberei, und setzte solche an drei verschiedenen Orten ununterbrochen 10 Jahre fort. Meine Arbeitszimmer waren von mittler

ser Höhe und Größe, ohne Lüftlöcher. Schon im ersten Jahre empfand ich eine gewisse Anwandlung zum trocknen Husten, welcher indeß noch schwach und ohne erheblichen Schmerz war. Mit dem zweiten und dritten Jahre ward der Reiz schon merklich stärker, und ich konnte mich vom Husten selbst nur frei machen, wenn ich das Zimmer verließ, und in frische Luft ging. Kaum war ich aber bei meinem Schreibtische wieder angelangt, so war auch schon der Husten wieder da.

Ein Arzt, den ich nachher consulirte, war der Meinung, daß eine Erkältung die Ursache sey. Ob mich nun gleich meine vorsichtige Lebensart vom Gegentheil überzeugte: so versicherte er mir doch nach seiner Meinung von Zeit zu Zeit verschiedene Medikamente, welche aber allesamt unwirksam blieben, wahrscheinlich, weil das Uebel auf einem ganz andern Grunde beruhete, und bei einer ganz andern Quelle täglich neue Nahrung fand. Dabei hatte ich beständig eine kitzelnde Reizbarkeit in der Nase, die mich oft zum Niesen reizte. Mein Arzt so wenig als ich, wußte das Ding zu erklären.

Der trockne Husten vervielfältigte sich mit dem fünften und sechsten Jahre so sehr, daß er mich oft am Schreiben hinderte. Ich versuchte von Zeit zu Zeit andere Mittel allein, diese hatten mit den vorhergegangenen, in Ansehung der verfehlten Wirkung, gleiches Schicksal. Mir blieb nichts übrig, als das leidige Mittel der Duldung, dann diejenige Ruhe der Brust, welche ich mir durch Spahiergänge verschaffte, mußten dem Gewicht des Hustens weit nachstehen.

Ich fühlte mich übrigens gesund, und wenn es mir gleich zum Husten an Eßlust fehlte, so rührte dies wohl mehr von der sitzenden Lebensart, in welcher ich mich beständig erhalten mußte, als von körperlicher Schwäche her. Auf meinen Wangen zeigte sich eine Röthe, und aus dieser und dem Husten, wollten einige die Auszehrung prophezeihen.

Ein erfahrner Freund in B., dem ich persönlich bekannt war, stimmte dieser Prophezeihung völlig bei, und sein Verlangen, mir zu helfen, veranlaßte ihn, ein Recept, dessen Succes in vielen Fällen von besonderer guter Wirkung gewesen seyn sollen, mir zum Gebrauch zu übersenden. Ich will dies gepriesene Mittel zur Prüfung und allenfallsigem Gebrauch hier mit hersetzen.

„R. gegen die Schwindsucht.

Fuchslunge, NB. frische ist die beste, 1½ Loth,
Leberblumen für 4 pf.
Eichenne Rauten 1 Loth,
Knauelmünze 4 Loth,

Gale-

Safran 1 Loth,
Ingwer 1 Loth,
Mandeln 4 Loth,
Honig 16 Loth, oder so viel als nöthig ist."

„Anweisung zum Gebrauch dieses Mittels.

„Die Fuchslunge muß gedöret, und im Backofen gebacken, aber ja nicht verbrannt werden. Die Mandeln werden zuvor enthülset, hierauf alle obige Species pulverisirt, und zwischen den durch Wärme etwas flüßig gemachten Honig geknetet."

„Von dieser Lattwerge werden Morgens, Mittags und Abends drei Theelöffel voll genommen. Etwas Salat von jungen Hollandersprossen, Marienblumenkraut, oder Kohlblumenblätter, mit Weinessig dabei gegessen, ist gut."

„Alle hitzige Getränke und Sachen, als: Wein, Branntewein und Taback, müssen aber gänzlich vermieden werden."

Ich bediente mich dieses Mittels in der vorgeschriebenen Maaße, weil seine Meinungen mir nicht mehr ganz gleichgültig blieben; als aber die Wirkung davon kaum merklich war, so gab ich solches wieder auf.

Einige Zeit nachher machte ich die Bemerkung, daß der trockne Husten vorzüglich seine Nahrung in dem Staube des Streusandes finde. Ich überzeugte mich davon auf folgende Art. Wurde z. B. der Husten stark, so öffnete ich ein Fenster, nebst der Stubenthür, und führte durch Zugluft den Staub ab. Kaum war dies geschehen, so verlohr sich auch der Husten. Vorzüglich aber wurde ich noch durch diesen Umstand von der Schädlichkeit des Streusandes überzeugt. Mit dem Anfange des Jahrs 1794. veränderte sich meine Lage, und mit ihr auch meine Geschäfte; ich brauchte den Streusand nicht mehr, und war so glücklich, den bösen Husten nach kurzer Zeit gänzlich zu verliehren.

Sollte dies also nicht zum unwiderleglichen Beweise dienen, daß der häufige Gebrauch des Streusandes der Gesundheit schädlich sey? Und sollte man nicht auch behaupten können, daß selbst die Augen grossen Schaden dadurch leiden? Mehrere Aerzte haben mit mir beim häufigen Gebrauch des Sandes ein starkes Jucken der Augen empfunden, und in denselben eine unnatürliche Röthe bemerkt. Sollte nicht auch hierzu die Ursache in dem Staube des Streusandes liegen?

Man kann sich von der grossen Menge des Staubes, welcher beim Aufstreuen des Sandes in der Luft zurück bleibt, und wegen der Nähe des Gesichts nothwendig in den Kör-

per

der eingeschnitten wird, am besten überzeugen, wenn man den Sand an einem Fenster, durch welches Sonnenstrahlen fallen, aufs Papier streuet.

Die Gesundheit ist es aber nicht allein, welche dadurch beschädiget wird. Auch die Meublen leiden darunter. Er ist mehr, wie jeder andere Staub, grob und scharf; er verursacht also beim Abwischen kleine Risse, in welche sich nachher andere Unreinigkeit setzt, die dem Glanz der Meublen schadet, und nie rein wieder herausgebracht werden kann. Die erste schöne Politur geht ganz dadurch verlohren.

Eine andere Unannehmlichkeit hat der Gebrauch des Sandes aber auch noch für diejenigen, welche die Natur mit feuchten Händen begabt hat. Diese haben, so lange sie bei der Arbeit sind, immer vom Sand bedeckte, und, wegen des öftern Abreibens desselben, fast immer verwundete Hände.

Man kann zwar die Schädlichkeit des Streusandes dadurch etwas vermindern, wenn man denselben vor dem Gebrauche mit Wasser wäscht; Allein, seine Unreinigkeit läßt sich bei weitem nicht ganz absondern: es bleibt immer noch eine große Menge Staub zurück, der dem Körper schädlich wird.

Das zweite Trockenungsmittel bei der Schreiberei ist das Löschpapier, welches die Stelle des Sandes ersetzen kann, und welches das Schädliche bei weitem nicht hat. Aber auch hiemit ist es ein eigenes Ding. Wer viel, oder keine Register schreibt, kann nicht immer einen guten Gebrauch davon machen. Denn so bald die Dinte etwas sehr flüßig ist, und das Papier eine schiefe Lage bekömmt, werden die untersten Zeilen oft damit ausgelöscht. Und das ist alle verdrießliche Sache. Ich für meinen Theil habe mich nie damit befreunden können.

Dies alles hat mich denn zu folgender Anfrage veranlaßt:

Ob nicht Jemand ein Mittel weiß, wodurch der Dinte eine solche Eigenschaft gegeben werden könnte, daß sie nach dem Ausfluß aus der Feder möglichst schnell trockne?

Oder, in so fern dieses durch die Dinte nicht bewirkt werden könnte:

Ob sodann dem Papiere nicht eine Eigenschaft zu geben stehe, die der Dinte ihre Flüßigkeit sofort benehme, und also den Gebrauch des Sandes und Löschpapiers entbehrlich mache?

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

22tes Stück.

Montag, den 16ten März 1795.

Einige Bemerkungen über die Wolle, Wollenmanufakturen, und Wollenhandel, in Aachen, Schlesien, und in einigen andern Gegenden Deutschlands; aufgesetzt im Jahre 1791.

(Fortsetzung.)

(Man sehe das 18te St. d. M. v. d. J.)

Was die übrigen deutschen Staaten und Provinzen anbetrift, so haben die Landesherren derselben mehr oder weniger ihre Unterthanen durch Prämien und durch den Ankauf spanischer, englischer und anderer Widder, und Vertheilung an dieselben, zur Veredlung der Schafzucht ermuntert und unterstützt, und sind, so wie die inländische Wolle an Güte und Menge zunahm, bedacht gewesen, auch diejenigen Fabriken, deren vorzügliches Materiale sie ausmacht, zu verbessern und zu vermehren. Im Ganzen genommen, ist aber in den übrigen Provinzen Deutschlandes theils noch zu wenig geschehen, und theils ist die Ermunterung noch zu neu, als daß sich der Erfolg davon sehr merklich äußern könnte, daher denn alle diese Staaten mit jenen keine Vergleichung anhalten können. In Böhmen mögte vielleicht die veredelte Schafzucht sehr bald große Fortschritte gethan haben, wäre der Kaiser Joseph am Leben geblieben, wenigstens ließ sich dies dort erwarten, da er in diesem Lande in Absicht des Flachsbaues und der Linnenmanufakturen mit Anwendung von 280000 fl. unglaubliche Dinge bewirkt hat.

Schon Maria Theresia ließ in den Jahren zwischen 1770. bis 80. einige hundert Schafe sowohl an der afrikanischen Küste, als auch in Spanien, aus dem Paduaschen und aus der Gegend von Tarenti, die an Spanien gränzt, einkaufen, und nach Merkopol in Böhmen bringen, daselbst eine eigene Pflanzzucht anlegen, und von dort aus an die böhmischen Güterbesitzer vertheilen. Dieses ist auch so glücklich gegangen, daß der

Digitized by Google

Centner Wolle von dieser veredelten Schafzucht auf 100 Gulden und darüber in Mitteljahren bezahlt wird, statt daß die Landeswolle nur bis 40 Gulden gilt.

Diese Pflanzzucht wird noch beständig unterhalten. Da man im Paduaschen vorzüglich gut mit den Schafen umzugehen weiß, so sind zu Merkopol beständig ein Paar Knechte aus jener Gegend. Unter andern Geschicklichkeiten besitzen diese Leute eine ganz vorzügliche Fertigkeit in der Schur, so, daß es läßt, als wenn die Wolle mit Messern abgeschoren ist, so egal sehen die Schafe nach der Schur aus, man sieht weder Vertiefungen noch Schnitte. Nach der Schur werden die Pelze an mit Gabeln versehene Stangen aufgehangen, und man läßt sie durch die Luft und Sonnenhitze austrocknen. Alsdenn bringt man sie auf weit geflochtene starke Hürden, auf welchen man sie so lange wendet und klopft, bis aller Unrath heraus ist. Nachher werden sie in Urin gewaschen, und wieder an den Stangen getrocknet.

Bei aller Anstrengung, und bei allen auf die Veredlung der Wolle verwandten Kosten, hat man indessen doch noch in keinem Lande den Gebrauch der spanischen Wolle zu den feinen Tüchern entbehrlich machen können, und noch in ganz Deutschland giebt diese den Maaßstab, wenn gleich nicht der verhältnißmäßigen Güte der Waare, doch der Feine ab. Die Zahl der Fabriken, die Wolle entweder allein, oder vermischt mit andern Materialien verarbeiten, ist sehr beträchtlich, beträchtlicher als solche auf den ersten Anblick scheint, beträchtlicher als die, welche Flachs verarbeiten. Fast aller Flachs, der in Deutschland verarbeitet wird, wird auch auf deutschem Boden gezogen, scheint demselben fast ganz eigen zu seyn, da solcher bis jetzt noch beständig den feinsten liefert, und von der beträchtlichen Menge, den die nördlichen deutschen Handelsstädte von Riga, Libau, Petersburg und aus andern nördlichen Städten und Ländern ziehen, wenig in Deutschland bleibt. Dahingegen wird mehr als ein Drittel aller Wolle, die in Deutschland verarbeitet wird, und die feinste ganz allein vom Auslande gezogen, ist also nicht ein Landesprodukt, und doch ist die Zahl der Wollenfabriken um ein beträchtliches größer, als die Linnenmanufakturen. Es giebt im Verhältniß bei weitem mehrere Gegenden, wo wenigstens zum Vertrieb kein Stück Linnenzeug verarbeitet wird, und wo doch in dieser Absicht mehrere Wollenwaaren verfertiget werden. Es ist auffallend, daß bei dem die letzten Decennia charakterisirenden Bestreben, der Armuth Nahrung und Verdienst zu verschaffen, man selbst in den Gegenden, wo es fast ganz außer Zweifel war, daß die Einführung und Anlegung der Linnenspinnerei und Manufakturen, oder einer jeden andern Fabrik, nach den Lokalumständen für die Kasse und für das

ganze

Ganze von größerem Nutzen gewesen wäre, man doch, wenn man zwischen mehreren Fabriken und Manufakturen wählen sollte, auf die Wollenmanufakturen fiel. Bei manchen ist daher, wenn man an Ort und Stelle mit einiger Sachkenntniß nur oberflächliche Untersuchungen anstellt, der beste Wille die Armuth zu unterstützen, das einzige Gute und Zweckmäßige, was man bei ihnen findet, und es läßt sich, ohne tief in das Innere der Anlagen zu dringen, voraus prophezeihen, daß dieselben gerade so lange dauern werden, als die unterstützende Casse ein jährliches Minus tragen will, soll und kann.

So machen auch die Wollspinnereien und einige andere Wollarbeiten, fast in allen Zucht- und Correctionshäusern, einen Haupttheil der Arbeiten der Züchtlinge, ja in manchen ihre einzige Beschäftigung aus, und doch ist wohl nicht zu läugnen, daß in den Häusern die für beide Geschlechter ohne Unterschied des Alters und der körperlichen Stärke bestimmt sind, eine gewisse Beschäftigung schwerlich ganz allgemein für beide Geschlechter eingeführt werden kann, und daß die Wollenspinnerei hierzu am wenigsten paßt a).

Es ist nicht zu läugnen, daß dem Anscheine nach die Wollarbeiten, da wo solche in ihrem ganzen Umfange, nicht aber einzelne Theile derselben getrieben werden, sich für eine aus mehreren Personen verschiedenen Geschlechts, Alters, Geschicklichkeit und körperlicher Stärke, bestehende Fabrik besser als jede andere passen, da der ganze Mechanismus, den die Wolle von dem Augenblicke an, daß sie aus der Hand des Scherers kommt, bis dahin daß sie den äußersten Grad ihrer Bestimmung erreicht hat, unter-

a) Ein Haupterforderniß einer für ein Zuchthaus einzuführenden Arbeit ist, daß sie dem Gefangenen selbst nützlich und nicht schädlich ist, auch ihn nicht unfähig macht, als ein guter Arbeiter bei seiner Entlassung in die menschliche Gesellschaft zurück zu kehren. Schwerlich aber wird man dies Erforderniß bei der Wollenspinnerei, welche gewöhnlich in Zuchthäusern von den Wollarbeiten fast die einzige ist, die getrieben wird, finden. Es giebt Länder und Städte in Deutschland, wo man den Unterschied zwischen Zucht- und Baugefangenen nicht kennt, sondern wo man die Verbrecher ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, und der körperlichen Stärke, bei einerlei Arbeit büßen läßt. Was kann nun aber in der Folge der Staat von einem Menschen erwarten, der sich vorher sein Brod mit schwerer körperlicher Arbeit hat verdienen müssen, im Zuchthause aber 5 bis 10 Jahre gebückt hinter dem Rade gesessen hat, und dadurch von aller schweren und anhaltenden Arbeit entwöhnt ist, womit soll sich dieser in der Gegend, in welcher die Spinnerei überhaupt wenig im Gange ist, oder wo die Menschen solche, als eine ihr Geschlecht beschimpfende Arbeit ansehen, beschäftigen. A. d. E.

worfen wird, so viele Hände erfordert. Allein das Lokale und andere Umstände, machen hier oft eine große Differenz, und verursachen, daß das was an einem Orte großen Vortheil abwirft, an einem andern gerade das Gegentheil bewirkt.

Ist in einer solchen Gegend der Aufenthalt im Zuchthause für den Züchtling, der durch denselben alle Festigkeit und Kräfte zu seiner vorigen Arbeit verlohren hat, nicht mehr schädlich als nützlich gewesen?

Die Hauptprodukte, welche die deutschen Wollfabriken liefern, sind Tücher, mehrere Arten von wollenen Zeugen, Strümpfe, Mützen, und dergleichen, die zum Theil sehr grob, zum Theil sehr fein ausfallen, und die in manchen Gegenden fast alle, in andern aber nur Theilweise und in Absicht einzelner Artickel verfertigt werden.

Unter diesen Produkten nehmen die wollenen Tücher den ersten Platz ein, weil sie sich immer gleich bleiben, statt daß alle übrigen Wollwaaren beständigen Veränderungen unterworfen sind, und aus jenem Grunde wenigstens für das männliche Geschlecht ein in ganz Deutschland allgemeines Kleidungsbedürfniß geworden sind, welches sich in mehrern Gegenden auch über das weibliche Geschlecht verbreitet hat b). In dieser Rücksicht soll daher auch hier allein von ihnen gehandelt werden.

Die besten und feinsten deutschen wollenen Tücher, werden in der Reichsstadt Aachen und im Lüttichschen, vorzüglich zu Eupen, Burscheid, Verviers, Teux, Montjoje, und in den dort herum liegenden Flecken, und mehrern beträchtlichen Dörfern gemacht. Diese Tücher werden sämmtlich aus spanischer Wolle fabricirt, und da solche zu andern wollenen Zeugen zu kostbar, die dasige Landwolle aber nicht von besonderer Güte ist, so liegt darin wohl der Hauptgrund, daß man sich in den dasigen Gegenden, Mont-

b) In Steiermark trägt das männliche Geschlecht unter dem tuchenen Rock, gewöhnlich 4 bis 5 tuchene Westen von allen Farben, die man zu sehen bekömmt, da die oberste unten nur mit zwei Knöpfen zugeknöpft ist, die zweite wieder mit ein Paar Knöpfen mehr, und so bis auf die unterste, die endlich bis oben hinauf zugeknöpft ist.

Die gemeinen Frauenspersonen tragen schwarze tuchene Röcke und Kamisöler. Von erstern sitzt ihnen der Bund oder die Einfassung gerade unter beiden Armen, der Rock selbst aber geht nur bis auf die Knickehlen hinunter, unter welchen die schwarzen Strümpfe in Mannsschuhen mit rothen Strumfsoder Kniebändern, sich zeigen. Keine Frauensperson darf sich in dasiger Gegend vorn überbiegen, und auf diese Art etwas aufnehmen, sondern sie muß solches jedesmal stehend verrichten.

Digitized by Google

Montjoie ausgenommen, fast allein mit Verfertigung seiner Tücher beschäftigt, und das, was dort von andern Waaren verfertigt wird, von keinem Belange ist.

Man kann ohne Bedenken, Aachen als die Mutter aller der übrigen Tuchmanufakturorte, und diese als die Kolonien derselben ansehen, und doch fehlt nicht viel, daß die Mutter wo nicht von allen, doch von mehrern ihrer Kinder übertroffen wird, da in verschiedenen dieser Kolonien bei weitem bessere Waare verfertigt wird, als in Aachen selbst.

Der Grund hiervon liegt, wie man bald mit mehrerem zeigen wird, ganz unstreitig darin, daß man die auswärtigen Manufakturen nicht den Einschränkungen unterworfen hat, denen die Aachener vermöge der Constitution der Stadt c) unterworfen sind, und darin, daß sie außerdem noch andere Freiheiten genießen, und in diesen Oertern die nothwendigsten Lebensmittel um ein beträchtliches wohlfeiler als in Aachen sind. Dagegen aber wohnt man an diesem Orte wohlfeiler, als in den meisten der übrigen herum liegenden beträchtlichen Fabrikörter.

Aachen ist ein katholische Reichsstadt, in welcher die Nichtkatholiken von mehreren Vorrechten des Bürgers ausgeschlossen sind.

Die Stadt hat 14 zum Theil sehr starke Zünfte, von welcher jede 4 Rathsherrn als ihre Repräsentanten wählt. Die Weberzunft ist unter jenen 14 nicht mit begriffen, dafür aber entschädigt sie sich auf andere Art, welches aber zum Verfall der dasigen Tuchfabriken, die größte Veranlassung giebt, und gegeben hat. Das Werkmeistergericht, welches größtentheils aus dieser Zunft besteht, schränkt alle Tuchwebermeister auf eine Anzahl von 4 Webestühlen, und alle Scherer auf 4 Knechte und einen Lehrknecht ein. Diese Einrichtung scheint zwar verschiedenes für sich zu haben, weil eines Theils dadurch, daß einem Meister nicht verstattet wird, eine übertriebene Anzahl Stühle und Knechte zu halten, mehrere Meister sich besetzen können, und andern Theils verhindert wird, daß niemand mehr Stühle und Knechte halten kann, als er zu überschauen im Stande ist. Allein auf der andern Seite bewirkt diese Einrichtung auch das, daß die Arbeiter nicht im Ernst auf Verbesserung

c) Ob die Fabrikanten durch die von der Kaiserl. Commission vorgenommene Verbesserung des ganzen Stadtwesens minder eingeschränkt sind, als sie vorher waren, ist mir nicht bekannt, bei meiner Anwesenheit im Jahre 1791. schien man wenigstens auf diesen Nahrungszweig der Stadt von Seiten der Commission noch keine besondere Rücksicht genommen zu haben.

A. d. E.

Digitized by Google

rung ihrer Arbeit, und auf eine vorzügliche Güte derselben Rücksicht nehmen, sondern wenn sie einmal die nach den Gildeartickeln höchste Anzahl von Stühlen und Knechten haben, zufrieden sind, wenn ihre Arbeit nur von der Beschaffenheit ist, daß der Verleger keinen Grund hat, ihnen die Arbeit zu nehmen, und sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, die Zahl der Stühle und Knechte einzuschränken. Da nun auch der Verleger gewöhnlich beim Meister im Vorschuß ist, welchen er, wenn er ihm die Arbeit nimt, wo nicht ganz verliehrt, doch erst mit Mühe, Streit und Kosten zurück erhalten kann, so kann jener, wenn er einmal die Zahl der Stühle und der Knechte vollzählig hat, mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß er es erst sehr arg machen muß, ehe der Verleger ihn abandonnirt.

Bei dieser Einrichtung wird es dem Fabrikanten unmöglich, nur den redlichen fleißigen und geschickten Arbeiter zu beschäftigen, er siehet sich gezwungen, da er außer den Ringmauern der Stadt nicht arbeiten lassen darf, auch unter die Betrüger und Ungeschickten Wolle zu vertheilen, die, da sie zugleich bei weitem die zahlreichsten sind, ihm größtentheils schlechte Waare liefern. Es ist fast unglaublich, welche Betrügereien in Aachen mit der Wolle und dem Gespinnste, bis dahin, daß das Tuch abgeliefert wird, vorgehen, sie namentlich anzuführen, würde hier zu weitläuftig seyn, wem damit gedient ist, solche in extenso zu lesen, den verweißt man auf die beiden Broschüren: Freimüthige Gedanken über den gegenwärtigen Zustand der Stadt Aachen; und Beitrag zu den Verbesserungsvorschlägen in Betreff der Reichsstadt Aachen, besonders ihrer Tuchmanufakturen 1789. 4.

Eben dieser Zunftzwang separirt auch den Weber und Scheerer ganz von einander, und hat gegen die Protestanten, die doch den größten Theil der Tuchfabrikanten ausmachen, weniger Nachsicht, als gegen die Katholiken, auch ist er die Ursache der sogenannten Kaufsücher, die aus gestohlner Wolle fabricirt werden. Wäre in Aachen eine gute Fabrikpolizei, oder würde über wirklich gute Gesetze in Absicht der Tuchmanufakturen gehalten, und verdürbe nicht die zu große Gelindigkeit des Staderaths das Wenige nicht gänzlich, was die Strenge des Zunftgeistes annoch unverdorben übrig gelassen hat, so würde die Verfertigung und der Verkauf dieser Tücher gänzlich verboten seyn. Der Arbeiter behauptet nemlich, diese Tücher in den Feierstunden zu verfertigen, von der dem Fabrikanten gestohlnen Wolle, läßt sich leicht denken. Aus diesem Grunde kann er sie denn unstreitig wohlfeiler liefern, als dem Fabrikanten seine eigenen zu stehen kommen, und ob sie gleich schlechter gemacht

Digitized by Google

gemacht sind, so ersehen sich doch mehrere Fabrikanten nicht, sie den Arbeitern öffentlich abzukaufen, wodurch sie diesen immer mehr Lust zu dergleichen Betrügereien machen.

Es sind zwar mehrere Gesetze gegen den Unterschleif mit gestohlner Wolle vorhanden, aber da auf die Beobachtung derselben nicht geachtet wird, so wäre es besser daß sie gar nicht vorhanden wären.

Diesem Mangel an gänzlicher Aufsicht, und diesen Unterschleifen der Arbeiter, ist es daher zuzuschreiben, daß die dasigen Tuchfabriken von Jahren zu Jahren abnehmen und ihren sonstigen Ruf verliehren, und daß in eben dem Verhältnisse, wie sie abnehmen, auf ihren Trümmern in ihrer Nachbarschaft, auf holländischem, kaiserlichem und lüttichschem Boden, ja sogar dicht vor den Thoren der Stadt zu Burgscheid die größten Fabriken der Art errichtet werden.

Große unternehmende Köpfe, die in Aachen nicht länger sich dem Zunftzwang unterwerfen, und durch Lieferung schlechter Tücher ihren guten Ruf aufs Spiel setzen wollten, zogen sich daher allmählich von Aachen weg, und ließen sich in der Nähe in jenen Provinzen nieder, wo sie mit offenen Armen aufgenommen wurden, und wenn sie vielleicht keine reelle Unterstützung erhielten, die sie auch nicht brauchten, so wurde doch wenigstens ihren Unternehmungen nichts in den Weg gelegt.

Diesen Auswanderungen und Bedrückungen in Aachen, haben die grossen Tuchmanufakturen zu Burscheid, Verviers, Eupen, Vaals, Montjoye, und überhaupt die beträchtlichen Fabriken im Limburgischen, wovon einzelne oft jährlich über eine Million umsetzen, ihren Ursprung zu verdanken. Fast alle haben wegen der unentbehrlichen spanischen Wolle, Comtoire in Spanien, mehrere von ihnen aber auch in Constantinopel, Schmirna, Aleppo, und an andern Orten in Asien. Die Comtoire in Spanien sind in den letzten zehen Jahren den Tuchfabrikanten doppelt nothwendig geworden, eines Theils wegen des Anschaffens der spanischen Wolle, deren Ausführung wie bereits oben gesagt ist, beständig gegen einen leidlichen Impost erlaubt ist, andern Theils aber auch deswegen, weil durch dieselben der fremde Fabrikant, in gewissem Betracht ein Indiginatrecht erhält. Es ist nemlich in den 80ger Jahren nicht bloß die Ausfuhr der fremden Tücher aus Spanien in das spanische Amerika, sondern auch der Verkauf derselben in Spanien selbst verboten worden. Mit Einschwärzen verbotener Waaren giebt sich nun der phlegmatische Spanier eben nicht ab; aber eben dieses große Phlegma macht es auch, daß er auf die Beobachtung dieser Verordnungen

gen nicht besonders aufmerksam ist, daher es denn einem solchem Comtoir, der Verbote ungeachtet sehr leicht wird, fremde Tücher ins Land zu bringen.

Wären die beträchtlichen spanischen Tuchfabriken zu Segovia und Guadalaxara im Stande, Spanien und auch Amerika hinlänglich mit Tüchern zu versehen, so mögten doch wohl endlich die deutschen Fabrikanten mit ihren Tüchern zurück bleiben müssen, und nicht Preis halten können, allein die Menge in jenen Fabriken verfertigter Tücher reicht doch nicht hin, und daher ist jenes Verbot gar nicht einmal anwendbar, wenn man nicht das Tragen der Tücher von allen Klassen und Ständen von Menschen in Spanien vorher einschränken will und kann.

Die Tuchfabriken in Aachen und den Gegenden, ziehen unmittelbar aus Spanien zweierlei Art von Wolle, die feinste kömmt von Bilbas, wegen der Nähe der vorzüglichen Weiden von Lion und Asturien, die gröbste aber kömmt von Cadix. Sie geht zu Wasser bis Herzogenbusch und Nimwegen, und kommt das Pfund inclusive Fracht und Spesen bis auf 1½ Thl. zu stehen. Die kleinen Fabrikanten, die solche nicht directe verschreiben können, ziehen sie von Amsterdam, woselbst für Tarra 14 pro Cent gerechnet wird. Die Bezahlung geschieht mit 21 pro Cent Rabat, und 1 pro Cent Disconto für baare Zahlung. Von Nimwegen geht sie zur Achse an den Ort ihrer Bestimmung. Eigentlich sollte zu den feinen Tüchern bloß spanische Wolle genommen werden, und dies geschieht auch in Vaals und in andern um Aachen herum liegenden Fabriken, nicht aber beständig in Aachen selbst. In Montjoye und in ein Paar andern Orten, wo man auch mittlere Tücher verfertigt, gebraucht man außer der spanischen, auch sogenannte wendische Wolle, die von Leipzig kömmt, auch einige Wolle aus hiesiger Gegend.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

23tes Stück.

Freitag, den 20ten März 1795.

Einige Bemerkungen über die Wolle, Wollenmanufakturen, und Wollenhandel, in Aachen, Schlesien, und in einigen andern Gegenden Deutschlands; aufgesetzt im Jahre 1791.

(Fortsetzung.)

Die Wolle wird, nachdem sie gehörig sortirt ist, zuerst um das Fett heraus zu bringen, in ausgemauerten Vertiefungen gespült, die um allen Betrug der Arbeiter zu vermeiden, an freien offen liegenden Orten angelegt sind. Da aber die spanische Wolle schon an sich nicht gut riecht, und von einigen Fabrikanten vorher noch mit einer eigenen Lauge, die eben die Eigenschaft hat, gebeitzt wird, so pflegt es an diesen Spühlteichen, ungeachtet sie einen beständigen Abfluß haben, eben nicht zum besten zu riechen. In Aachen selbst, wo die Wollenwascher oft bei mehrern Fabriken engagirt sind, pflegt jene Vorsicht nicht immer beobachtet zu werden, und kann aus diesem Grunde auch nicht immer beobachtet werden, sondern man hört dies Waschen oft mitten in der Nacht, welches denn nicht selten zu vorsetzlichen Betrügereien Anlaß giebt. Man überliefert freilich dem Wollenwascher die Wolle nach dem Gewichte, und läßt sie sich von ihm nach einem bestimmten Abzuge für den Abgang, nach dem Gewichte wieder liefern, allein das fehlende Gewicht weiß der Wascher schon durch die Näße der Wolle zu ersetzen.

Fast die ganze Spinnerei dieser Wolle für diese ansehnlichen Fabriken, wird von den Limburger Landleuten besorgt, da dasjenige was davon in den Städten gesponnen wird, von keinem Belange ist, und eben so wenig liefert das nahe Jülicher Land, dessen Hauptstadt von Aachen nur 2 Meilen entfernt ist, etwas dazu, da der schwere Ackerbau in diesen Gegenden dem Landmanne die nöthige Geschmeidigkeit und Biegsamkeit der Finger, die zu so feinem Garn erforderlich ist, benimt, welches in jenen Gegenden, wo die Viehzucht den

Digitized by Google

Hauptnahrungszweig gemacht, nicht so der Fall ist.

Aachen, Vaals und Burscheid liefern blos einfarbige Tücher, die im Stück gefärbet werden, jedoch läßt seit einigen Jahren ein Haus im erstern Orte, das durch die Untreue eines Bedienten, fast bis zum Fallitren gekommen war, und der dadurch, daß er sich selbst das Leben nahm, das Haus in noch größere Verwirrung brachte, fast lauter gestreifte und melirte Tücher machen, und hat es dieser glücklichen Veränderung fast allein zu verdanken, daß es wieder auf eine beträchtliche Höhe gekommen ist. Hingegen läßt Verviers und die Gegend fast allein melirte Tücher verfertigen, die bereits im Garne und Wolle gefärbt werden. Die feinsten Vigogne Tücher liefert Montjoye.

Aachen hat noch verschiedene große Tuchfabrikanten, jedoch in keinem Verhältnisse mehr gegen seinen Flohr, wo es 100000 Einwohner zählte, da es jetzt (1790.) deren kaum 30000 hat.

Man rechnet, daß in Aachen jährlich noch gegen 10300 Stück Tücher verfertigt werden, dagegen in Montjoye allein doppelt soviel verarbeitet werden, deren Werth auf eine Million und 500,000 Thl. angeschlagen wird, von welchen man 7 pro Cent für den Fabrikanten, das Uebrige aber auf das Materiale und Arbeitslohn rechnen muß.

In Burscheid, das im Verhältniß bei weitem mehr Tucharbeiter als Aachen hat, ist die Hauptfabrik die des Herrn von Löwenich, deren Tücher auch vorzüglich geschätzt werden. Die Hauptfabrik in dieser ganzen Gegend aber, die sich ganz besonders durch ihre Größe, kostbare und zweckmäßige Einrichtung auszeichnet, ist unstreitig die des Herrn von Clermont, in Vaals, die hier in Aachen und Burscheid, über 160 Weber beschäftigt.

Vaals, das keine Stunde von Aachen entfernt, und auf holländischem Boden, in dem sogenannten Generalitätslande liegt, war noch vor weniger als 30 Jahren ein kleines unbedeutendes Dorf, und hat jetzt 5 Gemeinden, als: Menoniten, Reformirte, Lutheraner, Katholiken und Juden, die Zunftzwang, Verweigerung mehrerer bürgerlichen Rechte aus Aachen trieb, die hier ganz frei leben, und nichts weiter als einen sehr leidlichen Grundzins zu entrichten haben. Die Clermontsche Fabrik sendet fast die meisten ihrer Tücher, ausschließlich nach der Levante, die ganz weiße Leisten haben, äußerst leicht und fein sind, und mit so vieler Kunst und Geschicklichkeit gemacht sind, daß man sie beinahe für seidene Tücher halten sollte. Sie sind fast alle 4 Ellen breit, und werden in 210 Gängen geschoren. Diese Tücher sind unstreitig die feinsten, die gemacht werden, und können gewiß mit den aus jeder Fabrik wetteifern.

Das Hauptgebäude der Fabrik führt über der Thür den gewiß pas-

sen-

Digitized by Google

senden Wahlspruch: Spero invidiam. Was aber am meisten in die Augen fällt, ist die Färberei, die ganz nach dem Muster der Sedaner in Frankreich gebauet und eingerichtet ist, und in Deutschland gewiß keine ihres gleichen hat. Die Anlage dieser Färberei allein, soll gegen 14000 Thl. gekostet haben, und zeigt bei alle dem doch die größte Oekonomie, vorzüglich in Absicht der Holzersparung. Sie formirt einen einzigen großen Saal, der durch viele Fenster erleuchtet wird, die, da sie gegen einander über sind, zugleich den nöthigen Luftzug befördern. In der Mitte desselben steht ein kolossalischer Pfeiler oder vielmehr ein, aus einer ungeheueren Steinmasse erbauter Thurm, der den Rauchfang macht, welchen die Küpen und Farbekessel in einem Kreise umschließen.

Die Feuerung geschieht von innen im Thurm. Das Holz liegt auf 3 Zoll dicken eisernen Stäben, die aber doch oft von der Feuermasse zerschmolzen werden. Die Flamme spielt um die Kessel im Kreise herum, und geht dann durch ein eigenes Loch in den Schornstein hinauf. Rauch- und Schürloch haben einen gemeinschaftlichen Schieber, der mit einem Stoße sofort auf das genaueste verschlossen werden kann, und wodurch also das heftigste Feuer sogleich erstickt wird.

Jedes Zimmer in der Fabrik, das Wasser gebraucht, ist auch durch eigene Wasserleitungen damit versehen, und die unter dem durchlöcherten Fußboden befindlichen Röhren, leiten auch solches wieder ab. In der Färberei hat jeder Kessel sein eigenes Wasserrohr, wobei die Fabrik noch den Vortheil hat, daß das Wasser sehr weich ist.

Die zum Rauhen nöthigen Carden läßt die Fabrik um Aachen ziehen. Die Scheeren der Tuchscheerer, die in eigenen großen Zimmern sich aufhalten, kommen von Ramscheid, und die Preßspäne von Malmedi, diese sind sehr weiß und dick, zeigen sehr wenig Firniß, und halten gegen 20 Jahr. Alle Tücher werden Krumpfrei geliefert, und werden daher auch in den Rahmen fast gar nicht gerecket.

In der Maaße, wie man in Aachen und der Gegend die Tuchfabriken und die damit verbundenen Arbeiten in Menge antrift, findet man sie in keiner andern Gegend Deutschlands, als in Schlesien, woselbst sie sich aber auch von den Aachner Fabriken darin sehr unterscheiden, daß in dieser Gegend überhaupt nur Tücher und zwar bloß feine, in jenen nicht nur mittel und grobe Tücher, sondern auch andere Wollenwaaren verfertigt werden.

In Schlesien werden die Wollenfabriken, vorzüglich in folgenden Oertern betrieben:

1) In Birnstadt, dieser Ort hat 130 Meister, die im Jahre 1784. 4000 Stück Tücher verfertigten, die meistens nach Polen gingen.

2) Breslau, woselbst eine Tuch- und auch eine Wollenzeugfabrik ist, erstere hat circa 200, und letztere 500 Arbeiter.

3) Brieg und Festenberg. In diesen beiden Orten werden jährlich 7750 Stück Tücher von etwa 600 Arbeitern verfertigt.

4) Goldberg. Hier ist die Tuchmanufaktur erst seit 1763. vorzüglich in Aufnahme gekommen, seit welcher Zeit nemlich erst sehr strenge auf die Nichtausfuhr der schlesischen Wolle gehalten wird. Seit dieser Zeit soll man in Schlesien in den Landesfabriken nicht bloß alle schlesische, sondern noch an 40000 Stein polnische Wolle, verarbeiten, und dafür für eine Million Tücher und Wollenzeuge außer Land verkaufen. Hier in Goldberg ist die vornehmste Niederlage aller schlesischen wollenen Tücher, und werden hier die meisten und feinsten in ganz Schlesien, und die einzigen, die den holländischen einigermaaßen das Gleichgewicht halten, gemacht. 450 Meister an Tuchmachern und Tuchscheerern, und 388 Gesellen, 71 Lehrburschen, und 1500 Spinnerinnen werden hier durch die Tuchfabriken beschäftigt. Ferner gehörten 1789. dazu, 4 Tuchwalker mit 12, 3 Schönfärber mit 4, und 2 Kammsetzer mit 2 Gesellen und 2 Lehrjungen, auch 9 Farbenbereiter, welche in allem gegen 2500 Arbeiter ausmachten. Von diesen wurden in eben dem Jahre 21919 Stein Wolle verarbeitet, und 13434 Stück Tücher verfertigt. Der Preis dieser Tücher belief sich auf 25 bis 75 Thl. das Stück. Jauer lieferte den größten Theil der feinen wollenen gesponnenen Garne in die Fabrik.

5) Grünberg. Dieser Ort beschäfte 1790., 522 Meister, 197 Gesellen, 89 Lehrknaben, und 475 Stühle. Mancher Meister hatte mehr als einen Stuhl, mancher ernährte sich aber auch mit irgend einer Nebenarbeit, und mehr als die Hälfte arbeitete, ohne einen Lehrling zu halten, mit eigenen Händen, und ließ sich nur etwa von ihren Frauen und Kindern helfen.

Die Wolle wird zum Theil aus Polen durch Juden zugeführt, zum Theil kaufen die einzelnen Meister ihr Bedürfniß im Lande, oder erhandeln solches auf den Wollmärkten in Breslau. Das Gespinnst wird in der Stadt und auf den umliegenden Dörfern verfertigt. Für das Meisterpfund werden 3 bis 10 ggr. bezahlt. Um das Gespinnst noch mehr zu vervollkommen, ward im Jahre 1790. eine Spinnschule angelegt, die aber dermalen (1791.) noch zu armselig ist, als daß sie wirklichen Nutzen gewähren könnte.

Fast jeder Meister färbt seine Tücher selbst, welches nicht zum Vortheil der Manufaktur ist, da die wenigsten kaum oberflächliche Kenntniß der Färbekunst besitzen, obgleich ein jeder, der sich als Meister besetzen will, auch das Färben verstehen soll.

Grün-

Digitized by Google

Grünberg hat zum Walken der Tücher 6 Walkenmühlen, wovon die eine äußerst verfallen ist, welche sämtlich dem Tuchmachergewerke gehören. Dieses erhält die Mühlen, bezahlt die Arbeiter, und läßt sich von jedem Meister für jedes Stück, das gewalket wird, nach der Länge und Feine 3 bis 10 ggr. bezahlen.

Die Walkerde wird in der Nähe der Stadt, und zwar nur in einer Entfernung von einer halben Stunde, gegraben, sie ist aber nicht ganz rein, sondern mit Oker und Eisen zum Theil versetzt; indessen findet man aber auch in mehreren Gruben Lagen, die ganz rein sind.

Die hiesigen Tuchscheerer und Tuchbereiter, machen eine eigene Zunft aus, und bereiten sämtliche Grünbergische und auch mehrere in der Nachbarschaft verfertigte Tücher, mit Hülfe von etwa 60 Gesellen und Lehrjungen. Zum Pressen werden die Spähne größtentheils in Breslau gemacht, und daselbst das Schock auf der Stelle mit 4 bis 5 Thl. bezahlt.

Was die Feine der Tücher anbetrift, so werden in Grünberg Tücher von jeder Feine gemacht, hauptsächlich aber ordinaire Tücher, oder sogenannte Dreisiegler (erhalten bei der Schau 3 Siegel) weil solche am häufigsten gesucht werden, und größtentheils nach Polen gehen. Sie sind 28 Ellen lang, $\frac{7}{4}$ breit, und kosten zwischen 18 bis 20 Thl. Eine noch gröbere Art sind die gemeinen Zweisiegler, welche bei gleicher Breite und Länge doch im Preise gewöhnlich um 1 Thl. differiren. Bessere Gattungen sind die feinen Viersiegler, und extra feinen Fünfsiegler, wovon erstere 30 Ellen lang, und $\frac{7}{4}$ breit sind, und von welchen die Elle ungefähr mit 1 Thl. bezahlt wird.

Letztere sind wieder von gedoppelter Art, als zu 32 Ellen lang und $\frac{11}{4}$ breit, und von eben der Länge, aber nur $\frac{10}{4}$ breit. Erstere gelten das Stück einige 50 Thl., letztere aber nur zwischen 44 bis 47 Thl. Im Jahre 1784. wurden 15983 Stück, im Jahre 1789. 16871 Stück, welche sich auf den Werth von 289922½ Thl. beliefen, und im Jahre 1790. 18700 Stück, welche 348013 Thl. werth waren, verfertigt, und wovon allein in diesem Jahre 4936 Stück nach Polen und 2100 Stück nach Rußland gegangen, im Lande aber überhaupt nur 691 Stück zu 12523 Thl. geblieben waren.

6) Schweidnitz. In diesem Orte haben sämtliche Wollenmanufakturen seit der preussischen Besitznehmung sehr zugenommen. Im Jahre 1741. wurden für 14000, im Jahre 1756. für 13704, im Jahre 1763. für 3200, und 1788. für 23900 Thl. Tücher, auch in diesem letzten Jahre für 8824 Thl. wollene Zeuge verfertigt, welche letztere im Jahre 1741. nur 6000 Thl., 1756. nur 4111, und 1763. nicht mehr als 852 Thl. betrug

betrugen. Mit den Tuch- und Zeugmanufakturen beschäftigten sich 1788. 716 Personen.

Dermalen verdienen indessen die Arbeiter an ihrer Arbeit bei weitem das nicht mehr, was sie vor der preussischen Besitznahme daran verdienten, wo die Concurrenz noch nicht so groß war, auch die rohen Materialien um einen civilern Preis zu haben waren, welche seit der Zeit beträchtlich gestiegen sind, daher man denn, um doch mit der verfertigten Waare den Markt halten zu können, den Arbeitslohn so viel als möglich hat erniedrigen müssen.

Im Jahre 1756. galt daselbst der Stein Wolle 5 bis 6 Thl., und das ordinaire Tuch, das Stück 10 Thl. 1791. galt der Stein Wolle 10 Thl., und das Stück von jenen Tüchern ward nur mit 11 bis 12 Thl. bezahlt. Bis 1756. galt der Scheffel Korn in mittlern Jahren bis 1 Thl., 1791. bis 2 Thl.

Im Jahre 1787. gab der König, um die Wollenarbeiten dem Wucher der polnischen Juden zu entziehen, einen zehnjährigen zinsfreien Vorschuß von 2000 Thl. her, wofür sich ein Kaufmann verbürgte, welche Summe zu Anlegung eines Magazins von einschüriger Wolle verwandt ward. Seit dieser Zeit wird für dieses Geld die nöthige Wolle, so lange solche im Lande zu haben ist, in Schlesien, wo nicht, in Polen für das Magazin angekauft, aus demselben dem Arbeiter aber nicht ohne baare Bezahlung, und zwar nur mit einem Aufgelde von 3 ggr. verabfolgt, von welchem letztern der Vorschuß getilgt wird. Ist dies einmal geschehen, so soll das Capital, welches in dem Magazine steckt, das Eigenthum der Gilde werden, und diese Abgabe wegfallen.

Wie beträchtlich übrigens in ganz Schlesien dieser Erwerbzweig ist, kann daraus erhellen, daß im Jahre 1755. in Schlesien 85462 Stück Tuch, im Jahre 1775. 115317 Stück, im Jahre 1776. 123649 Stück, und im Jahre 1786. 90564 Stück verfertigt wurden. Im Jahre 1790. waren in Schlesien 4770 Wollenstühle, und 15263 dergleichen Arbeiter, welche für 2,003851 Thl. Waaren verfertigten, von welchen für 354903 Thl. im Lande, und für 1,650948 Thl. außerhalb Landes debitirt wurden, unter welchen letztern allein 75171 Stück Tuch waren.

Im Churfürstenthum Brandenburg, so wie in den gesamten preussischen Staaten, wurden ehemals nur allein in der Fabrik im Lagerhause in Berlin Tücher von spanischer Wolle verfertigt. Sie beschäftigt ungefähr 5000 Menschen, von welchen in dem sehr großen Manufakturhause gegen 1000 arbeiten.

Dieses Haus gehörte ursprünglich, so wie die ganze Fabrik, dem Könige.

Fries-

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm der Erste war der Stifter dieser Fabrik, und ließ solche auf seine Rechnung betreiben. Der vorige König überließ sie aber mit dem Monopolio, allein spanische Wolle verarbeiten zu dürfen, einem Entrepreneur, dem ehemaligen Aachener Tuchfabrikanten, und nachherigen preussischen Commerzrath Schmitz gegen Erbpacht, und gab ihm überdem noch gegen billige Zinsen ein Capital von dem Waisenhause in Potsdam, welchem Hause er auch den Belauf der Erbpacht assignirte. Dieses Monopolium ist indessen im Jahre 1766. aufgehoben, in welchem Jahre alle Tuchmacher im ganzen Lande die Erlaubniß erhielten, feine Tücher zu machen, und spanische Wolle zu verarbeiten, auch Tücher für die Armee zu verfertigen, ohne solche zuförderst an das Lagerhaus, wie ehemals, zu liefern.

Die übrigen Arbeiter dieser Fabrik, die nicht im Hause wohnen, halten sich entweder in Berlin selbst, oder auch vor den Thoren der Stadt auf. Sie arbeiten theils in Verding und Jahrgehalt, theils Stückweise und gegen Tagelohn.

Unter denen, die im Tagelohn arbeiten, befinden sich viele Soldaten der Berliner Garnison, die neben ihre Wachen thun. Da die Manufaktur außer den Tuchlieferungen für sämtliche Officiere der Armee, auch die für fast Zweidrittel der Soldaten hat, so kann nicht bloß spanische Wolle verarbeitet werden, sondern man nimt zu den Tüchern der letztern Landwolle. Gewöhnlich aber läßt der Entrepreneur die letztern Tücher nicht selbst verfertigen, sondern schließt mit kleinen Fabrikanten und bloßen Tuchmachern Accorde, die sie ihm alsdenn gewebt und voh liefern, worauf die Farbe und übrige Apretur in der Fabrik geschiehet.

Das Mousketiertuch muß krumpffrei 12 Ellen breit seyn, und wird vom weißen die Elle mit 18, vom blauen aber mit 19 mgr. 4 pf. bezahlt.

Um dem Krätzer das Kratzen der Wolle beträchtlich zu erleichtern, wird solche hier vorher gerissen, und zwar auf eine Art, die noch nicht sehr allgemein ist. Zu diesem Behuf hat man ein Paar runde Schrubbeln, die auf einer Scheibe befestiget sind, und auf welchen die Zähne aus lauter Ecken bestehen; zwischen beide wird die Wolle gelegt, und dann durch einen einfachen Mechanismus die untere Scheibe in der Ründung bewegt, und die obere immer auf und nieder gelassen.

Außer dieser Fabrik giebt es in Berlin noch 10 große und mehrere kleinere Fabrikanten und Tuchmacher, die Tücher und wollene Zeuge für eigene Rechnung, oder auf Bestellung verfertigen, welche, so wie überhaupt die Oerter anzugeben, in welchen in den preussischen Staaten vorzüglich

im

in Wolle gearbeitet wird, zu umständlich seyn würde. Allein in dem Jahre 1790. wurden in Berlin für 1,641049 Thl. wollene und halbwollene Arbeit verfertigt. Im Jahre 1780. waren in der ganzen Churmark 49602 Stein feine, 60,636½ Stein mittlere, und 61309½ Stein grobe Wolle, zusammen also 171548 Stein à 22 Pfund verarbeitet.

Der Werth der davon verfertigten Waare belief sich auf 2,708,433⅓ Thl., von welchen für 1,966,448⅔ Thl. im Lande, und für den Rest der Summe außer Land verkauft war.

Das Brandenburgische Haus ist unstreitig dasjenige, was in ganz Deutschland, die Hanse ausgenommen, am frühesten auf die Aufnahme, den Flohr und die Verbesserung der Wollenmanufakturen bedacht gewesen ist.

Bereits in den Jahren 1572. 78. und 81. erließ der damalige Churfürst Johann Georg wegen der Ausfuhr der Wolle eigene Edikte, auch verbot er die Einfuhr der fremden geringhaltigen Tücher. Seinem Beispiele folgte der Churfürst Georg Wilhelm, und dessen Sohn Johann Siegmund, noch mehr aber Friedrich Wilhelm der Große, der im Jahre 1641. nicht nur alle wegen der Wolle und Tuchmacherei erlassene Edikte erneuerte, sondern auch in den Jahren 1644. 57. und 63. den Tuchmachern in der Residenz besondere Vorrechte einräumte.

Im Jahre 1687. ward die Einfuhr fremder Tücher in die Mark aufs neue verboten, und um in Absicht der im Lande verfertigten Tücher für Betrügereien gesichert zu seyn, ward eine geschärfte Schauordnung erlassen, auch in Berlin 3 Schaumeister, nemlich 2 Tuchmacher und 1 Kaufmann bestellt, welchen aufgegeben ward, die verfertigten Tücher auf das genaueste zu beschauen, und die Fehler zu bemerken. Am meisten that indessen für dieses Gewerbe König Friedrich Wilhelm der Erste, und Friedrich der Zweite.

Jener verbot die Ausfuhr der im Lande erzielten Wolle auf das strengste, und damit dabei kein Unterschleif passirte, so mußte jeder Verkäufer der Wolle sich von dem Käufer mit einem Schein bescheinigen lassen, daß er die Wolle an einen Landeseinwohner verkauft hatte, welcher Zettel von den Impostbedienten des Verkaufsorts unterschrieben werden mußte. Dieser Schein mußte bei der nächsten Schur dem Controlleur, und von diesem dem Landrath eingehändigt werden, der ihn endlich nach Berlin schickte.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

24tes Stück.

Montag, den 23ten März 1795.

Einige Bemerkungen über die Wolle, Wollenmanufakturen, und Wollenhandel, in Aachen, Schlesien, und in einigen andern Gegenden Deutschlands; aufgesetzt im Jahre 1791.

(Fortsetzung.)

König Friedrich Wilhelm der Erste errichtete auch das Lagerhaus, mit der damit verbundenen Fabrik in Berlin, die auf seine Rechnung betrieben ward, und damit es diesem Hause nicht am Gespinste fehlte, so verordnete er 1723. daß alle Vorkäuferweiber, die auf öffentlichen Plätzen mit ihren Waaren maßen, alle Woche 1 Pfund Wolle spinnen mußten, dagegen aber auch von die Hälfte Geld für den Platz, auf welchem sie ihre Hokenwaaren feil hatten, entrichten sollten. Jedesmal, wenn sie das Stellegeld dem Magistrat bezahlten, mußten sie einen Schein über die Ablieferung jenes wollenen Garns von dem Manufakturier, für welchen sie die Wolle gesponnen hatten, einliefern, welcher Schein ihnen für die Hälfte als Quittung diente.

Hatten sie das Garn, welches von ihnen gesponnen war, verdorben oder nicht gut gesponnen, so mußten sie solches entweder ersetzen, oder, wenn es wiederholt schlecht war, so verloh ren sie ihre Freiheit, zu hökern. Eben dies wurde auch von dienstlosen ledigen Personen verlangt, wenn sie einen Wohnschein haben wollten.

Diese Anstalten haben indessen, sobald das Lagerhaus einem Privatentrepreneur überlassen ward, aufgehört.

Die mehrsten Policeiverordnungen, in Absicht der Wollenfabriken, schreiben sich indessen von Friedrich dem Zweiten her, der ihnen eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete, und von welchen man hier den hauptsächlichsten Inhalt in kurzen Sätzen angeben will.

Die Schäfer sollen die Schafe in klarem Wasser waschen, und die Wolle nicht eher abscheren, als bis sie trocken ist, auch die Seiten- und Bauchwolle nicht abreissen, noch die

Digitized by Google

Wolle aussuchen und vertauschen, mit Wasser befeuchten, oder wohl gar mit Sand vermischen. Sie sollen jede Art Wolle besonders sparriren, und dem Käufer das Sortiment der Wolle genau angeben.

Aller Kauf und Verkauf der Wolle auf dem Lande ist verboten, und die Wolle soll nur auf dem Markte in den Kreisstädten verkauft werden, auch Fabrikanten ein Vorkauf eingeräumet werden; den Juden soll der Wollhandel gänzlich verboten seyn.

Die Fabrikanten sollen die Wolle nachmals ordentlich nach den verschiedenen Sorten der Tücher und Zeuge sortiren, sie darauf gehörig verlesen lassen, und mit keiner sortirten Wolle anders als unter sich Handel treiben.

Kein Lehrjunge soll losgesprochen werden, wenn er nicht das Wollschlagen, Sortiren, und die klare Kämmerei mit einem Strich gelernt hat.

Die zum Spinnen bestimmte Wolle soll gehörig gekämmet und locker und klar gestrichen werden, dann die Wolle für die Tuchmacher auf großen holländischen Rädern, für die Zeugmacher aber auf den kleinen Triträdern gesponnen werden, auch für die Tuchmacher die Kette rechts, und der Einschlag links gedrehet werden.

Die Landräthe auf dem Lande und die Obrigkeiten in den Städten, sollen alte und schwache Einwohner, auch herrnloses Gesindel und müssige Frauensleute mit Nachdruck zum Spinnen anhalten.

Bei der Schau sollen die Tücher folgendermaaßen sortiret werden.

In Kern, mittlere, und ordinaire Tücher, und letztere wieder nach dem Walken in

$$\begin{array}{r} \frac{7}{4} \\ 6\frac{1}{2} \\ \hline 4 \\ 5\frac{1}{2} \\ \hline 4 \\ 5\frac{1}{4} \\ \hline \end{array}$$

4 Breite.

Um auf der Schau für tüchtig erkannt zu werden, wird von diesen Tüchern erfordert:

1) Von Kerntüchern, daß sie fertig 2 Ellen breit, aus gutgeschlagener, gerissener und gekämmeter Wolle, aus rechtsgedrehetem Ketten- und linksgedrehetem Einschlaggarn mit 2 Schlägen dicht gewebt sind. Ein Tuch von dieser Art muß in der Länge mit 42 Ellen Berliner Maaß, und in der Breite mit 1728 Faden mit 24 Spulen angeschossen werden.

Zur Kette sollen 16 Pfund, und zum Einschlage 27 Pfund genommen werden. Vor dem Werkstuhle bei der rohen Schau, soll es $3\frac{1}{2}$ Elle halten, und des Meisters Name mit farbigem Bindfaden, und nicht mit wollenem Garn, am Ende zwischen den Vorschlägen auf der linken Seite, und mit dem Buchstaben K. auf der rechten Ecke gezeichnet werden. Aus der Walke soll es 28 bis 30 Ellen lang und $1\frac{7}{8}$ Ellen mit den Leisten aus grober Wolle breit seyn.

Das

Das feinste Tuch soll mit 24 Ellen in der Länge, und mit 2016 Fäden in der Breite angeschoren werden. Die Kette soll mit feinem Rockenmehle gestärket werden, damit sie ihre richtige Länge und Breite erhalte, und in der Walke nicht gedrehet und gekehrt zu werden braucht.

2) Bei Mitteltüchern fertig 21 Ellen lang. Diese sollen aus guter Mittelwolle mit einem Schlage so dicht gewirket werden, daß zwischen denselben und dem Tuche von gemeiner Wolle ein merklicher Unterschied ist. Die Kette soll durchgehend $\frac{1}{4}$ länger geschoren werden, als das Tuch in und nach der Zubereitung sollen soll. Es wird angeschoren mit 42 Ellen, und in der Breite mit 1632 Fäden. Zur Kette werden 18 Pfund Garn und zum Einschlage 22 Pfund erfordert. Es muß mit dem Buchstaben M. bezeichnet werden. Auf vom Weberstuhle soll es $3\frac{1}{2}$ Ellen breit seyn, aus der Walke aber 23 Ellen lang und $1\frac{7}{8}$ breit kommen.

3) Ordinaires Tuch von $7\frac{1}{2}$ Viertel breit und 24 Ellen lang fertig am Rahmen. Dieses Tuch wird angeschoren in der Länge mit 42 Fäden, und in der Breite mit 1536 Fäden. Zur Kette müssen 18 Pfund Wolle und zum Einschlage 22 Pfund genommen werden. Vom Werkstuhle muß es $3\frac{1}{2}$ Elle in der Breite, aus der Walke aber $1\frac{3}{4}$ Elle halten, und $23\frac{1}{2}$ Elle lang seyn.

Die übrigen ordinairen Tücher sind nach eben diesem Verhältniß bestimmt.

Alle die ordinairen Sorten werden mit einem O. gezeichnet, und mit einem Pfund Oel verarbeitet. Sie werden fast sämtlich in Stücken gefärbt. Werden sie aber aus gefärbter Wolle, entweder von einer oder mehrern zusammengesetzten und melirten Farben verarbeitet, so muß solche wohl durchgearbeitet, gut gepflücket, gerissen, gefettet und gekämmet, 6 mal durchgestrichen, und mit 80 Kämmen 4 mal gewendet und durchgearbeitet, auch dahin gesehen werden, daß keine Stoppen und Streifen darin bleiben.

4) Mondirungstücher von 24 Ellen lang und 2 Ellen breit fertig am Rahmen. Zu einem Stücke kommen 37 Pfund Wolle ohne die Leisten, zu welchen ein besonderes Pfund erfordert wird. Es wird angeschoren zur Kette mit 36 Ellen in der Länge, und in der Breite mit 1296 Fäden. Vom Stuhle hält das Stück $3\frac{1}{2}$ Elle in der Breite, aus der Walke $13\frac{1}{2}$ Elle in der Länge, und $2\frac{7}{8}$ Ellen in der Breite.

Alle diese Tücher müssen insgesamt mit Karden oder feinen Krempeln gerauhet, und mit reinem Wasser zugerichtet werden.

Die Tuchmacher dürfen sich nicht unterstehen, auf beiden Enden der Tücher oder zum Mantel besseres Gespinnst als in der Mitte zu brauchen, auch sollen sie die Tücher nicht auswalken, aus welchem Grunde ihnen denn auch bei ihren Häusern keine Rahmen gestattet werden. Zu den

Digitized by Google

Kern- und feinen Tüchern soll weder Sommer noch Winterwolle allein, sondern eine mit der andern vermischt genommen werden, weil die Tücher von lauter Winterwolle sich nicht fest schließen, sondern fädenscheinig sind, hingegen die von bloßer Sommerwolle gar kein tüchtiges Tuch geben können.

Die gemeinen und Montirungstücher können aber von lauter Winterwolle gemacht werden.

Jeder Tuchmacher soll sein Tuch, wenn es vom Weberstuhle kommt, es sey weiß oder melirt, mit stumpfen Karden oder wohlgefutterten Krempeln auf beiden Seiten abrichten, damit alle Unreinigkeiten herunter kommen und der Faden trocken wird, mithin das Tuch in der Walke einen bessern Schluß und Festigkeit erhalte.

Auch sollen die Tuchmacher keine andere als Scheerwolle zur Verfertigung ihrer Tücher nehmen, und keine Kürschners- Weißgerbers- und Sterblingswolle anders als zu groben Waaren, z. E. Pferdedecken, und dergleichen verarbeiten.

In Böhmen, dessen man oben, wo lediglich von der Wolle die Rede war, nur kurz Erwähnung gethan hat, da letztere sich noch nicht besonders auszeichnet, fangen doch seit der Veredlung der Schafe auch die Wollenmanufakturen an, sich sehr zu heben.

Die Ausfuhr der inländischen Wolle ist in Böhmen unterm 21ten Sept. 1770. gegen eine Abgabe von 4 fl. vom Centner gänzlich erlaubt, und leidet nur in dem einzigen Falle eine Einschränkung, wenn solche zu hoch im Preise steigt, und sich ein Mangel an solcher zeigen sollte, da alsdenn die nöthige Anzeige zur Sperre der Ausfuhr gemacht werden soll.

Was den böhmischen Fabrikanten sehr drückt, ist, daß der Wollhandel sich größtentheils in den Händen der Juden befindet, die solche wohlfeil einzukaufen wissen, aber nicht in gleichem Verhältniß wieder verkaufen.

Böhmen hatte im Jahr 1785. 30121 Spinner und 16689 Wollenarbeiter, im Jahre 1788. 16698 Arbeiter, 7280 Wollenstühle und 57087 Wollenspinner, im Jahr 1789. aber 48218 Spinner, 24579 andere Arbeiter und 9691 Stühle.

Dem Kaiser Leopold II., wurden bei seiner Krönung in Prag durch den Oberst Burggraf, Graf Rotenhahn Proben und Listen von den Erzeugnissen und der Güte aller böhmischen Fabriken vorgelegt, aus welchen Listen in Absicht der Tuchfabriken folgende die vorzüglichsten sind, die sich indessen aber alle auf ordinaire, mittel, und feine Tücher einschränken, da die extra feinen, noch beständig aus andern Erbländischen Fabriken gezogen werden müssen.

1) Die Oberleutensdorfer Fabrik, die von dem Gräflich Waldsteinschen Majoratherrn unterhalten wird, und Tücher die Elle bis 7 Fl. liefert. Diese Fabrik versendet ihre Tücher in die Erb und fremden Länder, ist auch privilegirt, in Prag eine Niederlage zu

zu unterhalten, und ihre verfertigten Tücher daselbst im offenen Laden bey Ellen nach einem vom Inhaber der Fabrik unterschriebenen Preiscourant auszuschneiden, und zu verkaufen.

2) Die Reichenberger Fabrik bis 4 fl. die Elle. In dieser Stadt sind 706 Tuchmachermeister, die sich selbst verlegen, und im Jahre 1789. auf 631 Stühlen 21530 Stück Tuch verfertigt hatten. Sie machten beträchtliche Versendungen über Wien nach Ungern, und in die Türkei, auch nach Italien und in die Schweiz.

Diese Tuchfabrikanten würden bei weitem mehr liefern und debitiren können, wenn ihnen nicht durch die Juden so oft die nöthige Wolle entzogen würde.

Diese Manufaktur ist die älteste in Böhmen; sie mußte ehemals dafür, daß sie ihre Wolle in Reichenberg frei einführen durfte, ihrer Obrigkeit einen alljährlichen Zoll von 500 fl. bezahlen, mit welcher Abgabe es folgende Bewandniß hatte.

Im Jahr 1669. hatte der Graf von Gallas als Guts- und Gerichtsherr, auf Einleitung eines dasigen Beamten den dasigen Tuchmachern andeuten lassen, daß sie in Zukunft die Wolle, welche sie brauchten, von Niemand anders, als aus der von ihm errichteten Niederlage nehmen sollten, und da die unterm 4ten Oct. 1969. ihnen bekannt gemachten Bedingungen sehr leidlich schienen, so wären die Tuchmacher mit solchen wahrscheinlich zufrieden gewesen, hätten sie nicht unter der Hand erfahren, daß bei der Niederlage ein Jude versteckt handelte, der für jeden in Reichenberg veräußerten Stein Wolle, wenn die Weber solche unmittelbar aus seinen Händen zögen, der Herrschaft 6 kr. zu bezahlen versprochen hatte.

Die Tuchmacher wandten sich nun mit einer Beschwerde an Ferdinand den Zweiten, und stützten sich vorzüglich auf das den böhmischen Tuchmachern allgemein ertheilte Privilegium des freien Wolleinkaufs. Sie wurden aber unterm 17ten Nov. d. J. mit dem Zusatze abgewiesen, wie sie so impertinent seyn könnten, ein solches Kaiserliches Privilegium zum Präjudiz ihrer Obrigkeit, in ihrer Bittschrift anzuführen.

Da nun der Beamte, nachdem sie diesen Schritt gethan hatten, sie noch mehr drückte, so ließen sich 4 Meister, worunter der oberste Vorsteher war, bereden, im Namen des ganzen Gewerks, unterm 1ten Januar 1670. zu versprechen, künftig von jedem in ihren Manufakturen einzuführenden Stein Wolle, 3 kr. an die herrschaftliche Cammer zu bezahlen, um nur nicht gezwungen zu seyn, die Wolle von dem Juden zu nehmen.

Dem ungeachtet brachten es in der Folge die 2 Juden, Lichtenstadt und Jaiteles dahin, daß die Wollenniederlage errichtet ward, und die Tuchmacher gezwungen wurden, nicht als

Digitized by Google

lein die Wolle den Centner um 12 bis 15 fl. theurer, sondern auch die Farbematerialien, theurer als was sie ihnen sonst kosten würden, aus der Niederlage zu nehmen.

Da diese Materialien häufig ganz verdorben waren, und die Tuchmacher sie demungeachtet nehmen musten, so thaten sie oft bei der Obrigkeit die dringendsten Vorstellungen, welches aber die unerwartete Wirkung hatte, daß sie noch mit einer neuen Auflage von jedem Stück Tuch belegt, und außerdem gezwungen wurden, eine gewisse Quantität an Victualien von den herrschaftlichen Meierhöfen zu nehmen, welche letztere Naturalabnahme doch in eine jährliche Geldabgabe von 50 fl. verwandelt ward.

In der Folge nahm ihnen indessen doch der Graf jene Abgabe von 3 kr. vom Stein, wieder ab, wogegen sie sich aber zu einer jährlichen Abgabe von 500 fl. verstehen musten, welche Abgabe bis 1776. fortdauerte, wo sie aufgehoben ward.

3) Pilsen, die der Gebrüder Tuschner und die Laziuski, bis 5 fl. die Elle, und in andern Städten noch mehrere kleinere.

In Churſachsen sind die Tuchfabriken zu zerstreut, und werden zu sehr von einzelnen Meistern, und nicht von großen Verlegern betrieben, daher es nicht möglich ist, etwas bestimmtes von solchen anzugeben. Da indessen sie aber, sobald man sie zusammen nimt, für Sachsen sehr wichtig sind, so hat man in Absicht ihrer und zu ihrem Vortheile, verschiedene Polizeiverfügungen gemacht, die man noch kürzlich anführen will.

Den Tuchmachern ist vor Ausländern ein Vorkaufsrecht eingeräumt, ihnen und den übrigen einheimischen Wollenfabrikanten allein, muß die Bürger- Bauer- Müller- und Schäferwolle gelassen, und darf nicht ausgeführt werden.

Sie haben das Vorrecht des Tuchhandels, und keiner, der sich nicht mit ihnen abgefunden, oder ein besonderes Landesherrliches Privilegium aufzuweisen hat, darf solchen treiben.

Kein Stück Tuch darf verkauft werden, wenn solches nicht vorher von den Vorstehern der Gilde und von der Obrigkeit bestellten Schaumeistern geschauet und gezeichnet ist. Letztere müssen auch zuweilen die Werkstätte visitiren und untersuchen, ob der Meister die Wolle, ehe er sie spinnen läßt, gehörig sortirt, wäscht, trocknet, schlägt und reiniget, auch ob die Stühle in gutem Stande sind. Ein ähnliches müssen sie auch in den Walkemühlen, und den Werkstätten der Tuchscherer und Tuchbereiter thun.

Die Schaumeister müssen jedes Stück Tuch so wie es vom Stuhle kömmt, gleich roh beschauen, dessen Länge und Breite untersuchen, das fehlerhafte rohe Tuch mit einem besondern Zeichen bemerken, und den Meister deshalb bestrafen. Ist der Fehler nur in der Breite und Länge, so wird der Meister nur mit einer ge-

zins

ringen Geldstrafe belegt, sind es nur kleine Fehler des Arbeitens, so wird solches auf einer Tafel verzeichnet, der Meister zur Aufmerksamkeit ermahnet, und er, wenn eben der Fehler mehrere male vorkömmt, mit Gelde bestraft.

In der Walke dürfen die Tücher nicht gerollt, sondern nur in Falten gelegt werden. Nach der Walke wird das Tuch von dem Schaumeister zum andern male besehen, und wenn im Walken etwas versehen ist, erhält der Walker entweder keinen Lohn, oder wird auf andere Art gestraft.

Hat das Tuch das Wasser empfangen, so muß der Schaumeister es zum dritten male beschauen, messen, und Acht haben, daß es am Rahmen nicht zu sehr gestreckt, noch bei den Raufen der feinen Tücher eiserne Kartätschen, sondern lediglich Krautkarten gebraucht werden. Werden hierbei Fehler verspühret, so wird der Tuchscherer mit Abzug des halben oder ganzen Lohns bestraft, von welchem die Hälfte dem Verfertiger des Tuchs, die andere Hälfte aber der Lade zufällt.

Hat das Tuch nicht ganz Schnitte erhalten, und ist folglich zu rauh, so wird es dem Tuchscheerer zu besserer Zurichtung zurück gegeben, und wieder beschauet. Bei der letzten Schau muß das eigentliche Maaß des Tuches auf das angehängte Blei geschlagen werden.

Die Zeichen der Aeltesten oder Märker, sollen mit Vorsicht und Behutsamkeit, auch nach der Güte und Tüchtigkeit adhibiret werden.

Hat es Hauptfehler, als z. E. Ungleichheit im Wirken, so darf es nicht zum Großhandel gebraucht, sondern muß vom Schaumeister in brauchbare Stücke zerschnitten werden.

Ein Stück Tuch, das bereits gezeichnet ist, darf nicht wieder gerauet und geschoren werden, indem die Zeichen erst nach völliger Zurichtung, das Pressen, Legen und Heften ausgenommen, dem Tuche gegeben werden müssen.

Zur Vermeidung des Betrugs mit fremden Tüchen, müssen alle im Lande verfertigten Tücher noch mit einem Lackzeichen mit dem Churfürstlichen Schwerdte bezeichnet werden.

Zur Unterstützung armer unvermögender Meister, sind an mehrern Orten Wollenmagazine errichtet, in Absicht welcher folgende Vorschriften ertheilt sind:

Der Magistrat schießt dem ganzen Tuchmacheramte das dazu erforderliche Kapital gegen billige Zinsen vor.

Ist das Amt so groß, so werden 14 Meister zur Aufsicht über das Magazin bestellt, wo nicht nach Proportion wenigere. Von diesen besorgen 4 den Einkauf, 6 die Taxation, und 4 den Verkauf.

Die zum Einkauf bestimmten, müssen beständig von aller in der Nähe oder Ferne befindlichen und für die Tuchmanufaktur tauglichen Wolle Nachricht einziehen, solche nach der Größe des Geldvorraths einkaufen,

haben aber vorzüglich ihr Augenmerk auf entlegene Orte richten, damit sie in der Nähe nicht den Tuchmachern selbst den Einkauf erschweren.

Die zur Taxation bestellten Meister, müssen die zum Magazin angeschafte Wolle in Augenschein nehmen, sich den Belang der Einkaufskosten vorlegen lassen, ein vierteljähriges Interesse zu fünf vom Hundert mit anschlagen, und darnach den Preis bestimmen, für welchen der Stein von jeder Sorte zu überlassen sey.

Die mehreste Arbeit haben indessen die zum Verkauf bestimmten Meister. Diese müssen die zum Aukauf der Wolle nöthigen Gelder jenen abgeben, dagegen die von ihnen erhandelte Wolle nach der Taxation in Empfang nehmen, solche an den wöchentlich dazu bestimmten Tagen jedem einzelnen Meister der dergleichen verlangt, jedoch keinen in einer Woche mehr denn 5 Stein abwägen, hierüber mit jedem Meister und mit der Casse selbst eigene Rechnung führen, nach Verlauf eines Vierteljahrs die Bezahlung einfordern, und wenn solche nicht vor Ablauf eines halben Jahrs erfolgt, solches der Obrigkeit anzeigen.

In fremde Städte soll nach einem Edikte vom 3ten Dec. 1729. kein gesponnenes Garn aller Gattung ausgeführt werden, indessen ward auch durch eben dies Mandat die Ausfuhr der ganz feinen wollenen Garne bis auf weitere Verordnung gestattet, dieses aber auch unterm 5ten May 1737. verboten, ja sogar unterm 28ten Apr. 1749. die Confiskation darauf gesetzt, selbst wenn die Absicht, daraus in der Fremde Waaren verfertigen zu lassen, gewesen seyn sollte. Diese Verordnung ward indessen unterm 17ten Sept. 1763. dahin erklärt, daß solches nur von dem Lande zu verstehen wäre, aus welchem man solche in dasige Lande nicht passiren ließe, oder wo die in Sachsen verfertigten Zeuge verboten, oder auch mit höhern Abgaben belegt wären. Es müssen aber in diesem Falle die Fremden die sie nur auf öffentlichem Markte, und nach 11 Uhr erst kaufen dürfen, bei der Accise angeben, und einen Zettel fordern, damit sie sich, daß das erkaufte Garn wirklich in einer Stadt und auf dem Markte erkauft ist, legitimiren können. Auf dem Lande ist überhaupt jeder Garnkauf bei Verlust der Waare und 20 fl. Strafe verboten.

Der Schluß folgt künftig.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

25tes Stück.

Freitag, den 27ten März 1795.

Einige Bemerkungen über die Wolle, Wollenmanufakturen, und Wollenhandel, in Aachen, Schlesien, und in einigen andern Gegenden Deutschlands; aufgesetzt im Jahre 1791.

(Schluß.)

Die erkaubte Ausfuhr der feinen Garne ist indessen nicht allgemein; denn die feinen Satingarne sollen in den Hauptwollenfabrikörten zu Penig, Crimmetschau, Frankenberg, Borna, Weida ꝛc., und überhaupt in einem Distrikte von 2 Meilen im Umkreise dieser Oerter nach einer Verordnung vom 19ten Nov. 1752. bei Confiscation und 20 Thl. Strafe, an niemand als an die hiesigen Webermeister verkauft werden.

Nach einer Generalverordnung vom 6ten Jul. 1778., müssen die Garnsammler sich durch ein von dem Handwerke, für welches sie die wollenen Garne aufkaufen, ausgestelltes und mit dem Handwerkssiegel und des Obermeisters Unterschrift versehenes Attestat, auch mit einem Paß von der Obrigkeit legitimiren, überhaupt sich durch einen besondern Eid verpflichten, dessen in dem Passe Erwähnung geschehen muß, daß sie außer der bewilligten Provision und dem erweißlichen Aufwande, keinen weitern Vortheil suchen. Die Obrigkeit soll auf die Abgabe dieser den Garnsammlern ertheilten Pässe, die Aufsicht führen, und von den eingebrachten Quantitäten von Zeit zu Zeit mit Bemerkung des Datums und der Orte des Einkaufs, ingleichen der Personen, für die der Einkauf geschehen, genaue Verzeichnisse verfertigen, und jährlich der Regierung einsenden.

Den Wollkämmern und Wollspinnern ist aller Betrug durch Abkürzung der Weife, Binde und Faden, Strenge verbothen, auch ihnen bei dem feinen und groben Garn keine andere als die richtige Ellenweite zu gebrauchen verstattet. Wird das Wollengarn nicht nach Pfunden sondern nach Stücken verkauft, so sollen nach einer Verordnung vom 20ten Nov. 1754. 20 Fä-

den ein Bind, 20 Gebind eine Zahl, und 12 Zahlen ein Stück ausmachen, und jedes Stück in der Länge um die Weise 2 Ellen halten.

Nach einer Verordnung von 1707. sollen alle inländische wollene Tücher, die in den unter Churfürstl. Hoheit gelegenen Städten gemacht sind, mit einem Bleiloth, worauf der Name der Stadt wo sie fabricirt, gezeichnet, sogleich bei der Schau nach bezahlter Accise gestempelt, in dessen Unterbleibung aber confiscirt werden. Sind sie aber aus einem andern Orte, wo die Accise nicht eingeführt ist, und kommen in eine accisbare Stadt, so muß derselben Accisstempel bei der Ankunft darauf geschlagen, und die Accise davon entrichtet werden. Diejenigen Landtücher, welche die Kaufleute Ellenweis ausschneiden wollen, müssen mit einem besondern Stempel mit der Inschrift: zum Ausschnitt, gestempelt werden.

Alles ausländische Tuch giebt in Sachsen 3 ggr. Accise vom Thl. Ueberhaupt muß nach der Generalconsumtionsaccisordnung an alle und jede einkommende fremde Tücher, die im Lande verkauft werden sollen, ein besonders Bleiloth gehangen, und darauf die Worte: fremdes Tuch gestempelt werden, da diejenigen welche nicht so gezeichnet, confiscirt werden sollen. Diejenigen fremden Tücher aber, womit der einheimische Kaufmann auswärts Handel treiben will, muß er Ballen- oder Packweise einbringen, die Accisbediente solche versiegeln, und dürfen nicht anders als in Gegenwart derselben wieder gröfnet werden. Die fremden Kaufleute oder Gewandschneider aus den benachbarten und auswärtigen Landen, welche fremde Tücher auf Jahrmärkten in die Städte bringen, müssen solche auf obige Art stempeln lassen, und die ganze Accise davon bezahlen. Wollen sie dies nicht, so müssen sie die Packen versiegeln lassen, und dürfen nichts davon verkaufen.

Musterreuter werden gar nicht zugelassen.

Alles inländische Tuch und Boye, das in eine Stadt aus einem andern inländischen Orte eingebracht wird, wird, wenn es nicht bereits bei der Schau veracciset ist, mit 6 pf. vom Thaler, veracciset; ist es aber hier bereits geschehen, so wird vom Thaler nur 3 pf. Nachschuß bezahlt. Verkauft ein inländischer Tuchmacher seine Tücher nicht an Großhändler, sondern an Kaufleute, Gewandschneider, und andere, so wird von einem Stücke das unter 12 Thlr. werth ist 1 ggr., ist es aber über 12 Thlr. werth, 2 ggr. entrichtet.

Kauft ein Tuchmacher von einem andern zum Ausschnitt Tücher, welches ihm erlaubt ist, so bezahlt er erst resp. 1 und 2 ggr., und alsdenn nach einer Verordnung vom 13ten Nov. 1777., noch 3 pf. Nachschuß vom Thaler.

Einheimische sächsische Tuchhändler, bezahlen für jedes Stück fremdes Tuch, die preußischen und baierschen aus-

Digitized by Google

ausgenommen, für die Erlaubnis des Ausschnitts, sie mögen es Ellen oder Stückweise verkaufen, 1 Thl.; für preußische ex jure retorsionis 2 Thl., Baiersche Tücher dürfen aus eben dem Grunde gar nicht eingebracht werden. Fremde Kaufleute zahlen im erstern Falle 2, und im letztern 3 Thl. außer der Accise.

Bei der Schau giebt jeder inländische Tuchmacher von einem Stück Tuch oder Boye vom Thaler 3 pf., verkauft er seine Tücher nicht im Lande, sondern schickt sie außer Landes, oder auf die Messen nach Leipzig und Naumburg, so bleibt er von der Ausschnitt- und Schauaccise frei, jedoch muß der Tuchmacher ein eigenhändig unterschriebenes Attestat zur Einnahme liefern, daß diese von der Accise befreieten Tücher außer Landes, oder nach jenen Meßorten gehen. Die Walkemüller müssen nach einer Verordnung vom 14ten Mai 1757. alle Tücher die sie walken, genau verzeichnen, um durch solche die Tuchmacherschau controlliren zu können. Auch sind sie vereidet, nichts zur Walke ohne ein Acciseszeichen anzunehmen, und wenn sie wieder abliefern, solche abzureißen.

Versendet der Tuchmacher bei der Schau schon veraccisete Tücher nach inländischen Fabrikorten, oder verkauft sie an dem Orte seiner Wohnung an daßige Kaufleute, so giebt der Empfänger vom Thaler 3 pf.; der Arbeiter muß aber seine Waare, er mag sie verkaufen oder für sich gebrauchen wollen, so angeben, wie er sie auf der Stelle völlig fertig verkaufen würde.

Die Tuchscherer müssen von jedem Stück Tuch und Zeug, das sie scheren, nach einer Verordnung von 1753. von jedem Thaler des Lohns 6 pf. entrichten, ehemals war die Güte des Tuchs der Maasstab dieser Abgabe, und musten sie von dem besten 9 pf., von dem mittlern 6 pf., und von dem schlechtesten 3 pf. vom Stück entrichten.

Außer diesen verschiedenen Tuchfabriken, ließen sich aus mehrern Gegenden Deutschlands noch einzelne große Fabriken beschreiben, allein mehrere derselben sehen einem Treibhaus sehr ähnlich, welches, wenn es seine Hitze verliehrt, auch zu wirken aufhört, und da bei mehrern dies der Fall seit 1791. schon gewesen ist, andere aber ihrer Größe ungeachtet, doch keine besondere Bemerkung gewähren, so übergehet man sie mit Stillschweigen.

Hannover. Hahn.

Digitized by Google

Einige Beobachtungen zur Beantwortung der Anfrage des Herrn J. v. U. im 37ten Stück des neuen hannöverischen Magazins v. v. J.

Zu den in der Anfrage genannten hiesländischen Nachtfaltern, die die unangenehme Eigenschaft äußern, daß sie oft in dem ersten Jahre schon, oft aber auch erst nach 6 und mehrern Jahren anfangen, durch eine fettige widrigriechende Materie, die aus dem oft sehr dicken, oft auch gar nicht dicken Leibe dieser Nachtfalter hervorschwitzt, naß zu werden, und das Ansehen zu erhalten, als wären sie in Oel getaucht, kann ich aus der Erfahrung noch die Ph. B. Libatrix, die Phal. Germ. Dolabraria, und vorzüglich die Ph. Act. Tau hinzusetzen, und weil ich öfter zu meiner Unzufriedenheit in meiner Sammlung sowohl, als auch in den Sammlungen anderer, dies Naßwerden fast immer an denselben Arten bemerkte, so gab ich genau Acht, wenn der erste Anfang sich davon zeigte, um dem Uebel auf irgend eine Art zuvor zu kommen, und nach mehreren Versuchen habe ich diejenigen die noch nicht stark angegriffen waren, mit geringer Mühe dahin gebracht, daß diese öligte Nässe sich wenigstens nicht weiter verbreitete, am sichersten aber glaube ich, beugt man diesem Verderben gleich zu Anfange bei dem Auftrocknen vor, und durch einen trocknen Stand des Behältnisses, worin sie aufbewahrt werden, doch diejenigen Exemplare die schon von dieser Nässe ganz durchdrungen sind, können gar nicht wieder hergestellet werden.

Ich theile meine Erfahrungen und Beobachtungen hierüber mit, und sollten andere Besitzer von Sammlungen dasselbe bemerken, so würden sich vielleicht bequeme Mittel dagegen erdenken lassen, und meine Versuche dadurch einige Bestätigung erhalten.

Im April 1790. hatte ich Gelegenheit die Ph. Act. Tau sehr häufig zu fangen, sie war in den Buchengehölzen unzählig oft anzutreffen, nur muste ich mich wundern daß unter der großen Anzahl von Männchen, die bei der heißen Sonne so häufig herum flogen, nicht ein einziges Weibchen zu finden war, bis ich bemerkte daß diese erst zur Abendzeit, wenn die Sonne untergegangen war, zu fliegen anfingen, von den Männchen bewahrte ich wegen einiger Verschiedenheiten 9 Stücke auf, von denen ich die meisten des Morgens, ehe die Sonne anfing heiß zu scheinen, auf der untern Seite der Blätter hängend angetroffen hatte, alle diese die ich so fand, waren noch ganz unverletzt, und dem Anschein nach hatten sie erst eben die Puppenhülse verlassen, aber noch vor dem Ausgang des Augusts fanden sich unter diesen 9 Phalänen schon 5, deren Leiber anfingen das öligte Ansehen zu bekommen, die langen Haare auf der Oberfläche

Digitized by Google

fläche der Brust zogen sich in kleine Büschel zusammen, und der feinhaarigte Rand, der die Unterflügel umgiebt, bildete mehrere unordentliche Zacken, indem so stellenweise die Härchen zusammen geklebt waren, bei allen Versuchen des Austrocknens verdarben diese 5 ganz, da doch die übrigen 4 Männchen und 3 Weibchen, die zwischen jenen gesteckt hatten, frei davon blieben.

In demselben Jahre erhielt ich von der Ph. B. Cossus 3 Männchen und 2 Weibchen, zwei von diesen Männchen fand ich als sie eben aus der Puppe geschliefst waren, und die noch nassen aus der Weide halb heraus hängende Hülsen verriethen mir ihre Gegenwart, sie hatten sich auch kaum erst einige Spannen weit von ihren Hülsen entfernt, diese beiden Exemplare waren vorzüglich gut, ich trocknete sie und steckte sie neben zwei Weibchen dieses Cossus, die ich beinahe zu derselben Zeit gefunden hatte, in meine Sammlung, das 3te Männchen, welches ich später fand, und welches nicht ganz unbeschädigt war, weil es schon herum geflogen war, gab ich einem Freunde, und hier hat es sich noch bis jetzt recht gut erhalten, da hingegen die 2 Männchen in meiner Sammlung schon nach 6 Wochen zu glänzen anfingen, ohne daß ich an den 2 Weibchen das mindeste bemerkte, die doch viel dickleibigter waren, und von denen jetzt noch das eine ganz vollkommen wie neu ist.

Hiedurch ward ich aufmerksam darauf, ob nicht etwa die Männchen dieser öligten Nässe beim Aufbewahren allein unterworfen seyn mögten, weil ich aber doch eher noch Insekten vermuthete, so untersuchte ich die fettige Materie welche dem Ansehen nach ein wirkliches Oel von einem sehr widrigen Geruch zu enthalten schienen, und das Zettelchen unter der Phaläne mit dem Namen derselben, ganz mit diesem Oele getränkt hatte, die zusammengezogenen Härchen und ein feines Gespinnst auf dem Zettelchen hielt ich für Wirkungen von kleinen Insekten, aber bei aller Mühe, wiewohl nur mit einem mittelmäßig vergrössernden Mikroskop, habe ich nie etwas lebendiges bemerken können, auch haben sich diese beiden öligten Exemplare die ich mit Fleiß aufbewahrte, noch immer unverfehrt erhalten.

In dem nächsten Jahre sah ich, daß das Männchen des Sphinx Ocellata das ich aus der Raupe gezogen hatte, ebenfalls naß wurde, von 3 Weibchen hingegen, von denen das eine im Hause gezogen war, zeigte keines diesen Fehler, in einigen kleinen Sammlungen die ich besah, fand ich ebenfalls nur die Männchen der erwähnten Arten, und häufig auch den Sphinx Faciformis, von diesem Fette durchdrungen und verdorben, nur allein das Weibchen der Ph. B. Vinula war durch diese Nässe entstellt, das kleinere Männchen aber nicht, der Besitzer versicherte indeß, dies Paar während der Paarung gefangen zu haben,

hier-

Digitized by Google

hierdurch nun, und weil ich immer diejenigen zuerst von diesem Uebel angegriffen fand, die sich nicht hatten paaren können, kam ich auf die Idee, obwohl die nicht gänzliche Austrocknung der zur Paarung bestimmten Materie Schuld seyn sollte, daß diese Arten anfingen zu verderben, wenigstens fand ich noch zur Bestätigung meiner Muthmaßung, daß mir nie ein Männchen von dem Sphinx Ocellata verdarb, den ich draussen fing wenn er des Abends schwärmte, daß mir aber allemal die Männchen die ich aus der Puppe zog, durch diese Nässe verlohren gingen, oder doch nur mit aller Sorgfalt an der Verbreitung dieses Fettes gehindert werden konnten.

Außerdem aber fand ich bald noch eine andere Ursache dieses Verderbens an der Ph. B. Cossus fœm. Die Nadel in der Brust dieser Ph. wurde nach und nach mit Grünspan besetzt, sie war wahrscheinlich gleich zu Anfange schon, da der Körper noch frisch war, durch das darin vorhandene und noch nicht getrocknete Fett angegriffen, dieser feuchte Grünspan, von dem ich schon Spuren bemerkte, als ich die Phaläne zuerst in die Sammlung steckte, verbreitete nach und nach, aber sehr langsam eine Fäulung, die aber im 3ten Jahre erst anfing eine Aehnlichkeit mit jenem erst erwähnten viel schneller um sich greifenden Verderben zu bekommen, und sich von da ab allmählig mitzutheilen.

Diesen Arten des Verderbens suchte ich nun auf folgende Art entgegen zu kommen, und in meiner Sammlung hat die gebrauchte Vorsicht den besten Erfolg gezeigt.

Gewöhnlich fängt bei der ersten Art des Verderbens, die ich nur bei solchen Männchen wahrnahm, die gleich nach der Verwandlung getödtet waren, wenn sie nicht durch Ansteckung mitgetheilt war, die äußerste Spitze des Afters, und der untere Theil des Leibes an, naß zu werden, oder doch ein fettiges Ansehen zu erhalten, und dann ist's noch eben Zeit dem weitern Verbreiten dieser Nässe vorzubeugen, wenigstens ist es mir alsdenn immer noch, und vorzüglich gut bei den dickleibigsten gelungen. Auf der untern des Leibes grub ich mit einem spitzen und scharfen Federmesser eine kleine Rinne, und hob behutsam ein Stückchen nach dem andern von der Masse heraus, bis die dicke Haut allein zurück blieb, und dies Geschäft ist wirklich leichter als man glauben sollte, denn die Masse in dem Leibe pflegt gewöhnlich schon etwas weich zu seyn, und das Ansehn eines verdorbenen Nußkerns zu haben, und nimt man sich nur zuerst in Acht daß man nicht zu nahe an der Afterspitze die Rinne anfängt, so läuft man gar nicht Gefahr dem Schmetterlinge sein Ansehen zu verringern, da überdem die obere Haut so dick und hornartig bei den meisten zu seyn pflegt, daß man sie bei einiger Vorsicht nicht verletzen wird, nur muß die Brust ja geschont werden, und man muß den

Leib

Leib nicht weiter aushöhlen als bis an den Abschnitt da die Brust anfängt, und auch die Rinne nicht zu breit machen, wenn ich alles möglichst rein heraus genommen hatte, so wischte ich mit einem Pinsel von dem Semen Lycopodii soviel hinein, als darin haften wollte, weil dieser eine sehr trocknende Eigenschaft hat, und suchte inwendig die Stelle recht damit zu verwahren wo die Brust anfängt, damit sich nicht das Uebel hier herüber ziehe, und durch diese Hülfe habe ich schon seit 2 Jahren 2 Sphinx Ocell. m. und 1 B. Coss. m. die zu verderben anfingen, aufbewahrt, ohne daß das öligte Ansehen weiter gegangen wäre, und sie so erhalten, daß selbst Kenner dieses Uebels diese Stücke für unverdorben halten würden.

Hat sich aber dieses Fett aus dem Leibe auch in die Brust hinüber gezogen, und ist es schon in die Flügelmuskeln getreten, so habe ich nie ein Mittel zur Erhaltung mehr mit Nuzzen anwenden können, ja alle Mittel, die man sonst zum trocknen anwenden könnte, befördern hier die Nässe, und setzt man die schon zu weit verdorbenen Exemplare der Sonne aus, so fangen sie gar an zu kriechen, es ist also zur Erhaltung der Sammlung durchaus nöthig, zu verschiedenen Zeiten, besonders zu Anfange und zu Ende des Sommer halben Jahrs, wo die Luft in den Zimmern sich zu verändern anfängt, Acht zu geben, ob sich irgendwo ein Anfang von diesem Verderben zeige, und ist der Schaden noch gering so steht das Exemplar gewiß zu retten, und man kann den Anfang dieses Verderbens sehr leicht entdecken, wenn man dicht unter dem Körper der Länge nach, einen schmalen Streif feines Papier schiebt, der auf die Nadel gestochen wird, die den Falter trägt, dieses Streifchen zieht gleich etwas von dem vorhandenen Oele an sich, und verräth durch die Flecke den Schaden immer noch früh genug.

Jener zweiten Art des Verderbens die sich an der unten grün werdenden Nadel entdecken läßt, habe ich auf eine leichtere Art dadurch vorgebeugt, daß ich schwarze Nadeln genommen habe, und zwar von einer solchen Länge, daß der Leib eines jeden Schmetterlings $\frac{1}{2}$ Zoll von dem Boden des Behältnisses entfernt bleiben kann.

Vorzüglich aber suche ich jezt dahin zu sehen, daß ich den Anlaß dieses Uebels bei dem ersten Austrocknen und bei dem Einstecken in das Behältniß vermeide, da ich nemlich die Idee hatte, daß vielleicht die unerfüllte Paarung, oder, da die Schmetterlinge in Venere vaga leben, daß die befruchtende Lymphe die erste Ursache des Verderbens sey, weil diese etwa bei dem Austrocknen nicht völlig austrockne, ehe das Exemplar in das Behältniß gesteckt wurde, und daß diese noch verhandene Feuchtigkeit durch die dazu stoßende, gewöhnlich nur halb ausgeschlossene Luft angeregt und zur Fäulung befördert werde, so wandte ich gleich bei dem Austrocknen einige Vorsicht dagegen an, welche mir um so leichter wurde, da ich mit vielem

Glücke

Glücke und zu meiner größern Unterhaltung, die meisten Schmetterlinge in meiner Sammlung aus Raupen zog, deren Chrysaliden ich gewöhnlich im Februar in der warmen Stube zur Verwandlung brachte *), nun bediente ich mich des warmen Ofens zum Trocknen der dickleibigten Falter, bei einer mittelmäßigen Wärme legte ich das Holz worauf sie ausgespannt waren, auf den Ofen, belegte aber vorher die Flügel mit Glas, welches mit Blei beschwert war, und nach 5 oder 6 Tagen wenn der Leib schon ziemlich trocken aber noch nicht hart geworden war, ritzte ich mit einem spitzen Federmesser in die Unterseite des Leibes eine Spalte der Länge nach herunter, bis nahe an den After, schob diese etwas aus einander, und ließ sie nun noch 8 bis 12 Tage auf dem Ofen stehen, damit die innern Theile des Körpers recht ausgetrocknet wurden, und nie habe ich unter denen, die ich so behandelte, ein verdorbenes Stück gefunden, ich zweifle nicht daß sich dies im Sommer eben so gut thun ließe, nur würde man wohl etwas länger warten müssen, ehe man sie in das Behältniß steckte.

Außerdem rathe ich noch einen solchen Platz für das Behältniß zu wählen, worauf die Veränderungen des Wetters nicht stark wirken können, und wo der Sonnenschein das Behältniß nicht treffen kann; jedes Exemplar muß so gesteckt werden, daß es mit keinem Theile an den Boden des Behältnisses anstößt, wenn diese Vorsicht beobachtet wird, und wenn der Zutritt der Luft so viel als möglich von der Sammlung abgehalten wird, so glaube ich, würde jeder Sammler zufrieden seyn können, wenn es keine andern Insektenzerstöhrer gäbe als die hierin erwähnte Art des Verderbens.

G., Pf. in N.

*) Ich muß mich wundern, daß verschiedene Schriftsteller es für etwas außerordentliches halten, die Puppen im Winter zur Verwandlung zu bringen, ich muß gestehen, daß mir dieses noch nie, so wenig bei Tag- als Nachtfaltern mißglückt ist, wenn die Chrysaliden nur gesund waren, und einige Vorsicht in Ansehung der Temperatur der Wärme angewandt wurde.

Hannöverisches Magazin.

26tes Stück.

Montag, den 30ten März 1795.

Beitrag zu der Abhandlung, von der Nothwendigkeit und den Mitteln, die hochdeutsche Sprache dem großen Haufen bekannter zu machen, im 24ten Stück des vorigjährigen Magazins.

Sehr wahr ist die Behauptung des Herrn Verfassers, daß eine sorgfältige Ausbildung der hochdeutschen Sprache sehr viel zu der Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse unter den geringern Volksclässen beitragen würde, welche jetzt bloß unter den gebildetern Ständen anzutreffen sind. Und eben so gegründet ist auch die traurige Erfahrung, daß aus Unwissenheit in der Sprache, welche viele Menschen bloß aus einem oft dürftigen Jugendunterrichte, und aus der Besuchung der Kirche kennen, die lächerlichsten Vorstellungen entstehen. Denn jener Mann, welcher einige Gesänge, welche er oft singen gehört, und selbst mitgesungen, auswendig zu wissen glaubte a), sang in dem Liede: Wir glauben all' an einen Gott, anstatt: die ganze Christenheit auf Erden, die ganze Christenheit zu Pferde. Sich unter diesen verstellten Worten etwas Vernünftiges zu denken, war doch wohl nicht möglich? Er sang also bloß, um zu singen, ohne dabei seinen Verstand zu beschäftigen, oder seinen Neigungen eine bessere Richtung geben zu wollen. Und dies sollte doch wohl jedesmal die Absicht christlicher Andachtsübungen seyn! — Ja, es ließe sich mit eben der Zuverläßigkeit, wie von dieser, behaupten, daß noch mannichfaltige andere, sehr nachtheilige Folgen aus der Unkunde der hochdeutschen Sprache entstehen, worin bis jetzt ein beträchtlicher Theil der Ein-

a) Man sollte daher in der Auswahl der Gesänge sehr sorgfältig seyn, und so viel nur immer möglich, die öftere Wiederholung eines Liedes vermeiden, weil ein schönes Lied selbst dadurch viel von seiner Anmuth verliehret, und das Singen aus dem Gedächtnisse zu so irrigen und fehlerhaften Vorstellungen Anlaß giebt.

Digitized by Google

Einwohner Deutschlands steckt. Nur scheinen manche Folgerungen, welche daraus hergeleitet worden, zu weit getrieben zu seyn.

Der geringe Nutzen, welchen Volksschriften vom Haushalte ꝛc. bisher gestiftet haben, darf nicht bloß dieser Unkunde der hochdeutschen Sprache und etwa dem Geldmangel zugeschrieben werden. Eingebildete Klugheit, Vorurtheile, Hang zum Lächerlichen und Abentheuerlichen, sind eben so wohl Hindernisse des Nutzens, welcher aus dem Lesen und der Anwendung des Gelesenen in solchen Volksschriften hätte entstehen sollen. Ja, selbst die Menge solcher Schriften, (wovon ein Theil, um desto mehr Abgang zu finden, bloß den Titel: für das Volk, und ähnliche Titel führet,) worunter manche die gerechten Erwartungen des Lesers täuschen, erschweret nicht nur die Auswahl, sondern schrecket sehr viele von der Anschaffung ähnlicher Schriften ganz ab, so bald sie sich einigemal betrogen gefunden.

Man spricht zu viel von Aufklärung, als daß nicht manche, bei etwas gesundem Verstande, und einem, ihrer Meinung oder dem Scheine nach, gehabten aufgeklärten Unterrichte, glauben sollten, daß sie zu den vorzüglich Aufgeklärten gehören. Diese eingebildete Klugheit stellet vielen derselben jede weitere Belehrung als überflüßig vor. Und so höret man oft die Sprache: „Was in dem Buche stehet, das weiß ich längst; das habe ich schon längst vergessen!" — Oder Neugierde bringt es dennoch in ihre Hände; so darf nur das Geringste darin mit ihrem bisherigen Systeme verschieden, oder wohl gar widersprechend seyn, und das Ganze wird als unwahr verworfen.

Vorurtheile sind daneben so häufig unter den Menschen, besonders den niedern Volksclassen, daß es gar keines ausführlichen Beweises für ihre wirkliche Existenz bedarf; weil die tägliche Erfahrung den augenscheinlichsten Beweis dafür giebt. Unter diesen Vorurtheilen steht bei einer großen Menge ein heftiger Widerwille, gegen die Einführung neuer Dinge, von denen sie nicht baaren Gewinn vor Augen sehen, oben an. Man erinnere sich nur an die Reden vieler hiesigen Landesunterthanen, bei Einführung des jetzigen Landescatechismi und des Anhanges zum Gesangbuche; wie so viele versicherten: „daß sie und ihre Kinder bei Büchern, wobei ihre Aeltern, Großältern und übrige Vorfahren selig geworden wären, auch wohl in den Himmel kommen würden: das Neue sey selten etwas Gutes," u. dgl. Bei diesen und ähnlichen Vorurtheilen können selbst die besten und faßlichsten Volksschriften sich nicht nur wenig Eingang versprechen, sondern, wo sie auch diesen noch finden, unmöglich großen Nutzen stiften.

Ferner fehlt es selbst bei dem Geldmangel, welchen man so oft beklagen höret, bei einer beträchtlichen

Anz

Menschen, nicht am Gelde, wenn es auf die Anschaffung lustiger Historien, oder wundervoller Mährchen ankommt. Aber für Bücher, welche Belehrung über nützliche Begebenheiten, ja oft über ganz nothwendige Kenntnisse enthalten, wenn es auch nur ein Geringes wäre, dies Wenige hinzugeben, ist schwer von ihnen zu erhalten.

Diese angeführten, reichhaltigen Quellen der Unwissenheit in Dingen, welche selbst dem großen Haufen nützlich werden könnten, dürfen aber nicht vergessen werden, wenn man den Nachtheil, welcher aus der Unkunde der hochdeutschen Sprache entstehet, nicht übertreiben will.

Eben so wenig aber, wie wir den Mangel nützlicher Kenntnisse der Unkunde der hochdeutschen Sprache allein zuschreiben dürfen; eben so wenig dürfte man wohl so geradezu behaupten, daß andere Nationen es in der Kenntniß ihrer Sprache den Deutschen so ganz zuvorgethan. Was England anbetrift, welches der Herr Verfasser nennet, so will ich es nicht in Abrede seyn; allein von der französischen Nation wollen nicht nur Reisende, sondern selbst geborne Franzosen behaupten, daß ein beträchtlicher Theil der niedern Volksclassen im Lesen ihrer Muttersprache fast unwissender sey, als es der Fall in Deutschland ist. — Und wollte man dennoch annehmen, daß sich es anders verhielte, und solche Nachrichten bloße Verläumdung, oder Widerwille gegen diese jetzt barbarische Nation wären: so würde man dadurch den Gegnern der Aufklärung einen Erfahrungsbeweis für ihre Schädlichkeit an die Hand geben.

Finden wir denn noch, welches wohl in Betrachtung gezogen zu werden verdienet, daß Unwissenheit in manchen nöthigen und nützlichen Kenntnissen, in einem weit größern Maaße bei den niedern Volksclassen, als unter den gebildetern Ständen anzutreffen ist: so darf dies um so weniger auffallend seyn, da Erfahrung lehret, daß wiederum auch unter diesen Gebildetern die größte Verschiedenheit in Ansehung ihrer Kenntnisse herrschet, je nachdem die Anlagen und Fähigkeiten derselben verschieden sind, oder äußere Umstände die Ausbildung von diesen begünstiget, oder erschweret haben. Darf man nun, wie ich glaube, voraus sehen, daß die ganze Lebensart der niedern Volksclassen der feinern Bildung mannichfaltige Hindernisse in den Weg lege, welche bei den höhern Ständen ganz wegfallen: so ist es auch natürlich, daß jene dennoch weit hinter diesen zurück bleiben werden, wenn gleich die hochdeutsche Sprache bei denselben eingeführet werden sollte.

So findet es sich auch, daß der Deutsche nicht so ungeschickt in mancherlei Künsten ist, wie wohl viele glauben; denn Deutschland hat nicht nur in den von dem Herrn Verfasser genannten Gegenden gute Künstler aufzuweisen, sondern der deutsche Künst-

Digitized by Google

ler wird auch im Auslande, in England und Frankreich, vorzüglich hochgeschätzet. England und Frankreich zählen eine beträchtliche Anzahl unserer Landsleute in den Werkstätten ihrer berühmtesten Künstler. — Und sollten denn wohl diese alle fertig Hochdeutsch gesprochen und verstanden haben? Oder, wenn sie es gewußt, dadurch die für das Ausland brauchbare Künstler geworden seyn? — Vielleicht ist mancher unter ihnen, welchem seine Trennung von den höhern Ständen, wegen seiner plattdeutschen Sprache, Veranlassung wurde, desto emsiger in seinen Geschäften zu seyn. Nicht vieles Reden, sondern anhaltendes Nachdenken macht den klugen Mann. — Und wenn der Mann aus einer niedern Volksclasse nicht viel mit Leuten aus den höhern Ständen redet: so ist auch nicht immer Blödigkeit, wegen ihrer plattdeutschen Sprache, die Ursache ihres wenigern Redens. Natürliche Ehrerbietung, Abhängigkeit, und selbst die Furcht vor dem Verluste seiner schon lange gehegten Meinungen, welche ihm eben deswegen überaus lieb sind, sind gewiß sehr oft der Grund davon. — Ist es daher wirklich Jemands Absicht, durch seinen Umgang andern nützlich zu werden: so wird er dies alles erwägen, und da, wo er sich auf einer ziemlich erhabenen Stufe findet, zu seinen tiefer stehenden Brüdern herabsteigen, um sie nachzuholen. — Ich weiß freilich wohl, daß es manche Fälle giebt, wo dies nicht anwendbar: z. B. in Predigten, wo man, um seltenere hochdeutsche Ausdrücke verständlich zu machen, nicht plattdeutsch reden darf. Aber in diesen und ähnlichen Fällen suche man dergleichen sorgfältig zu vermeiden, um auch dann den möglichst größten Nutzen zu stiften. — Ganz seine Absichten und Wünsche erreicht zu sehen, ist ja ohnedem nur selten der Lohn unserer Bemühungen. Und der Lehrer, welcher selbst bei einer im hohen Grade gebildeten Versammlung in seinem Vortrage allen verständlich geworden zu seyn glaubte, und zwar in dem Maaße, daß sie bei der unerwarteten Frage: *Was sie denn aus diesem Vortrage behalten hätten?* nicht stutzten, würde sich sehr irren, weil außer der Uebung, welche Fertigkeit und Geschwindigkeit im Denken hervorbringt, noch eine besondere natürliche Fähigkeit dazu gehöret, um einen einmal gehörten Vortrag so zu fassen, daß man im Stande wäre, den Zusammenhang des Ganzen andern wieder um mitzutheilen. Mancher sogar, dessen Gedächtniß treu genug, und dessen Einsichten dazu hinreichend wären, würde es aus bloßer Zurückhaltung nicht wagen.

Mag indessen der Grad von Unwissenheit, welcher bis jetzt einen grossen Theil unserer Brüder drückt, es was höher, oder etwas niedriger seyn, als der eine oder der andere, nach dem verschiedenen Gesichtspuncte glaubt, aus

aus welchem er die Sache betrachtet: so bleibt doch wenigstens so viel gewiß, daß es wohl der Mühe verlohnet, über die Mittel nachzudenken, wie sie zu verdrängen, und bessere Kenntnisse an ihre Stelle zu bringen seyn mögen.

Sind mehrere Ursachen derselben in der Erfahrung gegründet: so ist es natürlich, daß, um dem ganzen Uebel zu begegnen, auch diese Quellen desselben sorgfältig verstopfet werden müssen. Und dies sind ja auch ohnehin Fehler, deren Unterdrückung jedem am Herzen liegen muß, welchem es darum zu thun ist, zur Verbesserung seiner schwächern Brüder thätig mitzuwirken. Mögte es aber doch nur erst dahin gekommen seyn, daß jeder sich dazu verpflichtet fühlte!

Mit Grunde läßt sich zu dieser Verbesserung im Allgemeinen vieles von der weitern Verbreitung der hochdeutschen Sprache auch unter den niedern Volksclassen erwarten. Und die Mittel, welche der Herr Verfasser dazu vorgeschlagen, mögten auch wohl in manchen Gegenden des Landes die gewünschte Wirkung hervorbringen. Nur finden sich leider! in manchen andern Gegenden Hindernisse, welche aus der ländlichen Einrichtung und Lokalumständen entspringen, die ihnen aber im Wege stehen, und ihre Anwendbarkeit unmöglich machen, oder doch erschweren.

Bekanntlich beruhet der gute Unterricht der Dorfjugend vorzüglich auf der pünktlichen Abwartung der Winterschule. Was während dieser kurzen Frist erbauet worden ist, wird durch die darauf folgende Verwilderung im nächsten Sommer, wo fast kein Wort Hochdeutsch zu den Ohren der Jugend kommt, wieder niedergerissen. Was dann verlohren geht, nimt bei der Rückkehr des Winters zur Wiederherstellung einen beträchtlichen Theil der kärglich zugemessenen Zeit weg, und wird nach völlig zurückgelegten Schuljahren ganz vergessen.

Wollte man dagegen einwenden, daß die Veranstaltung der Sommerschule, gerade diesem Uebel des Vergessens in jüngern Jahren abzuhelfen, bestimmt sey, so verdienet es in Betrachtung gezogen zu werden, daß in einigen Gegenden des hiesigen Landes die üble Einrichtung statt findet, nach welcher jeder Besitzer von einigen Stükken Vieh, zum Hüten desselbigen, ein dazu fähiges Kind b) gebrauchen muß. Auf diese Art ist der gröste Theil der Jugend auf eine sehr scheinbare Art in dergleichen Gegenden entschuldiget, wenn man Klagen über ihren Nichtbesuch der Sommerschule führet. Das Viehhüten durch Kinder ist

b) Weil der in solchen Gegenden ohnehin äußerst beschwerliche Landbau die Kräfte der Erwachsenen hinlänglich beschäftiget.

Digitized by Google

ist überdem an sich für die thätige Kinderseele c) eine zu einfache Beschäftigung, als daß man sie nicht aus noch mehreren Gründen abgeschaffet zu sehen wünschen sollte.

Zu diesen Hindernissen gehöret ferner in manchen Gegenden, die Entfernung der Schuldörfer von dem Pfarrdorfe, welche es dem Prediger erschweret, wo nicht gar unmöglich macht, dem Schullehrer an solchen ihm entlegenen Orten das zu seyn, was er dem Schullehrer im Pfarrdorfe ist, beständiger Aufseher, Helfer und Rathgeber. Ist nun der Prediger ein bejahrter Mann, so ist es ihm unmöglich, bei rauher Winterwitterung oft einen Stunden weiten Weg zu übernehmen, einen Weg, welchen selbst der abgehärtete Landmann scheuet, oder wohl gar nicht kommen kann. Trift sichs nun noch oben drein, daß der Schullehrer an einem solchen entlegenen Orte ein ungebildeter Mensch ist d): so muß man nothwendig die Hoffnung aufgeben, daß durch ihn wichtige Verbesserungen, besonders in Absicht des Hochdeutschsprechens unter seiner Schuljugend, sollten bewirket werden. Eine beträchtliche Anzahl solcher Schullehrer ist dieser Sprache eben so unkundig, als jeder andere Landmann, und als seine eigene Schüler, welche er doch darin unterrichten sollte.

Wo aber dies nicht der Fall ist, da legt oft die zu große Anzahl der vorhandenen Schulkinder, welche sich an manchen Orten weit über hundert beläuft, und die doch alle unwissend darin sind, neue und wichtige Schwierigkeiten in den Weg. Eine so große Anzahl, welcher es dabei vielleicht an Aufmerksamkeit fehlte, weil die Sache ihnen, und den Aeltern noch wohl dazu, unnütz schiene, hinreichend zu beschäftigen, ist keine so leichte Arbeit, als vielleicht mancher glauben mögte, der nicht oft, und in abwechselnden Verhältnissen, dem Unterrichte in einer so zahlreichen Schulversammlung beigewohnt. Unstreitig herrschet unter der Belehrung einiger weniger, und noch dazu wohlgezogener, folgsamer Kinder, und dem Unterrichte eines großen ungebildeten Haufens, die größte Verschiedenheit, welche bei diesem ganz unmöglich macht, was bei jenen leicht war. Ja, in manchen Fällen dürfte das, was bei den erstern ohne Anstrengung erreicht wurde, auf die letztern, aus ganz natürlichen Gründen, gar nicht anwendbar seyn.

Pflicht

c) Schläfrige Kinderseelen aber werden nur noch mehr dadurch in ihrer natürlichen Trägheit eingewieget.

d) Weil wegen Geringfügigkeit des Gehaltes, keine wohlunterrichtete Schulmeister an solchen Orten zu suchen sind, wo der Tagelohn eines Arbeiters mehr, als der Jugendunterricht, einträgt.

Digitized by Google

Pflicht und Gewissen, welche bei allen Menschen die Triebfedern seyn sollten, müssen vorzüglich das Betragen des Predigers leiten. Diese werden ihm dann aber auch die Mühseligkeiten und Beschwerden, welche sein Amt mit sich bringt, erleichtern und versüssen. Ihm wird also jede Gelegenheit, zur Veredlung der ihm anvertraueten Gemeine, eine Freude seyn, deren Genuß er mit Aufopferung kleiner Bequemlichkeiten, gern erkauft. Er wird also auch gern solche Forderungen, wie die des Herrn Verfassers, billigen, und sich denselben willig unterwerfen, so bald nur die Erfüllung derselben in seinen Kräften stehet, und die Lage, worin er sich befindet, ihm nicht solche Hindernisse in den Weg legt, deren Wegräumung der guten Sache selbst vorangehen muß.

Da endlich, zur Erlernung nützlicher Wissenschaften, gründliche Anweisungen und bequeme Hülfsmittel eben so nothwendig sind, als gute Werkzeuge, zur geschickten Verrichtung von Handarbeiten: so wäre nichts wünschenswerther, als ein Buch, wie es der Herr Verfasser beschrieben; wenn nur nicht Geldmangel, Vorurtheile ꝛc. der allgemeinen Einführung desselben, selbst in Landschulen, so unabsehbare Hindernisse in den Weg legten. Ließe es sich indessen erwarten, daß dieselben durch Beihülfe solcher Männer, deren Kräfte und Ansehen es vermögen, weggeräumet werden dürften: so scheinet die Vorzeichnung des Herrn Verfassers hinlänglich zu zeigen, daß er vielleicht selbst seine Landsleute mit der Herausgabe desselben am besten beschenken könnte.

Sollten diese Gedanken, welche ein wiederholtes Lesen, der schon genannten Abhandlung, bei mir veranlasset, auch nicht insgesamt und völlig die Beherzigung der Kenner verdienen: so wage ich es dennoch, sie öffentlich vorzulegen. Der Gegenstand, welchen sie betreffen, ist zu sehr der allgemeinen Aufmerksamkeit würdig, als daß man den Wunsch unterdrücken müßte, ihn oft in Erinnerung gebracht zu sehen. Vielleicht könnten auch diese wenigen Gedanken Veranlassung zum weitern Nachdenken und zu genauerer Prüfung werden, theils des Grades von Unwissenheit, worin ein Theil der Deutschen sich in Ansehung seiner reinesten Muttersprache befindet, theils der Mittel, wodurch dieser Unwissenheit abzuhelfen sey. Und wäre diese Absicht erreicht: so würde ich mich freuen, auch ein kleines Scherflein zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse beigetragen zu haben.

Ein

Digitized by Google

Ein Paar Worte zur hiesigen Landesgeschichte.

Es ist bekannt, daß der erste Herzog von Lüneburg und Sachsen ein Edelmann, Namens Hermann Billung von Stukgehaun war *). Dieser ursprüngliche Name hat sich noch heute in dem ersten Sitze Hermann's erhalten. Fünf Meilen von Lüneburg und eine Meile von dem Flecken Soltau, liegt ein einzelner Hof Stubbekshorn, oder noch gewöhnlicher, Stipshorn genannt. Dieser besitzet noch jetzt, gleich einem adelichen Hofe, die Vorrechte und Freiheiten, welche demselben seiner Natur nach ursprünglich eigen gewesen seyn mögen. Die Lage ist überaus angenehm, in einem Holze, welches den Hof und die Gärten, wie auch die weitläuftigen Ländereien umgiebet. Sonst ist der Boden Heide. Das Wohnhaus des jetzigen Eigenthümers ist, wie leicht zu denken, nicht mehr das uralte, sondern später zum Landhaushalt eingerichtet worden. Jedoch findet sich ein großer Saal mit hohen Fenstern darin, welche noch viele Wappen der Lüneburgischen Herzöge, von Hermann Billung angerechnet, enthalten. — Mit stiller Ehrerbietung betrachtete ich diesen lehrreichen Saal und seine merkwürdigen Fenster, und konnte mich kaum davon wieder losreissen, als ich endlich von Lüneburg nach Hoya reisete.

M.

Z. l.

*) S. Churbraunschweigische Landesannalen Jahrg. VII. St. 4. S. 499.

Anfrage.

Welches ist der etwanige, und beste Gebrauch, der von verfrornen Kartoffeln, für Menschen oder Vieh noch zu machen steht? Diese Frage wünschet man, besonders zum Trost unserer verzagten Landleute je eher je lieber zuverläßig beantwortet zu sehen, um warnen oder rathen zu können.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

27tes Stück.

Freitag, den 3ten April 1795.

Das Mitleiden.

Ein Fragment.

Quod de quoque vero, & cui dicas
fæpe caveto.

„Es ist eine hartherzige Welt", sagte eine alte Frau, die, von Alter und Schwachheit niedergebeugt, an der Ecke einer Straße saß, als ich vorbei ging. — Nicht das, was sie sagte, sondern die Art, wie sie es sagte, zog meine Aufmerksamkeit auf sie. Ich stand also still und fragte nach der Ursache ihrer Klage.

„So eben antwortete sie, bat ich einige junge Damen, die die Straße herunter gerauscht kamen, um eine kleine Kupfermünze, allein sie erfüllten meine Bitte nicht, beschuldigten mich vielmehr, daß ich durch eine zügellose, lasterhafte Jugend mein jetziges Elend verursachet, und wünschten mir, daß ein jedes Geschöpf meiner Gattung ein warnendes Beispiel der Welt seyn mögte, ohne eine mitleidige Seele zu finden, die es bedauerte. Ich errathe es leicht, wofür sie mich hielten, aber" — eine Thräne welche die eingefallenen Wangen herabrollte, unterdrückte das, was sie noch sagen wollte. — Ich hatte wenig, aber dies wenige theilte ich redlich mit ihr, und eilte den Damen nach.

Wie ich sie eingeholt hatte — sie standen bei einem Gemäldehändler, und betrachteten die ausgehangenen Stücke — und eben zu ihnen treten wollte, nahete sich ihnen ein junger, wohlgewachsener, blühender Mensch, und bat die beiden Damen um eine kleine Gabe. Ich erwartete daß sie ihn mit Recht zur Arbeit hinweisen würden, wozu ihn seine Jugend, Körperbau und Gesundheit bestimmt zu haben schien — aber nein! sie zogen ihren Geldbeutel und jede gab ihm was, und wie viel? — das weiß ich nicht. —

Unwillkührlich wurde ich fortgerissen, und eilte vorüber. Welche Widersprüche, dacht' ich, liegen in dies

Digitized by Google

sem Betragen, die mir unerklärbar sind. Einer alten, sichtbarlich schwachen und kranken Frau verweigerten sie eine Kleinigkeit, und geben einem gesunden und starken Menschen vielleicht eine reichliche Gabe. Ihre Ver- Verweigerung begleiten sie mit Vorwürfen — glaubt ihr denn daß es nicht schmerzt, wenn die herzliche, vielleicht dringende Bitte so gerade weg abgeschlagen wird, daß ihr sie noch mit harten Worten begleiten müßt? O! wenn ihr nichts geben wollt, so seyd doch wenigstens menschlich, schont des Gefühls des Armen, seyd gütig und helfet mit Worten, wenn ihr nicht thätig helfen könnt, daß er euch ohne Bitterkeit verläßt, und kein Haß gegen seine Mitmenschen in ihm erzeugt wird. Wie leicht sind die wenigen Worte: „Gott helfe euch, ich kann es nicht" — mit einer sanften Stimme ausgesprochen, und mit einem mitleidigen Blicke begleitet.

Noch mehr, diese guten Damen verbanden mit ihrer Verweigerung eine ehrenrührige harte Beschuldigung — Gott! liegt denn der Argwohn so tief in dem Herzen des Menschen, daß wir von jedem Unglücklichen gleich das Uebelste denken müssen? oder glauben wir ein Recht zu haben, einem solchen alles sagen zu können, was uns einfällt? oder ist es einer großen Verdorbenheit der Sitten zuzuschreiben, daß selbst junge Mädchen, die gewiß eine gute Erziehung gehabt haben werden, so bekannt mit den häuslichen Leiden sind, dadurch das Menschengeschlecht jetzt so ausartet? oder wollten sie ihren ernsten und gerechten Abscheu gegen das Laster zu erkennen geben? aber warum durch einen so grausamen, unmenschlichen Wunsch: „daß sich nie eine mitleidige Seele der Unglücklichen erbarmen möge? — "

In Wahrheit, ich schäme mich der Menschen, meiner Brüder, daß sie so hartherzig seyn können; ich schäme mich ihrer, daß sie bei dem kleinsten übeln Anschein dem Argwohn Raum geben, und ohne weitere Untersuchung ein beschimpfendes Urtheil fällen; ich schäme mich ihrer, daß sie den Unglücklichen, der in seiner Jugend fiel, vielleicht durch mitwirkende Ursachen hingerissen, unvorsetzlich fiel — ich meine nicht bloß den Lasterhaften, sondern auch den Leichtsinnigen, Unvorsichtigen, Undankbaren ꝛc. — auch denn noch, wenn er schon lange sich wieder gehoben, seine Vergehungen verabscheuet, und durch strenge Rechtschaffenheit sie abbüßet: daß sie einen solchen auch dann noch verachten, kalt vorüber gehen, und ihn des thätigen Mitleidens unwürdig halten. —

Aber warum gaben diese jungen Damen dem muntern männlichen Bettler so gern und bereitwillig ihre Gabe? Giebt etwa das Weib lieber dem Mann, und der Mann lieber dem Weibe?

Unerforschliche Geheimnisse! gewiß, ihr könnt noch Jahrhunderte stu-

Digitized by Google

studieren, ehe ihr das menschliche Herz ergründet. —

„Es ist eine hartherzige Welt" — und warum das? weil nicht jedem geholfen werden kann? weil nicht jeder gleich empfindet, gleich stark und innig gerührt wird, vielleicht kalt bleibt, wenn ein anderer schon Thränen vergießt? — O! ich würde den Hartherzigen verachten und seine Gesellschaft fliehen, der nur für sein eigenes Leiden Gefühl hat, und kalt gegen alles andere ist. Allein das fordert ja niemand von uns, daß wir jeden Todten beweinen sollen, daß wir klagen sollen, weil so viele der bittern Armuth erliegen, so manche unter dem Drucke anderer schmachten, und unzählige den namenlosen Uebeln des Lebens unterworfen sind. Ihr könnt den nicht hartherzig nennen, den diese, oder ähnliche Gedanken ungerührt lassen. Sollte ich aber nicht dem Tode meines Freundes eine wohlwollende, dankbare Thräne weihen können — sollte mich die Gefahr ihn zu verliehren, nicht beunruhigen — sollte ich, Reicher, sorglos den dürftigen Armen vergeblich bitten lassen, oder ich, Mächtiger, den Niedrigen, ungerührt, vor meinen Augen unterdrücken sehen — und mit einem Worte — sollte ich, Mensch, mit den mancherlei Uebeln daran die Menschheit krank darnieder liegt, leichtsinnig meinen Spott treiben!!

Aber herzlicher Dank sey dem weisen Schöpfer unsrer Natur gebracht, der sie so bildete, daß nur wenige der sanften Empfindung des Mitleids nicht empfänglich sind. Ja! jeder Mensch, der Reiche wie der Arme, der Große und Mächtige wie der Niedrige und Ohnmächtige, kann sich die Freude verschaffen, welche die innige Theilnahme an den Schicksalen seiner Nebenmenschen gewährt.

Soll ich die Reichen und Mächtigen beneiden? —

Es muß das süßeste Vergnügen seyn, vielen helfen zu können; den zu retten, jenen zu unterstützen, diesem aufzuhelfen und in einem glücklichen Zustand zu versetzen, der Schöpfer des Wohlstandes so mancher Menschen zu seyn, die uns als ihren Wohlthäter und Vater verehren.

Soll ich sie bedauern? —

Der ist ja nicht zu beklagen, der andern wohlthun kann und will? Wie schmerzhaft aber muß es dem theilnehmenden Menschen seyn, wenn er, an den so viele sich wenden, nicht allen helfen kann, wenn er so manchen zurück weisen, oder auf bessere Zeiten, oder auf die nie versiegende, allgemeine Quelle alles Glücks, Gottes Barmherzigkeit vertrösten muß. O! seyd versichert ihr guten, großen Menschen, daß ihr deßwegen, weil ihr nicht jedem helfen könnt, die Liebe anderer nicht verliehrt, wenn ihr nur gut gegen den Bittenden seyd, euch freundschaftlich und wohlwollend zu ihm herablasset, und ihm bereitwillig die Unmöglichkeit zeigt. So es was stärket, tröstet, läßt nicht, wer

zogen, und auf günstigere Zeiten hoffen.

Warum aber, höre ich hier fragen, mögen so manche jedem, der sich ihnen empfiehlt, Hofnung machen, daß seine Bitte erfüllt werden soll, da sie doch wissen, daß sie ihm nicht helfen können, da sie vielleicht einem andern das schon gegeben haben, wozu sie hier aufs neue Hofnung machen? Schmerzt es ihnen die Bitte gerade zu abzuschlagen; oder wollen sie mehrere Leute kennen lernen, um nach angestellter Untersuchung desto sicherer wählen zu können; oder schmeichelt es ihrer Eigenliebe wenn so viele auf ihre Vorsprache und Unterstützung Anspruch machen; oder soll es, wie wohl jemand behauptete, die leidige Politik seyn, welche sie zu einem solchen Verfahren bewegt?

Ich weiß es nicht, kenne auch diese Politik nicht, aber das weiß ich, daß genährte, und dann getäuschte Hofnung tiefer schmerzt, als wenn man es geradezu erfährt, daß uns jetzt nicht geholfen werden kann. Wir wollen das Beste hoffen; aber so gehts in der Welt, helfen will man wohl, und schadet aus Unwissenheit.

Nun laßt uns einen Blick auf jene andern, niederen Klassen von Menschen werfen. Ungeachtet ihrer oft beleidigenden Grobheit, der wahren Unsittlichkeit, die ihr Erbtheil zu seyn scheint, und die bislang weder Prediger, noch Schullehrer, noch Volksbücher haben ausrotten können, zeigen sie gewöhnlich mahreres und edleres Mitleiden, als die, welche sich mehr zu seyn dünken. Sie geben nicht von ihrem Ueberflusse, sondern von dem, was sie zu ihrem eigenen Bedürfnisse höchst nöthig brauchen, sie entziehen es sich, unterwerfen sich manchen Unbequemlichkeiten, um dem, der es nöthig hat, dienen zu können. Und was bewegt sie dazu? Nicht die Sucht nach Ehre und Ruhm, nicht die Begierde Ansehn vor den Menschen zu erhalten, und ob ihrer Mildthätigkeit gelobt zu werden; auch nicht die geitzige Hofnung dafür besondere göttliche Belohnungen zu bekommen: sondern lediglich das herzliche innige Gefühl der Noth des Unglücklichen, der unverdorbene und unverschrobene Sinn für die Menschheit, — ihr werdet oft die Worte hören: „es ist ja auch ein Mensch!" — und das Gefühl der Pflicht, helfen zu müssen, wenn man kann, bewegt sie nach ihren Kräften den Unglücklichen zu unterstützen. Glaubt ihr dies nicht? o, seht euch um unter diesen Menschen, und ihr werdet diese Wahrheit hinlänglich bestätigt finden, ohne daß ich sie mit Beweisen zu belegen brauchte.

Auch jene unglücklichen Geschöpfe, die der gesittete, gefühlvolle Europäer, unerachtet sie menschliche Gestalt, menschliche Sinnen und menschliche Vernunft, wie er, haben, als das Vieh behandelt, kauft und verkauft, haben dies Gefühl, und äußern es

ge-

Digitized by Google

gewöhnlich freier und natürlicher, als der aufgeklärte, und — ich schäme mich, es zu sagen — aber deßwegen heimlichere und versteckte Theil des menschlichen Geschlechtes. Hiervon weiß ich eine rührende Geschichte, die ich euch erzählen will, wenn ihr sie hören wollt. — „Bei einem Morgenspaziergange, schrieb mir eine Freundin aus Jamaika, der meinen Kummer zerstreuen und meine Gesundheit durch die frische Luft stärken sollte, hat mich ein alter Schwarzer, der am Wege saß und sich einige Wunden verband, um ein Allmosen. Ich hörte nicht auf ihn und ging vorüber. Bald aber stellte sich mir die ganze unglückliche Lage dieses Elenden vor Augen, daß ich zurück ging, und ihm eine Kleinigkeit gab, mit dem Bemerken, daß ich nur wenig für mich selbst übrig behielte. Kurze Zeit darauf, da ich den nemlichen Weg ging, fand ich ihn wieder. Da er mich erblickte, bemühete er sich mir näher zu kommen, allein seine Schwachheit erlaubte ihm nur wenige Schritte zu gehen, daß ich vorüber eilen konnte. Er rief hinter mir her, ich achtete nicht darauf, und ging weiter. Jetzt rief er stärker daß er mit mir sprechen müßte und ich umkehren mögte. Ich ging zu ihm. Mit sanfter, gutmüthiger Stimme sagte er mir, daß er, sobald ich ihn verlassen, aus meinen Reden geschlossen hätte, ich selbst müßte unglücklich seyn. Es schmerze ihn sehr, eine Dame leiden zu sehen, und er hätte nicht eher wieder ruhig seyn können, bis er mich wieder gesehen hätte.

Unter diesen Worten zog er einen Geldbeutel hervor der 28 Dukaten enthalten sollte, und bath mich ihn anzunehmen. Er hätte diese Summe durch Betteln gesammlet, erzählte er, und könnte mehr erbetteln, um sein Leben zu erhalten, aber eine Dame könnte nicht betteln, und müßte sterben, wenn sie kein Geld hätte, sich Lebensmittel zu kaufen.

Ich erstaunte über den Edelmuth dieses Schwarzen, und dankte ihm für sein Mitleiden. Von Jugend auf war er Sklave gewesen, durch harte immerwährende Arbeit in jeder Witterung, waren seine Geschwüre erzeugt, und nun, da er nicht mehr arbeiten konnte, hatte ihn sein Herr verstoßen, sein Leben entweder durch Betteln zu fristen, oder zu sterben.

Sein freigebiges Anerbiethen muste ich ablehnen, tröstete ihn aber durch die Versicherung, daß ich seitdem mehr Geld bekommen hätte, gab ihm noch eine Kleinigkeit, und den Rath, seinen Schatz für ein höheres Alter und Krankheiten die viel Geld kosteten, wohl zu verwahren." —

Wie tief steht ihr nun unter diesem Schwarzen, die ihr nur Mitleiden bloß in Worten äußert, oder es leblosen Dingen schenket. — „Das süße Blümchen wie es sich neiget, und nach dem Regen schmachtet" — Die ihr die Fliege, welche euch beunruhigt, nicht verjagt, aus Furcht sie zu verletzen, oder euern Hund wohl eins

eingehüllt in den Garten umher tragen lasset, daß er freie Luft schöpfe, und den hülflosen Armen der nichts hat, sich vor der Witterung zu schützen und seinen Hunger zu stillen, kalt und hart abspeiset!

O! es giebt noch mehr Widersprüche in dem Menschen, und es ist unmöglich, seine Handlungen von festen Grundsätzen herzuleiten.

So sind einige so zärtlich und gefühlvoll, daß sie auf keine Weise und für keinen Preis irgend einem lebendigen Geschöpfe, körperlichen Schmerz verursachen können; ja sie können den Ausdruck, wodurch die Sache bezeichnet wird, nicht einmal hören, ohne davon unangenehm gerührt zu werden: und dennoch — sollte man es glauben! haben sie kein Gefühl dafür, daß sie den guten Ruf eines Mitmenschen durch geäußerten Argwohn, unrichtige Muthmaaßungen, leichtsinniges Glauben und Nachreden von übereilten Urtheilen gerade zu vernichten. Sie haben kein Gefühl dafür daß sie durch harte Begegnungen kränken, durch heimliche Anspielungen und bittern Spott aufs empfindlichste verwunden. Für geistigen Schmerz haben sie keinen Sinn, die feinen Striche des innern Leidens fallen nicht ins Auge, da sie die Verzerrungen aller Theile bei dem körperlichen Schmerze zu deutlich wahrnehmen und darnach die Größe des Uebels berechnen.

Oder glaubt ihr nicht grausam gewesen zu seyn, oder Schmerz verursacht zu haben, wenn ihr den Körper nicht verletzet? Es giebt so viele und mancherlei Arten die größte Grausamkeit auszuüben, wenn es gar nicht in unsrer Gewalt ist, dem Körper zu schaden. Mein Haus kann ich verwahren, meine eigene Kraft und die Gesetze meines Landes schützen mich vor Anfällen: allein wie kann ich mich sichern vor der schleichenden Bosheit, der heimlichen Verläumdung, dem giftigen Spott den aus der Ferne verwundet? Seht jenen jungen Mann in einer gemischten Gesellschaft, bei einem scheinbar gleichgültigen, allgemeinen Gespräche plötzlich roth werden und in Verwirrung gerathen. — Die Gesellschaft richtet ihre Augen auf ihn, der eine vermuthet dies, der andere jenes — dies vermehrt seine Verwirrung, daß er sich entfernen muß. Niemand weiß die Ursache zu errathen, aber die Frau vom Hause hatte die Gelegenheit nicht vorbei gehn lassen können, ihn durch heimliche Anspielungen zu kränken, um sich an seiner Verwirrung zu ergötzen. Niemand verstand sie, er aber empfand es und ihre tückische Absicht gelang ihr zu gut.

Hier frage ich jeden der Sinn für Ehre hat, ob Seelenleiden den körperlichen Schmerz nicht weit übertreffen? Könnte ihr mit gleicher Gelassenheit euren guten Namen verliehren, als ihr den Verlust eines Beines, oder

Digitized by Google

oder eines Armes verdauet? Wir ist kein Beispiel bekannt, daß sich einer, den körperlichen Schmerz zu enden, das Leben genommen. Für solche Uebel giebt es Mittel, und Hülfe ist zu finden, allein wo ist der lindernde Balsam, oder das heilende Pflaster für die Leiden der Seele?

Glaubt ihr dies im Troste der Freundschaft zu finden, oder in dem Bewußtseyn der Unschuld — das festeste Gebäude sinkt, wenn ihr den Grund untergrabt — oder in dem Zurücknehmen der einmal geäußerten Meinung? ach! das einmal ausgesprochene Wort kann nicht zurück genommen werden, der Stachel bleibt, und doch können die sanftesten Frauenzimmer so grausam seyn! —

L — den. C. H.

Beantwortung der Frage: Was verursachet das Verwerfen der Kühe?

1) Zu frisch eingeerntetes Heu, vorzüglich das von Maschwiesen.

2) Schlagen, Stoßen und Jagen der trächtigen Kühe.

3) Wenn das Vieh, besonders nach Michaelis, Morgens zu früh, da nemlich das Gras mit Reif, Thau und giftigem Nebel bestreuet ist, auf die Weide getrieben wird.

Erfahrung hat mich belehret, daß dies die gewöhnlichsten Ursachen des Absetzens sind. Seitdem ich kein Heu mehr einfahren lasse, das nicht wenigstens 4 Tage nach dem Mähen; getrocknet ist; und es durchaus nicht gestatte daß irgend jemand mein Vieh schlägt, jagt, oder mit Hunden hetzt; ferner auch meine trächtigen Kühe nach Michaelis bei gutem Wetter nicht vor 9 Uhr, bei nasser oder neblichter Witterung, aber gar nicht auf die Weide gehen lasse, bin ich mit diesem Uebel fast ganz verschonet geblieben.

An denen Orten, wo es den Hirten erlaubt ist, Hunde zu Gehülfen beim Viehhüten zu gebrauchen, um desto bequemer faullenzen zu können, höret man die häufigsten Klagen über das Absetzen.

S. C. H. Z.

Anfrage.

In nassen Sommern erhält die Fütterung des Viehes, insonderheit das Heu, nicht die völlige Güte, es verwittert, und wird wohl gar, um wenigstens etwas zu retten, halb trocken eingefahren. Besser wäre es nun, der-

Digitized by Google

dergleichen Heu gar nicht zu gebrauchen, denn es taugt kaum zur Streuung, viel weniger zur Nahrung. Allein die Noth zwingt oft dazu. Daher entsteht die Frage: Ist es rathsamer, verdorbenes Heu im Anfange, oder am Ende des Winters zu verfuttern? Beide Verfahrungsarten finden ihre Vertheidiger. Die es im Anfange des Winters zu verbrauchen rathen, sagen folgendes: im Anfange des Winters ist das Vieh von der Sommerweide wohl genähret, fetter und stärker, als am Ende desselben. Es kann es also eher vertragen daß es vom schlechten Futter leidet. Im Frühling wird das Futter ohnehin unkräftiger und das Vieh magerer, da würde denn die verdorbene Fütterung gedoppelt schaden, in soferne sie nemlich verdorben ist, und in soferne der schwächere thierische Körper ihrer verderbenden Kraft nicht so glücklich wiederstehen kann.

Diejenigen die rathen, das verdorbene Futter zuletzt im Frühling zu verbrauchen, haben unter andern folgende, mir sehr relevant scheinende Gründe für sich. Das Vieh, sagen sie, kann die durch verdorbenes Futter erzeugten ungesunden Säfte am schnellesten verbessern, und sich am leichtesten erhohlen, wenn es der grünen Fütterung nahe ist, das ist im Frühling. Das verdorbene Heu muß also, so lange als möglich, dem Viehe nicht gereicht werden. Verbraucht man es im Anfange des Winters, so gewinnen die verderbten Säfte nur desto mehr Kraft und Zeit, ihre faulende und zerstöhrende Macht zu beweisen.

Die Akten sind also, wie in vielen Sachen das Reichs der Wahrheit, die freilich mit einer ungleich wichtigern Miene ventilirt werden, oft aber weit weniger Nutzen schaffen, als diese schaffen könnte, noch nicht geschlossen. Wollte daher ein Haushaltsverständiger solcher Gegenden, wo solche Fälle eintreten die diese Frage wichtig machen, das Resultat seiner Erfahrungen in diesen Blättern mittheilen, so würde er sich dadurch ein gewisses Publikum sehr verbinden.

Sulingen. G. F. Lodemann.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

28tes Stück.

Montag, den 6ten April 1795.

Etwas über das Verdauungsgeschäft, und vom Schlaf nach der Mahlzeit, in wie ferne er die Verdauung befördert.

Die wichtigste Funktion die in dem thierischen Körper vorgehet, welche sowohl eine Hauptquelle einer vollkommenen, als auch eine häufige Ursache einer fehlerhaften und siechen Gesundheit ausmache, ist unstreitig die Verdauung: gehet diese gehörig von statten, so ist auch gemeiniglich der ganze Körper gesund; wird sie aber fehlerhaft, so geräth der ganze Mechanismus unserer Maschine auch bald in Unordnung. Der Mensch, der sich eines starken Magens und einer guten Verdauung rühmen kann, kann auch mit Recht sagen, daß er gesund sey; wer an schlechter Verdauung leidet, ist krank.

Schon bei den Alten war es eine bekannte Sache, daß der Gesundheitszustand des Menschen, vorzüglich von einer gesunden Verdauungskraft abhänge, und daß eine schlechte Verdauung die Gesundheit untergrabe; denn bei ihren öffentlichen Gastmählern besangen sie jedesmal die Gesundheit, und drükten den Werth derselben mit folgenden Worten aus: „O sanitas, tu hominibus maximum bonum.“ (Gesundheit! der Menschen höchstes Gut! —) Da wo sie also zu befürchten hatten, daß durch Indigestion die Gesundheit verletzt werden mögte, da priesen sie dieselbe als das höchste Gut der Menschen, um der Tischgesellschaft Mäßigkeit im Essen zu empfehlen, damit sie nicht durch eine zugezogene Unverdaulichkeit der Gesundheit schaden mögten. Auch die Griechen hatten bei ihren Gastmählern einen ähnlichen Gebrauch eingeführt, welcher wahrscheinlich dieselbe Absicht hatte. Sie reichten sich nemlich, nachdem sie sich die Hände gewaschen hatten, wechselseitig einen Becher mit Wein, den sie den Gesundheitstrank nannten; und vermuthlich ist der bei uns noch jetzt übliche Gebrauch, bei der Mahlzeit die Gesundheit zu trinken, ein Ueberbleibsel des Alterthums, nur schade, daß wir jetzt nicht mehr die

Digitized by Google

liche Absicht dabei haben, welche die Alten hatten; denn in unsern Zeiten, sind verdorbene Magen, und ähnliche Uebel nach Gastmählern, ganz was Gewöhnliches, und daher ist auch ein schwacher Magen, und schlechte Verdauungskraft, welche vor diesem so äußerst selten waren, in unserm Jahrhundert fast das allgemeinste Uebel.

Das Verdauungsgeschäft kann durch doppelte Art fehlerhaft seyn; nemlich entweder absolut oder relativ, oder auch beides zugleich. Absolut fehlerhaft, nenne ich alsdenn die Verdauung, wenn der Grund des Fehlerhaften, in dem Organe der Verdauung, im Magen selbst liegt; wenn dieser nemlich, durch Schwäche, oder durch sonst einen widernatürlichen Zustand, zum Verdauen untüchtig ist. Relativ fehlerhafte Verdauung nenne ich aber, wenn die Ursache der schlechten Verdauung nicht im Magen liegt, sondern in der Quantität oder Qualität der genossenen Speisen: so kann z. B. bei einem zärtlichen Frauenzimmer, die nach Verhältniß ihrer Leibesconstitution keinen schwachen Magen hat, das Verdauungsgeschäft dennoch in Unordnung gerathen, und fehlerhaft werden, wenn diese ihr gewöhnliches Maaß im Essen überschreitet, schwer zu verdauende Speisen genießt, oder sonst diätetische Fehler begehet, wodurch das Verdauungsgeschäft gestöhrt werden kann; der Magen einer solchen Person würde alsdann nach Verhältniß der genossenen Speisen zu schwach seyn, sie gehörig und vollkommen zu verdauen; und so entstehet nun eine fehlerhafte Verdauung, die ich deshalb relativ nenne, weil sie nur beziehungsweise auf das Genossene, fehlerhaft ist. Dieser relativen fehlerhaften Verdauung, ist durch eine zweckmäßige Diät leicht abzuhelfen; wenn sie indeß vernachläßigt, oder gar durch fortdauernde Diätetsfehler unterhalten wird, so gehet sie sehr leicht in die absolute über, und denn ist das Uebel bei weitem schwerer zu heilen. Wir sehen also hieraus, wie wichtig die Diätetsregeln sind, durch deren Beobachtung wir in den Stand gesetzt werden, eine gute Verdauungskraft zu unterhalten, und einer fehlerhaften vorzubeugen: unter diesen diätetischen Regeln sind nun diese, die den Schlaf nach der Mahlzeit betreffen, von grosser Wichtigkeit, und sie sind um desto wichtiger, da überdem Gebrauch dieses trefflichen diätetischen Mittels keine bestimmte, und festgesetzten Vorschriften bekannt, und die Meinungen hierüber sehr verschieden sind; so, daß der Schlaf nach der Mahlzeit, von einigen für äußerst heilsam, von andern wiederum für schädlich, und der Verdauung hinderlich gehalten wird. Selbst die Meinungen der Aerzte über den Schlaf nach der Mahlzeit, sind sehr getheilt: so stellt die salernitanische Schule ein ganzes Heer von Krankheiten auf, die der Schlaf nach der Mahlzeit hervor bringt, und gab daher die

die bekannte Regel: post cœnam stabis, vel mille passus ambulabis. Andre Aerzte wiederum, als Freid. Hoffmann, Krüger, und mehrere berühmte Männer, verwerfen diese Diätetsregel, und empfehlen im Gegentheil die Ruhe und den Schlaf nach der Mahlzeit, als das beste Mittel die Verdauung zu befördern. Aus dieser Verschiedenheit der Meinungen der Aerzte über einen so wichtigen Gegenstand der Diätetik, entstand nun natürlich, daß der größte Theil des nicht medicinischen Publikums, in Absicht des Schlafs und der Bewegung nach der Mahlzeit, Gefühl und Neigung zum Schiedsrichter erwählten, und deren Ausspruch allein Gehör gaben; derjenige also der ein Behagen am Schlaf nach der Mahlzeit findet, überläßt sich dem Schlaf, diejenigen aber, welche ihrer Meinung nach, sich bei der Bewegung besser befinden, fliehen sorgfältig Ruhe und Schlaf nach der Mahlzeit, und suchen so viel als möglich, ihren Körper durch Arbeit in Bewegung zu erhalten, wenn er gleich von Seiten der Natur zur Ruhe eingeladen wird: auf diese Art kann manchem sein selbst gewähltes Verhalten, um die Verdauung zu befördern, über kurz oder lang nachtheilig werden, ohne daß man alsdann die Ursache des Uebels einsiehet. —

Man kann im allgemeinen annehmen, wenn die Meinungen der Gelehrten über einen Gegenstand getheilt sind, so, daß sich beide Partheien geradezu widersprechen, wofern nicht thörigter Eigensinn die Triebfeder ihres Streits ist, sondern daß die Gründe, für und wider, von Vernunft und Erfahrung hergenommen sind; daß alsdenn gemeiniglich beide Partheien in gewissen Fällen Recht, und in andern Fällen wieder Unrecht haben können, und das widersprechende ihrer Meinung liegt blos darin, daß beide Partheien, nicht genau auf die Verschiedenheit der besondern Fälle und Nüanzen, Rücksicht genommen haben, wodurch die Wirkung eines Dinges so mannichfaltig verändert und modificirt werden kann; ich könnte, zur Bestätigung dieses Satzes, viele Beispiele anführen; es ist aber hier nicht der Ort, mich über diesen Punkt weitläuftig auszulassen; man erlaube mir nur eins aus der Arzeneiwissenschaft aufzustellen, welches das Gesagte anschaulicher machen wird. Das Reiten z. B. wird von den englischen Aerzten als ein Mittel wider die Schwindsucht gelobt, viele andere Aerzte aber erklären es für höchst schädlich, und beiderseits haben sie nicht Unrecht; denn bei der Schwindsucht die von Stockungen im Unterleibe entstehet, und welche in Engeland häufig vorkommt, ist das Reiten und jede andere Leibesbewegung, äußerst heilsam, denn sie hebt die Ursache der Schwindsucht, indem sie die Stockungen im Unterleibe frei macht; in kältern Klimaten aber, wo die Schwindsucht gemei-

nigsten entbehrlich ist, schadet natürlich jede heftige Leibesbewegung, und vorzüglich das Reiten.

Eben so verhält es sich nun auch mit dem Schlaf nach der Mahlzeit, er kann in gewissen Fällen, und bei gewissen Umständen, die Verdauung befördern und heilsam werden; und in andern Fällen wiederum die Verdauung stöhren, und nachtheilig werden. Es ist aber gewiß nicht gleichgültig, wenn man sich in Rücksicht des Schlafs, und der Bewegung nach der Mahlzeit, von dem schmeichlenden Wohlbehagen bestimmen läßt; denn ob man schon nicht unmittelbar nachtheilige Folgen verspühret, so bin ich doch überzeugt, daß der verkehrte Gebrauch eines diätetischen Mittels, welches auf die Verdauung so viel Einfluß hat, als der Schlaf nach der Mahlzeit, nicht ohne nachtheilige Folgen ist, sondern gewiß den Grund zu einer fehlerhaften Verdauung legen wird; denn in der Diät blos der Stimme des Gefühls und Wohlbehagens empirisch Gehör zu geben, schadet unstreitig mit der Zeit der Gesundheit. Man fragte einst den alten Georgia Laurenzius, der 108 Jahr alt wurde ohne jemals krank gewesen zu seyn, wie es zuginge, daß er ein so hohes und der Zeit trotzendes Alter erreicht habe? es käme daher, sagte er, weil er sich der Gemächlichkeit und Wohlbehagens halber, nie etwas zu thun erlaubte. „Quod voluptatis causa, nil mihi umquam permisissem facere." —

Ueberaus wichtig ist also, die besondern Fälle und Umstände genau zu unterscheiden und zu bestimmen, in welchen der Schlaf nach der Mahlzeit, der Verdauung heilsam oder schädlich ist. Ehe ich aber diesen wichtigen Punkt auseinander setze, will ich erst eine kurze Geschichte des Verdauungsgeschäfts selbst voraus schicken, um den Leser in den Stand zu setzen, über die verschiedene Wirkung des Schlafs und der Bewegung nach der Mahlzeit, nach Verschiedenheit der Fälle und Umstände, selbst ein Urtheil zu fällen, und darnach zu handeln.

Der ganze Mechanismus des Verdauungsgeschäfts, bestehet in folgenden 3 Hauptpunkten.

I. Sobald die Speisen in den Magen gelangen, werden sie mit den Verdauungssäften, die sich vorher in gewisser Menge in dem Magen angesammelt haben, innigst vermischt, und erleiden schon hier eine Auflösung ihrer zusammenhängenden Theile; von den Aerzten werden sie in diesem Zustande Chymus (Speisbrei) genannt.

II. Durch den Reiz der Speisen, auf die so äußerst sensibeln Nerven des Magens, entstehet ein lebhafteres Zusammenziehen, und Ausdehnen seiner Wände, das heißt: die wurmförmige Be-

we-

wegung a) des Magens wird vermehrt, wodurch also die in ihm enthaltenen Speisen mehr durch einander gearbeitet, und zur Absonderung des Milchsafts (Chylus) angeschickt werden.

III. Durch die lebhaftere Bewegung des Magens, entstehet nun auch ein stärkerer Andrang des Bluts nach demselben, wodurch seine natürliche Wärme vermehrt wird, und diese erhöhete Wärme des Magens, befördert vorzüglich die Verdauung. Daher ist auch die Vergleichung, welche die Naturforscher zwischen dem verdauenden Magen, und der papinianischen Maschine, gemacht haben, überaus treffend.

Nach diesen drey zur gesunden Verdauung erforderlichen Punkten, kann nun auch das Verdauungsgeschäft aus drey verschiedenen Ursachen fehlerhaft seyn.

Die erste Ursache einer fehlerhaften Verdauung, liegt also in der widernatürlichen Beschaffenheit der Verdauungssäfte; diese können entweder in Rücksicht ihrer Quantität widernatürlich seyn, wenn sie nemlich nicht in gehöriger Menge abgesondert werden; oder aber, sie sind in Rücksicht der Qualität fehlerhaft, und so können sie durch jede Abweichung, von ihrer sonst natürlichen Beschaffenheit, zur Auflösung der Speisen untauglich werden. Einer solchen fehlerhaften Verdauung abzuhelfen, ist allein das Geschäft des Arztes, der die Ursache des Widernatürlichen aufsuchen und heben muß.

Die zweite Ursache einer fehlerhaften Verdauung liegt in dem Magen selbst, wenn dieser nemlich zu schwach, und gegen den Reiz der Speisen, unempfindlich ist, seine wurmförmige Bewegung wird alsdann durch die Gegenwart der genossenen Speisen nicht gehörig vermehrt, diese werden daher auch nicht hinlänglich verarbeitet, die Folge davon ist eine unvollkommene Verdauung b). Diesem Fehler des Magens kann man dadurch in etwas begegnen, wenn man während, und nach der Mahlzeit reizende Dinge genießt, als: Senf, Merrettig ꝛc. und allenfalls durch den mäßigen Genuß eines Kümmel- oder ähnlichen Branteweins.

Die

a) Der ganze Darmkanal ist in beständiger Bewegung, welche vorzüglich von seinen Muskelfiebern abhängt, die sich wechselsweise bald verkürzen, bald verlängern; und diese Bewegung, da sie mit der Bewegung eines Regenwurms Aehnlichkeit hat, wird (Motus peristalticus) wurmförmige Bewegung genannt.

b) Die Aerzte nennen diesen Fehler des Magens sehr passend *atonia ventriculi*.

Digitized by Google

Die dritte Ursache einer fehlerhaften Verdauung, ist die zu geringe natürliche Wärme des Magens; dieser Mangel der natürlichen Wärme ist gemeiniglich mit Schwäche und Entspannung des Magens verbunden, oder ist eine unumgängliche Folge derselben, denn da, wo Schwäche und verminderte Reizbarkeit ist, ist auch Mangel an Blut, und folglich auch verminderte Wärme; und so umgekehrt, wo vermehrte Spannkraft ist, da ist auch viel Blut und erhöhete natürliche Wärme. Dieses sehen wir deutlich bei einem Fieberkranken, wenn die Fieberhitze in einem recht hohen Grade gestiegen ist, so strotzen auch alle Adern vom Blute, der Kranke siehet roth und feurig aus, und die Kräfte sind nach Verhältniß der Hitze auch widernatürlich erhöhet, so, daß nicht selten mehrere Menschen erfordert werden, um einen delirirenden Fieberkranken zu bändigen, den im gesunden Zustande ein Mann erlegen kann; so bald aber die fieberhafte Aufwallung des Bluts wieder besänftiget ist, so wird auch das wilde und feurige Ansehen des Kranken wieder sanfter und gefälliger, die brennende Hitze verfliegt, und der Kranke liegt jetzt völlig kraftlos. Ein lebhafter Kreislauf des Bluts vermehrt also die natürliche Wärme, und erhöhet die Kräfte; da nun jede Bewegung des Körpers den Blutumlauf vermehrt: so sehen wir hieraus, wie es zugehet, daß man sich nach einer mäßigen Motion erwärmt und gestärkt fühlt; denn, daß nach der Bewegung die Circulation des Bluts schneller und lebhafter wird, überzeugt uns der Puls, der nach der Bewegung lebhafter schlägt, als vor der Bewegung. Wir finden auch, daß der Puls den Tag über, und vorzüglich des Abends, weit schneller ist als des Morgens, welches offenbar daher kömmt, weil der Körper des Nachts ruhet, bei Tage aber in steter Bewegung ist. Man könnte mir aber die Einwendung machen, daß, da nach den vorher aus einandergesetzten Gründen, der Mensch jederzeit stärker ist, wenn der Kreislauf des Bluts lebhafter ist, man auch des Abends stärker seyn müsse, als des Morgens. Die Erfahrung lehrt aber, daß der Mensch des Morgens sich weit munterer und stärker befinder, als des Abends. — Indessen, bedenken wir nur, daß durch die körperlichen Verrichtungen während dem Tage, der Bewegungsstoff, oder, um ihm einen Namen zu geben, der Nervensaft, verschwendet wird, durch die nächtliche Ruhe aber, und vorzüglich durch den Schlaf wieder ersetzt wird: so ist's natürlich, daß wir des Morgens, wo sich der Bewegungsstoff aller Organe unserer Maschine, während der Nacht wieder angesammelt hat, vigureuser und zu Geschäften weit aufgelegter sind, als des Abends, wo dieser Stoff durch die Bewegung erschöpft ist.

Aus

Aus dem, was ich bisher von der Wirkung der Bewegung gesagt habe, läßt sich folgern, daß die Bewegung nach der Mahlzeit, auf zwiefache Art die Verdauung befördern könne. Erstlich, indem durch die Bewegung die Circulation lebhafter wird, strömt auch dem Magen mehr Blut zu; dadurch erhält er gewissermaaßen mehr Stärke und Spannkraft, seine wurmförmige Bewegung wird also lebhafter, und die Speisen werden daher besser subigirt.

Eine zweite heilsame Wirkung, die wir von der Bewegung nach der Mahlzeit hoffen können, ist diese: durch die Bewegung nemlich, strömt das Blut in größerer Menge nach dem Magen, dadurch wird die natürliche Wärme desselben vermehrt, die Speisen werden also besser aufgelöset, und die Verdauung wird auf diese Art befördert. Das sind nun die vorzüglichsten Fundamente, worauf der diätetische Grundsatz gebauet ist: Bewegung nach der Mahlzeit befördert die Verdauung. Hiezu kommen nun noch ein Paar Erfahrungssätze, die dieser Idee ein vorzügliches Gewicht geben; nemlich erstens, daß der gesunde Mensch bei Tage kaum 5 bis 6 Stunden seyn kann, ohne nicht vom Hunger zur Mahlzeit aufgefordert zu werden, da er hingegen die ganze Nacht ohne Speisen zubringt; welches man bloß der Bewegung zuschreibt, die der Mensch des Tages über hat, wodurch dann die Verdauung schon nach 5 bis 6 Stunden vollendet ist, daher sich auch der Appetit nach dieser Zeit wieder einstellet; des Nachts aber, wo man gar keine Bewegung hat, gehet die Verdauung bei weitem langsamer von statten; daher man auch während der Nacht keinen Appetit hat. Zweitens lehret die Erfahrung, daß man des Mittags schwerere Speisen, und in größerer Menge, mit weniger Gefahr eine Indigestion zu erleiden, genießen könne, als des Abends, wo man sich an minder schweren Speisen, und in geringerer Portion genossen, schon den Magen verderben würde: welches man sich dann auf die nehmliche Art als das erste, erklärte.

Man siehet also leicht ein, wie hieraus der falsche Schluß entstand: jede körperliche Bewegung unmittelbar nach der Mahlzeit, befördere um desto besser die Verdauung, je stärker und anhaltender sie ist.

Bedenken wir aber, daß nach der Mahlzeit eine der wichtigsten und vornehmsten Functionen, die Verdauung, vor sich gehet, und daß, wenn diese gehörig von statten gehen soll, alle übrige Organe des Körpers ruhen müssen, damit der Magen und andere zur Verdauung bestimmte Werkzeuge mit mehrerer Thätigkeit wirken können: so werden wir gewiß eine jede nur in etwas starke Bewegung

Digitized by Google

gung unmittelbar nach der Mahlzeit meiden; denn, wenn der Körper während der Verdauung zu einem andern Geschäft aufgefordert wird, so wird der Bewegungsstoff oder Nervensaft zwischen der Verdauung und dem zweiten Geschäft getheilt; das Verdauungsgeschäft gehet daher langsamer und unvollkommen von statten, weil den Verdauungsorganen durch das Nebengeschäft ein Theil des Nervensafts entzogen wird. Hieraus folgt also, daß im Allgemeinen Bewegungen des Körpers nach der Mahlzeit, die Verdauung eher stöhren als befördern können. Daß wir aber die Nacht ohne Speisen zubringen, kömmt theils daher, weil wir während dem Schlaf das Gefühl vom Hunger nicht empfinden; theils auch, weil bei Tage, durch die Bewegung, dem Körper vieles entzogen wird, welches durch Speisen und Trank wiederum ersetzt werden muß; bei Nacht aber, wo der Körper die vollkommenste Ruhe genießt, folglich auch keinen Verlust erleidet, bedarf er keiner Speise zum Ersatz. Es läßt sich auch leicht erklären, warum man des Mittags schwer zu verdauende Speisen, mit weniger Gefahr einer Unverdaulichkeit, genießen darf, als des Abends; denn, bei Tage, wo der Körper noch eine gehörige Menge Bewegungsstoff besitzt, ist der Mensch überhaupt munterer und heiterer, und der Magen vermag daher, das Verdauungsgeschäft vollkommener zu verrichten, weshalb man ihm auch schwerere Speisen zum Verdauen übergeben darf; des Abends aber, wo der Bewegungsstoff zum Theil verschwendet ist, und wo der Mensch sich im Ganzen träger und matt fühlt, besitzt der Magen auch nicht mehr so viele Verdauungskraft; daher können jetzt schwere Speisen leicht eine Unverdaulichkeit verursachen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anfrage.

In den Churhannöverischen Posthäusern bedient man sich seit einiger Zeit eines Schmierbaums, dessen weitere Bekanntmachung für den Landmann äußerst zu wünschen wäre. Sehr willkommen würde eine Beschreibung des Mechanismus, nebst Angabe der Dimensionen, und allenfalls ein beigefügter Holzschnitt seyn.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

29tes Stück.

Freitag, den 10ten April 1795.

Etwas über das Verdauungsgeschäft, und vom Schlaf nach der Mahlzeit, in wie ferne er die Verdauung befördert.

(Fortsetzung.)

Während der Verdauung muß man jedes in etwas nur ermüdende Geschäfte meiden, damit der Körper die gehörige Ruhe genieße, und die Verdauung vollkommen von statten gehen könne. Indessen, man gehet auch in der Beobachtung dieser Regel nicht setzen zu weit; man glaubt nemlich, da die Ruhe die Verdauung befördert, so müsse diese desto besser von statten gehen, je ungestöhrter die Ruhe ist, die man nach der Mahlzeit genießt, und schloß ferner, da der Schlaf der höchste Grad der Ruhe ist, so müsse dieser auch die Verdauung vorzüglich befördern. Hiezu kömmt nun noch die Stimme der Natur, die uns gemeiniglich nach der Mahlzeit zum Schlaf einladet; und die Erscheinung bei den mehrsten Thieren, daß sie sich nach verzehrter Speise, dem Schlaf überlassen; daher wurde nun dieser Grundsatz, der Schlaf nach der Mahlzeit befördert die Verdauung, allgemein beherziget. Zwar ist der Schlaf nach der Mahlzeit im Ganzen, der Verdauung nicht so nachtheilig, als jede nur in etwas ermüdende Motion. Indessen, nicht bei allen Menschen, und in allen Fällen, ist der Schlaf unmittelbar nach dem Essen heilsam; sondern er kann in gewissen Umständen, der Verdauung wirklich hinderlich seyn, ja sie sogar stöhren. Diese besondern Umstände und Fälle gehörig zu bestimmen, ist jetzt mein Vorsatz; ehe ich diesen aber ausführe, will ich erst das Verhalten eines gesunden Menschen nach der Mahlzeit im Allgemeinen vorausschicken, und alsdann die besondern Fälle ausheben, in welchen man von den allgemeinen Regeln abweichen muß.

Das Verhalten eines gesunden Menschen nach der Mahlzeit im Allgemeinen, muß so seyn, daß es zwischen der höchsten Ruhe, dem Schlaf, und einer ermüdenden Bewegung, das Mittel ausmacht. Man mache

es sich daher zur Regel, unmittelbar nach der Mahlzeit, einen in der Nähe wohnenden guten Freund zu besuchen, oder seinen Besuch bei sich zu erwarten; mit diesem unterhalte man sich sanft von allgemein interessanten Gegenständen, verhüte sorgfältig, daß das Gespräch nicht in einen hitzigen Wortwechsel übergehe, sondern suche vielmehr die Unterhaltung so zu lenken, daß sie zum Scherz und Lachen Gelegenheit giebt, damit die Seele heiter und froh wird, welches der Verdauung ganz vorzüglich zu statten kömmt; zudem werden auch durch das Sprechen die Bauchmuskeln gelinde bewegt, und diese sanfte Bewegung würkt auf den Magen fort, und unterstützt auf solche Art seine Function. Durch das Lachen wird das Zwergfell erschüttert, wodurch denn ebenfalls das Fortschaffen der Speisen aus dem Magen, und daher auch eine baldige Verdauung bewürkt wird. Hat man keine Gelegenheit, sich nach dem Essen die angenehme Unterhaltung eines Freundes zu verschaffen, so befolge man den Rath des Celsus; dieser große Arzt giebt nemlich diese wichtige Diätetsregel, nach der Mahlzeit laut in einem Buche zu lesen. Es darf aber kein wissenschaftliches Buch seyn, welches Studium und Nachdenken erfordert, denn dieses würde vielmehr die Verdauung stöhren; am passendsten ist ein gut geschriebener Roman. Ich erinnere mich hiebei des großen Mendelssohn, der als ein Gesetz bei sich eingeführt hatte, jederzeit nach der Mahlzeit, einen aus der Tischgesellschaft in einem komischen Roman declamiren zu lassen, um dadurch angenehmen Scherz rege zu machen, welcher, wie er oft selbst sagte, seiner schwachen Verdauung ungemein zuträglich sey.

Der Schluß folgt künftig.

Von einigen Arten des Fangs der Hechte, und ihrer Bereitung im nördlichen Deutschland, besonders in Pommern.

Unter den vielen Fischarten Deutschlandes, ist gewiß der Hecht einer der schmackhaftesten Fische, den nicht nur das Meer, und größere und kleinere Ströme, sondern auch Landseen und Fischteiche liefern. In Pommern findet man Hechte von 12 Pfund und darüber schwer. Man fängt sie zwar durchgehends mit Netzen, aber auch auf mancherlei andere Weise, die selbst den Liebhabern des Fischfanges Vergnügen gewähren müssen. Man schießt Hechte mit der Flinte oder Pistole, aber ohne Loth, bloß

Digitized by Google

bloß durch den Knall. Dies geht auf folgende Art zu. In den warmen Tagen des Frühlings und Sommers, liebt der Hecht die Sonnenwärme sehr. Er schwimmt dann häufig nahe an der Oberfläche des Wassers, und arbeitet sich sogar an sandigen Ufern, wo Seegras und andere Grasarten angetrieben sind, und die von der Sonne vorzüglich erwärmt werden, so weit von dem Grunde hinauf, daß die Oberfläche und nicht selten die Hälfte des Körpers aus dem Wasser hervorragt. Hier liegt er und sonnet sich, und oft sieht man ihn auch wohl ganz auf der Seite liegen. Geht man nun auf die Hechtjagd mit einer bloß mit Pulver geladenen Flinte oder Pistole an den Ufern hin, und erblickt den sich sonnenden Hecht, so thut man einen Schuß nahe über das Wasser hin. Durch den Knall wird der ohnehin ruhende Hecht so betäubt, daß er auf einige Minuten hin ganz unbeweglich liegen bleibt, und man ins Wasser waten kann, um ihn mit den Händen zu greifen und aufs Ufer zu werfen. — Eine andere Art des Hechtfangs ist das sogenannte Blüsen im Dunkeln. In einem Bote oder Kahn wird hinten ein auf einem Stiel angebrachter eiserner Rost von anderthalb Fuß im Quadrat befestigt, und darauf ein helles Feuer von trokkenem Holze angemacht. Der Rost steht aus dem Bote heraus übers Wasser, damit das herabfallende Feuer oder die Kohlen, im Bote keinen Schaden anrichten können. Ist man mit dem Bote oder Kahn in die Gegenden, wo sich Hechte vorzüglich aufhalten, d. i. an Wiesen, oder wo Schilf und Rohr steht, oder an flachen Ufern, wo vieles See- und anderes Gras liegt, hingerudert, so wird das Feuer angeschürt. Zwei Personen müssen in dem Bote befindlich seyn. Einer bewegt das Bot mit dem Ruder langsam fort, und der andere hat die Besorgung des Feuers und das Nachstellen des Hechtes über sich. Letzterer ist zu dem Ende mit einem eisernen an einer Stange befindlichen Fünf- oder Sechszack, völlig von der Form wie des Meergottes Neptuns Dreizack versehen. Der Hecht sieht dieses Feuer für die Sonne an, und nähert sich, um sich zu wärmen, der Oberfläche des Wassers, und schießt froh im Wasser herum, daß man seine grüngelben Seiten sehr sichtbar bemerken kann. Nun wird mit dem eisernen Zackeisen nach ihm gestochen, welches selten fehlt, und wenn er getroffen, wird er in das Bot geworfen, und von dem Eisen los gemacht. Es ist wirklich ein angenehmes Schauspiel solcher aufs Blüsen ausgehender Böte und Kähne, in den schönen Frühlings- und Sommerabenden und Nächten bis um 12 Uhr, eine ganze Schaar mit ihren Feuern, die in der Entfernung Irrlichtern gleichen, auf dem Wasser umherschweben zu sehen. Bald nähern sie sich einander, bald entfernen sie sich wieder, bald lodert das Feuer hell auf, bald glimmt es nur noch, und je spä-

ter es wird, je mehr verliehren sie sich ganz und gar, es sey daß der Fang reichlich ausgefallen ist, oder die Erwartungen völlig getäuscht worden. — Noch eine dritte Art des Hechtfangs ist das Darren: Zu einer sogenannten Darre gehört eine 3zöllige Fischangel, an deren Schweif ein ovales in der Form einer Muschel gestaltetes Meßingblech befestigt ist. Auf die Angel nahe an dem Bleche, steckt man ein anderthalb Zoll im Quadrat grosses Stückchen rothes Tuch, und oben an dem Schweife der Angel wird eine sackbandsdicke Schnur, von 10 bis 16 Klafter Länge geknüpft und auf einer Rolle aufgerollt. Ein, zwei bis drei solcher Darren nimt man in einem zum Seegeln eingerichteten Boote, und tritt nun um Mittag oder Nachmittag die Fahrt an. Bei hellem Sonnenschein, und nicht zu scharfem Winde, wo folglich die Wasserfläche auch nicht mit vielen und großen Wellen bedeckt ist, kann man sich einen glücklichen Fang versprechen. Man segelt mit dem Boote nach allen Richtungen, besonders nahe am Ufer hin, wo die Hechte häufig stehen, und rollt die Darren ab. Hinten am Ruder des Boots läßt man die eine, und die andern beiden auf jeder Seite loß, etwa 8, 10, 12, 16 und mehr Klafter lang, und bindet die Schnur im Boote fest. So wie nun das Boot fortseegelt, so spielt die Fischangel an der Schnur mit dem blanken Messingblech und dem Rothtuchstückchen auf der Oberfläche des Wassers hinterher. Dies ist die Lockspeise für den, wie vorhin gesagt worden, gerne der Sonnenwärme, wie den die Wasserfläche liebenden Hecht, bekanntlich einen der ärgsten Raubfische. Erst spielt er mit dem Lockköder, bald schnappt er zu, und der Widerhaken der Angel sichert den Fang. Dies giebt einen merklichen Stoß oder Ruck im Boote, vorzüglich wenn der Hecht von ansehnlicher Größe ist, und ist das Zeichen des glücklichen Fangs. Man rollt nun die Schnur der Darre auf, und zieht den Hecht ans Boot, macht ihn loß, wirft ihn über Bord ins Boot, rollt die Schnur wieder ab, und läßt die Angel zum neuen Fange wieder spielen. So lassen sich innerhalb einiger Stunden, im Stillesitzen bei einer Pfeife Tabak und traulicher Unterredung mit einigen Freunden im Boote, ein halbes Dutzend Hechte fangen, von denen ein Paar gewöhnlich für den Abend das köstlichste Mahl geben.

Jetzt von einigen Arten der Bereitung der Hechte, welche vielleicht in dem mittleren Deutschland nicht so allgemein bekannt sind, wie in dem nördlichen. Sehr große Hechte, die ein hartes oder sogenanntes rosses Fleisch haben, werden wie Lachse aufgerissen, ausgespannt und im Rauch getrocknet oder gedörrt. Nachher bereitet man selbige wie Stockfisch, mit Butter. Gewöhnlich gekocht, thut man an den in schräge dünne Scheiben geschnittenen Hecht, eine aus Butt-

Digitized by Google

Butter, etwas Mehl und einem Ei bereitete dünne Suppe, welche zwar sehr eben aber gar nicht steif seyn darf, fein geschnittene Peterſilie wirft man auch wohl darein, und wenn das Gericht aufgegeben ist, so streut man gestoßene Muskatenblumen dazu über her, wodurch der Wohlgeschmack sehr erhöhet wird. Oft läßt man auch die Peterſilie weg, und thut statt deſſen Peterſilienwurzeln, in Stücken von zwei Zoll Länge und an dem einen Ende ins Kreuz eingeschnitten, daran. Noch eine andere Art der Bereitung des gekochten Hechtes ist die, da man geriebenen Meerrettig mit Butter und einigen kleinen Rosinen oder Korinthen darunter, darauf thut, und gestoßene Muskatenblumen darüber herstreuet. Ueberhaupt muß Butter gar nicht gespart werden. Einen Hecht gut abzukochen wird für eine eigene Kunst gehalten. So eben gefangen, sollen, wie Kenner versichern, die Fischerschiffer im Pommerschen Achterwasser, den Hecht auf ihren Schiffen ganz vortreflich abkochen können, und ihn so bei ihnen zu verspeisen, eine wahre Delikatesse seyn.

Göttingen. Dr. Canzler.

Anmerkung zu einer Stelle in des Hrn. Bergcommiſſarius Westrumb Abhandlung über die Bleiglaſur der leichten Töpferwaare, im 71. u. f. Stücken des neuen hannöv. Magazins v. v. J.

In dem mir jetzo erſt zu Geſichte gekommenen 72ten Stücke des beliebten neuen hannöveriſchen Magazins v. v. Jahre sagt der Herr Bergcommiſſarius Weſtrumb S. 1144.:

„Waſſer" sagt Schreber (neue Sammlungen Th. 3. S. 196.) „das einige Zeit in Blei stehet, löſet Blei auf. In bleiernen Röhren, Kaſten, mit Blei glaſurten Gefäßen, ſetzt ſich, wenn das Waſſer darin ſtehet, ein weißes Pulver, ein Bleizucker, ab, der nachher im Waſſer aufgelöſet wird, und der Geſundheit höchſt ſchädlich iſt." Dieſe Behauptung, dasjenige abgerechnet, was gegen geſunde Chemie ſtreitet, u. ſ. w.

Und ferner S. 1147.

Schreber verfiel bei ſeiner Behauptung in einen zwiefachen Irthum: nemlich das Blei und die bleiiſche Glaſur iſt durch Waſſer nicht ſo zerſtöhrbar, als er glaubt: denn ſo entſtehet aus Blei, oder bleiiſcher Glaſur und bloßem Waſſer kein Bleizucker, ſondern Bleiweiß; daher wird denn auch ſolches Waſſer,

Digitized by Google

ser, das in bleiernen oder mit Blei glasurten Gefäßen aufbewahret worden, kein Blei aufgelöst enthalten können.

Es war mir auffallend, meinen sel. Vater als Verfasser einer Stelle genannt und zurechte gewiesen zu sehen, die ich in seinen Schriften gelesen zu haben mich nicht erinnerte, und in der ich seine Art sich auszudrücken nicht erkannte. Ich schlug also die 196te Seite des fünften Theils seiner neuen Sammlungen auf; — fand aber auf derselben nichts mehr und nichts weniger als Folgendes:

„XIII.

Schädliche Wirkung der bleiernen Röhren zu Wasserleitungen, durch ein neues Beispiel bestätiget. Aus zween Briefen übersetzt.

Die sogenannte Kolik von Poitou ist seit 2 Jahren in unserem Hause eine sehr gewöhnliche Krankheit gewesen, wovon ich nun hoffe die erste Ursache entdeckt zu haben. Unser Regenwasser, welches wir täglich gebrauchen, müssen wir in einem Troge sammlen, nachdem es durch viele Rinnen und Röhren, welche der Sonne frei ausgesetzt, und mit Blei ausgefüttert sind, gelaufen ist, darin es denn sehr viel Bleizucker auflöset, und mit sich fortführet; welches ich durch Beischüttung einiger Tropfen Acetum plumbi entdeckt habe, wodurch das Wasser, das sonst helle ist, alsbald trübe und schwarz ward. Den Trog ließen wir reinigen, und befanden, daß das unterste Wasser so schwarz aussahe als Dinte. Da wir nun den Ursprung des Uebels gefunden haben, so glaube ich, daß wir inskünftige von dieser beschwerlichen Krankheit frei seyn werden, worun seit 2 Jahren mein Vater einmal, meine Mutter dreimal, ich zweimal, unser Bedienter und alle unsere Mägde einmal krank gelegen haben.

Leiden den 17ten Jan. 1761.

Ich bin nun Gottlob von meiner Krankheit ziemlich wieder hergestellt, außer daß die drei äußersten Finger an meinen beiden Händen durch die Kolik gelähmt sind, weßhalb ich im Begrif stehe, eine Reise nach Aachen und Spaa zu thun, um die Bäder zu gebrauchen.

Leiden d. 7ten Apr. 1761.“

Wo ist nun hier die Stelle, die der Herr Bergcommissarius, als die eigenen Worte meines Vaters, anführt, die auf besagter 196ten S. des 5ten Theils der n. S. stehen soll? Wo sind die Behauptungen und Irthümer, die gegen gesunde Chemie streitenden Punkte, über die er ihn zurechte weiset? Auch in den übrigen Theilen der ökonomischen Sammlungen meines Vaters, und in seinen Anmerkungen über den Schauplatz der Künste und Handwerke, habe ich zum Ueberfluß das-

darnach geſucht, ſie aber nirgend finden können.

Ich erwarte nicht, daß jemand einwenden wird: mein Vater habe durch die Einrückung des Auszugs aus den beiden Leidenſchen Briefen, ohne dabei etwas zu erinnern, dem Inhalte derſelben ſeine Beiſtimmung gegeben, und müſſe alſo für die darin liegenden Irthümer haften. Denn ſchwerlich wird ein Redakteur einer ſolchen Sammlung ſich dazu verſtehen, jeden Aufſatz, den er einrückt, in allen Punkten zu vertreten. Das kann alſo auch ihm nicht zugemuthet werden. Der Verfaſſer der beiden Briefe war der ſel. D. Laurentius Theodor Gronovius in Leiden. Allerdings hätte zwar darin Einiges, als der unrichtige Gebrauch des Wortes: Bleizucker, — der aber zur damaligen Zeit, in welcher auch andere Benennungen, als Selenit, Phosphor, Spat, u. dgl. nicht ſelten gemißbraucht wurden, und einem Manne bei dem die Chemie nur ein Nebenwerk war, wohl verziehen werden konnte; — der Schreibfehler Acetum plumbi, für Liquor vini probatorius, — denn daß es nur ein Schreibfehler war, iſt aus dem Folgenden abzunehmen; — und der ſchwarze Bodenſatz als Kennzeichen eines bleihaltigen Waſſers, — wenn anders der Verfaſſer nicht hat ſagen wollen, daß das unterſte Waſſer nach hinzu gegoſſener Weinprobe ſo ſchwarz ausgeſehen habe, — gerügt werden können. Wahrſcheinlich aber glaubte mein Vater den damals noch lebenden verdienſtvollen Gronovius, ſeinen Freund, mit jeder Rüge verſchonen zu müſſen, da es ihm nur darum zu thun war, einen wichtigen Satz der Polizeiwiſſenſchaft durch eine zuverläßige Erfahrung zu beſtätigen. Ich meine den Satz: der Gebrauch des Bleies zu Waſſerröhren, die Trinkwaſſer leiten ſollen, iſt ſchädlich, und alſo zu vermeiden; welchen auch noch die neueſten und bewährteſten Lehrer der mediciniſchen Polizeiwiſſenſchaft, ein Frank, in dem Syſtem der med. P. W. im 3ten B. S. 424. Jung St. P. W. §. 70. Hebenſtreit med. P. W. §. 119., u. a. vortragen. Daß nur dies eigentlich ſeine Abſicht geweſen ſey, erſiehet man aus dem dritten Theile eben der neuen Sammlungen S. 606., wo er aus Belidor anführt, alle Pariſer Waſſerröhren wären bleiern, und dann hinzuſetzt: „ich weiß nicht, ob man (nemlich in Paris) den Schaden davon noch nicht bemerkt hat, der für die Geſundheit derer ſehr zu beſorgen iſt, die das Waſſer aus bleiernen Röhren genieſſen;" in einer Anmerkung aber ſagt: „von den Folgen die daher entſtehen, ſ. die Briefe des Herrn D. G. zu Leiden;" die oben eingerückten Auszüge nemlich, die ſchon in dem 2ten Th. der neuen Sammlungen einen Platz hatten erhalten ſollen, aber durch ein Verſehen des Buchdruckers erſt in den fünften Theil gekommen ſind. Er ließ ſich alſo offenbar nicht darauf ein, zu erklären wie es zugehe, daß das

Digitized by Google

das Wasser in bleiernen Röhren ungesund wird; sondern suchte nur die Sache selbst zu beweisen. Am wenigsten behauptet er gerade zu die Auflößlichkeit des Bleies im Wasser, und die Erzeugung und Wiederauflösung eines Bleizuckers in Wasser das in bleiernen Gefäßen aufbehalten wird. Von glasirten Gefäßen ist nirgend, auch nicht einmal in den Gronovischen Briefen die Rede.

Wie der Herr Bergcommissarius Westrumb aus einem in deutscher Sprache geschriebenen Buche Worte habe anführen können, die nicht darin stehen, weiß ich nicht. Vermuthlich hat er es nicht selbst nachgeschlagen, sondern ist durch einen von Jemand anders vorgeblich daraus gemachten Auszug irre geführt worden. Wenn dies ist, so wird er hoffentlich nach Lesung dieser von mir lediglich zur Steuer der Wahrheit aufgesetzten Anmerkung, aus so unsichern Quellen künftig nicht ohne hinlängliche Vorsicht schöpfen.

Erlangen. Schreber.

Anekdote.

Auf einer Heerstraße begegneten sich einst in einer kleinen Entfernung drei Bauern mit Gespann. Der Vernünftige und Nachgiebige unter ihnen, welcher aber auch zugleich ein feiner Spaßmacher war, fuhr dem ersten der ihm begegnete, und nicht ausbeugen wollte, aus dem Wege. Als er aber dem zweiten entgegen kam, rief er demselben mit der Peitsche in der Hand drohend zu: fahrt mick ut'n Wege, oder ick mak't verhaftig mit jück wiek't mit den annern e make hebbe. — Der Bedrohete wurde furchtsam und beugte aus. Wie er indeß neben diesen kam, hielt er stille und fragte:

Mah: watt weit jüh mick denn e dahn heb'n, wenneck nich ute böge herre?

Jener antwortete lächelnd:

„Jh dat iß'n Frage, ick wäre jück ut'n Wege feuert."

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

30tes Stück.

Montag, den 13ten April 1795.

Von dem Kornpreise in Beziehung auf die Brodtaxe.

Der durch das Zusammentreffen günstiger oder ungünstiger Umstände entstehende Kornpreis, ist natürlicherweise derjenige, wornach dem Bäcker die Taxe gesetzt werden muß; es sey denn, daß durch Magazineinrichtungen für das Publikum gesorgt würde.

Da aber das Korn nicht von einerlei Beschaffenheit, Güte und Schwere ist, also auch nicht einerlei Preis statt finden kann, so ist es sowohl für das Publikum, als auch für die Bäcker allerdings wichtig, den möglichst richtigen Kornpreis heraus zu bringen: indem nicht allein die Taxen für die Bäcker und Brauer darnach regulirt werden, sondern auch derselbe großen Einfluß auf die Preise der übrigen nothwendigen Lebensbedürfnisse, auch auf die Bezahlung der Naturallieferungen und auf die entstehenden Streitigkeiten zwischen den Gutsherren und Zinsleuten, hat.

Es entsteht daher die Frage: welches ist eigentlich dieser möglichst richtige Kornpreis, und auf was Art kann derselbe heraus gebracht werden? Man wird versuchen solches nach einer auf Erfahrung gegründeten Beobachtung, zu beantworten.

Das in einer Stadt, welche Kornhandel und dazu die erforderliche Lage nebst einem ansehnlichen Consumo hat, zu Markte oder sonst kommende Korn, kann füglich in drei Sorten getheilet werden, als: in gutes, mittelmäßiges, und schlechtes Korn.

Es folget hieraus von selbst eine Verschiedenheit der Kornpreise; nun aber kömmt es darauf an, denjenigen Preis heraus zu bringen, welcher zu Bestimmung der Brodtaxe der richtigste ist, und als der marktgängige Kornpreis angesehen werden kann.

Daß erstlich, der von dem Verkäufer geforderte Preis, zweitens, der höchste Preis wofür einige wenige Himten verkauft werden, und drittens, der niedrigste Preis, nicht als richtige marktgängige Kornpreise angesehen werden dürfen, darüber wird man mir den Beweis hoffentlich schenken.

Wenn aber verschiedene beeidigte Personen von geprüfter Treue, auf

Digitized by Google

eine unpartheiische Art, jede für sich, von den vorangeführten Sorten verkauften Korns, den Preis einsammlen, und über die Art des Verkaufs, und wie sich während der Verkaufs- oder Marktzeit, derselbe gegen einander verhalten hat, die nöthige Nachricht einziehen; so läßet sich mit Gewißheit der Schluß machen:

Daß der höchste Preis des mehresten verkauften beßten Korns, der wahre und richtige marktgängige Kornpreis sey.

Dieser von der Herrschaft der Umstände, Ereignisse und Concurrenz abhangende, sich selbst bestimmende Kornpreis ist es, also kein menschliches Machewerk, nach welchem dem Bäcker die Taxe gesetzt werden muß.

Der höchste Preis einiger wenigen verkauften Himten Korn, darf und kann es darum nicht seyn, weil Unwissenheit eines Käufers oder ein Kunstgriff der Bäcker und Kornkäufer zum Grunde liegen mögten, denn hiebei leidet das Publikum; der niedrigste Preis, darf es aber auch nicht seyn, denn dabei verliehrt der Bäcker, dem ohnehin alles genau berechnet ist, und dieser muß seinen Verdienst so gut erhalten, als ein jeder andrer Bürger im Staate, dem entweder Wissenschaften, Kunst, Handel, oder sonstiges Gewerbe, seinen Gewinn und Unterhalt verschaffen.

Um nun aber für das Publikum sowohl als für den Bäcker zu sorgen, und dem zu viel auf der einen, und dem zu wenig auf der andern Seite, zuvor zu kommen, sind in wohl policirten Städten, gewiße Backtafeln oder Backtabellen eingeführt, wornach die Brodtaxe reguliret und bei jeder Veränderung derselben, etwa alle Monate, wie es hier der Gebrauch ist, oder doch zu einer gewissen Zeit, nach dem sich ergebenen und angesetzten Kornpreise, das Brodgewicht ausgerechnet wird.

Im Jahre 1714., wurde für hiesige Stadt eine solche Backtafel nach oft wiederholtem Probebacken gemacht, und als Backverordnung eingeführt, welche bis auf den heutigen Tag in Wirksamkeit ist. Es verstehet sich, daß hiebei ein gewisses unveränderliches Korngewicht eines Himten, sowohl vom Weizen als vom Rocken, voraus und festgesetzt werden muste; und obwohl das Korn in jedem Erdreiche und bei jeder Witterung nicht gleich schwer und ergiebig ausfällt, so wurde dennoch verlangt, daß der Bäcker das beste Korn kaufen, dagegen aber auch den höchsten Preis des besten Korns in der Brodtaxe angesetzt erhalten sollte.

Um nun dem Bäcker sein Backlohn zu verschaffen und ihm seine Unkosten zu ersetzen, so wurde ihm ein gewisser Gewinnst, und dabei ein gewisses für die Unkosten unveränderlich auf beständig, oder so lange diese Backtafel gilt, ein für allemal bestimmt und festgesetzt.

Man

Man sollte wohl auf den Gedanken gerathen, daß es beinahe unmöglich sey, daß eine Verordnung dieser Art, welche in physischer und politischer Hinsicht, so mancher Veränderung unterworfen ist, auf beinahe ein Jahrhundert hinreichend wäre. Es findet sich aber bei näherer Untersuchung, daß in dem Laufe der Zeit, freilich viele dem Bäcker unentbehrliche Bedürfnisse, theurer geworden; dagegen aber demselben gewisse andere Vortheile zugefallen sind, so, daß sich solches ein gegen das andere ziemlich hebt. Ein Beweis daß das Publikum sowohl als die Bäcker noch bis jetzo zufrieden sind, ist der: daß das erste nicht klagt, und die andern wenigstens noch zur Zeit keine Veränderung der Backtafel gewünscht haben.

In Ansehung des auf beständig fest gesetzten Geldes für den Verdienst und die Unkosten des Bäckers, ist es denkbar: daß man ihn bei Verfertigung der Backtafel mit einem bedienten Manne verglichen habe, der in theuren Zeiten keinen höhern Gehalt erhält, als in wohlfeilen. Sollten außerordentliche Auflagen auf das Korn verordnet werden, so darf dieses dem Bäcker nicht zur Last fallen, und würden dergleichen zum Besten des Publikums abgenommen, so wird in beiden Fällen, bei Ansetzung des Kornpreises in der Brodtaxe, solches durch ab- oder zusetzen von Polizeiwegen reguliret. Die Backtafel bleibt aber dabei unverändert, und reicht eine solche nicht mehr hin, passet sie nicht mehr auf Zeit und Umstände; so ist eine gänzliche Umänderung derselben, oder die Verfertigung einer ganz neuen, bei weitem einem Flickwerke vorzuziehen, indem bei diesem gewisse Willkührlichkeiten und eine Irregularität in der Berechnung eintreten werden, die ganz gewiß dem einen oder dem andern Theile Schaden bringen.

Das Korn mag theuer oder wohlfeil seyn, so erhält der Bäcker, den ihm ein für allemal bestimmten und zugestandenen Verdienst, und ein gewisses für die Unkosten, und dieses findet er in dem Gewichte seines Gebäckes, welches er ins Publikum verkauft. Es liegt daher in der Sache, daß der Bäcker, wenn er nicht verliehren will, äußerst behutsam und genau auf alles, es sey noch so geringe, achten muß, und zwar vom Kornankaufe an, bis zum Verkaufe seines fabricirten Brodtes, weil ihm, wie schon gesagt, alles, es sey Last oder Gewinn, sehr genau berechnet ist.

Ist er nicht stets wachsam und gegenwärtig, hat nicht den erforderlichen Nahrungstrieb, sondern ist gleichgültig und wohl gar nachläßig, so verliehrt er, kömmt zurück und weiß es nicht eher, bis sich die Rechnung selber macht.

Um die Sache noch etwas mehr ins Licht zu setzen, wolle mir gestattet seyn, mit andern Worten hier zu

wiederholen: daß die Backtafel nicht allein eine eingeführte Backordnung, sondern auch, wenn man will, ein höhern Orts genehmigter Vertrag zwischen dem Publikum und den Bäckern ist, welcher ganz genau bestimmt: daß wenn der höchste Marktpreis eines Himten Weizen oder Rocken 1 Thl., auch mehr oder weniger ist, so soll der Bäcker solchen in der Brodtaxe angesetzt erhalten, und für einen Pfenning das in dieser Backtafel befindliche Brodgewicht der verschiedenen Sorten Brod backen, und solche für den einmal auf beständig angenommenen und sich nicht verändernden Geldwerth jedem Käufer überlassen. Nun versteht sich von selbst, daß zu jenem Marktpreise von 1 Thl. oder welcher es sey, die Extrakosten des Bäckers und sein Verdienst hinzugesetzt, und darnach das Brodgewicht ausgerechnet werden muß.

Dem Bäcker sind außer seinem bestimmten Gewinnste noch einige Vortheile geblieben, die noch dadurch vermehret werden, wenn er rafiniret und den veränderten Gebrauch und Sitte im Genusse gewisser Gebäcke, welche der Taxe nicht unterworfen sind, und überhaupt den Geschmack des Publikums zu benutzen weiß; und ob er außer diesem nicht noch andere unbekannte Mittel hat, sich Gewinnst zu verschaffen, lässet man dahin gestellet seyn. Ist der Bäcker übrigens ein betriebsamer und vermögender Mann, so verschaffet er sich auch bei wohlfeilen Preisen einen Kornvorrath, um bei steigenden Preisen davon zu profitiren.

Da es unumgänglich nothwendig ist, dem Bäcker vorzuschreiben, nur gewisse Sorten Brod zu backen, so ist solches auch hier geschehen: indem sonst in Ermangelung einer solchen Vorschrift, gerade diejenige Sorte, welche die ärmere Klasse genießt, in Ansehung der Kraft verringert wird, auch keine zuverläßige Controle geführet werden könnte.

Die hiesige in 7 Felder abgetheilte Brodtaxe, enthält 3 Sorten Weizenbrod von einerlei Mehl in 3 Feldern, welche nur in der Art der Präparatur von einander abweichen, denn eine Sorte Franz- oder Zweipfenningbrod in 2 Feldern von halb Weizen und halb Rocken, und nun 2 Felder für das reine Rockenbrod.

Als es nun 3 Sorten Rockenmehl giebt, welche aber in 2 Sorten zusammen gezogen werden, so wird hieraus, das aus etwas mehr vom ersten Rockenmehl auch wohl mit etwas Weizenmehl vermischte gegasterte Brod, und aus dem übrigen das grobe Brod gebacken.

Man siehet hieraus, daß eine verbotene Gattung von Brod, welche man halb klar, halb grob nennet, darum nicht darf gebacken werden, weil sie dem groben Brode die Kraft entziehet.

Es

Es ist zweifelhaft, ob das Quantum von jeder Sorte des Mehls bei Vermischung desselben jemals bestimmt sey, und würde auch unnütz seyn, weil solches nicht controliret werden kann. Wenn übrigens der Bäcker gut menget, so erhält er gutes Brod, und wird ihm nicht an Absatz fehlen; dagegen mengen und backen manche Bäcker schlecht, und ist daher nicht zu verwundern, wenn sie wenig Nahrung haben.

So verhält es sich mit der Brodtaxe, und hiebei muß und darf die Polizei weiter nichts thun, als ein Gärtner, der den von selbst hervorkommenden Baum in Ordnung hält, und seine Zweige und Aeste leitet.

Es wäre zu wünschen, daß alle Gegenstände dieser Art ein gewisses Princip haben, und der Willkühr der Menschen so wenig preis gegeben seyn mögten.

Ueber die gesetzmäßig regulirte und nach der Backtafel ausgerechneten Brodtaxe, welche allhier nicht unrecht Korntaxe genannt wird, muß nun auch gehalten, und dieselbe dergestallt controlirer werden, daß da ein festbestimmter Gränzpunkt, des etwas weniges fehlenden oder übrigseyenden Gewichts, wohl nicht statt finden kann, das Brodgewicht bis auf eine geringe Kleinigkeit sich richtig finde, sondern daß auch das Brod gahr ausgebacken, gesund und gut sey, welches letztere leider nicht immer möglich zu machen ist, auch oft durch gewisse Lokalmängel gehindert wird.

Die Art wie das Brod in Ansehung seines Gewichts und Bezahlung ins Publikum verkauft wird, ist an allen Orten nicht gleich. So wird z. B. in London und Paris, das Brodgewicht nicht verändert. Ein Brod von vier Pfund bleibt unverändert vier Pfund, die durch das Fallen und Steigen der Kornpreise erforderliche Veränderung, liegt in der höhern und geringern Bezahlung; so wie das Korn im Preise steigt, verringert sich nicht das Brodgewicht, sondern die Bezahlung für das Brod von dem auf beständig festgesetzten Gewicht steigt.

Es mögen in solchen Städten und andern Ländern sich Ursachen finden, die dieses nöthig machen, und sollten es auch die öffentlichen Magazin und Versorgungsanstalten seyn, durch welche man in theuern Zeiten, aus politischen Ursachen, das Publikum zu einem erträglichen Preise versehet, dagegen aber in wohlfeilen Zeiten in Ansehung derselben auf eine willkührliche Art gespahret wird.

Man überläßet es eines jeden Beurtheilung, ob es besser sey, so wie allhier, wo das Brodgewicht sich nach dem Fallen und Steigen des Korns richtet, wobei einige Loth weniger kaum bemerklich werden, dahingegen einige Pfennige mehr, für den Consumenten besonders bei der ärmern Klasse nicht gleichgültig sind.

Das

Digitized by Google

Das hiesige Stadtrockenmagazin begünstiget zwar die Bäcker nicht, ist aber für das hiesige Publikum von überaus großem Nutzen, indem es das geschwinde Steigen der Kornpreise auf eine Zeitlang hindert, dem Einwohner das Brod zu einem weit niedrigern, als dem Marktpreise verschaffet, und wenn keine unvorherzusehende ganz außerordentliche Ereignisse eintreten, für Mangel sichert.

Dieses Rockenmagazin, entstehet und erhält sich durch einen geringen in der Brodtaxe nicht merklichen Aufsatz an Gelde, auf das von den Bäkkern zu verbackende Korn, welches Geld in wohlfeilen Zeiten aufgespahret wird, um in theuren Zeiten den Genuß davon zu haben, und hat

Hannover.

schon zu verschiedenen malen, Unzufriedenheit, Theurung und Mangel abgewandt.

Nächst diesem, sind für das gemeine Beßte Privatkornvorräthe und wohlhabende Bäcker zu wünschen, leztere sind dem Publikum unendlich viel werth, indem sie große Vorräthe an Korn und Mehl halten, welches so viele Magazine sind, und in beklommenen Zeiten manchem Uebel zuvor kommen oder doch wenigstens sehr vermindern.

Der Bauch bleibt immer ein wichtiges Stück der öffentlichen Sorge, denn Theurung, Mangel und Hunger, sind fürchterliche Feinde der menschlichen Existenz.

G. L. Wömpner, Policeicommissair.

Auf eine Anfrage im 8ten Stück des hannöverischen Magazins v. d. J.: Die Vergiftung der Bienen betreffend.

Sehr oft ist es eine Nothwehr gegen einen Imker, welcher Raubbienen hält, wenn der Beraubte den unbekannten Räuber durch das Vergiften seiner Bienen bestrafet.

Er kann aber auch die Schranken der Nothwehr überschreiten, und in diesem Falle wird eine Handlung, die nicht ungerecht war, strafbar, aber nach den vorhandenen Gesetzen noch kein criminelles Verbrechen.

Im 3ten Theil der Observationen des weiland Vicepräsidenten von Pufendorf in der 93ten Observation, findet sich diese Entscheidung des höchsten Gerichts im Lande ganz deutlich.

Ob es rathsamer sey, das Vergiften der Bienen als criminell zu behandeln und zu bestrafen? ist noch nicht ganz ausgemacht. Es ist wahr, daß von diesem bei gewissen Fällen zu entschuldigenden Mittel ein starker Mißbrauch gemacht werden kann.

Die

Digitized by Google

Die Bienenzucht ist für ganze Gegenden und einzelne Einwohner wichtig, und kann Wohlstand in ganze Provinzen bringen, deren Boden größtentheils nur diese Benutzung erlaubet.

Sicherheit für den Imker ist also sehr wichtig, um diese Art des Erwerbens von dem üblen Willen eines Dritten unabhängig zu machen.

Dem Imker ist es eben so wichtig, daß ein anderer seine Bienenstöcke durch Raubbienen nicht ruiniret, als es ihm wichtig ist, daß seine Bienen, wenn sie auch keine eigentliche Raubimmen sind, sondern nur, wie solches im Frühjahr gewöhnlich geschiehet, bei andern Bienenkörben vorsprechen, nicht vergiftet werden.

Wer seine Bienen auf den Raub abrichten will, welches durch spanischen Pfeffer und zu vielen Franzbranntewein leicht geschehen kann, thut solches nicht, um seine Bienen auf anderer Imker Kosten zu füttern, sondern um seines Nachbarn Immen zu schaden. Die Raubbienen werden durch die vorgedachten Mittel, welche sie beinahe schwarz und sehr kenntlich machen, in eine solche Wuth versetzt, daß der beraubte Bienenstock ihnen nicht wiederstehen kann, und todt gebissen wird, obgleich in diesem Kampfe auch nicht wenige der Räuber bleiben.

Wenn der Imker aufmerksam ist, so erkennet er die Raubbienen leicht, kann auch aus ihrem Fluge beurtheilen, woher sie kommen.

Das ist aber nur Vermuthung, welche ihn nicht berechtiget, den Eigenthümer der Raubbienen in Anspruch zu nehmen, und ihn zu Ersetzung des Schadens gerichtlich anzuhalten.

Denn bleibt ihm freilich nichts übrig, wenn er nicht alle seine Bienen, worin oft sein ganzer Reichthum steckt, ruiniret sehen will, als daß er die unbekannten Räuber durch Fliegenstein und andere Mittel tödtet, und den Eigenthümer der Räuber, den er nicht gerichtlich belangen, oder nicht ausfindig machen kann, für seine Bosheit bestrafet.

Nimt man ihm dies Mittel, so ist er dem üblen Willen eines neidischen, boshaften Imkers unmangelbar ausgesetzt; und für diesen Fall ist das gewöhnliche Vergiftungsmittel der Imker zu entschuldigen.

Es kann aber auch eben dieses Mittel sehr gemißbrauchet werden. Die Bienen fliegen in heitern Frühlingstagen, ehe Baum- oder andere Blüten da sind, zu einander, und üben das Gastrecht gegen einander aus, ohne daß man sie der Räuberei, oder des Schmarotzens beschuldigen könne.

Der tückische Imker, welcher sich nicht entstehet, seine Bienen zu Raubimmen zu machen, kann denn auch die sonst zu entschuldigende Nothwehr zu einem Mittel gebrauchen, um andern zu schaden. Wenn er dieses thun will, so mischet er zwischen den Futterhonig tödtende Materialien, verstopfet

Digitized by Google

stopfet die Körbe seiner eigenen Bienen, daß keine heraus kommen können, setzt den Futtertrog vor den Körben hin, und läßt die fremden Bienen sich daraus den Tod holen. Dieses ist Mißbrauch, welcher den erlaubten Gebrauch, wenn man den Gebrauch des Gifts auch bei Thieren welche uns Schaden thun, als erlaubt ansehen darf, nicht aufhebet.

Wenn es auch ein Gegenstand öffentlicher Gesetze seyn könnte, hierunter etwas zu gebieten, oder scharf zu verbieten, so scheinet es doch äußerst schwer zu seyn, gewisse Grenzen zu bestimmen, und noch schwerer, die Beweise über solche Thatsachen zu führen, welche klar dargethan werden müssen, um die Gesetze anzuwenden; und dann frägt es sich überhaupt, ob ein boshafter Mensch, der so viele Ausflüchte hat, und seinem Gegner den Beweis so schwer machen kann, durch Gesetze, von sträflichen Handlungen abgehalten werden könne? die er vielleicht als wohl hergebrachte Rechte seiner Profeßion ansiehet, so unsinnig sie auch seyn mögen.

Anekdote.

Ein Besenbinder hatte einst Gelegenheit zu bemerken, daß einer von seinen Landsleuten in der Stadt einen schwarzen Birkhanen zu einem ziemlich hohen Preise verkaufte. Ha! dacht er, das bringt mehr ein als das Besenbinden. Und von Stund an trachtete er den Krähen, wofür er jenes Geflügel gehalten hatte, nach dem Leben. Die erste, welche er erhaschte, bot er sofort zum Verkauf in der Stadt an. Eine Demoiselle, die so eben durch den Tod ihrer Mutter zur Führung des väterlichen Haushalts gelangt war, und den Unterschied zwischen Krähen und Birkhanen nicht kannte, kaufte dem Besenbinder die Krähe in der guten Meinung ab, ihrem Vater mit dem vermeintlichen Birkhanen eine Freude zu machen. Der Besenbinder besahe noch vor der Thüre eine Weile mit frohem Blick die so leicht verdienten 6 Dreigroschenstücke an, unterdeß das gute Kind den Birkhanen dem Vater überbrachte, und zu ihrem Schrecken erfuhr, daß es eine Krähe sey. Sie rief daher eilends dem Besenbinder zu: Freund, ihr habt mich betrogen, der Vogel ist eine Krähe und kein Birkhahn. — Der Besenbinder antwortete ganz gleichgültig:

Nenne sey'n wie sey will, ick
nenn'n wie ick will,

und ging seine Straße. —

Digitized by Google

Neues
Hannöverisches Magazin.
31tes Stück.
Freitag, den 17ten April 1795.

Ueber Quacksalberei und Quacksalber; über ihren Fortgang und über die Mittel dagegen.

So gerechte, so stark und so allgemein auch der Eifer gegen Quacksalber und Quacksalberei immer seyn mag: so erstaunlich groß bleibt gleichwohl noch in unsern Tagen der Einfluß dieser Klasse von Menschen auf das Volk, besonders auf das Landvolk. Und wenn man die Ursachen davon weiß, so ist dieses auch ganz und gar nicht zu verwundern. Die Afterärzte, Wunderdoctoren und Marktschreier behaupten sich aus folgenden Gründen, die theils in ihnen selbst, theils in den ordentlichen Aerzten, theils aber in dem Kranken selbst und in dessen Angehörigen liegen.

Zuerst von den Gründen, die auf der Seite der Pfuscher liegen.

Mit einem Strome von Beredsamkeit und mit ächter Popularität, kömmt der Quacksalber seinem Klienten entgegen und macht große Hoffnung zur Genesung. Dies alles geschiehet nicht etwa in einer fremden Sprache oder Mundart, — denn noch ist die hochdeutsche Mundart dem niedersächsischen Landmanne eine fremde Sprache — sondern in dem originellesten Plattdeutsch mit allen Provinzialismen; also in der verständlichsten Muttersprache des Kranken und seiner Angehörigen. In jedem Amte nemlich, wo nicht in jedem Kirchspiele, finden sich auch gewöhnlich Quacksalber, welche mithin die Sitten, die Lebensart, die Denkweise und Sprache ihrer Landesleute auswendig wissen. — Dabei nehmen sie gewöhnlich die Miene der Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit an, die so sehr geschickt ist, Zutrauen zu erwecken; „verlangen z. B. nichts, wenn es nicht hilft, oder geben mit der feinsten Gunstbewerbung gleich den Rath, nur dann nicht wieder zu kommen. — Wie? Heißt das nicht Menschenkenntniß zeigen? Man müsse wahrlich ganz fremd seyn in der Kunde des menschlichen Herzens, wenn man es nun noch den gutmüthigen Landleuten sehr verargen wollte, daß sie sich an diese Leute wenden, die sie gleich bei der ersten Unterredung von

Angſt befreien, ihnen Muth einſprechen und Hofnung geben. — Wer nur auf ſich ſelbſt Acht gegeben hat, der wird finden, daß ſogar Leute von mehrerer Kultur durch die Miene der Ehrlichkeit ſich nur zu leicht überraſchen laſſen: und wie bald das Herz des Kranken und ſeiner Freunde, für den gewonnen iſt, der zur Wiederherſtellung Wahrſcheinlichkeit oder Hofnung giebet. —

Aber dieſer Einfluß wird noch ungemein vergrößert, durch die angenommene Prophetenmiene. Es iſt eine große Regel für den jungen Arzt, wie für andere, die auf das Volk oder auf Menſchen überhaupt wirken wollen, daß ſie ſich, wie es der gemeine Mann nennet, nicht bloß geben, um nicht ein gewiſſes Mißtrauen in ihre Kunſt zu verrathen. — Es wäre z. B. nicht rathſam mit zu großer Offenherzigkeit zu bekennen, daß man in ſchwereren Fällen erfahrnere Aerzte um Rath frage, ſo heilſam dieſes auch bisweilen ſeyn könnte. — Dadurch würde man eher dem gewünſchten Zutrauen entgegen wirken, weil der Gedanke da hervor gehet, „man ſey vielleicht zu einem Schüler gekommen". — Nicht ſo der Quackſalber. Dieſer beſchauet den Harn: und nun weiß er genug, nun kennt er die ganze Krankheit, nun weiß er alles, und es bedarf nicht, daß er den Kranken ſehe. — Damit aber die Leute auch dieſes glauben mögen, fragt er den Boten genau aus. Doch geſchiehet dieſes mit Feinheit und Vorſicht, ſo daß die Leute hernach nicht merken, wie es möglich war, daß der Herr Doctor oder die Frau Doctorin gleich die ganze Krankheit in ihrem Gange und in ihren Symptomen kennen; gleichwie das Kind unter der Hand ſeines ſokratiſchen Lehrers nicht merkt, daß dieſer ihm durch geſchickte Fragen Kenntniſſe mittheilet, ſondern am Ende alles ſelbſt gewußt zu haben glaubt, da man es doch nur zwang durch eigenes Urtheilen, Vergleichen und Schließen, aus bekannten Sätzen den unbekannten Satz heraus zu ziehen. — Sehr oft prieſen mir Kranke und deren Angehörige die Geſchicklichkeit ihres Arztes aus dem Grunde, weil er das Waſſer beſehe, und alles wiſſe und rathe, wie ſich die Krankheit regiere, welche Urſachen ſie habe u. ſ. f. — Dadurch gewinnt der gemeine Mann Zutrauen; und wer die große Kunſt geſchickt zu fragen verſtehet, der vermag vieles über den Landmann — denn, der große Haufe will gefraget ſeyn, und es iſt nicht ſeine Sache einen freien Vortrag zu thun, — die guten Köpfe unter dem Volke ausgenommen. — So verfähret auch der geſchickte Sachwalter, wenn er einer Klageſache auf den Grund nachſpühren will. Hier wird der Klient immer offenherziger, zumal, wenn beide Theile die niederſächſiſche Mundart reden — welches da nicht ſo leicht der Fall ſeyn wird, wo man hochdeutſch redet.

Eine dritte Urſache, warum mehrere einfache Pfuſcher ſich noch immer behaupten,

haupten, ist der Gebrauch von sogenannten Hausmitteln und solchen Arzneien, die immer etwas helfen oder die Krankheit verändern, oder, wo dieses nicht ist, doch auch nicht schaden — denen mithin bei aller Unwirksamkeit und Gleichgültigkeit irgend ein besseres Befinden des Kranken zugeschrieben werden kann. Dies ist ein harter Punkt in dem Kriege wider die Quacksalber. — „Es hilft" — sagen die Leute — und was will man dawider einwenden? Kömmt aber vollends der böse Umstand hinzu, daß der Rath des ordentlichen Arztes nicht hilft. — Manche brauchen beides Aerzte und Pfuscher neben einander, oder zuerst Pfuscher und dann ordentliche Aerzte und zuletzt wieder Pfuscher —: so hat man vollends das Spiel verlohren. —

Und eben so befördert auch das Wesen der Quacksalber, ihre Wohlfeilheit, oder ihre Art sich bezahlt zu machen. Diese ist ungemein ad hominem. Keine groß Summen werden gefordert — diese schrecken auch nur Arbeiter und Tagelöhner ab — nur die Arzenei wird bezahlet, und zwar jedes einzeln und Stückweise und im Kleinen. Dies ist ganz der Lage des gemeinen Mannes angemessen. Bei den mehresten gehet es aus der Hand in den Mund, aber ein Paar Groschen stehen noch aufzubringen. Nach und nach kömmt doch vielleicht eine beträchtliche Summe heraus: allein, das rechnet man nicht, weil es im Kleinen bezahlet wurde, und da man es auch hatte zu bezahlen. Hier wird nur der Groschen, nicht der Thaler angesehen. Und, wer giebt nicht gern einige Groschen hin, für die Hofnung gesund zu werden? — Genau genommen ist das ein optischer Betrug. Denn 24 gute Groschen einzeln ausgegeben, sind so gut ein Thaler, als dieselbe Summe im Ganzen und auf einmal. — Aber, im kleinen wird man es nicht gewahr, wie das Sprichwort saget. — Hiermit stimmt die Aeußerung eines ordentlichen Arztes und eines Sachwalters überein, die beide den Umgang mit der Bauern verstanden, wie man sich bezahlt machen müsse, nicht auf einmal und in Summen, sondern in kleinen Theilen — die Summe schrecket und drücket, eine vertheilte Rechnung aber läuft mit dem Erwerb des gemeinen Mannes parallel. —

Doch befördern auch selbst die ordentlichen Aerzte — vielleicht ohne es zu wissen oder zu wollen — die Aufnahme der Quacksalberei, einmal durch Mangel der Popularität. Diese muß ein Mann nothwendig besitzen, der auf das Volk wirken will. Wo sie fehlet, da fehlet es auch an Einfluß auf unser Publikum. Sie fehlet aber noch viel zu häufig unsern Aerzten; sie reden hochdeutsch mit dem Landmanne, und verstehen sich nicht einmal recht auf die niedersächsische Sprache. Wo sich aber Arzt und Kranker nicht verstehen, da ist auch

Digitized by Google

dem letzten mit Jenem weiche gehoffen, und es kann da kein rechtes Zutrauen entſtehen.

Zweitens wird die Quackſalberei auch begünſtiget, durch Vernachläſſigung der Kranken. Wo auch nur der mindeſte Verdacht davon entſtehet, da ſchwindet ſogleich alles Vertrauen. Der gemeine Mann kömmt gar zu leicht auf den unglücklichen Argwohn auch in andern Dingen, daß die Vornehmen es mit Vornehmen halten, und daß der geringe Mann verſäumt und zurück geſetzet werde. — Dieſer Verdacht fällt bei den Afterärzten ganz weg, theils, weil dieſe faſt einzig unter dem Volke ihre Kunden haben, theils, weil ſie auf jeden Wink bereit ſind zu kommen, oder Rath zu ertheilen. — Der rechtmäßige Arzt kann oft nicht kommen, wegen gehäufter Geſchäfte — bisweilen aber geräth er auch wohl in Verſuchung, ſeine Kranken auf dem platten Lande zu verſäumen. Und das giebt der guten Sache einen Stoß.

Endlich iſt's die Theurung der ordentlichen Aerzte, welche der Pfuſcherei Vorſchub thut. Der Pfuſcher läßt ſich nur die Medicin bezahlen. Der Arzt hingegen erwartet ein Honorar und die Arzenei muß beſonders bezahlet werden. Viel zu weitläufig und zu koſtbar für den gemeinen Mann! Schon das ſchreckt ihn ab; und die Beſorgniß, es möge doch nicht helfen, ſchrecket ihn noch mehr ab. Daher wendet er ſich lieber an Pfuſcher. Ja, dieſer Umſtand hält die Leute zurück den ordentlichen Arzt zu rufen, bis es vielleicht zu ſpät iſt, da ſie keine Hülfe mehr erlangen können, und doch das Geld zahlen müſſen. Und noch mehr iſt dieſes da, wo ein Geburtshelfer nöthig iſt. Das theure Honorar ſchreckt die Wöchnerin ab den Beiſtand, wenn ſie ihn auch haben könnte, eher zu verlangen, als bis ſie von demſelben die einzige letzte Hülfe erwartet, wodurch oft Mutter und Kind das Leben einbüßen, oder doch einer von beiden Theilen, oder der eine und der andere lebenslang ſiech und elend ſeyn müſſen. — Könnte hier dem Geburtshelfer ein feſter Gehalt ausgemittelt werden, ſo, daß er ſchuldig wäre jene Hülfe unentgeldlich zu geben, welcher die Taglöhnerin ſo gut bezahlt, als die Königin — wie ſehr würde dieſes zur Ehre und zum beſten der Menſchheit gereichen! Aber, o ihr menſchenfreundlichen Aerzte, ſehet doch hier nicht auf irrdiſchen Gewinn! denket, daß eure Gewinnſucht oft den armen Wöchnerinnen ihre Geſundheit oder gar ihr Leben koſtet!

Von Seiten der Kranken und ihrer Angehörigen, haben auch noch die Quackſalber eine große Empfehlung für ſich, zuerſt den Glauben an ein unveränderliches Schickſal, an ein unverrückbares Ziel des Lebens. Hieran meinen ſie, könne ſo wenig der rechte Arzt, als der Pfuſcher das mindeſte ändern. Wenn der Menſch, wie ſie ſagen, nicht geneigt oder fähig ſey zum Tode, oder daß ſeine Zeit

noch

noch nicht heran sey: so genese er auch ohne Arzenei. Wo dieses aber vorhanden sey, da helfen durchaus keine Mittel: „für den Tod kein Kraut gewachsen ist!“ — Daß der Mensch sein Lebensziel auch verkürzen könne, dieser Gedanke will dem gemeinen Manne nicht einleuchten. Wozu ein Mensch bestimmt sey, dazu müsse er kommen, es sey auf den Thron, oder an — den Galgen. — Wie sich Laster und Tugend, und sittliche Freiheit damit reimen, dies bekümmert sie nicht; und hier sind ihre Vorstellungen zu Ende. — Darum glauben sie auch nicht, daß der geschickte Arzt mehr ausrichten könne, als der geringste Quacksalber. — Ja, zu diesem fassen sie noch gar ein größeres Zutrauen, als zu jedem Arzte. Daher gebrauchen sie oft Beide neben einander — den Pfuscher heimlich — oder den Arzt noch zuletzt, wenn es schon zu spät ist, aus falscher Schaam und zum Schein, oder gehen von dem ordentlichen Arzte wieder ab zum Quacksalber, welchem alle seine verkehrten und gewagten Rathgebungen bei weitem nicht so hoch angerechnet werden, als dem ordentlichen Arzte seine vernünftigen, nur einmal mißbegriffenen Vorschriften. —

Wie wäre diesem Unwesen zu steuern? Diese Frage ist von Menschenfreunden schon oft aufgeworfen und beantwortet worden. Aber bis her mit sehr geringem Erfolge. Denn, es ist ein weiter Weg von der Theorie zur Praxis hin; und manches läßt sich zwar schön sagen, aber weit schwerer ausüben. Indeß führen vielleicht neue Untersuchungen zu neuen Resultaten, und tragen wenigstens etwas bei zur Verminderung einer Pest des Menschengeschlechtes, die im Finstern schleichet *). Darum mögen hier noch einmal einige menschenfreundliche Vorschläge stehen.

Das erste Mittel zur Verminderung der Pfuscherei in der Medicin, wäre die feste Besoldung eines Landarztes überall, wo es möglich wäre, in jedem kleinen Amte, und in größern seven Aemtern mehrerer Aerzte. Hiedurch wüßte Jedermann, wo er Rath suchen soll, wenn ihm und den Seinigen eine Krankheit zustößt. Und, wenn der verordnete Arzt den Hauptstuhl seines Unterhaltes, der jährlich wieder kömmt, in fester Besoldung hat; so beunruhigen ihn keine Nahrungssorgen, und er kann sein Amt mit mehrerer Lust führen. Freilich kann der feste Gehalt eines Landarztes nicht in allen Gegenden gleich groß seyn. Aber, wo ist der Stand, wo ist das Gewerbe, das seine Mitglieder alle gleich machte? — Es gehet in dieser Unterwelt alles nach Geusser. — Wenn man auch noch so

*) Ein schreckliches Beispiel von den gräßlichen Folgen der Quacksalberei, s. m. hannöv. Magazin 1792. St. 60. S. 945 — 1024.

geringe Einkünfte nun gewiß und jährlich und auf Lebenszeit hat — o, das ist sehr schätzbar, und jeder, der in diesem Falle ist, hat darin vieles vor denen voraus, die solche Einkünfte nicht besitzen, und dagegen von ihrem Gewerbe, von ihrem Handwerke oder von ihrer Kunst leben müssen, da der Gewinn das eine mal groß, das andere mal klein ist, und das dritte mal ganz ausfällt. — In mehrern Ländern ist dieser Vorschlag bereits realisiret, z. B. in der Grafschaft Diepholz, wo die Unterthanen 150 Thl. für den Landarzt jährlich zusammen bringen. — Und, wie willkommen würden solche Stellen den jungen Aerzten zum Anfange seyn?

Aber auch eben darum möchten die geringsten und ärmsten im Volke ganz umsonst von dem öffentlichen Arzte besuchet und geheilet werden; wenn er nicht vielleicht aus der Armenkasse einige Vergütung erhalten könnte. In Hannover hat jeder Arzt sein gewisses Quartier von Gerathen, in welchen er allein die darin wohnenden armen Kranken besucht und heilet — gewiß eine sehr große Wohlthat! Wenn die Leute nur erst merken, daß die Kur ihnen nichts kostet, so werden sie sich von selbst wegwenden von den Quacksalbern, die sie auch nicht umsonst heilen. —

Doch nicht alle könnte der rechtmäßige Arzt unentgeldlich heilen, auch verlangen das nicht einmal alle, und viele sind auch vom Volke im Stande ein billiges Arztlohn zu bezahlen. Manche schämen sich auch unter die Zahl der Armen gerechnet zu werden. Daher müßte drittens Billigkeit in Anrechnung und Hebung seiner Bezahlung bei dem Landarzte Statt finden. Mit großen Rechnungen darf er dem Landmanne nicht kommen, sonst wendet dieser sich sofort zum unfähigen Pfuscher, der seine Bezahlung nach und nach und im kleinen hebet, auch wohl Lebensmittel statt des baaren Geldes annimt. — Möchten sich auch die Landärzte menschenfreundlich bequemen nur die Medicin, wenn sie solche selbst ausgeben, anzurechnen — es versteht sich mit billiger Erhöhung des Preises, oder doch ihre Besuche sich im Kleinen und einzeln, immer zu 3 bis 6 mgr. nach Verhältniß der Umstände bezahlen zu lassen: gewiß würde damit manchem armen Taglöhner geholfen seyn; und die Leute aus den geringern Ständen würden weit eher die Hülfe des Arztes von Beruf suchen. —

Endlich rechne ich noch zu den Mitteln, der Quacksalberei zu steuern, mehrere Popularität des Arztes. Diese findet sich, wie oben gesagt worden ist, bei dem Pfuscher in großer Vollkommenheit. Daher darf sie dem ordentlichen Arzte nicht ganz fehlen. Umgänglich und gefällig, bekannt mit der Denkungsart, mit den Sitten und mit der Sprache des Landmannes, muß er ihn freundlich und so behandeln, daß Arzt und Kranker einander verstehen. Und dazu gehöret nicht nur

Digitized by Google

nur Welt- und Menschenkenntniß, sondern auch Kenntniß und Fertigkeit in der niedersächsischen Mundart,

L.

deren Erlernung mir Ueberdruß daher dem jungen Arzte nicht dringend genug empfohlen werden kann.

L.

Beantwortung der im 26ten Stück des neuen hannöverischen Magazins geschehenen Anfrage: Die Benutzung der erfrornen Kartoffeln betreffend.

Der Verlust, den so mancher durch den strengen Frost, des nun geendigten Winters, in Absicht seiner Kartoffeln erfahren muste, hat auch mich getroffen. Ich büßte nicht allein die, zur künftigen Aussaat ausgelesenen, sondern auch den größern Theil des zu meiner häuslichen Consumtion bestimmten Vorraths ein, ich verlohr eine ansehnliche Menge.

Anfangs versuchte ich es, die noch nicht ganz erfrornen, welche ich sorgfältig unter den übrigen auslesen ließ, zu kochen, und so auf dem Gesindetische zu benutzen. Allein ich muste diesen Vorsatz bald aufgeben, denn sie hatten nicht allein einen widerlichen Geschmack angenommen, sondern verursachten auch denen, die sie gegessen hatten, einige Unbequemlichkeiten.

Ich fragte diesen und jenen. Der eine rieth dies, der andere das. Befriedigende Auskunft erhielt ich niegends. Um aber meinem Grundsatze, in der Oekonomie nichts unversucht, und wo möglich unbenutzt zu lassen, getreu zu bleiben; ließ ich den ganzen Vorrath nach und nach kochen, die daraus entstandene Masse aber, vermittelst eines Stampfers in alte Thrantonnen (deren ich beständig mehrere zum Einsammeln und Aufbewahren des Abfalls vom Gemüse, für die künftige Sommerfütterung der Schweine stehen habe) knätten, und diese Tonnen so lange stehen, bis meine Kühe gekalbt hatten. Nun fing ich an, vermittelst eines scharfen Eisens, (ich gebrauchte dazu ein sogenanntes Stoßeisen) die hart gewordene Masse auszustechen, zu stoßen, und dem Viehe über das Futter zu mengen. Anfangs wollte es nicht hinunter; als ich aber mehrere Tage fortfuhr, und ihnen auch zugleich eine Quantität dieser Kartoffelmasse, welche ich zuvor in lauwarmem Wasser zergehen ließ, ins Saufen schüttete; gewöhnte sich das Vieh so sehr daran, daß ich nicht allein vieles in der sonst bei mir gewöhnlichen Fütterung ersparte, sondern auch mit Vergnügen den Einfluß dieses Nahrungsmittels auf die vergrößerte Quantität der Milch bemerkte.

Ich

Ich habe die Hälfte jener Masse gänzlich ausgetrocknet, um sie den bevorstehenden Sommer den Schweinen, die am Tage auf die Weide gehen, des Morgens und Abends ihr Futter damit beweisen zu lassen, und versprechen mir gewiß nicht einen schlechten Versuch, einen guten Erfolg davon.

P. G.

Erfindung einer neuen Bettstelle.

George Smart, Kunsttischler (cabinetmaker) in London Great Bell Alley, Coleman Street, hat kürzlich eine neue Art von Bettstellen erfunden, die allen bisherigen vorzuziehen ist. Ohne alle Werkzeuge zieht man mit leichter Mühe bloß die Pfosten heraus, worauf sogleich alles von selbst in seine Stelle fällt, und ein vollständiges Bette bildet. In weniger als 5 Minuten kann man sie wieder zusammen legen. Sie nehmen zusammen gelegt, der Länge der Pfosten nach, nicht mehr Raum als zehn Quadratzoll ein, und verdienen alle Empfehlung.

Herr Smart hat eine große Waarenniederlage, wo seine Erfindung alle Tage von 10. bis 12 Uhr vorgezeigt wird. Der Preis ist für die Subscribenten von 3 bis 5 Guineen; wovon man eine Guinee gleich bei der Unterschreibung zahlt. Deutsche Kunsttischler werden hierdurch aufgefordert, eine Erfindung, welche Bequemlichkeit, Ordnung und Oekonomie so sehr zum Zweck hat, nicht bloß in England zu lassen, sondern sie auch unter uns bekannt zu machen. Der Preis wird um so mehr fallen, da der Erfinder sich natürlich auch die Mühe und Ehre seiner Erfindung bezahlen läßt.

Einsender erbietet sich gern gegen gehörige Sicherheit der Kosten ein solches Bette ohne den geringsten Profit für sich kommen zu lassen, schlägt dazu aber die beste Gattung vor: d. h. eins zu 5 Guineen, oder etwa 31. bis 32 Thl. Gold, die Pistole zu 5 Thaler. Seine Addresse ist in der Expedition des Reichs-Anzeigers in Gotha zu erfahren.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

32tes Stück.

Montag, den 20ten April 1795.

Etwas über das Verdauungsgeschäft, und vom Schlaf nach der Mahlzeit, in wie ferne er die Verdauung befördert.

(Schluß.)

(Man sehe das 29te Stück dieses Magaz. v. d. J.)

Jede Gemüthsbewegung wirkt auf alle Funktionen der thierischen Oekonomie; sie sind es, die in allen Absonderungen und Aussonderungen, die in unserer Maschine vorgehen, eine schnelle Zerrüttung zu bewirken vermögen; durch sie werden die mildesten Säfte des thierischen Körpers, bald in scharfe und tödtliche Gifte umgewandelt: Der Speichel eines sonst ganz unschuldigen Thiers ist, wenn dasselbe gereizt wird, äußerst giftig; Beispiele, daß der Biß einer sehr gereizten, aber sonst gesunden Katze, Wasserscheue, und den Tod verursacht hat, sind nicht ganz selten; aber auf keine körperliche Verrichtung, haben Gemüthsbewegung, und unter ihnen, vorzüglich der Zorn mehr Einfluß als auf die Gallenabsonderung. Die Galle wird durch Zorn nicht allein in größerer Menge abgesondert, sie wird auch wirklich verdorben und zur Auflösung der Speisen untüchtig. Der unsterbliche Stoll erzählt Fälle, wo nach heftigem Zorn eine Galle ausgeleert wurde, die so scharf und fressend war, daß das kupferne Geschirr worin man sie auffing, davon angegriffen wurde. Wir können hieraus abnehmen, wie sehr Zorn, sowohl vor, als auch nach der Mahlzeit, der Verdauung hinderlich seyn muß: es wird gewiß jeder bei sich die Erfahrung schon gemacht haben, daß selbst guter Appetit nach Zorne plötzlich verschwand, so sehr schwächt diese Gemüthsbewegung die Eßlust a). Auf Zorn nach der Mahlzeit folgt sicher

a) Alle Leidenschaften ohne Ausnahme stören die Eßlust, wenn sie das Gemüth kurz vor der Mahlzeit bestürmen, aber keine läßt einen so bleibenden Eindruck als der Zorn; denn noch lange nachher macht die Erinnerung an die Ursache des gehabten Zorns, ein gewisses Unbehagen in dem Menschen rege, indem sie ihm Abscheu und Widerwillen gegen den verhaßten Gegenstand einflößt.

Digitized by Google

sicher eine Unverdaulichkeit, und nicht selten ein Gallenfieber, wofern nicht durch ein freiwilliges, oder durch Kunst hervorgebrachtes Erbrechen, die Speisen nebst den verdorbenen Verdauungssäften ausgeleert werden; vorzüglich aber müssen sich solche Menschen, die eine reizbare und hypochondrische Leibesbeschaffenheit haben, vor und nach der Mahlzeit für die mindeste Gemüthsbewegung sorgfältig hüten, denn bei ihnen wirken oft ganz unbeträchtliche Dinge, von denen nicht hypochondrische Menschen gar nicht affeirt werden, so sehr auf die Verdauungssäfte, und vorzüglich auf die Galle, daß sie zur Verdauung gänzlich untauglich werden, daher denn eine Unordnung, und nicht selten eine völlige Stöhrung im Verdauungsgeschäft entstehet.

Dieses wäre nun das vorzüglichste, welches das Verhalten nach der Mahlzeit im allgemeinen betrift. Jetzt will ich nun einige besondere Fälle anzeigen, die von den bis jetzt festgesetzten Regeln eine Ausnahme machen, und wo der Schlaf als der höchste Grad der Ruhe, das beste Mittel ist die Verdauung zu befördern.

Es pflegt eine allgemeine Diätetsregel zu seyn, daß Bewegung nach der Mahlzeit alsdann vorzüglich erforderlich sey, wenn man mehr als gewöhnlich oder schwer zu verdauende Speisen genossen hat; der gröste Theil der Menschen klebt so sehr an dieser auf Vorurtheil sich gründenden Regel, daß sogar diejenigen, die sonst gewohnt sind, sich nach der Mahlzeit dem Schlaf zu überlassen, denselben sorgfältig fliehen, ja sich sogar zur Bewegung anstrengen, wenn sie glauben, das gewöhnliche Maaß im Essen überschritten zu haben. Aber diese diätetische Vorschrift ist offenbar falsch; ein bloßes Vorurtheil welches aus irrigen Grundsätzen entstand; jeder der nur in etwas mit der Einrichtung des thierischen Körpers vertraut ist, wird leicht einsehen, daß das Verhalten nach einer starken Mahlzeit gerade das Gegentheil von dem seyn muß, welches im allgemeinen in solchem Falle beobachtet wird; denn gerade wenn dem Magen zu viele oder schwerere Speisen zum Verdauen übergeben worden sind, ist jede Bewegung des Körpers der Verdauung äußerst hinderlich, und ich bin nicht allein durch Gründe, sondern auch durch mannichfaltige Erfahrung überzeugt, daß die Befolgung jener irrigen Diätetsregel, nach welcher nemlich, man sich unmittelbar nach dem Genusse zu vieler oder schwer zu verdauender Speisen eine recht ermüdende Bewegung machen muß, sehr oft die Ursache ist, daß so mancher nach einem Schmause, oder nach dem Genuß schwerer Kost, eine Unverdaulichkeit sich zuziehet, der er gewiß entgangen wäre, wenn er statt zur Bewegung sich anzustrengen, vielmehr

mehr der Ruhe, und vorzüglich dem Schlaf sich überlassen hätte. b)

Die Gründe, worauf diese so nachtheilige und fast allgemein beherzigte Diätetsregel gebauet ist, sind kürzlich folgende:

Man glaubt allgemein, daß wenn der Magen mit zu vielen oder schwer zu verdauenden Speisen angefüllt ist, das beste Mittel die Unverdaulichkeit abzuwenden, eine recht starke und anhaltende Bewegung sey; denn durch die Bewegung des ganzen Körpers, sagt man, wird auch die Bewegung des Magens vermehrt, die in ihm enthaltene Speisen werden also besser verarbeitet, leichter und geschwinder fortgeschaft, die Function des Magens wird also unterstützt, und die Verdauung befördert. Um diese Meinung zu wiederlegen, braucht man nur die Frage aufzuwerfen: ob denn wirklich in einem solchen Falle, wo man zu viel oder zu schwere Speisen genossen hat, durch die Bewegung des Körpers unmittelbar nach der Mahlzeit, auch die Bewegung des Magens vermehrt, und dadurch das Verdauungsgeschäft erleichtert und beschleuniget wird? — Keinesweges, im Gegentheil, Bewegung gleich nach dem Essen ist in jedem Falle, wo der Magen nicht fähig genug ist, die Speisen gehörig zu verarbeiten und zu verdauen, dem Verdauungsgeschäft äußerst hinderlich, denn, wenn der Magen ohnehin schon nicht genug Verdauungskraft besitzt, so wird diese desto schwächer, je ermüdender und anhaltender die Bewegung ist, zu welcher man den Körper nach der Mahlzeit anstrengt; weil durch die Bewegung des ganzen Körpers dem Magen ein Theil Bewegungsstoffs entzogen wird, wodurch natürlich die Bewegung desselben schwächer und träger wird, die Speisen bleiben daher auch zu lange im Magen liegen, und die sichersten Folgen hievon sind, gestöhrte Verdauung und Unverdaulichkeit; das ist aber gleich, ob das Unvermögen des Magens die Speisen zu verdauen, im Magen selbst, oder in der Quantität und Qualität des Genossenen liegt, denn beides hat die nemlichen Folgen.

Ferner beruft man sich auf die Erfahrung, daß der Landmann schwerere Speisen in großer Menge genießt, und von der Mahlzeit gleich wieder zu seiner har-

b) Vor einiger Zeit fragte mich ein Kaufmann wegen eines Uebels um Rath, welches ihm nur alsdann zusetzte, wenn er auf der Reise war. Das Uebel bestand nemlich darin, daß der Mann jederzeit nach der Mahlzeit die er unterwegens zu sich nahm, ein unerträgliches Sodbrennen und Magendrücken erlitte. Ich rieth ihm fernerhin wenn er auf der Reise was genösse, sich unmittelbar darnach eine Stunde ruhig zu halten, und wenns möglich wäre, sich dem Schlaf zu überlassen. Er befolgte meinen Rath, und wurde von seinem Uebel geheilt. Hier störte ohne Zweifel die Bewegung, welche die Reise verursachte, die Verdauung, und bewirkte die empfundenen Beschwerden.

harten Arbeit gehet, ohne jemals Beschwerden davon zu erleiden. Aber man irrt sich, wenn man die Ursache der guten Verdauung des Landmanns in der schweren Arbeit sucht, die er unmittelbar nach der Mahlzeit verrichtet; der wahre Grund, warum der Landmann, selbst ermüdende Arbeit nach der stärksten Mahlzeit, seiner Verdauung ungeschadet, verrichtet, liegt in folgenden Umständen: Erstlich in der Gewohnheit, wodurch sein Körper schon von der zartesten Jugend an, abgehärtet ist, so, daß kleine Diätfehler, ihm nicht leicht schaden. Der zweite und wichtigste Grund, warum der Landmann selbst nach der schwersten Arbeit, die er unmittelbar nach der Mahlzeit vornimt, leicht und vollkommen verdauet, liegt in der anhaltenden und starken Bewegung, die derselbe lange vor der Mahlzeit hat; dadurch werden nemlich die zur Verdauung erforderlichen Säfte in größerer Menge abgesondert, und immer mehr und mehr durch die fortgesetzte Bewegung konzentrirt, daher werden selbst schwere Speisen leicht und vollkommen von denselben aufgelößt, weßwegen das Verdauungsgeschäft nicht leicht unterbrochen oder gestöhrt werden kann. Wenn man also schwer zu verdäuende Speisen genießen will, oder wenn man durch Einladung zu einem Schmause in Versuchung geführet wird, mehr als gewöhnlich zu essen; so ist eine starke Bewegung von ein, oder anderthalb Stunden vor dem Essen, das vortreflichste Mittel, einer Indigestion vorzubauen; die Bewegung muß in der ersten halben Stunde stark und anhaltend seyn, nachher aber, muß sie nach und nach abnehmen, so daß der letzte Zeitraum der Bewegung mehr ein sanftes und allmähliges Ausruhen ist, damit der Körper sich völlig erhohlt habe, ehe man das Mahl zu sich nimt.

Dieses wäre also das Verhalten, um einer Unverdaulichkeit vorzubeugen, wenn man in den Fall geräth, viele oder schwer zu verdauende Speisen zu genießen. Nach dem Genuß derselben, verhüte man, daß nicht die Verdauungskraft des Magens gestört werde, welches denn vorzüglich der Fall ist, wenn der Körper während der Verdauung, zur Verrichtung eines andern Geschäfts aufgefordert wird, denn dadurch wird der Bewegungsstoff, der dem Magen größtentheils allein zuströmen muß, mehr getheilt, wodurch also die Bewegungskraft des Magens gemindert, und das Verdauungsgeschäft gestört wird. Man suche daher, so zu bewürken, daß der Bewegungsstoff so viel als möglich nur allein auf die Verdauung verwendet werde, welches dadurch am besten bewerkstelliget wird, wenn man den Körper, nach der Mahlzeit in der ungestörtesten Ruhe erhält, wozu der Schlaf gewiß am fähigsten ist, und selbst die gütige Natur, die sorgfältiger für das Wohl der Menschen, als der Mensch selbst, sorgt, ladet uns ja nach einer übermäßi-

Digitized by Google

nächsten Mahlzeit zum Schlaf ein; man folge ihrem Winke, und überlasse sich in solchem Falle eine Stunde dieser süßen Erquickung c).

Längere Zeit würde ich aber zum Schlafen nicht anrathen. Denn, ein lange anhaltender Schlaf nach dem Essen verursacht Trägheit und allgemeines Uebelbefinden. Auch darf der Körper während dem Schlafe nicht in einer völlig horizontalen Lage sich befinden, sondern die Lage muß vielmehr so seyn, daß sie das Mittel zwischen Sitzen und Liegen hält. Nach dem Schlafe trinke man ein Paar Tassen recht guten Kaffee ohne Milch, und nachher wird man gewiß heiter, und ohne ein Gefühl von Unverdaulichkeit zu verspüren, seine Geschäfte wiederum verrichten können.

Ein ähnliches Verhalten müssen alle diejenigen beobachten, welche eine schwache Leibesbeschaffenheit haben, sie mag übrigens, von Natur nicht stark, oder durch Krankheit, oder auf eine andere Art geschwächt worden seyn; hieher gehören also alle Wiedergenesende, bei denen ein kurzer Schlaf gleich nach der Mahlzeit außerordentlich erquickend ist, und vorzüglich gilt dieses von solchen Personen, die durch einen starken Blutfluß entkräftet worden sind. Fast ein gleiches Verhalten müssen auch diejenigen befolgen, die einen hagern und trocknen Körper haben, die, welche zur Hypochondrie disponirt und von choleriſchem Temperamente sind; nur mit dem Unterschiede, daß diese und alle, welche eine Krankheit erlitten haben, die aus Vollblütigkeit entstand, statt des Kaffees, einige Tassen guten Thee nach dem Essen trinken müssen.

Jetzt wäre nun noch übrig, zu bestimmen, was Verschiedenheit der Witterung, der Luft der Jahrszeit, der Temperamente, der Leibesbeschaffenheit, für Einfluß auf das Verdauungsgeschäft haben, und wiefern das diätetische Verhalten nach diesen besondern Modificationen verschieden seyn muß; da dieses aber nicht allein physikalische und anthropologische, sondern auch physiologische und medicinische Kenntniß voraussetzt, so würde eine fernere Auseinandersetzung dieses Gegenstandes nicht am rechten Orte stehen, und dem lesenden Publikum gewiß Langeweile machen.

Hannover. J. H. Detmolde.

c) Auch bemerken wir es bei vielen Thieren, daß sie, nachdem sie ihr Futter genossen haben, sich eine kurze Zeit dem Schlaf überlassen, z. E. das Pferd und mehrere andere.

Beant-

Digitized by Google

Beantwortung der Anfrage im 11ten Stück des neuen hannöverischen Magazins von d. J.: den Gebrauch der wilden Kastanien zum Viehfutter betreffend.

Der wilde oder Roßkastanienbaum (Aesculus hippocastanum, Linn.) ist nicht nur wegen seiner schönen Blüten und schattenreichen Zweige, sondern auch deswegen, weil man seine Früchte zur Viehfutterung gebrauchen kann, ein angenehmer Baum. Wegen dieses letztern Gebrauchs, ist seine Anpflanzung wichtig, besonders, da uns angestellte Versuche hievon auf das vollkommenste überzeugt haben *).

Eine ziemlich umständliche Nachricht von diesem Baum und seiner Nutzung, steht schon im hannöv. Magazin v. J. 1770. St. 15. S. 225. bis 234., aus welcher ich, dem Verlangen des Herrn Einsenders gemäß, die Procedur, wie man die Frucht zur Futterung des Viehes gebraucht, etwas ausführlich mittheilen will.

Man sammelt die Kastanien im Herbste, und schüttet sie auf einen luftigen Boden, damit sie etwas ausdünsten; denn man darf sie nicht gleich auf einen Haufen schütten, weil sie sonst schimmlicht werden. Hernach verwahrt man sie am besten auf einem luftigen Boden, wo man sie unter dem Rauhfutter dünne auseinander schütten kann. Sie in Erdgruben aufzubewahren, ist nicht so gut, weil sie dann leicht mulstrigt werden. Sind sie etwas ausgedünstet, so werden sie von dem an die bittere Heide gewöhnten Hornvieh gerne gefressen. Anderes Vieh kann leicht durch eine oder zweitägige Entziehung des gewöhnlichen Futters dahin gebracht werden, sich an ihren Geschmack zu gewöhnen, und wenn dieses einmal geschehen, so hat das Vieh eine rechte Begierde darnach.

Man verfuttert die Kastanien auf folgende Art: Man stößt sie mit einem Stoßeisen in Stücken, damit nicht die braune harte Schaale, die Verdauung erschwere, und zur Verstopfung Anlaß gebe, oder doch das Vieh beim Hinunterschlucken in Gefahr gerathe, zu ersticken. Von diesen gestoßenen Kastanien giebt man den Kühen etwas unter passendes Hackerling, und zwar sind für eine Milchkuh, zwei doppelte Handvoll des Tages hinlänglich. Eine stärkere Portion würde sie zu fett machen. Nur muß man sie immer dem Viehe mit nassem Futter vermengen, weil die Kastanien von Natur hitzig sind. Denn

*) Herr Hofrath Beckmann erzählt die Geschichte dieses merkwürdigen Baums in seiner Geschichte der Erfindungen Th. I. S. 497-502., und findet, daß er in der Mitte des 16ten Jahrhunderts aus der Türkei zu uns gekommen sey.

Digitized by Google

Denn es ist mit dieser Frucht eben so, als mit den Eicheln, die, wenn es bei der Mast nicht am Regen fehlt, auch besser mästen. Die Milch vermehrt sich dadurch merklich, und ihr Geschmack verändert sich nicht. Mastvieh kann man durch diese Zuckerung viel geschwinder, als auf den besten Fettweiden, mästen, nur vermenge man sie selbigem, statt des Strohhäckerlings, mit geschnittenem nassen Heu, und gebe ihm doppelt so viel Kastanien, als den milchenden Kühen.

Die Anpflanzung dieses nützlichen Baums, ist also für die Bewohner solcher Gegenden, die wenig Wiesenwachs haben, besonders wichtig, da er im Heid- oder sonstigen magern Boden sehr gut fortkommt. Auch den Schafen und Ziegen sind die Kastanien, wegen ihrer Bitterkeit, sehr gesund, und sie werden von ihnen gern genossen. Nur gebe man ja den Schafen immer wenig; sie werden sonst zu geschwinde fett, und die Kastanien bekommen denen, die übergehen sollen, nicht zum besten. Bei den Ziegen vermehren sie die Milch. Auch futtert man in der Türkei engbrüstige Pferde damit, daher der Name Hippocastanum. Wenn man kochendes Wasser darauf gießt, und ihnen dadurch ihr bitteres Wesen benimt, so dienen sie auch zur Mastung der Schweine und des Federviehes. Man hat sonst noch vielerlei daraus machen wollen, aber die Versuche haben größtentheils ihrer Erwartung nicht entsprochen.

Es wird nicht undienlich seyn, hier zugleich etwas von ihrer Anziehung und Anpflanzung zu sagen.

Das Anziehen geschiehet durch den Saamen, den man im Herbst sammelt, und bis zur Aussaat im Sande verwahrt. Das Vergraben im Mist ist schädlich, weil zu viele keimen und verderben. Man legt die Kastanien, so bald des Frühjahrs der Frost aus der Erde ist, in Rillen oder Furchen, mit einem Fuß weiten Zwischenräumen, 2 bis 3 Zoll aus einander, so, daß die Keime gleich unter sich in die Erde gehen, und bedeckt sie alsdann 2 bis 3 Zoll hoch mit Erde. Das Land dazu grabe man im Herbste zwei Spadenstich tief herum. Im Sommer reinige man sie immer vom Unkraut. Im folgenden Frühjahr werden sie von den Saatbeeten genommen, und auf ein anderes auf eben die Art zubereitetes Feld, in $2\frac{1}{2}$ Fuß von einander liegenden Reihen, $1\frac{1}{2}$ Fuß weit von einander gepflanzt, wenn man ihnen vorher die Pfahlwurzel ein wenig abgekürzt hat. Besser ist es, wenn man dieses Land mit etwas Mist oder Lauberde düngt. Hier bleiben sie so lange stehen, bis sie an ihre eigentlichen Oerter verpflanzt werden sollen, welches nach Beschaffenheit des Wachsthums in 5 bis 6 Jahren geschehen kann. Nur muß man in dieser Zeit das Vieh, so viel wie möglich davon entfernen. Zu dieser letzten Versetzung macht man die Gru-

ben

hen im Herbste 2 bis 3 Fuß breit, und 2 Fuß tief, wodurch die dem Frost ausgesetzte Erde, mürber und geschickter gemacht wird. Wenn es aufgethauet, so fängt man im Februar oder März an, sie in diese Gruben zu pflanzen. Es ist sehr gut, wenn man guten Acker- oder Lauberde hat, etwas davon in diese Gruben zu werfen, welches ihr gewisses Anschlagen befördert. Einem jeden Baum giebt man wohl 30 Fuß Raum, weil es ihm denn desto weniger an Luft und Sonne fehlt. Man läßt ihnen so viele Wurzeln als möglich, und man darf auch ihre Kronen wenig beschneiden; noch in der Folge viel Holz aushauen, weil sie alsdenn schon im 5ten Jahre nach der Pflanzung fruchtbar werden.

Hannover. J. G. L. Blumhof.

Ueber das Zeitwort: kosten, mit der dritten Endung der Person. (Dat. Personæ.)

(Als Erläuterung der im 52sten St. des neuen hannöver. Magazins beantworteten Anfrage.)

Daß bei dem ursprünglich plattdeutschen Zeitworte der mittleren Bedeutung (verbo neutro) kosten, die dritte Endung (welche im Lateinischen Casus dativus heißt, und durch Gottsched mit Gebefall verdeutschet ist, besser aber mit Personenfall benannt werden kann) regelmäßiger und richtiger, als die vierte Endung (Accus. der Gegenstandsfall) stehen müsse; hiefür gelten keine Auctoritäten, noch der Vorwurf, daß in der Verbindung desselben mit der vierten Endung, eine unerträgliche Härte sey, und also der Wohlklang für die dritte Endung entscheide: sondern es bestimmet solches die einfache und leichte Hauptregel: „Auf die Frage: Wem? (zum Nutzen oder Schaden) muß die dritte, und auf die unzertrennlichen Fragen: Wen oder was? die vierte Endung stehen.“ Die Redensart: Es kostet mich einen Thaler, statt: Es kostet mir einen Thaler, ist zwar nach der obersächsischen Mundart gebräuchlich, und also in der oberdeutschen Mundart, nicht aber in der hochdeutschen Schriftsprache grammatisch richtig gesprochen. Will man aber überdem noch, daß der Gebrauch (nach Horazens Regel in seiner Dichtkunst, v. 71. und 72.) sein schiedsrichterliches Amt dabei verrichten soll, so kann man sich vorzüglich auf die ersten Ausgaben der platt- und hochdeutschen Bibelübersetzungen, in folgenden Stellen: Jos. 6, 26. 1 Kön. 16, 34. berufen.

H. Epi-

Hannöverisches Magazin.

33tes Stück.

Freitag, den 24ten April 1795.

Etwas über den Bezirk und Namen des wendischen Pagus Drawän; nebst einigen Bemerkungen über die alten Wenden und deren Sprache.

(Aus einer Handschrift herausgegeben.)

Ehe ich das, was in dieser Handschrift über den Pagus Drawän gesagt wird, abdrucken lasse, will ich doch den Lesern zuvor etwas über den Verfasser dieser Handschrift, und über den kritischen Werth derselben sagen:

Die Handschrift ist zum Druck abgeschrieben und mit Titel und Vorrede versehen; so viel ich aber weiß, ist sie nicht gedruckt worden. Der vollständige Titel lautet also: „Kurzer Bericht von der wendischen Nation überhaupt, insonderheit von den lüneburger Wenden in den Aemtern Lüchow und Wustrow, und deren Abkunft; auch von ihrem Pago, dem sogenannten Drawän; dabei ein deutsch-wendisches Wörterbuch von selbigen Wenden ihrer Sprache. Curiosen Liebhabern zu gefallen abgefaßt von Chilian Wendholt. Anno 1705.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, daß er ein Prediger sey, aber wo? das sagt er nirgends. Ich will meinen Lesern daher meine Meinung sagen: Der Verfasser läßt in der ganzen Schrift eine besondere Vorliebe für die Wenden und für die wendische Sprache blicken. Daraus schließe ich, daß der Name Wendholt, den er sich auf dem Titel gegeben hat, sein wahrer Name nicht gewesen ist, sondern daß er sich nur darum so genannt hat, weil er den Wenden sehr hold oder gewogen war. Sein wahrer Name ist, wie ich sehr wahrscheinlich vermuthe, Christian Hennigen. Dieser Mann war noch zu Anfange dieses Jahrhunderts Prediger zu Wustrow, ein gelehrter Mann, der seit vielen Jahren mühsam sammelte, was von der wendischen Sprache, die zu seiner Zeit sich immer mehr ihrem Untergange näherte, noch übrig war. Er schickte, noch im vorigen Jahrhundert, eine Probe von seiner Arbeit an den Professor Johann George Eccard zu Helmstädt, unter andern auch das Vater Unser in

Digitized by Google

wendischer Sprache, welches Eccard in einer Historia studii etymologici, Seite 269. hat abdrucken lassen. Der Verfasser hat mühsamen Fleiß auf seine Arbeit verwendet, und die besten Hülfsmittel seiner Zeit benutzt. Das wendische Wörterbuch hat er durch Hülfe eines alten Wenden aus dem Dorfe Clennow, Namens Johann Janieschge, verfertigt. In der Vorrede sagt er auch noch, daß er vieles über die Gebräuche und den Aberglauben der Wenden gesammelt habe, daß aber diese Schrift in dem großen Brande im Jahre 1691., in welchem er alle seine Habseligkeiten verlohren habe, ein Raub der Flammen geworden sey. Da nun in diesem Jahre fast ganz Wustrow abbrannte, so irre ich gewiß nicht, wenn ich den Verfasser für einen Prediger in Wustrow ausgebe, und daß dieser Mann damals Hennigen geheissen habe, weiß ich aus Eccards oben angeführter Schrift zuverläßig.

Ich hoffe den Dank vieler Leser dieses Magazins zu verdienen, wenn ich zuweilen etwas aus dieser Handschrift mittheile. Daß ich nicht alles wörtlich abschreiben kann, wird man mir sicher glauben, und auch nicht einmal wünschen. Ich muß vielmehr alles mühsam zusammen suchen, und manches berichtigen. Nur Schade, daß die Zerstreuungen, in denen ich lebe, den Gang meiner Untersuchungen so oft unterbrechen, und auf meine Schreibart einen mir selbst mißfälligen Einfluß haben.

Die Leser finden also hier zuerst eine Abhandlung über den Bezirk und Namen des wendischen Pagus Drawän. Unter allen wendischen Gauen war der Drawän der größte. Wie weit er sich erstrecht habe, und warum er so genannt sey? darüber ist oft gestritten worden. Was die Leser hier finden, ist zuverläßig. Zuerst widerlegt der Verfasser die Meinung des zu seiner Zeit schon verstorbenen Generalsuperintendenten, Hrn. Dr. Joach. Hildebrandts, der, nach einer im Jahre 1671. im Wendlande gehaltenen Kirchenvisitation, eine kleine Schrift herausgab, worin er von dem Drawoy redete und behauptete, daß er kaum den fünften oder sechsten Theil des Wendlandes ausmachte. Unser Verfasser behauptet das Gegentheil, und sagt, daß der zwischen Lüchow, Dannenberg und Uelzen, doch nur bis Rosche hin, gelegene Distrikt, Drawän geheissen habe. Er beruft sich auf ein Thor in Dannenberg, das noch jetzt den Namen des Drawänschen führt, und auf den Namen der Vorstadt auf der westlichen Seite der Stadt Lüchow, die noch jetzt der Drawänsche Coreitz heißt. Dieser Distrikt wurde in den Ober- und Niederdrawän eingetheilt. Zum Oberdrawän gehörten die Kirchspiele Jebelin und Crumasel, nebst der Vogtei Riesen, und alles, was sich von da bis nach Rosche erstreckt. Zum Unterdrawän hingegen rechnete man den Flecken Clenz, mit seinen

Filia-

Filialen; Teetz, Cüstken, mit dem Filial Menchefitz und Satemin. Glantz war der Hauptort des ganzen Drawäns, und Teetz wurde erst späterhin ein Filial von Bülitz. Hingegen die Dörfer Bülitz, Besem, Cuffsbode und Cüstenbeck, haben nie zum Drawän gehört, sondern die Einwohner dieser Dorfschaften sind immer die Cheinschen genannt worden.

Ich habe das in die Kürze gedrängt, was der Verfasser über das Territorium des Drawäns gesagt hat. In der Bestimmung desselben hat er vollkommen Recht, so wie er auch in der nun folgenden Erklärung des Namens Drawän die Wahrheit auf seiner Seite hat. Zuerst erzählt er, wie die Wenden seiner Zeit, wahrscheinlich aus der Tradition, den Namen Drawän erklärten. Sie sagten nemlich: ihre Vorfahren wären einmal vor alten Zeiten so von ihren Feinden geschlagen worden, daß ihnen nur drei Fahnen übrig geblieben wären. Diese Schlacht wäre bei dem Dorfe Püggen vorgefallen, wo man noch die Rudera von Schanzen sehen könne, und eine von diesen drei Fahnen wäre noch in der Kirche zu Teetz zu sehen. Aus diesen drei nur übrig gebliebenen Fahnen sey der Name Drawän entstanden." — Diese Erklärung hat, beim ersten Anblick, viel Wahrscheinlichkeit, denn Terri heißt, in der wendischen Sprache, drei, und Jähn eine Fahne. Allein es ist schwer zu glauben, daß man in den damaligen Zeiten schon Fahnen gehabt habe, und vermuthlich ist diese Erklärung nur eine Erfindung derer, die die Etymologie des Worts Drawän haben erforschen wollen, ohne sich darum zu bekümmern, daß sie aus neuern Zeiten etwas in die ältern übertrugen. Unser Verfasser hat die angebliche Fahne zu Teetz selbst gesehen, und gefunden, daß es keine Fahne war. Auf einem Stücke Leinewand hat er noch die Mutter Maria mit dem Kinde Jesus auf dem Arme, und zu ihrer Seite einen Heiligen, mit einem Buche in der Hand, erkennen können; Beweises genug, daß es eins von den Heiligthümern war, dergleichen die Katholiken bei feierlichen Processionen herum zu tragen pflegen. — Auch die bei Püggen seyn sollenden Rudera von Schanzen hat er besehen. Er sah sie von ferne für Hügel an, deren es mehrere auf dieser Heide giebt; hinter denselben, nach dem Dorfe zu, fand er einen großen Morast, in welchem er, auf einer kleinen Erhöhung, ungefähr einige hundert Schritte vom Dorfe, noch die Rudera von einer alten daselbst gestandenen Burg gewahr wurde, deren Stein, wie ihm sein Wegweiser, ein 63 Jahr alter Mann, der es von seinem 80 Jahr alt gewordenen Vater so gehört hatte, erzählte, nach Lüchow gebracht, und zum Bau des dortigen Schlosses verbraucht wären. Vermuthlich also sind diese angeblichen Schanzen nichts anders als

die Trümmern eines zerstörten Raubschlosses.

Die allein richtige Erklärung des Worts Drawän ist die, die unser Verfasser aus der Sprache der Wenden beibringt, daß es nemlich so viel sey als eine mit Gebüschen und Waldungen stark bewachsene Gegend, in welche sich in den alten Fehden der verliehrende Theil zurückzog. Drawa heißt in der wendischen Sprache das Holz; die Wenden in der Lausitz sprechen es Drewo aus. In diesen Waldungen fanden nun die Wenden vor den Verfolgungen ihrer Feinde Sicherheit. Nach und nach baueten sie sich hier an, hieben viele Holzungen nieder, und brachten sie zu Ländereien. Doch mußten sie von den Grafen zu Dannenberg und Lüchow, und von den benachbarten Edelleuten erst die Erlaubniß, sich hier anbauen zu dürfen, einholen. Diese ertheilten sie ihnen gern, indem sie dadurch neue Unterthanen bekamen, die ihnen Korn- und Geldpächte geben, und Frohndienste leisten mußten. Daß viele Dörfer auf die Art von den Wenden erbauet sind, beweisen ihre wendische Namen. Ungeachtet starke Waldungen niedergehauen wurden, so ließen sie doch hin und wieder noch dicke Holzungen stehen. Und in diese brachten sie ihre abgelebten Aeltern, um sie sich als unnütze Hausgenossen vom Halse zu schaffen. Ich will doch meinen Lesern ein Paar Beispiele von dieser grausamen Sitte der Wenden mittheilen.

Im Jahre 1220. reisete Levin von der Schulenburg, Landeshauptmann in der Altemark Brandenburg, (der wahrscheinlich auf der heutigen Probstei zu Salzwedel wohnte) durch den Drawän, und sah, daß einige Wenden mit einem alten Mann ins Holz wollten. „Wohin mit dem Alten?" fragte der Landeshauptmann. „Zu Gott, zu Gott!" erwiederten jene. Dem Landeshauptmann jammerte des alten Mannes; er entriß ihn mit Gewalt den Händen seiner Führer, und nahm ihn mit sich, und machte ihn zum Schloßwächter. Erst nach 20 Jahren gefiel es Gott, diesen alten Mann zu sich zu nehmen.

Einen ähnlichen Vorfall sah eine Gräfin von Mansfeld mit an. Diese wollte ihre Aeltern zu Dannenberg besuchen, und hörte, wie sie durch diese Gegend (wahrscheinlich bei Grabow) reisete, ein jämmerliches Wehklagen in einem Gebüsche. Sie schickte sogleich ihre Diener dahin, und wie diese so lange verweilten, suchte sie selbst hin. Hier sah sie einen an Händen und Füßen gebundenen alten Mann, den sein Sohn, weil er nicht mehr arbeiten konnte, erschlagen, und dann in eine Grube, die er eben verfertigte, begraben wollte. Der Alte flehte den Unbarmherzigen um sein Leben, aber dieser hörte sein Flehen unbeweglich an. Da fragte ihn die Gräfin, was er machte? „Für meinen Vater, sprach der Tyrann, mache

Digitized by Google

ehe ich dieses Grab; ich will ihn erschlagen und hier verscharren." — Die Gräfin stellte ihm das Grausame und Unnatürliche des Vaterwordes vor, allein der Wende ließ sich dadurch nicht umstimmen, sondern antwortete: „er könne den Kindern das Brod nicht nehmen und es einem solchen alten unnützen Kerl geben." Um dem Alten das Leben zu retten, gab die Gräfin dem unnatürlichen Sohn Geld, und sagte: dafür solle er seines Vaters bis an sein Ende pflegen. „So lange das Geld reicht, antwortete dieser, will ich ihm sein Leben fristen." — Diese Geschichte hat sich vermuthlich in dem Gehölze bei Grabow zugetragen, welches noch jetzt den Namen Jammerholz führet, und gewiß von dieser unmenschlichen Sitte den Wenden seinen Namen hat. Daß die Wenden durch diese Ermordung ihren Alten einen Liebesdienst hätten erweisen wollen, wie man gewöhnlich glaubt, wird durch diese Geschichte hinlänglich widerlegt. Sie handelten vielmehr nach dem Satz: wer nicht arbeiten kann, soll auch nicht essen. Noch heutiges Tages herrscht unter den Wilden in Amerika diese grausame Sitte.

Was die Abkunft der in den lüneburgischen Aemtern Lüchow und Wustrow wohnenden Wenden betrift, so behauptet der Verfasser, daß sie zu den Linern oder Linonern gehört haben, die durch Heinrichs des Löwen siegreiche Waffen in diese Gegenden getrieben wurden, sind um welche sich gedachter Herzog Heinrich nicht weiter bekümmerte, da er einen Zug über die Elbe gegen die Obotriten im Mecklenburgischen unternahm. Ungewiß bleibt es immer, auf welche Art die Liner zuerst ins Land gekommen sind, denn ursprünglich wohnten sie in einem Theil des Lauenburgischen und Mecklenburgischen, ungefähr bis nach Botzenburg hin. Vermuthlich haben sie einmal einen günstigen Zeitpunkt wahrgenommen, über die Elbe zu gehen, und sich im Fürstenthum Lüneburg niederzulassen. Ihre öftern Einfälle in Sachsen (so hieß damals Niedersachsen und Westphalen) sind bekannt, und um diesen Einfällen zu wehren, wurde auf dem Kalkberge zu Lüneburg eine Burg gegen die Liner erbauet, und davon hat die Stadt Lüneburg wohl eigentlich ihren Namen. Warum man aber doch nie Linerburg oder Linsburg gesagt hat, wage ich nicht zu entscheiden, ob ich gleich wohl den Grund davon anzugeben im Stande bin.

In den Waldungen dieser Gegenden, in welche die Liner vielleicht vom Heinrich dem Löwen getrieben wurden, fanden sie nun Schutz, und es kann wohl seyn, daß sie sich auf ihrer Flucht „Drawän, Drawän", d. h. ins Gehölz, zugerufen haben, und dieser Theil des Wendlandes seinen Namen davon bekommen hat. Der Ursprung des Namens Drawän, müste also ins 12te Jahrhundert gesetzt werden. — Ich glaubte sonst immer, daß unsere lüneburger Wenden zu den Polaben oder

Digitized by Google

aber Polabingern gehörten, deren Hauptsitz Ratzeburg war; allein diese Behauptung unsers Verfassers, die er noch durch eine Stelle aus dem Adamus Bremensis bestärkt hat, überzeugt mich von der Unrichtigkeit meiner ehemaligen Ueberzeugung. Dazu kömmt noch, daß das ganze Kirchspiel Predöhl, welches aus einer Hauptkirche und 12 Kapellen besteht, noch heutiges Tages den Namen Linnegow (d. h. Liner Gau) führt.

Wie viele Mühe es übrigens gekostet hat, die Wenden zum Christenthum zu bringen, und ihnen den Frieden heilig zu machen, ist aus der Geschichte bekannt. Man fing es aber leider ganz verkehrt an, und stellte ihnen das Christenthum von einer Seite vor, da es ihnen gar nicht liebenswürdig werden konnte. Man gebrauchte gewaltsame Mittel, und man war zufrieden, wenn sie sich nur äußerlich zum Christenthum bekannten, ohne daß sie mit den Lehren desselben bekannt wurden. Was von solchen Christen zur Ehre des Christenthums zu hoffen war, läßt sich leicht denken. Mit der neuen Religion wurden ihnen auch neue Lasten aufgelegt; von Fürsten und Geistlichen wurden sie gleich stark mitgenommen. Die Geistlichen verlangten den Zehnten von allen Feldfrüchten. Diesen entrichteten auch anfänglich die neubekehrten Christen; wie sie aber sahen, daß die geistlichen Herrn so schlecht damit umgingen, weigerten sie sich, es ferner zu thun, und brachten allerley Feindseligkeiten gegen Christen und ihre Tempel aus, wovon ich nachher, wenn ich auf den Untergang der wendischen Sprache komme, noch ein Paar Worte sagen will.

Von der Vorliebe unsers Verfassers für die Wenden und deren Sprache, habe ich schon zu Anfang dieser Abhandlung geredet; jetzt will ich noch etwas über die Sprache der Wenden aus ihm anführen, und damit diese Abhandlung beschließen. Die Sprache, die ehemals unsere Wenden redeten, ist offenbar eine Tochter der Slavonischen, und hat die größte Aehnlichkeit mit der Sprache der Wenden in der Lausitz. Unser Verfasser hält die wendische Sprache für eine Sprache, die eben sowohl ihre Zierlichkeiten als jede andere habe, und keiner andern etwas nachgäbe. Den Beweis davon möchte ich nicht führen. Auch zur Poesie, sagt er, sey sie recht ståtlich, wie Frenzel an einigen Liedern gezeigt habe, die man am Ende seines Postwitzischen Taufbeims finden könne. Auch mein Verfasser hat, wie ich aus Eccards oben angeführter Schrift sehe, bereits im vorigen Jahrhundert dem Professor Eccard ein wendisches Lied mitgetheilt, welches ich zu einer andern Zeit mit der Uebersetzung einrücken lassen will. Daß die wendische Sprache so sehr in Verachtung gekommen ist, und nunmehr von den Nachkommen der Wenden gar nicht mehr gesprochen wird, davon gibt unser Verfasser folgenden Grund an:

Die

Digitized by Google

Die Wenden, besonders die Obotriten im Mecklenburgischen, suchten das Christenthum, welches sie, nicht ohne Grund, ein lästiges Joch nannten, sich vom Halse zu schaffen. Sie überfielen daher oft die benachbarten Christen und rächten sich besonders an ihren Geistlichen. Städte und Dörfer, Kirchen und Klöster, wurden von ihnen geplündert und zerstöhret. Dadurch machten sie sich so verhaßt, daß man sie, wie man sie wieder gedemüthigt hatte, fast für unehrlich hielt, sie von Zünften, Gilden, und bürgerlichen Aemtern ausschloß, und sie überhaupt so sklavisch behandelte, daß der Gedanke an Freiheit für sie gänzlich verlohren war. Ganz natürlich mußte auch die Sprache der Wenden den Haß empfinden, den das Volk selbst empfinden mußte. Andere Deutsche wiesen mit Fingern auf den wendisch Redenden, und ein lautes Gelächter brachte ihn völlig zum Schweigen. Nach und nach wurden der wendisch Redenden immer weniger. Zur Zeit unsers Verfassers konnten nur noch einige wenige alte Leute wendisch reden, aber nur unter sich wagten sie es, diese Sprache zu reden; in Gegenwart ihrer Kinder und andrer jungen Leute durften sie es nicht wagen, wenn sie sich nicht einem Hohngelächter aussetzen wollten. Diese hatten solchen Ekel gegen ihre Muttersprache, daß sie dieselbe nicht einmal hören, noch weniger lernen wollten. Mit Wahrheit konnte daher der Verfasser prophezeihen, daß nach 20 oder 30 Jahren keiner mehr wendisch reden würde. Dieses Untergangs der wendischen Sprache gewiß, sammlete er, durch Hülfe eines alten Wenden aus dem Dorfe Clennow, dessen Name schon vorhin gedacht worden, Wörter und Redensarten dieser Sprache, und brachte sie in alphabetische Ordnung, und so entstand das wendisch-deutsche Wörterbuch, welches, zum Leidwesen, sehr undeutlich geschrieben ist. Am Ende desselben stehen die wendischen Namen der vornehmsten Oerter des Wendlandes; dann folgen die Beinamen, die den Bewohnern mancher Oerter von den Wenden gegeben wurden, die ich doch, zum Vergnügen mancher Leser, hersetzen will. So hießen:

die Dannenberger	— de Säbenicken
— Lüchower	— de Rieken
— Hitzakerschen	— de Demuth
— Wustrower	— de Supuch
— Berger	— de Löger
— Clenzer	— de Bedröger.

Den Beschluß des ganzen Werks macht das Vater Unser in wendischer Sprache.

Warpke. Joh. Heinr. Schulze.

Mit

Mittel, die Eier zu konserviren, daß sie nicht erfrieren noch anlaufen.

Ein guter Freund aus dem Kehdingischen, theilte mir neulich in einem Schreiben folgendes einfache Mittel, die Eier aufzubewahren, zur Bekanntmachung für diese Blätter, mit.

„Man bohrt in einem breiten Brette Löcher, so viel man will, von der Größe, daß der dünne Theil des Eies darein gesetzt werden kann, jedoch dürfen sich die Seiten der Eier einander nicht berühren. Ich bin Augenzeuge davon", fährt der Herr Verfasser des Briefes fort, „daß eine sehr würdige adeliche Dame, die mit Vergnügen den weiblichen Beruf erfüllt, und ihren Haushalt selbst dirigirt, auf solche Art den ganzen Winter hindurch, einen beträchtlichen Vorrath von Eiern konservirte, und zwar bei einer Kälte, daß das Wasser in einer Nacht einen halben Zoll dick, zu Eis fror. Die Eier waren nicht im mindesten beschädigt, sondern so gut und frisch, als wenn sie eben gelegt wären" ꝛc.

Hannover. J. G. L. Blumhof.

Anfrage.

Man bemerkt — und dieses ist die Hauptabsicht dieser Anfrage — daß die Bohnenfrucht, besonders die von sandigtem Boden, oft von gewissen schwarzen Käfern angegriffen wird, welche zum Geschlecht der Rüsselkäfer (Curculiones), zu gehören scheinen, und von den Landwirthen schlechtweg Bohnenböcke, (Bohnenbohrer), genannt werden. Diese Käfer fressen sich in den Bohnen ganz fest, und nach den gewöhnlichen Meinung fressen sie sich zu Tode. Man hat bemerkt, daß sie sich schon einstellen, wenn die Schoten noch grün sind. Woher entstehen diese Insekten? und giebt es ein Mittel, die Bohnen dafür zu bewahren?

Hannover. J. G. L. B.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

34tes Stück.

Montag, den 27ten April 1795.

Ein vorigjähriger Versuch des Spörgelbaues in der Heidgegend.

Mit verschiedenem angepriesenen Futterkräutern hatte ich schon oft Versuche angestellt, aber keines fand sich das ich in hiesiger Gegend für vortheilhaft hätte ansehen, noch dem dürren Heidlande angemessen halten können.

Selbst von dem öftern Bau des Klees konnte ich mir keine Entschädigung meines viel darauf verwandten Fleißes versprechen, und die günstige Nachricht, die mir die Königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle vorigen Frühjahr zu Theil werden ließ, wurde ein Raub der Dürre.

Nur der Spörgel blieb mir, und krönte meinen Fleiß mit einer beträchtlichen Ernte. Hier ist das nähere davon. — Ich ließ 2 Pfund, das Pfund 10 ßl. Lüb. von dem Saamenhändler Schoop in Altona kommen, und besäete vor Maitag etwas über einen Viertel Morgen damit, den Morgen zu 120 Ellenberger □ Ruthen. Das Land war ziemlich gut bar, und vor 3 Jahren aus der Heide gebrochen; welches ich etwas gedüngt hatte. — Vor Ausgang Junius mähete ich nun einen kleinen Fleck, um einen Versuch zu machen, ob sich mein Spörgel zweimal mähen ließe, und zu meiner größten Freude, fand ich ihn vor Jakobi wieder eben so groß, wie den nicht gemäheten, welches noch wohl 1/4tel Morgen war, den ich jetzt einerntete, und 40 Pfund oder 1 Himten Saamen davon erhielt; von dem aber, den ich im Junius gemähet hatte, bekam ich keinen Saamen mehr. —

Nachdem ich nun alles abgemähet und eingeerntet hatte, eggete ich diesen nemlichen Fleck mit einer eisernen mit Holz beschwerten Egge über und über wund, ohne es weiter zu bearbeiten noch zu besäen, außer was beim Mähen ausgefallen war, und dieser ausgefallene Saame lief sogleich von neuem wieder auf, davon ich abermals 30 Pfund Saamen im Herbste einerntete.

Zwischen Ausgang Julius und Anfangs August, bestellete ich von dem neuen Saamen 1/2 Morgen auf dunkl,

welches Rocken getragen hätte, mit einigen 30 Pfund, die aber etwas zu schwach gesäet waren. — Hinzu hatte ich 3 Morgen von meinem ziemlich tragbaren, und 2 Morgen von dem schlechtesten dürresten Heidlande genommen. Diese Ernte war 14 Tage vor Michaelis zur Vollkommenheit des Abmähens gekommen, und von dieser Zeit an, bis einige Tage vor Martini hatte ich das Vergnügen, meine Kühe im Stalle füttern zu können, welche mir denn auch bessere Milch und Butter gaben, als wenn ich sie mit Klee u. dgl. gefüttert hätte. —

Auch wollte ich den Versuch machen, wie lange der Spörgel dem Winter trotz bieten könnte, ließ deshalb 1tel Morgen stehen, muste aber zu meinem größten Leidwesen erfahren, daß ihn mir die Hyrsche in ein Paar Nächten vor Martini ruinirt hatten, ich muste also das wenige, so mir diese ungebetenen Gäste zurück gelassen hatten, wegnehmen, und kann nicht bestimmen, wie lange er sich im Winter hält. — Meinen Gewinn mit den 2 Pfund gekauften Spörgelsaamen wird also ein Jeder leicht einsehen; und schon deshalb dies reichliche gute Futterkraut lieben, weil es auch da seinen Bearbeiter lohnt, wo nicht einmal Gras wachsen will, und auch denn keine seiner Dienste versagt, wenn er seinen Rocken schon gemähet hat,

Weyhausen,
Amts Wredenhorst.

und nun auf das nemliche Land, [illegible] bis für das künftige Jahr, wenn man dies wieder mit Rocken bestellen will, nicht den mindesten Nachtheil nach sich zieht. — Und durch diesen Spörgelbau könnte auch der schon lange gehegte Wunsch eines jeden rechten Oekonomen in hiesiger Heidgegend — die Stallfütterung — erfüllt werden, wenn nur mehrere Versuche damit gemacht werden; denn, wie schon gesagt, die [illegible] oft reiflich geprüften Erfahrungen trift in hiesiger Gegend der Spörgel, den Klee. Sollten sich [illegible] in der Nähe, Liebhaber dazu finden, so will ich gerne das Quantum übernehmen, einige Pfunde für sie unentgeldlich zu lassen. Anweisung aber könnten Ihm für 20 fl. Lüb. bei Hr. F. Schrop in der Paternstraße in Hamburg gegen baare Bezahlung bekommen.

Weitläuftig muß ich noch bemerken, daß man diesen Spörgel nicht mit dem sogenannten Jeden oder Jark verwechseln muß; jener ist hellgrün, und dieser dunkelgrün auch hat der Spörgelsaamen eine etwas gelbe Einfassung, wodurch sich beides unterscheiden läßt. —

Zugleich ersuche ich jeden, der schon, oder doch künftig, diesem Spörgel auch ein Fleckchen Landes gönnen wird, Bemerkungen und den Erfolg davon in diesen Blättern bekannt zu machen.

P. H. Graun.

Ist denn wirklich der niedersächsische Dialect ein Hinderniß der Aufklärung.

Es scheint, überhaupt betrachtet, beklagenswerth zu seyn, daß der niedersächsische Dialect nicht die Sprache der Gelehrten und des Hofes geworden ist. Sie hat wirklich viel ähnliches mit der vorzüglichsten Sprache der Welt, mit der griechischen; ist bei weitem nicht so rauh, ist weicher und sanft-tönender wie die obersächsische Mundart, und müste durch eine fortgesetzte Ausbildung sehr gewonnen haben. Indeß das Schicksal der Sprachen hängt von den grossen Männern ab, welche die Nation hervorbringt. Obersachsen hatte das Glück eine Universität, und auf derselben den großen deutschen Mann gerade zu einer Zeit zu haben, wo die Nation und die Menschheit eine Stufe der Kultur erstiegen hatte, auf welcher die eintretenden günstigen oder ungünstigen Umstände sie reißend zu noch höhern Fortschritten empor drängen oder auch auf einmal zurück schleudern konnten, wie es eben im Buche des Schicksals stand. Mit Luthern siegte der obersächsische Dialect über jede ihm verschwisterte Mundart. Mit seinen fliegenden Blättern, mit seiner Bibelübersetzung insbesondere, und durch seine ausgesandten sächsischen Evangelisten gab er der niedersächsischen Mundart den Tod, und erhob die seinige zur Sprache der Gelehrten, und dadurch zur Sprache der kultivirten Stände. Die plattdeutsche Sprache stirbt nun ihren, im Schicksalsbuche bestimmten, langsamen Tod. Der Bürger in den Städten redet sie nirgend mehr rein und unvermischt. Der vornehmere Städter schämt sich ihrer. Unsere Großmütter in den höhern Ständen redeten sie noch gern vor dreißig Jahren, wie noch jetzt die Damen in den an alten Gebräuchen länger haltenden Reichsstädten, in ihren Zirkeln. Die Lesewuth aber, wie sie jetzt selbst den niedern Bürger beherrscht, wird sie eilend in Vergessenheit, nur einige Generationen auf dem Lande werden sie vollends zu Grabe bringen.

Ob dann, wenn die obersächsische, oder eigentlich die Büchersprache ihre volle Herrschaft erreicht hat; ob dann der Landmann und gemeine Bürger schneller zum Denken oder — denn warum wollten wir das unschuldige und bestimmte Wort, ob des Unfugs nicht gebrauchen, den Feind und Freund damit treiben — ob beide leichter *aufgeklärt* werden können? ob sie durch das völlige Hinscheiden der alten, ehrwürdigen Muttersprache, genauer und sicherer einen zusammenhangenden Vortrag, weltlichen oder geistlichen Inhalts, werden fassen, und die Büchersprache des gelehrten und kultivirten Mannes verstehen lernen? das dürfte nur eine kalte Untersuchung ohne Seitenblick und Vorurtheil ins gehörige Licht setzen. Die

Digitized by Google

Sache ist in diesen gelehrten Blättern zur Sprache gekommen und abgerechnet, was in dem letzten Aufsatz nicht eben gerade dahin zu gehören scheint, so muß jeder darin dem würdigen Verfasser Recht geben, daß der niedersächsische Dialect den Landmann nicht hindert, ein gescheuter Mann zu werden. Auch wird jeder Kenner des gemeinen Bürgers und Landmanns Erfahrung genug vor sich haben, daß mancher schlichte, plattdeutsche Bürgersmann und Bauer, und manche ehrliche Niedersächsin einen Religionsvortrag, wie er in unsern Kirchen gehalten wird, richtiger fassen und geschickter auf seine Bestandtheile in ihrer Sprache zurück führen können, als mancher Herr im seidenen Westchen, und manches Frauenzimmer von allen Ständen, die eine Menge Romane gelesen.

Das aber scheint doch nicht, noch lange nicht zu beweisen, daß die plattdeutsche Sprache, so wie sie in jedem Gau anders ausgesprochen wird, der geschwindern Aufklärung und der Aufklärung des Landmanns und gemeinen Bürgers überhaupt ganz keine Hindernisse in den Weg lege. Es läßt sich vielmehr jenes Unvermögen, was den Hochdeutschredenden hindert, einen öffentlichen Vortrag zu fassen, so wie die beschämende Geschicklichkeit des Landmanns, aus andern Ursachen herleiten. Das Westchen und die Sprache und die Romanenlectüre, macht nicht den Kopf, der allenfalls den Unterricht in der Jugend entbehren kann. Der Landmann hat noch die alte Gewohnheit, unausgesetzt seine wöchentliche Hausandacht zu halten, und ist daher mit Religionsvorträgen bekannt. Mancher seine Kopf treibt den Pflug, und erhielt in in seiner Jugend öfter einen gründlichern Unterricht zum Denken, wie unsere jungen Männer und Frauenzimmer, die fertig hochdeutsch plaudern. Der Landmann kann sich, gewohnt des Ideenganges seines einzigen Predigers, bei seinem treuen und wirklich in beständiger Uebung erhaltenen Gedächtnisse, die ihm nicht ganz unbekannten Wahrheiten, die er ohne Flatterhaftigkeit und zerstreuende Thorheiten hört, leichter einprägen.

Darum bleibt es demnach wahr, daß ihm seine Sprache in der geschwindern und sichern Aufklärung Hindernisse in den Weg lege. Das sowohl in seiner Jugend als in seinen männlichen Jahren.

Als Kind muß der Niedersachse, dessen Familiensprache platt ist, zwei, drei, und mehrere Dialecte vielleicht verstehen lernen, wenn ihm sein Schulunterricht etwas nützen soll. Wer kennt nicht landgemeine, wo vielleicht ein Schwabe Prediger, ein Obersachse Küster, ein Niedersachse, der die hochdeutsche Buchsprache redet, Schulmeister ist. Gewöhnlich sind diese Lehrer alte Niedersachsen, und da haben sie denn zwei Dialecte,

lerte, die in der Aussprache schwerer, als an sich ganz verschiedene Sprachen, zu lernen sind. Die eine wenigstens muß er verstehen. Kein Wort muß ihm undeutlich in einer Rede seyn, wenn er den Sinn fassen soll.

Dies ist der Fall nicht bei dem Hannöverschen Bewohner und Obersachsen, vielleicht eher in manchen Gegenden Oberdeutschlands. Der Obersachse lernt nur eine Sprache, in sofern er selbst sprechen kann, so verschieden auch seine gesellschaftliche Ansrede von der Sylbenaussprache seyn mag. Er bedarf nur eine zu lernen, in sofern er einen Lehrer aus seiner Mitte vor sich hat. Selbst aber auch dann, wenn er den Niedersachsen hört und er hat nur lesen gelernt: so wird es ihm nicht schwer werden, jenen in der Buchsprache Redenden ganz zu verstehen. Bei uns ist es ganz anders. Wir verstehen den Obersachsen ohnfehlbar, und noch mehr den Oberdeutschen: allein, da sie uns hinlänglich vortrefflich verstehen. Unsere Aussprache ist ihnen leicht widerlich, da uns die ihrige oft unerträglich und lächerlich dünkt. Des Obersachsen Auge hat gleichsam beim Lesen den Niedersachsen in seiner hochdeutschen Aussprache gehört, das gehört, was sein Ohr unter seinen Landsleuten niemals hörte. Gebohrne Plattdeutsche lernen in der Büchersprache eine fremde Sprache.

Das muß denn freilich wohl ihrer Aufklärung wenigstens zu Anfang ein Hinderniß in den Weg legen, ob aber nicht ein wohlthätiges Hinderniß, darüber ist jetzt noch nicht die Frage.

Hiezu kommt noch, daß die Familiensprache des Niedersachsen theils in der Bedeutung mancher Wörter so ganz von denen in der Buchsprache abweicht, theils andere Synonima hat, wodurch aber die Begriffe in den Köpfen so leicht verwirrt werden. So heißt fürchterlich (fürkterlick) bei dem Landmann: furchtsam; Leidenschaft so viel als Leiden. Wenige Muße würde die Wörter bis zu Hunderten vermehren. Es ist noch nicht überlange, daß ein Bauer einen falschen Eid auf einer Amtstube that, weil er das Wort: Seil und Seele verwechselte. Er hatte ein Strohseil (ein Band von Stroh, was dort die Bauern zur Erwärmung des Unterleibes zu tragen pflegen) sich umgebunden, und warf es nachher mit dem Ausdruck weg: „Da Düwel, hast myn Seel.“ Eben so machen die Wörter, die in der platten Sprache nichts mit dem Ausdruck des Hochdeutschen Verwandtes haben, einigen Aufenthalt in richtigen Begriffen. Man sollte denken, daß die Worte: „kein Sperling fällt ohne“ u. s. w. einem Bauerkinde ganz faßlich wären. Und doch weiß in den meisten Gegenden das Kind nicht, was Sperling sey. Sie nennen ihn Lüerk. Den Frosch, Pogge; die Blattern, Pocken; die Kröte, Pere:

Gebirn, Bregen, Leib, Aber, Bauch, Leist, u. s. w. vorzüglich merkwürdig muß jedem der Begriff seyn, den sie sich von dem Worte Geist machen. Geist (Gäst) ist ihnen ein Gespenst. Es ist eine sichere Anekdote, die mir einmal ein niedersächsischer Vater, der seinen Kindern vorzüglich viel von einem Gespenst (Gäst) mogte erzählt haben, zum Besten gab. Seine Kinder hatten einen gut unterrichteten Lehrer, der ihnen denn auch von Gott, als einem alles umschwebenden Geiste viel vorgesprochen hatte. Seine Kinder, Mädchens von 10 und 11 Jahren, waren von da an, nicht zu bewegen, bei Tage und bei Nacht allein im Zimmer zu seyn, weil sie sich vor diesem unsichtbaren Geiste fürchteten, den sie sich von nun an wie ihre Schreckgespenster, die nach Gefallen sichtbar oder auch unsichtbar seyn können, dachten.

Aus diesem bisher Gesagten scheint überwiegend zu folgen, daß die plattdeutsche Sprache wirklich der geschwindern Ausbildung des Landmanns zu einem vernünftigen Denken in seinen Jugendjahren hinderlich wird. Und das muß sie allerdings auch in seinen männlichen Jahren noch um desto mehr werden, je weniger er Gelegenheit hat, oder Lust besitzt, sich darin zu kultiviren.

Wie geht es doch uns, die wir nur in der Jugend eine fremde Sprache erlernen, nachher aber keine Gelegenheit oder Lust haben sie zu üben, allmählig vergessen die sie ganz, und zuletzt verschwinden auch die geläufigsten Begriffe aus unserm Gedächtniß. Völlig so schlimm ist es nun freilich mit unserm Landmann nicht, weil er gewöhnlich das Studium derselben in seinen Hausandachten am Sonntage, in seinen Gebeten mit jedem Tage, in seinem Umgange mit dem Prediger, vor Gerichten und sonst fortsetzt. Aber das alles hilft ihm entweder wenig, oder er hat in den besten Uebungen auch gegen eine Mangung, wenn es ihm an einem vernünftigen Unterricht in seiner Jugend, wohl gar an allem Unterricht in dem größten Theil der Kindheit, gefehlt hat.

Doch so ganz und gar ist dem Dialect an der Kultur seines Verstandes das Landmanns hinderlich nicht, kann er dazu förderlich werden, wenn nur ein geschickter Lehrer ihn zu gebrauchen versteht.

Wahrlich es kann kein Kriterium seyn, daß der gemeine Mann einen Vortrag nicht verstanden oder gefaßt habe, sobald er ihn nicht entweder in seiner Muttersprache oder hochdeutsch wieder vorlegen kann. Das mag oft an dem Vortrage selbst liegen, der entweder ihn nicht interessirte, oder für eine weise Aufklärung seines Standes nicht paßte. Oefter aber mag es der Fall seyn, daß er sich

Digitized by Google

[illegible] anszureden, was [illegible] redet ist. Der Landmann ist blöde und bescheiden, wie der nicht ungeschickte Knabe, der blos darum nicht zu Wort kommen kann, weil er sich scheuet, dem weisen Frager Rede zu stehen.

[illegible] ist nicht selbst ist, was eine [illegible] Predigten bemerkt werden, [illegible] eigentlich dem [illegible] in den Schulvortrag Schuldirst giebt, die Gelegenheit und Hoffnung vergnügt gemacht haben, einen Vortrag, [illegible] darzulegen pflegte, wieder gehörig herzubringen und zu entwickeln? Wie müßte derselbe nun abwechseln, daß alle Klassen, sowohl für den Obern Stand, als auch für den Bürger seinen Nutzen hätten? Nur daß sie nicht allemal für jedes Individuum den nemlichen Nutzen haben können, weil es wohl nie einen Vortrag geben kann, der jedem Individuo gleich interessant wäre.

Zu wünschen ist es aber, daß jeder Bürger und Landmann, was er hört und was er liest, in seinem nemlich ihn angeht, verstehen möge. Wir wünschen hier, daß er am Sonntage den vollen Nutzen von seinem Prediger, welchen er bezahlt habe; daß er den Vortrag seiner Obrigkeit im Gerichte verstehen; die ihn betreffenden Verordnung richtig fassen, und der seinem Stande zukommende Aufklärung sich nach den Schuljahren erwerben möge.

Und wahrlich dieser Wunsch wird dann erfüllt, vorzüglich bei dem Landmanne erfüllt werden, wenn — wie man denn jetzt allenthalben den Anfang macht — wenn man ihn auf vernünftigere Art, wie bisher, in der [illegible] unterrichtet.

Verbesserter Schulunterricht der Landjugend aber, läßt sich nur alsdenn allgemein erwarten, wenn die Prediger selbst den Willen dazu haben. Unsere Schuldienste sind größtentheils so gering, daß sich dazu nie Männer von soliden Kenntnissen melden werden. Unsterblich und ins Unendliche fortdauernd ist das Verdienst des Geistlichen, der mit Liebe und Sanftmuth und unermüdlichem Eifer, seine Schulmeister zu guten und nützlichen Lehrern selbst bildet, dazu die Conferenzen nützt, und auch ohne Befehl, sie verdoppelt und verdreifacht.

Hat er es denn dahin gebracht, daß er seinen Schulmeister aus einer blossen Maschine zu einem selbstdenkenden Wesen umformte, und in seine Seele nicht mehr und nicht weniger Kenntnisse legte, als er brauchte, um seine guten Bauernkinder nützlich zu unterrichten: so hat er künftig nicht mit stupiden, rohen, eigensinnigen Menschen zu thun, und wird sie als Glieder, wie an Humanität, vollkommen finden. Bildung der Schullehrer ist das einzige Mittel zur Bildung des niedersächsischen Landmannes, und jener hängt größtentheils von dem Willen

Digitized by Google

ken und der Geschicklichkeit des Predigers ab, und der Wille desselben findet Zeit genug, um diesen großen und schönen Zweck zu erreichen.

Uebrigens wäre noch nie Gefahr zu befürchten gehabt, wohin der englische Ton unserer Zeiten die Gemüther jetzt zu neigen scheint, daß man durch eine solche Aufklärung zu Verwirrungen aller Art Anlaß geben könnte. Der listige und verschlagene Kopf kann wohl Dummköpfe, aber wahrhaft Aufgeklärte nie verleiten. Lage und eine auf Grundsätze gebauete jugendliche Anführung, wird es immer verhüten, daß in dem Bauer nie die Lesewuth entsteht, die in manchen Städten dem gemeinen Bürger seine Bestimmung und Pflicht in Vergessenheit bringt, vorzüglich, wenn eine aufmerksame Polzei keinem Sattler Leihbibliotheken und Pfenningswucher mit Büchern erlaubt, und der Prediger selbst so human ist, den [illegible]

So wäre denn zwar die plattdeutsche Mundart ein scheinbares aber auch wirkliches Hinderniß der Aufklärung des Landmanns, aber das eigentliche wahre und aus dem Wege zu räumende Hinderniß bleibt — der bisherige [illegible] [illegible] [illegible]

Hannöverisches Magazin.

35tes Stück.

Freitag, den 1sten Mai 1795.

Etwas über die neuere Gradmessung der Franzosen, und über die Schwierigkeiten eines allgemeinen Maaßes.

Die Franzosen, von jeher gewohnt, sowohl in den Wissenschaften, als überhaupt Epoche zu machen und immer etwas Neues zu erfinden; bei denen immer das Alte schnell von den neuern Projekten ihrer Witzlinge und spekulativen Geister — woran es in Frankreich nie fehlte — verdrängt wird; die zu dem Endzweck auch eine Revolution erschufen, und eine Regierungsform annahmen, die wohl kein weiser Gesetzgeber des Alterthums billigen würde, unter der das Land noch bis jetzt seufzt, — diese erfinderischen Franzosen haben neuerlich eine Arbeit unternommen, für die ihnen schwerlich eine aufgeklärte Nation vielen Dank wissen wird, besonders da es eine Sache betrift, über die man sich nie allgemein vergleichen kann und wird. Der Nationalkonvent dekretirte nemlich am 31ten Julius 1793. eine völlige Reform aller Maaßen und Gewichte, zufolge eines Berichtes der Akademie der Wissenschaften. Die Veranlassung zu diesem Dekret, war die von der Nation unternommene, und von einigen Astronomen und Mathematikern ausgeführte Gradmessung der Erde. Von diesem Projekt theilt Herr Oberstwachtmeister von Zach, folgende Umstände, in der Sammlung astronomischer Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten, herausgegeben von Herrn Bode, 1ten Suppl. Band zu s. astronom. (Berlin 1793. 8.) aus Briefen vom Hrn. de la Lande, mit. Der erste Brief ist vom 7ten Nov. 1792. und der andre vom 29ten Januar 1793.

Herr de la L. sagt: „Die große Arbeit der Vermessung der Meridiangrade, die zur Bestimmung eines neuen Maaßes in Frankreich unternommen worden, wird mit vieler Lebhaftigkeit fortgesetzt. Herr Mechain hat schon einen ganzen Grad bei Barcellona gemessen, nun ist er im Begriff ein großes Dreieck auf der Insel Mallorca zu messen, welches eine Länge von 100000. Toisen haben wird. Herr de Lambre hat

nunmehro auch mit meinem Neffen und Eleven Herrn Lefrançois die Messung eines ganzen Grades in der Gegend um Paris vollendet. Man findet kaum eine Ungewißheit von einem Zoll da, wo bei den alten Operationen so viel Fuß ungewiß waren (?) Es werden in allem 12° gemessen, man wird daraus den 45ten herleiten, und der Zehnmillionste Theil des Meridianquadranten wird das neue Métre geben, welches 36 Zoll, 11 Linien und 44 Hunderttheile unserer jetzigen Toise hält. — Der 1000te Theil dieses Métre kubirt, und dieser Raum mit destill. Wasser abgewogen, wird das neue Pfund geben = 2 044 Pfund des jetzigen noch üblichen Gewichts, zugleich wird es auch die neue Pinte vorstellen, woraus ferner die übrigen Maaße zu Flüßigkeiten entstehen. Der hundertste Theil eines solchen neuen Pfundes wird die neue Münze ausmachen, ungefähr 45 Sous unsers jetzigen Geldes. Dieses vollständige System von Dezimalmaaßen aus einem einzigen und unwandelbaren Ziel der Natur hergeholt, wird von allen aufgeklärten Nationen aufgenommen zu werden, verdienen a). — Bei dieser Gelegenheit haben die Herren Borda und Cassini die Länge des Sekundenpendels bis auf die Genauigkeit eines 100 Theils einer Linie bestimmt, 36 Zoll 8 Linien und 60 Hunderttheile bei der mittlern Temperatur von Paris 9½° und auf den leeren Raum gebracht. — Die Herren Lavoisier b) und Hauy, haben die Versuche des Gewichts, des kubischen Fußes destillirten Wassers mit einer äußersten Genauigkeit gemacht, er wägt 70 Pfund 60 Gran auf den leeren Raum gebracht und für die Temperatur des Eispunktes."

— — So weit gehen die Berichte des Herrn de la Lande von diesen Arbeiten. Die französischen Mathematiker verlangen doch in der That zu viel, wenn sie verlangen, daß wir diesen Nachrichten so gerade zu glauben sollten! Sie können allerdings vielleicht etwas Gemeinnütziges geleistet, und einige Dinge mit mehrerer Genauigkeit beobachtet haben, aber wo? und wie? das wissen wir nicht! Und doch verlangten die Mathematiks verständigen, nicht bloße Erzählungen von Thatsachen, nicht bloße Anzeigen: das und das hat man da gefunden; wir haben dieses und jenes ge-

a) Ob und wann dieses geschehen wird, ist gewiß schwer zu entscheiden, da man noch nicht absehen kann, wie alle Nationen auf ihr bisher übliches Maaß und Gewicht Verzicht thun werden.

b) Dieser berühmte Mann und Erfinder des antiphlogistischen Systems der Chemie, wurde am 8ten Mai v. J. in seinem 50ten Lebensjahre, ein Opfer des in seinem Vaterlande herrschenden Volksdespotismus. Er wurde durch die Köpfmaschine hingerichtet.

Digitized by Google

genauer bestimmt ꝛc. ꝛc. ꝛc., sondern sie verlangen genaue und richtige Detaillirung des Ganzen, verbunden mit dem Zweck der ganzen Operation. — Wie? und auf welche Art verfuhr man dabei? Mit welchen Hülfsmitteln war man ausgerüstet? und konnte man sich auf die Geschicklichkeit der Observatoren hinlänglich verlassen? Was hatte man für einen Zweck bei der ganzen Arbeit? Konnte sie für die Wissenschaften Nutzen, und aufs gemeine leben Einfluß haben, oder waren es bloß Werke spekulativer Köpfe, die weiter keinen Nutzen haben, vielmehr Anlaß zu neuen Hypothesen geben, die man doch in der Mathematik so viele hat? Und endlich, zeigten sich bei den Arbeiten und Beobachtungen selbst, Schwierigkeiten und Hindernisse? und wie begegnete man diesen? — Alles dieses sind Fragen, die erst aufs Reine gebracht werden müssen, bevor die Mathematikverständigen, die Resultate von Beobachtungen als völlig richtig annehmen können.

„Herr Mechain hat schon einen ganzen Grad bei Barcelona gemessen ꝛc." — Wann ist dieses geschehen? Standen die Franzosen mit den Spaniern damals noch in einem guten Vernehmen? Oder hatte man von Seiten der letztern Schwierigkeiten zu befürchten? Oder sind vielleicht gar spanische Astronomen bei der Messung mit gewesen? Alle diese Umstände, worauf doch die ganze Genauigkeit und Richtigkeit dieser Messung beruhet, sind nicht angegeben. So ist auch nicht angezeigt, ob die französischen Astronomen die Figur der Erde sphäroidisch oder als eine Kugel angenommen. Kleine Unrichtigkeiten werden sich nicht völlig vermeiden lassen, weil man noch nicht so vollkommne Instrumente hat, um die Länge eines Meridianquadranten genau zu wissen. — „Man findet kaum eine Ungewißheit von einem Zoll da, wo bei den alten Operationen so viel Fuß ungewiß waren." — — Es ist doch wohl nicht wahrscheinlich, daß man in Frankreich, zu einer Zeit, wo alles in der größten Anarchie und Insurrektion ist, Messungen, und dazu solche große, die sich auf so viele Meilen weit erstrecken, mit derjenigen Ruhe und Nachdenken anstellen können, als es zu Anfang dieses Jahrhunderts geschehen konnte, wo nur eine Aeußerung zum Nachtheil des Hofes schon ein Verbrechen war, und mit der Bastille bestraft wurde? Wenn ein Ludwig 15te, sey es nun aus Stolz, Ehrgeiz, um in den Jahrbüchern der Wissenschaften zu glänzen, oder aus welcher Ursache es wolle, Mathematiker, (denen man im eigentlichen Verstande diesen Namen beilegen kann) nach dem Nordpole und dem Aequator schickt c), um

c) Es reiseten nemlich in den Jahren 1735. und 1736. auf Befehl des damaligen Königs von Frankreich, Ludwig 15ten, verschiedene Mitglieder der Pariser Akade-

Digitized by Google

dort Newtons Schlüsse zu prüfen; wenn ferner diese Leute mit einer solchen Vorsichtigkeit zu Werke gingen, daß die Nachwelt über ein halbes Jahrhundert darüber erstaunt wurden: — so gehört schon viel dazu, etwas Vollkommneres zu thun. Der Zweck von jenen Messungen und den neuerlich in Frankreich angestellten, ist zwar verschieden. Jene maßen, um die Figur unsers Erdballs näher zu bestimmen — diese, damit sie doch einen Gegenstand hätten, der neu ist, und ein allgemeines Maaß daraus herzuleiten! Sie haben nemlich 12° gemessen, und den 45sten durch Rechnung bestimmt — er fällt etwa in Piemont — diese 12° sind mit der alten französischen Toise gemessen; hernach hat man den Meridianquadranten in 10 Millionen Theile getheilt, und diese Quotienten hat man nun *Mètre* genannt. Dieses ist nach Hrn. de la Lande 36 Zoll 11 Linien 44 Hundertheile der jetzigen Toise. Was man mit diesem *Mètre* eigentlich will, begreife ich nicht. Es war einmal eine Zeit, wo man den ächten, und unter allen Längenmaaßen zuerst bestimmten, Pariser Fuß (Pied du Roi), verfälschte, und seine Bestimmung dieses Pariser Fußes schrieb sich doch eben sowohl von Mathematikern und Astronomen her. Ich fürchte, nicht ohne Grund, daß es mit diesem *Mètre* eben so geht! Denn das ist doch wohl unvermeidlich, daß nicht gewissenlose Feldmesser, Professionisten, Holzhändler u. dgl. dieses Maaß, je nachdem sie es zu ihren gewinnsüchtigen Absichten zweckmäßig finden, verfälschen! — Und was hätte man denn am Ende damit gewonnen? Da schwerlich eine aufgeklärte Nation — die polnische etwa ausgenommen, welche sich jetzt ganz der französisch-republikanischen, zu modeln scheint! — dieses Universalmaaß annehmen wird?

Die

Akademie der Wissenschaften, theils nach Lappland, theils nach Peru, um an beiden Orten nach Möglichkeit, einen oder mehrere Grade des ersten Mittagskreises (Meridians) zu messen. Der berühmte Newton hatte nemlich durch Rechnung herausgebracht, daß die Erde keine Kugel sey, sondern eine abgeplattete (sphäroidische) Gestalt habe, und daß also die Grade unter dem Aequator kleiner seyn, als gegen die Pole zu. Diese Leute stellten die hiezu nöthigen Beobachtungen mit der äußersten Sorgfalt an, und gaben nachher in besondern Schriften, Nachrichten von ihren Operationen. Nach Lappland gingen Maupertuis, Clairaut, Camus, le Monnier und Outhier, nebst dem Schweden Celsius; nach Peru Godin, Bouguer und de la Condamine, nebst zwei Spaniern Don Georg Juan und Don Antonio de Ulloa.

d) Geb. im Haag den 14ten April 1629.; starb in seiner Vaterstadt den 8ten Jun. 1695. im 66ten Jahre seines Alters. S. Niceron's Nachrichten ꝛc. Th. XV. S. 183. f.

Digitized by Google

Die Idee von einem allgemeinen Maaße ist zwar nicht neu. Schon Huygbens d), ein berühmter holländischer Mathematiker, hatte den Gedanken, die Länge eines von ihm bestimmten Sekundenpendels in 3 Theile zu theilen, und diesen dritten Theil als einen allgemeinen Fuß vorzuschlagen. Er steht in seinen Horologio oscillatorio P. IV. Prop. 25. (Parisiis 1673. fol.): Certa, ac permanens magnitudinem mensura, quæ multis casibus obnoxia sit, nec temporum injuriis, aut longinquitate aboleri, aut corrumpi possit, res est & utilissima, & à multis pridem quæsita. Quæ si priscis temporibus reperta fuisset, non tam perplexæ nunc forent, de pedis Romani, Græci, Hebræique veteris modulo, disceptationes. Hæc vero mensura, Horologii nostri opera, facile constituitur; cum sine illo nequaquam, aut ægre admodum, haberi possit.... Tunc, accepta mensura distantiæ, à puncto suspensionis ad centrum oscillationis penduli simplicis; eaque, si recursus singuli scrupula secunda valeant, in tres partes divisa; facient hæ singulæ longitudinem pedis, quem *Horarium* in superioribus vocavimus; quique hoc pacto, non solum ubique gentium constitui possit, sed & venturo ævo redintegrari &c. — —.

Dieser Gedanke war ganz gut, wenn alle diejenigen, welche ein solches Fußmaaß brauchten, Geschicklichkeit genug hätten, die wahre Länge des Sekundenpendels zu bestimmen. Dieses aber kann man bloß von Astronomen fordern.

Obgleich die Franzosen behaupten, Huygbens sey nicht der erste, der diesen Vorschlag zu einem allgemeinen Maaße gethan, sondern ihr Landsmann Gabriel Mouton (*de la Lande* Astronomie Art. 485.): so haben doch auf Huygbens Idee in der Folge mehrere, besonders Ausländer, fortgebauet. Schade nur, daß die wahre Länge des Sekundenpendels nicht an allen Orten der Erde einerlei ist. Hr. de la Condamine e) schlägt $\frac{1}{2}$ der Länge des Sekundenpendels unter dem Aequator, Bouguer f) $\frac{1}{3}$ desselben unterm 45° vor. Ueberhaupt zeigen sich bei Bestimmung der wahren Länge des Sekundenpendels, erhebliche Schwierigkeiten. Ich weiß also nicht, auf welche Art die Herren Borda und Cassini sie für Paris bis 30 Zoll 8 Linien und 60 Hundertheile bestimmt haben. Sie haben zwar versprochen, in einem besondern Werke davon Nachricht zu geben, und man muß also erwarten, wie diese Versuche angestellt worden. Indessen wissen wir durch den Hrn. de

e) Journal du Voyage, fait par ordre du Roi à l'Equateur, par M. *de la Condamine*. à Paris 1751. 4.

f) La figure de la terre determinée, par Mr. *Bouguer* & *de la Condamine*, par M. *Bouguer*. à Paris 1749. 4.

Digitized by Google

de la Lande g) folgende einzelne Umstände: „Der hiezu gebrauchte Maaßstab, war eine Regel oder Linial von Platina 12 Fuß lang mit einem metallischen Thermometer versehen, der jede augenblickliche Temperatur dieses Maaßstabs zu erkennen gab, die Eintheilungen darauf waren so genau, daß der Vernier sehr sichtbar $\frac{1}{50}$ einer Linie angab, der Experimentenpendel war 12 Fuß lang, und die daran hangende Kugel ebenfalls von Platina." — —

Von des Herrn Whitehurst's Versuchen und Maschine, zur Bestimmung der wahren Pendellängen, und eines daraus herzuleitenden allgemeinen Maaßes, kann ich hier nur bloß eine Anzeige thun. Liebhaber, die davon näher unterrichtet seyn wollen, finden diese Versuche in einer eignen Schrift: An Attempt towards obtaining invariables measures of Lenght capacity and weight from the Mensuration of time . . . . by John Whitehurst, London. 1787. 4. m. K. deutsch, von Wiedemann, Nürnberg 1790. beschrieben. Herr von Zach hat die Whitehurstische Maschine schon vor ihrer Bekanntmachung zu London beim Erfinder selbst, gesehen, und versichert daß sie vortreflich sey, aber wohl nur auf Sternwarten, wo die Versuche mit Muße und Ruhe angestellt werden könnten, vorzüglich anwendbar sey. Eine von unserm Herrn Hofmechanikus Alindworth vortreflich gearbeitete Maschine dieser Art, befindet sich auf der Gothaischen Sternwarte.

Eben so viele, wo nicht mehrere Aufmerksamkeit verdient das Verfahren des Herrn von Zach, die wahren Längen des Sekundenpendels zu finden. Er hat es ebenfalls in dem ersten Supplbde. zu Herr Bode's astronom. Jahrbüchern (S. 186. bis 196.), ausführlich beschrieben, und Zeichnungen davon beigefügt. Hier kann ich nur bloß das Resultat aus seinen bisherigen Versuchen anzeigen. Dieses giebt nach allen Reduktionen, die Länge des einfachen Sekundenpendels, das nach Sternenzeit Sekunden schwingt, für Gotha = 438,29. Par. Linien, bei der Temperatur von $4\frac{10}{4}$ Reaumur. oder 42° Fahrenh., das giebt die Länge des nach Sonnenzeit Sekunden schwingenden Pendels = 440,693 Linien h).

Der scheinbarste Grund, den die Arbeit der neuern französischen Astronomen für sich hat, ist wohl der: das neue Metre kommt der Länge des Sekundenpendels beinahe gleich, folglich

g) Aus Briefen an Hrn. von Zach. S. Bode's 1ten Supplbd. S. 185.
h) Beschreibung einer neuen Vorrichtung, womit sowohl auf eine genaue als bequeme Art, die Versuche und Bestimmungen der wahren Länge des einfachen Sekundenpendels angestellt und gemacht werden mögen, von Oberstwachtmeister von Zach. Bode, l. c. S. 175. f.

Digitized by Google

lich brauche man nur ein solches, um das neue Maaß zu gebrauchen; und man kann sich auf diese Art an jedem Orte, ohne alle weitere Anstalten und ohne sich auf oft unsichere Maaßstäbe zu verlassen, leicht helfen. — — Die Antwort und die Beherzigung der dabei einleuchtenden Hindernisse, stehen in des Hrn. Hofrath Kästners Anfangsgründen der höhern Mechanik, 2 Abschn. S. 339. f. —

Es ist also, wie man aus dieser kurzen Darstellung sieht, noch um das allgemeine Maaß eine mißliche Sache. Ich enthalte mich alles weitern Urtheilens darüber, und führe nur bloß noch die Worte eines der größten und berühmtesten Mathematikverständigen, an. Derselbe drückt sich folgenderstalt darüber aus. „Die Wichtigkeit soll darauf ankommen, Handel einerlei Maaß zu haben. Werden die Kaufleute aller Nationen, wenigstens die in Europa . . . an Türken, Indier, Schinesen und Japaner denken doch wohl solche allgemeine Maaßangeber nicht? . . . sich plötzlich vereinigen, einen Pendelfuß von einen Astronomen, der doch wiederum vermuthlich ein Franzos oder Engländer seyn wird, anzunehmen? oder werden sie nicht lieber ihre bisherigen Maaßvergleichungen beibehalten, die zu ihrem Gebrauche genau genug sind, und dabei sie allenfalls die Rechenmeister fragen können, die ihnen bekannter sind, als Astronomen? Und was soll denn mit allen alten Handlungsnachrichten werden, die bis zu dieser mensura catholica sind aufgesetzt worden? wegen derselben muß man doch die vorigen Maaße kennen" i).

Hannover. J. G. L. Blumhof.

i) Kästners Anf. Gr. d. höhern Mathematik, 2te Ausg. 2ter Abschn. S. 344. (Götting. 1793. 8.)

Beantwortung der im 11ten Stück dieser Blätter befindlichen Anfrage, über den Gebrauch der wilden Kastanie in der Haushaltung.

Der neue Volkskalender, von welchem im Januar d. J. die zweite Auflage erschienen ist *), liefert über den Gebrauch der wilden Kastanie, folgenden Aufsatz.

Man hat bisher die wilde oder sogenannte Pferdekastanie nicht geachtet; nunmehr, nachdem man angefangen hat, auf ihren Nutzen aufmerksamer zu werden, wird dieser Baum

*) Er ist 17 Bogen stark, mit 3 Kupfern geschmückt, und kostet in der Verlagshandlung der Gebrüder Hahn in Hannover 9 gr.

Digitized by Google

Baums einer der nützlichsten werden. Die Ziegen fressen seine Blätter gern, die Bienen lieben die Blüthe, und die Früchte sind ein vortreffliches Futter für Kühe und Schaafe. Von 18 Schoffeln Frucht hat man 3 Stück Rindvieh in 6 bis 7 Monaten so fett gemacht, als ob sie mit Korn oder Kartoffeln gemästet worden wären, und das Fleisch war sehr wohlschmekkend. In der Türkei gibt man sie den Pferden, wenn sie kurzen Athem haben.

Die Kastanien sind ein Hauptverwahrungsmittel wider das Faulhüten der Schaafe. An diese gewöhnt man sie gleich in der Jugend, und läßt sie sie klein geschnitten, entweder frisch oder getrocknet, aus der Hand genießen. Sobald starke Nebel und Reife einfallen, gibt man den Lämmern des Morgens und Abends einige Tage nacheinander, von dieser Frucht.

Schnupfen, Pocken, Räude und Grind, sind durch den Gebrauch der Kastanien mit Knoblauch verbunden, kurirt worden. Seit 10 Jahren, da man dieses Mittel auf einem Gute in Sachsen gebrauchte, ist kein Schaaf an der Fäule gestorben.

Auch die Rinde des Baums wird getrocknet, zu Pulver gestoßen, und als Klistir bei Kühen, welche verkalbt haben, und bei Schweinen welche schwindsüchtig sind, mit gutem Nuzzen gebraucht.

Sehen wir die Frucht als ein Nahrungsmittel an, so halten die Kastanien das Mittel zwischen kalt und warm; bringen also das Blut in einen gleichmäßigen Umlauf. Sie sind gut zu verdauen und führen eine Milch- und Seifenartige Fettigkeit bei sich, daher die Kühe im Winter schmackhafte Milch und gelbe Butter darnach geben. Die Bitterkeit der Kastanien verbessert die Fehler in den Verdauungswerkzeugen, und hilft der Verschleimung der Säfte ab.

Betrachtet man die Kastanie als Arzneimittel, so vertreibt sie wegen ihrer bittern, zusammenziehenden Kraft das Fieber, welches sich bei der Viehseuche einzufinden pflegt; denn auf der einen Seite werden die festen Theile zusammen gezogen, folglich dichter, fester und zusammenhängender; auf der andern Seite verdicket sie den zu sehr verdünnten natürlichen Leim und vermindert die widernatürliche Reizbarkeit. Sie macht die Säfte dichter, widersteht ihrer Auflösung und der Fäulniß, vermehrt die erdigten Theile und die fortgehende Bewegung. Durch die Milch- und Seifenartigen Eigenschaften der Kastanien wird die Zähigkeit des Schleims, welche das Keuchen der Pferde verursacht, aufgelöset, fortgeschaft, und ein freierer Athemzug bewirkt, auch durch die zusammenziehende Kraft der Erzeugung des Schleims widerstanden.

P.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

36tes Stück.

Montag, den 5ten Mai 1795.

Summarischer Auszug der Schrift,

welcher bei der Königlichen Societät der Wissenschaften der Preis über die Beantwortung der Frage:

Wie können billige Preise der Apothekerwaaren, vornemlich der zubereiteten Arzeneien erhalten und gesichert werden?

zuerkannt worden ist.

In medio consistit virtus.

Ich hatte schon seit dem Jahre 1789. den Entschluß gefaßt, über die meinem Berufe als Stadtphysikus und Almosenexaminist sanius immittelbar angehende Gegenstände, gründlich zu studiren. Es waren solche:

1) Die Versorgung der Armen in Mittelständen überhaupt,
2) die Pflege kranker Armen überhaupt, und
3) die medicinische Besorgung derselben insbesondere, und zwar um den geringsten Preis der Arzeneimittel.

Diese Gedanken hatten mich schon drei Jahre beschäftiget, als durch eine besondere Schickung diese Fragen, und zwar in der Folge wie ich sie aufgelöset, wirklich zum zweiten Hertzhorn den Societäten vorgeleget wurden. Zu Cassel bekam ich den Preis auf die erste Frage im Jahre 1792. Die Beantwortung der zweiten Frage wurde 1793. an die Königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen von mir, obgleich zu spät eingesendet, erhielt aber eine günstige Meldung, und wurde des Druckes würdig erkläret. Die Beantwortung auf die dritte Frage aber, erhielt den Preis wirklich.

Ich würde diese Thatsachen nicht anführen, wenn ich nicht dadurch das Publikum benachrichtigen könnte, erstlich, daß ich einige Zeit vorher, ehe diese Fragen vorgelegt wurden, den Gegenstand derselben studiret, und zweitens dadurch in den Stand gesetzt worden, manches, was für volls

Digitized by Google

kommen zweckdienlich gehalten werden mögte, als ganz und so zwieckwidrig kennen zu lernen, daß ich es nicht einmal für nöthig hielt, eine neue Untersuchung dieser Vorschläge in meinen übergebenen Schriften vorzunehmen. Es schien mir genug zu seyn, dasjenige, was ich als reine und brauchbare Wahrheit gefunden hatte, mit Absonderung aller andern Projekte, allein und abgesondert darzustellen. Ich werde diese Methode auch in diesem Auszuge befolgen, in einer größern Schrift aber, welche hoffentlich bald gedruckt werden wird, alles, was sich bei diesem Gegenstande denken und rathen läßt, systematisch vorzutragen mich bemühen.

Die Frage, ob und wie der Preis der Arzeneimittel in den Apotheken vermindert werden soll, ist die wichtigste, die je gethan werden kann. Sie beabsichtiget zuerst den Vortheil des ganzen Publikums, zunächst aber das Wohl vieler Hausväter aus dem Dienerstande, welche bei ihren seit hundert Jahren geordneten Besoldungen und Accidenzien jetzo kaum mehr im Stande sind, die nothwendigsten Bedürfnisse ihres Haushaltes zu erschwingen, und bei einer zahlreichen Familie ganz unvermögend sind, jährlich zwanzig, dreißig, ja funfzig Thaler für Arzeneien zu bezahlen, wenn zumal die Aerzte, ohne Rücksicht solcher knappen Vermögensumstände, und ohne alle Kenntnisse der Arzneipreise bei ihren Verschreibungen so zu Werke gehen, wie man leider von mehreren die Erfahrung hat.

Es entstehet aber zuerst die Frage: sind denn in mehreren Ländern die Apothekerwaaren wirklich zu theuer?

Dieses läßt sich wirklich behaupten, wenn man den Profit der Apotheker mit dem vergleicht, den man Buchhändlern, Materialisten, und andern zugestehet. Jene haben gewöhnlich 100 pro Cent, diese kaum 20 oder 30.

Diese hohen Procente haben ihren Grund größtentheils in den Zeiten, wo man die ersten Apotheken anlegte, und den Apothekern großen Profit zugestehen mußte, um nur bei den vielen epidemischen und pestartigen Krankheiten älterer Zeiten, ein Magazin von Arzeneien fortdauernd zu haben, der Apotheker aber mit so vielem Wuste beladet wurde, daß eine Apotheke ohne große Vortheile wieder errichtet noch erhalten werden konnte. §. 1. und 2.

Als man zu Ende des vorigen Jahrhunderts einzusehen anfing, daß eine große Menge Arzneimittel ohne Schaden der Welt wegfallen könnte, so fing auch die Meinung an gangbar zu werden, daß die Preise niedriger gesetzt werden könnten. So waren in der Gothaischen Apothekertaxe von 1694. Arzneimittel 2937. in der von 1770. 1756, in der von 1787. 1086, und wie sehr die Zahl derselben noch vermindert werden könne, wird ein Aufsatz in der Druckschrift mit mehrerem zeigen. Ueberhaupt muß ich hier bemerken, daß ich mich

Digitized by Google

guten Gründen um Stoff zum Räsonnement zu bekommen, die neueste Fuldaische und Gothaische Apothekertaxe zum Grunde gelegt habe, §. 3.

Freilich haben die Apotheker viel gegen eine Verminderung der bisherigen Taxen anzuführen. Arzeneimittel, Holz, Kohlen, Gefäße, Zucker, Spiritus, Fracht, Tagelohn, Lebensmittel, sind theurer. Die Welt braucht weit weniger Arzeneimittel wie sonsten, Crem. Tart. und kaltes Wasser, sind in manchen Familien die einzigen Universalmedicinen. Die Frühlingskuren sind größtentheils verschwunden, und andere Mittel, als Säfte, Molcken, und dergleichen, ersetzen jene Stelle. An Pferdereceptен ist unendlich weniger zu verdienen. Viele Familien verschreiben sich die Arzeneien, und präpariren nach den zu hunderten in Umlauf gekommenen populairen Schriften, solche selbst. Die Aerzte dispensiren weit mehr selbst als ehemals, des Abbruchs nicht zu gedenken, den die weit mehr als sonst hausirende Ungarn, Italiener und Laboranten, dem Apotheker thun, mehrerer Ursachen zu schweigen. §. 4.

Aus allen diesen folgt nur so viel, daß man den Apotheker vorzüglich schützen, und ihn nie zu knapp halten müsse.

Durch eine Wegräumung alles unnützen Zeugs, wird ihnen der Schaden genug vergütet, den sie sonst hätten, und so sehr man darauf sehen muß, den Apotheker als eine sehr wichtige Person im Staate, bey gutem Wohlstande zu erhalten, so wird sich doch jeder wohldenkende Mann aus diesem Stande gar gerne diesen Wohlstand gefallen lassen, ohne den Reichthum weiter verlangen zu wollen, der in ältern Zeiten dem Apotheker fast unbedingt zu Theil wurde. Ihr Privilegium schützt ihn vor aller schädlichen Concurrenz. In Ansehung dieses muß man ihn unverschuldet nie kränken, wie wohl von manchem für gut dürfte angesehen werden. §. 5.

Die höchste Sorge des Staats muß dahin gehen, alle Kränkungen so zu vermeiden, daß die Apotheker nicht die Lust verliehren, ehrliche Männer zu bleiben. Denn wer kann den Apotheker übersehen, wenn er sich nicht selbst übersehen will. Wie viele Wege bleiben ihm ungeahndet zu sündigen, durch schlechtere Menstrua, weniger Ingredienzien, Verdünnung der Extrakte, wiederholte Anwendung eines und desselben einfachen Arzeneimittels zu mehreren Präparaten, durch Abbrechung des Gewichts an den Recepten, durch Steigerung im Handkaufe, durch Bestechung auf höherer Quantität des verlangten Mittels, durch übermäßige Anrechnung ihrer Bemühung, durch den unbilligen Verkauf großer Quantitäten um eben den Preis, den sie für die möglichst geringste Gabe eines solchen Mittels zu fordern berechtiget sind. §. 6.

Der Physikus, dem die Aufsicht fast allein überlassen ist, kann hierbei wenig thun, denn wie will er in einer gemischten Arzenei worin Summa

Digitized by Google

ingredientium 80 seyn sollte, mit Gewißheit bestimmen, daß es 80 und nicht 70 sin? wie kann er den Handkauf übersehen, wie kann er der Bequemlichkeit der Apotheker Materialien roh zu verkaufen, die sie nun denselben Preis gepülvert verkaufen sollten, entgegen arbeiten. §. 7.

Alles dieses findet sich öfterer in kleinen als großen Städten, wo Miteifer und Concurrenz manches verhüthen. Das Resultat dieser ganzen Untersuchung ist und bleibt also: Man muß den Profit nicht nach dem genauesten Calcul nehmen, damit der Apotheker ein ehrlicher Mann bleibe, sich von seinem Gewissen mehr als den Gesetzen leiten lasse, und nicht die Denkungsart der meisten annehme, die alsdenn auf allerlei bösen Wegen desto mehr unrechtes Gut mit Recht nehmen zu dürfen sich einbilden, wenn ihnen das beschnitten wird, was sie bisher mit Recht gehabt zu haben glauben, §. 8. und 9.

Der zweite Abschnitt beschäftiget sich mit der Art und Weise, wie diese Verminderung der Arzeneipreise bewirkt werden kann. Man hat zwar in diesem und jenem Lande neue Einrichtungen zu machen gesucht, allein theils ist kein richtiges Dispensatorium vorhanden gewesen, theils ist man zu allgemein verfahren. Auch hat man die Grundsätze, nach welchen man den Preis der Arzeneimittel aus geworfen, nirgends öffentlich bekannt gemacht. Eine Einrichtung hat man überall gemieden, welche dazu dienen sollte, den Apotheker bei billigen Preisen zu erhalten. Man gab den Materialisten Erlaubniß mit rohen Materialien, als Rhabarber und dergleichen zu handeln. Verschiedene Gründe und Geschichten thun aber dar, daß dieses ein sehr unzureichendes Mittel sey. §. 10.

Man hat ferner den Preis der steigenden und fallenden Materialien durch ein Mittel erreichen wollen, daß man ihn jährlich neu bestimme, das Verzeichniß drucken lassen, und in den Apotheken anschlagen lassen. Dieses Auskunftsmittel hilft wenig, die wenigsten können ein solches Verzeichniß lesen, kaum getrauet sich unter tausenden einer an die Tafel zu treten, und den geforderten Preis mit dem angeschriebenen zu vergleichen, und wenn dieses Verzeichniß, wie es den Fall wohl ist, nicht alle Messen erneuert wird, so kommt das Publikum in weit größern Schaden, als wenn die Anstalt nicht wäre. Wenn überhaupt eine solche Taxe genau seyn sollte, so müßte sie auch auf die zusammengesetzten gehen, und welche Arbeit und Abänderung müßte das jährlich verursachen. Es wäre daher gut, wenn alle Arzeneien nach einer Mittelstaxe von zehn Jahren auf einen gewissen festen Preis gesetzt, und nur mit denjenigen eine Ausnahme gemacht würde, welche so übermäßig steigen, als 1764. die Asanita, oder die Mumie zu unserer Zeit. Sahe man aber das Gegentheil für nothwendig an,

Digitized by Google

an, so müßte man eine Auswahl der wichtigsten treffen, die Taxe jährlich unfehlbar machen, das Verzeichniß mit den deutschen Namen drucken, und auf eine schickliche Art solches und überhaupt die ganze Taxe so publik machen, daß auch auf dem kleinsten Dorfe ein jeder wegen der Taxe sich Raths erholen könne. §. 11.

Der erste Grundsatz muß seyn: der Apotheker muß so viel Profit behalten, daß die Apotheke sein Hauptzweck bleibe. Schlechterdings darf man nicht darauf rechnen, daß er sich von Nebendingen ernähre. Ostensibel würde man ihn zum Betrüger machen, wenn man die Taxe in der Voraussetzung so gering stellen wollte, daß er betrüge, und nicht zu übersehen wäre. Bei einer solchen Taxe, wie die Gothaische ist, welche fast 30 pro Cent, bei den Mitteln, welche ich verglichen habe, giebt, kann ein Apotheker nicht nur leben, sondern auch, welches wegen Brandunglück allerdings erforderlich ist, auch etwas zurücke legen. Die Fuldaische Taxe, die nur 25 verspricht, nach einer Vergleichung von 100 Arzneimitteln aber wirklich 38 giebt, geht in Fulda und den katholischen Ländern an, wo die Apotheken bei mehreren Klöstern und hohen Geistlichen sich wahrscheinlicher Weise besser stehen, und näher an der Waarenstadt liegen. Nach mehreren Gründen ex æquo & justo dünken 50 pro Cent dem Verfasser ein angemessener Profit zu seyn, wenn man zumal als Wahrheit annimt, daß die Zuthaten von Jahre zu Jahre steigen. Diese pro Cente werden nun, alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, auf alle und jede Arzneien repartiret, sie mögen gangbar seyn, und leichte oder schwere Zubereitung haben oder nicht. Doch kann man allerdings, um nicht gar zu sehr in das Kleinliche zu gehen, die Arbeit bei den verschiedenen Arten, als Wassern und dergleichen, noch einer Mitteltaxe würdigen.

Ob und wie bei Entwerfung einer solchen Taxe auf die Ankaufung des Hauses, und Einrichtung des Laboratoriums gesehen werden könne?

Wäre eine Taxe erst kürzlich reducirt, und man trüge Bedenken, sie sogleich wieder zu reduciren, würde das beste Auskunftsmittel seyn, etwas den Armencassen zum Besten zu bedingen. §. 12.

Es ist freilich eine große Schwierigkeit, die pro Cente jedesmal so richtig auszuwerfen, daß das Publikum nicht übertheuert, der Apotheker aber auch nicht auf einzelne Heller und Pfennige heruntergesetzt würde. Ich rathe daher an, die gothaische Taxe von 1787., die mir im Ganzen für das Publikum und Apotheker billig zu seyn scheint, um so mehr pro basi anzunehmen, als bis zur neuen Revision der Apothekertaxe, die meinem Vorschlage nach alle 25 Jahr in jedem Lande geschehen sollte, die Preise aller Simplicien und Zuthaten offenbar steigen dürften. §. 13.

Bei der Taxe müßte ausgeworfen werden der Preis des Minimi und des

Digitized by Google

Maximi. Hierin fehlen fast alle Taxen, auch die fuldaische und gothaische. Ein höheres Quantum desselben Arzneimittels, müßte verhältnißmäßig geringer verkauft werden. Den Armencassen ginge ein Drittheil zu gut, von den Materialien müßte immer die beste Sorte gemeinet seyn, und die Präparate die möglichste Güte. Extrakte müßten z. E. Honig- und nicht Syrupdicke haben. §. 14.

Dem Publikum und dem Apotheker würde eine zweckmäßige Revision und Verminderung der Arzneimittel sehr gute Dienste leisten. Wollte er dem ungeachtet Mittel beibehalten, die eine vernünftige Kritik verwürfe, so dürfte er diese nicht in seinem Corpore pharmaceutico dulden, und man bekümmerte sich nicht weiter um sie, ausgenommen wenn sie giftähnlich wären, die alsdenn so wenig als Arsenik an Jedermann verabfolgt werden dürften.

Man entferne alle theure Mittel, die nichts helfen, e. gr. Crocam ex Emplastro oxycroceo. Man leide keine Mischungen von sehr theuren und sehr wohlfeilen Mitteln, dergleichen viele aquæ aromaticæ sind. Man mache keine oder nur so wenige Präparate, als möglich, aus solchen Mitteln, die in Substanz, und in geringer Dose gut und edel wirken. §. 14.

Bei einer solchen Verminderung des Preises, ist es Billigkeit, dem ansäßigen Apotheker, der schon lange im Besitze höherer pro Cente gewesen, schonender zu begegnen, bis die Apotheke verkauft oder vererbt wird; und lasse wenigstens die Recepte der Aerzte nach der alten Taxe passiren. §. 15.

Die Aufsicht besser zu machen, würde zuerst nöthig seyn, daß man sie verminderte. Das ist: die Arzneimittel auf eine weit geringere Zahl setzte, und diejenigen welche nicht von besonderm Nutzen sind, am ersten ausräumte, deren Mischung und Zubereitung schwer zu übersehen wäre, diejenigen welche aus sehr theuren und sehr wohlfeilen Mitteln bestehen, abänderte, daß man nicht das wohlfeile wegen des Theuren mit bezahlen müßte.

Die Aufsicht erstreckt sich alsdann vorzüglich darauf, daß die Taxe genau beobachtet werde. Die Apothekertaxen sind zu wenig bekannt. Sie sollten so gänge und gäbe als der Kalender seyn. Ja, über diejenigen Mittel, welche der gemeine Mann am meisten braucht, sollte eine besondere Taxe mit deutschen Namen dem Käufer in der Apotheke recht vor die Augen gestellet werden. In dieser müßte auch die Beschaffenheit der Arzenei, so viel thunlich und möglich angezeiget, und darnach der Preis bestimmt seyn. Z. E. für Extrakt von Honigdicke so viel, für Syrupdicke so viel. Auch muß das Minimum warum die Arzenei verkauft werden kann, in dieser Taxe gezeigt werden.

Nicht weniger muß die Taxe auf eine höhere Quantität geringer gestellt werden. Bei aller dieser Vorsicht muß die Aufsicht nicht weiter gehen

Digitized by Google

hen werden, daß sie in das kleinliche falle, davon unterschiedene Beispiele in der Schrift angeführet werden. Nichts mehr hält die Apotheke und die Taxe in größerer Aufnahme, als das freundschaftliche Betragen eines gewissenhaften und uneigennützigen Arztes gegen den Apotheker. Ehrliebe und Gewissenhaftigkeit des Apothekers, sind ein größeres Hülfsmittel, als alle Gesetze. Beides achtet er weniger, wenn er sich über jede Kleinigkeit zur Rede stellen lassen muß, und unter dem Scheine des Rechtens unbillig behandelt wird. Ueberhaupt muß jede Reformation fortschreitend nicht gewaltthätig seyn. Der neuen Vorschläge müssen nicht viel und mancherlei seyn, zumal in unsern Zeiten, wo kaum das Kunstlose, geschweige das Künstliche durchgesetzt werden kann. §. 16.

Wegen der Wichtigkeit der Sache würde ich für gut ansehen, daß jedem Apotheker eine kurze aber genaue Instruktion eingehändiget und er angehalten würde, jedes Jahr, daß er sie gehalten habe, zu beschwören. Bei Apothekern, welche sich erst etabliren, halte ich dieses Gesetz nothwendig, ansäßige Apotheker, die billiger Weise, so lange sie nichts verschulden, mit einem wirklichen Eide zu verschonen wären, würde ich jährlich nur auf ihre einmal geleistete Pflicht angelobhen lassen.

Dieses wären die Hauptsätze, der von der Königlichen Societat gekrönten Schrift, welche in der Druckschrift sämtlich mit Thatsachen und Gründen, noch vollständiger als in der Preisschrift geschehen ist, werden rectificiret werden. Mit dieser Schrift sind der Königlichen Societät übergeben worden neun Tabellen. Eine zehnte, eine kritische Auswahl der nöthigen Arzeneimittel, wird in der Druckschrift zu finden seyn, und zur Grundlage eines revidirten Dispensatoriums dienen.

Bei den angefügten Tabellen wird hin und wieder eine Abänderung und Verbesserung Statt finden. Es ist also hier nicht wohl möglich oder räthlich, auch nur das Resultat derselben anzuführen. Unterdessen halte ich es für zweckwidrig, den Inhalt derselben im Allgemeinen beizufügen.

Ohrdruf, im Febr. 1795.

* * *

Verzeichniß der Beilagen.

Nr. I. Vergleichung der alten, mittlern und neuesten gothaischen Apothekertaxen.

A. Hauptübersicht der drei Taxen.

B. Verzeichniß der einzelnen Arzneimittel und Classen.

II. Haupttabelle, enthaltend:

A. die Verschiedenheit der Preise bei den sogenannten steigenden und fallenden Materialien nach den Preiscouranten von 1789. und 1792.

B.

Digitized by Google

B. Verschiedenheit der Preise roher Materialien in den Jahren 1764. und 1794.

C. Reduktion des letztern dieser Preise nach dem frankfurter Cours auf den 20 fl. Fuß.

D. Vorschrift wie nach dem Preise C. rohe Materialien in Einzelnen mit 50 pro Cent Profit verkauft werden dürfen nach der Tabelle Nr. V.

E. Nachricht wie hoch diese Arzeneien nach der fuldaischen Taxe von 1792. verkauft werden.

F. Nachricht wie hoch diese Arzeneien nach Litt. D. nach der kauft | neuesten gothaischen Taxe verwerden.

III. A. Tabelle über die Preisverhältnisse einiger Materialien, sowohl in roher Gestalt, als in Pulver nach dem frankfurter Preiscourant und 3 verschiedenen Taxen.

B. vergleichende Tabelle über die Preise zusammengesetzter Mittel nach drei verschiedenen Taxen.

IV. Tabelle über die Preise zusammengesetzter Arzeneien, wie solche in Frankfurt im Ganzen verkauft werden, verglichen mit dem Verkaufspreise im Einzelnen nach drei verschiedenen Preisen.

V. Normaltabelle, wie die Verkaufspreise im Einzelnen, nach dem verschiedenen Münzfuß und dem Einkauf im Ganzen, mit 50 pro Cent Profit richtig zu bestimmen sind.

VI. Normaltabelle, über die bei Verfertigung zusammengesetzter Arzeneien erforderlichen Auslagen.

VII. Vergleichende Tabelle über die pharmaceutischen Arbeiten nach den drei verschiedenen Taxen.

VIII. Bemerkungen, wie ungeachtet aller wichtigen Medicinaltaxen, dieselbe dennoch bei Präparation der Recepte von den Apotheken überschritten werden.

IX. Schema einer in den Apotheken aufzuhängenden Tabelle.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

37tes Stück.

Freitag, den 8ten Mai 1795.

Bedürfen unsere Medicinalanstalten in Hinsicht auf das Apothekerwesen einer Verbesserung?

Das lesende Publikum wird die Behauptung nicht ungegründet finden, daß es eben sowohl auf die Güte und Aufrichtigkeit der Arzneimittel, die dem Kranken gereichet werden, als auf die Geschicklichkeit des Arztes ankömmt, wenn der Leidende wieder hergestellet werden soll. Taugen jene nicht; so werden sie auch die billigsten Erwartungen des Arztes nicht erfüllen: und der beste Cliniker muß mit aller seiner Geschicklichkeit und Einsicht an der Krankheit scheitern, wenn nicht vielleicht eine feste und glückliche Leibesconstitution endlich noch über Mittel und Krankheit sieget.

Arzneien, die durch Alter ihre wirksamsten Kräfte eingebüßet haben, können vielleicht noch etwas nützen; oder schaden doch nicht beträchtlich. Aber ganz anders verhält sich es mit denen Arzneimitteln, welche aus rohen Körpern durch chemische Operationen bereitet werden. Diese schaden nicht nur, sondern sind oft tödtend für die Menschheit, sobald sie nicht vorsichtig und gewissenhaft zubereitet wurden. Wie leicht kann während dem Bereiten eine Zersetzung vorgehen, die der nachläßige Verfertiger, der nicht mit gehöriger Sorgfalt die bei chemischen Processen vorkommenden Handgriffe und Erscheinungen wahrnimt, übersiehet! — Dem verständigen Apotheker hingegen, der mit Aufmerksamkeit und Vergnügen arbeitet, entgehet gewiß nicht die geringste Veränderung des Medicaments, das er unter Händen hat; er weiß sich dieselbe zu erklären, wenn sie sich ereignet, und er kann es beurtheilen, ob sie die Arzenei schädlich gemacht habe, oder nicht. Ihm kann man daher glauben, wenn er ein Arzneimittel nach gehöriger Prüfung für aufrichtig erkläret. Oefter noch aber trit der Fall ein, daß die Mittel, welche der Apotheker nicht selbst bereitet, sondern durch Einkauf erhält, von gewinnsüchtigen Laboranten verfälscht, oder schlecht zubereitet worden sind.

Digitized by Google

Ich begnüge mich nur ein Paar Stücke, die wohl von dem mehresten Apothekern hiesiger Lande eingekauft werden, anzuführen. — Die möglichen Verfälschungen und schlechten Zubereitungen mehrerer Arzeneimittel können meine Leser in dem Buche finden, welches der Herr Apotheker von Sande in Brüssel, und der gelehrte Herr Doctor Hahnemann herausgegeben, worin die Kennzeichen sowohl der Güte, als der Verfälschung verschiedener Arzeneimittel angezeiget werden. — Wenn z. B. das versüßte Queckſilber beim Verfertigen eine Zersetzung erlitten hat, oder sonst schlecht bereitet worden ist: so wurde die fressende Säure nicht hinlänglich abgestumpfet. Einsichtsvolle Männer wissen es zu beurtheilen, wiefern alsdann die Eigenschaften dieses sonst so vortreflichen Arzeneimittels für die Menschheit zerstörend seyn. Daß es mit Arsenik verfälscht werden könne, und daß dieses wohl eher von gewissenlosen Laboranten, die nur ihre niedrige Habsucht zum Augenmerk hatten, geschehen sey, dieses wird man mir glauben. — Die Magnesia ferner, welche man erhandelt, wird wohl beinahe immer verfälscht, da sie vor vielen andern Arzeneien hiezu fähig ist. Man versetzet sie mit Kreide, Kalk, Alaunerde und dergleichen. Dies dürfte doch dem Arzte so wenig, als dem Patienten gleichgültig seyn. Denn die Wirkung einer mit Kalk versetzten, calcinirten Magnesia muß aus dem Grunde besonders schädlich werden, weil der Kalk durch das Calciniren zu lebendigem Kalke und mithin zu Gifte wird. Aber auch luftsaure Magnesia hat die schädliche Eigenschaft, wenn sie mit roher Kalkerde versetzet ist, daß die letztere sich mit dem Magenschleime steinartig verhärtet. Hier untersucht nun der verständige Apotheker, wenn er solche Arzeneimittel nicht selbst bereitet, wie billig geschehen sollte, die eingekauften, ob sie ächt, oder mit schädlichen Theilen versetzt sind; wenigstens kann er sie untersuchen. Und, wenn er ein Gewissen hat; so wird er sie nur dann verbrauchen, wenn er sie unverfälscht findet. Können wir dieses von dem unwissenden Empiriker auch erwarten? Kann dieser untersuchen, wenn er auch wollte? — Unwissenheit erzeugt Gleichgültigkeit: daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn der unwissende Apotheker die wenigen Medikamente, die er selbst noch zu bereiten versthet, doch schlecht und sehr unvollkommen darstellet, und dagegen die größere Hälfte der eingekauften, so wie er sie erhalten hat, ungeprüft seinen Patienten reichet. Nun wirklich ist eine Untersuchung, selbst wenn er dazu auch nicht ganz unfähig wäre, ihm viel zu umständlich und oft tröstet sich der unwissende Apotheker eben damit, worin unwissende Aerzte ihre Beruhigung finden, daß ihre Fehler mit den Patienten begraben werden. Dagegen trägt er die größeste Sorge, daß er nur seine vortheilhaften Procente richtig erhalte:

Digitized by Google

ten: ob die Tamarinden kupferhaltig, das versüßte Quecksilber ächt, die Magnesia, die Schwefelmilch und andere Medikamente, aufrichtig und unverfälscht seyn, dies kümmert ihn nicht. Vielfältig wird von ihm statt der calcinirten Magnesia, die der Arzt verschrieb, Luftsaure gereichet; und so gehet es in mehreren Fällen. Wie oft muste ich meinen Unwillen unterdrücken, wenn ich sah, daß der Empiriker mit der größesten Gleichgültigkeit ganz andere unwirksamere Extrakte nahm, als der Arzt verschrieben hatte, da die verschriebenen, sey es aus Eigennuh oder aus Nachläßigkeit, gar nicht verfertiget waren. —

Eben so oft hat Unwissenheit im botanischen Fache ihre großen nachtheiligen Folgen. Der Arzt verschreibt z. B. Rad. saponaria und unterläßt rubra beizusetzen: so reichet zwar der gelehrte Apotheker, der materia medica gelesen und im botanischen Fache geübt hat, gewiß die wirksame rothe, der unwissende gleichgültige Empiriker hingegen giebt, ohne zu untersuchen, welche der Arzt meinen möge, die, welche er hat, folglich die schlechte, unwirksame weiße (Rad. sapon alb.) dieser erstere gar nicht führet. Für cortex ulmi wird die Rinde vom Faulbaum, Rhamnus frangula, weil sie häufiger wächset, eingesammlet; für herba Anagallidis arvensis, alsine media und dergleichen mehr. Nun untersuche man, wenn Kräuter, Wurzeln und Rinden zu Species zerschnitten, und mehrere nach Verordnung des Arztes genau gefolgt, oder fremde, unwirksame Sachen untergeschoben wurden. — Wenn nun der Kranke sein Geld vergeblich ausgiebt, wenn er niemals, oder doch nur langsam geneset, an wem wird dann die Schuld liegen?

Wer es achtet, daß Menschenwohl gefördert werde, der vereiniget seine Wünsche gewiß mit den meinigen, daß diesem Unfuge so viel und so bald als möglich, gesteuert werde. Wie aber dies geschehen könne, und welche Mittel dazu am zweckmäßigsten seyn, diese Frage getraue ich mir nicht ganz befriedigend zu beantworten. Ich will indessen zu zeigen mich bemühen, wie die Männer, welche in den Offizinen angestellet sind, einer Vervollkommnung im Ganzen genommen, zum allgemeinen Besten theilhaftig werden könnten, nachdem ich nur einige Winke gab, wie sehr wir deren bedürfen. — Die Summe aber des aus dieser Verbesserung entspringenden Guten, überlasse ich meinen Lesern zu berechnen.

Welch eine heilsame Revolution würde im Apothekerwesen entstehen, und wie sehr Vieles würden wir gewinnen, wenn eine erleuchtete Regierung, die jeden Gegenstand und jeden Vorschlag, der zum Glücke ihrer guten, getreuen Unterthanen gereichen kann, auch von einzelnen patriotischen Bürgern, ihrer Aufmerksamkeit würdiget, den Befehl gäbe: „daß jeder Jüngling, den der Apotheker mit ei-

Digitized by Google

zur Empfehlung in die Welt schicket, — um entweder als unwissendes Mitglied seines Standes, im Stillen die einzelnen Theile der Menschengesellschaft zu ruiniren, oder als geschickter Apotheker auf dem Lande, worin er wohnet, durch Ausübung seiner Pflicht, die mit der noch wichtigeren Pflicht des Arztes eng verbunden, darauf zielet, das Leben und die Gesundheit der Menschen seines Kreises zu erhalten, nach Vermögen zu dienen — „daß jeder dieser Jünglinge dem Physiko des Ortes am Ende seiner Lernjahre einige Beweise seiner Geschicklichkeit ablegen müßte."

Der junge Mensch dürfte aber nicht mit cortex lavolæ betreffenden Fragen geängstiget werden. Vielmehr sey der Arzt verpflichtet, die Kenntniß der Salze, als die Grundlage fast aller chemischen Arbeiten des Apothekers, die er daher nothwendig besitzen muß, mit Strenge zu fordern. Könnte nicht der vortrefliche Katechismus des Herrn Professors Hermbstädt zum Grunde des Examens gelegt werden? Wie leicht ist dieses vorzüglich nützliche Büchelchen angeschaft! Damit aber dem jungen Manne bei gehöriger Wissenschaft alle unnöthige Furcht erspäret werde; so könnte der Arzt demselben die Fragen schriftlich vorlegen, und in seiner Gegenwart ihn die Antworten daneben schreiben lassen. Der Jüngling hätte dabei den unverkennbaren Vortheil, daß er seine Gedanken besser sammeln und richtiger ordnen könnte. Und der prüfende Arzt würde aus den zusammenhängenden geschriebenen Antworten, weit sicherer über die Brauchbarkeit des jungen Apothekers entscheiden können, als über die mündlich gegebenen mit Aengstlichkeit hervorgestotterten Antworten.

Ja, die heilsamen Folgen einer solchen Veranstaltung würden sich noch weiter erstrecken. Die Apotheker dürften nun schon nicht jeden unerzogenen von Schulwissenschaften entblößten jungen Menschen, ohne alle Vorkenntnisse, zum Lehrlinge, wie jetzt noch häufig genug geschieht, annehmen. Erinnert an ihre große, heilige Pflicht, brauchbare Männer für ihr Fach zu bilden, müßten sie sich es angelegen seyn lassen, ihre Zöglinge selbst zu unterrichten, und deren Kenntnisse bald in diesem, bald in jenem Stücke zu berichtigen; sie würden mit prüfender Aufmerksamkeit ihre Forschritte beobachten, und durch lehrreiche, zweckmäßige Schriften dem eigenen Fleisse des Jünglings nachzuhelfen suchen. Die Lehrlinge selbst, wenn sie wüßten, daß ihnen am Ende ihrer Lernjahre eine Prüfung bevorstehe, der sie einmal nicht ausweichen könnten, und die vielleicht eine Verlängerung ihrer Lernzeit herbeiführen möchte, wenn sie im Examen nicht bestünden — würden sicher mehreren Fleiß auf ihre Bildung verwenden. Welch ein mächtiger Sporn für die edle Ehrbegierde! Statt die Feierstunden und Zwischenzeiten bei ihren angewiesenen Geschäften mit

Possen

Possen zu verändeln, würden sie bald dem so nützlichen und für die Aufklärung unserer Zeit und unsers Standes so nothwendigen Denken und Lesen über ihre Wissenschaft Geschmack abgewinnen, und mit grösserm Ernste sich beeifern, nützliche Männer zu werden. Welch ein Gewinn für die menschliche Gesellschaft, wenn so diese Jünglinge besser, wie bisher geschah, vorbereitet würden! — sie, die als Männer in einem Zeitraum von 30 bis 40 Jahren unendlich vielen Nutzen, aber auch unaussprechlich großen Schaden stiften können, je nachdem sie roh oder geschickt in ihrem Fache sind. Je unwissender der Mann, desto nachläßiger ist er auch gegen sein Fach gewöhnlich, desto weniger achtsam und thätig. Er treibt seine Kunst nach dem hergebrachten Schlendrian ganz mechanisch, nur, weil er muß, nicht weil er Vergnügen daran fände, mit Sorgfalt, Reinlichkeit, Ordnung und Pünktlichkeit zu arbeiten, und jedes Produkt seiner Wissenschaft in möglichster Vollkommenheit zu liefern. — Wie ganz anders der geschickte Mann! Wie eigen, wie pünktlich, wie aufrichtig arbeitet dieser! Und je größere Fortschritte er in seiner Kunst gemacht hat, desto höher schätzt er dieselbe, desto eifriger, desto ordentlicher arbeitet er, — und es ist ermunternd für ihn, zu wissen, daß einsichtsvolle Männer nur den geschickten, arbeitsamen Apotheker hochachten.

Wenn man in einer Sache verbessern will: so gehet man sicherer, und erreichet seinen Zweck gewisser und früher dadurch, daß man zuvor die Werkzeuge der Sache, die verbessert werden soll, der Verbesserung empfänglich macht. Wer sollte es daher nicht fühlen, daß durch Vervollkommnung der Apotheker die Pharmacie beträchtlich gewinnet? Denn, wenn nur erst die Mitglieder der Kunst im Allgemeinen besser gebildet werden, so wird auch in gleichem Maaße die Ausübung derselben viel gewisser und aufrichtiger werden. Dann allererst werden die zweckmäßigen guten Vorschriften und Erfindungen unserer vorzüglichen Pharmaceutiker ausgebreiteter benutzet, und für das Ganze wohlthätiger werden. Dann allererst können Kranke die unnöthige Furcht, durch unwirksame Arzneien getäuschet, oder durch schädliche Mittel vergiftet zu werden, aufgeben, in welcher Gegend sie auch wohnen mögen. Und muß nicht der Arzt, auf den sie ihr Vertrauen sezzen, von dem geschickten des Zutrauens nicht minder würdigen Apotheker Unterstützung erwarten? — So würde das ganze Medicinalwesen eine vortheilhaftere Gestalt gewinnen: und man würde im Ganzen in allen Apotheken mehr zuverläßige den gerechten Forderungen des Arztes entsprechende Heilmittel antreffen. Das Queckſilber erschiene dann nicht mehr, wie bisher oft, als Amalgama, sondern

Digitized by Google

überall in seiner reinen, laufenden, zum innerlichen Gebrauche tüchtigen Gestalt, und der mineralische Mohr käme nicht mehr als ein unvollkommen vereinigtes ins Blaue schielendes Pulver, daß man aus gleichen Theilen Schwefel und Queckſilber zuſammen gerieben hatte, vor; da bekanntlich nur ein Theil Queckſilber mit höchſtens dreien Theilen Schwefel aufs innigſte kann verbunden werden. Die wäſſerichten Extrakte würden beim Verfertigen und Abrauchen ihre wirkſamſten Kräfte durch zu heftiges Kochen in dem höchſten Grade der Siedehitze nicht verlohren haben. Die Gummen zum innerlichen Gebrauche, würden nicht aus Maſſen beſtehen, die aus allerlei Ingredienzen zuſammengeſchmieret wurden; und das Jalappenharz nicht mehr mit Lerchenſchwammharz oder gar mit Colophonium gemiſcht ſeyn. Doch, wer kann alle die Verbeſſerungen aufzählen, welche dann gewiß in unſerm Fache gemacht werden müſſen, wenn in demſelben nur bewährte Leute angeſtellet ſind? — Einzeln gewann die Apothekerkunſt immer von Zeit zu Zeit durch die eifrigen Bemühungen vieler vortreflicher Männer; ſie wurde in dieſem und jenem Stücke vervollkommnet. Wer wird die Verdienſte um Pharmacie an einem Mzler, Weſtrumb, Wiegleb, Andre' und mehrerer würdigen Männer, verkennen? Allein, dieſe Erfindungen und Verbeſſerungen wurden bisher nur da benutzt, wo ihre Urheber ſelbſt wirkten, oder ſie blieben nur für den Kreis von Menſchen wohlthätig, wo eben ein Kenner wirkte, oder wo deren Benutzung durch Eigennutzen nicht verhindert wurde. Ja, wer kann es leugnen, daß dieſe wohlthätigen Verbeſſerungen nicht bisweilen von Pfuſchern ganz wider ihre Abſicht ſchädlich gemacht worden, indem ſie deren Anwendung nicht verſtanden?

Wie glücklich ſind die Einwohner in einem kleinen Orte, wo kein Arzt leben kann, wenn ſie einen geſchickten Apotheker haben, bei welchem ſie ſich Raths erholen können! Ueberhaupt aber iſt's ein Vortheil für alle, wenn auch an den kleinſten Orten geſchickte Apotheker ſind! Der Reiſende, dem eine Unpäßlichkeit zuſtößt, gehet in die Apotheke, weil er entweder nicht Zeit hat, den Arzt zuvor zu befragen, ob dieſes wohl beſſer wäre; oder er trift auch den Arzt nicht zu Hauſe. Außerdem aber laufen unzählige Menſchen, beſonders von den niedern Volksclaſſen, viel lieber zum Apotheker, als zum Doctor und ordentlichen Arzte: und man wird ihrer nicht eher los, als bis man Rath giebt. Wo nicht; ſo iſt zu befürchten, daß die Elenden doch nicht zum Arzte gehen, ſondern noch unwiſſendern Quackſalbern, Afterärzten und Wunderdoctoren in die Hände fallen. Freilich ſollte gar kein Pfuſcher im mediciniſchen Fache geduldet werden, und je-

des

des Kranken Heilung durch den ordentlichen Arzt geschehen. Allein, wann wird es dahin kommen? Und ist ein kleineres Uebel unter zweien Uebeln nicht immer das beste? Denn, da unzählige Menschen von den heillosen Quacksalbern sich nähren, so ist es doch wohl unstreitig besser, den verständigen Apotheker, als den verträglichsten Pfuscher so lange zu dulden, bis einst allen Quacksalbern und Pfuschern das Handwerk wird gelegt seyn.

Würden bloß geschickte Leute im Apothekerfache gebildet und angestellet: so würden auch mit der Zeit geschickten Principale daraus werden, die Geschicklichkeit zu schätzen und zu belohnen verständen, und keine Lehrlinge aus bisherm Eigennutzen annähmen, ohne zu untersuchen, ob sie Talente, Kenntnisse und Neigung zu dieser wichtigen und weitläuftigen Wissenschaft hätten. Und welch ein Gewinn für das Ganze!

Endlich verbinde ich mit meinem obigen Vorschlage zum Besten der Menschheit, und unserer Wissenschaft, noch den Wunsch, daß, wie man bereits hin und wieder angefangen hat, alle in den Officinen angestellten Leute beeidiget werden mögten; keine Privatapotheke ausgenommen. Denn hier greift die Sache zu sehr ins Ganze, und das Wohl der Menschheit fordert die gewissenhafteste Behandlung; auch kann hierunter dem Privatinteresse weder Unrecht noch Eintrag geschehen. —

Glücklicher Zeitpunkt, wenn beides bald realisirt würde! Glückliche Kranke, die dann sicher sind vor Verwechselung des aqua fontis und aqua fortis! Glückliche Jünglinge, die ihr dann Hofnung habt, euren hohen Obern bekannt zu werden, und vielleicht zum Lohn eures redlichen Eifers auch euer äußeres Loos verbessert zu sehen!

Beantwortung der im 57ten Stück des vorigjährigen neuen hannöverischen Magazins geschehenen Anfrage: das Lang- und Zähewerden der Milch betreffend.

Da, wie anfragenderseits versichert wird, die Ursache des gemeldeten Uebels, weder von Unreinigkeit der Milchgefäße, noch auch von dem Standorte der Milch herrühret: so will ich hier ein Mittel anzeigen, welches nicht nur die nöthig seyn wollende Verdünn- und Abkühlung der zähen schleimigten heissen Säfte des Viehes bewirken wird, sondern auch als ein bereits mehr mal erprobtes, und gegen obberegtes Uebel von bester Wirkung befundenes Uebel, angerathen werden kann.

Man

Digitized by Google

Man gebe jedweder Kuh sechs bis acht auf einander folgende Tage, Morgens nüchtern 6 Loth Sal mirabile glauberi, oder sogenanntes Glaubersalz, nachdem solches vorher in etwa 2 bis 3 Quartier Wasser aufgelöset worden; entziehe dem Viehe einige bis 4 Stunden das Futter, und lasse dasselbe während dieser Zeit etliche mal dünnes lauwarmes Kleien- oder Schrootwasser saufen.

Nach Verlauf der 6 oder 8 Tage, ist die Kur gewöhnlich beendiget, und das Uebel gehoben; diesem ungeachtet aber sehr rathsam, gedachten Eingus noch einige mal, jedoch nunmehro einen Tag um den andern, zu wiederholen.

Wer indessen das Heu, beim Einbringen desselben, schichtweise in der Banse mit etwas Küchensalz überstreuet, oder, wie man zu sagen pflegt: das Heu einsalzet, der wird das obgedachte Uebel selten oder gar nicht erleben.

Die Bemerkungen: daß man bei Herrn Gravenhorst in Braunschweig des besten Glaubersalzes 8 Pfund um einen Thaler haben könne; imgleichen daß zum Salzen des Heues in der Banse, auf ein vierspänniges Fuder gewöhnlich $\frac{1}{6}$ auch wohl $\frac{1}{4}$ Himten gemeines Küchensalz gerechnet werde; oder auf 4 bis 6 Fuder Heu, wenigstens 1 guter Himten Salz erforderlich sey; auch daß dies Salz zu Verhütung des allenfalls von den Bansen zu befürchtenden Verschleppens, mit etwas, dem Viehe ohnehin zuträglichen Schornsteinruß vermengt werden könne, schienen mir hier nicht überflüßig.

Merlsheim. A. G. Lüdemann.

Anfrage.

Johann von Bolzens Knape, hat der Kirche zu großen Munzel einen Hof mit einer Hufe Landes geschenket. Am Schluß desselben stehet: Gefen ist, na Gades Bort Weertein hundert Jahr, darna in dem Vive und Vöftigsten Jahre der Tein Dusend Nidder Tage. — Anfrage: An welchem Tage in gedachtem Jahre nach dem jetzigen Kalender ist die Schenkung gegeben, und wie ist die Berechnung nach Rittertagen zu erläutern?

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

38tes Stück.

Montag, den 11ten Mai 1795.

Der Maulwurf.

Der Maulwurf, dieses bekannte und gemeine Thier, giebt uns einen angenehmen Beweis von einer sich über alles erstrekkenden Vorsehung, denn die Glieder seines Leibes sind ungemein geschickt für seine Natur und Lebensart eingerichtet. Da seine Wohnung unter der Erde ist, so hat ihm die Natur auch ganz kleine fast unmerkliche unter den Haaren verborgene Augen gegeben, so, daß ehedem viele glaubten, er könnte gar nicht sehen.

Hingegen aber hat sie ihm alles dasjenige in einem sehr hohen Grade zugetheilt, was zu seiner Sicherheit und zur Warnung vor Gefahr gehört, denn er hat ein sehr scharfes Gehör, und ein feines Gefühl. Wir sehen aus dem Erfolge, wozu ihm sein kurzer Schwanz, die kurzen Füße und seine breiten Vorderpfoten, die mit scharfen Klauen bewafnet sind, dienen. Dies verhilft ihm, sich so geschwinde unter den Boden zu graben, und sich einen so engen Weg in die Erde zu machen, daß jeder, der es siehet, sich nicht genug darüber verwundern kann.

Deswegen sind seine Beine so kurz, damit er nicht mehr graben dürfe, als die bloße Dicke seines Leibes erfordert, sich macht, und seine Vorderpfote ist wie eine Menschenhand, womit er viele Erde auf einmal verscharren kann, und damit ihm dabei die Erde nicht in das Maul falle, so ist die Oberlippe doppelt, und diese dritte Lippe bedeckt, indem er wühlt und aufwirft, die Oefnung des Mauls. Er hat einen kurzen, oder gar keinen Schwanz, weil er nicht auf der Erde lebt, wie die Ratten und Mäuse, sondern unter der Erde, wo er sich eine Wohnung gräbt. Da er nun seine Bahn durch ein Element macht, welches nicht so leicht nachgiebt als die Luft, und Wasser, so würde es für ihn gefährlich seyn, wenn er einen langen Schweif hinter sich schleppen sollte. Seine Feinde würden leichter auf seine Spur kommen, und ihn herd ausholen, ehe er seine Werke noch recht in Besitz genommen hätte. Seine Augen können zwar das Licht vertragen, aber es scheint ihm doch etwas beschwerlich zu seyn. Bei starkem Sonnenschein würde er in Gefahr

seyn, gefangen zu werden, wenn er sich nicht bald wieder in sein eigenes Element vergrübe.

Dieses ist die schwarze Erde in den Gärten und auf Wiesen. In der freien Luft scheint er eben so betäubt zu seyn, als ein Fisch außer dem Wasser ist, er findet sich daher auch immer genöthiget, zu Hause zu seyn. Indessen stellt er doch von Zeit zu Zeit kleine Luftreisen unter der Erde an. Er geht in seinen Erholungsstunden von einem seiner Güter auf das andere, und beschäftigt sich unterwegens, seine unterirdischen Gänge rein zu halten, oder, wenn etwa ein Gewölbe eingestürzt ist, den Schutt herauszutragen, und wieder eben zu machen.

Sein Gang wird gemeiniglich drei oder vier Zoll tief in gegrabenem Erdreich gemacht, und man kann vom außen gar leicht erkennen, wo er ihn hingenommen hat, weil die Erde über denselben etwas erhaben und gebrochen ist. In frisch gegrabenem lockern Lande, reitet er am liebsten herum, weil ihm darin das Durchkommen nicht so beschwerlich fällt, und daher ist es ihm sehr gleichgültig, wenn er hier einen Gang eingetreten findet, denn es ist ihm etwas kleines, einen andern zu machen. Wenn er aber durch ein hartes Erdreich gebohrt hat, dann ist er äußerst fleißig, die verfallene Fahrt wieder auszubessern, und in solchen Gegenden kann man ihn sehr leicht fangen.

Die alten erfahrnen Maulwürfe haben täglich gewisse Stunden, in welchen sie arbeiten. Die Jungen hingegen binden sich wenig an die Gesetze der Lebensordnung. Zuerst wühlen sie in den angenehmen Morgenstunden beim Aufgang der Sonne. Alsdenn ruhen sie bis um 9 Uhr. Nach dieser Zeit spürt man sie nicht eher wieder als zu Mittag, zuweilen gegen 3 Uhr, und des Abends, wenn die Sonne entweder untergegangen ist, oder doch wenigstens nicht mehr auf den Ort scheinet, wo sie sich aufhalten, unternehmen sie ihre letzte Arbeit.

Auch in Absicht des Jahrswechsels verändern die Maulwürfe ihre Arbeiten. Im Herbste fahren sie nicht in die Erde, sondern sie stoßen nur auf, und kommen gewöhnlich nur früh vor Aufgange, oder des Abends, nach dem Untergange der Sonne in die Höhe. Im Frühjahr hingegen, und besonders im Mai, gehen ihre Fahrten wieder an. Im Winter werden sie von der Kälte genöthiget, die Winterquartiere zu beziehen, welche tief unter der Erde angelegt werden, und wozu die Kanäle oft unter der Mauer weg und tief in die Erde hineingehen. Von solchen Gängen kann man äußerlich nichts sehen, nur die großen Erdhaufen verrathen sie, die vor dem Eingange aufgeschüttet liegen, und die in lockerm sandigtem Erdreiche eine so erstaunende Höhe haben, daß es einem Unerfahrnen unglaublich scheinen würde, daß sie von Maulwürfen aufgeworfen werden.

Am

Am Ende des Winters, oder zu Anfang des Frühlings, paart er sich. Das Weibchen wirft darauf vier bis fünf Junge, und macht dazu ein künstliches Nest mit vielen unterirdischen Gängen. Er macht sich alsdenn in die obern Wohnungen, nicht wie einige glauben, Wurzeln zu fressen, sondern um Regenwürmer und andere Insekten, die sich nahe unter der Oberfläche der Erde aufhalten, herbeizuschaffen. Zu eben dieser Zeit verleitet sie ihre Arbeitsamkeit, die obern Gänge in die Erde zu machen. Dadurch verrathen sie sich ihren Feinden. Das Weibchen aber, das viel furchtsamer und vorsichtiger ist, bleibt zurück, und der geringste Lerm schreckt es so sehr, daß es sich in langer Zeit nicht wieder aus der Wohnung herausbegiebt.

Wie leicht man dem Maulwurf einen solchen Schrecken verursachen kann, läßt sich aus seinem leisen Gehör schließen, denn er hält gleich inne, wenn man ihn in seinem obern Gange eine Fahrt halten sieht, und nur dann erst, wenn sich gar kein Geräusch mehr hören läßt, fängt er seine Arbeit wieder an. Diese Furchtsamkeit kann man ihm auch nicht verdenken, da er sein Leben durch einen ganzen gelinden Schlag auf die Nase schon verliehret? Nichts desto weniger komt er des Nachts aus seiner Höhle hervor, wagt einen Gang ins freie Feld, und wird dann nicht selten der Raub einer Katze, die ihn gerne frißt, und ihm das Garaus macht, das er andern Thieren machen wollte. Dieses sind die Regenwürmer, und sie sind gewiß das einzige, was vom Regen den Namen hat, woran die Maulwürfe ein Vergnügen finden sollten, denn sonst ist ihnen nichts beschwerlicher als die Nässe, sie werden dadurch aus ihren Löchern vertrieben, und müssen alsdenn ersaufen, und ein einziges nasses Jahr, kann eben so viele und noch mehrere ausrotten, als noch so viele Fänger in zehn trocknen Jahren zu thun vermögend sind.

Es scheinet übrigens eine Wirkung des leisen Gehörs zu seyn, daß die Maulwürfe die Regenwürmer selbst in der Erde aufsuchen und fangen können. Es ist bekannt, daß die Regenwürmer das Wühlen in der Erde nicht vertragen können, und man kann sie aus der Erde herausjagen, wenn man nur mit einem Stocke darin herumwühlt. Vermuthlich macht also das Wühlen der Maulwürfe diese Thiere unruhig, daß sie in der Erde herum zu kriechen anfangen. Sobald dieses der Maulwurf spürt, gräbt er ihnen nach, und man siehet zuweilen an dem Orte, wo ein Maulwurf mit Aufwerfen der Erde beschäftigt ist, einen Regenwurm in größter Verwirrung aus dem Haufen herauskriechen, und vor dem Verfolger fliehen, dessen Schnautze aber auch gleich nachkomt, und den Flüchtling erschnappet. Vielleicht ist die Veränderung der Wohnung der Regenwürmer, die im Winter auch tiefer in die Erde gehen, eine von den Staatsursachen,

warum auch der Maulwurf in dieser Jahrszeit seine Wohnung verändert.

Sein Aufenthalt sowohl in Feldern und Aeckern, als auch auf Wiesen, ist die Ursache warum wir ihn todschlagen; denn diese Oerter hat sich der Mensch zu seinem Nutzen ausersehen, und deßwegen kann er auch einem solchen Bergmann keinen Pardon geben. Es ließe sich freilich wohl zur Vertheidigung dieser Thiere noch manches hiebei einwenden. Denn so außerordentlich groß ist doch der Schade nicht, den die aufgeworfenen Maulwurfshaufen auf den Feldern verursachen, da sie doch wieder geakkert, und die Haufen wieder eben gemacht werden. Und da er keine Wurzeln frißt, sondern nur Regenwürmer und andere Insekten, die sonst im Stande wären den Wurzeln der größten Bäume zu schaden, und die wir sonst mit aller Mühe nicht auszurotten wüßten, so ist er auch unsern Gärten wenn deren nicht zu viele da sind, nicht so sehr nachtheilig als man glaubt. Denn, gesetzt auch daß er manchmal einem Baum schaden sollte, so wissen wir, wie wir ihn davon abhalten sollen a), und daß auf der andern Seite, alle Bäume von unten abgestorben sind, nachdem man mit Gewalt alle Maulwürfe auf einem Gut vertrieben hatte. Martinet sagt b): auf einem schönen Landgute bei Arnheim tödtete man alle Maulwürfe, und wollte sie mit Gewalt vertreiben, weil sie den Alleen und den Gärten schädlich waren. Aber kaum hatte man hier das natürliche Gleichgewicht unter den Thieren aufgehoben, so entstand ein neues, ein größeres Uebel, als das war, das man verhüten wollte. Eine Art Würmer, die vorher von den Maulwürfen ohne Zweifel gefressen wurden, vermehrte sich nun, da sie keine Feinde mehr hatten, so unmäßig, daß alle Mittel gegen sie, vergeblich angewendet wurden. Nicht nur die Wurzeln der Pflanzen, die starken Wurzeln der Bäume selber litten von diesen Würmern. Nun hätte man gerne die Maulwurfshügel dulden wollen. Diese konnte man doch noch von einander reissen, und den guten, schwarzen, lockern Grund auf dem Felde ebnen und ausbreiten. Aber welche menschliche Hand ist im Stande, alle die Tausende von kleinen Würmern aus der Erde zu ziehen, und zu vernichten? Der Schaden bestrafte nun die Thorheit des Menschen, der die Natur oft verbessern will. Man hob die strengen Befehle gegen die Maulwürfe auf, und rief die Verbannten wieder in ihr Vaterland zurück. Lebendige Maulwürfe ließ man hie und da fangen, und suchte sie wieder einheimisch

a) Siehe hannöverisches Magazin 1781. S. 466.
b) Martinets Katechismus der Natur 2 Th. S. 135.

Digitized by Google

heimisch zu machen auf dem Landgute. Wie majestätisch wird uns nun der Gott, der dreißigtausend Gattungen Thiere auf dem Erdboden zu erhalten und zu vertheilen weiß. Ist es nicht wahr, was die Bibel sagt: Alles, was Gott macht, macht er gut?

Auf den Wiesen mögte vielleicht die Vertheidigung der Maulwürfe ein wenig schwerer scheinen, denn, wenn man die Haufen ebnet, so siehet man doch schon den folgenden Tag wieder neue, die alsdenn beim Abmähen des Grases die Sensen verderben, oder wenn sie im großen Grase aufgeworfen werden, nicht ohne großen Schaden verworfen werden können, weil man dadurch das Gras mit Erde bedecket, am Wachsthum hindert, und den Mähern das Hauen beschwerlich machet. Gleichwohl läßt sich auch hier etwas zur Entschuldigung dieser Thiere sagen. Maulwürfe spricht, ein Landwirthschaftsverständiger, a) thun gutem fruchtbaren Wiesen mehr Nutzen als Schaden, weil, durch die im Frühjahr häufig heraus geworfenen Haufen, wenn sie zerschlagen werden, nicht allein das Moos dadurch gedämpft wird, sondern auch das Gras sehr gut davon wächset.

Jedoch das Urtheil ist den Maulwürfen von Alters her gesprochen, daß sie sterben müssen, und es ist daher auch keine andere Rettung für sie, als die sie sich selbst verschaffen. Hierzu besitzen sie die schönsten Vortheile.

Der erste besteht in ihrer ganz besondern Fruchtbarkeit, worin sie selbst den Ratten nichts nachgeben. Man kann leicht in einem einzigen Gange 10 bis 12, ja noch mehr Maulwürfe wegfangen und tödten, und man wird demungeachtet nicht spüren, daß in ihrer Republik ein Mangel entstehen sollte. Die Arbeiter gehen auch wie vor von statten, die Gänge werden unterhalten und vermehret, die Haufen werden immerfort aufgeworfen, und das ganze Erdreich wird vortreflich zerwühlt.

Ein andrer Vortheil für ihre Erhaltung ist die Lage ihrer Wohnungen. Ihnen nachzugraben, verbietet sich von selbst, denn sie graben und wühlen doch gewöhnlich an solchen Oertern, wo niemand graben soll. Die Kolonien unter Wasser zu setzen, oder wie andere anrathen, in ihre Löcher Terpentin oder Nußöhl zu gießen, und es ihnen durch einen Nachguß von Wasser entgegen zu spülen, weil sie es nicht vertragen können, thut, wenn es auch thunlich wäre, weiter nichts, als daß sie von einer Gegend verjagt werden, und eine andere Wohnung suchen. In diesem Falle könnte man wo frische Hügel sind, sie mit

a) Leipz. Oekonom. Samml. 3 B. S. 544.

Digitized by Google

mit weniger Mühe durch guten Ziegenmist, dessen Geruch sie nicht vertragen können, vertreiben. d)

Am besten ist es, daß man ihnen Fallen mit scharfen Stacheln stellet, aber sie heraus hauet, wenn sie eben gestoßen haben. Dies wird vorzüglich gut seyn, wenn sie bei Bäumen aufwerfen, weil sonst leicht in ihre Gänge Mäuse und Ratten kommen und die Wurzeln der Obstbäume abfressen. Man kann auch wohl glasurte irdene Töpfe in den Boden graben und Regenwürmer hinein thun. Ist nur einer hinein gefallen, so kann er nicht mehr heraus, er schreiet, die andern kommen, fallen auch hinein, und fressen oft einander selber auf. In ihre Löcher kann man auch spitzige Hagedorn stecken, daran verletzen sie sich die Nase und sterben. e)

Noch auch beim Wegfangen hat man Beispiele daß in einen gewissen Distrikt Landes, in einem Jahre auf 5 bis 6000 Stück sind weg gefangen worden, und doch sind ihrer noch genug vorhanden gewesen, und es hat sich in einem darauf folgenden trocknen Sommer wieder eine solche Menge eingefunden, daß man diesen grossen Abgang gar nicht gespühret hat. f) Hieraus erhellet demnach, daß diese Thiere entweder gar nicht, oder doch sehr schwer in einer Gegend zu vertilgen sind, wenn nicht Jedermann in einem ganzen Lande gleichen Fleiß anwendet, sie weg zu fangen, damit sie nicht immer aus einer Nachbarschaft in die andere ziehen können.

Noch muß ich hier anmerken, daß man auch das schöne Fell des Maulwurfs, vom Johannistag an bis zum Winter, als Pelzwerk brauchen kann, und daß auch schon im Jahre 1783. auf der leipziger Neujahrmesse, viele verkauft worden sind.

Rosenmund, Pastor.

Lorneburg.

d) Hamburgisches Magazin 1771. S. 1077. vergl. den ersten Band dieses Magazins. S. 442.

e) Sanders ökonomische Naturgeschichte für den Landmann u. s. w. 1 Th. S. 182.

f) Leopolds Einleitung zur Landwirthschaft S. 222. In dem Auszuge der Bauernatur- und Kunstgeschichte, werden auch viele Mittel zur Verminderung der Maulwürfe angegeben.

Dem

Digitized by Google

Dem Aufsatze: Ueber den jetzigen Zustand der Taschenuhren und der Uhrmacherkunst überhaupt, welcher sich im 104ten Stücke des vorigjährigen Magazins befindet, füge ich noch einen frommen Wunsch bei, dessen Erfüllung gewiß etwas zur Erhaltung der Uhren beitragen würde.

Personen von einigen astronomischen Kenntnissen, ist es bekannt genug, daß die Uhren, deren größte Vollkommenheit ein gleichförmiger Gang ist, unmöglich mit den Gnomons oder Sonnenuhren gleichen Gang gehen können, sondern, daß jene in Vergleichung mit diesen nothwendig zuweilen vorrücken, und zuweilen zurückbleiben müssen.

Man unterscheidet daher wahre von mittlern Sonnentagen a), letztere sind diejenigen, wornach unsere Uhren eingerichtet sind. Die Abweichung der wahren von den mittlern Sonnentagen ist sehr auffallend. Man weiß, daß der Unterschied, um ein Beispiel anzuführen, am 3ten Nov. 16 Minuten 15 Sekunden beträgt, und, daß hinter Unterschied an dem zunächst folgenden 24ten Dec. 0 ist.

Die ungleichen Längen der Sonnentage werden bekanntlich unter andern durch den ungleichförmigen Gang der Sonne auf der Ekliptik — Sonnenbahn — bewirkt.

Da unsere Uhren nicht die wahre, sondern die mittlere Sonnenzeit zeigen können, so ist es eine ungereimte Empfehlung für eine Uhr b), wenn man von ihr sagt, sie gehe genau nach der Sonne, und doch hört man sehr oft daß dies Compliment einer Uhr gemacht wird, die man empfehlen will.

Weil die bürgerlichen Geschäfte nach den Thurmuhren verrichtet werden müssen, und, weil bei weitem die mehrsten dieser Uhren nicht die mittlere Zeit, wozu sie doch eingerichtet sind, sondern durch häufiges Umstellen die wahre Sonnenzeit zeigen c), so ist es auch der erwähnten bürgerlichen Geschäfte wegen nothwendig, daß man die Wand- oder Taschenuhren nach den Thurmuhren des Orts rich-

a) Unter mittleren Sonnentagen versteht man diejenige Größe, welche man erhält, wenn man aus den wahren Sonnentagen einen Durchschnitt nimt.

b) Ich sage, eine ungereimte Empfehlung, denn man ist noch nicht einmal im Stande, eine Uhr zu verfertigen, die genau die mittlere Zeit zeigt, weit weniger existirt eine dergleichen, die den ungleichförmigen Gang der Sonne richtig mit macht.

c) Man sagt, daß die Londner Stadtuhren die mittlere Zeit zeigen sollen. Auch die Genfer Stadtuhren zeigen, wie Hr. de la Lande versichert, die mittlere Sonnenzeit.

Digitized by Google

richten muß, an welchem man sich befindet.

Es ist aber unerhört, wie verkehrt lich mit dem Umstellen der Uhrmacher verfahren wird. Man trift viele Orte, wo die Herrn, von denen das Stellen dieser Uhren abhängt, mit den Tagen eben so verfahren, wie Julius Cäsar mit den Jahren verfuhr, und den Tag nach ihrer Bequemlichkeit länger oder kürzer machen, hieraus folgt aber, daß viele Geschäfte des Tages, woran die

Dannenberg.

Thurmuhr verrückt ist, unordentlich verrichtet werden müssen.

Dem unangenehmen und häufigen Umstellen der Uhren, welches diesen künstlichen Maschinen allerdings nachtheilig seyn muß, und wozu man gleichwohl genöthiget ist, könnte dadurch in vielen Fällen abgeholfen werden, wenn die Herrn Uhrmacher es wo in die Gehäuse der Taschenuhren einen Zettel legen wollten, worauf die wahre und mittlere Sonnenzeit bemerkt wäre.

D. C., G. h. A.

Anekdote.

Ein hübscher, starker, Mann, dem sein schwarzes Haar sehr wohl stand, entschloß sich, sehr unglücklicher Weise, es koste ihm auch was es wolle, sein Haar in blondes verwandeln zu lassen. Ein Nachbar, der sein vertrautester Freund, und zugleich, minder oder mehr, ein Wundarzt war, erbot sich zu der Kur von freien Stücken: drang sogar in ihn, der Sache ein Ende zu machen, und versprach ihm weißes Haar. Er schritt zum Werke mit vorbereitenden, freilich, etwas heftigen Arzeneien, stach aus, nahm ab, und behandelte seinen Patienten nicht anders, als ob er einen Leichnam, oder wohl gar die Aristokratie unter den Händen hätte. Schrie der Mann, so wieß der Wunderthäter ihm die abgenommenen Büschel Haare, mit Blut und etwas Haut dabei, und mit dem Troste, daß schon hie und da weißes Haar zum Vorschein käme, und daß er ihn nun bald als den schönsten Blondin seiner Zeit verlassen würde. Mit der Abnehmung des letzten Pflasters, von ihm das Skalpierpflaster genannt, verschied der Mann. Ein Freund des Hingeopferten verklagte den Wundarzt als einen Mörder. Dieser, um seine Verantwortung nicht verlegen, berief sich darauf, daß er als ein ehrlicher Mann sein Wort gehalten habe. Das schwarze Haar sey weg, und das blonde käme schon zum Vorscheine. Daß aber der Patient an der Operation nicht sterben würde, das habe er nicht versprochen.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

39tes Stück.

Freitag, den 15ten Mai 1795.

Geschichte eines Nachtwandlers.

Einem Seiler, welcher 32 Jahr alt, und eines melancholischen Temperaments ist, überfällt des Tages oft ein Schlaf mitten unter seiner Handthierung, es sey beim Sitzen, Stehen oder Gehen. Wenn es ihm ankömmt, zieht es ihm etliche mal die Stirn und Augen zusammen, bis diese feste zu bleiben; und folglich hört der Gebrauch aller äußerlichen Sinne bei ihm auf, hingegen fängt er schlafend an dasjenige zu thun, was er denselben ganzen Tag, vom Morgen an, bis da ihn der Paroxismus überfiel, gethan hatte. Z. B. Er betet den Morgensegen ganz andächtig, thut, als ob er Schuhe, Strümpfe, und Kleider anzöge, und sich wüsche, singet ein Morgenlied in gehöriger Melodie und alle Verse in ihrer Ordnung, und das ganz vernehmlich; wiederhohlet denn nach und nach alle Reden mit eben den Worten, womit er sie wachend ausgesprochen, und drücket alle Gedanken und Mienen so wohl im Gesicht, als den übrigen Theilen des Leibes ganz natürlich aus. Er bleibt in dem Zimmer, worin ihm sein Zufall begegnet, und wenn er wachend weniger gegangen war, geht er nun nur im Zimmer hin und her, ohne die Wände oder den Tisch daselbst zu berühren. Das Auf- und Absteigen von Treppen drückt er so aus, daß er die Schenkel einen um den andern, und zwar ziemlich derbe so oft erhebt, als etwa Stufen in der Treppe gewesen seyn mögen. War es eine Wendeltreppe, so gehet er krumm herum, bei einer geraden, abgebrochenen, aber gerade oder winkelmäßig.

Wenn ihn indeß der Schlaf beim Gehen überfällt, so bleibt er nicht stehen, sondern gehet fast geschwinder als wachend fort, ohne des rechten Weges zu verfehlen, oder über etwas im Wege liegendes zu stolpern. Mehr als einmal ging er schlafend nach M — berg, und wie ihm einst in einer Gasse Bauholz im Wege lag, stieg er ohne allen Anstoß, wie ein Wachender, darüber hinweg. Wenn es ihm unter seiner Arbeit im Spinnen anwandelt, spinnt er gleichfalls fort, und macht die Fäden so gut, als wenn er gewacht hätte. Auf ei-

nem Ritt nach W. fiel er einst bei dem nächsten Dorfe vor W. in den Schlaf, ritt aber fort und traf den Weg auch durch ein kleines Gehölz, ohne das Gesicht vom Gesträuche zu verletzen, ritt durch einen Fluß, tränkte sein Pferd darin, pfiff demselben dazu, zog die Beine in die Höhe, damit sie nicht naß würden, ritt hernach (noch immer im Schlafe) über den mit Leuten, Buden und Karrn ganz erfüllten Markt so glücklich und behutsam, daß er ohne jemandes Beschädigung vor dem Hause, wohin er gedachte, ankam, wo er abstieg, das Pferd an einen Rinken band, in die Stube, und nach einigen daselbst gesprochenen Worten unter dem Vorwand heraus ging, er müsse auf die Hochfürstliche Regierung gehen. Er erwachte auch erst, nachdem er von da in dies Zimmer zurück gekommen war. Beim Erwachen ziehts ihm eben so wie beim Einschlafen in der Stirn zieht. Darauf kömmt er zu sich selbst, öfnet die Augen, schämt und entschuldigt sich gegen die Anwesenden. Im Paroxismus ist er ganz unempfindlich, man mag ihn stechen, kneipen, raufen, stoßen, oder auch bei seinem Namen rufen. Er riecht den allerempfindsamsten Spiritus nicht, fühlt nicht, wenn man ihm gleich die Augenlieder von einander zerret, hat auch nicht gehört, als einst eine Pistole ganz nahe an ihm losgeschossen wurde.

Er besuchte in H. einen Mann, mit dem er sich wohl eine Stunde um-

terhielt, wo er wieder in den Schlaf verfiel, und auf folgende Art alles, was mit ihm den vorigen Tag vorgegangen war, wiederholte: Zuerst ermahnte er sich sowohl als seine Frau zum Aufstehen, alsdenn betete er, forderte derselben ein Hemde ab, geberdete sich, als ob er dasselbe anzöge, stieg darauf aus dem Bette, setzte sich hin und machte solche Gebärden, als wenn er Strümpfe und Schuhe anzöge, sang aber dabei mit heller vernehmlicher Stimme das Morgenlied: Ich dank dir lieber Herre! Als er einen Vers davon angestimmt hatte, fiel ihm ein, daß er sich noch nicht gewaschen hätte. Er stand also vom Stuhl auf, ging in einen Winkel der Stube und that, als wenn er sich wüsche und kämmte. Dabei gab er seiner Frau Befehl, zum Nachbar zu gehen, und denselben zu bitten, daß er sein Pferd zurechte machen möchte, worauf er dann nach W. reiten wollte. Nach diesem sagte er, er wäre nun allein, ging darauf in eine andere Ecke der Stube und verrichtete knieend sein Gebet. Als er hiervon aufgestanden war, fing er das zuvor angestimmte Morgenlied bei dem 2ten Vers und in dem nemlichen Tone wieder an, und sang es bis zu Ende fort. Hierauf redete er mit seiner Frau verschiedenes, vertröstete dieselbe, von andern Abend wieder zu kommen, machte allerhand Abschiedszeichen, und that, als ob er in des Nachbars Haus ginge, dasselben grüßte, das Pferd aus dem

Stalle,

Stalle zog, sich darauf setzte und zum Thore hinaus ritte. Nun blieb er etwa eine halbe Stunde auf einer Stelle stehen, machte mit der linken Hand und dem Leibe solche Bewegungen, als ein Reitender zu machen pflegt. Unterdessen, daß er einen Reuter vorstellte, nahm er verschiedene mal die Mütze ab, und grüßte die ihm Begegnenden. Als er eine Weile geritten war, fing er das Lied an: Von Gott will ich nicht lassen. Er sang es unverstümmelt ganz zu Ende, doch so, daß er zuweilen laut, zuweilen ganz leise sang, vielleicht daß er seinen Gesang den ihm Begegnenden nicht hören lassen wollte. Nach Endigung des Liedes hatte er den ganzen übrigen Weg lauter gute Gedanken, welche er insgesamt schlafend hersagte. Er hielt auch einmal stille, und forderte etwas Bier, trank zweimal davon und gab den Krug wieder zurück, mit der Frage: Ob das Bier einen Dreier gälte? griff dann in die Tasche, nahm verschiedene Stücke Geld heraus, und aus diesen einen Dreier, den er, als wenn er ihn dem Wirth gäbe, aus der Hand fallen ließ. Dann stellte er sich wieder als ein Reitender, hielt darauf noch einmal still, stieg vom Pferde und that, als ob er den losgegangenen Sattel wieder fest gürtete, setzte sich nun darauf und ritt weiter. Ungeachtet er nun, wie bereits erzählt ist, bei seinem wirklichen Ritt schon in den Schlaf gefallen war, so machte er doch in seinem zweiten Paroxismus alles nach, was er während des ersten gethan hatte. Wie er sich vorstellte in dem Fluß zu seyn, zog er die Füße an sich, und sagte dabei: das Wasser wäre tief. Wie er sich seinen Aufenthalt in W. vorstellte, that er, als ob er seiner Geschäfte wegen in verschiedene Häuser ginge und sie da ausrichtete. Er kam denn auch endlich in Gedanken zu dem Manne in H. bei welchem er in den zweiten Paroxismus gefallen war. Er redete alle die Worte und machte alle die Gebärden, die er gegen die Magd geredet und gemacht hatte, welche ihm des Mannes Stube hatte zeigen müssen; stieg so viele Stufen, als sich an der Treppe befanden, klopfte an die Thür, und wiederholte eben die Worte, welche er beim Eintrit zu demselben gesprochen hatte. Bisher hatte er immer stehend gewandelt, nun fand er im Schlafe eben den Stuhl, auf welchen ihn der Mann hatte sitzen heissen, ungeachtet dieser Stuhl einige Schritte von ihm stand; ging mit festgeschlossenen Augen, welche auch nicht die geringste Bewegung vor dem daran gehaltnen Licht machten, durch die dazwischen stehenden Leute weg, setzte sich nieder, und sagte alles nach einander wieder her, was er wachend dem Mann in H. auf dessen Fragen zur Antwort gegeben hatte. Als er das alles hergesagt, wachte er auf, und bezeugte, daß alles, was er da schlafend gethan hätte, ob er sich gleich nichts; sofern es nemlich im Schlafe geschehen, davon zu besinnen wüßte, so denselben Tag mit ihm vorgegangen wäre.

Ueber den Werth der lateinischen, französischen und englischen Sprache, in Hinsicht auf die Ehre, zur allgemeinen Gelehrtensprache erhoben zu werden.

Von D. A. Eichhorn.

Die lateinische Sprache hat viele Jahrhunderte die Ehre genossen, daß sich die Gelehrten aller europäischen Nationen ihrer bedienten, um sich gegenseitig ihre Kenntnisse mitzutheilen, und die heranwachsende Jugend, die sich den Wissenschaften widmen wollte, zu belehren. Dieser Ehre ist sie ohne Zweifel würdig gewesen. Wer muß es nemlich nicht gestehen, daß sie edel, kraftvoll und harmonisch ist, daß sie wegen der vielen Inversionen, welche sie erlaubt, den Hauptgedanken, den man auszeichnen will, recht hervorstechend auszudrücken vermag, und daß sie einen ausnehmend grossen Reichthum an Wörtern und Redensarten besitzt, wodurch der Philosoph seine Untersuchungen und Entdeckungen in dem Gebiete metaphysischer, psychologischer und moralischer Wahrheiten, deutlich und plan vortragen, der Dichter die unzählbar mannigfaltigen Bilder seiner glühenden Einbildungskraft gleichsam lebendig darstellen, und der Redner die Leidenschaften seiner Zuhörer, in dem aus seinem Munde Zauberkräfte zu strömen scheinen, nicht allein erregen, sondern auch nach Gefallen lenken kann? Die Werke eines Cicero und Plinius, eines Virgil und Horaz, sind bis auf den heutigen Tag für Muster anerkannt worden, welche der Philosoph und Redner, der lyrische und epische Dichter mit eben so lebhaftem Nacheiferungsgeiste betrachtet und studirt, als der genievolle Maler die täuschenden Gemälde eines Raphael, Rubens, Correggio und Titian. Wie hoch demnach auch dieser oder jener Deutsche, Engländer, Franzose und Italiäner die Werke seiner Landsleute schätzen mag, welche sich durch Philosophie, Dichtkunst und Beredsamkeit hervorgethan haben, so ist doch keine dieser Nationen selbst so unbillig gewesen, daß sie um jener willen die großen römischen Philosophen, Dichter und Redner hintangesetzt und vergessen hätte. Vielmehr wird das Andenken dieser Männer von denen, die sich durch Philosophie, Dichtkunst und Beredsamkeit unter den genannten Nationen hervorgethan haben, in den höchsten Ehren gehalten. Was für einen großen Werth aber auch die Werke der römischen Classiker haben mögen, und so viele Vorzüge auch die Sprache besitzen mag, worin sie geschrieben sind, so werden sie doch heutiges Tages weder von Deutschen noch Engländern, weder von Franzosen noch Italiänern so allgemein und emsig gelesen, als sie von ihren Vorfahren gelesen wurden, wie dies leider aus der so häufigen Klage erhellet, daß es in unsern Zeiten nur wenige Auserwählte gebe, welche den

Sinn

Sinn eines teutschen Klassikers aus der höhern Ordnung zu fassen, und seine Schönheiten zu empfinden im Stande wären. Wie läßt es sich denn erwarten, daß künftig noch die lateinische Sprache die allgemeine Sprache der europäischen Philosophen, Dichter und Redner werden sollte? Sind diese auch gleich selbst mit ihr aufs innigste vertraut, so wollen sie doch nicht für sich selbst, sondern fürs Publikum schreiben; und das Publikum, zumahl Mitgenß weder gegen Wahrheit, noch gegen Schönheit unempfindlich ist, hat weder für Wahrheit, noch Schönheit Sinn und Gefühl, wenn Pallas und die Musen von den Grazien begleitet in allem römischen Gewande vor ihre Augen treten. So viel Wahrheit also auch Reims männliche schöne Sprache zur Erhaltung und Ausbreitung der Philosophie, Dichtkunst und Beredsamkeit haben mag, so herrschend sie auch in Europa unter den Gelehrten aller Art gewesen ist, und so würdig sie auch ihrer innern Beschaffenheit nach ist, einen vorzüglichen Platz zu behaupten, so ist doch jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo sie sich Einsiedeleien für ihre künftige Ruhe und Pflege suchen muß — doch dafür wird sie nicht stehen dürfen, wenn sie anders den Vorschlag eines ihrer guten Freunde, den er ihr in einer gewissen deutschen Monatsschrift gethan hat, annehmen will. Denn indem sie zu den Toiletten der Damen in Assemblen, in Kluby und Kränzchen ein. Ihre Tochter, welche eigentlich nur bei unsern wilden Nachbarn ihren Wohnsitz haben sollte, soll aus diesen ehrenvollen Geschäften weggejagt, und sie, die Mutter, mit Triumph dahin eingeführt werden, ich wünsche ihr dieses Glück von ganzem Herzen; aber ich besorge, sie ist zu bescheiden, als daß sie es annehmen sollte. Und ich würde noch mehr besorgen müssen, wenn die Aussprüche gesund gemacht würden, welche der Verfasser einer Abhandlung aus dem Artikel Langue in der von Diderot und d'Alembert herausgegebenen Encyclopädie für seine Landsmännin hat hauchen lassen. Denn wäre dies der Fall, so würde sich die Tochter nicht damit begnügen, sich ihren gewählten Platz bei den Toiletten der Damen in Assemblen, in Klubs und Kränzchen zu verschaffen, sondern sie würde auch die Höfe, die und die stillen Studierstuben der Gelehrten vom Tajo bis zur Wolga beherrschen. Wie zuversichtlich würde sie nicht von ihrem Verehrer die Krone zugesprochen, meine vertheidigte: „Falls irgend eine andere Sprache als die lateinische, die allgemeine Gelehrtensprache in Europa werden sollte, so gebührt der französischen die Ehre dieses Vorzugs. Schon hat sie sich den Beifall aller Höfe erworben, wo man sie fast eben so wie die Versailler redet. Und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser herrschende Geschmack eben

*) Tom. IX. pag. 166.

den so wohl den Beschränkungen unsrer Literatur, als dem Einflusse, den unsre Regierung auf die allgemeine Politik von Europa hat, zuzuschreiben sey." So zuversichtlich aber dieser Lobredner der französischen Sprache ihr den Vorzug vor allen andern europäischen Sprachen zuerkennet, so wenig kann man sich doch geneigt finden, ihm Beifall zu geben, wenn man nicht das Urtheil eines andern Franzosen über seine Muttersprache, ein Urtheil, welches unpartheiischer zu seyn scheint, verwerfen will. Ob indessen der letztere richtig urtheilt, will ich gern meinen Lesern zur Entscheidung überlassen. Er behauptet *), daß die französische Sprache keinen beträchtlichen Umfang habe, daß es ihr an Vermögen fehle, mit edler Kühnheit zu schildern, und daß selbst ihr innerer Bau sie ungeschickt mache, den Enthusiasmus, den die Dichtkunst erfordere, auszudrücken. Dagegen behauptet er auch von ihr, daß sie eine gewisse Glätte, Regelmäßigkeit, Zierlichkeit und Delikatesse, und eine Menge feiner Ausdrücke besitze, wodurch sie sich, besonders dem dramatischen Schriftsteller empfehle. Dies ist das Urtheil eines Franzosen über seine Muttersprache, und es scheint, das Gefühl der Wahrheit habe es ihm abgenöthiget. Sollte sie nun wirklich die angeführten Mängel haben, so würde sie doch schlechterdings nicht zur Ehre einer allgemeinen Gelehrtensprache erhoben zu wer-

den, so viel Vortheile sie auch übrigens als Conversationssprache haben mag. Nicht sowohl deswegen muß ihr diese Ehre abgesprochen werden, weil sie die Phantasieen des Dichters nicht begünstiget, als vielmehr deswegen, weil es ihr überhaupt an dem gehörigen Reichthume fehlet. Wenn ihr nun aber dieser Ehrentitel nicht zu Theil werden kann, so kann doch ihre Nachbarinn Albion mehrern Anspruch darauf machen; und sie glaube, wenn einst die Nationen Europens über die Wahl stimmen sollten, so würde wahrscheinlich Allgemein die englische Sprache, angesehen der Nationaleigenheit, den Vorzug erhalten werden. Denn gesetzt ihr auch jede Nation nur den zweiten Platz zu, so würde dies doch nichts anders, als ein Bekenntniß seyn, daß jede Nationaleigenheit sich nicht mit ihr messen könne, man sie den ersten Platz zugestehen würde, ich will zwar keinesweges behaupten, daß sie in jeder Rücksicht vor allen europäischen Sprachen, und besonders vor der deutschen und französischen Vorzüge besitze. Allein so viel wird man mir, glaube ich, einräumen müssen, daß sie im ganzen genommen, mehr als irgend eine andre europäische Sprache zur Würde einer allgemeinen Gelehrtensprache erhoben zu werden scheine, und zwar aus folgenden vier Gründen.

1) Sie besitzt einen ausgebreiteten großen Reichthum an Wörtern und

*) Tom. IX. pag. 267.

Re-

Bildsamkeit für alle Gegenstände des menschlichen Denkens. Dies beweist die vielen Werke, welche englische Gelehrte aus allen Fächern der Literatur, und besonders Philosophen, Dichter und Redner in ihrer Muttersprache geschrieben haben, und welche mit dem Beifall, der nicht aller, doch der meisten Literatoren in Europa, sind gekrönt worden. Ich will es zwar zugeben, daß sich in der deutschen Sprache einige theils eigenthümliche, theils aufgenommene Wörter und Redensarten befinden, deren Sinn nicht wohl ohne Umschreibung in der englischen Sprache ausgedrückt werden kann. Allein, diesem Mangel kann, vermittelst eines andern Vorzugs, den sie besitzt, abgeholfen werden.

2) Von je her hat sie nemlich das Recht besessen und ausgeübt, Freiheit Ringe aus allen Ländern aufzunehmen, und zu naturalisiren. Kenner der englischen Sprache wissen es, wie viel der große Literator Johnson in dieser Absicht gethan, und wie sehr er seine Muttersprache insbesondere durch die lateinische bereichert hat. Manche haben ihn zwar darüber getadelt, allein den größte Theil seiner gelehrten Landsleute hat sein Verdienst um die Verschönerung ihrer Sprache zu schätzen gewußt. Sollte nun nicht das Recht, das bisher mit so großem Erfolge ausgeübt worden, ferner in Anwendung gebracht werden können? Ich schmeichle mich mit der Hoffnung, daß die Söhne Albions eben so standhaft und eifrig in der Vertheidigung bestehen seyn werden, als sie es bisher in der Verschönerung so mancher anderer ihnen theuren Gegenstände gewesen sind.

3) Der dritte Vorzug der englischen Sprache besteht darin, daß sich ihre Grammatik mit viel geringerer Mühe erlernen läßt, als die Grammatik der lateinischen, deutschen, französischen, und ich muthmaße, auch aller übrigen abendländischen Sprachen. Diesen Vorzug hat Lowth in der Vorrede zu seiner Schrift, die den Titel führt: A short introduction to english grammar with critical notes, und in diesem Buche selbst, deutlich vor Augen gestellt. Und ich darf nicht daran zweifeln, daß ein jeder Deutscher, der die lateinische, französische und englische Sprache gramatikalisch gelernet hat, diesen Vorzug wird wahrgenommen haben. Ja, ich bin fest überzeugt, daß ein jeder Europäer, der seine Muttersprache grammatikalisch gelernet, und sich dadurch eine Kenntniß der allgemeinen Regeln aller Sprachen, oder einer Universalgrammatik erworben hat, nicht die mindeste Schwierigkeit in der Erlernung der englischen Sprachlehre finden wird. Der ganze Bau dieser Sprache ist in allen seinen Theilen so einfach, daß man sie beinahe, wenn man nicht vom Gegentheil überzeugt wäre, für eine der leichtesten Sprachen in der Welt halten müßte. So wie sie sich nun durch die Einfachheit ihres Baues, und durch die beiden

vor-

vorhin erwähnten Vorzüge zu den Ihrer einer allgemeinen Gelehrtensprache empfiehlt, so empfiehlt sie sich auch

4) dadurch, daß fast alle Nationen in Europa in ihr eine große Menge Wörter aus ihrer Muttersprache antreffen, welche ungeachtet der Veränderungen, die mit ihnen vorgegangen, sehr deutlich die Quelle verrathen, aus welcher sie ihren Ursprung genommen haben. Die Sprachen der südlichen Nationen in Europa enthalten eine außerordentliche Menge ursprünglich lateinischer Wörter, und ein großer Theil von ihnen ist nach einer verschiedenen Mundart modificirt, in die englische Sprache übergegangen. Die Deutschen, Dänen und Schweden finden einen beträchtlichen Vorrath von Wörtern in der englischen Sprache, welche aus ihrer Muttersprache genommen sind, und zugleich finden sie in Ansehung der Wortfügung zwischen ihrer Muttersprache und der englischen eine solche Aehnlichkeit, daß sie einen englischen profaischen Schriftsteller, wenn ihnen nur die Bedeutung der Wörter, deren er sich bedienet, bekannt ist, schon bei den ersten Versuchen der Lektüre verstehen können. Dem zufolge muß die Erlernung der englischen Sprache, sowohl den Gelehrten im nördlichen als im südlichen Europa, um vieles leichter seyn, als wenn sie weder in den Wörtern, noch in der Wortfügung eine Analogie mit ihrer Muttersprache finden können. Und diesen Umstand ist gewiß nicht aus der Acht zu lassen, wenn anders der beträchtliche Zeitaufwand, welchen man der Erlernung einer andern Sprache ist widmen pflegt, wie es billig ist, in Anschlag gebracht werden muß. Wenn nun aus dem, was ich bisher gesagt habe, so viel erhellet, daß die englische Sprache schon jetzt einen ansehnlichen und großen Reichthum an Wörtern und Redensarten besitzt, daß sie fortdauernd einer Vergrößerung ihres Reichthums fähig ist, und daß sie sich von allen europäischen Sprachen leicht erlernen läßt, theils deswegen, weil ihre Grammatik sehr einfach ist, theils deswegen, weil die südlichen und nördlichen Europäer mehrere tausend ihnen wenigstens als gemeinschaftlich bekannte Wörter darin antreffen, wenn, sage ich, dies aus dem bisher Angeführten erhellet, so wird man es ihr nicht absprechen können, daß sie geschickt und würdig sey, eine allgemeine Gelehrtensprache zu werden. Sollte es nun irgend einmal den Gelehrten in Europa gefallen, sich eine der europäischen Sprachen ausschließlich zu erwählen, um sich vermittelst ihrer gegenseitig ihre Kenntnisse mitzutheilen, so hoffe ich, wird der Geist der Vaterländischkeit nicht so viel vermögen, daß man der edlen Sprache unserer treuen Nachbaren und alten Bundsfreunde den Vorzug zu versagen sich erdreisten

Landeingehausen.

Neues
Hannöverisches Magazin.
40tes Stück.
Montag, den 18ten Mai 1795.

Freimüthige Gedanken über die Ursache und Behandlung der Lungenschwindsucht.

Aus Dr. Benjamin Rush's medical inquiries and observations.

Übersetzt, vom Dr. Lindemann.

Die alten Juden pflegten zu sagen, ein Mann erfülle nicht die Pflichten des Lebens, der dieses zurücklegt, ohne ein Haus zu bauen, einen Baum zu pflanzen, und ein Kind zu hinterlassen. Eben so sollte auch ein Arzt die Pflichten seines Standes als unerfüllt ansehen, so lange er nicht etwas dazu beigetragen hat, die Anzahl der unheilbaren Krankheiten zu vermindern. Aus dieser Ursache habe ich die Lungenschwindsucht zum Gegenstand meiner Untersuchung gewählt.

Die Schwindsucht ist den nordamerikanischen Wilden unbekannt. Fast eben so unbekannt ist sie unter den halbcivilisirten Amerikanern, die das Land urbar machen, und die man erste Anbauer nennt.

Die vornehmste Beschäftigung der Wilden, besteht in Kriegen, Jagen und Fischen, die halbcivilisirten Amerikaner jagen, fischen, bauen den Erdboden, hauen Wälder um, sie hauen sich Häuser und Scheuren, und machen zu jeder Jahreszeit große Fußreisen.

Diese Krankheit ist nicht so gemein auf dem Lande, als in der Stadt. Unmäßigkeit und sitzende Lebensart giebt Anlage dazu; daher sind Arbeiter, die beständig harte Arbeiten in freier Luft ausüben, als Zimmerleute und andere, der Lungenschwindsucht nicht so unterworfen, als diejenigen, die im Zimmer eine Arbeit bey sitzender Lebensart führen; daher sind auch die Weiber mehr dieser Krankheit unterworfen, als die Männer.

Hieraus scheint zu folgen, daß die beste Behandlungsart dieser Krankheit darin bestehe, durch körperliche Arbeiten dem Körper den Grad von Stärke wieder zu verschaffen zu suchen, der dem Menschengeschlecht in

der ersten Stuffe seiner Kultur ein gegangen war.

Wenn wir den Nutzen derjenigen Arzneimittel untersuchen, die die Aerzte bei dieser Krankheit gebraucht haben, so wird jene Behauptung sich bestätigen.

Man erwarte hier ja nicht eine Menge Recepte zu Boluſſen, Syrupen, Elektuarien, Dekokten, Aufgüſſen, Pillen, mineraliſchen Waſſern, Pulvern, Mixturen und Peſſanen, die man ſo lange hartnäckiger Weiſe in dieſer Krankheit gebraucht hat, und die alle gegen dieſe Krankheit fruchtlos ſind, wenn ſich der Kranke nicht beſtändig in freier Luft Bewegungen macht.

Seereiſen haben Schwindſuchten geheilt, wie auch Veränderungen des Clima's; ingleichen Reiſen zu Lande, zu Pferde oder zu Fuße. Brechmittel, Aderlaſſen, bittere Arzneien, flanellene Hemder auf die bloße Haut, ſind oft in dieſer Krankheit, wenn ſie gehörig angewendet ſind, ſehr von heilhaft geweſen; ferner Blaſenpflaſter, Haarſeile, und endlich jenes bekannte Mittel, das Segeln und Schaukeln, worüber man nach Gefallen des Dr. Smiths, Account of the effects of ſwinging, employed as a remedy in the pulmonary conſumption and hectic fever nachleſen kann.

Alle dieſe Mittel haben auf zweierlei Art gewürkt:

1) Sie haben die Feuchtigkeiten (auch wohl Schärfen) nach der Haut getrieben, und den Kranken in den Stand geſetzt, ſich körperliche Bewegungen machen zu können. Wurden dieſe aber vernachläßiget, ſo haben ſie keine dauerhafte Hülfe verſchafft.

2) Sie haben offenbar den Körper geſtärkt, wenn ſie anhaltend gebraucht wurden. Hieher gehören vorzüglich Reiſen zu Lande, beſonders wenn ſie mit Schwierigkeiten und Ungemächlichkeiten verbunden waren; daher werden viele Soldaten, die ſchwindſüchtig in den Krieg gehen, durch die damit verbundene Strapazen geheilt, weil hier die Kräfte der Seele und des Körpers angeſpornt werden.

Aus allem dieſen folgt deutlich, daß von körperlichen Uebungen und Handthierung die Mittel zur Heilung der Schwindſucht hergenommen werden müſſen. Ich bin ſo glücklich, hier Thatſachen als Beweiſe meiner Behauptung darbringen zu können.

Während des letzten Krieges ſahe ich drei Männer, die die offenbare Schwindſucht hatten, vollkommen durch Kriegesſtrapazen geheilt. Sie waren vorher meine Patienten geweſen. Ohne dieſen weiß ich noch vier wahrhafte ähnliche Fälle. Einer von dieſen war der Sohn eines Pächters in Neu-Jerſey, den man, nach dem letzte Mittel bei ſeiner Schwindſucht zu verſuchen, zur See geſchickt hatte. Bald nachdem er die amerikaniſchen Küſten zurückgelegt hatte, wurde er von einem engliſchen Kaper gefangen, und mußte die Dienſte eines Matroſen verrichten. Als er hier 23 Monate gedient

gliche hatte, entfloh er, und lief bis zu Boston, von da er zu Fuß beinahe hundert englische Meilen nach seiner väterlichen Heimath ging, wo er vollkommen gesund anlangte.

Einem Manne hatte die Schwindsucht schon so abgemattet, daß an medicinische Hülfe gar nicht mehr zu denken war; er schlief in freier Luft, beschäftigte sich bei dem Baue seines Hauses, und mit Verwaltung seiner Pachtung, und ist jetzt auf einer vollkommenen Besserung.

Ein Arzt hat lange am Husten und Blutspeien. Er diente hernach bei der amerikanischen Armee als Wundarzt fast den ganzen Krieg hindurch, und war während dieser Zeit gänzlich von seinem Uebel frei; als er sich aber nun wieder bloß mit der Privatpraxis beschäftigte, kehrte das Blutspeien zurück. Er wandte vergebens hiergegen eine sparsame Diät an; endlich nahm er zu Hausmannskost seine Zuflucht, und befindet sich jetzt sehr wohl.

Es würde mir sehr leicht seyn, noch mehrere Beispiele anzuführen, die beweisen, daß körperliche Arbeiten, Beschäftigungen mit dem Ackerbau, und mit Mühseligkeiten verbundene Land- und Seereisen, nicht allein die Schwindsucht, sondern jede Art Lungenkrankheit, verhütet, erleichtert oder gehoben haben.

Nur ein Beispiel will ich noch anführen, das mir neulich der Doctor Franklin mittheilte. Dieser hatte einst bei seinem Reisen in Neu-England einen Postreuter ein, um sich mit ihm zu unterhalten. Bei dem Gespräch machte ihn der Postillon mit seiner Lebensgeschichte bekannt, und erzählte ihm unter andern, er sey ein Schuster, seine Lebensart und andere Umstände hätten ihn lungensüchtig gemacht, dawider ihm von einem Arzte das Reiten empfohlen sey; da ihm aber dieses zu kostbar gewesen sey, so habe er mit einem alten Postreuter einen Contrakt gemacht, für ihn seinen Dienst zu versehen; hiebei habe er in 2 Jahren seine vollkommene Gesundheit wieder erhalten. Nach dieser Zeit sey er zu seinem Schusterhandwerk zurückgekehrt, und wäre wieder in die Schwindsucht verfallen: weßhalb er den Dienst als Postillon wieder angenommen habe, den er nun 30 Jahre in vollkommener Gesundheit verrichte.

Ich hoffe, diese Thatsachen sind hinreichend, zu zeigen, daß man, um eine gründliche Heilung der Schwindsucht zu erlangen, dem Körper seine Stärke, und den erschlafften Fibern ihren Ton wieder zu verschaffen suchen müsse.

Wie soll man aber bei mühsigen Stadtbewohnern jene mit Mühseligkeiten verbundene körperliche Arbeiten anwenden? Wie kann man den verfeinerten Zärtlingen diese rauhen Strapazen empfehlen? Hier muß man andere Mittel an die Stelle jener setzen, die ihnen in ihren Wirkungen gleich kommen.

1) Dr. Sydenham hält das Reiten in der Schwindsucht für ein eben

Digitized by Google

so gewisses Mittel, als die Ehlenrinde bei Wechselfiebern. Ich glaube dieses eben so gewiß, als ich überzeugt bin, daß die Entzündungsfieber seit Sydenhams Zeiten sich vermindert haben. Wenn jetzt das Reiten zur Heilung der Schwindsucht nicht mehr helfen will, so liegt die Schuld an dem Patienten, nicht aber an dem Mittel. Es ist ein Zeichen, sagt Dr. Cadogan, daß der Magen Milch verlangt, wenn er das Reiten nicht vertragen kann. Auf gleiche Weise beweiset gerade die Unfähigkeit des Patienten, diese männliche und heilsame Körperbewegung zu ertragen, ihre Nothwendigkeit und Vortheile.

2) Die fortdaurenden Arbeiten bei dem Ackerbau, in Verbindung der einfachen aber gesunden Kost eines Landmanns, und ein hartes Bette, würden die Stelle eines rauhen und kriegerischen Lebens sehr wohl vertreten.

3) Beschäftigungen und Professionen, die eine beständige körperliche Bewegung in freier Luft erfordern, müssen für einen jungen Menschen gewählt werden, der entweder aus erblicher Anlage, oder durch gelegentliche Brustzufälle, in Gefahr steht, die Schwindsucht zu bekommen. Hier sollte man dem Rath weiser Männer folgen, nemlich für seine Kinder solche Beschäftigungen und Professionen zu wählen, die den verderbenen Neigungen ihres Herzens am wenigsten schmeicheln. Zeigte sich z. B. schon in frühern Jahren eine unmäßige Leidenschaft zum Buche, oder eine fähige Geistesanlage, so müßten wir diesem dadurch entgegen arbeiten, daß wir sie eine Wissenschaft oder eine Profession lernen ließen, die nicht sehr einträglich wäre, und wobei sie ihren Eigennutz ziemlich bei Seite setzen müßten. Es ist bei Aeltern sehr was Gewöhnliches, ihre zärtlichen schwachen Kinder zum Studiren, oder zur sitzenden Profession zu bestimmen, und die starken zum Militairdienst, zur Oekonomie, Seewesen, u. s. w. Es sollte aber gerade umgekehrt seyn. Der schwache sollte eine solche Profession wählen, wobei viele körperliche Arbeiten sind; der starke sollte eine sitzende Profession wählen. Durch Vernachläßigung dieser Regel, sterben jährlich an der Schwindsucht viele Hunderte.

4) Das kalte Bad hat sich in der Schwindsucht sehr würksam gezeigt. Damit es aber einen sichern Erfolg habe, ist es nöthig, daß körperliche Arbeiten damit verbunden werden, oder daß es in demjenigen Grade gebraucht werde, der die Abwechselung von Stärke und Schwäche verhindert; denn ich glaube, daß die Kur der Schwindsucht auf der einfachen Wirkung einer stärkenden Eigenschaft ohne alle Beimischung einer schwächenden beruhet. Wahrlich, ich gestehe, es ist leichter, bloß durch einfache schwächende Mittel die Symptome zu mildern, und das Leben zu verlängern, als durch eine Mischung von stärkenden und schwächenden Mitteln.

Es

Es ist dies kein besonderer Fall in dem menschlichen Körper. Wie oft bekommen wir einen steifen Hals und einen Krampf, wenn wir uns in einem warmen Zimmer einer Zugluft aussetzen, welches nicht geschehen wäre, wenn das Zimmer kalt gewesen wäre, oder mit anderen Worten, wenn die Luft einfach auf unsern Körper gewirkt hätte. Es giebt in der Arzneikunst, so wie in andern Dingen, manche Extreme, die in einen Punkt zusammentreffen. Es giebt eben so gewiß eine mit Schwäche verbundene inflammatorische Diathesis oder Eigenschaft, als es eine mit dem höchsten Grad von Stärke verbundene inflammatorische Beschaffenheit giebt; und ich glaube gröfsere Grade dieser inflammatorischen Beschaffenheit bei den Stadtbewohnern als bei den Landleuten, mehr bei Weibern als Männern angetroffen zu haben. Auch habe ich die heftigsten inflammatorischen Krankheiten gesehen, wo der Körper doch vorher durch eine anhaltende heiße Witterung, durch ein hartnäckiges Wechselfieber, und sehr häufig durch Misbrauch des Branntweins, entkräftet war. Diese Art inflammatorische Beschaffenheit scheint also aus dem zu entspringen, was man, und vielleicht nicht unrichtig, mittelbare Schwäche (indirect debility) genannt hat. Ist es das Daseyn dieser Art inflammatorischer Beschaffenheit, welche jetzt bei der Kur der Schwindsucht mehrere Schwierigkeiten erzeugt, als vormals? Ist sie es, die das Reizen in dieser Krankheit sundlos und tadelhaft macht? Ich vermuthe es; und es ist zu bedauren, daß es oft so viele Zeit erfordert, diese Art inflammatorischer Beschaffenheit zu heben, und solche Arzneimittel anzuwenden, die den Patienten schwächen, um auch diesen dann diejenigen Mittel anwenden zu können, die eine gründliche Kur bewirken.

Um eine Diät für Schwindsüchtige anzuordnen, ist es eben so nothwendig, die Beschaffenheit des Pulses zu kennen, als die Zeit und Gröfse eines Aderlasses. Wo eine mittelbare inflammatorische Beschaffenheit die Oberhand hat, ist eine vegetabilische Diät gewiß sehr dienlich; wenn aber dieser Zustand nicht mehr vorhanden ist, so glaube ich, daß eine vegetabilische Diät allein nachtheilig ist; und ich bin versichert, daß eine mäßige animalische Kost vortheilhaft ist. In beiden Fällen sollte die Diät, so bald als möglich, nur aus einer Art von Nahrungsmitteln bestehen, entweder aus vegetabilischen, oder aus animalischen.

Die Gegenwart oder die Abwesenheit dieser inflammatorischen Beschaffenheit giebt uns Anzeigen zum Gebrauch oder Vermeidung der Chinarinde und der balsamischen Arzneien. Zu den Zeugnissen ihrer nachtheiligen Folgen könnte ich auch manche Beweise beifügen, wo sie mit grofsem Vortheil angewandt sind; dieses war nemlich dann der Fall, wenn gar keine inflammatorische Beschaffenheit vorhanden war.

Viel-

Digitized by Google

Wirksche bekannten empfohlenen Mittel und geäußerten Meinungen noch mehr Bestätigung, wenn wir auf die Analogie der Geschwüre an den Beinen, und anderen Theilen des Körpers aufmerksam sind. Geschwüre an den Beinen erscheinen vorzüglich an Körpern, die sich durch den Brantewein geschwächt haben: an den übrigen Theilen erscheinen häufig Geschwüre bei Körpern, die an Scrophuln leiden. Bei der Behandlung dieser Uebel ist es vergeblich, sich auf äußerliche und innerliche Arzneimittel zu verlassen. Der ganze Körper muß gestärkt werden, wenn wir nicht bloß mit der Krankheit spielen wollen, und jenes kann allein durch körperliche Arbeiten und eine stärkende Diät bewirkt werden.

Ich wünsche, ich hätte bei der Erzählung obiger Thatsachen mein Raisonnement darüber vermeiden können; besonders da ich mich auf die Wahrheit der erzählten Thatsachen verlassen kann, aber über die Zuverläßigkeit meines Raisonnements noch etwas zweifelhaft bin.

Ich will nur noch dieses hinzusetzen: sollte die Kur der Schwindsucht endlich durch Mittel bewirkt werden, die in jedem Betracht den Palliativmitteln, die jetzt allgemein im Gebrauch sind, entgegen gesetzt sind, so wird sich weiter nichts ereignen, als was wir schon bisher bei dem Tetanus, bei den Blattern, und bei der Behandlung zerbrochener Gliedmaßen gesehen haben.

Sollte dies der Fall seyn, so werden wir uns nicht wundern, wenn wir sehen, daß Aerzte, anstatt die vom mals in der Schwindsucht üblichen Mittel zu gebrauchen, nun dem Patienten den Rath geben, seinen Aufenthalt, oder das todte Stadtleben zu verlassen, und körperliche Arbeiten auf dem Lande vorzunehmen; ihre angefüllte Tafel und den warmen Ofen zu vermeiden; und dafür die harte Kost und das rauhe Leben eines Landmanns zu erwählen; oder wenn der Kranke eine Seemise vornehmen will, ihm den Rath geben, sich hiebei activ zu verhalten, d. h. die Arbeiten und Strapatzen eines Matrosen zu übernehmen.

Bei der Uebersicht der Thatsachen und der Beobachtungen, die ich erzählt habe, glaube ich, daß sich die Worte des Philosophen, „Quod petis in te est," eben so stark auf die Mittel zur Erhaltung einer gründlichen Heilung der Schwindsucht beziehen, als auf die Mittel zur Erhaltung der Glückseligkeit.

Ich will nicht behaupten, daß es kein Arzneimittel gebe, daß die Stelle der Arbeit und der körperlichen Uebungen, dessen Nutzen durch die angeführten Beispiele außer Zweifel gesetzt ist, wenigstens einigermaaßen vertreten könnte. Viele Beispiele aus analogen Wirkungen der Arzneimittel, und aus körperlichen Uebungen, verbieten diese Behauptung. Nur das will ich sagen, daß, wenn es in der Natur ein solches Arzneimittel giebt, ich zu glauben geneigt bin, daß man es in

der

Digitized by Google

der Classe der stärkenden Mittel (tonica) suchen müsse. Sollte dieses der Fall seyn, so bin ich überzeugt, daß die Stärke oder die Dosis dieses stärkenden Mittels in einer weit größern Menge angewandt werden müsse, als es jetzt geschieht, mit Rücksicht auf die jedesmalige Wirksamkeit des Mittels.

Ich schließe diejenige Krankheit von der allgemein angeführten Beobachtung über die Unwirksamkeit der Arzneimittel, die vormals zur Kur der Schwindsucht ohne Beihülfe körperlicher Arbeiten gebraucht wurden, aus, die von frischen Abscessen in den Lungen entstehe. Diese Abscesse sieht man oft ohne auszehrende Zufälle, und meinen häufig bloß durch die Natur, oder durch sehr einfache Arzneimittel geheilt.

Warnung und Bitte an die Bosquetpflanzer.

Pauca, sed selecta!

Ein jeder, der ein Gärtchen hat, will auch sogleich ein Bosquet darin haben. Ich habe nichts dabei zu erinnern, denn ich würde es selbst so machen, wenn es der Platz erlaubte. Nur dieses mißbillige ich, daß man in diese Lustwäldchen alles aufnimmt, und selbst die giftigsten Pflanzen dahin pflanzt, ungeachtet man schon zum öftern gesehen, daß durch diese Unvorsichtigkeit großes Unglück entstanden ist.

Ich will hier einige der vornehmsten zur Warnung bekannt machen. Gesetzt, es ist auch nur einer, der mir Gehör giebt, und sein Bosquet davon reinigt, so ist meine Mühe belohnt.

1. *Daphne Mezereum L.*

Kellerhals.

Ein hier in Wäldern wachsender Strauch, der angenehm riechende, früh im Jahre blühende Blumen hat, worauf hochrothe Beeren folgen. Diese sind sehr giftig, so, daß Kinder durch deren Genuß gestorben sind. Noch im vorigen Jahre hatten wir in H . . r ein Beispiel, da ein Jüngling durch deren Genuß beinahe sein Leben verlohren hätte.

2. *Rhus Toxicodendron L.*

Der Giftsumach.

Ein in Amerika zu Hause gehörender Strauch, der leider! fast in keinem Bosquete fehlt. Bei uns ist er zwar nicht so giftig, als in seinem Vaterlande; ich weiß aber doch ein Beispiel, daß hier ein Frauenzimmer, welches an einem heißen Sommertage einige Blätter von dieser Pflanze in der Hand hielt und damit spielte, sich ein unleidliches Jucken, Geschwulst und Ausschlag zuzog, welche nur durch viele Mühe wieder konnten vertrieben werden.

3. *Rhus radicans L.*

Der wurzelnde Sumach.

Sieht dem vorigen sehr ähnlich, ist auch eben so giftig, und verdient

Digitized by Google

dazu bezeugen, daß er bei uns an allen Orten allgemein werde.

4. *Rhus Vernix L.*

Der Firnisssumach.

Hat Blätter wie die Esche, daher man ihn auch die Giftesche heißt. Seine Ausdünstungen sind äußerst giftig, und öfters sogar in die Ferne. Man hüte sich also vor ihm. Zum Glücke ist er hier noch etwas selten.

5. *Taxus baccata L.*

Eibenbaum.

Ein allgemein bekannter Baum. Man hat Exempel, daß Kinder, welche dessen Beeren gegessen haben, davon gestorben sind; andern haben sie nichts geschadet. Wer indessen klug ist, läßt diesen Baum aus seinem Garten weg, weil man nicht wissen kann, ob nicht einmal ein zärtliches Kind hinzukommt und sich an diesen Beeren den Tod ißt.

6. *Atropa Belladonna L.*

Belladonna.

Ich habe diese giftige Pflanze zwar noch in keinem Bosquete gesehen: Einer erzählte aber, daß ein italiänischer Gärtner solche in einen fürstlichen Lustgarten pflanzte, und daß zwei Prinzen des Hauses sich an den Beeren den Tod aßen, deren Vater denn auch sogleich den Gärtner an dem ersten besten Baum im Garten aufhängen ließ.

Herrenhausen, im April.

Mehrere schädliche Pflanzen, die sich in den Bosqueten finden, will ich hier nicht anführen, weil ich noch keine Erfahrung besitze, daß solche Unglück verursacht haben, und blos schreiben mag ich nicht. Ich würde indessen einen jeden, der Bosquete anlegt, besonders wenn es solche sind, die zum allgemeinen Gebrauch bestimmt seyn sollen, und wo sich täglich Kinder aufhalten, die höchste Vorsicht zu gebrauchen, und ja nichts darin aufzunehmen, was nur im geringsten schaden kann. Wir haben ja unschädliche Pflanzen genug, womit man dergleichen Lustgebüsche vollpflanzen kann. Und haben wir diese, warum sollen wir denn noch giftige gebrauchen? Ein Bosquet ist ja kein botanischer Garten, wo nichts fehlen darf, sondern, wenn hier nur schöne und unschädliche Pflanzen, Bäume, Sträuche u. s. w. nach einer Art, die der Natur nicht zuwider ist, gepflanzt sind, so ist es gut; ob eine Pflanze mehr oder weniger darin sey, ist gleichviel. Hier machts nicht die Menge der Arten aus, sondern die Auswahl und die schickliche Anlegung des Ganzen. — Doch hiervon will ich nicht schreiben, sondern blos von einigen schädlichen Pflanzen der Lustgebüsche, und dieses ist geschehen, also — — .

Ehrhart.

Verliebt und Liebenswürdig.

Fontenelle liebte doch eigentlich gar nicht, sagte einstens Jemand zu dem Herrn von Montesquieu. Gut, antwortete dieser, desto liebenswürdiger ist er denn in den Augen

Neues Hannöverisches Magazin.

41tes Stück.

Freitag, den 22sten Mai 1795.

Etwas über den im 19ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre gethanen, durch die Theurung des Zuckers veranlaßten Vorschlag.

Im 28ten Stück des hannöverischen Magazins vom Jahre 1781. ist ein guter Aufsatz über den Zuckerahorn und einige andere einen Zuckersaft führende Ahorne enthalten, und im 44ten und 45ten Stück des neuen hannöverischen Magazins vom Jahre 1792. sind mehrere inländische Surrogate des immer theurer werdenden ausländischen Kaffees und Zuckers vorgeschlagen, derer, wie man weiß, sich schon mehrere mit Nutzen bedienen.

Der Herr Einsender des Vorschlages im 19ten Stück v. d. J. wünscht in diesen Blättern eine Anweisung vom Anziehen des Ahornbaums sowohl, als auch von dem Gewinnen des Zuckers aus dem Safte desselben zu lesen. Wie man in Nordamerika den Zucker aus dem daselbst befindlichen Zuckerahorn bereitet, ist ganz kurz im 31ten Stück dieses Magazins von 1792. gezeigt. Da diese Nachricht aber für manchen nicht befriedigend genug seyn dürfte, so hofft man durch Mittheilung folgender Nachricht über den Anbau des Ahorns und die Zubereitung des Zuckers aus dessen Safte, jenem Vorschlage völlige Genüge zu leisten. So wie übrigens der Zucker aus dem eigentlichen Zuckerahorn in Nordamerika gewonnen wird, eben so wird er auch aus allen übrigen einen Zuckersaft bei sich führenden Ahornen zubereitet.

Der Ahornbaum wird auch der Apelerbaum, Binnbaum, Eren, bei den Preußen Leinbaum, und bei den Schlesiern Urln oder Urlenbaum genannt. Diese Geschlechtsbenennung gehört denjenigen Bäumen zu, deren Blätter allemal, je zwei und zwei, an den Aesten stehen, wovon die meisten mehr oder weniger tief eingeschnitten, bisweilen gekerbt und nach Beschaffenheit der Gattungen größer oder kleiner sind.

Die Blume an den Ahornbäumen kommt zu Ende des Aprils zum Vorschein, und hat gemeiniglich nur eine beinahe grasartige oder grünliche Far-

Digitized by Google

be. Ein und eben derselbe Baum trägt männliche und Zwitterblumen. Der Blumenkelch ist einblätterig, gefärbt und fast bis an seinem untersten Theil in fünf scharfe Abschnitte abgetheilt. An dessen Grunde bemerkt man eine fleischige Masse, woraus fünf ziemlich kleine, eirunde, sehr offene, und wie eine Rose stehende Blumenblätter, auch gemeiniglich acht kurze Staubfäden, welche wie oben eine Olive gestaltet, und durch eine Rinne getheilt sind, hervorkommen.

Der Griffel oder Pistill der Zwitterblumen steckt mit seinem untern Theil in der fleischigen Masse, woran gedachter Weise die Blumenblätter und Staubfäden sitzen, und aus dieser Masse kommt auch noch, durch eine gewisse Oefnung, ein Griffel mit zwo zugespitzten Narben oder Stigmaten, welche zurückgebogen sind, hervor. Dieser Griffel verlängert sich, nachdem die Blume befruchtet worden ist. Der untere Theil des Pistills, oder der Eierstock, formirt fast beständig zwei Kapseln, deren jede sich mit einem Flügel endiget, welcher sich, so wie die Frucht zur Reife gelangt, verlängert. Dem Anscheine nach waren ehe so diese beiden Flügel ursprünglich die Narben.

In jeder Kapsel ist ein einziger runder lichter Saame enthalten.

Der Eierstock des Ahorns besteht bisweilen aus drei wie ein Kleeblatt stehenden Kapseln, und alsdann sieht der Griffel wie ein Anker mit drei Armen aus, so wie hingegen mit zweien, wenn der Eierstock nur zwei Kapseln hat.

Diejenige Art Ahorns, welche in der Botanik Sycomorus genannt wird, und wovon wir weiter unten sprechen werden, trägt hangende Trauben, deren einige aus männlichen und Zwitterblumen bestehen.

Sorten dieser Bäume sind:

1) Der weiße Berg-Ahorn, (Sycomorus) dieß ist zwar ein großer Baum, aber von keinem recht geraden Stamme. Seine Rinde ist uneben und höckerig; sein Holz hart und fast beständig weiß. Er treibt sich beim Anfang des Frühlings, breit, dicke, in fünf ungleiche Flügel abgetheilte Blätter hervor, welche oben dunkelgrün, unten aber weißlich sind, und hervorstehende Rippen haben. Seine Blumen und Früchte sind traubenförmig. Im übrigen gilt hier auch das, was vom allgemeinen Charakter des Ahorn gesagt ist.

Es giebt auch eine Varietät davon, an der die Blätter buntstreifig sind.

2) Der kleinere oder gemeinere Ahorn, Maßholder, oder kleine Feldahorn. Diese Sorte ist in unsern Wäldern und Hecken bekannt genug. Sein Blatt ist klein, in drei oder fünf ungleiche, stumpfe Abschnitte abgetheilt, welche zwar nicht gekerbt, rings herum aber mit einem ziemlich hellen Grün gleichsam eingefaßt, jedoch unterwärts weißlicher sind. Seine Blumen stehen in kleinen Sträußen beisammen, worauf sich oben die Zwitterblumen befinden.

Man

Man hat eine ähnliche Sorte in Kanada auch bemerkt, wovon aber das Blatt größer ist.

3) In Kanada sind vornemlich zwo Arten Gattungen berühmt, nemlich der weiße und der rothe Ahorn.

Der weiße Ahorn, virginische blühende Ahorn stellt einen hohen aus schönen Baum vor. Im Frühjahr und Sommer sehen dessen breite Blätter oben glänzend grün, und unten silberfarbig aus; sie sind in fünf etwas ausgezackte Einschnitte abgetheilt, und sehen im Herbste ungemein roth aus. Die Blumen daran stehen kurz bey den Aesten in kleinen Sträußern.

Der rothe Ahorn, welchen verschiedene (in Kanada besonders) Platan nennen, hat mit dem weißen Ahorn viele Aehnlichkeit. Durch seine rothen Blumen aber unterscheidet er sich am meisten.

Diese Bäume sind vornemlich wegen des häufig daraus fließenden Saftes, woraus Zucker gemacht wird, berühmt.

Von diesen beiden Sorten findet man bei Herrn Miller keine Erwähnung. Für den wegen solchen Saftes besonders berühmten Baum, welcher daher im Englischen Zuckerahorn genannt wird, giebt er den Ahorn aus, welchen Herr von Linnee Acer foliis quique partito palmatis acuminato-dentatis charakterisirt. Dieser Baum hat einige Aehnlichkeit mit dem norwegischen Ahorn, dessen unter Nr. 7. erwähnt wird, sofern die Pflanzen noch jung sind; wenn sie aber älter werden, so sind die Blätter von diesem Neser zerschlitzt, auch ist ihre Oberfläche nicht mehr so glatt, daher man sie alsdann leicht unterscheiden kann. Uebrigens aber glaubt Miller, daß die Amerikaner von mehr als einer Art der Ahornbäume Zucker machen; wie er denn gefunden zu haben versichert, daß der unter Nr. 6. beschriebene Ahorn mit Aschenblättern, einen zuckersüßen Saft habe, und zwar in eben so großer Menge, wie die übrigen Sorten. Als er im Februar einen Zweig vom purpurfarbigen Ahorn abschnitt, bemerkte er, daß aus demselben einige Tage lang eine große Menge sehr süßen Saftes herausfloß.

4) In den Gegenden um Montpellier und anderwärts in Languedock findet man den sogenannten Ahorn von Montpellier, dessen Blätter in drei fast gleiche Einschnitte abgetheilt sind. Sie sind schön grün, glatt, dicht und dicker, als die am Sycomorus. Die Blumen stehen in kleinen Sträußern beisammen, und oben da finden sich die Zwitterblumen.

5) Asiatischer Ahorn mit dreilappigen Blättern, welche auf der untern Seite etwas haarig sind. Diese Sorte wächst ursprünglich in der Levante, und hat ein Blatt wie ein Pickenetisen, mit zwei Arten von Flügeln an dem untern Theile. Er ist nicht so dick wie bei Nr. 4., auch nicht klein, und wie die Stiele mit einer weichen haarigen Wolle bedeckt. Ihre

Blumen stehen in kleinen Sträußern beisammen. Diese Sorte behält ihre Blätter einen großen Theil des Winters hindurch.

6) Virginischer großer Ahorn. Seine Blätter sind sehr dünn. Die Einschnitte, drei oder fünf an der Zahl, stehen dermaßen weit von einander, daß sie an der Seite des Hauptlappen gleichsam Flügel darstellen. Bisweilen haben sie auch nur einen einzigen Flügel. Andere sogar sind ganz, und haben eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Eschenblatte. Die Blumen stehen in langen Trauben.

Seit einigen Jahren ist in den Baumschulen der Liebhaber um London, eine gewisse Sorte Ahorns, welche von Hrn. Carl Wager aus Amerika geschickt wurde, und hernach verschiedene Jahre in seinem schönen Garten zu Parsonsgreen bei Fulham blühete, sehr gemein.

Die Gärtner nennen solche Sir Wagers blühenden Ahorn. Die Blüte dieser Sorte macht ziemlich große Büschel, und umgiebt die jungen Zweige, so, daß sie, wenn man auch nicht weit davon entfernt ist, damit bedeckt zu seyn scheinen.

7) Der norwegische Ahorn mit Maßholderblättern, spitziger Ahorn, Platanblättriger Ahorn, in einigen Gegenden Gänseblume genannt, weil dessen fünffach gezackte Blätter den Gänsefüßen gleichen. Er ist auch unter den Namen Lehne, Lenne, Leimbaum, Leinbaum, in Sachsen unter Linbaum, in der Schweiz unter Leimehre, und anderwärts wegen seiner breiten Blätter, unter dem Namen Breitblatt, Breitlaub, Breitlöber, oder Weinblatt bekannt. Die Sorte ist den nördlichen Ländern eigen, und gelangt in England eine ansehnliche Größe. Es giebt auch eine Art davon mit scheckigem Blatte. Man pflanzt den Baum in Alleen, findet ihn aber auch in den Wäldern.

8) Amerikanischer oder pensylvanischer Bergahorn. Diese Sorte wächst in Canada auf den Bergen. Es ist ein überaus schöner Baum, mit Blättern von vortreflichem Grün, welche wie eine Säge ausgezackt sind, und sich mit drei grossen Spitzen endigen. Ihre Blumen kommen ganz oben auf den Stämmen hervor, und sind traubenförmig; anfänglich stehen sie, wie bei den wilden Kastanienbäumen, woran die Blumen aber kleiner sind, gerade in die Höhe; nach und nach aber werden sie länger und herabhängend.

9) Italiänischer Ahorn, insgemein Opal genannt. Diese Sorte ist in den meisten Theilen Italiens sehr gemein, vornemlich um Rom.

Man kann den Saamen sogleich, nachdem er reif geworden ist, im Herbste, nebst seinen Kapseln in ein offenes Beet von gemeiner Erde säen. Da aber die Hamster, welche sehr lüstern darnach sind, vielen Saamen zu zerstöhren pflegen, so thut man besser, wenn man ihn mit mäßig feuchter Erde oder mit solchem Sande

Digitized by Google

bedeckt, und so bis zum Frühjahr aufbehalten. Im Frühjahre säet man ihn alsdann mit diesem Sande unter einander aus; die Pflanzen pflegen gar bald aufzugehen, vornemlich wenn der Saamen nicht mit allzu vieler Erde, sondern nur ungefähr eines halben Zolls dick, bedeckt worden ist. Durch diese Vermischung des Sandes mit dem Saamen, behält dieser seine Kraft, zu wachsen, indem er sonst entweder diese gänzlich verlieren; oder wenigstens nicht in demselben Jahre aufgehen würde. Eben diese Vorsicht muß man auch gebrauchen, wenn man den Saamen weit weg versenden will.

Alle Sorten können in einer Baumschule gezogen werden, und man heißt sie alsdann Ahornbäume aus dem Saamen. Man schätzt solche höhen, als die, welche in Wäldern von selbst aufgewachsen sind.

Der Ahorn läßt sich allerlei Arten von Erdreich gefallen. Er kommt sehr leicht fort, wenn man ihn versetzt, und es ist sogar unnütz, wenn man die Erde an den Wurzeln daran läßt. Beim Pflanzen muß man ihn niemals kappen. Zum Versetzen kann man Pflanzen von 1 bis 10 oder 12 Fuß Höhe nehmen.

In die wilde Baumschule muß man sie 2 Schuh weit von einander, in 3 Schuh weit von einander abstehenden Reihen, versetzen. An diesem Orte können sie 3 bis 4 Jahre stehen bleiben, da sie dann groß genug seyn werden, daß man sie an einen Ort, wo sie beständig bleiben sollen, versetzen kann.

Die erste Sorte taugt sehr gut dazu, Plantagen an der See davon anzulegen, oder die Plantagen solcher Bäume, die zu nahe an dem Meere stehen, zu bedecken. Denn sie breitet sich sehr aus, und hält die Feuchtigkeit, welche insgemein durch den Wind von der See hergewehet wird, weit besser auf, als die andern Bäume.

Die zweite Sorte giebt sehr schöne Hacken ab, welche an solchen Orten, wo die Hagebuchen nicht recht fortkommen, sehr gut gedeihen. Es giebt aber auch gewisse Arten schlechten Bodens, wo der Ahornbaum nicht so gut fortkommt, wie die Hagebuche. Wo also der Boden für die Hagebuche allzu scharf, trocken und kiesig ist, da kann man Ahornbäume, mit Beobachtung eben der Vorsicht, wie wir bei den Hagebuchen bemerket, hinbringen, und vier bis fünf Zoll hoch Erde um den Stamm schütten.

Der Ahorn wächst in Luisiana auf Hügeln, und es gießt ihrer weit mehr nach Norden, als in dem übrigen Theile des Landes. Man hat aber bisher die eigentliche Sorte dieser Bäume noch nicht genau angegeben.

Der Saamen von der sechsten Sorte, soll zu Ende des Maimonats völlig reif und zum Säen tauglich seyn.

In trocknem Boden will dieser Baum nicht recht fort, sondern er liebt feuchtes Erdreich. Er läßt sich durch

durch Absenker, und sogar durch die an den Wurzeln auslaufenden Neuheitsschüsse recht gut fortpflanzen. Die Nordostwinde sind ihm, vornemlich wenn er noch jung ist, schädlich.

Die siebente Sorte kann, so wie wir vom Sycomor gemeldet haben, nahe an der See gepflanzt werden, und nimt sich nahe an einem Gebäude nicht so gut aus. Denn der Sycomor ist gern der Ergießung eines süssen und dicken Saftes unterworfen, welcher aus den Blättern heraustritt, sich auf ihre Oberfläche ansetzt, und daselbst eine Menge Insekten, welche sie gänzlich durchlöchern, herbeilockt. Der Saft des Ahorns mit Maßholderblättern hingegen, ist milchicht und scharf, so, daß wenig Insekten Beute darauf zu machen suchen: und daher kommt es, daß seine Blätter selten angefressen und verderbt werden; indessen werden sie dennoch von den Käfern und Raupen heimgesucht. Uebrigens sind diese Blätter glatt, und haben eine glänzende grüne Farbe, fallen daher besser ins Gesichte, als die Blätter vom Sycomor. Dieser Baum wird auch aus dem Saamen gezogen, dessen er eine Menge trägt, und der, wenn man ihn ausfallen läßt, so gut, als der von der gemeinen Sorte, aufgehet. Da man ihn aber auch von abgeschnittenen Aesten ziehen kann, und diese sehr bald aufgehen, wenn sie im Herbste, so bald die Blätter abgefallen sind, eingesetzt werden, so pflegt man ihn selten zu säen.

Die scheckige Sorte kann ebenfalls fortgepflanzt werden, wenn ein Reis davon auf einen gemeinen Stamm gepfropft wird.

Die erste Sorte kommt in Italien im freien Lande sehr gut fort, woselbst man sie ungemein hoch schätzt, weil ihre breiten Blätter viel Schatten geben. Vermuthlich ist es ein Vorurtheil, wenn man behauptet, daß sie in Frankreich nicht eben so gut fortkommen.

Den norwegischen Ahorn preiset Herr Amtmann Engel vorzüglich an, und versichert, daß er das Anseehen der größten Bäume habe, vieles Saamen trage, und überall sehr gut fortkomme. Seine Aeste werden so groß, daß sich vielerlei Arbeiten daraus verfertigen lassen, und ihr Holz ist sogar härter, als der Stamm.

Die Blätter können nicht nur an statt des Strohes zum Einstreuen gut zur Düngung gebraucht, sondern auch zum Futter gegeben werden. Es wächst auch dieser Baum sehr geschwind, und kann zu hohen Stämmen sowohl, als auch zu Schlag- und Unterholz gezogen werden.

Wenn die Pflanzschule gut gehalten, so können die jungen Pflanzen gegen Ausgang des Septembers im nächstfolgenden Jahre bereits eine Höhe von einem Fuß erreicht haben. Man versetzt sie alsdann in ein gehörig zubereitetes Erdreich, und bringt sie 3 Fuß weit von einander. Man muß sich dabei sehr in Acht nehmen, daß man nicht die Wurzeln beschneidet. Auf solche Art legt man die wilde

Baum-

Baumschule an. Nach drei oder vier Jahren bringt man sie an den Ort, wo sie beständig bleiben sollen.

Ahornzucker heißen die Wilden in Kanada denjenigen, so sie aus dem Safte der von dem weißen Ahorn fließt, bereiten; und Maßholderzucker, den aus dem rothen Ahorn.

Gegen Ausgang des Winters machen die Wilden in Kanada einen Schnitt in den Stamm dieser Bäume, und lassen den Saft ab, hieraus machen sie, durch die Gährung, einen sehr angenehmen Liquor, oder Zucker, indem sie denselben bis zur Dicke eines Syrups ausdünsten lassen. Aus zwei hundert Pfund Saft bekommen sie gemeiniglich zwölf bis funfzehn Pfund recht guten Zucker, welcher aber nicht so weiß ist, als der aus den Zuckerröhren.

Der Saft siehet, so wie er aus den Bäumen herauskommt, so klar wie das reinste durchgeseihete Wasser aus. Er ist ungemein kühl, und läßt im Munde einen überaus angenehmen Zuckergeschmack zurück. Das Ahornwasser ist süßer als das vom Maßholder. Dagegen ist der Zucker vom Maßholder weit lieblicher, als vom Ahorn. Beide Arten Wasser werden für sehr gesund gehalten, und man hat niemals bemerkt, daß, wenn Jemand davon getrunken hat, er die mindesten übeln Zufälle darnach verspühret habe; wenn er sich auch vorher durch die stärkste Bewegung erhitzt gehabt, und sich über und über im Schweiß befindet. Dieser Liquor geht schnell durch die Blase. Wenn derselbe durchs Ausdünsten concentrirt worden ist, giebt er einen fetten, bräunlichen, beinahe durchsichtigen, und ziemlich angenehm schmeckenden Zucker.

Nachdem man zu diesem Behuf, eine Quantität Saftes, z. E. 200 Pinten gesammelt hat, kocht man denselben in eisernen oder kupfernen Kesseln so lange, bis er so dick wird, daß sich das zähe Wesen nicht mehr wohl herumtreiben läßt, und schaumt ihn davon fleißig ab. Wenn der Liquor dick zu werden anfängt, rührt man ihn beständig mit einem hölzernen Stabe um, theils das Anbrennen zu verhindern, theils auch die Ausdünstung zu befördern. Sobald der Liquor die Dicke eines vollkommenen Syrups erhalten hat, gießt man ihn in Formen, die entweder von Erde, oder von Birkenrinde gemacht sind. Beim Erkalten wird der Syrup hart, und man hat alsdann Broder oder Täfelchen. Dieser Zucker ist ziemlich angenehm, wenn man ihn gehörig hat einsieden lassen. Wird er jedoch zu stark eingekocht, so bekommt er einen groben Zuckersyrupgeschmack.

Um diesen Zucker schöner und lieblicher zu machen, pflegt man ihn bisweilen mit Eiweis abzuklären.

Einige Einwohner in Canada schütten zwei bis drei Pfund Weitzenmehl auf zehn Pfund eingesottenen Syrups zu. Er wird zwar alsdann weisser, und von den Käufern, die diesen

sen Betrug nicht wissen, vorgezogen; er hat aber bei weitem nicht den mit einem lieblichen Geschmack verbundenen angenehmen Geruch, dergleichen man allemal bei dem unverfälschten Ahornzucker antrift. Wenn dieser Zucker gut seyn soll, muß er hart, braunroth; etwas durchsichtig, von einem lieblichen Geruch, und recht süß auf der Zunge seyn.

Man gebraucht ihn in Canada eben so, wie den aus dem Zuckerrohr; auch bereitet man damit allerhand Eingemachtes.

Alle Ahornsorten, die man in Canada findet, geben keinen dergleichen Saft, woraus man Zucker machen könnte; die vorerwähnten zwei Sorten aber liefern ihn im Ueberfluß.

In Luisiana findet man keinen Ahornzucker, sondern ziehet bloß einen sähen Liquor daraus, welcher eine gute Magenstärkung seyn soll.

Die meisten Sorten des Ahornbaums, welche aus Amerika kommen, können die Hitze sehr wenig vertragen, so lange sie noch jung sind. Man muß daher ihren Saamen an einem bedeckten Orte ausstäen. Denn wenn die Pflanzen, wo sie aufgehen, nur einen einzigen Tag über der Sonne völlig ausgesetzt bleiben, so kommen wenige derselben davon. Dieses ist besonders von dem Zuckerahorn richtig, indem von diesem immer die meisten Pflanzen zu Grunde gehen, wofern man nicht die Vorsicht gebraucht, die Töpfe, worin man den Saamen gesäet hat, in Schatten zu setzen. So bald man sie in die Sonne bringt, setzen sich die Insekten daran, welche in einem Tage die Saamenblätter abfressen, worauf die Pflanze sogleich zu Grunde geht. Diese Vorsicht muß man demnach bei den meisten Sorten der Ahornbäume gebrauchen, wenn man sie aus dem Saamen ziehen will.

Der Schluß folgt künftig.

Beispiel zur Nachahmung aus dem Lande Hadeln.

Extrakt eines Officialberichts vom 7ten Mai 1795.

„Die hiesigen Kirchspielsgerichte sind bisher mit so gutem Erfolge bemühet gewesen, bei den immer höher steigenden Kornpreisen solche Vorkehrungen zu treffen, daß den wirklich unvermögenden Einwohnern das Brodkorn, nemlich Rocken und Weitzen, zu so niedrigen Preisen geschafft wird, als es kaum bei wohlfeilen Zeiten zu erhalten stehet."

Wohl dem Lande, wo Wohlhabenheit zugleich Tugend ist! —

h.

Digitized by Google

Neues Hannöverisches Magazin.

42tes Stück.

Montag, den 25ten Mai 1795.

Etwas über den im 19ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre gethanen, durch die Theurung des Zuckers veranlaßten Vorschlag.

(Schluß.)

Der Acer saccharinum des Linnæ oder Zuckerahorn, wächst in großem Ueberfluß im Westen der Provinzen, welche die Mitte der vereinigten Staaten in Nordamerika ausmachen. Die von Neuyork und Pensylvanien liefern Zucker in größerer Menge, als die Bäume an den Ufern des Ohio. Diese Bäume findet man gewöhnlich mit Buchen (Fagus ferruginæ) Tannenbäumen (Pinus abies), weißen Eschenbäumen (Fraxinus americana), Lindenbäumen (Tilja americana), Zitterpappeln (Populus tremula), weißen Nußbäumen (Juglans alba oblonga), und wilden Kirschbäumen (Prunus Virginiana L.) untermischt. Sie bilden zuweilen schon für sich allein Gebüsche von 5 bis 6 Acker Landes, jeden zu 38,284 Königsfuß gerechnet; allein sie sind doch am gewöhnlichsten mit einer oder mehrern von den obgedachten andern Arten vermischt. Ein Acker Landes enthält im Durchschnitt 30 bis 50 Stück Zuckerahornbäume. Sie wachsen nur im besten Boden, und besonders in steinigtem Erdreich. In ihrer Nähe findet man häufig gutes und klares Quellwasser. Wenn sie sich völlig ausgewachsen haben, sind sie so hoch als die weißen und schwarzen Eichen, und halten 2 bis 3 Fuß im Durchmesser *). Sie geben im Frühling eine schöne weiße Blüte, noch ehe sie ein einziges Blatt aus-

treis

*) Der Baron de la Houton sagt in seiner Voyage à l'Amerique septentrionale, von dem canadischen Zuckerahornbaume, nachdem er die schwarzen Kirschbäume beschrieben hat, und da versichert, daß einige von diesen so hoch wachsen, als die größten Eichen: „der Zuckerahornbaum gleicht ihnen an Höhe und Dicke, und sieht in seinem Betracht der Art ähnlich, die wir in Europa haben."

Digitized by Google

treiben. Durch die Farbe dieser Blüte unterscheidet sich diese Sorte vom rothen Ahorn, welcher rothe Blüte trägt. Das Holz vom Zuckerahorn brennt sehr gut, daher es im Lande zur Feuerung vorgezogen wird. Die kleinen Zweige und Aeste sind so mit Zuckersäfte durchzogen, daß sie den Winter durch dem Vieh und den Pferden, wenn noch kein Futter wachsen kann, eine gute nährende Substanz liefern. Auch brennt man von diesen Bäumen in so großer Menge Pottasche, als nur immer von irgend einer Holzart, die in Nordamerika wächst.

Man nimt an, daß der Baum im Walde in 20 Jahren sich völlig auswächst.

Er leidet nicht im mindesten durchs Schröpfen und Anbohren, sondern je öfterer dieses wiederholt wird, desto mehr erhält man Syrup. Es hat das Ansehen, daß es sich bei diesen Bäumen nach denselben Gesetzen verhalte, als wir bei der thierischen Sekretion wahrnehmen. Einer von diesen hat, nachdem er in einer gleichen Anzahl Jahre zwei und vierzigmal angezapft worden war, nicht nur die Operationen überlebt, sondern nachher auch noch geblühet. Die Eigenschaft, welche der jährliche Ausfluß des Saftes an sich hat, diesen Saft besser und ergiebiger zu machen, wird durch die Vortreflichkeit der Bäume an den Tag gelegt, welche an hundert verschiedenen Stellen von einer kleinen Art Baumhacker durchpickt worden sind, die sich von ihrem Safte nähret. Nachdem sie auf solche Art verwundet worden sind, destilliren sie noch um sich herum den Rest ihres Saftes aus, und nehmen hernach eine schwarze Farbe an. Dieser Saft von solchen durchpickten Bäumen, ist viel lieblicher vom Geschmack, als der von unberührten Bäumen, und giebt auch mehr Zucker aus.

Von drei und zwanzig Gallons, (der Gallon enthält beinahe vier pariser Pinten) welche in 24 Stunden Zeit nur aus zwei dieser Bäume von dunkler Farbe abgezapft worden waren, hat Herr Arthur Noble im Staat von Neuyork, 4 Pfund und 13 Unzen guten körnigten Zuckers gewonnen.

Ein Baum von gewöhnlicher Größe liefert in guter Jahrszeit 20 bis 30 Gallons Saft, und diese geben 5 bis 6 Pfund Zucker. Doch giebt es auch beträchtliche Ausnahmen bei diesem Anschlage. Z. E. Herr Low Esquire, Friedensrichter in der Grafschaft Montgommery, im Staat von Neuyork, sagt in einem Briefe an Hrn. A. Noble, daß er zwischen dem 14ten und 23ten April 1789. 20 Pfund und 1 Unze Zucker von einem einzigen Baume gewonnen habe, der vorher viele Jahre nach einander schon abgezapft worden war.

Zufolge des Einflusses, welchen die Kultur auf die Waldbäume und andere Gewächse äußert, hat man vorausgesetzt, wenn ein Zuckerahornbaum in einen Garten versetzt würde, oder

Digitized by Google

oder man die Bäume um ihn herum wegnähme, die ihm die Strahlen der Sonne entziehen, so würde sich die Quantität seines Saftes vermehren, und auch die Güte desselben sich verbessern. Hier folgt ein Faktum, welches diese Muthmaßung bekräftiget. Ein Pächter in der Grafschaft Northampton in Pensylvanien, hat vor mehr als 20 Jahren auf seinem Wiesenlande eine gewisse Menge Ahornbäume gepflanzt, und gewinnet nun alle Jahre von jeden 3 Gallons Safte 1 Pfund Zucker. Man hatte vormals die Bemerkung gemacht, daß 5 bis 6 Gallons von dem Safte solcher Bäume, die in den Wäldern wachsen, zu 1 Pfund Zucker erfordert werden.

Der Saft fließt selbst aus dem Holze des Baumes. Die Bäume, welche den Winter durch zur Futterung der Hausthiere in den Pachtungen gefället worden sind, liefern eine beträchtliche Menge Saftes, sobald hernach im Frühling den Stamm und die Aeste die Sonne bescheint.

Wegen dieser gleichen Vertheilung des Saftes durch alle Theile dieser Bäume, hat man beobachtet, daß sie noch 3 Jahr hernach fortleben, wenn man ihren Stamm, damit er absterben soll, durch die Rinde durch bis in die Substanz des Baumes selbst kreisförmig eingeschnitten hat.

Auch ist es merkwürdig, daß das Gras besser unter diesem Baume auf einer Wiese wächst, als an solchen Orten, welche frei von der Sonne beschienen werden.

Die schickliche Zeit zum Anbohren des Ahornzuckerbaums fällt in die Monate Februar, März und April, und zwar, je nachdem die Temperatur in diesem oder jenem von den vorgedachten Monaten seyn mag.

Warme Tage und darauf folgende kühle Nächte, begünstigen ganz besonders diesen Ausfluß des Ahornsaftes. Die Menge, welche man in einem Tage von einem Baume sammelt, beträgt bis auf 5 Gallons, nachdem die Luft mehr oder weniger warm ist. Solche Beispiele einer außerordentlichen Quantität, wie z. E. die gewesen, von welcher Herr Low Erwähnung macht, sind schon etwas seltenes.

Es geht auch immer ein Stillstand im Ausfluß des Saftes in der Nacht vor, wenn ein Frost auf den warmen Tag folgt. Das Aderlassen geschiehet entweder mit einem Beil oder Hohlbohrer. Dieses letztere Werkzeug wird heutiges Tages zu dieser Absicht dem andern vorgezogen, indem es am besten den Zweck erfüllt. Man treibt den Bohrer etwa auf eine Tiefe von 9 Linien hinein, und giebt ihm die Richtung von unten nach oben zu, damit der Saft nicht gefrieren kann, wenn er Abends oder über Nacht langsam fließt; hernach bohrt man stuffenweise bis auf 3 Zoll fort. In das mit dem Bohrer gemachte Loch steckt man auf einen halben Zoll tief ein dünnes Röhrchen

hinein, welches nach den Umständen mehr oder weniger, nemlich 3 bis 12 Zoll hervorsteht. Man macht dieses insgemein entweder von Sumachholz oder von Hollunder, der in der Nachbarschaft wächst. Man öfnet den Baum zuerst auf der Südseite, und wenn dieser Einschnitt anfängt nur wenig Saft zu geben, macht man auf der Nordseite einen neuen, durch welchen der Ausfluß mit neuer Stärke vor sich zu gehen pflegt. Der Saft fließt 4 bis 6 Wochen durch, nachdem die Jahrszeit dazu günstig ist. Unter das Röhrchen stellt man zum Aufnehmen des ablaufenden Saftes Becken und Wannen oder Eimer von weißem Tannen- weißem Eschen- ausgetrocknetem Wassereschenholze, oder von Zitterpappel- Linden- oder gemeinem Ahornholze, und alle Tage leert man diese Gefäße in größere dazu bestimmte Behälter aus, die von einem der obgedachten Hölzer auch gemacht sind. Aus dem Behälter nimt man den Saft hernach heraus, seihet ihn klar durch, und gießt ihn in den Kochkessel.

Den Saft gegen das Eindringen des Regenwassers und gegen Unrath aller Art zu verwahren, legt man auf die Wannen und Behälter Deckel auf, von ausgehöhlter Form, und in der Mitte eine Oefnung habend.

Es ist noch eine unentschiedene Frage, ob einer, wenn er die künstliche Wärme anwendet, die Menge des Saftes vermehren, und seine Güte verbessern könne? Herr Noble sagt, er habe einen Baum gesehen, unter welchem ein Pächter zufälliger Weise einiges Gesträuch oder Reißigt hatte verbrennen lassen, der hernach einen dikken und schweren Syrup, wie Melasse gab.

Während des übrigen Theils vom Frühling, und selbst im Sommer und zu Anfange des Herbstes, giebt der Ahornbaum einen leichten und dünnen Saft, den man zum Zuckermachen gar nicht gebrauchen kann. Man macht aber davon ein sehr angenehmes Getränke während der Zeit der Ernte, und er ist zuweilen anstatt Rumm von den Pächtern in Connecticut angewandt worden, welchen ihre Vorfahren hier und dort auf ihren Feldern einzelne Zuckerahornbäume in der Absicht hinterlassen haben, daß sie den Heerden und dem weidenden Viehe Schutz und Schatten gewähren sollen.

Der Baron *la Houtan* hat uns den folgenden Bericht vom Ahornsafte, sofern er zum Getränke gebraucht wird, und über die Mittel, wie man ihn gewinnt, gegeben: „Dieser Baum liefert einen Saft von viel angenehmern Geschmack, als die beste Limonade, und der zugleich den gesundesten Trank auf der Welt abgiebt. Man zieht diesen Liquor aus, indem man einen Einschnitt in den Ahorn auf zwei Zoll tief ins Holz macht; dieser Einschnitt geschiehet schräge in einer Länge von zehn bis zwölf Zoll. Am äußersten Ende des Einschnittes sticht man ein Messer in derselben Richtung ein,

Digitized by Google

ein, so daß der Saft der Länge vom Einschnitt nach, wie durch eine Rinne herausfließt, und längst am Messer in die untergesetzten Gefäße rinnt. Einige Bäume geben des Tages fünf bis sechs Bouteillen von diesem Wasser, und viele Einwohner in Kanada könnten wohl zwanzig große Fäßer voll in dem nemlichen Zeitraume gewinnen, wenn sie alle Ahornzuckerbäume einschneiden ließen, die auf ihren Ländereien vorhanden sind. Diese Einschnitte schaden auch den Bäumen in keiner Rücksicht. Man verfertiget aus dem Safte einen Zucker und Syrup, welche vortreffliche magenstärkende Mittel abgeben; allein man findet hier zu Lande fast Niemanden, der sich mit dieser Bereitung abgiebt; nur die Kinder machen solche Einschnitte in die Bäume.

Es giebt dreierlei Verfahren, wie man den Zucker aus dem Safte des Ahornbaums ausziehet, nemlich.

1) Indem man den Saft dem Gefrieren aussetzt. Diese Procedur ist mit gutem Fortgange schon vor langer Zeit von einem mit Namen Obediah Scott angewandt worden, welcher Pächter in der Grafschaft Luzerne in dem obgedachten Staate gewesen. Dieser hat berichtet, daß die Hälfte einer gewissen gegebenen Quantität Saftes, wenn sie auf solche Art reducirt oder verdickt wird, besser sey, als ein Drittel von derselben Menge, welche durchs Einkochen erhalten worden ist. Wenn der Frost nicht nachdrücklich genug wäre, daß er den Saft in körnigten Zustand versetzen könnte, so kann man ihn hernach der Wirkung des Feuers noch aussetzen.

2) Durch natürliche oder freiwillige Abdünstung. Der hohle Stamm von einem Ahornbaum, den man im Frühling abgehauen hatte, und den man kurze Zeit hernach mit Safte angefüllt fand, gab den Pächtern die Idee zu diesem Verfahren her. Die Extrahirung des Zuckers durch die beiden vorgedachten Wege ist so mancherlei Umständen untergeordnet, es sey nun, daß solche auf der Wärme oder Kälte der Witterung beruhen, oder daß es auf die Größe und Tiefe der Gefäße ankommt, daß der gewöhnliche Weg, dessen sich die Pächter heutigen Tages zu bedienen pflegen, wie nachfolget, ist:

3) Durchs Einsieden oder Einkochen. Durch diese Procedur sind insonderheit die folgenden Fakten, welche sich durch eine große Anzahl Erfahrungen bestätiget haben, zu beobachten:

a) Je mehr man den Saft, wenn er eingesammelt worden ist, kochen läßt, desto vorzüglicher geräth der Zucker. Man muß aber nie über 24 Stunden mit dem Safte warten, ehe er übers Feuer gebracht und eingesotten wird.

b) Je größer der Kessel ist, in welchem man den Saft einkochen läßt, desto mehr bekömmt man daraus Zucker;

c)

Digitized by Google

c) Kupferne Töpfe oder Kessel geben einen Zucker von schönerer Farbe und besserm Ansehn, als die eisernen.

Der Saft fließt hernach in hölzerne Wannen, woraus man ihn in Behälter sammelt, welche die Form eines Nachens oder Futtertroges haben, und von Eschen- Linden- oder Tannenholz gemacht sind; von hieraus bringe man ihn in den Kochkessel. Die Behälter und der Kochkessel sind gewöhnlich mit Deckeln versehen, auf das der Regen nicht hineinschlagen könne. Der Zucker verbessert sich dadurch, daß man ihn durch ein reines Tuch seihet, ehe oder nachdem man ihn auf die Hälfte eingekocht hat. Man thut in den Kessel mit dem Safte etwas Butter, Schweinefett oder Talch, damit jener nicht überlaufe, wie auch etwas Kalk mit Eiweiß oder Milch, die frisch gemolken ist, ihn zu klären und zu läutern. Indessen hat Hr. Prof. Rush Ahornzucker gesehen, der sehr gut abgeklärt war, und bei dem man doch keinen dieser Zusätze gebraucht hatte. Man nimt gewöhnlich einen Löffel voll gelöschten Kalks, das Weiße von einem Ei, und eine Pinte frisch gemolkener Milch auf funfzehn Gallons Saft.

Wenn der Saft genug gekocht hat, schmiert man den Zucker mit dem Fett an, überzieht ihn mit Thonerde, hernach raffinirt man ihn, und bildet das von ordentliche Zuckerhüte.

Die Proceduren hiebei sind denen in den gewöhnlichen Zuckerfabriken so gleich, daß wir sie mit Stillschweigen übergehen können. Eine Probe von aus dem Safte des weißen Ahornbaums verfertigten Zucker wird im K. Ch. Intell. Comtoir vorgezeigt.

Nicht alles ist neu, was für neu ausgegeben oder gehalten wird.

Renovata, aucta, emendata!

Nicht sage ich mit Salomo, daß nichts neues unter der Sonne geschehe. Aber das behaupte ich, daß in unserm Zeitalter vieles für neu ausgegeben wird, was unsern lieben Alten schon bekannt war, und woran die Neuern nur Verbesserung oder Vermehrung angebracht haben. Um meine Sache zu beweisen, will ich nur ein Paar Beispiele anführen. — Hier sind sie.

1. Guillotine.

Was dieses für ein Ding sey, habe ich wohl nicht nöthig zu sagen, indem diese fürchterliche Maschine sogar die kleinen Kinder kennen. Man schreibt deren Erfindung einem französischen Arzte zu, von dem sie auch ihren Namen bekommen. Wenn ich aber nicht irre, so ist der Franzose Guillot und seine Landsleute nichts weiter, als höchstens Verbesserer. Man

Digitized by Google

Man sehe einmal des niederländischen großen Dichters J. Cats sinnreiche Werke und Gedichte, 6ter Theil, Seite 236. und sage mir dann, ob der auf besagter Seite befindliche Kupferstich etwas anders, als eine Guillotine, vorstelle. Der Unterschied ist bloß, daß der Delinquent hier vor der Maschine kniet, seinen Nacken an die gehörige Stelle legt, und der auf der andern Seite befindliche Büttel den Kopf herunter drückt, da hingegen bei den Franzosen dieses alles mit Gewalt geschiehet *). Dieser Band von Cats Werke ist bereits 1714. in Hamburg gedruckt, und ist nicht einmal die Originalausgabe, sondern nur eine Uebersetzung.

2. Pflaumen, ein Mittel wider die Ruhr.

Vor ungefähr 20 bis 30 Jahren schmiß man den Bauern ihre Pflaumen in den Fluß, wenn sie solche zur Zeit der Ruhr in die Stadt brachten. Jetzt sieht man diese als eines der besten Mittel für diese Krankheit an. Viele glauben, daß wir diese Erfindung der letztern Hälfte dieses Jahrhunderts zu verdanken haben. Aber die Aerzte dieses Zeitalters sind bloß die Einführer dieses Medicaments. Schon lange vorher schrieb Bauhin in seiner Hist. plant. univ. tom. I. pag. 193. Contra opinionem vulgi ita sentit Joh. Jac. Federer, Chirurg. Med. Friburgi in Brisgovia, de Dysenteria anni 1607. Vulgaris est Phantasia, fructus hortorum & potissimum pruna, copiose comesta jejuno ventriculo, generare dysenteriam. Quandoquidem multi magnates & infantuli, puerperæ & alii nonnulli, qui non comederant pruna, dysenteria corripiuntur, quinimo eorum esu curati. Clarum est diversis temporibus & annis grassatum hunc morbum, in quibus non erant pruna ulla, & hoc anno 1607. in quo pauca fuere pruna aut alii fructus cum nucleis. Item laudat in victus ratione tum ad præcautionem, tum ad curationem, etiam mane jejuno ventriculo pruna, quæ vocat Aromatische Eierpflaumen.

3. Holzkohlen, das vortreflichste Mittel, stinkendes Wasser u. d. m. wieder gut und unrichbar zu machen.

Kels und Lowitz, zwei unserer besten Chemisten, fanden, daß Kohlen, wenn sie mit stinkendem Wasser vermischt werden, solches in kurzer Zeit nicht nur von allem Gestanke befreien, sondern sogar genießbar machen, ein Inventum, das den Dank aller Nationen verdient, zumal da man seinen Nutzen schon bei so vielen andern Din-

*) Dieses war auch sehr nöthig; denn einer, der bloß, weil er brav Geld hatte, zum Tode verurtheilt wurde, mögte wohl nicht so freiwillig hingekniet seyn, als der, welcher seiner Verbrechen überführt ist.

Digitized by Google

Dingen gesehen hat, und noch täglich zu sehen bekommt. Wer eigentlich unter diesen zwei Chemisten der erste war, der das Glück hatte, diese Eigenschaft der Kohlen zu entdecken, kann ich nicht sagen; wie es scheint, hat keiner vor dem andern vieles zum voraus. Etwas muß ich aber doch bemerken, nemlich, daß die Geoponici schon wußten, daß man mit Kohlen den bösen Geruch vertreiben könne. Und in der Schweiz sahe ich schon vor 40 Jahren, daß, wenn unsere Mägde die Nachttöpfe von dem gewöhnlichen bösen Gestanke befreien wollten, so gossen sie ein wenig Wasser hinein, schmissen sodann etwas ausgebrannte Kohlen vom Heerde dazu, und in kurzer Zeit war alles, was sie wünschten, erfüllt.

4. Ein neues Mittel wider den tollen Hundsbiß.

Vor etwa acht Jahren, machte man viel Geschrei von einem neuen Mittel wider den tollen Hundsbiß.

Herrenhausen, im April.

Es bestand aus klein geraspeltem Ebenholz, das mit Teig angemengt, gebacken und lothweise eingenommen werden sollte. Ob es mehr half, als der einige Jahre vorher ausgetrompetete Proscarabæus, weiß ich nicht. Aber dieses ist mir bekannt, das bereits folgendes in Loeselii Flora Prussica p. 266. steht: Rustici Taxi lignum, lacte decoctum, ejusque scobe utilissime porrigunt canibus rabidis, quibus in juventute sæpiuscule vermiculi sub lingua nascuntur, quæ Lyssæ vel Littæ. Scobe Ligni, experimento vulgi, contra morsum canis rabidi ingeritur.

Zwar öfters sieht man von weiten
Für neu, für reizend an, Doch andre haben schon
Den ersten Blick davon geraubt. Der frühe Sohn
Der nun begrabnen Welt hat es bereits gewußt,
Die Knospe brach er ab, ich die verblühte Lust.

Michaelis.

J. Ehrhart.

Der Philosoph bei Hof.

Isocrates ward an der Tafel des Königs von Cypern aufgefordert, die Gesellschaft zu unterhalten. Er entschuldigte sich mit der Antwort: Was ich weiß, paßt hier nicht, und was hier paßt, weiß ich nicht.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

43tes Stück.

Freitag, den 29ten Mai 1795.

Verzeichniß der Lectionen, die auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld von Ostern bis Michaelis 1795. gehalten werden sollen.

Der Rektor Pätz besorgt den Religionsunterricht, wobei Grebes Anleitung zum Studium der populären Dogmatik zum Grunde gelegt, und mit der Erklärung der Glaubenslehren, durch Anzeigung und Einschärfung der darin gegründeten Pflichten, zugleich die christliche Sittenlehre verbunden wird. Dieser Unterricht fängt diesmal mit dem vierten Abschnitte des Lehrbuchs: von der Bestimmung und moralischen Natur des Menschen, an, und wird in der ersten Frühstunde am Montage und Donnerstage ertheilt.

Der obersten Classe der Scholaren trägt er die Logik nach dem Federschen Lehrbuche vor, und fängt sie von neuem an: Dienstags und Freitags von 8 bis 9.

Für diejenigen Untergebenen, die demnächst zur Akademie abgehen wollen, hält er eine encyclopädische Lection, und wird im bevorstehenden Sommer die theologische, juristische und medicinische Encyclopädie vortragen: Dienstags und Freitags von 2 bis 3.

In der lateinischen Sprache unterweiset er alle Classen des Pädagogii in mehrern, durchgehends statarischen Lectionen.

Die Vorbereitungsclasse wird am Dienstage von 3 bis 4, und Donnerstage von 9 bis 10 in den Grundsätzen der Sprache auf eine für sie faßliche Weise unterwiesen, mit der Bedeutung und Bestimmung der verschiedenen Redetheile, deren rechtem Gebrauche und allem dem bekannt gemacht, was als Einleitung zum rechten Lesen und Verstehen bekannt seyn muß. Die Anwendung davon wird durch Erklärung, theils in dieser Lehrstunde auf der Stelle in Exempeln, theils in einer andern Lection, am Dienstage und Freitage von 5 bis 6, in welcher Sögels Erzählungen aus Cicero erklärt werden, und zugleich in kleinen Versuchen im Lateinschreiben gezeigt und geübt.

Mit der mittlern Classe wird er Cicero's Briefe in Verschiedene, nach einer in Rücksicht auf die Zeitfolge, in der sie geschrieben worden, und ihren

innern Werth gemachten Auswahl lesen: Montags und Donnerstags von 9 bis 10, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11. Am Montage und Donnerstage von 3 bis 4 wird diese Classe im Lateinschreiben, in einer Stunde durch Reverterung erklärter Stellen aus Ciceros Briefen, in der zweiten durch Fertigung kurzer Aufsätze nach den Regeln des Styls geübt.

Der obern Ordnung wird er die Satyren des Horaz erklären, und bei der Erklärung Gelegenheit nehmen, die Zuhörer im Lateinsprechen zu üben: Montags und Donnerstags von 4 bis 5, und Sonnabends von 8 bis 9.

Die Erklärung des Textes der Institutionen und des Celsus setzt er in ausserordentlichen Lehrstunden fort.

Der Conrektor Leopold unterrichtet in den Anfangsgründen der hebräischen Sprache, und übet die Zuhörer dabei vornemlich in der grammatischen Analyse. Mit den geübtern wird er einige ausgesuchte Psalmen lesen: Montags und Donnerstags von 11 bis 12.

Der griechischen selecten Classe wird er Homer's Iliade zu erklären anfangen: Montags und Donnerstags von 3 bis 4.

Mit der ersten griechischen prosaischen Ordnung wird er Xenophons Cyropädie lesen: Dienstags und Freitags von 4 bis 5; Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10.

Die oberste lateinische Ordnung liest unter seiner Anleitung die dritte Decade des Livius: Montags von 9 bis 10; Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11; und die lateinische Vorbereitungsclasse unterrichtet und übt er in der Prosodie: Mittwochs von 8 bis 9.

Die erste deutsche Classe unterrichtet er in den Grundsätzen des deutschen Styls, von denen in kleinen Aufsätzen sogleich die Anwendung gemacht wird: am Freitage von 3 bis 4. Eine andere Stunde, am Montage von 10 bis 11 wird allein zur Uebung in mancherlei Arten größerer Aufsätze angewendet.

Statt der römischen Alterthümer trägt er, nach dem hier eingeführten Wechsel, im bevorstehenden Sommer die Mythologie vor, wobei er das Dammsche Lehrbuch zum Grunde legt: Dienstags und Freitags von 10 bis 11.

In der Nachmittagsstunde am Mittwochen und Sonnabende von 4 bis 5, die zu halten ihn die Reihe trift, wird er Ramlers lyrische Gedichte, und nach deren Endigung einige ausgesuchte Stücke aus Hallers Versuch schweizerischer Gedichte erklären.

Der Subconrektor Brohm wird nach dem Schröckhschen Lehrbuche der allgemeinen Weltgeschichte, die Erzählung derselben bei dem sechsten Zeitraume, der mit Alexander anfängt, fortsetzen: Dienstags von 3 bis 4; Mittwochs von 8 bis 9, und Donnerstags von 9 bis 10.

Die mittlere lateinische Classe fährt fort Ovids Metamorphosen im Auszuge zu lesen: Montags und Donnerstags von 4 bis 5; Dienstags und Freitags von 5 bis 6.

Mit

Mit der lateinischen Vorbereitungsclasse lieſt er auch in diesem halben Jahre die Geschichte des Justinus: Montags und Donnerstags von 5 bis 6, und Freitags von 8 bis 9. In der Sonnabendsstunde von 8 bis 9 wird ihr ein deutscher Aufsatz zum Uebersetzen ins lateinische dictirt, und jedesmal die letzte Uebersetzung mit der Anzeige von den Gründen der Verbesserungen zurückgegeben.

Im Griechischen wird die zweite prosaische Classe mit Aelians vermischten Erzählungen beschäftigt: Dienstags und Freitags von 4 bis 5; Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10.

Die griechische Vorbereitungsclasse lieſet die kleinen Aufsätze in der Heinzelmannischen Sammlung, und wird mit den Anfangsgründen der Sprache nach der Trendelenburgischen Grammatik bekannt gemacht: Montags von 2 bis 3; Dienstags und Freitags von 9 bis 10.

Den Unterricht in der englischen Sprache setzt er in Privatstunden fort. Die Schriftsteller werden nach den Fähigkeiten und Kenntniſſen der Zuhörer gewählt, und mit dem Lesen zugleich Uebungen im Schreiben verbunden.

Der Collaborator Grotefend hält am Montage von 10 bis 11 eine Zeitungsstunde, worin von den Zeitungen zur Bekanntmachung der Begebenheiten des Tages, zugleich aber auch zur Erklärung vieler politischen, militairischen und anderer Namen und Sachen, so wie zur Mittheilung vieler für das gemeine Leben nützlicher Notizen, Gelegenheit genommen wird.

In der neuen Geographie unterrichtet er nach dem kleinen Abrisse von Fabri, und wird im bevorstehenden Sommer den noch rückständigen Theil von Deutschland, nebst der Schweiz und Italien beschreiben: Dienstags und und Freitags von 9 bis 10.

Die zweite deutsche Classe unterweiset er in den Grundsätzen der Muttersprache; in einer Stunde am Dienstage von 8 bis 9 theoretisch nach Adelungs Auszuge der Sprachlehre; in einer zweiten, am Freitage von 3 bis 4 praktisch durch Uebung in kleinen Aufsätzen mancherlei Art.

Auch wird er statt des jetzt eben vom Pädagogio abgehenden Collaborators Heringen, und bis zur Wiederbesezzung der auf solche Weise vacant gewordenen Stelle, noch folgende Lectionen einstweilen besorgen:

Die Naturgeschichte wird er am Dienstage und Freitage von 10 bis 11 vortragen, und in diesem Sommer besonders die Mineralogie, nach Funkens Grundrisse der Naturgeschichte, und mit Vorzeigung der Mineralien; so wie er auch Anleitung zu eigenem Sammlen geben wird.

Die reine Mathematik lehrt er Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10 nach Lorenz Grundrisse, und wird, da der abgegangene Lehrer bisher die Arithmetik vortrug, sich mit der Geometrie beschäftigen, auch in der letztern Hälfte des Sommers die Scholaren in kleinen Vermessungen üben.

Digitized by Google

Die Anweisung der ersten arithmetischen Ordnung im praktischen Rechnen besorgt er am Dienstage und Freitage von 4 bis 5; diejenigen aber, welche wegen der griechischen Lectionen diesen Stunden nicht beiwohnen können, werden am Montage und Donnerstage von 2 bis 3 im Rechnen geübt.

Der Collaborator Großkurd wird mit der lateinischen Vorbereitungsclasse den Cornelius Nepos, vom Leben des Eumenes an, zu lesen fortfahren, und nach dessen Beendigung eines der Lustspiele des Terenz erklären: Montags von 9 bis 10 und 3 bis 4; Donnerstags von 10 bis 11 und 3 bis 4. Mittwochs und Sonnabends von 10 bis 11.

Der mittlern Classe erklärt er die erste Decade des Livius vom sechsten Buche an: Montags und Donnerstags von 5 bis 6; Dienstags und Freitags von 8 bis 9. Am Sonnabende von 8 bis 9 wird diese Classe durch Verfertigung lateinischer Uebersetzungen im Lateinschreiben geübt.

Für die oberste Ordnung wird er die Erklärung der Tuskulanischen Untersuchungen des Cicero, von der dritten Abhandlung an, fortsetzen und endigen: Montags von 10 bis 11, Dienstags und Freitags von 5 bis 6. Am Freitage von 3 bis 4 werden lateinische Ausarbeitungen, welche die Scholaren über selbst gewählte Materien verfertigen, beurtheilt und verbessert, wobei auch Uebung im Lateinsprechen Statt findet.

Die bisher genannten Lehrer und Collaboratoren stehen zugleich abwechselnd die gewöhnlichen wöchentlichen Zusammenkünfte mit den Scholaren im Bibliothekzimmer fort: Mittwochs von 2 bis 3; so wie auch jeder der denselben mit dem ihm angewiesenen Theile der Umstehenden wöchentlich einmal eine Lese- und Declamirübung anstellt.

Der Lector der französischen Sprache Schuleburg wird mit der ersten Classe die Henriade von Voltaire lesen, und bei der Erläuterung derselben Uebungen im Französischsprechen anstellen. Auch werden deutsche Aufsätze dictirt, welche ins Französische übersetzt, und mit der Feder verbessert werden: Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12.

In der zweiten Classe sollen die Fabeln von von la Fontaine so gelesen werden, daß selbige zuerst in französischer Sprache erläutert, und nachher ins Deutsche übersetzt werden. Hier werden ebenfalls französische Aufsätze verfertigt: am Dienstage und Freitage von 11 bis 12.

Die dritte Ordnung lieset die Geschichte Carls des Zwölften von Voltaire, und macht schriftliche Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische: Montags und Donnerstags von 11 bis 12.

Die vierte Classe lieset die französische Uebersetzung des Campischen Robinson, und wird gleichfalls im Schreiben geübt: am Montage und Donnerstage von 6 bis 7.

Die

Die fünfte Classe beschäftigt sich hauptsächlich mit der Grammatik, womit das Lesen leichter Stücke aus Gedicke's französischem Lesebuche verbunden wird: am Dienstage und Freitage von 6 bis 7.

Die Privatlectionen, welche der Lector auf Verlangen ausser den öffentlichen geben wird, sind vornemlich der Uebung im Sprechen und Schreiben gewidmet. Auch wird er solche Aufsätze, die ihm, außer den gewöhnlichen, von fleißigen Scholaren eingeliefert werden, gern durchsehen und schriftlich verbessern.

Der Cantor **Kandelhart** giebt der zweiten arithmetischen Classe im praktischen Rechnen Unterricht: Dienstags und Freitags von 4 bis 5, und am Montage und Donnerstage von 4 bis 5 übt er diejenigen, die es noch bedürfen, in der Calligraphie; so wie er auch in der Vocalmusik, am Montage und Donnerstage nach Tische, Unterweisung giebt.

Im Zeichnen und Malen unterrichtet der Zeichenmeister **Wiegleb**.

In der Musik geben drei Maitres Unterweisung: der Organist **Zimmermann** auf dem Claviere, der Musikus **Meyer** auf der Geige, Flöte und andern Instrumenten, der Cantor **Kandelhart** aber auf der Davidsharfe und dem Violoncello. Auch wird von ihnen wöchentlich zweimal, am Dienstage und Freitage von 1 bis 2 Collegium Musicum gehalten, dem, außer den Scholaren, auch andere Liebhaber der Musik beiwohnen.

Der Musikus **Meyer** ist zugleich Tanzmeister, und giebt im Tanzen sowohl Anfängern als Geübtern Unterweisung.

Ueber die verbesserte Methode, das Saatkorn auszudreschen.

(Man sehe das 57te Stück des neuen hannöverischen Magazins v. J. 1784.)

Illi inter sese multa vi brachia tollunt.

Virg.

Der Herr Verfasser jenes Vorschlages zu einer bessern Art, das Saatkorn auszudreschen, gehört unter die denkenden Landwirthe, die nicht nach angeerbter väterlicher Weise ein jedes Geschäft im ländlichen Haushalt als die einzige gute und daher unverbesserliche Handelsweise betrachten, und diese, als ein unverbesserliches Erbgut, wieder auf ihre Nachkommen bringen, sondern die mit einem philosophischen Auge auf die mannichfaltigen Vorrichtungen, die bei ihnen vorgehen, hinblicken, und dabei über den Grund und die Ursachen, den Endzweck, und die mögliche

lich besten Mittel, diesen Endzweck zu erreichen, nachzudenken. Bei seiner Aufmerksamkeit auf den vorliegenden Gegenstand, scheint derselbe vollkommen Recht zu haben. Es ist unvermeidlich, daß bei dem Dreschen, wenn die Garben, wie gewöhnlich geschiehet, also gegen einander angelegt worden, daß die Wappenden derselben einander nur berühren, ein großer Theil der in denselben befindlichen Körner zerschlagen, gequetschet, oder wenigstens beschädiget werden. Die Aehren liegen sodann auf dem harten Boden der Scheundehle, und wenn in dieser Lage der Flegel mit Macht auf sie trift: so kann es nicht fehlen, daß, wenn auch keine völlige Zerquetschung entsteht, wenigstens einiger ihrer Keime durch den Druck nicht sollten verdorben, oder auch nur die Hülse des Korns nicht verwundet werden. Und ein einziger von diesen Fällen vermag schon ein Korn ganz außer Stand zu setzen, seines Gleichen vervielfältigt wieder hervor zubringen. Denn ist einer der Keime an dem Saamenkorne verletzt worden: so kann weder ein Halm noch eine Wurzel aus demselben hervorgehen: folglich ist dies Korn verlohren. Die Hülse desselben aber dient dazu, daß die im Boden befindliche Feuchtigkeit durch sie in den Kern des Saamenkorns eindringen, und ihn in einen Brei auflösen kann, der dem zarten Wurzelkeime die erste Nahrung so lange gewährt, bis er im Stande ist, die Säfte, welche er bedarf, aus der Erde selbst einzusaugen, und sie dem aufschießenden Halme, als die Kraft zu seinem Wachsthume, mitzutheilen. Man begreift leicht, daß, wenn diese Hülse eine Verwundung erlitten hat, sie nicht mehr dazu taugt, den weissen nährenden Saft aus dem Kerne zu bereiten, und noch weniger ihn so lange in sich zu erhalten, bis er von dem Wurzelkeime eingesogen ist. Dieser Saft, der die Hülse aufschwellt und aus einander dehnt, muß aus der Wunde herausfliessen, und so ist dieses Korn zum Fruchttragen verdorben.

Eine solche Zerquetschung, Erdrückung oder Beschädigung der Körner, erfolgt um so viel leichter, am Saatweitzen und Rocken, da das Ausdreschen dieser beiden Getreidearten gemeiniglich nicht lange nach der Ernte, wegen der nahen Bestellungszeit, vorgenommen werden muß, ehe das Korn in der Panse völlig austrocknen können, das also noch weich und einem starken Drucke zu widerstehen so viel unvermögender ist. Der Hausvater wird also wohl thun, wenn er darauf denkt, wie er seinen, zur neuen Aussaat bestimmten Rocken oder Weitzen vor dem Anfallen eines Flegels so viel möglich sicher stellen möge, so wie jeder gesittete Mensch einem solchen moralischen oder politischen Dinge sich selbst zu entziehen oder gegen dasselbe zu sichern bedacht ist.

Hierzu ist nun der Vorschlag des Herrn Verfassers, daß man die Gar-

ben,

Digitized by Google

ben, in welchen die schönsten Aehren sich befinden, einigemal über eine aufgestellte Stange oder Leiter schlagen solle, allerdings zweckmäßig; die vollesten und reifsten Körner werden herausfallen, so wie sie aus der Handvoll Halme, die zum Seile um eine Garbe gedient hatte, insgesamt herausfallen, wenn der Dreschet sie um die aufgerichtete Handhabe des Dreschflegels schlägt. In den Gegenden, wo Flachs gebauet wird, könnte auch der Rosselbaum zu diesem Behuf angelegt werden, dessen Höhe gerade diejenige ist, bei der diese Arbeit am bequemsten verrichtet würde. Wie man nun zu dieser Art des Saamens in Gärten und Feldern die reifsten und vollesten Körner regelmäßig zur Aussaat wählt: so sind solche ausgeschlagene Rocken- und Weitzenkörner unstreitig dazu die besten. Ich glaube auch, daß aus jeder Garbe gar leicht mehr als ein Sechszehntheil durch die vorgeschlagene Operation herausgebracht werden würde.

Allein diese Methode würde dann doch ihr Unbequemes haben. Die Körner, welche durch ein solches wiederholtes Ueberschlagen der Garben heraus gesprengt werden, müssen auf dem Boden der Dreschdehle nothwendig sehr weit umher fliegen: das lehret die Erfahrung. Hätte man also 30 oder 40 oder mehr Himten zur Einsaat nöthig: so müßte ein weiter Raum des Bodens mit den herausgeschlagenen Körnern bedeckt oder doch überstreuet werden: und dann würde der Arbeiter, der sich regen, und beim Aufnehmen und Niederlegen jeder Garbe hin und her treten muß, mit seinen bepanzerten Schuhen eben so viele und vielleicht noch mehr Körner zertreten, als der Flegel zerschlagen würde.

Dem könnte nun zwar mit Hülfe eines Besens, der ohnehin auf der Dreschdehle zur Hand seyn muß, und wenn das weit herumgesprengte Korn fleißig angekehrt würde, wohl vorgebauet werden; allein, das Ansegen, welches oft wiederholet werden müßte, wofern die Absicht, die Körner zu schonen, erreicht werden sollte, würde denn doch viele Zeit wegnehmen, die vielleicht mehr werth wäre, als wenn man zur Einsaat etwas mehr Korn nähme, so viel nemlich, als genug wäre, um den Abgang der zerschlagenen oder beschädigten Körner zu ersetzen.

Jedoch, man kann auch zu seinem Endzwecke gelangen, nemlich das Saatkorn ohne sonderliche Beschädigung heraus zu bringen, ohne von der alten Art zu dreschen abzugehen; wenn man dabei nur einige Vortheile benutzen will, die nicht schwer zu finden und anzuwenden sind. Daher wäre ich selbst geneigt, wie jene Oekonomen, den Flegel in Protektion zu nehmen, dem nemlich, der in der Scheure gebraucht wird. Die ganze Sache wäre in drei Regeln ausgemacht.

Erst-

Digitized by Google

Erstlich man lege die Garben, aus denen das Saatkorn gedroschen werden soll, mit ihren spitzen Enden also einander gegen über, daß die Aehren sich nicht bloß berühren, sondern etwa einen Fuß breit über einander zu liegen kommen. In dieser Lage sind die Aehren vor gewaltsamen Beschädigungen schon größtentheils, wo nicht vollkommen, gesichert. Denn eine Beschädigung des Korns kann alsdenn nur entstehen, wenn die Aehre unter sich den harten Boden der Scheure hat, und von oben her von dem harten Dreschflegel oder einem schweren Fußtritte berührt wird. In der angegebenen Lage der Garben aber wird dieses verhütet. Die zu oberst liegenden Aehren werden zwar unmittelbar durch den Schlag getroffen; allein unter sich haben sie ein weiches Lager an der gegen über liegenden Garbe, welches eine jede Zerdrückung oder Quetschung hindert. Mit den zu unterst liegenden Aehren hat es gleicher Bewandniß. Sie liegen zwar auf dem harten Boden; allein, über sich haben sie an der benachbarten Garbe eine Decke, die sie vor der unmittelbaren Berührung des Dreschflegels schützet: und beide lassen, durch den Schlag des Dreschers schnell erschüttert, ihre Körner fallen.

Will man noch sicherer gehen: so darf man nur in der Mitte der Scheune hohle etwas Stroh, gleichviel kurzes oder langes, etwa einer guten Hand hoch, in der Länge herbreiten, auf welches die spitzen Enden der Garben zu liegen kommen. Dies giebt ihnen ein elastisches Unterbette, auf welchem sie die Schläge des Dreschers nicht sehr empfinden, und doch von dem Schlage oder Stoße, den sie leiden, ihre Körner von sich geben. Das unterliegende Stroh wird nach geendigtem Dreschen mit der Schüttegasse aufgeschüttet werden können, so, daß die Körner auch aus demselben unbeschädigt herausfallen.

Der Schluß folgt künftig.

Auf wen darf man Satyren machen?

Karl der Zweite, König in England, sah im Vorbeigehen einen Menschen am Pranger stehen. Was hat er gethan? fragte er. Sire! antwortete man, er hat Satyren auf die Minister gemacht. Der einfältige Narr! erwiederte der König, warum machte er sie nicht auf mich? man hätte ihm dann nichts gethan.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin

44tes Stück.

Montag, den 1ten Junius 1795.

Ueber die verbesserte Methode, das Saatkorn auszudreschen.

(Schluß.)

Zweitens. Man bedeute seine Drescher, daß sie bei dem Anfange ihrer Arbeit, wo die spitzen und kornreichsten Enden der Garben zuerst vorgenommen werden, nicht mit voller Kraft zuschlagen. Hierzu werden sie sich ohnehin sehr leicht und gern bedeuten lassen. Eine Anwendung der ganzen Mannsstärke bei den ersten Schlägen auf die Aehren, wäre unnöthig und mehr schädlich als nützlich. Die ersten 8 oder 10 Schläge müssen gelinde und sanft seyn. Der Dreschflegel darf nicht einmal in der halben Mannshöhe aufgehoben werden, und bei seinem weitern Heraufrücken bis unter das Band und auf das Sturzende der Garbe, wird die Kraft allmählig verstärkt, der Flegel immer höher gehoben, bis er zuletzt mit der Handhabe in einer geraden Linie sich aufschwingt: so wie Virgil's Cyclopen anfänglich ihre Hämmer in gelinden Schlägen fallen lassen, dann aber allmählig immer stärker den glühenden Stahl treffen, bis endlich ihre nervigten Arme, aus voller Mannskraft empor gehoben, mit gewaltigen Schlägen den ganzen Amboß erschüttern.

Fürs dritte könnte vielleicht eine Gewohnheit, die bei unsern Landleuten eingeführt ist, hierzu beiträglich seyn, die zu dem Ende geprüft zu werden verdient. Unsere Bauern pflegen diejenigen Garben, aus welchen sie das Saatkorn nehmen wollen, nie ganz rein auszudreschen, sondern nur leicht zu überschlagen, und sie dann zur Seite zu legen; dies nennen sie Vorbdrschen. Die Verständigsten unter ihnen suchen noch vor der Ernte einen Acker dazu aus, der am schönsten mit Korn bewachsen ist, der, wenn es seyn kann, auf einer Anhöhe liegt, der etwa im vorigen Sommer brach gelegen, und auf dem das Stroh am längsten, die Aehren aber am vollsten und kornreichsten sind. Bei der Einernten wird das Korn von diesen Stück allein und abgesondert, etwa in das Gerstenfach oder sonst wohin

gelegt, daß es von dem übrigen Korn nicht vermischt werden kann, und am ersten zu haben ist. Von diesem Korne nehmen sie den Saamen in das Winterfeld zu der folgenden Ernte, und vorbothen die Garben, durch welche Operation die reifsten und stärksten Körner am leichtesten ausfallen. Die gevorbotheten Garben, in welchen noch mehr, als die Hälfte ihres vorigen Gehalts zurückbleibt, werden allein gelegt, und in der Folge, wenn sie völlig ausgetrocknet sind, den Pferden zu Winterfutter in Hecksel geschnitten. Bei dieser Behandlung erlangt der Landmann von seinem besten gewonnenen Rocken die auserlesensten Körner zur Einsaat, und kann, wofern er die Bereitung seines Ackers eben so sorgfältig und ordentlich betrieben hat, und die Vorsehung seine Arbeit mit einer fruchtbaren Witterung begünstiget, auf ein gutgerathenes Winterfeld sich wiederum eine gegründete Hofnung machen.

Der Weitzen, den man in hiesiger Gegend bei weitem nicht so stark, als den Rocken bauet, wird nicht gevorbothet: die neue Einsaat nimt man aber hinten von dem Wurfhaufen ab, wo die schwersten und besten Körner hinfallen.

Wollte man sich diese hier vorgeschlagene Methode gefallen lassen, und sie statt jener, das Korn mit der Garbe auszuschlagen, wählen: so würde man zugleich den Schein einer Neuheit vermeiden, die bei den Landleuten gewöhnlich etwas Verdächtiges mit sich führet, oder sonst einigen Anstoß verursacht.

Ein in psychologischer Hinsicht merkwürdiges Ereigniß.

Einer meiner Freunde, der mir eben so glaubwürdig ist, als ich mir selbst bin, erzählte mir vor nicht gar langer Zeit folgendes sonderbare, psychologische Phänomen; und ein ähnlicher Vorfall, den ich fast unter denselben Umständen selbst erlebte, ruft mir jene beinahe schon vergessene Erzählung wieder ins Gedächtniß zurück, und dringt mir den Wunsch ab, sie weiter bekannt gemacht zu sehen. Vielleicht ist dies der beste und kürzeste Weg, einige erläuternde Anmerkungen, und nähere Aufschlüsse über diese sonderbare Wirkung der menschlichen Seele zu erhalten, die zwar immer noch ein bloßes Spiel des Zufalls zu seyn scheint, aber dennoch ungeachtet doch äußerst auffallend und interessant bleiben wird.

„Vor ungefähr sechs Jahren — dies sind die Worte meines Freundes selbst — entschloß ich mich, theils um meine, durch verschiedene widrige Zufälle mißgestimmte Seele etwas wieder zu erheitern, theils um nach langwierigen und lästigen Geschäften, in einer süßen, und ungestörten, ländlichen

lichen Einsamkeit neue Kräfte zu sammeln, und einige Freunden zu genießen, die mir mein dermaliger Zirkel versagte — auf einige Wochen meine fernen Verwandten und Freunde zu besuchen. In diesen süßen Hofnung und Erwartung trat ich also meine Reise dahin ganz vergnügt und heiter an. Allein wie schrecklich wurde ich für dessmal betrogen! Denn kaum war ich an dem Orte meiner Bestimmung angelangt, als noch an demselben Tage eine Unpäßlichkeit, verbunden mit einem heftigen Schnupfen bei mir sich einstellte. Gegen Abend überfiel mich ein heftiges Fieber, und nun brach plötzlich die hitzige Krankheit in ihrer völligen und fürchterlichen Gestalt aus. Ich befahl meine Person seyn, keiner von jener zärtlichen Wachen zu, bis zu dem Tage, wo die heftigsten Schmerzen mich aus meinem Delirio wieder aufweckten, weiß ich weiter nicht, was man mit mir vornehmen und ersinnen mich kein Mittel, das man gegen mich anwandte, Aber desto geschäftiger und aufmerksamer arbeitete meine lebhafte Phantasie von innen unaufhörlich fort. Sie hat, um mich für meine Schmerzen und meinen Verlust gleichsam einigermaßen schadlos zu halten, aus ihrer Zauberwelt tausend neue und unterhaltende Gegenstände hervor, und schuf mir die schönsten Bilder und Erscheinungen, die mich auf die angenehmste Weise überraschten, und eine süße Täuschung verschafften. Alle die Bilder und Erscheinungen verschwanden endlich, als das Delirium nachließ, aus meinem Gedächtnisse wieder, eine einzige ausgenommen, deren Eindruck auf meine Seele so stark gewesen seyn mogte daß ich sie nicht hatte vergessen können.

Unter andern Personen, die sich zur Pflege und zum Troste an meinem Krankenbette eingefunden hatten, glaubte ich auch einen jungen, freundlichen Mann zu bemerken, der mir aber bisher noch völlig unbekannt gewesen war. Seine Sprache war sanft, seine Miene höchst freundlich, und sein Blick schien den Schmerz hinwegzublicken, den er bei meinem Leiden empfand. Er wich nie von meiner Seite; er war stets geschäftig und ängstlich besorgt, mir, wo möglich, einige Linderung zu verschaffen; und fragte mich des Tages unzählige mal, ob ich auch dies oder jenes begehrte? Und wenn ich dann um etwas bat, o wer war eiliger, es zu erfüllen? Wer gab es mir mit einer so theilnehmenden und freundlichtröstenden Miene? — Eine so treue Freundschaft, eine so zärtlichbesorgte Liebe, wenn sie auch die beste Mutter kaum gegen ihr einziges, geliebtes Kind tragen könnte, bewirkte bald, daß ich mich immer näher an den Mann hinschmiegte, und knüpfte das Band der Vertraulichkeit und Liebe zwischen uns aufs engste. Ich ließ mich ordentlich mit ihm in verschiedene Gespräche ein, deren besonderer Inhalt zwar in der Folge nach und nach meinem Gedächtnisse wieder entfiel, wor-

in er mir aber eine solche Hochachtung und Liebe offenbarte, wie ich sie vorher nie gekannt hatte. Kurz, der unbekannte, freundliche Mann ward mein bester Freund, und sein Bild prägte sich bis ins geringste Detail so tief in meine Seele ein, daß es eine lange Zeit darin auszulöschen nicht im Stande war.

Nachdem ich nun in dem traurigen Zustande, unter den heftigsten Erschütterungen meiner bisherigen Ruhe selbst, bis für den andern Morgen niedergelegen hatte, so war, wie ich nachher erfuhr, der Kampf endlich auf das höchste gestiegen. Schon rangen Leben und Tod um den Sieg — schon neigte sich derselbe auf die Seite des letztern — schon drohte dieser meiner gerüttelten Hülle mit einer baldigen Auflösung, und furchtbaren Vernichtung — schon erwarteten alle, in ängstlicher Ungewißheit schwebend, den letzten, gefürchteten Augenblick; bis mein Arzt zu den gewaltsamsten Mitteln schritt, und beherzt sich entschloß, über mich, entweder zum Leben, oder zum Tode, das Loos zu werfen. — Dies hatte die gewünschte Wirkung. Zum Ziele noch nicht reif, und zu einem längern Leben bestimmt, weckten mich die fürchterlichen, kaum denkbaren Schmerzen aus meinem Delirio, und meiner Bewußtlosigkeit auf. Ich fing allmählig an, die matten Augen aufzuschlagen, und kehrte noch einmal ins Bewußtseyn und Leben zurück.

Das erste, was ich that, war, daß ich mich, als ich meine Besinnungskraft ein wenig gesammelt hatte, nach meinem redlichen Freunde umblickte, um ihm durch einen schwachen Händedruck meinen erkenntlichen Dank für seine Freundschaft im voraus zuzuschwören. Ich suchte mit meinen Augen ängstlich umher; aber — ich fand ihn nicht! Voll innigen Betrübniß fragte ich zitternd die Umstehenden, wo denn der Mann geblieben sey, der immer bei mir gewesen wäre, der mir so freundliche Pflege geleistet hätte? Verwundert sahen sie mich an: — welchen ich meine? — Ob ich denn nicht wüßte, daß sie mir seinen Namen nicht nennen dürften, und daß mir auch jede Nachricht, ihn zu sehen, gestört, oder gesprochen zu haben: ich fing an, mich zu bemühen, ihnen denselben nach seinem äußerlichen Anzuge genau zu beschreiben: — Und nun mußte ich zu meinem größten Erstaunen gewahr werden, daß nie ein solcher Mann bei mir gewesen sey, noch mich gepflegt habe, daß noch auch jener liebevolle Freund nichts anders gewesen seyn könne, als ein Geschöpf meiner phantasirenden Krankheit. Wie mich das schmerzte, daß ich auf einmal aus einem so süßen Traume gerissen wurde! Wäre nicht, dacht' ich, gäbe es in der That, es wäre wirklich wahr gewesen, und du hättest auf diesem Todbette einen so treuen, besten Mann, als deinen Freund kennen gelernt! Ich mußte mich endlich darein finden lernen; als dem, trotz allen Einrede sie die Alle-

gen

geschehenliche Unmöglichkeit, konnte ich mich dennoch anfangs lange nicht davon überzeugen, daß es nichts weiter gewesen sey, als eine süße Erscheinung, und ihr Bild blieb noch immer vor meinen Augen schweben, beschäftigte auf dem Krankenlager ganz allein meine Seele, und durch keine Zerstreuung vermogt' ichs dahin zu bringen, dasselbe nur auf einige Minuten zu vergessen.

Nach Verlauf einiger Wochen hatte die Krankheit indes völlig nachgelassen, das Fieber blieb aus; und mehr verlohrner Kräfte sammelten sich so geschwind, daß ich binnen kurzem mich wieder stark genug fühlte, mein ängstliches Lager zu verlassen. Und nun war's meine erste Sorge, da ich bis in die neunte Woche gefiecht hatte, auf eine baldige Abreise zu denken, und einen Ort zu erwählen, wo ich Freude gesucht, und Schmerz gefunden hatte, und wo ich meinen Freunden so lästig gefallen war. Ich dankte ihnen also für gehabte Mühe und Last; rüstete mich darauf von ihnen, und eilte wieder schnell dem Orte meines vorigen Aufenthalts zu.

Ob Alles, so schnell ich eilte, so konnte mir doch meiner sonderbaren Erscheinung nichts entfliehen, und das Bild jenes Mannes folgte mir auf jedem Schritte nach. — Ich mogte in der Einsamkeit weilen, so stand es vor mir; ich mogte mich in Gesellschaften verstecken, so sah es dennoch nicht. Kurz, es wurzelte eine Idee als eine Pest in meiner Seele fest, an die sich alle meine übrigen Gedanken anreiheten, und die augenblicklich hervorsprang, sobald auch nur der entfernteste Anschlag gegeben ward. Immer wars mir, als wenn ich noch das Original zu meiner Copei finden sollte, und mein Traum blieb mir zu süß, als daß ich ihn so geschwind hätte aufgeben können. Da hätte man sehen müssen, wie ängstlich mein Blick in jeder Gesellschaft umherspähete, jedes Menschengesicht, wie Lavaters Forscherauge, unvermerkt auffaßte, und wie traurig er niedersank, wenn er nichts gefunden hatte. Und was das Quälendste war, ich mußte meine süße Idee in mich selbst verschließen, und durfte sie keiner andern Seele mittheilen, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, mich dem Spotte der Thoren, und einem verweisenden Lächeln des vernünftigen Mannes auszusetzen.

So verflossen denn mehrere Jahre, ohne daß sich der sonderbare Vorfall näher aufklärte: ich fing nun endlich selbst an, an der Möglichkeit der Erfüllung zu zweifeln, und mich zu überzeugen, daß ich auf dieser Erde nie das Original finden würde: jenes Wunderbild wurde also immer schwächer und schwächer, und erlosch allmählig ganz in dem Spiegel meiner Seele.

Einst, als ich eben, in tiefen Gedanken vergraben, in meinem einsamen Stübchen allein saß, pochte Jemand etwas ungestüm an meine Stubenthür. Ich schreckte auf, lief hin, sie zu eröfnen, und erblickte einen Boten, der mir die Nachricht brachte

In

Ihr einem gewissen, mir wohl bekannten Hause wäre so eben ein fremder Herr angekommen, der sich ganz genau nach mir erkundigt hätte, und das größte Verlangen trüge, mich kennen zu lernen, und einmal bei sich zu sehen. Er ließe mich daher aufs dringendste ersuchen, ihm diesen freundschaftlichen Wunsch zu erfüllen. — Ueber diese unerwartete Nachricht verwundert, ließ ichs ihm zusagen, nach einer Viertelstunde zu ihm zu kommen. Dann warf ich meinen Rock über, nahm Hut und Stock, und trat meinen Weg an. Tausend Gedanken durchkreuzten unterwegens meine Seele. Ein fremder Herr? Und dich wünsche er zu sehen? Und das so sehnlich? Was für Gründe? Was für Absichten? Lauter Räthsel, die ich mir alle nicht einmal auf eine wahrscheinliche Art entziffern konnte. — So in ein forschendes Nachdenken verlohren, war ich endlich vor jenem Hause angelangt. Hier überfiel mich ein sanfter Schauder; hier wehte mich — soll ich sagen, eine leise Ahndung? — an, und mit beklommenem Herzen trat ich hinein.

Aber — wie vom Donner gerührt, blieb ich festgewurzelt stehen, als die Stubenthür aufflog, und ich — den Mann erblickte, nach dem ich schon so manches Jahr mich vergebens gesehnt, den ich umsonst überall gesucht hatte; den Mann meine ich, den meine Phantasie mir einst in jener unglücklichen Krankheit so zaubernd schilderte, und den ich bis jetzt noch blos als ein Geschöpf meiner Einbildung hatte betrachten müssen. Mit ganzem Blick heftete ich mein Auge auf ihn. Ja, ja, er wars, das wahre Orginal meines Bildes. Er glich diesem in allem vom Wirbel zur Sohle, bis auf die Knöpfe im Kleide, und die Schnallen auf den Schuhen. Seine Gestalt, sein Gang, seine Stimme, seine freundliche Miene, alles, alles leibhaftig dasselbe. Er winkte mich näher; und seine sanfte Anrede weckte mich bald aus meinem stummen Erstaunen auf. Jetzt hörte ich, daß er ein Freund meines väterlichen Hauses sey, den ich aber nicht mehr gekannt hatte, weil ich früh die Hütte meines Vaters verlassen mußte. Jetzt erzählte er mir offenherzig, wie erschon lange sehnlich gewünscht, mich kennen zu lernen; wie ihn sein Herz rastlos getrieben habe, diesen Wunsch zu erfüllen; und wie glücklich er sey, mich heute als Freund umarmen zu können. Nun schloß auch ich meinem neuen, mir gleichsam vom Himmel gegebenen Freunde die Tiefe meines Herzens auf, klärte ihm die sonderbare Einrichtung meiner Seele auf, erzählte ihm ohne Rückhalt den merkwürdigen Vorfall, den wir beide nicht genug bewundern konnten; und so überraschte uns die Mitternacht in der angenehmsten Unterhaltung.

Doch um mich kurz zu fassen, unser Freundschaft schloß sich von Tage zu Tage enger. Nun kam es noch dazu, daß er uns auf einige Wochen auf's Land einlud, wohin er sich auf einige Zeit zurückzog, und wohin mir mit ihm

daß

daß ich noch bis auf diese Stunde mit Wahrheit sagen kann: ich konnte einst nicht so süß von Freundschaft und Liebe im Traume phantasiren, als dieser mein Freund sie in der That mir bis höher erwiesen hat!"

Ich habe mich bemüht, diese Erzählung bis auf die geringfügigsten Umstände vollständig zu liefern, damit man das Ganze desto besser übersehen und beurtheilen könne. Mir hat sie zum wenigsten reichlichen Stof zum Nachdenken gegeben, und oft gar zu der voreiligen Frage verführt: Sollte in der menschlichen Seele wohl ein gewisses Gefühl ruhen, das künftige Vorfälle im voraus dunkel ahnden könnte? Oder, sollte sie wohl gar eine, bei vielen Menschen im Schlummer liegende Kraft besitzen, vermöge der sie gewisse, künftige, zufällige Begebenheiten gleichsam anticipiren könnte? — Doch wie comisch spielt der Zufall nicht oft mit uns? Allein, von allen Seiten erwogen, bleibt jenes Factum doch immer ein ganz sonderbares Spiel des Ungefährs.

So viel indes glaube ich, daß die Delicia der Kranken, das Reden im Traume und die Träume selbst dem Forscher vielleicht Anlaß zu manchen willkommenen Betrachtungen, und nützliche Aufschlüsse über Dinge liefern können, welche die menschliche Seele betreffen, wenn er sich nur die Mühe giebt, sie sorgfältig zu beobachten; und dies Geschäft ist ohnehin so unangenehm nicht, daß es nicht für die aufgewandte Mühe desto reichlicher lohnen sollte.

Meteorologische Anzeige.

Die Merkwürdigkeit des strengen Frostes, welchen wir im Januar laufenden Jahres hier in Hannover gehabt haben, veranlaßt mich meine Beobachtungen darüber: die, zu mehrerer Gewißheit, mit zweien vollkommen richtig graduirten Reaumürschen Quecksilber-Thermometern, wovon Eins an der Nord-Ost-, und das Andere an der Süd-West-Seite im dritten Stockwerk seinen Platz hat, angestellt sind, öffentlich mitzutheilen; wobei ich zugleich diejenige Temperatur der Atmosphäre zur Vergleichung beifüge, die bei meiner Anwesenheit in Hamburg, während des Januars 1789. daselbst statt fand, und welche im damaligen Winter die kälteste war.

Temperatur der Atmosphäre nach Graden des Reaumürschen Quecksilber-Thermometers, dessen Scale bekanntlich zwischen dem Frier- und kochenden Wasser Punkt 80 Theile hält, und wo in der nachstehenden Bemerkung die römischen Zahlen — Grade unter dem Frier-Punkt, die deutschen aber + Grade über denselben anzeigen.

In

In Hannover im Jahre 1795.

Januar	Tage	Morg.	Mitt.	Abends
	1	VII	VI	X
	2	XI½	VII½	XII½
	3	XII½	VII½	XI
	4	XI	IV	VI
	5	II	1	2
	6	2	3	I
	7	I	1	I½
	8	III	0	III
	9	III½	0	II
	10	V	0	II
	11	I	2	1
	12	1	1	V
	13	VIII	VI	VII
	14	VIII½	VIII	IX
	15	XIV½	XI½	XIV
	16	VIII	VII	VI
	17	VI	V	VII
	18	VII	VI	VIII
	19	IX½	VII	XII
	20	XII	XII½	XV
	21	XVII	XV	XIII
	22	XVI	XV	XVII
	23	XVIII	XV	XVI
	24	XVI	X½	IX
	25	XI	VII½	VIII
	26	XI½	VI½	V
	27	I	3	4
	28	4	6	0
	29	III½	III	VII
	30	VIII	IV	V
	31	IV	I	II

Hannover.

In Hamburg im Jahre 1795.

Januar	Tage	Morg.	Mitt.	Abends
	1	XI	IX	X
	2	X	XI	XV
	3	XVII	XIV	X
	4	XVIII	XIV	XVII
	5	XVII	X	IX
	6	XII	IX	IX
	7	XI	IX	XV
	8	XVI	XIII	XV
	9	XIII	X	VII
	10	IV	III	II
	11	X	VII	IX
	12	X	VIII½	XIV
	13	XIII	XI½	IX
	14	VIII	I½	I
	15	I	1	1
	16	1	1½	0
	17	II	II	0
	18	2	3	2
	19	1½	2	I
	20	1	2	1½
	21	II	1	1½
	22	2	3	2
	23	2	3	2½
	24	2½	4	2
	25	2	3	1
	26	2½	4	3
	27	3	4½	3
	28	4	5	2
	29	0	1	III
	30	IV	II	II
	31	III	II½	0

L. J. Seeger.

Heidenlob.

Als der Prinz von Conde nach der Schlacht bei Senef Ludewig dem Vierzehnten seine Aufwartung machen wollte, begegnete ihm der König auf der Treppe, die der Prinz wegen seines Podagras mit Mühe hinaufstieg. Ich bitte Ew. Majestät um Vergebung, sagte er, daß ich Sie warten lasse. Uebereilen Sie sich nicht, antwortete der König, man kann nicht geschwind gehn, wenn man wie Sie mit Lorbeern beladen ist.

Hannöverisches Magazin.

45tes Stück.

Freitag, den 5ten Junius 1795.

Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1795.

Im Monat Januar.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	3.	9.	11.	2.	4.	0.	0.	2.
Mittage.	5.	9.	9.	1.	3.	0.	3.	1.
Abende.	11.	10.	4.	1.	3.	0.	1.	1.
Mitternachte.	11.	6.	7.	2.	2.	0.	2.	1.
Ganze Tage.	7 5/8.	8 1/2.	7 1/4.	1 1/2.	3.	0.	1 1/8.	1 5/8.

3 Abende Nordlicht;

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 21, 1 / Mittags im Schatten 25, 9 } Gr. Fahrenh.

größte den 6ten u. 27ten, 39 Grad. Kleinste den 22ten u. 23ten, 8 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers

30, 066 Zoll engl. { größte d. 15ten, 30, 540 Zoll. / kleinste d. 28ten, 29, 341 Zoll. }

Gesammter Niederschlag 1, 25 Zoll Regenwasser,

0, 20 Zoll Schneewasser, gr. d. 27ten 0, 43 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft, wegen Frost nicht beobachtet.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 4 1/2 Minuten.

größte den 4ten und 19ten, 20 Gr. 8 Minuten.

kleinste den 12ten, 20 Gr. 1 Minute.

Mittlere Inclination derselben 72 Gr. 15 5/10 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	SW.	W.	NW.	N.	NO.	O.	SO.	Stil.
Morgens	1½.	5½.	4½.	1.	3½.	3.	9.	1.	2.
Mittags.	1½.	3½.	5.	2½.	5.	2½.	8½.	2½.	0.
Abends.	0.	5.	4½.	3½.	3.	4½.	7½.	2.	1.
Mitternächte.	0.	6.	4.	3.	2¼.	4.	7½.	3.	1.
Ganze Tage.	¾.	5.	4½.	2½.	3½.	3½.	8½.	2½.	1.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	SW.	W.	NW.	N.	NO.	O.	SO.	
26, 0	23, 8	20, 3	25, 4	18, 3	18, 6	24, 8	22, 8	Fuß.

gröſte d. 16ten, Wind O. 48 Fuß.

Höhe der Meersfluthen, wegen Frost nicht beobachtet.

Im Monat Februar.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt	Nebel.	Regen.	Schnee.	Reif.
Morgens.	2.	6.	9.	2.	4.	3.	2.
Mittage.	6.	3.	8.	4.	5.	2.	0.
Abends.	2.	5.	7.	5.	3.	6.	0.
Mitternächte.	4.	2.	7.	3.	2.	2.	0.
Ganze Tage.	3½.	4.	9½.	3½.	3½.	3½.	½.

Wärme { Morg. v. Sonn. Aufg. 27, 9 / Mittags im Schatten 34, 2 } Gr. Fahrnh.

gröſte d. 10ten, 44 Grad.

kleinste d. 7ten, 7 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers

29, 789 Zoll Lngl. { gröſte d. 17ten 30, 694 Zoll. / kleinste d. 2ten 29, 194 Zoll.

Gesammter Niederschlag { 1, 27 Zoll Regenwasser, / 0, 93 Zoll Schneewasser,

gröſte, den 10ten 0, 44 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft wegen Frost nicht beobachtet.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. 6 $\frac{8}{10}$ Minuten.

gröſte

größte d. 22ten; 20 Gr. 24 Minuten.
kleinste d. 7ten; 19 Gr. 58 Minuten.

Mittlere Inclination derselben 72 Grad 1 1/10 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	5½.	3.	1.	3.	1½.	½.	5½.	6.	2.
Mittage.	1½.	7.	3.	3.	1.	1½.	4½.	6½.	0.
Abende.	3.	6½.	2.	3½.	1.	½.	6½.	4.	0.
Mitternachte.	3½.	7.	1.	3½.	1½.	1½.	7.	4.	0.
Ganze Tage.	3½.	5½.	2.	3.	1¼.	1.	5½.	5½.	¼.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	
23,0	24,0	18,5	23,5	20,0	16,5	33,1	17,5	Fuß.

größte d. 20ten, Wind O; 58 Fuß.

Höhe der Monsoonen wegen Frost nicht beobachtet.

Im Monat März.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Schnee.	Reif.
Morgen.	3.	6.	9.	6.	2.	4.	1.
Mittage.	4.	4.	13.	4.	3.	3.	0.
Abende.	4.	6.	12.	2.	3.	4.	0.
Mitternachte.	4.	6.	15.	3.	2	1.	0.
Ganze Tage.	3¾.	5½.	12¾.	3¾.	2½.	3,	¼.

3 Abende Nordlicht.

Mittlere Wärme { Morg. v. Sonn. Aufg. } { Gr. Fahrenh.
Mittags im Schatten 39, 0 }

größte den 27ten 53 Grad.
kleinste den 13ten 11 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers

29, 80 Pariser Zoll engl. { größte d. 9ten 30, 210 Zoll.
kleinste d. 13ten 29, 319 Zoll.

Gesammter Niederschlag { 0,04 Zoll Regenwasser / 0,51 Zoll Schneewasser } gr. d. 6ten 0,27 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft wegen Frost nicht beobachtet.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad $9\frac{8}{10}$ Minuten.

größte d. 1ten, 20 Grad 15 Minuten.

kleinste d. 30ten, 20 Grad 5 Minuten.

Mittlere Inclination derselben, 71 Grad $55\frac{6}{10}$ Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	$4\frac{1}{2}$.	6.	$2\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	$3\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	8.	$2\frac{1}{2}$.	2.
Mittage.	$\frac{1}{2}$.	7.	5.	$1\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	$9\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	2.
Abends.	$1\frac{1}{2}$.	$5\frac{1}{2}$.	$5\frac{1}{2}$.	2.	3.	$3\frac{1}{2}$.	$8\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.	0.
Mitternächte.	$2\frac{1}{2}$.	$6\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.	2.	4.	$1\frac{1}{2}$.	9.	2.	1.
Ganze Tage.	$2\frac{1}{4}$.	$6\frac{1}{4}$.	$3\frac{7}{8}$.	$1\frac{1}{2}$.	$3\frac{1}{4}$.	2.	$8\frac{3}{8}$.	$1\frac{7}{8}$.	$1\frac{1}{4}$.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
22. 0	18, 1	26, 3	16, 2	20, 0	25 3.	21 9.	19 7 Fuß.

größte d. 20ten, Wind W. 46 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 10, 11 / Abends 9, 67 } Fuß.

größte den 3ten; 12, 45 Fuß. Wind N. Geschwindigk. 37 Fuß.

kleinste den 13ten; 8, 05 Fuß. Wind O. Geschwindigkeit 39 Fuß.

C. W.

Methode, die Räude der Schafe zu heilen.

Unter den ansteckenden Krankheiten, denen die Schafe ausgesetzt sind, durch welche ganze Heerden aufgeopfert, und so der Landwirth in seinen gemachten Erwartungen aufs empfindlichste getäuscht wird, gehört vorzüglich diejenige, welche man die Räude der Schafe nennt.

Ob wir nun gleich mit einem, nicht gar kleinen Vorrathe von innerlichen und äußerlichen Vorbauungs- und Heilmitteln gegen diese Krankheit ausgerüstet sind, so lehrt doch die Erfahrung, und die Klagen des Landmannes beweisen es, daß die mehrsten derselben

Digitized by Google

gebracht, nicht nur nicht die versprochene Hülfe geleistet, sondern auch oft größere Unheil gestiftet haben.

Auch in England wünschte man ein sicheres Mittel dagegen zu haben, und aus dieser Ursache warf unlängst die Societät zur Beförderung der Künste, Manufakturen und des Handels eine Preisfrage, diesen Gegenstand betreffend, auf. Unter den eingelaufenen Abhandlungen ist die, welche Sir Joseph Banks mitheilte, vorzüglich gut aufgenommen, und von Transactionen dieser Societät eine gekrönte worden. Da die darin vorgeschlagene Heilmethode sich nicht von Sir Joseph Banks selbst herschreibt, sondern nach dem Theil von Lincolnshire, wo er seine Besitzungen hat, von Herrn Stephenson aus Manchester herübergebracht worden ist, so hat er keinen Anspruch auf die ausgesetzte Belohnung machen; sondern das Publikum diesselbe seinen Landsleuten zum Besten, bekannter machen wollen.

Da es zu wünschen ist, daß diese Behandlungsart der räudigen Schafe auch in unserm Gegenden bekannt werde: so glaube ich keinen Undank zu verdienen, wenn ich das Mittel selbst und die Verfahrungsart beim Gebrauche desselben hier mittheile.

Die Salbe zum Einschmieren wird auf folgende Art bereitet: Man nehme ein Pfund Quecksilber, ein halbes Pfund venedischen Terpentin, eine Pinte (Mass) Terpentinöl, vier Pfund Schwefelleber; diese Stoffe zu feinem Pulver in einem Mörser, bis das Quecksilber sich mit den übrigen Ingredienzen genau gemischt hat. Zur Bereitung dieser Salbe kann man sich einer Person bedienen, die mit dergleichen Zurichtungen umzugehen weiß.

Die Art und Weise, diese Salbe anzuwenden, ist diese: Man ziehet vom Kopfe des Schafes, zwischen den Ohren hindurch, bis an das Ende des Schwanzes, eine Furche, indem man nemlich mit einem Finger die Wolle aus einander theilet, so daß das bloße Fell des Schafes berührt werden kann. Alsdenn tauchet man den Finger in die Salbe, und fähret mit demselben, in der Furche, auf dem Felle hinunter, wo dann ein blauer Streif auf demselben und der in der Nähe befindlichen Wolle zurückbleiben wird. Von dieser Furche aus ziehet man auf dieselbe Art andere die Schultern und Schenkel hinab zu den Beinen, so weit diese Wolle haben. Sollte das Thier stark befallen seyn, so ziehe man an jeder Seite noch zwei andere Furchen, welche mit der auf dem Rücken parallel laufen, und eine an jeder Seite zwischen die Vorder- und Hinterbeine herab.

Nach der Behandlung pflegt man das Schaf oder die Schafe sogleich wieder unter die Heerde zu stoßen, ohne im geringsten für Ansteckung besorgt zu seyn; und wirklich ist es auch ein seltenes Beispiel, daß ein Schaf Schaden dadurch bekommen hat.

Nach

durch einigen Tagen vertrocknet die Blattern gänzlich, das Jucken hört auf, und das Thier ist vollkommen geheilt.

Der Schafsaus (Hippobosca ovina L.) ein den Schäfern wohlbekanntes Insekt, welches sich in der Wolle aufhält, und dem Wachsthume des Schafes, durch den Schmerz, welchen sein Biß verursachet, und dadurch, daß es das Blut aussauget, sehr schädlich ist, wird durch dieses Mittel (der Wolle unbeschadet) ganz und zerstöret und ausgerottet *). Die Wollenschafer in dieser Gegend, ziehen beim Einkaufe diejenige Wolle, an welcher sie Flecken, welche das Mittel hervorgebracht hat, wahrnehmen, schlechter weit vor, weil sie glauben, daß das Thier, durch den Gebrauch dieser Salbe, sowohl von der Räude als von Schafläusen verschont geblieben oder befreiet, und also die Wolle weniger dem Uebel ausgesetzt sey, zu brechen und Knoten zu bekommen; welche Fehler nun, wie häufig diese

eines ist, dem plötzlichen Aufhalten des Wachsthums, dem Mangel an Futter oder Krankheiten zuzuschreiben hat.

Diese Methode nun ist jetzt so allgemein in den hanauischen Gegenden angenommen, daß die Räude, ehemals die Sorge des Landmanns, nicht ehe ihn abschrecket, seine Heerden auf den dasigen so fetten und ausgebreiteten Angern weiden zu lassen, gar nicht mehr gefürchtet wird. Die mehrsten salben ihre Schafe im Herbste, wenn sie von der Weide zurückkehren, ein, es mögen sich Symptome der Räude zeigen, oder nicht. Es geben sich auch Leute mit diesem Einsalben der Schafe besonders ab, und bekommen für zwanzig der größten Schafe 5 Schillinge, wofür sie zugleich für den glücklichen Ausgang der Operation haften, und wenn ja der Fall eintrüge, daß ein Schaf nach meiner Kunst würde (oder es auch 4 Wochen nach der Behandlung) kränkeln, so müssen sie unentgeltlich wiederholen. T.

*) Hier sieht man, wenn kein Mittel angewandt sind, das Ungeziefer nicht schädlich wird. Vögel sich, nach der Schur, den Schafen auf dem Rücken setzen, und diese Läuse, die in unzähliger Menge vorhanden sind, abfressen. — Billig empfiehlt auch das Waschen mit Buttermilch oder gesalzter süßer Milch dagegen.

Ueber das patriotische Etwas, die schädliche Strohdächer der Häuser mit Stroh zu decken, betreffend.

(Man sehe das 6te St. d. M. v. J. 1794.)

Es gehört mit unter die Unvollkommenheiten der sublunarischen Welt, daß so manches gutes Mittel schlage, der, wenn er ausgeführet

würde, von unendlich großem Nutzen zu seyn würde, indem so viele Hindernisse im Wege stehen, welche

nicht ganz und gar verhindert, immerhin doch erschweret oder aufgehalten wird. Allerdings ist es wahr und bekannt, daß, wie im 6ten Stück des neuen hannövl. Magazins vom vorigen Jahre behauptet wird, die Strohdächer höchst gefährlich sind, daher denn eine Verwechselung derselben mit Ziegeldächern wohl anzurathen und anzunehmen wäre; aber eben so wahr glaube ich, ist auch in Rücksicht ihres das eben Gesagte. Man hätte also wohl immer, bei solchen Anschlägen, welche alte lange hergebrachte Gewohnheiten betreffen, mit Sanftmuth zu Werke zu gehen, und es möchte vielleicht in dem Falle, von dem hier die Rede ist, ein zu rascher Schritt seyn, wenn man alle neugebauete mit Strohdächern versehene Häuser aus den Brandassecuranzcassen ausschließen wollte. Der letzte Vers des patriotischen Etwas hat zwar dasjenige, was für die Strohdächer angeführt wird, kurz mitgetheilt, indeß mögte es, genauer angesehen, nicht so geringfügig scheinen, und es mag mir erlaubt seyn, zu fernerer Beherzigung der Sache noch etwas zu sagen.

Der Landmann erhält nicht selten auf seine künstliche Hütte ein Strohdach, ohne daß er selbst weiß, wie? Seine Dorfgenossen, seine Anverwandten und die benachbarten Dorfschaften, geben dem Neubauenden gütlich einen kleinen Beitrag an Stroh, dadurch fällt eine wichtige Ausgabe für die in unsern Zeiten eben nicht wohlfeilen Ziegelsteine weg. Mit diesen nun zugleich die Kosten, welche der Ziegeldecker und der ihm nöthige Kalk verursachen. Das Strohdach legt der Landmann an manchen Orten selbst, oder es hat unter den Dorfgenossen einen oder mehrere dazu fähige Cameraden, deren Arbeiten ihm weniger kostspielig werden als die des Ziegeldeckers. Dies ist aber für den Landmann, der meistentheils auf einmal so viel baares Geld nicht anschaffen kann, ein großer Gewinn. Wer durch Feuersbrunst zum Wiederaufbauen seines Hauses genöthiget wird, hat um so viel größere Ausgaben, mit Dreikreuz versehen zu werden, daß ihm gewiß ein jeder, wenn er auch sonst nichts mittheilen kann, willig gern etwas dergleichen giebt, woher es denn auch kommt, daß Sammlungen, die diesen Endzweck haben, selbst in entfernten Dörfern angestellet werden. Man giebt freilich dem Manne, das Stroh zu verkaufen, es bleibt aber immer ein großer Zuschuß übrig, es mag dabei gut sparen und mit dem erhaltenen Gelde bei dem Aufkaufe, den Verfertigung eines Ziegeldaches verursacht, weit reichen können.

Beim Strohdache nimmt der Bauer nur Pfähle, die er selbst hat, oder von seinen Brüdern sehr leicht erhalten kann. Will er ein Ziegeldach haben, so muß er auch Latten anzuschaffen wissen, nöthig wieder eine ansehnliche Summe Geldes haben. Nicht weniger schauet der Bauer die Umstände, die ihm die Erhaltung eines

Rades

Ausbesserung eines Steindaches verursachen, worin er denn einigermaassen Recht, wenigstens immer etwas für sich hat, so, daß man seine Anhänglichkeit an die Strohdächer nicht allezeit für Eigensinn halten darf. Erhält das Steindach einen plötzlichen Schaden durch Sturmwind u. d. gl. so fehlen ihm oft die Materialien, die er weit herholen muß, bisweilen auch nicht gleich stehendes Fußes erhalten kann. Die Reparatur kann nothwendig seyn, und er selbst viel leiden. Hat er ein Strohdach, dann weiß er sich bald zu helfen. Diesem kann auch geholfen werden, gesetzt, daß auch Futter oder Früchte darunter lägen. Es bedarf nur geringer Mühe, damit gerade so viel weggepackt wird, daß der Arbeitsmann daran kommen kann. Beim Steindache geht das nicht, darum, weil der beim Ausbessern herumkommende Abfall das, was unter dem Dache liegt, zu sehr verunreiniget. Daß durch ein Strohdach im Winter besser für die Wärme der Stallungen gesorgt wird, ist ausgemacht, und wir wollen dies nicht als etwas geringes ansehen. Der größere Aufwand kann freilich der Kälte durch stärkeres Streuen abhelfen, aber nicht so der sorgsamere sparende Landmann, dem es sehr wohl bekommt, wenn sein Vieh unter einer dichtern mithin wärmern Decke steht, zumal dies auch auf die Fütterung vielen Einfluß hat. Und was mögten sich nicht der vielen wohl zu berechnenden Schwierigkeiten mehr finden, die der größern Anzahl unserer Landleute die Anlegung von Ziegeldächern sauer machen müssen, so, daß sie sich weniger, als mancher Patriot es wünscht, dazu verstehen können, daß sie selbst Ziegel streichen sollten, müßte manchem wohl wegen Mangel an Zeit, Gelegenheit, und vielen dazu Erforderlichen sauer werden.

Ich habe übrigens nichts weniger als eine Schutzschrift für die Strohdächer schreiben, sondern nur auf das, was sie in ihrem Werth hält, aufmerksam machen wollen. Vielleicht könnte man dies oder jenes davon ändern; vielleicht ließe sich eine Auskunft treffen, wodurch die Anlage von Ziegeldächern erleichtert würde. Hätten z. B. gewisse Ziegelhütten ihre angewiesene Distrikte, für deren Dorfschaften, sie vor allen andern jederzeit Steine liefern müßten; so würden diese von dem Bauer desto leichter erhalten und geholt werden können, zumal wenn ein möglichst mäßiges Preis ein für allemal gesetzt wäre. Eben so würde es vielleicht vortheilhaft seyn, wenn man auf eine ähnliche Art mit den Latten zu Werke ginge. Ich wüßte auch nicht, was daran hinderlich seyn sollte, daß ein für eine bestimmte Gegend angestellter Ziegeldecker zu gewissen Zeiten seine angewiesene Dorfschaften bereisen müßte, um die Dächer zu visitiren. Dann wäre der Bauer gezwungen, keine große Schäden zulassen zu können, und auch jederzeit nach Bequemlichkeit die erforderlichen Materialien bei Zeiten anschaffen vermögend seyn.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

46tes Stück.

Montag, den 8ten Junius 1795.

Preißaufgaben der St. Petersburgischen kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1796. nebst kurzen Nachricht von der letzten Stiftungsfeier der russisch kaiserlichen freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg *).

Die unter dem allerhöchsten Schutze Ihro Kaiserlichen Majestät Catharina der Zweiten, dieser großen Beschützerin der Künste und Wissenschaften, stehende St. Petersburgische Akademie der Wissenschaften, hat unter dem Vorsitze des an der Stelle eines Directors derselben ernannten kaiserlichen Kammerjunkers, Herrn Paul von Bachmin, folgende neue Preißfragen für das Jahr 1796. aufgegeben:

1) In der Hofnung, daß eine weniger eingeschränkte Preißaufgabe wirksamer seyn mögte, um wichtige, den Wissenschaften und dem gemeinen Besten ersprießliche Entdeckungen und Untersuchungen zu veranlaßen, als es gar zu bestimmte Preißfragen nicht immer vermögen, hat sich die kaiserliche Akademie entschlossen, dieses mal einen Preiß für denjenigen auszusetzen,

„der die wichtigste Erfindung in „der Mechanik, besonders das „Maschinenwesen betreffend, am „geben, oder der auch eine, die „besten und meisten neue und ein„leuchtende Wahrheiten, enthal„tende Abhandlung über diese Ma„terie einsenden wird."

Der

*) Die seit einigen Jahren von mir in diesem Magazin geschehene Mittheilung des Preißprogramms der russisch kaiserlichen freien ökonomischen Gesellschaft hat veranlaßt, daß solches in mehrern öffentlichen Blättern aufgenommen worden, sich auch verschiedene in- und ausländische deutsche Gelehrte mit um die ausgesetzten Preise beworben, und auch solche erhalten haben. Ich mache die Preißaufgaben der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für das künftige Jahr hier gleichfalls bekannt, und werde nicht nur von nun an alle Jahr das Preißprogramm dieser Akademie, sondern auch, wie bisher, eine kurze Nachricht von der Stiftungsfeier der freien ökonomischen Gesellschaft mittheilen.

G. F. Wehrs.

Digitized by Google

Die Akademie stellt übrigens denjenigen Concurrenten, deren Aufsätze von geringerer Wichtigkeit geachtet werden mögten und doch des Drucks werth seyn sollten, frei, selbige entweder selbst drucken zu lassen, oder deren Bekanntmachung nach geschehener Anzeige ihrer Namen, der Akademie zu überlassen.

2) Die sogenannte Blutlauge (Lixivium sanguinis, Lessive du sang) ist gewiß eine der nützlichsten chymischen Producte, indem sie nicht nur zur Darstellung des von dem Maler so sehr beliebten Berlinerblaues dient, sondern auch dem Scheidekünstler eines der unentbehrlichsten Reagentien und Scheidungsmittel ist. Durch die zahlreichen von den geschicktesten Chymikern mit dieser Substanz bisher angestellten Untersuchungen wissen wir zwar, daß das färbende Wesen der Blutlauge in einer besondern sehr gemischten Säure liege, gleichwohl aber ist uns die wahre Natur dieser Säure, oder vielmehr ihres färbenden Grundstoffes noch sehr verborgen. Auch wissen wir, daß nächst dem Blute jedwede andere verkohlbare Substanz zur Darstellung einer Blutlauge einigermaßen fähig sey. Ferner scheint die einzig bisher übliche Bereitungsart der Blutlauge zum Berlinerblau durch die Calcination an sich selbst mangelhaft zu seyn: denn der von dem Blute an das Laugensalz zu versetzende färbende Stof, wird seiner ungemein leichten Zersetzlichkeit wegen während dieser gewaltsamen Behandlung selbst, durch das Feuer gröstentheils wieder zerstört; daher denn auf diesem Wege die Operation nicht nur zuweilen mislingt, sondern auch nie eine vollkommen gesättigte Blutlauge erhalten wird; welche Sättigung hingegen auf dem nassen Wege, wie wir an der Maquerschen Blutlauge aus dem Berlinerblau sehen, nicht der geringsten Schwierigkeit unterworfen ist.

Man wünscht daher, daß einsichtsvolle Chymiker durch neue Versuche und weiters Nachforschen dieses Gegenstandes folgende Punkte erörtern mögten:

1) „Die Natur der Blutlauge, „und ob Phosphorsäure und flüchtiges Alkali wesentlich nothwendige, oder nur zufällige Nebenbestandtheile bei ihr sind, in ein näheres Licht zu stellen."

2) „Da man das Blut bisher „noch immer für den schicklichsten „Körper zur Bereitung der uns „sprünglichen Blutlauge hält, zu „bestimmen, welcher von den dreien, „leicht von einander zu scheidenden „Hauptbestandtheilen desselben, „nemlich den wäßrichten, rothen, „und faserichten, am färbenden „Stoffe zur Anschwängerung des „Laugensalzes, der reichhaltigste „und schicklichste sey, wodurch wir „alsdenn vielleicht in den Stand „gesetzt würden, mit größerm Vortheile anstatt des Blutes, eine „andere Substanz in Anwendung „zu bringen."

3) „Endlich hauptsächlich eine „andere

„andere vortheilhaftere Bereitungs-
„art der ursprünglichen Blutlauge,
„besonders aber auf dem nassen We-
„ge, ausfindig zu machen."

Zur Auflösung dieser sehr wichtigen Aufgabe werden alle Gelehrten eingeladen, nur die in St. Petersburg wohnende wirkliche Mitglieder der Akademie der Wissenschaften ausgenommen, welche, da Sie die ankommenden Abhandlungen beurtheilen sollen, selber kein Recht zu den Preisen haben können. Die Akademie aber verspricht denen, welche vor allen übrigen die den Preißaufgaben genugthuensten Auflösungen werden eingeschickt haben, für jeden der beiden obigen Aufgaben eine goldene Schaumünze von funfzig holländischen Dukaten am Gewicht.

Die Abhandlungen müssen vor dem 31ten December 1795. eingeschickt werden: sie müssen leserlich geschrieben, in lateinischer, rußischer, deutscher oder französischer Sprache abgefaßt, nicht mit dem Namen des Verfassers bezeichnet, sondern mit einem beliebigen Wahlspruch und einem versiegelten Zettel versehen seyn, der auswendig den nemlichen Wahlspruch, inwendig aber den Namen und die Wohnung des Verfassers verborgen enthält. Wer nach dieser Vorschrift seine Abhandlung vor dem angesetzten Zeitpunkt an den akademischen beständigen Conferenzsecretair, Herrn Hofrath und Ritter Euler einsendet, erhält, wenn er einen Bevollmächtigten zu ernennen für gut findet, einen Empfangschein mit der Nummer unter welcher seine Abhandlung eingetragen worden. Die nach dem 31ten Dec. 1795. einkommende Abhandlungen, können auf keine Weise zum Concurs zugelassen werden, was auch immer die Herren Verfasser zur Entschuldigung vorbringen könnten.

Die Preise werden den dritten Monat nach besagtem Zeitpunkt, das ist vor dem Ende des folgenden März Monats 1796. denjenigen zuerkannt werden, welche nach dem Urtheile der Akademie die besten Abhandlungen eingeschickt haben. Die zu diesen gehörige Zettel werden sodann erbrochen, und die Namen der gekrönten Verfasser öffentlich bekannt gemacht, die übrige versiegelte Zettel aber in Gegenwart aller Mitglieder der Akademie unerösnet verbrannt werden.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat auf jede ihrer im Jahr 1791. aufgegebenen zwei Preißfragen nur eine einzige Antwort bekommen.

1) Eine französische Abhandlung über den Druck der Erde und der Festigkeit der Futtermauren mit dem Wahlspruche Le tems présent est grosse de l'avenir enthält zwar eine Menge Versuche, und verdient einiges Lob: sonsten aber entspricht sie nicht der von der Akademie aufgeworfenen Frage, in welcher eine vollkommenere Theorie des Drucks der Erde und der Festigkeit der Futtermauren, vorzüglich aber eine größere Vervollkommnung der dazu nö-

Digitized by Google

thigen physischen Grundsätze verlangt. Die Akademie hat daher beschlossen, diese Frage wieder zurück zu nehmen; zumalen nachdem der ungenannte Hr. Verfasser gedachter Schrift für gut befunden hat, diese seine Abhandlung wieder abzufordern, und wenig Hofnung vorhanden ist, über diese Materie eine mehr befriedigende Antwort zu erhalten.

2) Eine lateinische Abhandlung über den magnetischen Zustand unserer Erdkugel mit dem Wahlspruch In arduis tentasse non ultima laus est, nebst einer wohl gezeichneten magnetischen Erdkarte für den Anfang des 19ten Jahrhunderts. Da die Abweichung der Magnetnadel auf dieser Karte für mehrere bekannten Oertern mit zulänglicher Genauigkeit verzeichnet, die Abhandlung selbst aber, in welcher die Theorie der Verfertigung derselben nicht deutlich noch gründlich genug auseinander gesetzt worden ist, dem Verlangen der Akademie keine Genugthuung giebt, so hat sie beschlossen, dem Herrn Verfasser derselben nur die Hälfte des auf diese Frage gesetzten Preises, nemlich 50 holländische Dukaten anzubieten, wenn er sich nennen oder erlauben will, daß man den zu seiner Abhandlung gehörigen versiegelten Zettel erbrechen kann. In diesem Falle wird auch die Akademie seine Abhandlung drucken und die magnetische Erdkarte in Kupfer stechen lassen, um sie an alle Orte zu versenden, wo Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel angestellt werden: sollte sich sodann nach einiger Zeit ausweisen, daß diese Karte die Abweichung der Magnetnadel auch an den entferntesten Oertern mit hinreichender Genauigkeit anzeige, so verspricht die Akademie dem Herrn Verfasser in Zukunft auch noch die andere Hälfte des Preises auszuzahlen.

3) Da die Akademie auf ihre Preißfrage über die Natur der färbenden Substanz, welche sie für das Jahr 1795. schon zum zweiten mal aufgegeben hatte, bis zur festgesetzten Concurszeit gar keine neue Beantwortung erhalten hat, so macht sie hiemit bekannt, daß sie nun diese Frage gänzlich zurück nehme, und den Preiß zu seiner Zeit für eine andere Aufgabe bestimmen werde.

Am 28ten Decemb. 1794. feierte die unter dem Schutz Ihro Kaiserl. Majestät stehende freie ökonomische Gesellschaft, das ihr höchst wichtige Andenken ihres Stiftungstages, unter dem Vorsitz ihres jetzigen Präsidenten, Sr. Excellenz des Herrn General en Chef von Passek, Ihro Kaiserl. Majestät Generaladjudanten, Senateur, Generalgouverneur von Weißrußland, wirklichen Cammerherrn und Ritter des heil. Andreas, Alexander Newsky, Polnischen weißen Adlers und heil. Stanislaus Ordens, im Beiseyn mehrerer hoher Personen und Mitglieder, bei welcher Gelegenheit folgende Preise ausgetheilet wurden.

1. Auf die Frage: **Ueber den Anbau des Schwaden.**

Digitized by Google

1) Da die Abhandlung mit der Devise: Der erste bahnt dem lezten den Weg, unter den übrigen Antworten für die beste anerkannt wurde; indem sie eine richtige und umständliche botanische Beschreibung der Pflanze liefert, deren hauswirthschaftlichen Nutzen gehörig anzeiget, die Kultur selbst sowohl durch Ableger und Wurzeln, als durch Säen, wie auch das Einsammlen, Grützmachen und Zurichtung zur Speise lehret, so wurde ihr die goldene Medaille von 50 Rubel zuerkannt. Nach Eröfnung des versiegelten Zettels fand man daß der Herr Lieutenant und Mitglied der ökon. Gesellschaft v. Lewschin in der Stadt Belew Verfaßer derselben sey.

2) Der Abhandlung mit der Devise: Non fingendum aut excogitandum, sed inveniendum quid natura faciat aut ferat. Baco de Ver. wurde das erste Accessit mit einer großen silbernen Medaille zuerkannt. Der Verfaßer ist Karl Ludwig Chr. Sidon Doctor der Medicin in Ploen im Holsteinischen.

3) Der Antwort mit der Inschrift: Terra fert gramina, quae desecta et torrefacta cibum dabunt, wurde ebenfalls die große silberne Medaille zuerkannt. Der Verfaßer derselben ist Herr Neuenhahn der jüngere, Kaufmann in Nordhausen im Thüringischen.

Die übrigen drei Abhandlungen mit den folgenden Inschriften:

4) Ein Mensch der Faulheit liebt. ꝛc.

5) Vollbring die Zeit mit Müh ꝛc.

6) Wer nicht Versuche im Kleinen macht ꝛc. entsprechen nicht der Frage: sie wurden daher zurückgelegt, und ihre Zettel uneröfnet verbrannt.

II. Auf die Frage: Ueber die in Rußland befindlichen Gerbereien

Uebersandte der Revalsche Weißgerber Johann Gottfried Weiße der Gesellschaft einige Proben von 20. mit Heidekraut statt der Baumrinde, gegerbten und bearbeiteten Fellen, nebst einem gehörigen Attestat: daher ihm die große silberne Medaille und überdem für seine Mühe 25 Rubel zuerkannt wurden.

III. Auf die Frage: Vom Sesamöl

Erhielt die Gesellschaft aus Astrachan ein Zeugniß, mit der Unterschrift des Kaukasischen Gouverneurs Herrn General-Majors und Ritters v. Starschinsky, des Gouvernements Procureurs Herrn v. Tarnmow und des Hofraths v. Tschernitzky, daß der daslge Herr Oekonomiedirector, Hofrath und Ritter v. Rading von seinem im Sommer aus der Bucharei verschriebenen Sesamsaamen, nicht nur um Astrachan, sondern auch an unterschiedenen Orten der Kaukasischen Linie, eine ansehnliche Menge gebauet, und, unerachtet verschiedener Hindernisse, dennoch

Digitized by Google

noch von zween Puden Kunkelschutsaamen, gegen 20 Pude eingeernter, woraus er von 13 Puden, vermittelst der Chiviniſchen Preßmaſchine, gegen 6 Pud reines Oel erhalten, den Reſt aber zur fernern Austheilung aufbewahrt. Hierauf iſt dem Herrn Hofrath und Ritter v. Kading, da die Societät mit dieſem erſten Verſuche dieſes fürs Reich ſo nützlichen Produkts vollkommen befriedigt iſt, die goldene Medaille von 25 Ducaten zuerkannt worden. Sie erwartet indeſſen von demſelben einige Bouteillen ſeines gewonnenem Seſamöls, nebſt einer ausführlichen Nachricht von dem erfoderlichen Verfahren, den Schwierigkeiten und Handgriffen, der Kultur, der zu beobachtenden Zeit ꝛc.

IV. Auf die Frage: **Ueber das Mariniren der Fiſche.**

1) Obgleich die Abhandlung mit der Deviſe: Nulla regula ſine exceptione die gewöhnliche Art des Marinirens der Fiſche nur kurz beſchreibt, ſo verdient dennoch die dauerhafte Erhaltung und Einpackung derſelben zum Verſchicken, als beſonders die lange Conſervirung des Kaviars, Aufmerkſamkeit, deshalb ſie die ſchon zum zweitenmale erneuerte Frage am meiſten befriediget. Aus dieſen Gründen und insbeſonders zur Aufmunterung anderer Wirthe wurde ihr die goldene Medaille von 30 Ducaten zugeſprochen. Die Verfaſſerin iſt **Maria Zahm**, Frau des Herrn Apothekers Zahm in St. Petersburg.

2) Die Abhandlung mit der Deviſe: **Befolge die Natur** ꝛc. beſchreibt gründlich und practiſch das Einſalzen, die dauerhafte Erhaltung, das Räuchern und Trocknen der Fiſche, ohne des Marinirens zu erwehnen. Es wurde ihr die goldene Medaille von 50 Rubel zuerkannt. Ihr Verfaßer iſt der Herr Lieutenant **Moritz Heinrich Dreyer**, jetzt Lehrer der Normalſchule in Wyburg.

3) Die Antwort mit der Deviſe: **Oft liegt uns nahe was wir weit ſuchen**, giebt eine beſondere und gute Anweiſung die Fiſche zu conſerviren, ſie erhielt demnach gleichfalls eine goldene Medaille von 50 Rubel. Der Verfaßer iſt **Johann Gottfried Frantz**, Dohmkämmerer in Halberſtadt. Die drei übrigen Abhandlungen mit den Deviſen:

4) **Ein Menſch der Faulheit liebt.** ꝛc.

5) **Handel macht den Mann.**

6) Inventis facile &c. &c.

enthalten nur das allgemein bekannte, dahero ſie zurück blieben.

V. Auf die Frage: **Ueber die Darſtellung des mineraliſchen Alkali in Rußland**; hat die Geſellſchaft folgende zwei Antworten erhalten.

1) Eine gründliche und gute Antwort mit der Deviſe: Omne ſtudium inutile eſt, niſi et manum rei admoves, welche eine hinlänglich belehrende Anweiſung enthält, von deren Befolgung ſich wahrer Nutzen in Rußland erwarten läßt: es wurde

ihr

Digitized by Google

ihr daher die versprochene goldene Medaille von 25 Ducaten zuerkannt. Der ungenannte Verfasser hat den Empfang des Preises dem Herrn Professor Severgin übertragen.

2) Die zwote Beantwortung mit der Devise: Beiträge enthält gute Versuche über Bereitung der Sode; es wurde ihr deshalb die goldene Medaille von 50 Rubel zugesprochen. Der Verfasser ist der Herr Apotheker Johann Stehlin in Sarepta.

VI. Auf die Frage: Ueber die vortheilhaften Naturprodukte in denen nach dem schwarzen Meere zu belegenen Provinzen, lief eine Antwort mit der Innschrift Le tems présent est gros de l'avenir ein, welche in einem richtigen und angenehmen Stil abgefaßt ist, Verdienste besitzt, und einen gelehrten, Kenntnisreichen, alles Lob verdienenden Mann, zum Verfasser hat; da sie aber dem Wunsche der Gesellschaft und der Frage nicht umständlich und gründlich genug entspricht, so hat man ihr die angesetzte Belohnung versagen müssen. Diese Aufgabe wurde gänzlich aufgehoben.

VII. Auf die Frage: Ueber die Verbesserung verschiedener Oele.

1) Die Antwort mit der Devise: Ars longa vita brevis ist eine sehr gründliche und praktische Abhandlung, welche das Preßen, die Reinigung und Verbesserung der ranzigten Oele ausführlich anzeigt; sie erhielt also die goldene Medaille von 100 Rubel. Der Verfasser ist der Herr Lieutenant v. Lewschin, in der Stadt Bielew, Mitglied der Gesellschaft.

2) Der Abhandlung mit der Devise: Principiis obsta wurde gleichfalls eine goldene Medaille von 100 Rubel zuerkannt. — Der Verfaßer ist Christian August Baumgärtel Privatlehrer in St. Petersburg.

3) Die Abhandlung mit der Devise: Etiam non assecuti, &c. erhielt eine goldene Medaille von 50 Rubel. — Der Verfaßer ist Herr Hofmeister, Doctor der Philosophie und Medicin zu Ratzeburg im Herzogthum Lauenburg.

Die übrigen Antworten mit den Devisen:

4) Unum ab utroque
5) Prüfet alles ꝛc.
6) Die Natur muß ꝛc.

wurden nicht approbiret.

Der Schluß folgt künftig.

Neuer deutscher Kaffe.

Die vorigjährige große Menge von Bucheckern veranlaßte bei mir den Gedanken, ob nicht, außer dem allgemeinen ökonomischen Gebrauch deren

deren Oels, und der Futterung für Schafe, Schweine und Federvieh noch mehr Vortheil für das gemeine Beste davon zu erwarten stünde.

Nachmannigfaltigem hin- und herdenken fiel mir die genaue Verwandschaft der Buchecker mit der süßen Mandel bei. Da nun von letzter bekannt ist, daß ein wohlschmeckendes Kaffegetränke davon bereitet werden kann; so vermuthete ich aus diesem Grunde, daß das Buch in gleicher Absicht benutzt werden könnte.

Ich ließ daher ein halbes Loth abgeschälter Buchekern auf gelindem Feuer rösten, und mit eben so viel ordinärem Kaffe abkochen, und erhielt ein überaus wohlschmeckendes Getränke mit Milch und Zucker, welches einen entfernten Geschmack von Chocolate hatte, und allen bisher bekannten Vermischungen mit dem ordentlichen Kaffe weit vorzuziehen ist. Auch ohne allen Zusatz von Caffee lassen sich die Buchekern als deutscher Kaffe wohl trinken.

Ich hoffe, daß die Bekanntmachung dieses neuen Kaffes dem gemeinen Mann, der in unsern Tagen so sehr an den Kaffe gewöhnt ist, ganz willkommen seyn werde, und bin überzeugt, daß er seines guten Geschmacks wegen auch der Zunge des Reichen nicht übel behagen werde. Sollte dieser deutsche Kaffe allgemeinen Beifall finden, wie ich hoffe, so würde gewiß der Vortheil fürs Ganze nicht unbeträchtlich seyn.

Münden. Appun.

Beantwortung der Anfrage im 90ten Stücke dieses Magazins vom v. J. den schwarzen Kornwurm betreffend.

Nachdem ich vergeblich mehrere angepriesene Mittel versucht hatte, den schwarzen Wurm von meinem Korndoden zu vertreiben, so entstand bei mir der Gedanke, ob ich mir nicht durch ein beißendes Mittel dieses unangenehmen Gastes entledigen könne? Zu dem Ende ließ ich meine Böden, nachdem ich das sämmtliche Getreide weg gebracht hatte, mit einer scharfen Seifenlauge, die die Seifensieder verkaufen, mit einem neuen scharfen Besen besprengen und tüchtig abfegen. Ich ließ dies einigemal wiederholen, und nicht allein den Fußboden, sondern die Wände, wo man keine Ritze überschlagen muß, nebst den Stendern und den Balken abfegen.

Nach einigen Tagen war der Wurm weg und 12 Jahre sind vergangen ohne daß ich wieder von ihm heimgesucht worden bin. Angenehm soll es mir seyn, wenn auch andere durch dies einfache und leichte Mittel ihre Böden reinigen werden, und die Wirkung davon in diesen Blättern bekannt machen wollen.

P. C. K.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

47tes Stück.

Freitag, den 12ten Junius 1795.

Preisaufgaben der St. Petersburgischen kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1796. nebst kurzer Nachricht von der letzten Stiftungsfeier der russisch kaiserlichen freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg.

(Schluß.)

VIII. Auf die Frage: Vom Nutzen und Nachtheil der Moralität.

2) Die erste Abhandlung mit der Devise: Tant vaut l'homme, tant vaut la terre, ist eine gute und gründliche Antwort, es wurde ihr daher die goldene Medaille von 50 Rubel zuerkannt. Der Verfasser ist Wilhelm Christian Friebe in Marienburg in Liefland.

2) Die Abhandlung mit der Devise: Pulchra sunt quae scimus &c. erhielt ebenfalls eine goldene Medaille von 50 Rubel. Ihr Verfasser ist Ferdinand Alexander Graf von Larisch zu Almedingen in Petrosawodsk.

3) Die Abhandlung mit der Devise: In den Tagen Catarinä der 2ten ist die Finsterniß der Vorurtheile verschwunden, erhielt die große silberne Medaille. Der Verfaßer ist der Herr Lieutenant von Levecwirsch, Kreiscassirer in Kiew.

Drei andere Abhandlungen mit folgenden Devisen:

4) Oi ßyön lochne es sich ꝛc.
5) Liebe die Wahrheit.
6) Quae regis in terris &c.

wurden nicht approbiret.

* * *

Hierauf hielt Se. Excellenz, der wirkliche Herr Staatsrath und Ritter von Nartow, beständiger Secretair dieser Gesellschaft, folgende Rede:

Meine Herren!

Edles und uneigennütziges Bestreben, der Menschheit zu dienen und Nutzen zu schaffen, ist die erste heilige Pflicht, wodurch sich ein wahrer Unterthan seines Monarchen und eifriger Sohn des Vaterlandes auszuzeichnen

zeichnet verbunden ist. Ohne Heuchelei, ohne Vortheilsucht und ohne alle Scheinheiligkeit gegen unsere Versammlung, kann ich mit Ihnen allen insgesammt laut ausrufen, daß unsere freie ökonomische Gesellschaft, durch den Schutz und die Freigebigkeit unserer angebeteten Selbstherrscherin aufgemuntert, nicht nur im freiwilligen Diensteifer nicht nachgelassen, sondern auch ihren Mitbürgern wichtige Dienste geleistet habe. Wie konnte dieses aber auch anders seyn? da Nutzen hervorzubringen, das Hauptgefühl unserer Gesellschaft ist; da unsern Mitbürgern zu dienen, unser Hauptgegenstand ist; da uns dieselben Eifer uns leitet; da Fleiß und Arbeitsamkeit uns angenehm, und da die, durch unsere Werke im Ackerbau und Oekonomie dargebrachte Aufklärung, unsere einzige Belohnung, Ehre und Ruhm ist. Die Wahrheit dessen wird durch die, durch unsere Bemühung ans Licht gegebenen 29 Bände bestätiget, worin jeder fleißige und nachdenkende Oekonom merklichen Unterricht schöpfen kann. — Diese Wahrheit bestätigen die zahlreichen und ihrer Seltenheit wegen, Aufmerksamkeit verdienenden Modelle, welche durch unser Bemühen auf eigene Kosten gesammlet worden, um sie einem jeden Liebhaber zum Nutzen mittheilen zu können. Eben diese Wahrheit bekräftiget auch unsere mit auserlesenen und vorzüglichen Werken stark besetzte Bibliothek, ferner die Korrespondenz und Verbindung mit einheimischen Oekonomen, welche uns Nachrichten von allem demjenigen verschaffen, was nur Neues und Nutzenbringendes in der Landwirthschaft und der ländlichen Industrie vorgehet. Kurz zu sagen: es hat unsere freie ökonomische Gesellschaft nach Maasgabe ihrer Kräfte, während der ganzen Zeit ihres Daseyns, nichts aus der Acht gelassen, was ihren Landsleuten zum Vortheil dienen könnte. Und alles dieses ist einzig dem Eifer und Bemühen ihrer Glieder zuzuschreiben. Würde die Zeit mir erlauben ihren Verdiensten und ihrem wohlmeinenden Fleiß ein gebührendes Lob beizulegen, so würde meine Rede, ob sie gleich ihre Thaten nur schwach vorstellen würde, dennoch von reichhaltigem Inhalte seyn, und uns auf einige Stunden angenehm unterhalten. Allein es ist unmöglich, die besondern Verdienste der sich und die Gesellschaft besonders auszeichnenden Männer ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Ihnen, hochschätzbarer Herr Präsident gebühret zuerst ein höchstverdientes Lob von der ganzen Gesellschaft und ihre vom Dank erfüllte Ehrerbietigkeit. Sie haben in kurzer Zeit durch Ihre eifervolle Veranstaltungen ein Mittel gefunden, durch die Versendung unserer gedruckten Abhandlungen nach allen Statthalterschaften, die Hälfte unserer Schuld zu tilgen, das Ansehen der Gesellschaft zu erhalten, ihr neue Kräfte mitzutheilen und das

Liebe

licht landwirthschaftlichen Kenntniß in ganz Rußland auszubreiten. — Ihren gerührtesten Dank bezeuget die Gesellschaft dem Herrn Grafen Platon Alexandrowitsch v. Subow, als einem allgemein anerkannten Patrioten, für die Mittheilung der so richtigen und gemeinnützigen Tauris schen Tabellen mit den Benennungen aller daſigen Pflanzen in tatarischer und mahischer Sprache, so wie auch für die Uebersendung unserer Abhandlungen nach der Katharinoslawischen Gouvernementsschaft. — Ihren stets Rath die Gesellschaft ihren Dank ab dem Herrn Grafen von Romanzow, für seine so eifrige und zum allgemeinen Wohl abzweckende Unterstützung für die Aufmunterung unserer Werke. — So angenehm auch diese unsere so lobenswerthe, zum Besten des Vaterlandes abzweckende, Beschäftigung erscheint, so ist dennoch die Ueberzeugung um desto süßer und erquickender, daß unsern allergnädigsten Monarchin, Beschützerin und Unterstützerin dieser Gesellschaft, unsere Bemühungen mit dem allergnädigsten Wohlwollen zu betrachten geruhen; wir können daher den aufrichtigen Tag der Stiftung unserer ökonomischen Gesellschaft durch nichts besser feiern, als durch die Bezeugung unserer ehrfurchtsvollesten Hochachtung, allerunterthänigsten Liebe, treuesten Ergebenheit und reinsten Dankbarkeit gegen Ihro Majestät, welche wir Ihr aus unserem Herzen als den gebührendsten Tribut darbringen. — Laßt uns daher unsere Kräfte anstrengen; Arbeit mit Arbeit vereinigen; von einem Fortgange zum andern übergehen; unsere sich gegen 30 Jahre mit Ruhm erhaltene Gesellschaft mit neuem Eifer und Beflissenheit verstärken, und uns angelegen seyn lassen, durch die, unserm Vaterlande bestmöglichste Ausbreitung der Aufklärung in Rücksicht der Landwirthschaft, immer mehr und mehr, des allerhöchsten Schutzes unserer Landesmutter würdig zu werden. —

Ueber die Ausdrücke und Redensarten, Charakter, Charakter haben, keinen Charakter haben.

Der Ausdruck Charakter wird von vielen so unbestimmt gedacht, und mit so manchen unrichtigen Vorstellungen verknüpft, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, bei demselben einige Augenblicke zu verweilen, um sich so viel wie möglich einen gründlichen Begriff davon zu machen.

Der Ausdruck Charakter ist eigentlich ein griechisches Wort und bedeutet in dieser Sprache ein in Marmor, Metall oder irgend einen andern Körper eingehauenes oder eingegrabenes Merkmal; so wie auch das Stammwort, von welchem es herkommt die Idee des Ausgrabens und Ausstechens in

in sich trägt. Lassen wir diese Vorstellung des Ausgrabens und Ausstechens fahren, und bleiben bei demjenigen stehen, was in ältern Zeiten dadurch beabsichtigt wurde und bewirkt werden sollte, nemlich dem Vorübergehenden ein Erinnerungs- oder Kennzeichen von irgend einer Begebenheit, Handlung und Person zu geben, so haben wir die nemliche Idee, welche noch jetzt in unserer Sprache mit dem Worte Charakter verbunden wird, und verbunden werden muß. Wir nehmen den Ausdruck Charakter vorzüglich in zwei Bedeutungen, 1) in moralischer, 2) in politischer. Was die moralische Bedeutung betrift, so irrt man hierin am meisten, indem man bald den Inbegriff der, einem Menschen eigenthümlichen, Grundsätze, bald den Zusammenhang seiner Vorstellungen, Meinungen und Urtheile, bald die Summe seiner Begierden, Neigungen und Leidenschaften darunter verstehet. Alles dieses kann aber, wenn wir die Idee mit dem Ausdruck Charakter verbinden wollen, welche nach der Etimologie desselben darin liegt, nicht dadurch angezeigt werden. Charakter heißt ja, wie wir vorhin bemerkt haben, ein Merkmal, ein Kennzeichen, und nicht ein Zusammenhang, ein Inbegriff oder eine Summe. Jedes Merkmal hat aber etwas besonderes, etwas eigenthümliches wodurch es sich von andern Merkmalen und Kennzeichen unterscheidet. So hat z. B. das Brandmal welches einem Diebe, einem Räuber in die Stirne gedrückt wird etwas besonderes und ganz verschiedenes von einem auf einen Brief mit dem Petschaft gedrückten Siegel, und beide machen einen besondern Gegenstand kenbar. So ist das Gepräge eines Ducaten verschieden von dem Gepräge eines Groschen, und beide Münzen zeigen dem Kenner sogleich bei ihrem Anblick die Verschiedenheit ihres Gehaltes und Werthes. Wenden wir nun dieses auf den Ausdruck Charakter in moralischer Bedeutung an, so wird es uns gar nicht schwer fallen einen deutlichen Begriff von diesem Worte zu bilden. Wir werden nemlich sehen, daß moralischer Charakter nichts anders seyn könne, als das Besondere, das Eigene in unserer Denkungsart und in unsern Gesinnungen, wodurch wir uns als moralische Geschöpfe von andern mit einer moralischen Natur gleichfalls begabten Wesen unterscheiden. Denn gerade dies Besondere, dies Eigene in unsern gesinnungen, auf moralische Objekte fixirten Vorstellungen und Gesinnungen ist eben das Kennzeichen, der Charakter woran man uns erkennt, und von andern welche uns in Rücksicht der moralischen Natur gleich sind, unterscheidet. Der moralische Charakter umfaßt also 1) alle unsere Vorstellungen, in so fern sie auf moralische Gegenstände gerichtet und die Quellen unserer Neigungen und Entschließungen sind. Befindet das Besondere und das Eigene in diesen Vorstellungen

Digitized by Google

gen dahin, daß sie die Wahrheiten, welche zu erkennen ihr Geschäft ist, richtig und deutlich der Seele vorstellen, so, daß der Mensch von der Pflichtmäßigkeit und dem Adel der durch sie zu bewirkenden Gesinnungen überzeugt, und eben dadurch geneigt gemacht wird, dieselben in sich zu erhalten, und bei jeder in seinem Wirkungskreise vorfallenden Gelegenheit zu realisiren, so ist es ein gutes, vortreffliches Kennzeichen, oder der Charakter eines guten Menschen. Herrschen hingegen in jenen Vorstellungen Dunkelheit und Verworrenheit, so, daß sie eben dadurch unfähig werden, fehlerhafte Gesinnungen aus dem Herzen eines Menschen auszureissen und gute und edle dagegen in denselben hervorzubringen, und der Mensch also hingehe und irrigen nachtheiligen Grundsätzen nachlebt, so ist dies ein schlechtes Merkmal, oder der Charakter eines schlechten Menschen.

Der moralische Charakter umfaßt 2) unsere ganze Gesinnung, welche, wie bekannt, den Inbegriff unserer Neigungen ausmacht. Bestehet das Besondere und das Eigene in diesen Neigungen darin, daß sie mit überwiegendem Wohlgefallen auf alles Edle und Gute gerichtet sind, und bei der Einsicht davon sich sogleich für dasselbe determiniren, so ist dies ein gutes Kennzeichen oder der Charakter eines edlen und guten Menschen. Sind hingegen die Neigungen der mit überwiegendem Wohlgefallen auf alles Unedle und Schädliche gerichtet, so, daß den Mensch, welcher sie besitzt, dadurch zur Verrichtung schlechter, gemeinschädlicher Handlungen bestimmt wird, so ist dies ein schlimmes Zeichen oder der Charakter eines unedlen und schlechten Menschen. Hieraus ergiebt sich, daß der ganze moralische Charakter eines Menschen nicht bloß in seinen Grundsätzen und Vorstellungen, in so fern sie auf praktische Wahrheiten zielen oder allein in seinen Neigungen, sondern in beiden zugleich zu suchen und zu finden sey. Nicht das Eigene in der Denkungsart, auch nicht das Besondere in der Gesinnung, sondern beides in harmonischer Vereinigung bestimmt den völligen Charakter eines Menschen. Wir können daher im Allgemeinen nicht sagen, daß der Charakter eines Menschen schlecht sey in dessen Denkungsart man vielleicht manche unrichtige Vorstellung gewahr wird; denn unsere Vorstellungen, woraus jene besteht, können zum Theil unrichtig und mangelhaft, und dem ungeachtet unsere Neigungen, im Ganzen genommen, gut und edel seyn. Eben so unweise und unbillig wäre es, den Charakter eines Menschen schon deswegen im Allgemeinen schlecht zu nennen, weil zwischen seiner richtigen Denkungsart und seiner Gesinnung noch keine völlige Harmonie hervorgebracht ist, und diese oder jene Neigung noch nicht seiner Denkungsart correspondirt. In diesen Fällen darf man wohl behaupten, daß in der Denkungsart oder in der Gesinnung des Menschen noch

man

Digitized by Google

manchen zu verbessern sey, ehe er auf die Würde eines nach Maaßgabe menschlicher Kräfte vollkommen edlen Charakters Anspruch machen könne; allein in solchen Fällen den Charakter überhaupt zum schlechten herabsetzen, würde Unwissenheit und Unbilligkeit verrathen.

Nach dieser vorhergegangenen Bestimmung des Begriffes von dem Ausdrucke: Charakter, wird es wohl nicht mehr nöthig seyn, die Redensart: Charakter haben, zu erklären und weitläuftig durchzugehen, indem man, wenn man der ursprünglichen Bedeutung des Wortes treu bleiben will, ebenfalls nichts anders als etwas Eigenes und Besonderes darunter verstehen kann, welches in der Denkungsart und in der Gesinnung eines Menschen liegt, und wodurch er sich, gleichsam als durch ein Kennzeichen oder Merkmal von seinen Nebenmenschen als moralisches Geschöpf unterscheidet, und seinen Werth kenntbar macht. Nützlicher und wichtiger wird es dagegen seyn, wenn wir die Redensart: keinen Charakter haben, etwas näher beleuchten. Man bedient sich dieser Worte so oft im gemeinen Leben, und nicht selten findet man sie bei berühmten und beliebten Schriftstellern, ohne dem Verstande Rechenschaft von dem Sinne derselben zu geben. „Der Mensch ist Charakterlos, — der Mensch hat keinen Charakter, — der Charakter dieser oder jener Nation besteht darin, daß sie keinen Charakter hat.“ Dergleichen Redensarten hört und liest man oft, ohne zu wissen, was sie heißen sollen oder welche heißen können. Der Ausdruck: keinen Charakter haben, ist grundfalsch. Er druckt entweder etwas anderes aus, als er bedeuten kann, oder er ist in sich selbst unrichtig. Will man nun mit so viel sagen: keine Grundsätze haben, wornach man handelt, keinen Plan machen, wornach man lebt und wirkt, so haben wir vorhin schon gesehen, daß das Wort Charakter gar etwas anderes bedeute. Wer nicht nach Grundsätzen handelt, fehlt darum deswegen irgend eine Denkungsart und eine Gesinnung — mag sie seyn, wie sie will, nicht abgesprochen werden kann, darf man dem einen Charakter absprechen? Will man aber darunter verstehen: keine Festigkeit in seiner Denkungsart und in seiner Gesinnung haben, in seinen Maximen und Handlungsprincipien wie ein Rohr vom Winde hin und hergetrieben werden, so irrt man ebenfalls, weil Festigkeit wohl eine Eigenschaft, eine Tugend des Charakters, aber nicht der Charakter selbst ist und gar nicht genannt werden kann. Liegt in dem Ausdrucke Charakter diejenige Idee, welche wir vorhin damit verbunden, die Idee des Eigenen des besondern in der Denkungsart und Gesinnung eines Menschen, so ist es unläugbar, daß jeder Mensch einen Charakter habe. Es giebt — das lehrt einem die Erfahrung — viele Menschen, welche in ihrer Denkungsart und in ihrer Gesinnung so unbestimmt sind, daß

Digitized by Google

daß man aus der Art, nach welcher sie heute zu denken und zu handeln scheinen, gar keinen Schluß auf ihre morgende Denkungs- und Handlungsart machen darf; Menschen, welche sich jedem flüchtigen Eindrucke, den die Aussendinge auf ihre Neigungen machen, überlassen, und in der folgenden Stunde nicht mehr sind, was sie in der vorhergegangenen waren; allein, dem ungeachtet kann man ihnen keinen Charakter absprechen. Solchen fehlet zwar Beharrlichkeit und Festigkeit in der Denkungsart; aber sie behalten doch dabei gewisse, auf moralische Gegenstände gerichtete Vorstellungen und Neigungen. Und eben diese Unstätigkeit und Veränderlichkeit, eines Hin- und Herschwanken in denselben ist das Besondere, das Eigene, welches als Kennzeichen oder Merkmal diese Gattung von Menschen von andern nach bestimmteren und festern Grundsätzen handelnden Personen unterscheidet, ist also — ihr Charakter.

Man kann daher auch immerhin zur Rechtfertigung jener Redensarten: „Charakterlosigkeit, keinen Charakter haben," vorbringen mag, so sind und bleiben sie doch im Grunde falsch, erzeugen unrichtige Ideen, und beweisen, daß derjenige, welcher sie gebraucht, noch nicht veritlich darüber nachgedacht, noch keinen präcisen Begriff davon sich gebildet haben.

Was übrigens den Ausdruck Charakter im politischen Sinne betrift, so ist es bekannt, daß er hier das Kennzeichen oder Merkmal einer Stufe und eines gewissen Ranges in der bürgerlichen Gesellschaft bedeute und dem Worte Titel völlig entspreche *). „Er hat mit dem Charakter eines Obersten seine Dimission erhalten," heißt so viel, als: ihm ist bei seiner Dimissionentlassung der Rang oder der Titel eines Obersten beigelegt worden: er hat den Charakter eines Hofraths erhalten, d. h. er hat den Titel Hofrath empfangen.

S. G. Evers.

*) Der Ausdruck Nationalcharakter bedeutet das Eigenthümliche und Besondere in der Denkungs- und Gesinnungsart — welches eine Nation von der andern unterscheidet.

Ueber die Anlegung der sogenannten Buchkämpe.

Unter dem Ausdruck, Buchkamp, wird gewöhnlich ein von altem Holze völlig entblößter freier Platz, der mit einer Befriedigung versehen und durch die Kunst mit Buchsaaten besaamet ist, verstanden.

Dergleichen Buchkämpe sind vorzüglich in den mit so vielen Blößen versehenen Forstrevieren des Herzogthums Celle und Lüneburg an verschiedenen Orten und in verschiedenen Jahren angelegt, und da sie nicht alle unter der Direction eines einzigen Forstbedienten verwaltet sind, so ist die

die Art der Bearbeitung des Bodens gewiß auch verschieden gewesen.

Die mehrsten dieser Art Büchenbesaamungen, die ich theils selbst gesehen, oder doch genaue Nachricht davon eingezogen habe, zeigen im ersten Jahre die beste Hofnung; aber leider hat die Zeit gelehrt, daß sich der junge Büchenaufschlag in den nächsten Jahren, auch bei der besten Aufsicht, so verlohren hat, daß nach drei bis vier Jahren sich kaum hie und da ein einzelnes Büchenbüschgen zeigte, zum Beweise, daß diese Oerter ehemals Buchhämpe gewesen waren.

Der Grund, warum alle diese kostbaren Besaamungen gänzlich mißrathen sind, liegt meines Erachtens in der Natur der Rothbüche (Fagus) als wovon hier die Rede ist. Dieser Baum kann nach dem einstimmigen Zeugnisse aller erfahrner Forstmänner, die sich seit vielen Jahren mit dem Betriebe seiner hiesigen Forstreviere vorzüglich beschäftigt haben, in den ersten 2, 3, auch wohl 4 Jahren, je nachdem die Lage der Oerter, besonders in den bergigten Gegenden beschaffen ist, das ungehinderte Eindringen der Sonnenstrahlen nicht vertragen, sondern die junge aufgelaufene Büche verlangt in dem ersten Jahre nothwendig einen schattigen Ort, und erst im zweiten Jahre darf sie der Sonne etwas bloß gegeben, und im dritten oder vierten erst gänzlich der heißen Sonnenhitze ausgesetzt werden.

Es ist daher sehr natürlich, daß die sogenannten Buchhämpe äußerst fehlen, ja ich möchte beinahe behaupten, nie gerathen werden, besonders in den meistentheils sandigen Gegenden des Herzogthums Celle; wenn nicht ein Mittel ausfindig zu machen wäre, wodurch man dem jungen Büchenaufschlage den ihm so nöthigen Schatten in den ersten 3 bis 4 Jahren verschaffen kann. Da die Sonne den jungen Büchen fast noch gefährlicher, als die späten Nachtfröste im Frühjahr ist; diese vernichten die erst aufgelaufenen jungen Büchen im ersten Jahre zwar auf einmal gänzlich, aber in den folgenden Jahren hilft sie solche im Wachsthum zwarauf, richtet sie aber nicht ganz zu Grunde, wenn sie das erste Jahr nur glücklich überstanden haben, hingegen die Sonnenhitze kann diesen Büchenaufschlag auch noch im dritten Jahre gänzlich verderben.

Sollte daher jemand durch lange Erfahrung ein sicheres Mittel gefunden haben, von Holz ganz entblößte Oerter durch künstliche Besaamung mit Büchen wieder in gehörigen Bestand zu bringen, der wird sich in der That auch unserm Lande einen sehr großen Dienst erzeigen, wenn er dieses Mittel öffentlich bekanntmacht, da bisher so viele Kosten auf dergleichen Besaamungen von hoher Königl. Cammer verwandt sind, ohne den gehofften Endzweck erreicht zu sehen.

Daß die Bepflanzung mit Büchenpflänzlingen von gehöriger Beschaffenheit ein sicheres Mittel ist, dergleichen Blößen wieder in Bestand zu bringen, ist eine zu bekannte Wahrheit, als daß ich sie noch weiter anzuführen nöthig finde.

Von einem Forstbedienten hiesiger Lande.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

48tes Stück.

Montag, den 15ten Junius 1795.

Untersuchungen der Ursachen, welche dabei zum Grunde liegen, daß auf sehr vielen Ziegeleien der hiesigen Lande jetzt viel schlechtere Ziegelwaare gemacht und verkauft wird, als in ältern Zeiten geschehen ist.

Von Herrn J. W. Böttcher, Obersalzfaktor zu Sülze.

Wenn man die Materialien der alten Gebäude und Kirchen mit einem scharf beobachtenden Kunstauge untersucht, so wird man nicht selten finden, daß unter vielen andern Materialien auch die Dachziegel von einer viel größern Dauerhaftigkeit als diejenigen sind, welche jetzt auf den meisten Ziegleien gemacht und zu dem Bauen genommen werden, und aus Mangel bessere Ziegel genommen werden müssen. Zu der größern Dauerhaftigkeit mancher anderer Materialien und der Gebäude selbst, mag wohl die ordentliche, vor dem Bauen hergegangene Präparation und Austrocknung der Materialien, und die langsamere Bauausführung in Tagelohn und nicht im Accord, mit welcher Vorsicht die Alten ihre Gebäude auszuführen bemühet waren, nicht wenig beigetragen haben. Unsere Vorfahren scheinen davon überzeugt gewesen zu seyn, daß nichts der Dauerhaftigkeit der Gebäude schädlicher sey, als die Verarbeitung roher, unpräparirter und unausgetrockneter Materialien, und die geschwinde und übereilte Bauausführung, besonders bei verdungenen Arbeiten; wie dieses leider bei vielen Gebäuden zum großen Schaden des Königs und anderer Bauherren, jetzt sehr oft der Fall ist. Ganz andere Ursachen liegen aber bei der schlechten Ziegelwaare zum Grunde, die jetzt auf so vielen Ziegleien gemacht wird. Ehe ich jedoch von diesen Ursachen spreche, denen ich die jetzige Verschlimmerung zuschreibe, muß ich noch ein Paar Worte von dem großen Schaden reden, den nicht nur die allergnädigste Landesherrschaft, sondern auch alle Landesunterthanen von der schlechten Ziegelwaare leiden müssen. Dieser Schaden ist beson-

Digitized by Google

ders für die Landesunterthanen außerordentlich groß, und beträchtlicher, als man beim ersten Blick glaubt. Wenn ein Dach z. E. statt alle 30 bis 40 Jahre, wie sonst bei guten Ziegeln geschehen ist, alle 15 bis 20 Jahre, wie jetzt geschieht, umgedecket werden muß, so sind diese öftern Umdeckungskosten eines Gebäudes, die immer wegen der Einbindungsmasse sehr hoch hinan gehen, den Bewohnern sehr lästig, und vermehren die gewöhnlichen Unterhaltungskosten der Gebäude außerordentlich; der kleinen Reparationskosten der Dächer, die aus gleichem Grunde vermehrt werden, nicht einmal zu erwähnen. Und eben so nachtheilig, wie schlechte Dachziegel den Dächern sind, sind auch die Mauersteine den Mauern, weil sie, wie jene, frühere und mehrere Reparationen erfordern.

Daß aber dieser Schaden, der durch schlechte Ziegelwaare entsteht, sehr groß ist, können diejenigen am besten beurtheilen, die Gebäude zu unterhalten haben, und folglich wissen, wie beträchtlich die jährlichen Unterhaltungskosten der Dächer eines Pachthofes z. B. sind, die nun durch schlechte Ziegelwaare noch so sehr vermehrt werden. Aber dieser Schaden, der an den Dächern und Mauern entsteht, ist es nicht allein, welchen die schlechte Ziegelwaare zur Folge hat; sie hat auch noch andere mittelbare nachtheilige Folgen. Wenn ein unbemittelter Landesunterthan wegen der so öftern Dachreparationen, die durch schlechte Ziegelwaare entstehen, gezwungen wird, manche kleine Dachreparationen, die glücklich in der Geburt erstickt werden sollten, auszusetzen, weil sie aus jenem Grunde zu oft kommen, und seine Vermögensumstände übersteigen, so ist dies für ihn für die Zukunft äußerst nachtheilig, und kann in gewissem Betracht etwas zu seinem Herunterkommen beitragen; denn er muß nachher mit dreifachen Kosten das wieder herstellen, was er mit weit geringern Kosten hätte erhalten können, wenn er im Stande gewesen wäre, jene kleine Reparation nach ihrer Entstehung sofort machen zu lassen. Balken und Sparren, Weller, und Fußboden, die durch die unterbliebenen Dachreparationen faul geworden sind, erfordern große Kosten zu ihrer Wiederherstellung und Auswechselung. Auf diese Art leidet der unbemittelte arme Besitzer eines oder mehrerer Gebäude durch schlechte Ziegelwaare, die er nehmen muß, weil er keine bessere kriegen kann, oder sie auch nicht zu beurtheilen versteht, gedoppelt, und noch viel mehr als der begüterte reiche Unterthan. Die Ursachen der jetzigen schlechten Ziegelwaare, und die schädlichen Folgen derselben, glaube ich, auf Sachkenntnisse und Erfahrungen gegründet, in Folgendem zu finden:

I. In der Verpachtung der Ziegleien an solche Leute, die keine Ziegelmeister sind, und welche daher entweder die Ziegleien an einen

Digitized by Google

einen Ziegelmeister wieder verafterpachten, oder sie durch einen solchen auf ihre Rechnung betreiben lassen, welches beides gleich nachtheilig ist. Daß eine Ziegelverpachtung an einen Nichtziegler sehr schädlich ist, und zu der schlechten Ziegelwaare, die jetzt mehr, wie in ältern Zeiten geschehen, gemacht wird, vieles beiträgt, bedarf keines Beweises, weil es zu sehr am Tage liegt: denn, warum pachtet ein solcher anderer Mann eine Ziegelei anders, als davon den möglichst größten Nutzen zu ziehen; sein Interesse sowohl, als seine Kenntnisse, lassen es daher nicht zu, sich um die beste Präparation der Ziegelerde, und um das völlige Gahrbrennen der Ziegelwaare zu bekümmern; wann er sie verkaufen kann, und das geschiehet aus Mangel an Ziegeleien in vielen Gegenden, so mögen sie beschaffen seyn, wie sie wollen. Dieses Interesse und diese Nichtkenntnisse eines Ziegeleipächters, der nicht Ziegelmeister ist, hat in beiden Fällen, als Verafterpachte die Ziegelei entweder, oder lasse sie auf seine Rechnung betreiben, böse Folgen.

Wird die Ziegelei wieder von ihm verafterpachtet, so nimmt er denjenigen Ziegelmeister, der das meiste Pachtgeld giebt, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieser Ziegelmeister ein geschickter Ziegelbrenner ist, oder nicht. Mancher herumlaufende Ziegelei-Knecht, der bei keinem Meister viel verdienen kann, pachtet dann eine solche Ziegelei aus Unwissenheit für ein hohes Pachtgeld, und kann denn in der Folge seiner Pachtjahre nicht bestehen, und wird daher genöthiget, wenn er anders dabei sein Brod verdienen will, ohne Kostenaufwand, den eine gute Verarbeitung der Ziegelerde und das völlige Gahrbrennen erfordern, die Ziegelei zu betreiben, und folglich schlechte Waare zu brennen. Hiezu tragen dann noch oft manche schädliche Pachtbedingungen das Ihrige bei, welche nicht selten bei einer Verafterpachtung gemacht werden, als z. E. daß der Verafterpächter zu den Bränden das Holz liefern, und zu jedem Ofen voll Ziegelwaare eine bestimmte Klafter- oder Fadenzahl schaffen wolle, wobei dann oft auf keine Holzart Rücksicht genommen, und nicht nur zu wenig bedungen, sondern auch das Versprochene nicht immer geliefert wird. Hiedurch wird dann der Ziegelmeister gezwungen, seine Brände nach dem Holze einzurichten, und kann sodann nicht immer seiner Ziegelwaare das lange Schmauch- oder starke Feuer geben, welches einige Ziegelerden nothwendig erfordern. Nicht einmal zu gedenken, daß eine nasse oder trockne Luft, Windstürme und die Jahrszeiten auf den mehrern oder geringern Holzverbrand einen sehr starken Einfluß haben. Eben so nachtheilig kann auch die Bedingung, die Ziegelerde dem Ziegelbrenner vor die Ziegelscheuer zu schaffen, der Ziegelei werden, wenn der Verafterpächter etwa durch Ackerbau oder andere Gewerbe gezwungen wird, die

Ziegelerde nicht das Jahr zuvor, sondern erst im Frühjahr an den Platz zu fahren. Daß hierauf aber, nemlich auf das lange Liegen der Ziegelerde vor der Verarbeitung ganz außerordentlich vieles ankömmt, werde ich unten zu zeigen Gelegenheit haben. Fast eben so schädlich als die Verpachtung, ist auch die Betreibung der Ziegelei eines solchen Pächters durch einen Ziegelmeister: denn auch bei dieser Ziegeleibetreibung wird auf keinen geschickten Ziegelmeister gesehen; man nimt diejenigen Ziegelbrenner an, die am wohlfeilsten brennen wollen, und das sind gewöhnlich ungelernte Pfuscher oder Miethlinge gemeiner Art, die dann ohne Sachkenntnisse, und ohne die oft so nöthige Versetzung, die Ziegelerde zusammenschmieren, und so viele Waare brennen, als abgehen wollen. Die bösen Folgen hievon für die Ziegeleiwaare sind leicht zu abstrahiren.

Hieraus erhellet nun aber, daß es zur Beförderung besserer Ziegelwaare vortheilhaft, und in mancher Rücksicht nothwendig seyn würde, wenn die allergnädigste Herrschaft sowohl als ein jeder anderer Privatziegeleieigenthümer die Ziegeleien nur an geschickte und erprobte Ziegelmeister verpachtete, und dasjenige Pachtgeld nähme, was Nichtziegler gegeben haben, mithin die Pacht nicht erhöhete; es wäre dann, daß eine Ziegelei wirklich zu wenig Pacht gegeben habe.

Jede zu hohe Pachterhöhung hat bei den Ziegeleien nachtheilige und solche Folgen, wie denn oben beschrieben sind, und dürfte diese nur in dem Maaße steigen, als viele vollkommen gute Waare gemacht und abgesetzt werden könnte; der sicherste Maasstab bei der Bestimmung des Pachtgeldes wäre also wohl die Anzahl der Brände nach der Stückzahl der Ziegel- und Mauersteine berechnet. Selbst die Ziegeleiverpächter haben bei einer zu hohen Pachterhöhung und bei den schädlichen Folgen mehr Schaden als Nutzen, wenn ich annehme, daß, wie gewöhnlich, solche Ziegeleieigenthümer auch Pachthöfe und Landgüter mit Gebäuden besitzen, zu welchen sie die nöthige Ziegelwaare von den Ziegeleien nehmen müssen; und fragt es sich daher, ob die mehreren Reparationen, die eine schlechte Ziegeleiwaare erfordern, nicht mehr Kosten betragen, als eine etwas höhere Pacht dem Gelderegister einbringt.

II. Von der zu wenigen Aufsicht über die Ziegeleien.

Sollen die Ziegeleien das leisten, was man wünscht, und für die Unterthanen zu wünschen wäre, so müssen sie, auch bei einer mittelmäßigen Pachtverleihung an einen geschickten Ziegelmeister, unter besserer Aufsicht von merkverständigen Männern stehen. Ohne eine bessere Aufsicht werden selbst bei den geschicktesten Ziegelmeistern, wo nicht so allgemein schädliche, doch immer kleine Mängel entstehen. Eine solche nöthige generelle Aufsicht, bei der hauptsächlich auf das lange

lange Ausgraben und liegen der Ziegelerde vor dem Gebrauch, auf eine gute Verarbeitung derselben, und auf das völlige Gahrbrennen der Ziegelwaare gesehen werden müßte, könnten bei herrschaftlichen Ziegeleien keine Diener der allergnädigsten Herrschaft besser führen, als die Landbaumeister und Landbauverwalter, die alle Jahr in ihren Distrikten herum, und an die Oerter kommen, wo Ziegeleien sind. Bei dieser Aufsicht müßten aber auch die Vorschläge zu den Pachtsubjekten verbunden seyn, und deren Kenntniße von den Landbaubedienten untersucht werden. Kein Ziegelmeister müßte daher ehender vorgeschlagen und angenommen werden, bevor er nicht ein paar Probebrände zur Zufriedenheit des Landbaumeisters oder Landbauverwalters gethan hätte, und bei der Untersuchung seiner Ziegelkenntniße bestanden, und als ein brauchbarer guter Ziegelbrenner erfunden worden wäre.

III. In der jetzigen großen Baulust.

Diese in mancher Rücksicht rühmliche Lust zu bauen, die sich nicht nur in Städten, sondern auch auf dem platten Lande findet, und die, wenigstens in unserm Lande, jetzt größer wie sie in ältern Zeiten gewesen ist, hat in manchen Gegenden besonders in solchen, in welchen sich wenige Ziegeleien finden, etwas zur Verschlimmerung der Ziegelwaare beigetragen: Denn der zu große und starke Absatz verleitete viele Ziegelei-pächter, auf die Verarbeitung der Ziegelerde weniger Zeit und Kosten zu verwenden, und schlechtere Ziegelwaare zu brennen. Bei einer beßern Aufsicht über die Ziegeleien, und bei der möglichsten Erweiterung und Verbesserung derjenigen Ziegeleien, die sich in solchen Gegenden finden, in denen wenige befindlich sind, werden die nachtheiligen Folgen wegfallen, welche der zu starke Absatz für die Ziegelwaare gehabt hat.

IV. In dem jetzt immer zunehmenden Holzmangel.

Dieser Mangel hat allerdings auf vielen Ziegeleien nicht blos in Ansehung der Verschlimmerung der Ziegelwaare, sondern auch in Ansehung der höhern Preise großen Einfluß gehabt, und wird ihn auch noch ferner haben und behalten, wenn keine beßere Aufsicht über die Ziegeleien und über das so nothwendige Gahrbrennen der Ziegelwaare geführet wird, und wenn man sich nicht bemühet in solchen Gegenden, wo Torf in der Nähe der Ziegeleien und Holz in einem hohen Preise stehet, mit Torf zu brennen, und die Brennöfen zur Holzmenage einzurichten. Zur Holz und andern Feurungsersparungen wäre gut, wenn alle Ziegelöfen gewölbt, auf zwölf Fuß in der Tiefe angelegt und nur auf einer Seite gefeuert würden. Außer der Holzmenage, die nach der Versicherung erfahrner Ziegelmeister bei solchen Oefen seyn soll, haben diese Oefen mit einfachen Heitzlöchern noch den Vorzug, daß die

Ziegel

Digitized by Google

Ziegel und Mauersteine darin besser werden, als in einem Ofen mit doppelten Heitzlöchern, oder der auf beiden Seiten gefeuert wird. Der Grund hievon ist leicht einzusehen. Bei einem Ofen mit einfachen Heitzlöchern hat der Ziegler nur immer eine Seite zu beobachten, und kann stets wissen, wie viel er das Feuer verstärken muß; bei einem Ofen mit doppelten Feurungen aber kann er nicht immer auf beiden Seiten gegenwärtig seyn, er muß sich also auf seine Leute verlassen; und da ist es dann sehr schwer, daß derjenige, der auf der einen Seite brennet, es gerade mit dem andern, welcher auf der andern Seite feuert, in Ansehung der Hitze treffen werde: denn es wird entweder der eine heftiger oder gelinder, oder aber schneller oder langsamer als der andere brennen, und dadurch werden dann die Steine und Ziegel nie so gut, als wenn sie alle eine gleichmäßige Hitze erhalten haben, welches nicht besser als durch einfache Heitzungen zu bewirken ist. Soll nun aber nur von einer Seite gefeuret werden, so kann der Ofen auch nicht breiter als höchstens 12 Fuß im lichten angelegt werden, weil der Ziegler nicht im Stande ist auf eine größere Länge das Feuer zu regieren, wie die Erfahrung bei breitern Oefen bestätiget hat, und auch bei dem Ziegelofen der hiesigen Ziegelei wahrzunehmen ist, die ich zu administriren das Vergnügen habe. Auf kleinen Ziegeleien könnten auch solche lange Töpferöfen, die vorne enge und hinten weit sind, ein Schürloch und deren Heerde einen starken Anlauf haben, angelegt werden, wie man auf einigen göttingenschen Ziegeleien findet.

Diese Oefen, welche aber nun höchstens 6000 Ziegel faßen, sind sehr zur Holzersparung eingerichtet.

V. In der zu späten Ausgrabung und Anlieferung der Ziegelerde vor die Ziegelscheune.

Auf eine frühere Ausgrabung und lange Verwitterung der Ziegelerde vor dem Gebrauch kömmt ausserordentlich viel und mehr an, als manche Ziegler glauben wollen; und doch wird dieser Umstand, besonders bei den Ziegeleipächtern, die keine Ziegelbrenner sind, so oft außer Acht gelassen. Es ist ganz nothwendig, daß die Ziegelerde das Jahr vor ihrer Verarbeitung ausgegraben wird, und einen Winter hindurch liegen und verwittern muß. Gut wäre es, wenn alle Ziegelerde, besonders die vermischte, 2 Jahre vor dem Gebrauch ausgegraben werden, und an der Luft ausgebreitet liegen könnte. Dadurch, daß die Ziegelerde lange der Witterung ausgesetzt wird, und im Winter durchfrieren kann, gehen viele schädliche Theile als z. E. fixe Salpeter ꝛc. und ihre ätzenden Säuren verlohren, und durch die Verwitterung an der Luft wird sie zur Verarbeitung bequemer, auch geschmeidiger gemacht. Ferner giebt ihr auch das lange Liegen an der Luft diejenigen guten Salze, wodurch

um

um so vollkommener wird. Vielfältige Erfahrungen geschickter Ziegelbrenner zeigen, daß diejenigen Ziegel und Steine, welche von frisch ausgegrabener Erde gemacht worden, in kurzer Zeit wieder an der Luft zerfallen sind, und keine Bindung in ihren Theilen gehabt haben, dahingegen diejenigen aus eben der Erde, welche über Jahr und Tag ausgebreitet gelegen hatte, sehr fest und gut wurden. Ein sicherer auf Erfahrung beruhender Beweis, daß das Ausfrieren der Ziegelerde einen wesentlichen Nutzen hat. Es ist nicht unwichtig hier anzumerken, daß es auch einen leicht zu begreifenden Vortheil schaft, wenn man die ausgegrabene Erde nicht in hohen Klumpen sondern höchstens $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch aufschichtet, und solche von Zeit zu Zeit, wenn sie aufgehauet ist, umspadet, indem die Erde alsdann um so mehr vom Frost und Wetter durchdrungen werden kann. Diese unterbliebene frühe Ausgrabung und Praeparation der Ziegelerde vor der Verarbeitung, welche besonders von vielen Ziegelei-pächtern, die Nichtziegler sind, vernachläßiget ist, hat dann ebenfalls zu der schlechten Ziegelwaare vieles beigetragen. Es wird aber diese Ursache zu der jetzigen Verschlimmerung der Ziegelwaare auf verschiedenen Ziegeleien gehoben seyn, so bald sie unter eine bessere Aufsicht kommen. Hierbei muß ich noch die nicht unwichtige Bemerkung machen, daß man auf vielen Ziegeleien den Thon unregelmäßig gräbt.

Manche Ziegelei würde viel länger bestehen können, wenn man den Thon regelmäßig und bankweise ausgraben ließe.

Durch das unregelmäßige erstenweise Ausgraben, welches besonders von den Afterpächtern geschiehet, wird manche gute Thonbank verschüttet. Wenn diese Leute nicht unter einer genauen Aufsicht stehen, so graben sie den Thon da weg, wo er am nächsten und besten stehet, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieses auch für die Zukunft schädlich ist oder nicht. Bei den großen Bedürfnißen der Ziegelwaare und dem Eingang verschiedener Ziegeleien hätte man aber wohl Ursache, zur Verhütung künftiger schädlichen Folgen, hierauf aufmerksam zu seyn.

VI. In der schlechten Verarbeitung und Vermischung der Ziegelerde, und dem eben so schlechten Brennen der Ziegelwaare.

Daß so viele Ziegelwaare auf so mancher Ziegelei schlecht ist, das liegt bei vielen andern Ursachen auch an der schlechten Verarbeitung der Ziegelerde, an der fehlerhaften Vermischung derselben, und an dem schlechten Brennen der Ziegelwaare. Die Fehler, welche hierbei begangen werden, bestehen in folgenden:

1) **Daß die Ziegelerde nicht gehörig eingesumpft und zur Sättigung mit Wasser übergossen wird, und daß, wenn dieses auch geschiehet, das Wasser nicht**

Digitized by Google

nicht lange genug in der Grube stehen bleibt. Unter 48 Stunden sollte die eingesumpfte Ziegelerde nicht aus dem Sumpf oder der Thongrube auf den Tretplatz geworfen werden, damit das Wasser gehörig in die Erde ziehen und sie sättigen könne.

12) Daß die eingesumpfte Ziegelerde auf dem Tretplatze nicht genug und mehrmal wiederholt Durchgetreten, und bei diesem durchtreten von den Kiesel- und Kalksteinchen gehörig gereinigt wird. Dieses Durchtreten der Erde, wodurch sie geschmeidiger und zum Bearbeiten geschickter wird, ist eins der wichtigsten Arbeiten bei der Anfertigung der Ziegel, und ich behaupte, daß nicht selten die schlechte Beschaffenheit unserer jetzigen Ziegelwaare der Vernachläßigung dieser Arbeit zuzuschreiben sey. Diese Arbeit, die durch Menschen am besten und nicht so gut durch Ochsen und Pferde geschieht, ist aber sehr mühsam, und erfordert treue und fleißige Arbeiter, aus deren Unaufmerksamkeit im Reinigen der Erde man sich völlig verlassen kann. Je mehr die eingesumpfte Ziegelerde durchgetreten, und je ordnungsmäßiger sie dabei mit Wasser begossen wird, je mehr vereinigen sich die erdigten Theile, und desto besser wird die Arbeit, woraus denn ganz richtig zu folgern ist, daß nicht eine einzige solche Bearbeitung hinlänglich sey, eine gute Ziegelerde zuzubereiten, sondern daß sie mehrmal vorgenommen werden müsse, wenn das Wasser in die allerkleinsten Theilchen der Erde eindringen und sie erweichen und auflösen solle. Dieses ofte Durchtreten ist denn ganz besonders bei vermischten Erdarten nicht zu vernachläßigen, und dabei noch weniger Mühe und Fleiß zu sparen, damit sich diese Erdarten so genau wie möglich vermischen, und aus der vermischten Masse ein Ganzgleiches entstehen könne.

Das wiederholte und fleißige Durchtreten hat auch noch den großen Vortheil, daß, wenn auch wirklich einige Mergel- oder fremdartige Theilchen in der Ziegelmasse vorhanden sind, diese durch das häufige Durchtreten in möglichst kleinen Theilen, oder gleichsam als Punkte unter das Ganze vermischet werden, und dadurch alsdann gar keine schädliche Wirkungen mehr verursachen können; dahingegen bei vernachläßigtem Durchtreten und unterbliebenem Ausschmeißen dieses Mergels oder anderer Kalk- und Feuersteine die Ziegelwaare davon künftig den größten Nachtheil bekömmt.

Wollte ein Ziegelmeister also hierauf nicht das wachsamste Auge haben, so würden seine Steine, wenn er sich übrigens auch noch so viel Mühe damit gäbe, doch nichts taugen.

Der Schluß folgt künftig.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

49tes Stück.

Freitag, den 19ten Junius 1795.

Untersuchungen der Ursachen, welche dabei zum Grunde liegen, daß auf sehr vielen Ziegeleien der hiesigen Lande jetzt viel schlechtere Ziegelwaare gemacht und verkauft wird, als in ältern Zeiten geschehen ist.

(Schluß.)

3) Daß die Beimischung der verschiedenen Erdarten zu willkührlich verrichtet, und auf die Auswahl des Sandes nicht gehörig gesehen wird. Diese Beimischung sollte keinesweges willkührlich verrichtet, und dem bloßen Ohngefehr überlassen werden, weil darauf mehr ankömmt, als einige Ziegler glauben wollen. Manche fette Ziegelerde würde bessere Ziegel geben, wenn man sie mit reinerem Sande, in der gehörigen Proportion und mit den dazu nöthigen Kenntnißen vermischte. Bei Ziegelerden, die man noch nicht genau kennt, sollten billig immer ihre verhältnißmäßigen Beimischungen von fetterm oder magerm Thon, oder vom Sand durch Proben erforschet werden: denn es ist unmöglich aus der bloßen Ansicht zu bestimmen, diese fette Ziegelerde z. E. muß mit so viel Sand vermischt werden, und jene magere Ziegelerde so viel Zusatz von fetterm Thon erhalten. Je reiner der Sand ist, der zur Vermischung des fetten Thons gebraucht wird, desto geschickter ist er die Ziegelmasse zu verbinden, und bei derselben das Werfen und Bersten in der Trockenscheune zu verhüten. Der gegrabene Sand ist oft der beste und dem Flußsande vorzuziehen, der nicht selten mit Unreinigkeiten und Erde vermischt ist; zuweilen ist der Fall aber auch umgekehrt.

Ist bei einer Ziegelei gar kein reiner Sand zu finden, so muß derselbe gewaschen und durch ein Drathsieb geworfen werden. Beim Steinchen der Ziegel werden auch ofte kleine Fehler begangen, doch diese sind nicht so wichtig, als daß ich nöthig hätte, ihrer zu erwähnen.

Digitized by Google

4) Daß die Ziegel nicht mit der erforderlichen Aufmerksamkeit getrocknet werden.

Diese Aufmerksamkeit ist aber ganz besonders bei Dachziegeln und am meisten bei den Zungenziegeln nothwendig.

Es ist nöthig, daß die Ziegel nach dem Grade ihrer schon erhaltenen Austrocknung versetzt, und daß die Klappen der Trockenscheune bei heftigen Winden verschlossen, und bei einer trockenen Luft bald mehr und bald weniger geöfnet werden; und

5) daß die Ziegelwaare nicht gehörig und gahr genug gebrannt wird.

Das Brennen der Ziegel muß mit praktischen Kenntnissen geschehen, und diese müssen aus der vieljährigen Erfahrung erlernt werden. Ein Ziegelbrenner muß die Natur der Ziegelerden kennen, er muß wissen, ob seine Steine ein langes Schmauchfeuer erfordern, oder ob er, ihnen ohnbeschadet, das Mittelfeuer früher anfangen, und welchen Grad der Hitze sie beim starken Feuer vertragen können. Er muß besonders beim starken Feuer, das seine völlige Aufmerksamkeit erfordert, dasselbe so zu regieren verstehen, daß es eine gleiche Hitze gebe, und sich durch den ganzen Ofen gleichmäßig vertheile; und hierbei darauf vorzüglich sehen, daß kein Holz ersparet wird. Nach dem Schmauchfeuer (welches dazu dienet, daß die Steine in dem Ofen von den Feuchtigkeiten, die der Austrocknung ohngeachtet immer noch darin befindlich sind, langsam befreiet werden, da sie bei einem gleich Anfangs starken Feuer zerspringen würden) und bis zum starken Feuer muß das Mittelfeuer immer mehr und mehr verstärket, und das starke oder letzte Feuer, welches in der Verschließung und Oefnung der Zuglöcher viele Aufmerksamkeit erfordert, so lange fortgesetzet werden, bis eine weisse Flamme dem Ziegelbrenner das Gahrseyn der Steine ankündiget. Zur Ersparung der Zeit und des Holzes muß man sich aber vor allen Dingen hüten, daß keine Steine in den Ofen gesetzet werden, die noch nicht gehörig und so viel möglich an der Luft getrocknet sind, weil dadurch sonst Zeit und Holz bei einem länger nöthig werdenden Schmauchfeuer verschwendet werden, wie auf der hiesigen Ziegelei der Fall ist, deren Trockenscheune so mit Holze umwachsen ist, daß die Luft nicht durchstreichen und die Steine trocknen kann. Wenn das Feuer nach dem Gahrseyn der Ziegelwaare erstücket ist, und die Luftlöcher verschloßen und die Schürlöcher vermauert sind; so bleibt der Ofen bis zu seiner völligen Abkühlung, und zwar aus dem Grunde verschloßen stehen, weil ein zu frühes Aufmachen das Zerspringen der heißen Steine zur Folge haben würde. Dieses Abkühlen verursachet zwar einen beträchtlichen Zeitverlust, es ist aber auch noch aus dem sehr wichtigen Grunde nöthig, weil die Hitze, welche

den

Digitized by Google

den Ziegeln nach dem Brande so lange als möglich gelassen wird, die beste Wirkung hinterher thut, so, daß man sie hernach so wohl an Farbe als Güte von vollkommener und gleicher Art findet. Nach dem Monat October sollten billig keine Ziegel mehr gemacht und gebrannt werden, weil sie in dieser Zeit nicht mehr diejenige Austrocknung und Güte erhalten, die zum Brennen und einer dauerhaften Ziegelwaare erforderlich ist. Den Beweis hiervon geben die späterhin verfertigten Ziegel, welche lange nicht so gut als die im Frühjahr und Sommer verfertigten sind. Die Afterpächter, welche ein hohes Pachtgeld geben, und daher keine große Kosten zur Verarbeitung der Ziegelwaare anwenden können, und aus eben dem Grunde bei dem Brennen Holz zu ersparen suchen; die schlechten Ziegelbrenner, welche man deßhalb nimmt, weil sie am wohlfeilsten brennen, die aber so wenig die vorsichtige Vermischung der Ziegelerden als das vollkommene Gahrbrennen der Ziegelwaare verstehen; und die interessirten Ziegelmeister, welche ohne Aufsicht ihre gepachteten Ziegeleien betreiben, begehen diese Fehler, die ich unter den obigen 5 Nummern beschrieben habe. Sie werden aufhören, so bald die Ziegeleien an gekannte Ziegelmeister, und für ein nicht zu hohes Pachtgeld (ein zu hohes Pachtgeld könnte auch bei diesen, so wie bei den Afterpächtern, Anlaß zu schlechter Ziegelwaare geben) verpachtet werden, und wenn über sie eine scharfe Aufsicht geführet wird.

Als eine nachtheilige Folge für die Reparationen der Dächer kömmt noch hinzu:

VII. Daß auf vielen Ziegeleien die jetzigen Ziegel kürzer und schmaler, auch dünner, wie in ältern Zeiten, gemacht werden.

Diese Verkleinerung der Ziegel hat nicht blos die schädliche Folge, daß man jetzt mehrere Ziegel wie sonst gebraucht, sondern auch, daß man bei der Undeckung solcher Dächer, auf welchen alte und längere Ziegel liegen, diese auch umlatten muß, weil die kürzern neuen Ziegel nach der Lattung der längern alten Ziegel nicht genug übertreten, und kein dichtes Dach geben würden.

Es ist aber eine solche Umlattung, deren ich bei verschiedenen herrschaftlichen Dächern im Göttingenschen habe besorgen lassen müssen, mit mehrern Kosten verknüpft, die erspart werden könnten, wenn die Ziegel auf allen Ziegeleien einerlei Maaße hätten.

Um also solche mehrere Undeckungskosten für die Zukunft zu verhüten, würde es gut seyn, wenn in einer Verordnung allen Landesziegeleien, den herrschaftlichen so wohl als den Privatziegeleien die genauen Maaßen der Länge und Breite vorgeschrieben werden könnte, wie solches in den braunschweigischen und hessischen Landen bereits geschehen ist.

Digitized by Google

Wird den Ziegeleien hierunter keine Maaße vorgeschrieben, so befürchte ich, daß gewinnsüchtige Ziegeleipächter die Ziegel immer noch kleiner machen, und die Reparationskosten der Dächer dadurch, weil man von kleinern Ziegeln natürlicher Weise mehrere braucht, immer noch mehr vermehret werden. Auch das zu dünne streichen der Ziegel müßte verboten werden, weil auch dieses, besonders bei Ziegeln, deren Erde mergelartige Theile in sich enthält, die beim Verarbeiten nicht völlig herausgebracht werden können, sehr schädlich ist, und das frühe Verwittern und Verderben befördert. Gut wäre es, wenn den Ziegeleien auch die Maaßen zu den Mauersteinen und Barnsteinen, zu den Schornstein-Steinen, zu den großen und kleinen Deelsteinen und zu den Zungenziegeln vorgeschrieben würden, weil ich auch bei diesen Steinen auf verschiedenen Ziegeleien verschiedene Maaßen gefunden habe, die man willkührlich bestimmt, und zum Theil auch gegen die alten Steine gehalten, verkleinert hatte.

Schließlich muß ich noch zum Beweise meiner Behauptung, daß die jetzigen Ziegel, auf sehr vielen Ziegeleien, nicht mehr so dauerhaft gemacht werden, wie in ältern Zeiten geschehen ist, folgende Erfahrungsfälle anführen:

1) Bei der Umdeckung und auch Umlattung eines Haushaltungsgebäudes auf dem herrschaftlichem Vorwerke zu Hattorf, Amts Herzberg, fand ich alte Ziegelsteine mit eingegrabenen Jahrszahlen, nach welchen sie bereits über 100 Jahr gelegen hatten, und dabei noch so außerordentlich dauerhaft waren, daß sie ohne alles Bedenken wieder aufs Dach gelegt wurden. Diese Bemerkung der Jahrszahl auf einigen Ziegeln halte ich für sehr nützlich; man sollte sich bei großen Quantitäten immer einige mit der Jahrszahl machen lassen.

2) Bei der Umdeckung des einen Schloßflügels zu Herzberg fand ich alte äußerst feste Steine, die über 50 und mehrere Jahre auf dem Dache gelegen hatten. Nach den Geld-Registern war dieses Dach in 30 Jahren nicht umgedeckt, und nach der Form dieser alten wenigen Steine zu schließen, waren sie damals als brauchbare alte Steine wieder verdecket, und nun gebrauchte ich sie zum dritten, vielleicht schon zum vierten male.

3) Bei der Umdeckung des Daches eines Haushaltsgebäudes auf dem herrschaftlichen Vorwerke Albrechtshausen Amts Calenberg fand ich alte feste Steine, welche nach ihrer Form und Größe zu urtheilen ein hohes Alter haben mußten.

4) Beim Abbruch eines alten Thurms auf dem Amthofe zu Harzdegsen, dessen Mauersteine zu dem neuen Amtshause gebraucht wurden, fand ich sehr alte und feste Ziegel, auf welchen ebenfalls eine Jahrszahl gegraben war, nach der sie über 80 Jahr gelegen hatten.

5) Bei

Digitized by Google

5) Bei der Dachumdeckung des einen Theils vom ehemaligen alten Schloß- und jetzigen Amtgebäude zu Osterode, fand ich sehr feste alte Ziegel, deren beträchtliches Alter ich aus ihrer viel größern Länge und ganz vorzüglich eisernen Güte schloß.

Und so auch fand ich 6) auf einem Scheurendache zu Rotenkirchen sehr feste alte Ziegel, die sehr lang und über den Haken gewunden waren, welche jetzt ungewöhnliche Form mir ihr beträchtliches Alter zu erkennen gab.

Das Königreich und die Stadt Algier *).

Das Königreich Algier liegt zwischen dem 34sten und 37sten Grade der Breite, und zwischen dem 18ten und 31ten Grade der Länge, mithin ist es 325 gemeine französische Meilen lang, und 75 breit.

Gegen Mitternacht wird es von dem mittelländischen Meer, gegen Morgen von dem Königreich Tunis, gegen Abend von dem Königreich Fetz, und gegen Mittag von den beinahe ganz unbewohnten Ländern Biledulzerid eingeschlossen.

Obgleich dieses Königreich fast ganz von Arabern oder Mohren bevölkert ist, die größtentheils von denjenigen abstammen, die ehemals in Spanien verschiedene am Meere liegende Provinzen besaßen, so ist doch dessen Regierungsform gänzlich in den Händen der Türken.

Es sind sehr wenig befestigte Städte und beständige Wohnplätze darin, denn beinahe alles Volk wohnt auf dem Lande unter Zelten.

Eine gewisse Anzahl Familien wählt sich ein Oberhaupt, das für die Schazung, die ein jedweder unter ihnen geben muß, einsteht.

Eine solche Anzahl von Familien macht all mal eine Art von Dorfschaft aus, die Douar heißt, und von Zeit zu Zeit, theils wegen Bequemlichkeit der Lebensmittel, theils auch wegen der Saatfelder und der Fütterung des Viehes, ihren Wohnplatz verändert.

Die ganze Reichsverwaltung stehet unter der Stadt Algier, deren Herrschaft sich über die fünf Provinzen erstreckt, woraus das Reich bestehe, und die unter der Aufsicht dreier Beys, oder Generalstatthalter stehen, welche nur bloß durch die Lage ihrer Statthalterschaften, und sonst durch nichts von einander unterschieden sind. Diese Statthalterschaften sind folgende: die Statthalterschaft des Bey gegen Morgen, des Bey der Ponante, und des Bey der mittäglichen Gegend.

Die Statthalterschaft des Bey gegen Morgen, ist die vornehmste we-

gen

*) Aus *le Roy* Etat général & particulier du Royaume & de la ville d'Algier &c.

gen ihrer Größe, Vielheit der darin liegenden Plätze und Reichthums. Unter andern sind folgende Städte vorzüglich darin zu bemerken.

1) Die Stadt Constantine. Die Araber nennen sie Cucuntina. Ehemals war sie die Hauptstadt eines besondern Königreichs, und eigentlich das neue Numidien der Alten. Jetzt ist sie nichts weiter als die Hauptstadt einer Provinz von Algier, welche in drei Theile getheilt wird, nemlich Constantine, die sich bis ans Meer und ziemlich weit ins Land erstrecket; Bonne, die beinahe die ganze Länge des Meers in sich faßt, und Tabesse, welche weiter im Lande, an der Seite von Biledulgerid liegt.

a) Die Stadt Constantine, die das Cirta der Alten ist, ist sehr groß. Sie liegt an einem Gebirge, und hat nur zwei Zugänge, das übrige ist sehr steil, wodurch sie sehr befestiget wird. Am Fuße des Gebirges, worauf sie liegt, fließt der Fluß Suffegmeck, und daselbst ist ein Schloß, welches sie gegen Mitternacht beschützt.

Die Häuser dieser Stadt sind von sehr regulairer Bauart, und jedes liegt von dem andern abgesondert. Ihre Straßen und Plätze sind in gerader Linie sehr gut angelegt. Die Stadt ist reich. Ihr vornehmster Handel ist die Aussendung der Caravanen nach Biledulgerid, und in die Landschaft der Negres, wohin sie Tücher, seidene Stoffe und Oel schicken, und woher sie dagegen Gold, Sand, Datteln und schwarze Sklaven erhalten.

Die Gegend daherum ist so fruchtbar, daß ein Scheffel Getreideaussaat sich auf dreißig vervielfältigt.

Außerhalb Constantine siehet man noch verschiedene schöne Ueberbleibsel von alten Gebäuden, wie auch einen Triumphbogen, der viel Aehnliches mit dem in Rom hat, der neben der Engelsburg stehet.

Drei Steinwürfe von der Stadt ist ein großes warmes Bad, dessen Wasser eine Fontaine macht, und auf einen Felsen fällt. In demselben halten sich große Schildkröten auf.

2) Die Stadt Bonne, die einige Schriftsteller für das alte und berühmte Hippon gehalten, das nicht weit davon lag, wovon aber gegenwärtig nichts als einige Ueberbleibsel und Steinhaufen zu sehen sind.

Bonne ist eine kleine Stadt, die im Bogen an einen Hügel gebauet ist. Ihre Mauern, Thürme und Thore sind sehr alt. Oberhalb der Stadt ist eine Schanze, die sie beschützt, und, wie man sagt, von einem Könige von Tunis im Jahre 1500 gebauet worden. Sie ist auch ziemlich regelmäßig angelegt, hat aber gar keine Aussenwerke. Zwischen dieser Schanze und der Stadt liegt der Kirchhof der Türken, der wegen der Menge der mit weißen Leichensteinen bedeckten Gräber in der Ferne aussieht, als wenn die Stadt an Gebäuden bis nach der Schanze zu in eins fortginge.

Die

Die Gassen in Bonne sind sehr enge und unreinlich; sie liegen voll Mist und todter Thiere. Fast auf allen Dächern haben Störche genistet, die in grosser Anzahl hier sind, ein beständiges Geklapper machen, und denen die Türken nicht das geringste zu leide thun.

3) Colle. Sie hat einen bequemen Hafen und sehr schönen Meerbusen gleiches Namens, und ist gut befestiget.

4) Gigeri oder Gegel nach dem Morері, eine der vornehmsten Städte in der Landschaft Bugia. Sie liegt zwischen dieser Stadt und Bonne, am Ufer des Meers, und ist gut befestiget. Vorzüglich wird sie von Mohren bewohnt.

5) Bugia oder Bugie, Stadt und Landschaft liegen an der Mündung des Flusses Mazer, wo dieselbe gegen Abend einen guten Hafen hat. Sie gränzt gegen Morgen an Suffegmar, gegen Mitternacht an das Meer, und gegen Mittag an das Gebirge. Vor Alters war sie mit unter Mauritanien begriffen, und wurde von einigen Schriftstellern Salda oder Saldō genannt. Sie war der Sitz eines Bischofs, ehe sich die Türken derselben bemeisterten.

Noch heut zu Tage zählt man in dieser Stadt mehr als acht tausend Häuser. Es ist auch ein festes Schloß darin, und ein Gebirge, das gar nicht bewohnt wird.

Stefe, Labes, Necaus, Mesila, und viele andere Städte, die im Lande liegen, machen die Landschaft Bugia mit aus, gleichwie auch Gegel, welches ein sehr beträchtlicher Platz ist, und am Ufer des Meers liegt.

6) Steffe, oder Sitifi, oder auch Diffeffe nach verschiedenen Landkarten.

7) Tibef, oder vielmehr Tabessa, an der Gränze des Königreichs Tunis.

8) Zamora oder Mazura, und 9) Biscara oder Pescara in Biledulgerid, wo Besatzung liegt.

Auch die Gebirge Coutou oder Coucou, oder Couco sind mit unter dieser Statthalterschaft begriffen, aber so unzugänglich, daß sie die Oberherrschaft zu Algier nicht erkennen.

Unter dem Bey von der Ponante sind die Städte Tremiseri, oder Tremisen, oder auch Tremesen; Mousta gon oder Mostagan; Tenes, welches die Stadt Julia Cäsarea ist, die Juba, König von Mauritanien dem Julius Cäsar zu Ehren erbauen ließ, von dem er ihr auch den Namen beilegte, und Cervelle oder Arzeli, Arsen, Arzerum, Cereelle oder Sersel nach dem Morері und den besten Landkarten.

Unter dem Bey von der mittägigen Gegend liegt weder Stadt noch Dorf, auch nicht einmal eine einzige beständige Wohnung.

Alles Volk daselbst wohnet unter Zelten, und der Dey selbst mit seinen Truppen und Hoflager bedienet sich derselben.

Die

Die Stadt Algier, die bei den Türken Gezaire heißt, ist die Hauptstadt des Königreichs gleiches Namens, und die Seele des ganzen Königreichs. Bei den lateinischen Schriftstellern kommt sie unter den Namen Algeris, Algerium und Algaria vor.

Sie ist sehr alt, und liegt unterm 36ten Grade 48 Minuten der Breite, und in 24 und 30 Minuten der Länge.

Da sie auf einem herabhängenden Hügel des Gebirges liegt, der bis an das Ufer des Meers reicht, so stellen die Häuser, die auf Absätzen gebauet, und alle weiß sind, ein Amphitheater vor, und geben so weit, als man sie sehen kann, einen sehr angenehmen Anblick. Ihre Mauern werden von dem mittelländischen Meer benetzt; und ihr Umfang beträgt ungefähr eine französische Meile.

Ihre Straßen sind enge und steil, und ihre Häuser stoßen beinahe oben an einander, dergestalt, daß man in einem großen Theile der Stadt von einem Absatze bis zum andern gehen kann; indem weder Märkte noch Gärten da sind; doch ist sie sehr reich, und sehr stark bewohnt, so, daß man mehr als hunderttausend Einwohner zählt.

Ihr Hafen ist ganz nach der Kunst gebauet. Seine größeste Tiefe ist vierzehn bis funfzehn Fuß. Man hat einen Felsen auf dem festen Lande durch einen ungefähr 500 Schritt langen Damm von Morgen gegen Abend daran gezogen, auf welchem Felsen eine Schanze angelegt ist, worauf eine Seelaterne steht, und die durch drei Batterien mit metallenen Kanonen beschützt wird.

Von Norden gegen Süden ist noch ein anderer Damm, von beinahe eben so vielen Schritten auf einem Felsen gebauet, worauf einige Vorrathshäuser und ein verschlossener Bauhof, auf dem die Fahrzeuge gebauet werden, befindlich sind.

Die Schiffe liegen im Hafen eins bei dem andern, und sind daselbst beständig in großer Gefahr: denn da der Wind aus Norden gerade gegen den Hafen stößt, so verursacht er oft großen Schaden darin, sonderlich im Winter.

Dies ist auch die Ursache, warum man das ganze Jahr hindurch die Sklaven des Beylik am Steinbruche, der am Ende des Pescade liegt, arbeiten läßt, woraus sie sehr große Steine bringen, die sie alle längs dem Damme, der von Morgen gegen Abend angelegt ist, ins Meer werfen, um den ungestümen Wellen desselben Einhalt zu thun; weil ohne diese Vorsicht der Damm in kurzem ganz würde zernichtet werden; denn die Wellen heben sogar die größten Steine empor, die man ohne Unterlaß dahin wirft.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

50tes Stück.

Montag, den 22ten Junius 1795.

Das Königreich und die Stadt Algier.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Algier hat fünf Thore, nemlich: das Thor Balbazon gegen Mittag, Balbalouet gegen Mitternacht, das neue Thor gegen Abend, und das Meerthor und Fischerthor gegen Morgen. Sie hat in ihrem Umfange zehn große und funfzig kleine Moscheen, drei große Collegia oder öffentliche Schulen, und eine Menge kleiner Schulen für Kinder, fünf Bägnes, worin man die Christensklaven vom Beylik und von den Gasteren einschließt. Um die Stadt herum liegen vier Schanzen, als: die von Balbazon und von Balbalouet gegen dem Thore gleiches Namens über, am Ufer des Meers; ferner die Stern- und Kaiserschanze auf dem Gebirge. Diese zwei letztern haben noch Kaiser Carls des Vten Völker gebauet. Die Stadt ist mit alten Thürmen, die ins Gevierte gebauet sind, umgeben, die auch einen Theil der Mauer mit ausmachen. Auf jedwedem dieser Thürme ist ein kleines Schänzchen, welches Cassaba genannt wird, angelegt, und worin allezeit Besatzung liegt. Uebrigens hat die Stadt nur sehr kleine Gräben.

Die Gegend um die Stadt, ist von allen Seiten, auch selbst da, wo die Schiffe liegen, mit sehr schön gebaueten Landhäusern und Gärten versehen, und hat einen sehr guten Boden.

Gegen Südost, am Eingange des Hafen, liegt eine Schanze, worauf zwanzig Kanonen gepflanzt sind, und die von dem Vorgebirge, worauf sie angelegt ist, Matifou genannt wird. Sie ist mit Mannschaft besetzt.

Längs dem Meere gegen die Abendseite, sind noch zwei kleinere Schanzen angelegt. Die eine liegt eine halbe Meile von der Stadt, ist mit zwölf Kanonen besetzt, und heißt die englische Schanze. Die andere ist anderthalb Meilen von der Stadt, an der Spitze der Pescade belegen, und nur mit vier Kanonen besetzt.

Die Regierungsform zu Algier ist mehr monarchisch als demokratisch. Sie hängt von einem einzigen Manne ab, welcher der Dey ist. Er entscheidet

Digitized by Google

scheidet ganz uneingeschränkt alle bürgerliche und peinliche Sachen, und beruft den Divan zusammen, wenn es ihm gefällt.

Der Bacha stellt zwar die Person des Großsultans in Constantinopel vor, und war ehedem zu Algier und allen andern der ottomannischen Pforte unterworfenen Ländern das Haupt der Regierung, allein, da Algier ziemlich weit von der Pforte entlegen ist, und er nur allein auf sich dachte, so hatte die Bezahlung der Soldaten darunter. Das Kriegsvolk stellte dem Großsultan vor, daß es besser wäre, wenn die allgemeine Verwaltung der Sachen einem aus ihren Mitteln aufgetragen würde, ohne daß der Bacha sich künftig in eine Sache zu mischen hätte, von welcher Beschaffenheit sie auch sey; und daß dasjenige Haupt, welches hierzu erwählt würde, die Bezahlung für das Kriegsvolk herbeischaffen, auch dem Bacha so viel geben sollte, daß er standesmäßig davon leben könnte. Es erhielt Gehör, und man erwählte also einen Dey. Jetzt hat der Bacha nicht das geringste mehr zu sagen. Alle zwei Monate bekommt er 2000 Pataqueschiques, und seine Wohnung und Tafel wird ihm von der Regierung frei gehalten. Im Divan darf er noch erscheinen, allein er hat keine Stimme.

Der Dey ist der Oberste des Landes, der keine höhere Macht in seinen Provinzen über sich erkennt; er regiert überhaupt das ganze Königreich, und straft und belohnt nach seinem Gefallen; er ordnet die Feldlager, die Anstalten zur See, und die Besatzungen in den Städten an. Er bestellet alle Aemter, vergiebt alle Ehrenstellen und Bedienungen, und legt Niemandem von seinen Handlungen Rechenschaft ab.

Demungeachtet hat er sich doch sehr vorzusehen, und seine Macht allemal in den gehörigen Schranken auszuüben, wenn er nicht will, daß Empörungen wider ihn angesponnen werden sollen, als wozu das Kriegsvolk sehr geneigt ist.

Der Dey wird durch eine allgemeine Wahl der Soldaten, die sich, so bald diese Stelle erledigt ist, im königlichen Hause zu diesem Ende versammeln, gewählt. So bald er gewählt ist, wird er mit einem Kaftan bekleidet, und an den Platz des vorigen Dey gesetzt, wo ihm der Cadi seine Pflichten laut vorlieset.

Hierauf schwören sie ihm alle Treue und Unterthänigkeit, und nach einer oder zwei Stunden ist die ganze Feierlichkeit geendigt.

Die gewöhnliche Verrichtung des Dey besteht in folgendem. Mit Anbruch des Tages verfügt er sich vor die Thür am Eingange seines großen Hofes, setzt sich auf eine daselbst befindliche steinerne Bank, worauf ein Teppig liegt, der mit einer Löwenhaut bedeckt ist, und raucht aus einer langen Pfeife Taback. Ungefehr bis um 10 Uhr bleibt er da, und alsdenn gehet er ganz allein in sein Zimmer, wo er betet und isset. Nach der Tafel geht

er

Digitized by Google

wieder zu seinem Platz, und bleibt meist bis vier Uhr da. Alsdenn küssen ihm die vornehmsten Officiere und Staatsbediente die Hand, die sich denn auch nach Hause begeben. Er geht wieder in sein Zimmer, betet, und hört dem Lerm der Trommetschläger und Sackpfeifer zu, die ein ganz ausserordentliches Getöse machen: speist wieder, unterredet sich zuweilen mit seinen Officiers und Freunden, und legt sich bei guter Zeit zu Bette.

So lange er vor seiner Thür am Eingange seines großen Hofes sitzt, hat er beständig zu seiner rechten Hand die vier Staatssecretairs, wie auch viele von den vornehmsten Officieren sitzen, imgleichen den Bachaour, verschiedene Chaoux und den Truchement, oder Dollmetscher des königlichen Hauses.

Daselbst entscheidet er alle vorfallende Angelegenheiten, nur diejenigen nicht, die die Religion betreffen, und allein dem Cady vorbehalten sind. Ein jeder kann ihm hier seine Noth klagen, und die Sache wird sogleich ohne Kosten und fernere Appellation entschieden.

Selten geschiehet die Wahl eines Dey ohne Aufruhr und Blutvergiessen. Denn, da alle Türken in Algier ohne Unterschied zu dieser hohen Würde können erwählt werden, so finden sich leicht Ehrgeizige darunter, die verschiedene Partheien machen, woraus denn Zusammenverschwörungen entstehen, um denjenigen unter einem

scheinlichen Vorwand zu tödten, der diese Würde bekleidet.

Kann eine von diesen Partheien die Sache bis dahin geheim halten, bis alle diejenigen, die mit darin verwikkelt sind, bei einander sind, und in das königliche Haus gehen können, wenn der Dey auf seinem Platze sitzt, so tödten sie ihn gemeiniglich durch Schießgewehr, oder durch Messerstiche, setzen das Haupt ihrer Zusammenverschwörung an seine Stelle und rufen laut: Glück dem . . . welchen Gott berufen hat, zu regieren; ohne daß die vornehmen Bedienten des Divan oder Staatsraths sich unterstehen, etwas dagegen zu sprechen, aus Furcht, daß die Parthei zu stark seyn mögte. Im Gegentheil pflegen sie bei dergleichen Falle hinzugehn, dem neu erwählten Dey die Hände zu küssen, und das übrige dem Kriegsvolke zu überlassen: denn ein jeder fürchtet sich, bei solchen mißlichen Umständen sein Leben zu verlieren, wie es denn auch nichts ungewöhnliches ist, daß, wenn ein schlechter Türke durch dergleichen Ränke zum Dey erwählt ist, er sogleich alle vornehme Bediente der Regierung strangulirt läßt, um seinen Anhängern ihre Bedienungen geben zu können.

Dey Aly Bacha, der im April 1718 starb und durch die grausame Hinrichtung des Dey Jbrahim zur Regierung gekommen war, ließ im ersten Monat seiner Regierung mehr als 1700 Menschen theils erwürgen, theils ersäufen oder sonst hinrichten.

Der Dey ist also, im Grunde betrachtet, ein Sklave aller Sklaven. Er muß beständig in Furcht leben, und sich täglich bemühen, Verschwörungen wider sich zu entdecken.

Stirbt ein Dey natürlichen Todes, welches jedoch sehr selten geschiehet, so suchen die Officiere seines Hauses während der Krankheit einen unter sich aus, der ihm folgen soll, jedoch dieses sehr im Geheim. Stirbt nun der Kranke, so ist in dem Augenblicke, da er den Geist aufgiebt, derjenige, welchen sie vorher ausgesucht haben, wieder an seiner Stelle, er wird auf seinen Stuhl gesetzt, und von seinen Anhängern mit einem Caftan bekleidet. Nachher kommen alle Officiere nebst dem Kriegsvolke, küssen ihm die Hand, und erkennen ihn, wenn er ihnen ansteht, für ihr Haupt.

Auf diese Art gelangte Mehemet Dey, der dem Aly folgte, zu dieser Würde. Doch bindet man sich nicht immer daran. Oftmals, wenn ein Dey kaum erwählt worden, und Besitz von dieser Würde genommen hat, so wird er schon wieder von einer ehrgeizigen oder misvergnügten Parthei ermordet, und derjenige, der seine Würde angenommen, wird wieder von einer andern Parthei hingerichtet; so, daß man wohl eher in einem Tage sechs getödtete Deys und sieben erwählte gesehen hat, von welchen man noch die sechs Hände vor der Thür von Balbaloui zusammengebunden liegen sieht.

Wenn der Dey natürlichen Todes stirbt, so verehrt man ihn als einen Heiligen, ohne seiner Frau und seinen Kindern das geringste Leid zuzufügen. Ist er aber ermordet, so wird seiner Frau beinahe alles genommen, und seinen Kindern nicht mehr, als was einem gemeinen Soldaten gegeben wird, gereicht, ohne daß sie jemals zu einer ansehnlichen Bedienung gelangen können. Der Dey geht beinahe niemals aus seinem Hause, ausser bei einigen öffentlichen Gepränge.

Ausser dem Bacha und Dey sind in Algier noch folgende Bediente der Regierung zu bemerken.

1) Der Aga der Soldaten. Dieser ist der allerälteste Soldat im Solde. Hat er lange gedient, so wird ihm diese Ehrenstelle gegeben. Ein jeder gelangt dazu, wenn ihn die Reihe trift. Hat einer diese Stelle zwei Monate gehabt, so überläßt er sie einem andern, und verzehrt alsdenn seine Einkünfte in der Stille.

Während dieser zwei Monate bringt man ihm alle Abend die Stadtthorschlüssel, alles geschieht in seinem Namen, und nur allein in seinem Hause können die Türken gestraft werden, es sey nun eine Gefängniß- oder Todesstrafe, oder sie bestehe in Stockschlägen, jedoch alles geschiehet auf Befehl des Dey.

Der Aga wohnt in einem besondern für ihn bestimmten Hause, wo er auch auf Kosten des Staats alle seinen Bedienten oder Sklaven unterhalten wird.

Als

Der Aga hat etwann 2000 Janiquen Besoldung, und kann weder Frau noch Kinder bei sich haben, darf auch nicht aus seinem Hause gehen, ausser wenn er in den Divan gehen, oder bei der Bezahlung der Soldaten, die in seinem Namen geschiehet, seyn will. Bei diesen zwei Gelegenheiten sitzt er zu Pferde, und zwei Chaous, oder Schenke, schreien vor ihm her: der Aga kömt, damit ihm das Volk Platz mache. Nach geendigten zwei Monaten tritt er in seinen gewöhnlichen Sold, und behält solchen bis an seinen Tod.

2) Der Chaya. Dieser ist derjenige, der dem Aga folgen muß, wenn er sein Amt zwei Monate lang verwaltet hat. Jeder Soldat kann eben so zu dieser Würde, wie zu der Würde des Aga gelangen, wenn ihn die Ordnung dem Alter nach trift. So bald der Dey an seine Pforte tritt, stellt sich der Chaya dem königlichen Pallaste gegen über, wo er verschiedene kleine Streitigkeiten, es mögen nun bürgerliche oder peinliche Sachen seyn, die ihm der Dey überträgt, ohne Unkosten und fernere Appellation entscheidet.

An dem Orte, wo er sitzt, versammeln sich die Aga-Bachy, von denen die ältesten ihm einer nach dem andern, nachdem sie länger Sold genossen, folgen.

Das Amt des Chaya währt zwei Monate, nachher wird er zum Aga des Kriegsvolks gemacht, und der älteste Aga-Bachy bekömt seine Stelle.

3) Die Mezulagas. Diese sind die vier ältesten vom Kriegsvolke. Sie thun gar keine Dienste, können sich hingegen wohin sie wollen, und erhalten alle zwei Monate ihre Besoldung. Sie dürfen sich in nichts mischen, sondern müssen ganz stille leben.

Der grosse Staatsrath oder Divan wohnen sie zwar bei, aber haben keine Stimme darin, es sey denn, daß der Dey ihr Gutachten forderte.

4) Die Beys sind die Generale der Armee und die Statthalter in den Provinzen. Sie werden von dem Dey ernennet, und solcher läßt ihnen die Statthalterschaft so lange es ihm beliebt.

Im Königreiche Algier sind, wie schon erwähnt, drei Beys: der Bey von der Levante, der seine Residenz zu Constantine hat, der von Tremissen, und der gegen Mittag, der unter Zelten wohnt, und in dessen ganzen Statthalterschaft keine gewisse Wohnung ist. Sie regieren uneingeschränkt im Lager und in den Ländern, worüber sie zu gebieten haben.

Alle Einkünfte, die der Staat aus den Städten, Dörfern und überhaupt aus den Provinzen zieht, müssen an sie bezahlt werden. Alle Jahr liefern sie dem Dey die gehobenen Gelder ein und legen ihre Rechnung ab.

Ausserhalb Algier haben sie die höchste Gewalt, jedoch folgen sie dem ungeachtet den Befehlen des Dey. In Algier haben sie nicht die geringste Macht; man empfängt sie nur mit einem Gepränge, und der Dey beschenkt

Digitized by Google

schenkt ſie bei ihrer Ankunft mit einem Säbel.

5) Der vier Staatssecretairs. Der erſte hält die Bücher von der Ausgabe, der zweite die Bücher von der Zalleinnahme, der dritte von den Einkünften des Staats, und der vierte von allen auſſerordentlichen und fremden Sachen.

Der Dey ernennet ſie, und ohne deſſen Befehl dürfen ſie keine Sache entſcheiden. Sie ſagen dem Dey ihre Meinung insgemein allemahl im Geheim, und reden ſelten in ſeiner Gegenwart, wenn er öffentliches Gericht hält.

6) Der Cady. Dieſen ernennet der Großſultan, und ſchickt ihn nach Algier. Er hat nicht das mindeſte in Regierungsſachen zu ſagen, und darf ſich itzt nichts miſchen. Er entſcheidet nur überhaupt alle Religionsſachen, und alles das, was das Gewiſſen anbetrift, ohne Gerichtskoſten und weitere Appellation. Er muß beſtändig zu Hauſe bleiben, und darf nur auf beſondere Erlaubniß des Dey ausgehen.

Die Mohren haben auch einen Cady, der ihre Religionsſtreitigkeiten entſcheidet, wenn ihnen der Dey deſſen gleichen zuſchickt. Er hat aber keinen Gehalt, und hängt ganz von dem türkiſchen Cady ab.

7) Der Chalebeled oder Stadtſchulze hat die Aufſicht über das Polizeiweſen. Er muß dafür ſorgen, daß die nöthigen Ausbeſſerungen in der Stadt gemacht werden, daß die Gaſſen beſtändig reinlich gehalten werden u. ſ. w. Der Dey ernennet ihn; und wenn vornehme Weiber ſtrafbares verbrochen haben, ſo werden ſie in ſeinem Hauſe gefangen geſetzt, und da beſtraft.

Liederliche Weibsperſonen werden zum Thore hinaus geführt, und empfangen da ihre Strafe.

8) Der Cazanadar oder Schatzmeiſter. Dieſer muß in Gegenwart des Dey und der vier Staatsſecretairs das Geld in den öffentlichen Schatz legen, und dafür ſorgen, daß ſo viel herausgenommen wird, als zur Bezahlung nöthig iſt. Er führt auch die Oberaufſicht über alle Staatsgebäude.

9) Der Pisvenelgi, oder Probemagi, der die Kammergüter zu beſorgen hat. Entſchuldigt im Namen des Dey ſich ſogleich, wenn jemand verſtorben, oder in Sklaverei gebracht iſt, der keine Kinder oder Brüder mehr hat, der Verlaſſenſchaft deſſelben zu bemächtigen. Darunter ſind zwar ſowohl die beweglichen als unbeweglichen Güter begriffen, von denen er eine genaue Rechnung ablegen muß. Er hat noch ſeine beſondern Bedienten, die darauf ſehen müſſen, daß niemand ohne ſein Vorwiſſen begraben werde; daher niemand ohne einen Todtenſchein, der von ihm ſelbſt unterſchrieben iſt, begraben werden kann.

10) Die Agas der Reuterei. Dieſe ſind türkiſche Officiere, die eine Compagnie Reuter commandiren. Jede Compagnie hat einen Lieutenant,

11)

Digitized by Google

e 11) Der Schreiber der Pinzie ist derjenige, der die Leute zur See, so viel als der Staat davon bekomt, aufzeichnen muß. Er hält darüber eine genaue Rechnung, und muß, wenn es der Dey verlangt, selbige ablegen. Er hat noch zwei andere Schreiber zu Gehülfen, die gleichsam seine Gegenschreiber sind.

12) Die Hoyas oder Schreiber der Republik. Dieser sind achtzig an der Zahl. Ein jeder von ihnen hat seine besondere Verrichtung. Einige müssen das Brod an die Soldaten austheilen; andere sammeln die Abgaben von den Häusern und Gewölben ein; wiederum andere besorgen die Einnahme von Gärten, Meierhöfen und dergleichen, und noch andere sind über die Vorrathshäuser, worin Leder, Wachs u. s. w. ist, zu Land und zu Wasser gesetzt. Zwei von ihnen müssen alle Tage an jedem Thor der Stadt seyn, und einige halten sich beständig bei dem Dey auf, um von ihm und den Staatssecretairs ihre Verhaltungsbefehle zu empfangen.

13) Der Dollmetscher oder Truchement des königlichen Hauses ist ein Türke, der in seiner und in der arabischen Sprache muß fertig lesen und schreiben können, um den Dey alle Schriften der Mohren, es mögen nun Briefe oder Bittschriften seyn, auszulegen. Er übergiebt sie ihm, nachdem er sie übersetzt hat. Zugleich ist er auch des Dey Siegelbewahrer, und siegelt in dessen Gegenwart die Briefe, Befehle und Bündnisse, welche er wegsendet, bekannt macht, oder schließt.

14) Der Cantador ist gleichfalls ein Türke, der das Geld des Staats zählt, sowohl was er einnimt, als auch was er ausgiebt. Er hat noch zwei Gehülfen, darunter ist ein Jude, der die Münzen untersuchen muß, wenn etwa ihr Werth zweifelhaft ist. Von jedem gezählten Beutel muß er sogleich, wenn er gezählt ist, den vier Staatssecretairen Rechnung ablegen.

15) Die Aga-Bachys sind die allerältesten Boulou-Bachys, die mit der Zeit, wenn die Reihe an sie komt, Chaya und Aga des Kriegsvolks werden. Der Dey schickt sie oft mit seinen Befehlen ins Land, und braucht sie auch zu Gesandschaften. Es ist auch von ihnen wechselweise allemal einer gegenwärtig, wenn die Schiffe der Kaufleute vor ihrer Abfarth aus Algier untersucht werden.

16) Die Boulou-Bachys sind die Hauptleute des Fußvolks, von denen die ältesten in großem Ansehen stehen. Sie gelangen nach der Ordnung ihrer Kriegsdienste zur Würde des Aga-Bacha, nachdem sie ein Jahr in kleinen Städten Befehlshaber gewesen, wo Besatzung liegt, und wo sie, eben so wie der Dey zu Algier, die Gerichtigkeit gehandhabt, und die Befehle des Dey vollzogen haben. Sie unterscheiden sich von den andern Staatsbedienten durch einen Bund und ein rothes Kreuz, so ihnen hinten auf dem Rücken hängt.

17)

Digitized by Google

17) Die Auda Bachys sind die Lieutenants des Fußvolks. Sie steigen nach ihrem Alter zu der Würde des Boulon Bachy und zu andern noch größern Würden. Man hat kein Beispiel, daß ihnen jemand vorgezogen worden, und wenn solches einmal geschähe, so würde es gewiß der Miliz die gerechteste Gelegenheit zu einer Empörung wider den Dey geben, und dieser stände alsdenn in Gefahr, das Leben dabei zu verlieren.

18) Die Segairs oder Segaidgy sind eine gewisse Anzahl Türken, die alle Spieße tragen. In jedem Lager ist einer, der hundert Mann anführt, die das nöthige Wasser herbeischaffen müssen.

19) Die Vikilardgys sind die Ausgeber bei der Armee. Jedes Zelt, so zwanzig Soldaten hat, hat einen, der den nöthigen Unterhalt herbeischaffen und zubereiten läßt.

Sie müssen auch für Wegbringung der Zelte und anderer Geräthschaften sorgen. Ein jedes Zelt hat einen Koch, der zu Folge der Befehle des Vikilardgy das Essen bereitet. Diese Officiere tragen eben einen solchen Bund wie die Chaoux.

20) Die Chaoux sind die Gefreiten des Dey. Sie machen ein respectables Corps aus, das aus ganz ausgesuchten Leuten, die für die stärksten und tapfersten des Staats gehalten werden, besteht. Ihrer Anführer nennt man Bachaoux.

Es sind viele Bachaoux zum Dey erwählt worden. Aber was das besonderste ist, so dürfen diese Türken kein Messer tragen, da sie doch zu Folge der Befehle, die sie vom Dey erhalten, die allermächtigsten Anführer gefangen nehmen, ohne daß man ein Exempel weiß, daß einer von diesen sich unterstanden hätte, ihnen zu widerstehen, da doch alle diejenigen, die sie gefangen nehmen, gewiß den Tod zu gewarten haben. Sie sind grün gekleidet, und tragen eine rothe Scherfe um den Leib. Sie haben auch einen besondern Bund, und sind diejenigen, die die Befehle des Dey gegen die Türken vollstrecken lassen, denn es ist einem Chaoux unanständig, selbst Hand an einen Mohren oder Christen zu legen.

Es sind auch eilf mohrische Chaoux, welche von einem Bachaoux, der auch ein Mohr ist, commandirt werden, und die eben die Gewalt über Mohren, Juden und Christen haben, und die Befehle des Dey an ihnen vollziehen müssen. Aber es ist ihnen gar nicht erlaubt, einen Befehl an einen Türken zu bringen.

Die zwei Bachaoux sind täglich beim Dey, um daselbst seine Befehle zu empfangen, und dieselben sofort durch ihre Chaoux vollstrecken zu lassen, als welche beständig im königlichen Pallaste sind.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

51tes Stück.

Freitag, den 26ten Junius 1795.

Das Königreich und die Stadt Algier.

(Fortsetzung.)

21) Die Sulaks sind die acht ältesten Soldaten, die bestimmt sind, mit der Zeit Auda-Bachys oder Lieutenants zu werden, so wie die Stellen vacant werden. Sie trägen vor ihrer Binde eine kleine Kanone von Kupfer, und eben eine dergleichen kleine Kanone hängt auch von hinten herab. Auch tragen sie weit größere Säbel, wie die andern Soldaten.

22) Die Gardien Bachys haben die Aufsicht über die Sklaven des Beylick oder des Staats, wovon sie Rechenschaft geben müssen. Dieserwegen muß auch täglich einer von den Gardien-Bachys in einer jeden Bagne seyn. Diese Officiere haben einen Anführer, der eben so wie sie benennet wird, und die Aufsicht über sie alle und über alle Bagnes oder Gebäude hat, wo die Sklaven eingesperret sind. Er besucht sie gewöhnlich alle Abend, und befiehlt ihnen entweder an ihre Arbeit oder aufs Meer zu gehen. Er läßt sie auch bestrafen, wenn sie es verdient haben, und stattet dem Dey täglich Bericht von allem dem ab, was in diesem Gebäude vorgegangen ist. Dieser oberste Aufseher läßt auch die Schiffe, die unter Segel gehen wollen, zurechte machen, wozu ihm die große Menge der Sklaven des Beylick, die dabei arbeiten oder eingeschifft werden, in den Stand setzt. Er hat übrigens ein großes Ansehen, und es ist allemal einer von den ältesten Rais, der diese Würde bekleidet.

23) Die Caites sind Türken, die gemeiniglich die Aufsicht über fünf bis sechs Douars oder kleine Gegenden oder Dorfschaften haben, woraus sie die Schatzung und den Zoll aufnehmen, von welchen sie dem Dey Rechnung ablegen müssen. Auf jedem Marktplatze auf dem Lande ist einer.

24) Der Rais der Seemacht ist der Hauptmann des Hafens. Er wird nicht nach dem Alter dazu gewählt, sondern der Dey besetzt diese Stelle nach seinem Gutdünken. Der Rais der Seemacht hat viele Gehülfen im Hafen, und stattet dem Dey

Digitized by Google

von allem was vorgeht, Bericht ab. Er meldet auch was für Schiffe angekommen sind, oder was sie sonst neues mitgebracht haben, und hat sein besonderes Gericht mit völliger Gewalt im Hafen. Er straft ferner nach eigenem Gutdünken, pflegt aber doch bei wichtigen Fällen den Admiral und alle Rais zusammen zu berufen, deren Gutachten zu verlangen, und alsdenn die Sache in ihrer Gegenwart zu entscheiden. Er führt das Wachschiff, welches alle Sommer vor Einbruch der Nacht ausgerüstet wird, um zu recognosciren, und welches den Tag über die ankommenden Schiffe in Augenschein nimt. Auch liegt es dem Rais ob, alle christlichen Schiffe zu durchsuchen, wenn sie aus dem Hafen gehen wollen.

25) Der Admiral. Dieser ist nicht immer der älteste Seeofficier, sondern der, dem der Dey das Commando über das einzige Schiff, so der Republik zugehört, geben will. Er hat den Vorzug vor allen andern Seecapitains, und commandirt zur See. Zu Lande aber stehen sie nicht unter ihm, und er hat keine Gewalt über sie. Dem ungeachtet aber, wenn der Dey weiß, daß er ein geschickter und verdienter Mann ist, so schickt er ihm oft die Streitigkeiten und was sonst dahin gehört, zu entscheiden zu. Die Seecapitaine und Kaufleute pflegen sich auch in ihren Streitigkeiten gern an ihn zu wenden.

26) Der Viceadmiral ist der älteste von den Rais, und hat keinen andern Vorzug, als den ihm sein Alter giebt.

27) Die Rais sind die Seecapitaine. Ein jeder ist der Eigenthümer und Herr über sein Schiff und dessen Ausrüstung, es gehöre nun ihm allein, oder er stehe mit andern in Compagnie. Sie haben keine andere Gewalt und Ansehen, als diejenige, die sie durch ihre Dienste erwerben.

28) Die Unterrais sind die Unterofficiere. Sie werden von den Rais erwählt, und wenn sie auf dem Meere sind, so haben sie den vierten Theil der Beute.

29) Die Constabler sind diejenigen, die über das Geschütz auf den Schiffen gesetzt sind. Auf jedem Rauschiff ist einer, der vom Schiffscapitain des Schiffs dazu bestellet wird, in dessen Abwesenheit er auch das Schiff commandirt. Er erhält drei Theile von den gemachten Prisen. Wenn die Artillerieofficiere Mittel haben, die Ausrüstung eines Schiffs selbst zu unternehmen, so ist es ihnen ein leichtes, Seecapitaine zu werden, eben so, wie andere Officiere.

30) Der Mezouard ist der Befehlshaber der Sbirres, oder Nachtwache. Er giebt auf alles Achtung, was bei Tage in der Stadt vorgehet, und des Nachts läßt er die Wachen auf den Straßen herumgehen, und stattet von allen Unordnungen die vorgehen, ja von allem, was er nur erfahren kann, dem Dey Bericht ab.

Er hat das Recht, Strafe aufzulegen, und nimt die Geldbuße von denjenigen

tzhmalichen Weibspersonen, ein, wovon er jährlich dem Dey zweitausend sevillanische Piaster bezahlt.

So bald er entdeckt, daß ein Weib, ohne ledliges Frauenzimmer verdächtigen Umgang hat, bemächtiget er sich derselben, setzt sie in sein Haus zu andern Gefangenen, und theilt sie in Classen, da er sie nachhero an Türken oder Mohren, welche kommen und es verlangen, vermiethet. Diejenigen, die von ihnen ausgehen wollen, erhalten die Erlaubniß dazu, wenn sie ihm täglich ein gewisses Geld geben. Er ist auch der Scharfrichter, und bringt als ein solcher die Missethäter vom Leben zum Tode, oder läßt solches durch andere verrichten. Er läßt peitschen, oder peitscht auch selber nach den Befehlen, die er vom Dey dazu erhält. Dieses macht auch, daß dieses Amt allezeit mit einem Mohren besetzt ist, ungeachtet es ziemlich einträglich ist.

Die Gerichtsbarkeit im Königreich Algier anlangend, so wird in jedem Gerichte, sowohl bürgerlichen als peinlichen, ohne Schriften, ohne Kosten und ohne weitere Appellation vom dem Dey, Katy, Chaya oder den Naïs des Seewesens verfahren.

Hat jemand in bürgerlichen Sachen eine Klage, sie betreffe nun eine Schuldforderung, Erbschaften, Verträge, geringfügige Streitigkeiten u. s. w. so schickt man, wenn sich der Kläger meldet, sogleich hin und läßt den Beklagten holen. Er wird gefragt, und läugnet er Schuld, so producirt der Kläger seine Zeugen wider ihn, und alsobald bestrafet der Beklagte darum, daß er gelogen hat, 300 Streiche schläge, und muß nachher doppelt bezahlen.

Gesteht der Schuldner die Schuld, und er kann durch zureichende Gründe darthun, daß er auf den Zahlungstag nicht hat bezahlen können, so wird er gefragt, wie lange er noch Zeit haben will, welche doch niemals über einen Monat angenommen wird, wozu man ohne sein Verlangen noch acht Tage hinzusetzt. Hat er nun nach Verlauf dieser Zeit nicht bezahlt; so kommt ein Chaous von den Mohren, und hat Befehl, sich seines Hausgeräths zu bemächtigen, es auf die Straße zu legen und meistbietend zu verkaufen, bis er so viel daraus löset, als die Schuldforderung des Klägers beträgt, welches Geld er sogleich dem Kläger ohne die geringsten Unkosten ausbezahlt.

Hat der Beklagte aber nichts eigenes, und auch kein Hausgeräth, so legt man ihn so lange ins Gefängniß, bis er bezahlen kann, und dieses ohne Barmherzigkeit und Milderung, es sey denn, daß ihm sein Gläubiger solche zugestände.

Fast eben so wird auch bei andern Streitigkeiten verfahren, die Erbschaftsstreitigkeiten ausgenommen, die dem Kady zugewiesen werden. Dieser macht ein Verzeichniß von der gesamten Verlassenschaft, untersucht die Gründe derer, die Forderung daran machen, und entscheidet demnächst

ohne weitere Appellation dem ein jeder fallen soll.

In Ansehung der peinlichen Gerichte ist zu merken, daß kein Türke, er mag begangen haben, was er will, öffentlich bestraft werden kann. Man führt ihn nur nach vollbrachter That in das Haus des Aga des Kriegsvolks, und daselbst wird er nach seinem Verbrechen, und nach dem Befehl des Dey entweder strangulirt, oder mit einer gewissen Anzahl Stockschlägen bestraft, oder auch in eine Geldstrafe verurtheilt. Dieses Urtheil wird vom Aga ausgesprochen, und auch sogleich vollzogen.

Die Mohren, Christen und Juden müssen in peinlichen Sachen vor dem Dey erscheinen. Sind sie nun von ihm zum Tode verurtheilt worden, so werden sie sehr selten auf die Mauer jenseits der Pforte Brabazon geführt, wo man ihnen einen wollenen Strick um den Hals legt, der an der Mauer befestigt ist, und sie von da hinunter wirft.

Einige zum Tode Verurtheilte stürzt man von eben derselben Mauer ganz herunter auf die Erde, und wieder andere läßt man auf eiserne Haken fallen, worauf sie so lange liegen bleiben, bis sie ganz verwesen und zerfallen sind. Dieses sind die gewöhnlichen Strafen der Straßenräuber, die auf diese Art hingerichtet werden.

Die Juden werden oft vor dem Thor Valbalouet verbrannt, wenn nur der geringste Verdacht da ist, daß sie zu frei gesprochen, oder sich wider die Regierung gehandelt haben.

Hat der Schuldige den Tod nicht verdient, so giebt man ihm sogleich auf der Stelle so viel Stockschläge, als er verdient hat, und die sich oft dreißig bis tausend und zweihundert erstrecken, ohne daß einer zurück bleibt, denn es wird sehr genau gezählt.

Wer auf falscher That ertappt wird, wird gleich für schuldig erklärt und bestraft.

Wird ein Mohr auf dem geringsten Diebstahl ertappt, so wird ihm gleich die rechte Hand abgehauen, er wird verkehrt auf eine Eselin gesetzt und herum geführt, und seine abgehauene Hand wird ihm an den Hals gehängt.

Die Kriegsmacht des Königreichs Algier besteht aus zwölftausend Türken, die von der Regierung unterhalten werden, und jederzeit bereit stehen, die Befehle des Dey auszurichten. Zu diesen zwölftausend Mann giebt der Bey von der Provinz Oranie noch zweitausend Coulolis oder Türkensöhne, die von Mohrischen Weibern geboren sind, und die ehedem in Oran, jetzt aber zu Tremisen liegen, nebst tausend und fünfhundert Mohren, die diesem Bey allezeit folgen.

Der Bey der Levante unterhält beständig dreihundert Spahis oder türkische Reuter, und tausend fünfhundert Mohren auf seine Kosten.

Der Bey gegen Mittag unterhält hun-

hundert Spahis, und fünfhundert Mohren, und im benöthigten Falle können diese Beys eine ziemliche Anzahl Mohren auf die Beine bringen.

Die ganze Reuterei der Mohren ist mit Agays oder langen Spießen bewaffnet, derer sie sich nebst ihren Säbeln und Dolchen geschickt zu bedienen wissen.

Alle Türken die nach Algier kommen, von welchem Orte es auch sey, werden in Sold genommen. Nur müssen sie beweisen, daß sie Türken sind. Es wird keiner von ihnen abgewiesen, aber es wird auch keiner angenommen, der nicht Türke ist, und die Renegaten, Coulolis und Mohren sind davon ausgeschlossen.

Jeder Soldat bewaffnet sich auf seine eigenen Kosten mit einer Flinte, Säbel und Pistolen.

Der Staat schafft den Spahis die Pferde an, die denn schuldig sind sie zu unterhalten.

Die Waffen müssen sie sich selbst anschaffen. Das große Ansehen, so sie über die Mohren haben, giebt ihnen Gelegenheit alle ihre Bedürfnisse auf eine leichte Art herbeizuschaffen. Ja oftmals nehmen sie den Mohren ihre Pferde weg, wenn sie besser sind als die ihrigen.

Es sind vier mohrische Nationen, die von allen Abgaben und Zöllen befreiet sind, und dafür ist jede dieser Nationen verbunden, zum Dienst des Staats, wenn es verlangt wird, eine gewisse Anzahl bewaffneter Männer herbeizuschaffen, denen denn der Staat, wenn sie in Diensten sind, einen geringen Sold und Brod giebt.

Sie haben ihren besondern Aga und besondere Gerichtsbarkeit, wie wohl sie doch unter dem Kriegsvolke zu Algier stehen.

Diese vier mohrische Nationen sind folgende: 1) Die **Bouwes**, die im benöthigten Falle verbunden sind, tausend bewaffnete Männer, die sehr streitbare Soldaten sind, oder funfzig Zelte herzugeben.

2) Die **Anabagy**. Diese sind verbunden, fünfhundert bewaffnete Männer, oder 25 mit Volk versehene Zelte zu senden, und dazu noch das Holz und den benöthigten Vorspann zur Artillerie und zum Geräthe der Offiziere.

3) Die **Gebeyes**, die schuldig sind fünfhundert Mann zu stellen, benebst dem nöthigen Pulver, kleinen Kugeln und Stückkugeln, und alle dem, was zu weiterer Fortbringung nöthig ist.

4) Die **Topygy** sind verpflichtet Artilleristen oder Constabel herzugeben, nebst allen Mannschaften, die bei der Artillerie, so wohl bei der Armee, als in Besatzungen, Schlössern und Vestungen nöthig sind.

Die Türken woraus die Kriegsmacht zu Algier bestehet, haben sehr große Freiheiten, und sind gleichsam die Herren des Königreichs. Sie sind beinahe das, was der Adel in italiänischen Republicken vorstellet; ja sie sind in gewissen Stücken noch mehr. Sie erlegen nicht die geringste

Ab-

Digitized by Google

Abgabe, und können auch nicht öffentlich bestraft werden, aus Furcht, daß man den Mohren Gelegenheit gebe, sie zu verachten; auch werden sie selten im Geheim bestraft.

Kein Mohr darf sich mit ihnen in Zank einlassen, und der allerschlechteste Türk, der im Solde steht, stößt den allerreichsten Mohren zur Seite, wenn er ihm nicht ausweichen will.

Sie stehen sich alle unter einander bei, in allem was sie unternehmen, und sind sehr hochmüthig, trotzig und schwer zu regieren.

Gleichwohl gehorchen sie alle mit der größten Unterthänigkeit dem Dey, in so weit er seine Oberherrschaft durch Güte oder Schärfe behaupten kann; aber dagegen muß er auch ja aufs genaueste dafür sorgen, daß ihre Bezahlung keinen Tag ausbleibe; denn in diesem Falle sind sie nicht zu bändigen, und der Dey ist gemeiniglich das erste Opfer ihrer Rache.

Außer ihrem Solde, von dem unten geredet werden soll, sind alle unverheirathete Türken in große und bequeme Häuser einquartirt, die Cacheris heißen, in welchen man schöne Bäder antrift, worin sie sich waschen, ehe sie ihr Gebet verrichten. In diesen Cacheris haben je drei und drei eine Kammer, und die Sklaven, welche ihnen aufwarten, und ihre Häuser rein halten müssen, unterhält der Staat.

Jeder Soldat bekommt noch über seinen Sold täglich vier Brodts, welches weit mehr ist, als er verzehren kann. Sie haben das Recht, ihr Fleischeinkaufen, daß sie es allemal um einen dritten Theil wohlfeiler, als die öffentliche Taxe ist, bekommen. So bald sie sich aber verheirathet haben, verlieren sie diese Vortheile, und sie sind alsdenn verbunden, sich auf ihre Kosten von ihrem Solde und durch ihre Arbeiten zu unterhalten.

Verfällt ein Türke in Sklaverei, so wird er von der Republik als todt angesehen, und sie bemächtigt sich in diesem Falle gleich, wenn er keine Frau oder Kinder hat, seiner beweglichen und unbeweglichen Güter. Kömmt er wieder aus der Sklaverei, so bekommt er nichts davon wieder, und die Republik giebt ihm nur ein Jahr Sold, so viel er vorher hatte, um sich das nöthige Kriegszeug, als Flinte, Säbel, und was sonsten sein muß, anzuschaffen.

Dieses geschiehet deßwegen, um den Türken die Sklaverei noch verhaßter zu machen, als sie ihnen an sich selbst schon ist.

Von einigen in allen türkischen Ländern, und besonders zu Algier üblichen Gebräuchen verdient folgendes angeführt zu werden.

Es ist Gebrauch, das Brod, das Fleisch und andere nothwendige Lebensmittel auf einen gewissen Preis zu setzen, welchen Niemand bei schwerer Strafe übersteigen darf; und dieser Preis wird nach den verschiedenen Jahrszeiten, und wie es nun die Umstände erfordern, verändert. Diese Taxe

Tapferkeit bei ihnen so gar für einen Religionspunkt gehalten.

Kein Türke darf um Geld spielen, es sey, was für ein Spiel es wolle.

Auch der allerliederlichste unter ihnen darf sich nie unterstehen, den Namen Gottes unnützer Weise auszusprechen.

Natürliche Gebrechen sind niemals bei ihnen eine Schande oder Vorwurf. Ja einige nennen sich wohl gar darnach.

Es ist verboten, und einem Türken sehr unanständig, die allergeringste Sache bei einem Gefechte wegzunehmen, und wenn er sich auch nur darnach auf die Erde bücken müßte.

Sie vergessen leicht Privatzänkereien, die sie unter sich gehabt haben, und es ist einem wahren Muselmann unanständig, einer Beleidigung die ihm heute zugefügt werden, sich morgen wieder zu erinnern.

Der Soldatenstand wird hier über alles geschätzt. Die Waffen sind auch die vornehmste Beschäftigung der Türken.

Gegen alle andere Völker bezeigen die Türken eine große Verachtung, und dieses kommt daher, weil sie von Jugend auf gewohnt sind, sich als Herren von so vielen Sklaven von allerhand Nationen anzusehen.

Sie sehen es als einen Glaubensartikel an, einen jeden bei seiner Religion in größter Freiheit zu lassen, und je eifriger man darin ist, desto höher wird man in Algier geachtet.

Die in Algier gangbaren Geldsorten können in zwei Classen getheilt werden, in diejenigen, so der Dey schlagen läßt, und in die fremden Münzsorten.

Die ersten sind die goldenen Sultanen oder Zechinen und die Aspern.

Die fremden gangbaren Münzen sind die venetianischen Zechinen, und die marokanischen, die portugiesischen Goldstücke, die spanischen Pistolen, und die Piaster von jedem Gewichte.

Der Werth von diesen angeführten Münzen ist in Algier niemals festgesetzt.

Sie gelten mehr oder weniger, so wie es die Regierung für gut findet, und die Fremden rechnen den Werth derselben nach dem gewöhnlichen Preise der Materien und innerlichem Gehalte, so wie er in den vornehmsten europäischen Handelsstädten bestimmt ist. Daher kann man niemals eine richtige Ausrechnung machen, was die Münzen zu Algier in Vergleichung mit andern Ländern gelten.

Hier ist keine andere Geldsorte unveränderlich, als die Pataque Chique, oder Pataque d'Asper, welches eine Münze in Gedanken ist, wie in Frankreich etwa ein Mark oder eine Livre. Auf einen dieser Pataque Chique werden gemeiniglich 232 Aspern gerechnet, und dieses ist der dritte Theil eines gewöhnlichen Piasters, der am Gewichte ordentlicher Weise zwei und eine halbe spanische Pistole ist; jedoch manchmal auch mehr oder weni-

weniger, so wie es der Dey für gut befindet oder befiehlt.

Jeder Soldat, der in Sold genommen ist, wird unter einem Capitain, wo er zutrift, angeschrieben.

Der Sold ist nicht bei allen Soldaten gleich. Anfänglich ist er eben nicht groß, und nimt ordentlicher Weise alle Jahr mit einer Saime oder 50 Aspern zu.

Er vermehrt sich auch bei verschiedenen Gelegenheiten, als bei Erwählung eines neuen Dey, bei einem Siege, Frieden und Kriege, bei den Ehrenbezeigungen die man einem Gesandten des Sultans erweißt, bei einem öffentlichen Freudenfeste, oder wenn sonst einer etwas ruhmwürdiges für sich verrichtet hat. Dieses macht, daß je älter ein Soldat in Diensten wird, sein Sold immer desto mehr anwächst, bis daß er in 10 oder 12 bis höchstens 15 Jahren zu einem beständigen Solde gelangt, der alsdenn nicht mehr erhöhet oder verringert wird.

Der erste Sold, auf den ein Soldat sogleich geschrieben wird, ist nicht mehr, als acht Saimen, welche ein Pataque Chique, sechs Temin und eine Canobbe betragen, oder ungefähr 40 französische Sols auf zwei Monate. Die höchste festgesetzte Bezahlung ist 80 Saimen, die ungefähr 6 Piaster betragen, und die bekommt er alle zwei Monate.

Bei dieser Gelegenheit ist zu merken, daß die Türken ihr Jahr nach des Mondes Lauf rechnen, und daß es, so wie das unsrige aus 12 Monaten bestehet. Zwischen ihrem Jahre und dem unsrigen ist ein Unterscheid von eilf Tagen, der daher entstehet, weil wir nach der Sonne rechnen: 36 unserer Monate machen ungefähr 37 ihrer Monden, und 32 Jahre bei uns, sind bei ihnen 33 Jahre.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Eswas für deutsche Gerber, und deutsche Statistiker, auch Oekonomen.

Seit Jahr und Tag wird in Neuschottland, im brittischen Amerika, aus der fast ganz unbenuzten Rinde der gefällten Bäume, ein Extract bereitet, und dieser in großen Fäßern nach England geschickt, wo ihn die Gerber zu ihrem Wesen gebrauchen. Dieses Extractmachen wird jezt in Neuschottland schon ziemlich ins Große getrieben. Regelmäßig schickt man alle 6 Wochen viertehalbhundert Fäßer davon nach England, indem man von demselben in den Gerbereien weit lieber, als von der bisher mit schweren Kosten zugeführten Rinde, Gebrauch macht.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

52tes Stück.

Montag, den 29ten Junius 1795.

Das Königreich und die Stadt Algier.

(Fortsetzung.)

Die Namen ihrer Monate sind von den Namen der unsrigen unterschieden.

Es sind folgende:

1) Maherem	—	Besoldung.
2) Safer	—	—
3) Rabiaublevel		Besoldung.
4) Rabiculaker		—
5) Jonuasil Evel		Besoldung.
6) Jenniasil aker		—
7) Regel	—	Besoldung.
8) Chaban	—	—
9) Ramadam	—	Besoldung, und Fastnacht.
10) Cheval	—	—
11) Kilkady	—	Besoldung.
12) Hilhilgay	—	—

Die Bezahlung geschiehet richtig alle zween Monate in Gegenwart des Dey, des Aga der Militz des Chaya, des Aga Bacha und anderer Offiziere des Divan.

Ein jeder Soldat empfängt seinen Sold im königlichen Hause aus den Händen des Contador in gutem Golde oder gutem Silber nach dem ordentlichen Werthe; und zweifelt er daran, so kann er es vom Münzwardein wägen lassen. Er kann es auch verwechseln wenn er will, und dieses ohne alle Unkosten.

Die Türken, die Mozulmans geworden, oder andere Bedienungen erhalten haben, die sie von Kriegesdiensten befreien; wie auch diejenigen, die verwundet, oder zu Krüppeln geworden, so daß sie nicht mehr dienen können, genießen ihre Besoldung Zeitlebens.

Diejenigen hingegen, die ihre Dienste, ehe sie weiter befördert werden, ohne hinlängliche Ursache, und ehe sie noch einen gesetzten Gehalt haben, aufgeben, erhalten nicht allein keine weitere Zulage, sondern werden für unehrlich angesehen.

Es ist für einen Soldaten eine grosse Beschimpfung und Bestrafung, wenn ihm seine Löhnung, deswegen, weil er seine Pflicht nicht beobachtet hat, verringert wird. Doch dieses trägt sich selten zu.

Alle Beamte der Regierung haben nicht mehr Besoldung, als ein Sold

 hat,

Digitized by Google

dat, vom Dey angerechnet, bis zum niedrigsten im königlichen Pallaste.

Ihre jedes Amt, das sie verwalten, ist mit gewissen Einkünften verknüpft, als: von ankommenden und abgehenden Waaren, oder von Einlösung und Verkaufung der Sklaven. Es sind auch noch andere Abgaben in Algier, die die Fremden ihnen erlegen müssen, wenn sie sich im Königreiche niederlassen wollen; denn will man die geringste Sache erhalten, und ausgerichtet haben, so muß man allen Offizieren, die etwas dazu beitragen können, Geschenke machen, und ohne diese wird man niemals seine Absicht erreichen.

Nur der Bacha und der Aga des Kriegsvolks, welcher leztere bei jeder Bezahlung verändert wird, sind hiervon ganz allein ausgenommen, und jeder von ihnen hat 2000 Pataque Chique, wozu ihnen der Staat noch Brod, Fleisch, Reis, Hausgeräthe und überhaupt von alledem giebt, was sie in ihren Häusern brauchen; doch allemal mit der Bedingung, daß der Bacha sich in nichts mischen soll, wie schon oben gedacht ist.

Jedem Soldaten ist es erlaubt zu handeln, oder sonst ein Gewerbe zu Wasser oder zu Lande zu treiben. Er kann auch das Seinige, was er erworben hat, in Ruhe verzehren und seine Handthierung ungestört treiben, nur muß er allemal, wenn es zu Felde geht, und es der Staat verlangt, bereit seyn.

Die Feldlager oder Kriegsheere der Türken bestehen aus großen und kleinen Haufen Soldaten, die durch Zelte abgetheilt sind: denn die Türken zählen keine Escadrons oder Bataillons.

Die Zelte sind rund, und unter jedem können füglich 30 Mann wohnen. Die Pferde sind hinter den Zelten an einer Stange angebunden, und die Geschirre werden mit ins Zelt genommen.

Jedes Zelt hat an Offizieren einen Boulou-Bachy, einen Auda-Bachy und einen Vikilardgy.

Der leztere von diesen hat die Aufsicht über das Zelt, über die Lebensmittel, und über das Geräthe der Offiziere, über 17 Soldaten, die zusammen zwanzig streitbare Männer ausmachen; hiezu kommen noch einige bewaffnete Mohren, die zum Dienste des Zeltes und zur Leitung der Thiere, die das Heergeräthe tragen, bestimmet sind; denn kein Soldat trägt jemals etwas anders als seine Flinte und Säbel.

Der Staat schaft die Lebensmittel und sechs Pferde oder Mauleſel zu jedem Zelte an, um die Lebensmittel, Zelte, Kriegsmunition, das Geräthe und die Kranken zu tragen.

Das Heergeräthe geht gemeiniglich voraus, so, daß die Soldaten da, wo sie hinkommen, nichts anders zu besorgen haben, als daß sie sich nur niedersetzen und essen, denn bei ihrer Ankunft finden sie gemeiniglich ihr Essen bereitet, wovon sie allezeit etwas

Digitized by Google

was bis auf den folgenden Tag übrig lassen.

Es gehen auch immer Pferde in ihrem Gefolge mit, im Fall, wenn einige krank werden, oder zur Abwechselung der Lastthiere, die unterweges sterben, lahm werden, oder sonst nicht fortkommen können.

Soll zu Algier ein Lager veranstaltet werden, so ernennt der Dey einen Aga und einen Chaya, die aus den Aga-Bachys erwählt werden und die die Justiz im Lager verwalten müssen, so wohl was Civil als Criminalsachen anlangt; denn kein Hauptmann kann für sich einen Soldaten bestrafen, alle Klagen müssen bei dem Aga angebracht werden, der denn darin spricht, wie er es für gut findet.

Der Dey ernennt auch hiezu zween Chaux die die Befehle des Aga und Chaya ausrichten müssen.

Die Soldaten gehen nach ihrer Reihe und Ordnung ins Lager, ohne daß einer dem andern, wo ihn nicht die Reihe trifft, vorgehen darf. Sie gehen alle zu Fuße, so wohl die Offiziere als Soldaten, außer dem Bey, dem Aga und dem Chay.

Die Reuterei ist eben so abgetheilt, als die Fußvölker, nemlich durch Zelte von siebenzehn Reutern oder Spahis, mit eben so viel Offizieren und Zugpferden, doch haben sie noch einige Mohren mehr zur Fütterung und Verpflegung der Pferde bei sich.

Alle Jahre im Frühling gehen drei Lager oder kleine Armeen aus Algier, nemlich die von Morgen, die ponantische und mittägige.

Jede von ihnen macht ihr besonderes Lager, und jeder Bey, der sie anführen soll, findet sich schon mit seinem gewöhnlichen Kriegsvolke im Felde.

Jeder Bey gebietet über sein Lager ganz uneingeschränkt, außer was die Ausübung der Gerechtigkeit betrifft, die nur dem Aga allein vorbehalten ist; und dieser ruft nicht eher, als nur bei wichtigen Vorfällen, den Divan zusammen, der denn aus dem Aga Chaya, und allen Boulou-Bachys besteht. Jeder giebt seine Stimme nach seinem Vorzuge und Alter.

Da der gröste Theil der Länder von den Mohren, wenn sie die Ankunft der Armee merken, verlassen wird; so läßt der Bey, der für die Lebensmittel sorgen muß, oder der, welcher in seiner Abwesenheit die Truppen anführt, gemeiniglich Zwiesback, Oel, Ochsen und Schaafe und andere Lebensmittel in seinem Gefolge mit sich führen.

Man hat die Gewohnheit, alles dieses von den Mohren zu fordern, wenn es nöthig ist, bis auf den Zwieback den die Truppen bei sich auf ihren Camelen führen, wozu sie sich jedoch vorher das Getreide von den Mohren haben liefern lassen.

Ueber dieses müssen die Mohren auch die nöthigen Camele, Maulthiere und Pferde herbeischaffen.

Diese Feldzüge werden deswegen unternommen, um die Mohren im

Digitized by Google

Gehorsam zu erhalten, und von ihnen den schuldigen Tribut und die Abgaben einzufordern, die diejenigen, so sich weigern solche zu entrichten, doppelt bezahlen müssen; ferner auch um derjenigen Landschaften willen, die noch nicht gänzlich unter der algierischen Herrschaft stehen, und sich weigern Schatzung zu geben; imgleichen, um der Regierung neue Völker zu unterwerfen und sie zinsbar zu machen. Dieses letztere kömmt nur auf die Geschicklichkeit und Tapferkeit des Bey an, der seine Völker oft sehr weit in die Wüste Biledulgerid führt, zufolge den Nachrichten, die er von einem Volke haben kann, wozu der Zugang nicht unmöglich ist. Denn, da in Biledulgerid viele unfruchtbare Gegenden sind, wozu man wegen Mangel des Wassers, und weil sie hinter großen Wüsteneien liegen, nicht gut kommen kann, die mithin auch keinen Tribut bezahlen; so kömmts auf die Geschicklichkeit eines Bey an, sich derselben zu bemächtigen, ohne daß er mit seinen Truppen viel dabei zu wagen brucht, die sonst gar nicht dahin gehen würden, wenn sie nicht einen sichern Weg vor sich sähen, wieder zurück zu kommen.

Diese Beys unternehmen nicht leicht Feldzüge, in welchen sie nicht dergleichen Völker antreffen sollten. Denn die Mohren leben beständig unter sich im Streit, und der größte Theil von ihnen verkauft sich immer einer dem andern. Weil nun nicht die geringste Einigkeit unter ihnen ist, so kömmt es daher, daß sie immer unter dem türkischen Joche seufzen müssen.

Ist die Armee in einem ihr unterwürfigen Lande im Marsch, so ist niemals eine vorgeschriebene Ordnung unter ihnen, sondern es hängt selbige lediglich von dem Willen des Anführers ab.

Der Bey nimt gemeiniglich einen Haufen Volks, so wohl zu Fuße als zu Pferde, nebst ihren Zelten zu sich, giebt ihnen einen Aga zum Anführer, und in Ermangelung des Aga, bestellt er den ältesten Boulou-Bachy der diese Haufen anführt, von denen jeder Hause seinen Roßschweif hat.

Gehet der Zug in ein feindliches Land, so gehet ein großer Haufe Fußvolk voran, welches am Flügel ein wenig rückwärts zwei andere Haufen oder Escadrons hat; der Rest des Fußvolks folgt in zwei Reihen hinter dem ersten Haufen, und das Heergeräthe in der Mitte, welches ebenfalls zwei Escadrons an beiden Flügeln, und einen kleinen Haufen hinter sich hat, der ihm zum Rückhalt dient.

Nimt das Treffen seinen Anfang, so läßt man einige Mannschaft zur Bewahrung des Heergeräths zurück, und die übrigen gehen wie folget auf den Feind los. Voran gehet ein großer Hause Fußvolk, der zwei große Escadrons an seinen Flügeln hat, die noch von zwei andern, die etwas zurück sind unterstützt werden. In der Mitte folgt das ganze Kriegsheer,

Digitized by Google

heer, welches gleichsam die zweite Linie ausmacht. Hinter selbiger setzt sich, im Fall der Noth, so wohl das Fußvolk als auch die Reuterei des Vortrabs oder der ersten Linie, denn die zweite Linie unterstützt die erste unaufhörlich, wo es nöthig ist, so lange es ihnen möglich ist zu widerstehen. Die mohrischen Hülfsvölker stehen während dem Treffen an den Flügeln Rottenweise, um auf Befehl des Dey und nach Gelegenheit die Feinde anzufallen.

Es ist eine strenge Kriegsregel bei den Türken, während dem Treffen gar nicht zu plündern. Dieses ist ihnen bei schwerer Strafe verboten, und sie sind so strenge hierin, daß sie demjenigen, der sich unterstehet zu plündern, für den aller verachtersten und schändlichsten Menschen halten. Sie überlassen solches jederzeit den Knechten und Mohren.

Ihre Seemacht stellt wenig vor. Ein jedes Fahrzeug hat seinen Seekapitain, der beständig die Aufsicht darüber hat, und sich sonst in andere Staatsgeschäfte nicht mischen darf. Andere beständige Seeoffiziere haben die Türken nicht.

Es ist gewiß bewunderungswürdig, daß an einem Orte, wo so wenig Holz ist, und wo weder die zum Schiffbau nöthigen Materialien sind, als Tauwerke, Segeltücher, Schiffspech, Anker und andere nothwendige Sachen, die zu Unterhaltung einer Schiffahrt unumgänglich erforderlich sind, dennoch eine so große Menge Schiffe sich aufhält.

Wenn die Algierer Schiffe bauen, so sind sie schon zufrieden, daß sie nur den Rumpf des Schiffes von neuem Holze machen. Alles Holz zu den innern Theilen lassen sie aus Bougie kommen, und zu demjenigen, was über dem Wasser schwebt, nehmen sie die Stücke von zerscheiterten Schiffen, die sie sehr sorgfältig nebst dem alten Eisenwerk aufbewahren und nachher sehr gut zu gebrauchen wissen. Hierdurch ersparen sie viel neues Holz und Eisen, und gelangen dadurch zu neuen dauerhaften Schiffen.

Das einzige Schiff, so der Admiral commandirt, gehört dem Staat, der es auch auf eben die Art ausrüstet, als alle andere Freibeuter ihre eigenen Schiffe ausrüsten. Es hat seine eigene Vorrathskammer, die mit allem nöthigen versehen ist.

Jedermann zu Algier hat die Freiheit, ein Schiff auszurüsten, wenn es ihm gefällt, und dahin zu segeln, wo er es am besten zu finden meint; aber alle Schiffe sind verbunden dem Staat zu dienen, so bald er es nöthig hat, es sey nun zur Ueberschiffung der Soldaten, oder zur Herbeischaffung der Lebensmittel, und woran sonsten Algier etwa Mangel haben mögte; imgleichen zu kreuzen, oder zum Dienste des Großsultans, und dieses allemal, sobald es der Dey befiehlt, und zwar auf Unkosten der Kaper oder Freibeuter.

Wenn

Wenn ein Schiff zu Grunde geht, oder weggenommen wird, so sind die Caper schuldig auch wieder ihren Willen ein neues von eben der Größe und Stärke wieder zu bauen oder zu kaufen, denn der Staat giebt nicht zu, daß seine Macht geschwächt werde, und hierauf wird allemal so genau gesehen, daß die Caper immer vorher eine gewisse Summe Geldes bei der Regierung zum Unterpfande niederlegen, oder zum wenigsten hinlängliche Sicherheit stellen müssen.

Der Staat empfängt von der Beute, die zur See gemacht wird, den achten Theil, so wohl was die Sklaven, von welchen der Dey die Wahl hat, als auch die Kaufmannsgüter und Schiffe anlangt. Das übrige theilen die Caper unter sich.

Die algierischen Schiffe gehören oft ganz allein den Seekapitains, die sie führen, oder zum wenigsten haben sie doch zur Ausrüstung einen Theil der Kosten mit hergegeben.

Ueber die Zahl von zwanzig Schiffen, so wohl großen als kleinen, so niemals verringert, wohl aber wenn die Zeiten gut sind, d. i. wenn die Caper zur See große Beute machen, vermehrt wird, werden noch alle Jahr im Sommer von Privatpersonen einige kleine Schiffe, und überdies noch wenigstens zwölf Fahrzeuge mit Rudern ausgerüstet.

Von diesen kommt gemeiniglich nur die Hälfte wieder, die übrigen sind entweder weggenommen, oder gescheitert, welches aber die Algierer doch nicht abschreckt, alle Jahr wiederum neue auszusenden.

Nur allein das Schiff des Beylik oder des Staats, hat auf seiner vornehmsten Batterie Zwölfpfünder, auf der zweiten Achtpfünder, und auf der dritten, oder dem Schifkastel, Sechspfünder.

Der größte Theil der andern Schiffe hat nur einige Zwölfpfünder auf der ersten Batterie, und sie versehen sich damit mehr oder weniger, nach Beschaffenheit, wie sie das Geschütz auf den feindlichen Schiffen stark finden.

Sie führen also ihr Geschütze, ohne sich nach der Größe oder Stärke ihrer Fahrzeuge zu richten. Eben so wenig beobachten sie das rechte Verhältniß in Ansehung der Anker, der großen und kleinen Tauwerke, der Stangen, und allem andern gewöhnlichen Schifsgeräthe; unterdessen, wenn sie Schiffe, die ihnen anständig sind, erbeuten können, so bedienen sie sich deren.

Die algierischen Kreuzfahrten geschahen um das Jahr 1718 in folgenden Gegenden.

In dem mittelländischen Meere.

In der Meerenge bei Gibraltar.
An dem Vorgebürge von Moulin.
Am Vorgebürge von Gaete.
An der Spitze von Palos.
An der Spitze St. Martin.
An der Spitze St. Sebastian.
Am Capo de Creux.
Majorka.

Mis

Minorka.
Jrica.
An der Spitze von Corsica.
Am Capo de la Casse.
An der Insel St. Peter.
An der Küste von Genua.
Im toskanischen Meere.
An der Küste von Neapel.
An der Küste vom Kirchenstaat.
Bei Sicilien.
Bei Trapano.
Im adriatischen Meerbusen.

Auf dem Ocean oder großen Weltmeere.

Bei Cadix.
Lagos.
Am Capo St. Vicent.
Am Vorgebürge de la Roque.
Am Capo Finisterrä.
An den kanarischen Inseln.
An den azorischen Inseln.
An der Insel Madera.

In einige Kreuzfahrer wagten sich sogar bis an Terreneuve, und andere bis in den Texel, wo sie Beute machten.

Wie Spanien im Jahr 1718. eine Flotte ausrüstete, und die Holländer auch drei Kriegsschiffe in der mittelländischen See auf sie kreuzen ließen, kreuzten die Algierer blos an der Seite von Portugal und an den kanarischen Inseln.

Wenn ein Seecapitain in See stechen will, so bittet er erst den Dey um Erlaubniß dazu, der es ihm auch niemals abschlägt, wenn er nur zu einer Zeit kommt, da der Staat sein Schiff, entweder zur Ueberschiffung einer Besatzung, oder nöthiger Soldaten zur Bestellung eines Lagers, selbst nicht nöthig hat. Hat er sein Schiff ausgerüstet und mit Vorrath von Lebensmitteln versehen, der in nichts weiter bestehe, als Zwieback, frischem Wasser, Bohn, oder gesottenem Getreide, und ein wenig Reis, der auf zwei Monate und bei ganz ausserordentlichen Fällen auf drei eingerichtet wird, so läßt er einen Kanonenschuß thun, und die Flagge wehen, um dadurch zu verstehen zu geben, daß er entweder den folgenden Tag oder zum allerhöchsten den Tag darauf unter Segel gehen will. Alle die, welche nun mit in See gehen wollen, schiffen sich ein, es mögen nun Türken oder Mohren seyn, denn man schlägts keinen ab, so bald er sich anbietet. Mit dem Capitain gehen gemeiniglich einige seiner Freunde, und diese suchen wieder andere mit sich zu ziehen, so, daß die Türken die stärksten auf dem Schiffe sind. Die Mohren, die sich darauf befinden, sind unbewaffnet, und nur zu wenig Dingen zu gebrauchen.

Ein jeder Türke trägt seine Flinte, seinen Säbel, sein Pulver und Blei und seine Schlafdecke. Einige nehmen auch zuweilen Erfrischungen für sich mit.

Die Mohren nehmen nichts mit sich, außer ihren Barnus, der ihnen statt der Kleidung und Decke zugleich dient.

In

Digitized by Google

In jedem Schiffe befindet sich allemal ein Aga-Bachy, oder zum wenigsten ein alter Soldat, der darin als ein Aga angesehen wird, und als ein solcher drei Theile von der Beute bekommt. Er ist das Haupt des Kriegsvolks, verstehet die Gerichtsbarkeit über die Türken, und ohne seine Einwilligung kann der Schiffscapitain weder Jagd auf ein Schiff machen, noch die Rückreise anordnen.

Der Stab eines jeden Fahrzeugs ist folgender:

1) Der Aga, oder das Haupt des Kriegsvolks. Dieser bekommt, wie gesagt, drei Theile von der gemachten Beute.

2) Der Rais oder Schiffscapitain. Dieser empfängt nur seinen Theil als Caper.

3) Der erste Unterrais, oder Lieutenant, bekommt vier Theile.

4) Der Hoya oder Schreiber, bekommt drei Theile.

5) Der Stückmeister oder Befehlshaber über das grobe Geschütz, bekommt drei Theile.

6) Der Vikilardgy, der über die Lebensmittel gesetzt ist, hat drei Theile.

Außer diesen sind noch andere Unterbediente auf dem Fahrzeuge, als: drei Unterrais, drei Gehülfen bei der Artillerie, acht Steuermänner, von welchen ein jeder zween Theile der Beute empfängt. Die Christensklaven, von denen immer eine ziemliche Anzahl mitgenommen wird, dienen auch als Seeoffiziere.

Der eben angeführte Stab besteht aus lauter Türken oder Coulolis, und diese vermischen sich niemals mit den Mohren, die eben so wenig wie die Sklaven in das Hintercastel des Schiffs noch in die Munitionskammer kommen dürfen, es sey denn, daß sie vom Capitain oder einem andern Türken dahin gerufen würden.

Die Oberoffiziere werden allemal vor der Ausrüstung ausgesucht, die Unterbediente aber nicht eher, als bis das Schiff zum Auslaufen fertig ist.

Da ein jeder die Freiheit hat mit unter Segel zu gehen, so sind die Schiffe mehr oder weniger bemannt, nachdem der Capitain glücklich gewesen, oder in gutem Rufe ist. Dieser weiß niemals die Zahl der Mannschaft eher, als bis er aufs Meer kömmt. Alsdann verfertiget der Hoya eine Liste von allen denjenigen, die sich auf dem Schiffe befinden, und die so wohl bei den Kanonen, als unter dem kleinen Gewehr dienen, wie es die Gelegenheit und der Befehl des Aga mit sich bringt.

Ist die Beute gut, so sind die Capitaine oftmals genöthigt einige Mannschaft ans Land zu setzen, ehe sie ihre Reise weiter fortsetzen.

Der Schluß folgt künftig.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

53tes Stück.

Freitag, den 3ten Julius 1795.

Das Königreich und die Stadt Algier.

(Schluß.)

So bald ein Corsar Beute gemacht hat, führt er sie an einem Seile mit sich fort. Ist das eroberte Schiff nicht beträchtlich, so nimt er alle Christen, die sich darin befinden, in sein Fahrzeug, und setzt einige Mohren mit einem Unterofficier darauf, die es nach Algier führen müssen.

Verlohnt es sich aber der Mühe gar nicht; so nimt er die Christen davon in sein Schiff, und bohrt es in den Grund.

Wenn ein Corsar in Algier ankommt, so kann man es bald merken, ob er einen Fang gethan hat, denn er leitet die Beute am Seil; wenn ihm aber die Zeit dazu zu kurz gewesen ist, so vernimt man es schon durch die vielen Kanonenschüsse, die er von Zeit zu Zeit thut, bis er in den Hafen einläuft. Manchmal schießt er noch den ganzen Tag für Freuden.

Außerdem steckt er die Flagge des erbeuteten Schiffs an seinen Vordermast, und wenn die Beute reich ist, so fängt er an, Schuß auf Schuß zu schießen, wenn er noch weit von Algier ist, und fährt damit fort, bis er daselbst ankommt.

So bald er auf der Rhede ist, kommt gleich der Rais von der See macht, und erkundigt sich bei ihm nach allem, was er auf der See angetroffen, er frägt nach der Anzahl der Sklaven, die er gemacht hat, nach der Wichtigkeit und Beschaffenheit der Ladung u. s. w. von welchem alles er sogleich dem Dey Bericht abstattet.

Wenn nun der Corsar seine Anker geworfen hat, so führt er gleich die Sklaven nach dem königlichen Hause, woselbst sich der englische und französische Consul befinden, und in Gegenwart des Dey diejenigen, welche etwa von ihrer Nation sind, fragen, ob sie in Diensten, oder nur bloß Reisende sind. Sind sie bloß Reisende, so werden sie sogleich dem Consul ausgeliefert; sind sie aber in Diensten, und unter den Waffen gefangen genommen, so werden sie zu Sklaven gemacht.

Digitized by Google

Der Dey läßt sie nachher in eine Reihe stellen, und sucht sich den achten Mann aus, der allemal der geschickteste und stärkste ist. Er nimt oft den Capitain, die Officiere, die Schiffsleute, und insonderheit die Zimmerleute. Er schickt sie alle in das große Gebäude des Beylik, oder an den Ort, wo alle Sklaven des Staats hingeführet werden, und läßt die andern dem Gutdünken derer über, die sie zu Gefangenen gemacht haben, und die denn ihren Handel damit treiben.

So bald das erbeutete Schiff vor Anker liegt, kommen die Bedienten des Rais von der Seemacht, oder die Wächter des Hafens, und bemächtigen sich aller Segel des großen hintersten Mastbaums, nebst allem seinen Tauwerk, und was sonst noch dazu gehört; dieses behalten sie für sich; und wird Caraporta genannt.

Die an dem großen Vordermaste befindlichen Sachen gehören dem Schiffsvolke. Dieses Caraporta ist niemals beträchtlich, weil der Schiffscapitain vorher, da er noch in See ist, das Beste davon nimt, und nichts weiter davon läßt, als was zur höchsten Noth daran bleiben muß, um fortzukommen. Die erbeuteten Kaufmannsgüter werden ins Vorrathshaus gebracht, und der Dey läßt sowohl seiner Seits durch den Schreiber der Pingie ein genaues Verzeichniß davon machen, so wie der Corsar auf seiner Seite von seinem Schreiber auch alle verzeichnen läßt. Der Schreiber der Pingie nimt den achten Theil von den Gütern für den Dey, und läßt solche in die Vorrathskammer des Beylik bringen; und das Uebrigbleibende wird entweder meistbietend verkauft, oder, so wie es ist, unter die Ausrüster des Schiffs und das Schiffsvolk vertheilt.

So bald der Schreiber der Pingie im Namen des Dey den achten Theil von allen Kaufmannsgütern empfangen, und nach dem Beylik hat bringen lassen, gehet die Theilung der übrigen Güter an. Sind es solche Waaren, die sich leicht theilen lassen, als Zucker, Taback, u. dgl. so empfangen diejenigen, die das Schiff ausgerüstet haben, die Hälfte, und das Schiffsvolk die andere Hälfte, ein jeder seinen ihm gebührenden Theil.

Können die Waaren aber nicht gut getheilt werden, so werden sie höchstbietend verkauft.

Der Verkauf des erbeuteten Schiffs geschiehet im königlichen Hause, wohin jeder kommen und darauf bieten darf. Man empfängt bei dem gekauften Schiffe nichts weiter als das Steuerruder, die Stange, den einen Mastbaum, so wie er ist, die großen Taue, ein schlechtes Ankertau und einen kleinen Anker.

Ist das Schiff bezahlt und abgeliefert, so nimt der Dey den achten Theil von dem Kaufgelde, die Ausrüster des Schiffs, welche die Beute gemacht haben, bekommen die Hälfte des übrigen, und die andere Hälfte wird

wird unter die übrigen Schiffsleute vertheilt.

Findet der Dey keine Gelegenheit, seine Waaren vortheilhaft im Beylik zu verkaufen, so nöthigt er die mohrischen oder die jüdischen Kaufleute, daß sie ihm selbige abkaufen müssen, und zwar für den Preis, den er ihnen setzt. Er theilt einem jeden eine gewisse Quantität zu, und er muß solche entweder gleich bezahlen, oder es wird ihm eine gewisse Zeit dazu festgesetzt, die aber gemeiniglich sehr kurz ist, da denn nach Verfließung derselben die Bezahlung bei Todesstrafe und Einziehung seiner Güter erfolgen muß.

Der Staat hat nicht allein bei dem Kaufe und Verkaufe der Sklaven großen Vortheil, sondern auch dabei, daß kein Sklave wieder eingelöset werden kann, von dessen Lösegelde nicht zehen von hundert abgegeben werden, anderer Abgaben nicht zu gedenken, welche man das Abzugsrecht nennet.

Hat der Dey den achten Mann von den neugemachten Sklaven erhalten, so werden die andern nach dem Baptistan, nur auf den Sklavenmarkt geführet, wo der erste Verkauf geschiehet. Die Delals, oder Verkäufer, führen sie den Markt auf und nieder, einen neben dem andern, und rufen mit lauter Stimme die Eigenschaften oder das Handwerk eines jeden Sklaven aus, imgleichen was darauf geboten ist.

Jedermann von allen Nationen, kann hier sein Gebot thun, und ein Schreiber von der Regierung, der allemal gegenwärtig ist, schreibt das, was geboten ist, auf. Dieser Kauf wird jedoch niemals zu hoch gesteigert, weil gleich darauf der zweite im jeglichem Hause, in Gegenwart des Dey, wohin der Sklave gebracht wird, vor sich gehet. Alle Käufer müssen dahin kommen; der Sklave wird wieder von neuem aufgestellt, und dem Meistbietenden zugeschlagen.

Der Preis des ersten Verkaufs im Baptistan, ist derjenige, der den Fuß bezahlt und dem Schiffsvolke zugehört. Hingegen, was bei dem zweiten Verkaufe übergeboten wird, kommt allemal der Regierung zu gute, und dies beläuft sich gemeiniglich noch einmal so hoch, als das Gebot beim ersten Verkauf, denn die Käufer wissen einmal schon, daß ihnen die Sklaven nicht beim ersten Verkauf, sondern erst beim zweiten geliefert werden, daher sie denn zum erstenmal nicht zu hoch bieten.

Was beim zweiten Verkauf geboten und erstanden wird, muß gleich baar bezahlt werden.

Die Sklaven werden in drei Classen getheilt, als: in die Sklaven des Beylik, oder des Staats, in die Sklaven der Galeeren, und in die der Privatpersonen.

Die Sklaven des Staats tragen am Beine einen eisernen Ring. Sie werden in die großen Gebäude vertheilt, die Bagnes oder Beylik heißen,

sen, und zu verschiedenen Arbeiten gebraucht, es sey im Felde, oder im königlichen Hause, oder am Bauhofe, oder an öffentlichen Gebäuden, oder auch wohl gar zuweilen auf den Raubschiffen, in welchem Fall der Dey zwei Theile der Beute bekömmt, und den dritten ihnen läßt. Sie empfangen täglich drei kleine Brodte, einen Strohsack, und eine Decke, um sich des Nachts damit zu bedecken.

Diejenigen Sklaven, die auf den Galeeren waren, als sie noch dergleichen hatten, gehörten den Eigenthümern der Galeeren zu, und wurden in drei Bagnes vertheilt, wo das Schiffsvolk von den drei Galeeren des Staats sich aufhielt. Sie hatten keinen gewissen Unterhalt, sondern mußten sogar noch monatlich ihren Vorgesetzten was abgeben, die ihnen denn auch erlaubten, ihr Brod zu verdienen, es sey nun in Schenkhäusern, oder auf dem Meere, oder wenn sie bei Jemandem Handarbeit verrichteten, oder sie gebrauchten sie in ihren eigenen Gärten und Aeckern, dafür sie ihnen denn den nöthigen Unterhalt gaben. Dieses geschah aber nicht anders, als wenn die Galeeren nicht auf dem Meere waren; wiewohl diese gar selten, und auch nur im Sommer auslieſen, doch auch nicht einmal alle drei zugleich. Gegenwärtig sind keine Galeeren mehr da.

Es gehörten diese Galeeren einem einzigen Eigenthümer, und viele, die daran auch mit Theil hatten, gaben auch was gewisses zu ihrer und der Sklaven Erhaltung her. Gleichwohl aber richtete der Staat alles nach seinem Gutdünken mit diesen Fahrzeugen ein. Die Anzahl der Sklaven, die hierzu bestimmt waren, brachten dem Eigenthümer, und denen, die mit Antheil daran hatten, vieles ein, sowohl durchs Lösegeld, als auch durch das, was sie monatlich abgaben, um die Freiheit zu haben, arbeiten zu dürfen, und mit dem Dienste zur See verschont zu bleiben.

Sonst gab auch der Staat die Gebäude her, worin sie des Nachts eingeschlossen wurden.

Die Bagnes sind große weitläuftige Gebäude, wo die Sklaven alle Abende eingeschlossen werden. Eine jede Bagne hat eine Kapelle, worin katholischer Gottesdienst ganz frei und ungehindert gehalten werden kann. Jeder Sklave hat seinen Platz in der Bagne, wo er liegen kann. Derselbe ist gut oder schlecht, nach Beschaffenheit seines Vermögens. Bei Anbruch des Tages werden die Pforten der Bagne geöffnet, und diejenigen, die an ihre Arbeit gehen wollen, werden nicht aufgehalten.

Einige Sklaven haben auch Wirthshäuser, wo man für Geld Essen und Trinken bekommen kann. Sie haben die Freiheit, sich daselbst richtig bezahlen zu lassen, auch selbst von den Soldaten, wenn selbige dahin kommen, um zu trinken.

Diese Sklaven verdienen sehr viel, und können oft in einem Jahre ihre Freiheit gewinnen, und noch Geld dar-

Digitized by Google

dauber, oder ihre Lebensart, die ihnen nicht die beste ist, gefällt ihnen sowohl, daß sie lieber in Algier bleiben, als in ihr Vaterland wieder zurück zu kehren.

Die Sklaven der Privatpersonen lassen sich wieder füglich in zwei Classen theilen. Einige sind bloß zum Dienst der Häuser, als in ihren Häusern, Meierhöfen, Gärten oder Kromleden zu arbeiten bestimmt, und diese sind glücklich, oder unglücklich, nachdem ihre Herren oder sie selbst gesinnet sind. Viele von diesen haben manchmalen den Hausern, worin sie sind, eben so viel als ihr Herr zu sagen. Sie schlafen mit ihm in einer Kammer, essen mit ihm, und werden oftmals wie seine eigene Kinder gehalten. Diejenigen aber, welche ungehorsame und unbändig leben, ziehen sich oft eine üble Begegnung zu.

Die von der andern Classe sind die allerunglücklichsten, und dieses sind gemeiniglicher Weise diejenigen, von denen man glaube, daß sie Güter besitzen, und für die man ein großes Lösegeld zu bekommen hofft. Sie werden von den Tagarins gekauft, einem mohrischen Volke, das aus Spanien vertrieben worden, und welches bloß mit Sklaven handelt. Da nun dieses Volk seinen Nutzen in Verkaufung der Sklaven sucht, so sind diese armen Leute unter solchen Herren sehr zu beklagen, denn sie müssen arbeiten, ohne daß sie das geringste dafür kriegen, und werden durch allerhand üble Begegnungen gezwungen, sich ihren von ihnen loszukaufen. Was aber noch das allerschlimmste für sie ist, so trifft's gemeiniglich zu, daß es Leute von Stande und Vermögen sind, die diesen Barbaren in die Hände fallen.

Ein jeder, der Sklaven hat, hat auch die Freiheit, sie aufs Meer zu senden, und nimt alsdenn auch den Gewinnst zu sich, der ihm von der Beute, die sie gemacht haben, zukömmt.

Die Loskaufung geschiehet auf dreierlei Art, nemlich: 1) durch christliche Fürsten, 2) durch christliche milde Beisteuern, und 3) durch Privatpersonen. In diesen drei Fällen zahlt man gleiche Abzugsgelder, nemlich:

Zehn von Hundert an Zoll nach dem Preise der Loskaufung.

Funfzehn Piaster zum Caffetan des Bache.

Vier Piaster an den Staatssecretair.

Sieben Piaster an den Reis des Seemache für sein Recht der Einschiffung.

Außer diesen Abgaben sind die Sklaven des Boylik noch verpflichtet, wegen der Pforten der Bagne 17 Piaster an den Machzebachs zu bezahlen; hingegen die von den Galeeren bezahlen nicht mehr, als acht und einen halben Piaster.

Die öffentliche Loskaufung von Spanien geschiehet auf folgende Weise. So bald die ehrwürdigen Väter der Erlösung zu Algier anlangen, und

Digitized by Google

und mit einem Geleitsbriefe von dem Dey versehen sind, als um welchen sie vorher haben nachsuchen müssen, so machen sie ihm zuförderst ihre Aufwartung, und überreichen ihm einige beträchtliche Geschenke, als: Juwelen, Diamanten, oder Geld. Der Dey fragt sie, was sie an Gelde oder Kaufmannswaaren mitbringen, und schickt darauf einen Aga-Bachy zu ihnen, der zusehen muß, ob dem auch also sey, wie sie vorgegeben.

Alles wird sogleich in seiner Gegenwart aus dem Schiffe genommen, alles in das königliche Haus gebracht, woselbst drei pro Cent an Silber und zwölf und ein halbes pro Cent von den Kaufmannsgütern zurückbehalten werden. Auch wird von dem mitgebrachten Gelde ungefähr so viel genommen, wie das obermähnte Abzugsgeld beträgt, und des Aga-Bachy berechnet solches dem Staat. Nachher läßt ihnen der Dey ein Haus miethen, und ernennet zu ihrer Hülfe einen Dollmetscher, der mehrentheils der Dollmetscher in dem Hause des französischen Consuls ist.

Diese ehrwürdigen Väter der Erlösung haben gemeiniglich ein Verzeichniß von vielen Sklaven bei sich, die ihnen von hohen Mächten, oder von Freunden in der Christenheit empfohlen sind. Sie haben völlige Freiheit beim Loskaufen, nichts desto weniger aber erkundigen sie sich sehr genau und geheim nach den Sklaven ihrer Nation, und weis mehrerer Wohlheit wegen ihrer Aufführung und

Leben zu können; insonderheit wegen der Sorge für die Loskaufung der Weiber und Kinder, damit sie nicht wegen der Schwachheit ihres Geschlechts oder Alters in Gefahr gerathen, ihre Religion zu verändern.

Es sind auch beständig einige Sklaven, die sie sogleich loskaufen müssen, und die dieserwegen gezwungene Sklaven genennet werden; als nemlich die im Bepkik, deren Anzahl der Dey, nebst dem Lösegelde, nach Beschaffenheit der Summe, die sie mitgebracht haben, bestimmt; ferner sechs von jeder Galeere, aber von ihrem Bagnes, wenn dergleichen vorhanden sind, und dieses kömmt auf den Willen und die Wahl dessen an, dem sie zugehören; nicht weniger auch einige, die dem Dey selbst zugehören, zuweilen dem Bachas, und einen oder zween vom Staatssecretair.

Die ehrwürdigen Väter sind gezwungen, die meisten dieser Sklaven loszukaufen, ob selbige gleich anfänglich nicht von ihren Landsleuten sind. Hierauf kaufen sie mit Beistand des Dollmetschers diejenigen, die sie auf ihrem Verzeichnisse haben. Zu dem Ende müssen sie mit ihren Herren wegen des Preises handeln, und die Auslieferung geschiehet in des Hauses ihrer Herren.

Oft geben die Sklaven, die etwas Geld verdienet und erspart haben, solches den Patribus, um selbigen in ihrer Loskaufung zu Hülfe zu kommen, welchen jedesmal eine sehr beträchtliche Summe gutwächst.

Haben

Haben die Patres alle römisch-katholischen Sklaven eingelöst, und noch Geld übrig, so sind sie verbunden, auch die andern Christen einzulösen.

Ist alles in Richtigkeit gebracht, so wird ein Tag bestimmt, an welchem alle losgekaufte Sklaven, nachdem vorher ein jeder von ihnen eine Kappe oder Barnus empfangen hat, sich in das spanische Hospital begeben, worin eine grosse Messe gehalten wird. Nach geendigter Messe werden sie ins königliche Haus geführt. Hier nehmen die Patres vom Dey Abschied, und begleiten selbige darauf alle zusammen bis zum Hafen, um sie sofort einzuschiffen. Einige von diesen Ordensleuten stellen sich ferne an die Spitze ihrer Losgekauften, mit dem Dollmetscher, einige gehen in der Mitte, und die übrigen machen den Beschluß.

Alle diese Losgekauften gehen Paar bei Paar durch die Stadt, und setzen sich ins Schiff, welches auch sogleich unter Segel geht. Der Dey läßt alle Vorsicht gebrauchen, daß Niemand anders sich mit darunter mische, als diejenigen, die losgekauft sind.

Mit den Sklaven, die auf besondern Befehl losgekauft werden, geht es auf eben die Art zu. Da aber diejenigen, denen die Loskaufung derselben aufgetragen wird, die Zeit und Gelegenheit dazu in acht nehmen, so erhalten sie selbige gemeiniglich um geringern Preis als die Patres.

So bald die Loskaufung in Richtigkeit gebracht, und die gewöhnlichen Abzugsgelder entrichtet worden, läßt der Rais von der Seemacht die losgekauften Sklaven einschiffen, und absegeln, nachdem sie vorher ihre Namen, auf dem Teskerer oder Reisepaß, haben aufzeichnen lassen; jedoch mit dem Beding, daß, wenn sie noch das Allergeringste in Algier schuldig sind, sie so lange zurück behalten werden, bis sie alles bezahlt haben.

Oliver Cromwell's Gedanken über Volkssouverainität und Volksmajestät.

Calamy, ein bekannter dissentirender Geistlicher damaliger Zeit, machte Cromwell'n den Vorwurf, daß die an sich gerissene Gewalt eines Protectors der Nation gesetzwidrig und unausführbar sey. Cromwell, dem es auf Gesetzmäßigkeit so sehr eben nicht ankam, erwiederte bloß: Ich bitte sie mein Herr, warum ist sie nicht ausführbar? Darum, sagte Calamy, weil sie gegen die Stimme der Nation ist; sie werden unter zehn Mann neun gegen sich haben. Recht gut, antwortete Cromwell, aber wenn ich neun entwaffne, und dem Zehnten das Schwerdt in die

Hän-

Digitized by Google

Hände gebe, was meinen sie, sollte das nicht helfen? — So dachte Cromwell über Volksmajestät und Volkssouverainität, und unglücklicher Weise kannte gerade er die Menschen. Die Terroristen in Frankreich reducirten zuletzt, um der beliebten revolutionären Kürze willen, die Volkssouverainität auf eine bloße Guillotine, fielen aber freilich am Ende selbst unter, diese Gleichheits- und Brüderschaftsmaschine. Unter der jetzigen moderirten Parthei scheint sich die Volkssouverainität, nach Cromwell's Idee in eine stehende Armee in der Nachbarschaft von Paris zu verwandeln und Frankreich kann froh seyn, wenn aus dieser Volkssouverainität nichts schlimmers als eine prätorianische Legion wird. — Man mag übrigens über Volkssouverainität theoretisch räsonniren, wie man will; so bleibt es in der Praxis richtig, daß ohne Cromwells Idee kein Staat bestehen kann, und daß selbst die reinste Vernunft und Gerechtigkeit, welche freilich eigentlich allein haben allein die Souverainität und Majestät ausmachen sollten, in dem hochcultivirten Europa kein Dorf, geschweige ein Land regieren können, ohne etwas minder oder mehr zu cromwellisiren. Denn was auch mancher gutmüthige Philosoph in seinen vier Wänden von der jetzigen hohen moralischen Cultur der Menschen träumen mag, so ist es noch immer mit den Menschen so schlimm beschaffen, daß die Sanction auch des weisesten Gesetzes ihrem eigenen Herzen nicht darf überlassen werden, sondern außerhalb in den Stock und Degen eines dritten gelegt werden muß.

Gr.

Anfrage.

Es ist für Taubenliebhaber eine überaus wichtige Sache, die Geschlechter dieser Vögel genau und zuverläßig zu unterscheiden. Wer nicht ein rechter Kenner ist, wird gemeiniglich in dieser Rücksicht, beim Ankauf alter Tauben betrogen; oder kommt bei der herbstlichen Musterung seiner Taubenflucht gewöhnlich in große Verlegenheit, welche er als überflüßig fortschaffen soll oder nicht, und hat man dann nicht selten den Schaden, daß man aufs gerathewol viele supernumeräre Tauber oder Taubinnen umsonst füttern muß. Die bisher in Taubenbüchern angegebenen Kennzeichen, sind von der Art, daß man sich nicht immer mit Zuversicht darauf verlassen kann, oder wenigstens das Auge eines Erzkäuflers erfordern, wenn man dabei dennoch nicht getäuschet werden will. Sollte es nicht ganz untrügliche und einen jeden leicht kenntlich werdende Merkmale etwa in der Stimme oder sonst im äußern geben, woran man Tauber und Taubin unterscheiden könnte? Man wünscht diese Anfrage sonderlich bei Feldflüchtern beantwortet zu lesen.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

54tes Stück.

Montag, den 6ten Julius 1795.

Prüfung der Gründe gegen die Inoculation der Blattern, und was eigentlich dazu auffordert.

An sich selbst scheint es keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß die Blattern so gut aussterben können, als man es von einer andern Seuche behaupten will. Warum sollten sie nicht, hat man wohl gefragt, durch Policeianstalten von Ländern so gut wie die Pest oder das Viehsterben zurückgehalten werden können? Wäre das freilich gedenkbar, so wäre es unmoralisch gegen nachfolgende, glücklichere Zeiten gehandelt, sie durch Inoculation zu verewigen. Nur daß sich die Möglichkeit solcher Policeianstalten nicht so leicht begreifen läßt. Das Fortwandern der Viehseuche läßt sich verhüten, indem man dem Handel mit Vieh aus inficirten Orten wehrt. Durch reisende Menschen wird das Miasma nicht verschleppt, und kann, wenn es auch an Menschen haften sollte, schon darum nicht aufs Vieh des gesunden Orts verpflanzt werden, weil Reisende bei fremdem Vieh selten zu thun haben. Das Uebel selbst ist nicht immerwährend und scheint zuletzt von selbst aufzuhören, wenn es nicht weiter mit andern noch unbekannten Ursachen zusammentrift. Schon darum ist die Inoculation dieser Seuche sehr abzurathen. Die Pest hat ihr eigenes, einziges Vaterland, ihre Zeiten, worin sie wüthet, die bei der Veränderung der Luft ihr Ende finden. Sie kann also, wie jene Seuche, durch wachsame Policeianstalten, in ihre Grenzen eingeschränkt werden. Alles das ist auf die Blattern nicht anwendbar. Ihr Vaterland ist jetzt nicht mehr in den afrikanischen Wüsten. Die ganze Erde ist ihr Vaterland. Sie hören zwar an dem Orte auf, wo sie keine Opfer mehr vorfinden, wandern aber weiter, um an einem neuen Orte zu wüthen; verschonen, unerklärbar, ein Dorf, einen Ort auf ihrem Wege, und machen nach Jahren und durch scheinenbaren Zufall den nemlichen Kreislauf. Ließe sich auch die innigste Vereinigung aller Fürsten in Europa denken, um diese Feinde der Menschheit auszurotten: so würde der Handel mit andern Welttheilen sie uns wieder zuführen, und beklagenswerth würden die Opfer

Digitized by Google

seyn, die jährlich der Handel ihnen entgegenschickte. Die mit Blatterdunst geschwängerte Luft; die abgetrockneten, feinen Häute; ein Freund, ein Brief würden die Sorgfalt der Policei hintergehen. Das Verkehr aller Nationen unter sich müßte aufhören, wenn diese Krankheit ausgerottet werden sollte. Es scheint also ein alle Zeiten hindurch die Menschheit belastendes Uebel zu seyn. Daher ist es Pflicht, alles aufzusuchen, gern anzunehmen, was dies jedem Menschen drohende Uebel — der Menschheit erleichtern kan.

Wahr und ausgemacht scheint es, daß die Inoculation das Mittel ist, Tausenden, die sonst das Todesopfer der Krankheit gewesen seyn würden, das Leben; Tausenden Gesundheit und Wohlgestalt zu erhalten. Unläugbar ist es wenigstens, daß von fünfhundert, wenigstens von drei bis vierhundert Subjecten, die sich die Blattern künstlich geben lassen, nur Einer im Durchschnitte stirbt, da von natürlichen Blatternpatienten der Zehnte ein Raub der Krankheit wird. Auch muß die Erhaltung der Gesundheit, so wie der natürlichen Wohlgestalt billig zu den Vortheilen der Inoculation gezählt werden. Hiezu kommt, daß die meisten bei den natürlichen Blattern entsetzlich leiden. Wir würden schaudern, wenn wir den Schmerz dieser Krankheit in den Jahren ausstehen müßten, in welchen jeder Schmerz durch die Verfeinerung unserer Seelenkräfte verdoppelt gefühlt wird. Auch hierin hat sicher die Inoculation Vorzüge. Sie erleichtert den Schmerz, überhebt wohl gar den Leidenden aller Schmerzen der Krankheit.

Woher kommt es denn nun, daß die der Menschheit so ersprieslich scheinende, dem Subject so wohlthätige Inoculation geflohen wird? Woher kommt es, daß nur selten eine Familie sich ohne lange Bedenklichkeit, immer mit einer gewissen Bangigkeit dazu entschließt? Die Ursache davon liegt wohl theils in der Unbekanntschaft mit den Vortheilen der Inoculation, besonders in dem, daß sie noch nicht Mode ist; theils in halber Bekanntschaft mit den Gründen dafür und dawider, und in dem bishergen Benehmen der Aerzte.

Nur wenige Aeltern mögen da seyn, denen es so ganz gleichgültig ist: ob ihre Kinder Krüppel und ungesund werden, oder gar in einer bösartigen Krankheit untergehen oder nicht. Noch wenigere, die aus Bosheit oder Armuth den Tod ihrer Kinder wirklich dadurch herbeizuführen wünschen sollten. Oefterer mag die Erfahrung von erlebten milden Pockenepidemien, oder aber die Unachtsamkeit auf Uebel, die anderen widerfahren und der gewöhnliche Leichtsinn der Mütter, sich durch traurige Erfahrung bei andern nicht warnen zu lassen, Ursache seyn, warum man das Sichere nicht dem Unsichern, das kleine Uebel dem grössern vorzieht. Hier wäre es zu wünschen,

Digitized by Google

schen, weil es doch auffallend vortheilhaft ist, daß, bei der ziemlich allgemeinen Gewohnheit, in großen Städten die Zahl der Verstorbenen am neuen Jahrs nach der Predigt anzuführen, „auch die Zahl der etwa an den natürlichen Blattern Verstorbenen und Genesenen, so wie der Inoculirten, mit Rücksicht auf das Mehr oder Weniger derselben, bekannt gemacht würde." Oeffentliche Blätter erreichen den Zweck nicht so gut, weil der mittlere Haufe sie nicht liest und keinen Geschmack an tabellarischen Berechnungen findet. Erhält nur erst bei dem gemeinen Bürger in den Städten die Inoculation Beifall, so wird sie auch auf dem Lande unter den Bauren Eingang haben. Jener Beifall scheint nur dadurch bewirkt werden zu können, daß die Classe von Bürgern, die nicht lieset, jährlich erinnert wird: wie viel weniger von den Kindern, die von natürlichen Blattern hingerafft sind, nach höchster Wahrscheinlichkeit gestorben wären, wenn man sie durch Inoculation hätte retten wollen. Wie gut wäre es doch, ist anders die Inoculation nach dem Begrif des Predigers mit wesentlichen Vortheilen verbunden, wenn ja zuweilen Gemeinden, dazu nicht ermahnt, wohl aber in öffentlichen Vorträgen, davon belehrt würden. Der Landmann kennt, wenigstens hier zu Lande, nicht den Namen dieser Menschen-erhaltenden Kunst, wie viel weniger die Sache, die bei weit unkultivirtern Völkern die Mütter selbst an ihren Kindern verrichten. Volle Unbekanntschaft mit der Inoculation ist die Ursach, warum er seine Kinder der Wuth natürlicher Blattern überläßt. Die gewöhnlichen Gründe — dieser Kinder halber Aufklärung — die manche besorgte Mütter in den Städten zurückschrecken, halten ihn nicht zurück. Er denkt ziemlich nach Mus hameds Lehre: was sterben soll, bleibt nicht leben und sieht es nicht ungern, wenn seine Kinder angesteckt werden. Das Blatternkaufen ist beinahe jedes Dorfs Sitte, wenn man gleich den Namen nicht braucht. Eins würde freilich auf dem Lande die Blatterimpfung hindern, nemlich die anfängliche Kostbarkeit der Sache. Der Arzt ist von dem Landmann zu entfernt und seine Hülfe gewöhnlich zu kostbar. Hier können nur die helfen, denen an Vermehrung der Menschenzucht auf dem Lande das meiste liegt. Und wie leicht und ohne großen Aufwand wäre durch besoldete Physiker doch diese Hülfe zu bewirken.

In dem, daß Inoculation noch in keiner großen Stadt Mode ist, liegt ein Hauptgrund des Hindernisses ihrer allgemeinen Annahme. Manche Dinge in der Medicin sind stärker verabscheuet worden, als die Impfung der Blattern. Wer kennt die Zeit nicht, wo der Bürger in Niedersachsen lieber den Tod wählte, als das empfohlne Klystier. Kämpf hat sie in Mode gebracht, und auch der geringe Bürger scheuet sich nicht mehr, der Mode zu folgen. Die meisten

Digitized by Google

Menschen sind zum Denken von Gründen und Gegengründen nicht aufgelegt. Die Einwohner der Hauptstadt müssen nur voran gehen, und die in den Provinzen werden schon nachfolgen. Macht Inoculation zur Mode, und sie wird sich schnell von der mittlern Classe auf die niedrigere und von da aufs Land ausbreiten. Die Mode ist eine Tyrannin, die das ängstliche Räsonniren verbietet.

Indeß mag doch manche Mutter mit Recht ängstlich seyn, weil ihr die Gegengründe gegen die Inoculation der Blattern bekannt sind, und sie das Scheinbare derselben nicht gegen das Wahre abzuwägen vermag. Noch immer schreiten selbst die Aufgeklärtern mit einer gewissen Aengstlichkeit zu der Inoculation ihrer Kinder, und was bei den meisten den Entschluß bestimmt, scheint mehr in dem Wunsch, ihre Lieblinge zu erhalten, als in lebendiger Ueberzeugung: du mußt es thun, den Grund zu haben. Oft sind die Gründe für die Inoculation erwogen; sie können aber nicht oft genug erwogen werden, und das mag zur Rechtfertigung dieser Abhandlung dienen, die eben damals niedergeschrieben ward, als der Verfasser um seiner Kinder willen der Materie von neuem nachdachte.

Zum Theil sind die Einwürfe gegen die Inoculation der Blattern ziemlich seichte. Aber auch diese verdienen nicht minder Aufmerksamkeit, weil sie besonders durch ihren religiösen Anstrich auf zärtliche Herzen stärker zu wirken pflegen.

„Es hieße," sagt man, „der Providenz vorgreifen und ihr ins Amt fallen, wenn man sein Kind mit Ueberlegung der Gefahr einer Krankheit aussetzte, deren Ausgang man doch nicht mit Gewißheit voraussehen kann."

Der ganze Einwurf kann doch nichts beweisen, weil er zu viel beweist. Sollte die Regel entscheiden: so müßten wir bei allen, wo Wahl und Entschließung nöthig ist, ganz unthätig bleiben. Wir dürften nie für unsere Kinder einen Stand wählen, weil wir nie mit Gewißheit voraussehen können: ob nicht gerade dieser Stand ein Mittel ist, sie ins Verderben zu stürzen. Väter und Mütter dürften nie ihre Söhne dem Kriegsstande bestimmen, weil dabei die Gefahr weit größer ist, vor dem gewöhnlichen Ziel des menschlichen Lebens zu sterben, als in dem Fall der BlatternInoculation. Wir sehen jede Arzenei als Mittel an, die uns die Providenz angewiesen hat, theils die verlohrne Gesundheit wieder zu erhalten, theils unsern Körper gegen künftige Leiden zu stärken. Vomitiv, Aderlaß, Brunnen können die traurigsten Folgen haben. Wir gebrauchen sie auf Anrathen des Arztes und mancher auf Anrathen eigner, sehr trüglicher Kenntnisse, ohne daran zu denken, daß sie bei manchem Ursache seines frühern Todes werden. Ist die wesentliche Gutartigkeit der künstlichen Blattern

so

so wohl in Ansehung der Verminderung der Todesopfer als auch in Ansehung der Verminderung der nachtheiligen Folgen dieser Krankheit erwiesen: so ist es auch zugleich erwiesen, daß die Providenz den Menschen die Inoculation der Blattern als Arzneimittel anweist. Die Vernunft muß es uns als Willen Gottes empfehlen, daß wir durch eine ungleich geringere Gefahr einer größern zu entgehen suchen, und ein Uebel, was sich mit jedem Jahre durch die Furcht vertausendfältiget, unsern Kindern in der frühesten Kindheit abnehmen. Die Providenz handelt nur durch Mittel mit uns. Sie bewahret uns nie die Gesundheit, ohne daß wir selbst die Mittel anwenden, die uns Vernunft und Erfahrung lehren. Auch Muth und Entschluß steht unter dem Willen der Providenz, so wie die Vollziehung der Inoculation selbst.

„Ich mache mich aber selbst krank," sagt man, „und sterbe also als Selbstmörder, indem ich vorsätzlich handle." Das wäre doch nur, genau gesprochen, in dem Falle wahr, wenn ich in der Absicht, mich zu tödten, die Blattern mir geben ließe. Wahrer könnte man sagen: strafwürdig sey der, der sich dem Zufall überließe, um vielleicht zu einer Zeit die natürlichen Blattern zu erhalten, in welcher sie nach der höchsten Wahrscheinlichkeit verderblich für ihn werden müßen. Unvermeidlich bleibt immer diese Krankheit und ihre Inoculation ist das Mittel, ihr nicht nur den größten Theil der Gefahr zu nehmen, sondern sie auch auf die leichteste Art und unter den vortheilhaftesten Umständen zu überstehen. Man handelt also moralisch recht, weil man nach Vernunft handelt.

"Man stürzt sich in tausend Gewissensbisse, wenn man so unglücklich ist, sein Kind zu verlieren." Wahr alsdann, wenn Vater oder Mutter ohne die mindeste Ueberzeugung von dem Werth der Inoculation ihren Kindern die Blattern geben lassen; aber unwahr und zu viel bewiesen alsdann, wenn Aeltern nach gewissenhafter Prüfung der Gründe, überzeugt von der Güte des Verfahrens, in der Absicht, ihre Kinder der größern Gefahr zu entziehen, so unglücklich sind, eins derselben zu verlieren. Denn sollte man bei der Inoculation Ursache haben, sich ein Gewissen alsdann zu machen, wenn man so unglücklich ist, sein Kind zu verlieren: so hätte man noch mehr Ursache, sich Vorwürfe zu machen, wenn die verheirathete Tochter im Kindbette stirbt. Von tausend Kindbetterinnen sterben im Durchschnitt acht, und von eben der Anzahl der Inoculirten nicht völlig viere. Dort ist also mit Recht mehr Gefahr zu besorgen. Die Absicht, welche Aeltern durch Verheirathung ihrer Töchter und durch die Inoculation ihrer Kinder erreichen wollen, ist sich gleich. Man will sie glücklich machen. Man will sie durch beides vor größern Uebeln schützen und ihnen ein ruhigers Leben verschaffen.

Ja,

Ja was noch mehr ist: sollten nicht Aeltern Ursache haben, noch bitterere Vorwürfe sich zu machen, die an den natürlichen Blattern ihr Kind sterben, oder es durch sie kränklich, verstümmelt und ungestaltet werden sehen? Sie thun es mit Recht nicht, weil sie aus Ueberzeugung zu handeln glaubten. Vater und Mutter können also mit vieler Ruhe den Verlust ihres an den inoculirten Blattern verstorbenen Kindes ansehen, indem sie nach der besten Einsicht handelten, um demselben ein längeres und ein furchtloses Leben zu geben.

„Das aber ist doch wenigstens gewiß, daß unter drei bis vierhunderten ein Inoculirter stirbt; man setzt sich also doch einer Lebensgefahr aus." Freilich kann es seyn, daß gerade dieser Inoculirte der eine ist. Aber er entgeht dadurch einer Gefahr, die dreißigmal größer drohet, weil von zehn natürlichen Blatternpatienten Einer das Opfer wird. Er entgeht dadurch einer Furcht, die ihm alle die Jahre verbittert, in welchen er die Krankheit noch nicht überstanden hat. Er entgeht dadurch den immer ungewissen übeln Folgen der natürlichen Blattern. Die Vernunft muß ihm rathen, das kleinere Uebel zu wählen, dessen sichern Ausgang er zwar nicht mit Gewißheit verbürgen kann, was aber doch so wahrscheinliche und glänzende Vortheile anbiethet.

„Möglich sey es doch, daß eben das Subject, was man jetzt inoculiren wolle, auch dem Auge des vorsichtigsten Arztes unbemerkbar, sich in einem Gesundheitszustande befinde, worin es diesmal an der künstlich erregten Krankheit sterben werde, da es vielleicht nachher, wenn die natürlichen Blattern eintreten, durch einen beßern Gesundheitszustand der Wuth der Krankheit getrotzt hätte." Möglich freilich; denn was ist nicht alles möglich. Aber sodann müßten wir wiederum in keinem Stücke handeln. Nur so viel scheint hieraus zu folgen, daß wir, wenn wir von der Gesundheit unseres Kindes nicht moralisch gewiß sind, es nicht eher inoculiren lassen dürfen, bis eine nahe Epidemie drohet und uns die Hofnung ganz benimt, es bei seiner Kränklichkeit oder gefürchteten Kränklichkeit zu erhalten. Denn gerade die Kränklichkeit eines Kindes ist uns Warnungszeichen, daß es, vielleicht das erste sey, welches angesteckt werden wird.

„Vielleicht würde unser Kind gar nicht die Blattern bekommen." Es ist sehr wahr und der Erfahrung gemäß, daß manche gefürchtete Gefahr uns nicht trift, wenn wir nur ruhig die Zeit erwarten. Ist es aber physisch unmöglich d. h. leidet es die körperliche Constitution des Kindes nicht, daß dasselbe die Blattern bekomme: so wird dies auch der Fall bei der Inoculation seyn müssen. Nur mögten doch die

Men

Menschen äußerst selten seyn, die dieser Krankheit ganz entgehen. Um dieser wenigen Beispiele Willen, die ein anscheinender Zufall vielleicht verwahrte, ein Kind der größern Gefahr der natürlichen Blattern auszusetzen, hieße doch inconsequent handeln.

„Es kann sogar früher an andern Krankheiten sterben, ehe die natürlichen Blattern es erreichen! Man hat also unnöthige Mühe und Kosten verwandt, und ihm ein Leiden mehr verursacht, wenn seine Todesstunde früher eintrit, als die Periode, welche die natürlichen Blattern halten.“ Auch das kann seyn; aber lächerlich, weil man sonst nie auf eine Sache Mühe und Kosten wenden müßte, wovon man für sich und die Seinigen nicht die Vortheile mit Gewißheit voraussehen könnte. Nie ist Zufall und ungewiße Erwartung dem gewissen Nutzen vorzuziehen. Außerdem aber wird selbst durch die Inoculation, die so vielen Krankheitsstoff aus dem Körper wegschaft, andern Uebeln der Kindheit vorgebeugt.

„Sollte es aber nicht möglich seyn, sich im ganzen Leben vor den Blattern zu hüten?“ Möglich nicht allein, sondern auch gewiß, wenn sich nur alle Menschen zugleich mit uns hüten wollten. Aber leicht wäre es doch wohl nicht. Die Blattern verschwinden nie ganz in großen Städten und es bedarf nur einer aus unbekannten Mischung der Luft, so wird sie daselbst epidemisch. Von dort breiten sie sich durch Commerz auf so manchen Wegen aus, und auch darum wird es immer ein frommer Wunsch bleiben; diese Geissel der Menschheit durch die vereinigte Bemühung aller Staaten einmal ausgerottet zu sehen. Auch die größte Vorsicht schützt das Privathaus nicht vor Ansteckung. Wind und Luft sind mit ihr im Bunde. Der Arzt selbst trägt sie um. Und die immer peinigende Furcht, Heute, Morgen vielleicht angesteckt werden zu können, ist schlimmer als das Uebel selbst.

„Man kann aber nicht wissen, ob der Patient, wovon man die Impfmaterie genommen, nicht auch zugleich an einer geheimen Krankheit leidet, und ob man also nicht seinem Kinde zwei Uebel auf einmal mittheilt.“ Möglich auch das; aber noch ungewisser ist man in Ansehung der Ansteckung der natürlichen Blattern. Auch um dieser Ursache Willen mag vielleicht eine Pockenepidemie gegen ihre Mitte gefährlicher seyn, weil alsdann das Miasma in der Luft, wegen der vielen, so verschiedenartig Erkrankten um desto verdoppelter ist. Man will aber doch auch, selbst bei der Inoculation die Erfahrung gemacht haben, daß Eiter, von einem mit der schändlichen Seuche behafteten Körper genommen, nur Blattern, nicht die Seuche selbst mitgetheilt habe. Gegen diese Erfahrung

Digitized by Google

rung empört sich freilich die unbefangene Vernunft. Sollte sie aber wirklich mit aller Behutsamkeit angestellet seyn: so würde folgen, daß ein an sich gesunder Körper keine Empfänglichkeit für ein Gift habe, wozu nicht schon der Grundstoff in demselbigen liege. Herr Hofmedicus Hasselquist tritt auf die Seite der nichts auf gut Glück wagenden Vernunft, und zeigt es, daß es äußerst gefährlich sey, nur verdorbene, in Fäulung gerathene Blätternmaterie einzuimpfen. Wem wären auch nicht Beispiele bekannt, die uns große Vorsichtigkeit in diesem Stücke empföhlen. Man muß also von der Gewissenhaftigkeit des Arztes überzeugt seyn, von dem man die Blätternmaterie erhält, oder verschreibt, um sich gegen diesen Einwurf sichern zu können.

Der Schluß folgt künftig.

Jungfräulichkeit der Königin Elisabeth von England.

Elisabeth haßte den Ehestand. Insonderheit verabscheute sie das Heirathen der Geistlichen. Als Gott ein Bischof von Bath seine Frau verlohren hatte, glaubte er klüglich zu handeln, wenn er eine ältliche Person heirathete die seinen pflegen könnte. Denn damals thaten das die Ehefrauen. Allein die Königin ward darüber so aufgebracht, daß sie ihm den Hof verbieten ließ. Freilich hatten verschiedene Hoffreunde des Bischofs die Sache schlimmer gemacht, als sie war, denn sie hatten seine Frau für ein Mädchen von zwanzig Jahren ausgegeben. Die Königin erwähnte gelegentlich dieses Umstandes in sehr harten Ausdrücken gegen den Herzog von Bedford. Der gutmüthige Mann erwiederte darauf, Ich weiß nicht, Madame, wieviel die Frau über zwanzig ist, aber das weiß ich, daß ihr Sohn nur wenig unter vierzigen ist.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

55tes Stück.

Freitag, den 10ten Julius 1795.

Prüfung der Gründe gegen die Inoculation der Blattern, und was eigentlich dazu auffordert.

(Fortsetzung.)

„Man könne die Blattern zweimal bekommen." Ist dies, wie doch sehr zu zweifeln ist, der Fall bei den natürlichen Blattern: so kann es freilich kein Einwurf gegen die künstlichen seyn. Aber billig darf man zweifeln, daß die Personen, welche zum zweitenmal die Blattern gehabt haben wollen, die wahren Blattern das erstemal hatten. Sie bildeten sich ein, die ächten Blattern gehabt zu haben und hatten die unächten überstanden. Nach den sorgfältigsten Erfahrungen solcher Aerzte, die recht eigentlich sich der Inoculation widmeten, bedarf es recht fetschet Materie und ein nicht zu kühles Verhalten, was sich für unser Klima gewiß nicht paßt, um mit höchster Wahrscheinlichkeit auf gutartige Blattern zu rechnen. Nur müssen bei den künstlichen Blattern alle die Symptome vorhanden seyn, die die natürlichen begleiten, wenn man vor einer zweiten Ansteckung sicher seyn will. Auf die Menge der Blattern komme es nicht an, weil aus der Impfwunde der größte Theil der Blatternmaterie ausgestoßen wird.

„Vielleicht," pflegt man noch zu sagen, „sind die natürlichen Blattern das Mittel, dessen sich die Natur bedient, um einen Stoff zu einer weit gefährlichern Krankheit aus dem Körper zu schaffen, was aber die künstlichen nicht bewirken können." Dagegen redet die Erfahrung laut. Man hat Beispiele genug, daß durch künstliche Blattern so gut wie durch die natürlichen manche Uebel aus dem Körper weggeschafft worden sind. Auch die Voraussetzung, daß die Natur die Pockenkrankheit dazu bestimmt habe, andern Uebeln vorzubauen, ist darum grundlos, weil die alten Völker, welche diese Krankheit nicht kannten, von eben so gutem Schrot und Korn waren, als unsere Vorfahren in den vorletzten Jahrhunderten, und gewiß nicht mehreren Uebeln unterworfen waren als die Menschen in unsern Tagen.

Wenn

Wenn man nun diese Einwürfe mit den sie offenbar entkräftenden Gegengründen vergleicht, so muß man von der Nothwendigkeit der Inoculation sich überzeugen, sollten anders nicht wichtigere Gründe dagegen gedenkbar seyn. Billig ist es, daß man bei einer so wichtigen Sache nichts verschwige. Und da möchte denn doch die Frage noch zu erörtern seyn: „ob denn auch die Vergleichungen zwischen den an natürlichen Blattern Gestorbenen und den durch die Kunst Gerretten mit aller Sorgfalt und ohne Vorurtheil für die Kunst angestellet worden?“ Wahr ist es doch, daß die natürlichen Blattern nicht so vorsichtig sind, wie die meisten Aerzte. Sie suchen, ihren guten Ruf nicht zu schonen, wie diese. Ihnen ist es gleichgültig, wem sie die Krankheit geben. Wahr ist es, daß ein guter Theil ihrer Tödlichkeit den Grund in der vorhergehenden, und in der Krankheit selbst bestehenden Behandlung der Kinder hat. Sie überfallen reinlich und unreinlich gehaltene und durch Verfütterung an Säften und an Kraft verdorbene Subjecte. Es sind der Kinder so viel, die weder Pflege noch Wartung genießen, und die durch abscheuliche Arzeneimittel vollends zu Grunde gerichtet werden. Sie schonen keine Lebensperiode, worauf der vorsichtige Impfarzt Rücksicht nimt. Und doch kann man wohl sagen, daß sie jetzt nicht mehr so furchtbar und tödtlich werden, seitdem man eine bessere Behandlungsart der Leidenden eingeführt hat.

Aber auch das ist wahr, daß man Erfahrungen genug für die wesentliche Gutartigkeit der künstlichen Blattern angestellt hat. In Liefland und England, wo man ohne die ängstliche Auswahl unserer Aerzte impft, ist, nicht unter 500, sondern unter 3 bis 400 ein Todesopfer. Erfahrung ist es, nach Hrn. Hufeland,*) so wie jedem Beobachter davon Beispiele bekannt seyn werden, daß die künstlichen Blattern, auch in den bösartigsten Epidemien, besser sind als die natürlichen. Erfahrung ist es, daß sie nie die Mysschengestalt verderben. Wichtige Erfahrung für ihren Werth ist es, daß man, bei aller Vorbereitung und trotz aller Bemühung, dem natürlichen nie den nemlichen Grad von Gutartigkeit geben kann. Mögen daher alle Aerzte den weisen und liebevollen Muth des Hrn. Hofmedicus Hufeland besitzen und ohne Auswahl der Subjecte, zur Zeit der Noth, inoculiren. Nie muß und wird man sich verlangen, daß ein Arzt, zu einer Zeit, wo keine Blattern nahe sind, und wo keine Gefahr natürlicher Ansteckung zu befürchten steht, das schwache, kränkliche Kind inoculire; aber dann, wenn es von naher Gefahr umgeben ist, dann müste doch alles der Arzt und den Vater zu der wahren

*) Ueber die wesentlichen Vorzüge der Inoculation. Leipzig 1793.

wahrscheinlichen Erhaltung des schwachen Kindes auffordern, wenn anders beide von der wesentlichen Gutartigkeit der Blattern überzeugt sind. Denn einleuchtend ist Eimpeus Grundsatz: ist es wahrscheinlich, daß ein Kind die inoculirten Blattern mühsam überstehen wird: so ist es gewiß, daß es die Wuth der natürlichen gar nicht aushält.

Ueberwiegende Gründe rathen die Inoculation als Pflicht jedem an, der Gründe zu fassen vermag. 1) Es kann nichts gegen sie gesagt werden, was nicht hinreichend entkräftet werden könnte. Hierüber scheint in den vorhergehenden das nöthige beigebracht zu seyn. 2) Die wesentliche Gutartigkeit derselben redet so laut für sie. In der Vorbereitung liegt die Ursache dieser Gutartigkeit nicht; denn, wem sind der Beispiele nicht bekannt, wo Subjecte, mit aller Vorsicht zur Inoculation vorbereitet, dennoch ein Raub der sie überfallenden, natürlichen Blattern wurden? Schön und alles Beifalls werth ist das, was Herr Hofmedicus Hufeland in der angeführten Abhandlung hierüber sagt.

Wenn man die lange Nacheiterung der Impfwunden bei vielen Inoculirten bemerkt, so kommt der Laye in der Medicin leichtlich auf den Gedanken: ob nicht ähnliche, bei dem natürlichen Blattern angebrachte Einschnitte eine glückliche Wirkung haben könnten. Er wünscht sich Erfahrungen, deren es einen Mangel geben muß: ob natürliche Blatternpatienten durch ohngefähre Wunden oder Fontanellen die Krankheit besser überstanden und ob also vielleicht durch ähnliche Mittel auch für die natürlichen Pocken ein besserer Ausgang zu erwarten wäre? Indeß reden die übrigen Gründe, die Herr Hufeland für die wesentlichen Vorzüge der Inoculation anführet, dem künstlichen Blattern zu sehr das Wort, als daß diese Vermuthung statt finden könnte. An sich selbst betrachtet, kommen dergleichen künstliche Hülfsmittel bei den natürlichen Blattern zu spät, als daß sie so viel Vortheilhaftes, wie bei der Inoculation bewirken könnten. Dort kann der Körper das Gift schon seit eilf bis zwanzig Tagen in sich aufgenommen haben. Es wirkt langsamer, durchdringender und tiefer. Zu spät wird man es gewahr und kann nicht vorbauen. Bei den künstlichen Blattern wirkt das Gift schneller, aber desto flüchtiger und oberflächlicher. Der Absonderungsort ist früher da, ehe die Wirkung des Gifts. Die Wunde ist längst entzündet und in Schwerung; die Haut ist der Entwickelungspunkt und die Quelle des Miasma und folglich strebt das Pockenmaterial mehr nach der Oberfläche hin. Die Natur bestrebt sich, vom zweiten Tage an es auszustossen.

Was aber mehr als das alles die Inoculation empfiehlt, ist: man ist 1) Herr des Gifts. Unmöglich kann es gleichgültig seyn, welche Art von

von Materie in den schwächern Körper gebracht wird, wenn es gleich für den mit voller Gesundheit Beglückten gleichgültiger seyn mag. Bei der natürlichen Ansteckung sind gerade diejenigen in der größten Gefahr, die vermöge ihrer dermaligen Constitution nicht von Anfang an des Gifts empfänglich sind, sondern durch wiederholte Einathmung und Einsaugung desselben, wenn ich so sagen darf, übersättiget werden. Man ist nie sicher gegen das allergefährlichste Gift.

2) Vor der gefährlichen Periode der Krankheit selbst, hat das Gift schon seinen angewiesenen Weg, den es aus dem Körper nehmen soll. Dies beweist die Erfahrung, daß man nie alsdann, wenn die Pockenmaterie an einem empfindlichen Orte sich absetzen will, ein Blasenpflaster auf die Impfwunde zu legen nöthig hat, um widerlegen den Krankheitsstoff zurückzuhalten.

3) Man ist, wenigstens in den meisten Fällen, Herr der Zeit, in welcher man die Blattern mittheilen will. Selten wird man nöthig haben, kränkelnden Kindern die Pocken zu geben. Man wird den gefährlichen Perioden des menschlichen Lebens, den Jahren der Pubertät, zuvorkommen können. Man wird gerade da, wo es am meisten uns paßt, die Zeit wahrnehmen.

4) Man kennt den Zeitpunkte des Anfangs dieser gefährlichen Krankheit. Eine Gefahr, die wir kennen, ist leichter abzukehren, als ein Uebel, was uns unvermuthet und wie ein Dieb in der Nacht überfällt. Kinder, die man den natürlichen Blattern überlassen will, kann man zur Zeit der Epidemie nicht so sorgfältig hüten, weil man sie furchtsam machen und durch die Furcht einer leichtern und doppelt gefährlichern Ansteckung aussetzen würde. Inoculirte hingegen behandelt man von dem Augenblicke der Inoculation an als Kranke und verliert sie die wenigsten Tage gewiß nicht aus den Augen.

Diese Gründe scheinen mir also die Inoculation zur Pflicht zu machen. Sie lehren uns, auch solche Kinder zu inoculiren, die manche Aerzte bisher ungern, zur Schonung seiner Ruf inoculirte.

Es bleibt noch eine Frage zu beantworten übrig, die nemlich: ob es erlaubt sey, auch außer einer Blatternepidemie seinen Kindern die Blattern zu geben? Man würde die Frage sogleich mit Ja beantworten können, wenn es wahr wäre, was man wohl behauptet hat, daß geimpfte Blattern keine Ansteckung hervorzubringen vermögten. Die Erfahrung hat aber gelehret, daß sie auch in diesem Stücke die volle Eigenschaft der natürlichen Blattern haben. Auch ohne Erfahrung hätte man es schließen können, weil Blattern Blattern sind. Da man also ihre Ansteckung nicht in Zweifel ziehen darf, so frägt es sich, ob es moralisch recht und den Gesetzen der

Digitized by Google

der Menschenliebe gemäß sey, an einem Orte zu impfen, ehe die natürlichen Blattern denselben drohen, weil man vielleicht Veranlassung zu einer Epidemie geben wird. Ziemlich allgemein wird das Gegentheil behauptet. „Man meint: eine solche Inoculation stieße gegen das Gesetz an: „alles, was ihr nicht wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch nicht". Aber eben, verbieten könnte nun wohl dies in der Vernunft gegründete Gesetz eine solche Inoculation nicht: denn der Mann, der es vorhätte, an einem Orte, wo jetzt keine Blattern sind, zu inoculiren, würde dem andern, welcher sich zu inoculiren wagt, wenn er ihm diese Moral vorhielte, eben so stark antworten können: „Freund, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, eben das mußt du ihnen thun. Setze dich in meine Stelle und sey von den Vortheilen der Inoculation so überzeugt, wie ich, so wirst du dir dadurch dein Kind erhalten wollen. Du darfst also nicht verlangen, daß ich um deinentwillen meine Kinder der Gefahr aussetze, die ich abwehren kann und nach meiner innigsten Ueberzeugung abwehren muß. Nur das darfst du mit allem Recht verlangen, daß ich gewissenhaft das meine thun, um so viel möglich die Ansteckung zu verhüten. Ich muß mich also von dir absondern und die Meinigen nach Möglichkeit von dem Umgange mit andern zurückhalten. Ich habe auch die Absicht nicht, indem ich die Meinigen mir erhalte, andere zu verderben."

Noch ein verwickelteres Ansehen gewinnt die Frage: ob erlaubt sey, ausser einer Epidemie zu inoculiren, dadurch, daß man sagen kann: „Sobald der Mensch in gesellschaftlicher Verbindung lebt, darf er nicht blos seinen Vortheil, sondern er muß den Vortheil des Ganzen in Betrachtung ziehen? Wirklich hat der Grundsatz auf diese Frage angewandt, etwas widriges und empörendes. Sollte das nicht das Merkmal des Uebertriebenen und Unwahren in ihm seyn? Pflicht ist es freilich, meinen Vortheil dem Vortheil des Ganzen aufzuopfern, weil es edel, groß und schön ist. Warum aber edel, groß und schön? Sicher nur darum, weil ich als ein vernünftiges Wesen handle, indem ich das entferntere Gut, welches aus einer Aufopferung auch für mich einmal hervorgehen wird, dem nahen und gewissen, meine Sinnlichkeit behagenden Vortheile vorziehe. Wir wollen dies auf die Frage, von der wir ausgegangen sind, anwenden. Meine Nachbarn wollen ihre Kinder den natürlichen Blattern überlassen. Ich wünsche das nicht. Ihrem Vortheil darf ich also in diesem Jahre nicht inoculiren; denn meine Inoculation könnte die Ursache der Ansteckung und des Todes ihrer Kinder werden. Wenn ich dann mal nicht inoculiere, so opfere ich meinen Vortheil —, und dem ihrigen

Digitized by Google

gen auf? Nein, sie erhalten nur dadurch eine Zeitlang Aufschub. Ich hingegen erhalte für die Folge, wie sonst bei jeder andern Aufopferung, gar keinen Vortheil, sondern vielmehr unwiederbringlichen Schaden. Die Regel also, die von mir zum Vortheil der menschlichen Gesellschaft Aufopferungen mancher Art heischt, kann in diesem Fall ganz keine Anwendung finden. Sie fordert auch nicht von uns, daß wir nicht blos unsern Vortheil, sondern den Vortheil des Ganzen bei unserm Thun und Lassen in Betracht ziehen sollen. Sie kann sich nur auf die sehr gewiß erkannten, größern Vortheile unserer Nebenmenschen erstrecken und Aufopferung unsers Vortheils bei seinem größern Schaden von uns verlangen.

Hierin scheint auch der Grund zu liegen, warum noch bisher kein Staat — Holland vielleicht ausgenommen — die willkührliche Inoculation der Blattern durch Landesgesetze, so viel ich weiß, untersagt hat. Einmal müssen doch alle Kinder die Blattern haben. Besser, wenn die Ursach einer Epidemie von gutartigen Blattern, wie das bei Fällen der Inoculation ist, herrühre, als wenn sie auf gefährlichern Wegen ins Land gebracht wird.

Indeß giebt es medicinische Gründe, die mit mehrerem Gewicht dem Einwohner eines Ortes, an welchem die Blattern nicht mehr sind, die Inoculation zu einer solchen Zeit widerrathen. Die Aerzte behaupten, daß eine gewisse Constitution der Luft dazu erforderlich sey, wenn das Blatterngift wirken solle, und große Städte, wo immer einige Blattern sind, scheinen es zu beweisen, daß diese Behauptung wahr sey, weil die Blattern in denselben nur zu gewissen Zeiten allgemeiner werden. Daher ist es oft vergeblich, zu inoculiren, wenn die Beschaffenheit der Luft, entgegenwirkt; ja, es kann manchmal, wovon der Verfaßer dieses Aufsatzes ein Beispiel erlebt zu haben glaubt, sehr gefährlich werden, ins Blatterngift, was von seinem Orten her verschrieben ist, zu inoculiren, weil es veraltert und in Fäulniß übergegangen seyn kann.

W. a. d. L.

C. D.

Wider das Zähschleimige der Kuhmilch.

Man nehme ½ Loth Aloe, 4 Loth rothen Weinstein, 4 Loth gemeinen Schwefel, stoße alles fein, gebe dazu ein handvoll Küchensalz, eben so viel Mehl; knete alles zusammen mit hinlänglichem Wasser zu dickem Teige, mache aus diesem Ballen, eines guten Hühnereyes groß, und stecke täglich 1 Ballen der Kuh hinter die Zunge.

Dieses

Digitized by Google

Dieses ist nicht so wohl ein gutes wohlthätiges, als auch für den gemeinen Mann sehr wohlfeiles Mittel. Wer sich nun aber dünkt, seiner Kuh mehrere Vorzüge, vor jenen seiner, einräumen zu können, der ziehe einen Arzt zu Rathe, oder gönne dem Apothecker 1 paar ß mehr, und nehme:

Flor. Sulphur. Composit. Unc. j
Crem. Tart. Unc. ij
Sal Cathartic. Unc. iij.

mache solches mit dem Spelzmehl zu Balken, und verfahre damit eben so wie vor gesagt.

Es ist gleich viel, ob das Salz, glauber-sedlitzer-englisch-egger-ebshammer- oder seitschützer Salz ist. Während diesem Gebrauch muß der Kuh, wenn sie im Stalle stehe, täglich einmal mehr als gewöhnlich zu saufen gereicht werden. Wer anstatt unsers gewöhnlichen Koch- oder Brunnensalzes, das aus Sole bereitet wird, Steinsalz, das gegraben wird, haben kann, der hat sich noch mehr Vortheil davon zu versprechen. Wie denn überhaupt es dem wiederkäuenden Vieh überaus heilsam ist, wenn solchem zu Zeiten Salz gereicht wird. Z. B. einer Kuh wöchentlich ein paarmal ein gehäufter Eßlöffel voll, und so verhältnißmäßig auch dem übrigen Viehe.

Wie sehr wäre es zu wünschen, daß alle Landwirthe sich dieser feinsten, besten, eindringendsten, reitzendsten, zertheilendsten, urintreibenden, und in Menge gebrauchs, der Fäulniß widerstehenden Würze, besser bei ihrem Vieh bedienten; sie würden nicht mehr so viel über das Zäheschleimige der Milch klagen, sondern auch vielen andern, besonders den faulartigen Krankheiten des Hornviehes dadurch vorbeugen.

Im nördlichen Amerika hat man schon lange mit großem Vortheil den Gebrauch des Salzes beim Viehe eingeführt. Selbst in des Engländers Anburey's Reisen im innern Amerika S. 285. heißt es unteranderm: „Durch ganz Amerika geben die Einwohner, die in weiter Entfernung von der See oder vom Salzwasser wohnen, ihrem Rindvieh und Pferden, ein oder zweimal die Woche Salz, womit sie sich begnügen. Hier aber sind sie so begierig darauf, daß sie, wo nur ein Topf, worin gesalzene Speisen gekocht sind, gestanden hat, die Erde lecken, bis sie alle Salztheilchen aufgeleckt haben; und wenn ein Pferd, das scharf geritten und in Schweiß gerathen ist, mit dem andern herausgebracht wird, so urinirt es auf der Stelle und lecken es ab.

Die Natur scheint diese Thiere durch Instinkt zu lehren, als fühlten sie, daß diese Salztheilchen durchaus nothwendig wären, um die Säure zu bessern, die eine zu große Anhäufung des Pflanzensaftes im Magen hervorbringt. Die Einwohner geben ihnen das Salz nicht nur als Arznei und um den Ansatz des Fleisches bei ihnen zu befördern, sondern um sie auch

Digitized by Google

sanft und zahm zu machen und sie nach ihren Plantagen zu locken; gewiß würden sie sonst, da es ihnen im Winter nicht an Futter fehlt, in diesen unermeßlichen Wäldern wild umherstreifen und ihren Eigenthümern davon laufen ꝛc.

Altenbruch, im Lande Hadeln.

J. A. L. Brück.

Beantwortung, der im 14ten Stück des neuen Hannöverischen Magazins enthaltenen, die Vertreibung der Fledermäuse von der Rauchkammer betreffenden Anfrage.

Verzehren die Fledermäuse auf einer verschlossenen Rauchkammer Schweinefleisch, Speck und Würste, so scheint dieses vorauszusetzen, daß solche nicht dichte genug verwahrt seyn müsse, weil jene Speckdiebe den Tag über den Aufenthalt nur in schon vorhandenen Ritzen und Fugen zu wählen pflegen oder sich hinter alten Verkleidungen verbergen. Schon die Vorsicht zu Abwendung der Feuersgefahr räth es, daß der Fußboden mit einem Lehmschlag von ein paar Zoll dick versehen, die Decke und Thür, auch alles Holz, und die Wände der Rauchkammer in und auswendig geschient, und mit Tünche abgeschlichtet werden. Ist auf diese Art den Fledermäusen der Zugang auf die Rauchkammer versperrt, sind alle Ritzen und Fugen sorgfältig verputzt, dann verwahre man die Oeffnung im Schornstein, welche den Rauch auf die Rauchkammer führt, und das Rauchsabzugsfenster mit dicht geflochtenen Netzen von geglühetem Eisendrath vermittelst einzusetzender, solche Netze durch kleine Nägel ausspannender Rahmen, welche zu Beobachtung der nöthigen Vorsicht mit Eisenblech überzogen werden mögen, so werden jene ungebetenen fliegenden Gäste, wenn solche vorher des Abends, an welchem sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, um Nahrung zu suchen, aus der Rauchkammer vertrieben worden sind, keinen Besuch wieder abzwingen können.

M. B.

Hannöverisches Magazin.

56tes Stück.

Montag, den 13ten Julius 1795.

Skize einer Geschichte der Zünfte und Gilden in Deutschland. Ein Beitrag zu dem 5ten Stück des neuen hannöv. Magazins von diesem Jahre enthaltenen Aufsatze.

Zünfte, Gilden, Gewerke, Handwerke, Aemter und Innungen, sind gleichbedeutende Ausdrücke, und bezeichnen eine von dem Landesherrn bestätigte gesellschaftliche Verbindung von Arbeitern einer Art, die mit mehr oder minderer Kunst Materialien der Natur und der Kunst verarbeiten, und neue Produkte der Kunst daraus verfertigen.

Fehlt die landesherrliche Bestätigung, so nennt man sie gewöhnlich eine Brüderschaft. Ein einzelnes Mitglied einer solchen Verbindung heißt ein Handwerker.

Der Inbegrif aller Arbeit, die ein solcher Handwerker verfertigen kann, und darf, heißt gleichfalls Handwerk.

Wer ein Handwerk von einem andern binnen einer bestimmten Zeit, entweder für ein Lehrgeld, oder unentgeltlich, oder wohl gar so, daß er selbst noch Geld zu bekömmt, wie dies der Fall bei den Zimmerleuten ist, lernt, heißt ein Lehrling, ein Junge.

Wer das Handwerk als Lehrling gelernt hat, sich aber nur noch binnen einer bestimmten oder unbestimmten Zeit entweder an dem Orte, wo er gelernt hat, oder an fremden Orten zu vervollkommnen sucht, und dabei nach den Handwerkskenntnissen, und nach der Erfahrung eines andern, der ihm in Absicht der Arbeit zu befehlen hat, und unter dessen Aufsicht er sein Handwerk treibt, arbeitet, heißt ein Gesell, ein Bursche, ein Knecht.

Wer das Handwerk vollkommen erlernt hat, Lehrling und Gesell gewesen ist, öffentliche Beweise von beiden abgelegt hat, andern das Gelernte wieder lehren darf, und selbst ohne Zurechtweisung eines dritten für seine eigene Rechnung arbeitet, heißt ein Meister, ein Herr.

Der Inbegrif aller Meister, Gesellen und Lehrlinge einer Art, heißt nun besonders ein Handwerk.

Ist die Zahl der Meister an einem Orte durch eine landesherrliche Bestimmung festgesetzt, so heißt es ein

Digitized by Google

geschlossenes Handwerk, im Gegentheil ein ungeschlossenes.

Gibt ein Handwerk den Gesellen seiner Art, die den Ort, an welchem sich dasselbe aufhält, besuchen, zu ihrer weitern Reise, eine Unterstützung, so heißt es ein geschenktes Handwerk, im Gegentheil ein ungeschenktes. Hält ein Handwerk in einem Orte, oder Lande sich zunftmäßig auf, lehrt aber weder einen Auswärtigen seine Kunst, noch läßt seine Gesellen anders wohin als an Orte, wo man eben so verfährt, wandern, beobachtet auch überhaupt gegen Auswärtige, die nicht eben so verfahren, die Handwerksgewohnheiten nicht, so heißt es ein gesperrtes Handwerk. Von diesen gesperrten Handwerkern haben mehrere in der Reichsstadt Nürnberg ihren Sitz, und gehören z. E. dahin die Drathzieher, Messingsschläger, Messingsschaber, Steinbrecher, Sanduhrmacher und Feilenhauer.

Die Handwerker und ein Theil ihrer Verbindungen, sind ursprünglich eine Erfindung der Aegyptier, von diesen kamen sie auf die Griechen und Juden, und von den Griechen schon sehr früh bereits unter Numa Pompilius auf die Römer, die diejenigen Handwerker und deren Gebräuche, die nicht ganz deutschen Ursprungs sind, in Deutschland verbreiteten.

In den ältesten kultivirten Zeiten, hatte Deutschland keine öffentliche Handwerker, die, wie jetzt, für Lohn arbeiteten, und ihre Arbeit feil hatten. Alles, was zur Kleidung beider Geschlechter gehörte, verfertigte das Frauenzimmer, oder ließ es durch leibeigene Mägde und Sklavinnen unter seiner Aufsicht verfertigen. Wer daher keine Mutter, Frau oder Schwester oder leibeigene Weibspersonen hatte, war übel daran, und er mußte sich seine Kleidung als Minnesold, oder als Belohnung und Bezahlung für geleistete Dienste zu erwerben suchen.

Daher bestand an den Höfen nicht nur ein großer Theil der Besoldung in mehr oder weniger freier Kleidung, sondern es wurden auch an gewissen feierlichen Tagen Kleider unter die Hofbediente entweder allgemein, oder dergestalt ausgetheilt, daß nur die ersten Bediente neue Kleider bekamen, und diese die bisher von ihnen getragenen Röcke den nach ihnen stehenden bis auf den untersten hinaus gaben, weil ohne diesen Ausweg mancher sehr zerlumpt hätte einher gehen müssen. Der Gemahlin des Herren lag es ob, theils selbst, theils durch die ihr untergeordneten Frauenspersonen für diese Besoldung zu sorgen, fehlte daher solche, so konnte man solches auch gar möglich den Hofdamen ansehen. Alle übrigen Geschäfte oder Handwerke versahen die Leibeigenen oder Sklaven, und man erkundigte sich beim Kauf derselben genau nach dem Handwerke, was jeder verstand, und die jungen, in der Sklaverei gebornen Knechte, wurden von den ältern in ihren Künsten unterrichtet.

Nur

Nur allein die Waffenschmiede machten hievon eine Ausnahme, welches Handwerk nicht allein Ehrlich, sondern auch wohl Ritter und Edelleute trieben.

Da in jenen Zeiten eine schöne Bildung und geschickter Gebrauch der Waffen mit Muth und Tapferkeit verbunden, nur allein dasjenige war, wodurch man sich Macht, Ehre und Ansehen erwerben konnte, und ein wohlgebauter Mann in einer schönen glänzenden Rüstung allgemeines Aufsehen und Bewunderung erregte, nach seinem Herkommen und nach dem Verfertiger seiner Waffen allgemeine Nachfrage war, dieser auch reichlich bezahlt und geehrt ward, so hielt man es nicht für schimpflich, sich mit diesem Gewerbe zu beschäftigen, weil solches weit und breit berühmt machte, und Reichthum, Liebe und Achtung der Großen erwarb. Der älteste Hauptsitz dieser Leute war in Augsburg, wohin sie aus Italien kamen, und sich von hier aus in das übrige Deutschland verbreiteten.

Die älteste Verbindung von Leuten, die nicht zum Ritterstande gehörten, und die dahin abzielte, sich durch tägliche Arbeit, und gemeinsame Anstrengung ihrer Kräfte mit einer gewissen Art von Sicherheit auf eine bestimmte und gleichförmige Art ihr Brod zu erwerben, enthielt das älteste Handwerk war unstreitig die Kaufmannsgilde.

Die damalige Art der Handlung und die Umstände der Zeiten, zwang die Kaufleute dazu, und der Erfolg lehrte sie und andere den Nutzen derselben, und trieb sie an, solche noch mehr zu vervollkommnen.

Sie sahen bald ein, daß, so lange die ganze Einrichtung und Verbindung nur ihre Privatsache blieb, man nach damaliger Denkungsart wenig Rücksicht darauf nehmen würde.

Um daher solches zu verhindern, wandten sie sich an den Kaiser und an ihre Landesherren, und erhielten nicht nur von denselben in den Jahren 1134. 1158. und 1162. kaiserliche und landesherrliche Bestätigung, sondern auch von Zeit zu Zeit andere Begnadigungen, deren Grund aber auf Seiten der Kaiser nichts weniger als eine Beförderung des Gewerbes war, sondern die Erwerbung eines Gegengewichts gegen die anwachsende fürstliche Macht zur Absicht hatte, und oft durch vorgeschossene Summen erkauft wurden. Da mit solchen Bestätigungen, wenn sie titulo oneroso erworben wurden, gewöhnlich auch, wo nicht gänzliche Befreiung von Zöllen, doch wenigstens gewisse Verminderungen derselben verbunden waren, so suchten die Kaufleute bei jeder Gelegenheit Bestätigungen solcher Verbindungen nach, worin sie denn auch sehr oft sehr glücklich waren.

Die Vortheile, die aus solchen Bestätigungen für die Verbündeten entstanden, hatten natürlich keinen Einfluß auf diejenigen, die nicht in der Gilde waren, da aber auch diese den Vortheil derselben bei ihrem Han-

bei einsahen, indem an Orten, wo mehrere dieser Verbündeten waren, diejenigen, die keine Gildenbrüder waren, auf öffentlichem Markte nichts feil haben durften, welches Vorrecht die Gilde, wenn sie ihre Bestätigung vom Kaiser hatte, nicht bloß auf den Ort ihres Aufenthalts, sondern auch auf jeden Markt Deutschlands ausdehnte, so sahen sie sich genöthigt, entweder durch Geschenke, oder auch oft um einen bestimmten jährlichen Zuschuß sich in eine solche Gilde einzukaufen.

Da in der Folge immer mehrere Mitglieder Theil an diesen kaufmännischen Verbindungen nahmen, und durch dieselben die Gilde immer eine neue Einnahme hatte, die Kosten der ersten Erwerbung ihrer Vorrechte aber verschmerzt waren, so wandte man diese Einkünfte zum Vortheile der Gilde an, und namentlich, um auf großen Messen, und in berühmten Handelsstädten eigene Häuser u. dgl. mehr zu haben, eigene Richter und Vorsteher zu halten, die in ihren Handlungsstreitigkeiten entscheiden, und sowohl in Anwesenheit, als vorzüglich in Abwesenheit der Gildebrüder ihr Bestes besorgen müßten.

Diese Kaufgilden und die den Städten ertheilten Privilegien, daß, wer sich in ihren Mauern zu wohnen begeben würde, dadurch ein freier Mann werden sollte, gaben den übrigen Gilden ihren Ursprung. Da die Kaufleute selbst ihrer eigenen Sicherheit und Bequemlichkeit wegen in den Städten wohnten, und selbst mehrere der Artikel, womit sie Handel trieben, entweder neu verfertigen, oder verändern, und ihnen eine gewisse Form geben lassen mußten, so gaben sie sich alle Mühe, diejenigen Leute, die solche Arbeit verfertigen konnten, in die Städte zu ziehen, wobei sie sich denn eben nicht immer der erlaubtesten Mittel bedienten, und wozu die Künstler um so lieber selbst die Hand boten, weil sie dadurch aus der Leibeigenschaft kamen, und durch die Kaufgilden in den Stand gesetzt wurden, auf sichern Verdienst zu rechnen, ohne daß sie nöthig hatten, sich nach einem Herrn umzusehen, der in Ermangelung der Arbeit und Subsistenz sie zu erhalten schuldig war.

Nächst den Waffenschmieden und Kaufleuten waren die Goldschmiede die ältesten, die als freie Leute um Lohn arbeiteten. Der Grund davon war theils, daß sie in Absicht ihrer Arbeit den Waffenschmieden am nächsten kamen, wenigstens ihnen bei Verschönerung der Waffen behülflich waren. Denn wenn gleich ganz goldene oder silberne Waffen selten waren, so waren doch diese Metalle zur Verschönerung derselben gebraucht, und wurden die aus diesen Metallen an den Waffen verfertigten Zierrathen, die vorzüglich aus Sinnbildern und dergleichen bestanden, zu fein, und ihre Verfertigung zu langweilig, als daß sich die gewöhnlichen Waffenschmiede mit deren Verfertigung hätten abgeben

hen sollen. Theils gehörten diese Goldschmiede anfänglich zu den so genannten Münzbürgern, die Namens der Landesherren, der Städte, ja oft Namens der Kaufmannschaft das Münzen verrichteten, also zum Theil so alt als die Münzer selbst waren, da die eigentlichen Goldschmiede sich erst in spätern Zeiten von den Münzbürgern trennen.

Auf diese drei Gewerke folgt in Absicht des Alters die Weberzunft, weil ihre Arbeit diejenige war, die man am meisten brauchte, folglich auch von den Kaufgilden am meisten gesucht wurde.

Vor Kaiser Heinrich I. war die Weberei allein in den Händen des weiblichen Geschlechts; und hielt man diese Arbeit wegen der geringen körperlichen Kräfte, die solche erforderte, in den Händen der Mannspersonen gewissermaaßen für schimpflich, und legte sie solchen als Strafe auf. Da aber dieser Kaiser bei Gelegenheit der Anlegung der Städte alle Einwohner derselben ohne Ausnahme für freie Leute erklärte, sie mogten für ein Gewerbe treiben, was sie wollten, so fingen nunmehr auch die Mannspersonen an, sich mit dieser Arbeit zu beschäftigen, und die Weberei zu treiben, wodurch in kurzem die Städte mehr bevölkert wurden, und in größere Aufnahme geriethen.

Man glaubt gemeiniglich, der kurz vorher angeführte Heinrich I. (der Vogler) aus dem sächsischen Hause habe die Zünfte und Innungen bereits gestiftet, und stützt sich deshalb auf eine beim Wittechind befindliche Aeußerung. Bei näherer Untersuchung findet man aber, daß dieses ein ganz irriger Wahn ist, denn dieser Kaiser hat weiter nichts gethan, als daß er besorgte, daß mehrere Oerter mit Mauren umgeben wurden, zu deren Bevölkerung der neunte Mann vom Lande in die Stadt ziehen mußte, daß er in Absicht dieser Leute jenes Reichsgesetz gab, und daß er diesen Städten das Jahrmarktsrecht dergestalt ertheilte, daß die Waaren sowohl vom Lande als aus andern Städten in dieselben zum Verkauf gebracht wurden.

Es war leicht zu erachten, daß diese Verordnung in Absicht der Städte von dem Adel, dem ihre Anlegung nicht gefiel, mit sehr scheelen Augen angesehen ward, weil er dadurch einen großen Theil seiner Vasallen und Knechte verlohr, welches denn der allererste Grund des zwischen dem Adel, dem Bürgerstand und den Städten sich nachher äußernden Hasses war. Wäre es auch die Absicht Heinrichs bei dieser städtischen Einrichtung gewesen, alle Handwerksleute in die Städte zu ziehen, so ließ sich solches damals auch nicht auf die entfernteste Art durchsetzen, weil dem Adel nachgelassen werden mußte, noch viele Handwerksarbeit theils durch seine Leibeigene, theils durch freigelassene Bauren für sich und die Seinigen verfertigen zu lassen.

Jener

Jener kaiserlichen Verordnung, die auf alle Handwerker ging, ungeachtet, blieben dieselben doch in diesen Zeiten noch beständig in einer Art von Bedrückung, und man machte zwischen dem eigentlichen Bürger der Städte, der aus dem vom Lande dahin gezogenen Adel und den Ministerialen bestand, und den Handwerkern einen sehr merklichen Unterschied, da jene vor diesen manche Freiheit genossen, und diese noch beständig in einem gewissen Zustand der Abhängigkeit lebten. So mußten sie z. E. wenn der Kaiser in der Stadt gegenwärtig war, für ihn und seinen Hof umsonst arbeiten, und konnte er ihre Töchter durch einen Machtspruch an seine Diener verheirathen.

Sie selbst sahen sich zwar als freie Leute an, nur der Adel, die Geistlichkeit und die Ministerialen wollten sie doch aus Haß, und weil sie ihre Freiheit wider Willen ihrer vorigen Herren erhalten hatten, nicht ganz für solche erkennen, ließen ihnen solches bei jeder Gelegenheit fühlen, und beobachteten beständig eine Scheidewand zwischen sich und ihnen.

Grade in diesen und ähnlichen Bedrückungen lag der Grund, daß diese Handwerker, die sich schon damals, und damals nicht unbillig für besser hielten, als ihre Brüder auf dem Lande, die Leibeigene des Adels und der Geistlichkeit waren, sich verbanden, zusammen hielten und für einen Mann standen, und von jenen nicht gänzlich wieder in ihren vorigen Zustand zurück gedrängt zu werden, und daß diese Einigkeit bei den Leuten, die einerlei Profession trieben, vorzüglich anzutreffen war.

Sie wählten diejenigen unter sich, die die meiste Thätigkeit und den meisten Muth hatten, auch durch diesen oder jenen Umstand sich ein Ansehen erworben hatten, zu ihren Sprechern, die das Interesse aller wahrnehmen mußten, damit nicht jeder in seiner Arbeit gestöhrt würde. In mehrern Fällen mußten sie diesen Leuten Vollmacht geben, in ihrer aller Namen zu handeln, Verträge zu schließen, Reisen zu thun, und überhaupt das Interesse ihrer Mitbrüder zu versehen.

Natürlich versäumten diese Leute durch Besorgung dieser Angelegenheiten des Ganzen mehr oder minder ihre Privatangelegenheiten, und daher war es billig, daß diese Last einen jeden nach der Reihe und auf eine gewisse Zeit betraf.

Dieses temporaire Ansehen machte aber auch, da sie, wenn die Zeit um war, nichts mehr als die übrigen Gildenbrüder waren, daß sie sich nicht über ihre Mitmeister erheben konnten. Bei der langsamen Justiz, die damals herrschte, beim Faustrechte, und was dergleichen mehr war, war es sehr natürlich, daß man diese Leute, so lange sie jenes Amt versahen, wenn man Zutrauen zu ihnen hatte, zu Schiedsrichtern in ihren Streitigkeiten wählte, ihnen auch die Bestrafungen und Correctionen der fehlenden Mitbrüder mit Zuziehung einiger anderer

derer Übertrug, um in beiden Fällen nicht der Chicanen und Erpressungen der kaiserlichen Schuldheißen und Richter ausgesetzt zu seyn. Vergehungen ihrer Gildebrüder durften sie nicht öffentlich bestrafen, weil die Schuldheißen und Beamten solches nicht zugegeben hätten, man wählte also Strafen, die man im Stillen vollziehen konnte, und die größtentheils blos Einfluß auf ihr Gewerbe und auf die ganze Gilde hatten. Man schloß die sich vergehenden Mitglieder von ihren Zusammenkünften aus, ließ sie eine Zeitlang an den Vortheilen, die man sich erworben hatte, keinen Theil nehmen; hatte der Sprecher im Namen aller Arbeit übernommen, so waren sie eine Zeitlang von solcher ausgeschlossen, und erhielten keinen Antheil daran, und wollten sie Theil daran nehmen, so mußten sie sich durch eine Geldbuße, oder durch Bezahlung einer Zeche von ihrem begangenen Fehler frei machen.

Um unter sich, so viel möglich, allen Streit zu vermeiden, und dadurch den Chicanen der Richter auszuweichen, bestimmten mehrere solcher Corporationen, die in Absicht der Art der Arbeit Aehnlichkeit mit einander hatten, unter sich gemeinschaftlich, was für Arbeit jede machen, auch was für Leute in denselben aufgenommen werden sollten.

Anfänglich, wie diese Corporationen oder Brüderschaften noch schwach waren, und sie mehrere Hülfe haben mußten, sahen sie sich genöthigt, zu Gesellen und Lehrlingen, Knechte und Leibeigene vom Lande zu nehmen. Je mehr sie sich aber vermehrten, desto mehr konnten sie wählen, und so erstreckte sich diese Nothwendigkeit bald nur noch auf ihre Lehrlinge. Daher kömmt es, daß bei den ältesten Handwerkern die Gesellen noch Knechte heißen, und daß viele von ihnen noch eine lange Zeit ihre Lehrlinge sklavisch behandelten, und sie mit solchen Ceremonien lossprachen, in Freiheit setzten und zu Gesellen machten, wie man die Knechte und Leibeigene frei ließ.

Da die Handwerksarbeit auf dem Lande promiscue von Freigelassenen und Knechten getrieben ward, und man also nicht wußte, ob es freie Leute waren, oder nicht, so blieben diese Handwerker auf dem Lande eine Zeitlang anrüchtig, und in alter Verachtung, wurden auch so von den Stadthandwerkern angesehen, unter ihnen nicht geduldet, für unehrlich gehalten, die sich von den ihrigen mit ihnen vereinigten, für anrüchtig erklärt, und dergleichen mehr.

Mehrere Handwerker gingen hierauf so weit, daß sie festsetzten, daß nur freigelassene in solche Corporationen aufgenommen werden sollten, und da alles außer den Städten entweder Ritter, Ministerialis oder Leibeigener war, in den Städten auch weiter keine freie als eigentliche Bürger, die aus der in die Städte gezogene Ritterschaft bestanden, und die Handwerker waren, die Ritter, Ministerialen und Bürger sich aber damals noch zu gut hielten,

Digitized by Google

hielten, ein Handwerk zu treiben, so war eine natürliche Folge, daß nur Söhne von Handwerkern in diese Corporationen aufgenommen werden konnten, welches denn wieder die Folge gehabt hat, daß es bis jetzt noch mehrere Gilden an mehreren Orten Deutschlands giebt, worin nur Meistersöhne, oder solche, die eines Gildenbruders Tochter oder Witwe heirathen, aufgenommen werden.

Auf diese Art entstanden denn nach und nach alle Gilden und Zünfte.

Die eigentliche kaiserliche und landesherrliche Bestätigung derselben, wodurch sie erst eigentlich den Namen der Zünfte und Gilden erhielten, fing indessen im allgemeinen erst am Ende des 11ten Jahrhunderts unter Heinrich IV. an, da bis dahin sie nur größtentheils Privatsache waren, und ging alsdenn steigend durch das ganze 12te Jahrhundert, bis auf Friederich II. im 13ten Jahrhundert, in welchem sie zu ungemeinem Flohr kamen.

In diesen Zeiten kamen auch die kaiserlichen befreieten Zünfte auf, die große Gewalt und großes Recht und Ansehn, vorzüglich in den Reichsstädten erhielten, und die in mehren dermalen noch existiren. So prätendiren noch jetzt die Gewandschneider in Goslar immediat zu seyn, und führen deshalb mit dem Magistrat einen Proceß, der noch beim Reichshofrath hängt. In Magdeburg wird erst 1158. einer Tuchschererzunft erwähnt. Der Erzbischof Wichmann bestätigte beim Antrit seiner Regierung 1153. alle im Erzstifte existirende Gilden ohne Ausnahme, ja er ging so weit, daß er einzelnen Zünften erlaubte, sich einen Vorsteher oder Obermeister zu wählen, solchen bestätigte, ihm die förmliche Gerichtsbarkeit über die Zunft austrug, auch Privilegien des Handels mit ihrer Arbeit, mit Ausschluß aller fremden ertheilte. Die Fischerinnung zu Worms erhielt im Jahre 1106. von dem dasigen Erzbischofe ihre Bestätigung. Die Tuch- und Leinwandshändler daselbst, wie auch die Kürschner, erhielten die Bestätigung ihrer Innung vom Kaiser selbst, und im Jahre 1134. sogar das Privilegium, daß ihnen in den kaiserlichen Städten kein Standgeld abgefordert werden dürfte.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anfrage.

Woher kommt die Gewohnheit, daß einige Gärtner den Abend vor dem neuen Jahr den Bäumen das Neue Jahr schießen, und andere die Bäume mit Strohkränzen binden.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

57tes Stück.

Freitag, den 17ten Julius 1795.

Skitze einer Geschichte der Zünfte und Gilden in Deutschland.

Ein Beitrag zu dem im 5ten Stück des neuen hannöverischen Magazins von diesem Jahre enthaltenen Aufsatze.

(Fortsetzung.)

Heinrich der 5te theilte alle Handwerker zu Speier in Zünfte, nur weigerten sich die dasigen Münzer, sich in eine Zunft einzulassen, und Zunftrecht zu haben. Eben dieser Kaiser gab auch den Schustern daselbst das Recht, sich selbst einen Zunftmeister zu wählen, und daß keiner, der nicht in ihre Zunft gehörte, wider ihren Willen auf dem Markte Schusterarbeit feil haben solle. Zu Goslar machten 1154. die Münzer bereits eine Zunft aus. Fast alle Zünfte zu Trier, Braunschweig, Goslar, Würzburg und Frankfurt schreiben die Bestätigung ihrer Innungsartikel aus diesen Zeiten her.

Allein eben dieser Umstand, daß um diese Zeit fast alle Gilden zugleich sich die Bestätigung ihrer Innungsartikel vom Kaiser und den übrigen Landesherren zu erwerben wußten, und sich dadurch ein gewisses Ansehen verschafften, machte auch die Städte und eigentlichen Bürger auf sie aufmerksam, die denn auch nichts unterliessen, was sie niederhalten konnte. So verordnete z. E. Heinrich der Löwe auf Nachsuchen der Stadt Lübeck, daß kein Handwerker in den Magistrat aufgenommen werden durfte, und ein gleiches Vorrecht wußten sich auch Nürnberg und Augsburg vom Kaiser zu erwerben. Andere Städte, die es nicht so weit bringen konnten, brachten es doch wenigstens dahin, daß die Handwerker sich nicht anders als in Beisein des Magistrats versammlen durften, welches eine Veranlassung zum Aufkommen der sogenannten Morgensprachsherren war.

Auf der andern Seite aber dienten auch diese Bedrückungen dazu, daß die Handwerker nicht blos einer Gilde, sondern alle sich immer enger verbanden und mehr zusammen hielten, auch sich selbst, um gegen jene Bedrückungen sich mehr zu sichern, aus dem Magistrate, ja sogar aus dem Adel einen Patron aufsuchten,

der für ihr bestes sorgen mußte, und diesem dafür jährlich ein Geschenk machten, welches entweder Geld, gewöhnlich ein Stück, das eigens dazu verfertigt wurde, oder auch ein Stück ihrer Arbeit von beträchtlichem Werthe war, welches eine zweite Veranlaßung zum Aufkommen der Morgensprachherren war.

Diese Einigkeit, die unter den deutschen Handwerkern herrschte, und die Güte der von ihnen verfertigten Arbeit, machte sie indeßen nicht blos in Deutschland, sondern auch selbst im Auslande rühmlichst bekannt, so, daß sie in andere Länder, um Colonien aus ihnen zu errichten, oder um vorzügliche Arbeiten zu übernehmen, berufen wurden. So wurden die berühmten niederländischen Tuchfabriken von Deutschen, und die englischen von den Niederländern wieder, also den Ursprung nach, auch von Deutschen gegründet und angelegt, die dahin berufen wurden. Desgleichen wurden 1186. mehrere Deutsche nach Liefland gefordert, um daselbst neue Schlösser zu bauen, und zu verziehren.

Dieser allgemeine Ruf brachte ihnen den Ehrentitel vom Magister oder Meister (Magistri Gildarum), zu Wege, und der erste der Zunft bekam den Nahmen Obermeister, Vormeister, Altmeister, Gildemeister.

Nachahmungssucht hat den Deutschen von jeher charakterisirt, und beständig hat der Niedrige oder Geringe sich bemühet, in seiner Art es dem Höheren oder Vornehmeren gleich zu thun oder ihm nachzukommen, dies ist auch der Fall bei den Handwerkern gewesen.

Ursprünglich so lange ihm nicht von dem geistlichen Stande dieser Vorzug streitig gemacht ward, war der Ritter und Herrenstand in Deutschland der erste und angesehenste. Der Ritter achtete es sich für einen Schimpf, wenn er sich nicht versuchet hatte, wenn er nicht aus seiner väterlichen Burg herausgekommen war. Sich in Tourniren und Kriegen hervorzuthun war sein stetes Bestreben, diese lockten ihn von einem Ende Deutschlands bis zum andern, von Deutschland in Italien, von Italien in Deutschland. Der Geistliche der Gelehrte folgte diesem [illegible]biele, um sich gleichfalls zu vervollkommen und Ansehen zu erwerben, nur war der Gegenstand den er aufsuchte nicht mit jener ihrem einerlei. Ein Gelehrter und kein Geistlicher zu seyn, war in jenen Zeiten beinahe ein Widerspruch, das erstere mußte unumgänglich mit letzterm verbunden seyn. Beide fanden indeßen in Italien das Ziel wornach sie strebten, der Gelehrte glaubte hier das non plus ultra seines Wißens, der Geistliche dadurch, daß er das sichtbare Oberhaupt seiner Kirche gesehen hatte, das non plus ultra seines Ansehens zu finden.

Bei diesen Umständen wird man es daher sehr natürlich finden, daß den Handwerker, so wie er sich zu den

den anfing, auch sich versuchen und reisen wollte, und dieses um so mehr, da für ihn noch eine Nebenursache, die ihn zu solchen Reisen antrieb, war. Noch hatte nemlich der Handwerker seinen ersten Ursprung nicht vergessen, er wußte, daß er Knecht und Dienstmann gewesen war. Nur freie Leute konnten und durften reisen, einen gereisten Mann achtete man damals für geschickter und höher, als jeden andern; war also ein Handwerker gereiset, so hielt man dieses für einen untrüglichen Beweis, daß er ein freier Mann war, und da in dem damaligen rohen Deutschland es für den Handwerker gar keine Gelegenheit gab, sich zu vervollkommnen, so konnte es nicht fehlen, daß, wenn er sich im Auslande vorzüglich in Italien nur etwas versucht hatte, er geschickter als ein nicht gereister Handwerker seyn mußte, folglich auch auf mehr Ansehen und Verdienst rechnen konnte. Der Ritter, der Geistliche, der Handwerker, reisten also in jenen Zeiten, nur war es für letztern mit mehreren Schwierigkeiten, als für die beiden ersten verbunden. Bei dem wenigen Verkehr, das in jenen Zeiten in Deutschland war, fehlte es fast gänzlich an Herbergen, welches aber ersteren Beiden nicht so lästig, als dem Handwerker war. Der Ritter kehrte beim Ritter ein, fand er keinen auf seiner Straße, so blieb er unter freiem Himmel, da er selten ohne Begleitung, die mit dem Nothdürftigen versehen war, reiste; der Geistliche kehrte beim Ritter und in die Klöster ein; Ritter und Klosterpflicht erforderte es beide aufzunehmen, nicht aber einen reisenden Handwerker, den man nur aus Barmherzigkeit aufnahm, und die man in den Zeiten, wo man noch in dem Handwerker, den verlaufenen Knecht oder Dienstmann zu finden glaubte, schwerlich immer wird ausgeübt haben. Die Gilden mußten also selbst darauf denken, wie sie diesem Uebel abhelfen sollte, und dieß gab die Veranlassung zu den geschenkten und ungeschenkten Handwerkern, zu den Handwerksgrüßen und zu den Kameradschaften.

Das Schenken bei den Handwerkern, das sich so wohl vom Geschenk als Einschenken herleiten läßt, war anfänglich ganz freiwillig, bestand nur in einem Trunk und Eindiß, die man den reisenden Gildebrüdern vorsetzte. Wie der Ritter den reisenden Rittersmann behandelte, konnte der Handwerker die Seinigen nicht behandeln, man ahmte also die Klöster nach, die dem Reisenden weiter nichts als dieses, und höchstens noch, wenn er arm war einen Zehrpfennig gaben. Daß dieses würklich der Fall gewesen ist, beweisen mehrere alte Handwerksgrüße, welche man in großer Menge in Friesens Ceremonialpolitik der Handwerker findet, in welchen es unter andern am Schluße heißt: Nimm mir vorlieb, das Closter iß arm, der Brüder sind viel, der Abt trinkt selbst gern, und

wünscht dir Glück zum kleinen Geschenke. Aus diesen frühern Zeiten, und von diesem ersten Schenken schreiben sich denn auch die mehrsten großen Trinkgefäße her, die man bei vielen Handwerkern findet.

Die Handwerker sahen bald den Nutzen des Reisens immer mehr ein, und jemehr man solches einsah, je mehr mußte man suchen solches zu befördern, und zu unterstützen. Der Meister fühlte den Nutzen, den es ihm selbst verschafte, wenn er gereist war, den ihm ein junger Handwerker oder Gesell, der sich bereits umgesehen hatte, verschafte, wenn er, in Fällen, wo er allein nicht im Stande war seine Arbeit zu fördern, auf diesen, wenn er einwanderte, greifen konnte. Man fing daher an, eigene Häuser als Herbergen für solche wandernde Brüder anzuweisen, wo man ihnen Speise und Trank vorsezte, und ein Nachtlager anwieß. Die einheimischen giengen selbst nach geendigter Arbeit in Hofnung einen wandernden Handwerker dort vorzufinden, oder daß unterdeßen daselbst einer einsprechen mögte, dahin, um zu zechen und sich mit diesem zu unterhalten, gaben ihm alsdenn, wenn er weiter reisen mußte, da sie ihn keine Arbeit geben konnten, außer freier Zeche eine kleine Unterstützung am Gelde, die anfänglich ganz freiwillig war, und in jedem sich ereignenden Fall erst gesammlet ward, und so entstanden die Herbergen, die bald, um sie kenntlich zu machen, mit gewißen dem Handwerk eigenen Abzeichen bezeichnet wurden.

Fingen nun erst einige an zu reisen, und erlangten dadurch das Ansehen viel geschicktere Leute zu seyn, rühmten auch die Unterstützung, die sie unterweges von ihren Mitgliedern erhalten hatten, so folgten allmählich alle Brüder eines Handwerks nach, forderten unterweges eben die Unterstützung, die jene genoßen hatten, und verlangten bei ihrer Zurückkunft insgesammt ein größeres Ansehen, als sie vorher hatten. Durch ihre reisenden Mitglieder trafen sie mit den übrigen ihrer Art die Verabredung, daß, und wie sie insgesammt ihre Brüder unterstützen wollten, machten auch, um nicht jedesmal erst sammlen zu müssen, und den Reisenden in Ungewißheit zu lassen, ob er etwas in diesem oder jenem Orte bekommen würde, einen Fond unter sich dazu aus. Da sie aber hierin oft von den Stadtobrigkeiten, dem Adel und der Geistlichkeit gehindert wurden, die Handwerker in einem Lande oft ein Geschenk gaben und Reisende bewirten konnten, da in einem andern die Territorialobrigkeit es nicht zuließ, so griffen sie zu dem Mittel, worauf man in jenen Zeiten so oft griff, sie ließen diesen ihren Vorsatz und die Art wie sie ihre reisenden Brüder unterstützen wollten, vom Kaiser bestätigen.

Aus diesem allen ist denn die natürliche Folge, daß die geschenkten Handwerker, das heißt solche, die ihren

Digitized by Google

ren reisenden Brüdern ein Geschenk geben, die ältesten sind, bei weitem älter als diejenigen die es nicht thun, die erst in den Zeiten aufkamen, wo die innere Einrichtung Deutschlands bereits so beschaffen war, daß die erste Ursache des Geschenks wegfiel. In zweifelhaften Fällen läßt sich zwar immer annehmen, daß ein geschenktes Handwerk älter ist als ein ungeschenktes, nur läßt sich solches nicht mit Gewißheit behaupten, weil eines Theils auch in spätern Zeiten, wo zwar jene erste Ursache nicht mehr existirte, man aber doch die Sache zur Unterstützung sehr nützlich hielt, Handwerker angefangen haben, Geschenke zu geben, theils weil mehrere Handwerker in einem Lande geschenkte sind, in dem andern nicht; theils weil bei einigen das Geschenk unbestimmt, willkürlich und etwas Freiwilliges ist, das sich blos auf Usanz nicht auf ein kaiserliches Privilegium gründet.

Die alten geschenkten Handwerker, weil mit dem Geschenke auch zugleich der Umstand verknüpft ist, daß ihre Handwerksbrüder eine längere oder kürzere Zeit reisen, oder wie es in ihrer Sprache heißt, wandern müßen, maßten sich bald einen großen Vorzug vor den ungeschenkten Handwerkern an, die nicht wanderten, da sie diese für schlechter ansahen, und ließen sich daher ausschließlich Collegia opificum liberalia nennen, ja einige, vorzüglich in den Reichsstädten, sich sogar über diesen Namen, weil sie damit eine Unmittelbarkeit verbanden, ein kaiserliches Privilegium ertheilen. Alles dieses gab unter beiden Partheien zu vielen Zänkereien, Auftritthereien und andern Dingen Anlaß, welche Streitigkeiten erst in diesem Jahrhunderte beigelegt sind.

So wie aber wenig in der Welt in seiner ersten Simplicität geblieben ist, so ging es auch mit diesen Geschenken. Man machte bald Distinctionen in Absicht derselben, indem man anfing an den Orten wo mehrere Gesellen und Meister waren, für die Wandernden sowohl von den Meistern als von den Gesellen ein Geschenk zu verlangen, und das Geschenk in das Große und das Kleine zu theilen, welches indeßen doch nicht bei allen geschenkten Handwerkern geschah.

Ersteres erhielt der Geselle sofort bei seiner Ankunft, und bestand in freier Zeche auf bestimmte oder unbestimmte Zeit, und bei einigen Handwerkern in etwas Gelde, bei andern nicht. Diese Art der Geschenke hat sich nicht nur bei den alten vom Kaiser privilegirten Handwerkern beibehalten, sondern ist auch in neuern Zeiten von vielen Handwerkern, die ursprünglich nicht geschenkte waren, nachgeahmt, und verdient seines Nutzens wegen sowohl für Meister, Gesell und das gemeine Wesen, beständig beibehalten zu werden.

Nicht so verhält es sich mit dem großen oder solemnen Geschenke, das sich bei mehrern Handwerkern wieder

in

Digitized by Google

in das Meister- und Gesellengeschenke eintheilte, und in nichts weniger als in einer großen Schmauserei bestand, und bei einigen Handwerkern oft erst nachdem der eingewanderte Geselle 14 Tage gearbeitet hatte, gegeben ward.

Dieses ist wegen der großen damit verknüpft gewesenen Unordnungen und Kosten durch den Reichsschluß von 1731 gänzlich verboten, wird aber demungeachtet noch hier und da in Deutschland bei einigen Handwerkern z. E. den Papiermachern, Müllern und andern ꝛc. jedoch ganz im Stillen gegeben. Bei diesen großen Geschenken, die eigentlich nur in Zechen bestanden, entstanden bald allerlei Unordnungen und Prellereien, die, da sie die Leute von ihrer Arbeit abhielten, den Zünften selbst bald lästig wurden.

Schon vor diesem Reichsschluße hatten daher mehrere Zunftordnungen diesen Ausschweifungen vorzüglich insofern Meister und Gesellen durch das Umschauen nach Arbeit und nach dem Geschenke für den Eingewanderten von der Arbeit abgehalten wurden, zu steuren gesucht, und festgesezt, theils wie groß das Geschenk seyn sollte, theils um welche Zeit darum nachgesucht, oder darnach gerufen werden durfte. Nach dem Inhalt verschiedener Gildeordnungen darf es nicht in den Frühstunden zur Verhinderung der Meister und Gesellen geschehen.

In der Frankfurter Nagelschmidsordnung steht: Es soll kein fremder Gesell vor 2 Uhr nach dem Orte gehen, in dessen Ermangelung aber nach dem Jungmeister bei Strafe 1 Gr. 6 Pf. schicken. Bei den Weißgerbern in Sachsen darf dieses im Winter erst um 3 und im Sommer erst um 4 Uhr geschehen.

Geht man nun auf den ersten Ursprung und Absicht der geschenkten Handwerker zurück, nemlich ihren reisenden Brüdern das Fortkommen zu erleichtern, bedenket dabei auch, daß noch jezt nicht alle Handwerker geschenkte sind, folglich es noch weniger damals waren, und daß diejenigen, die es waren, sehr leicht von Reisenden, die entweder nicht ihres Handwerks waren, oder, da auch die Städte und der Adel auf dem Lande in den damaligen Zeiten anfingen, den bei ihnen sich aufhaltenden Handwerkern Zunftrechte zu ertheilen, diese aber von den kaiserlich privilegirten für unrüchtig gehalten wurden, von Leuten die zwar ihres Handwerks waren, aber zu diesen von jenen verrichteten Gilden gehörten, um das Geschenk betrogen werden konnten, so wird man selbst es nöthig finden, daß die geschenkten Handwerker auf Mittel denken mußten, der Möglichkeit dieser Betrügereien auszuweichen.

Eine Cautel hiegegen lag schon in der Art des Geschenks, und wie solches ertheilt wurde, nemlich bei vollem Becher, daher diese Trinkgefäße auch bei mehrern Gilden den Nahmen Willkommen führen, wo man denn

Digitized by Google

dem Gelegenheit hatte, nachdem der Becher die Zunge etwas freier gelöst hatte, sich mit dem Reisenden über das Handwerk zu unterhalten, um zu sehen, ob er wirklich zum Handwerke gehörte. Aus eben dem Grunde, um nemlich den Eingewanderten erst genauer kennen zu lernen, konnte bei mehrern Gilden Niemand das große Geschenk eher erhalten, als bis er 14 Tage gearbeitet hatte.

Da lezteres aber bei dem kleinen Geschenke nicht thunlich war, so mußte man auf andere Auswege denken, und erfand nun die Handwerksgrüße, welche aus gewißen bestimmten Formeln und Worten bestanden, die der ankommende ohne Fehler hersagen mußte, und die daher sehr heimlich gehalten wurden.

Man fand indessen bald, daß auch diese Grüße nicht hinlänglich waren, theils weil solche leicht Jemand aufgefangen haben konnte, theils weil man an solchen die gescholtenen unehrlichen und geschimpften, nicht erkennen konnte, und daher erfand man ein drittes Auskunftsmittel nemlich die Kundschaften.

Diese sind nichts anders als eine Nachahmung der in der Kirche von Alters her gebräuchlichen literarum formatarum, welche die reisenden Christenbrüder und Geistliche, nachdem die Ketzermacherei in der Kirche anfing, und die noch in diesem Jahrhunderte in der römischen Kirche gebräuchlich waren, von ihren Bischöfen, Geistlichen und Gemeinden bringen mußten, wenn sie anders die Wirkungen und Zeichen kirchlicher und brüderlicher Gemeinschafte genießen, und in solche aufgenommen werden wollten. Da in jenen Zeiten nur die Geistlichen schreiben konnten, und sie daher allenthalben wo dieses nöthig war, zugezogen werden mußten, auch dieses zuweilen bei den Handwerkszusammenkünften vorfiel, so scheint es keinen Zweifel zu haben, daß sowohl diese Kundschaften als auch die Grüße, deren Inhalt zu oft, wie schon oben angeführt ist, von der Beschaffenheit ist, als wenn ein Closterbruder ihn dem andern geben sollte, von der Geistlichkeit den Handwerkern ausgegeben, und von diesen nur nach und nach anders und den Umständen gemäß modificirt sind; so wie denn auch überhaupt bei den mehresten erlaubten und unerlaubten Handwerksusancen, als beim Schelten, Auftreiben ꝛc. die deutlichen Spuren, daß das päbstliche Recht dazu die Veranlassung gegeben hat, nicht zu verkennen sind.

Anfänglich wurden die Kosten der Geschenke von den Meistern allein gestanden, in der Folge von Meistern und Gesellen gemeinschaftlich; in unsern Zeiten werden solche aber bei den mehrsten Handwerkern fast allein von den Gesellen gestanden, da bei der jetzigen deutschen Verfaßung sie fast allein den Vortheil davon haben, und erhalten die Gesellen da, wo sie die Kosten des Geschenks allein tragen müssen, aufs höchste jährlich nur ei-

nen

ten Zuschuß im allgemeinen aus der Meisterlade.

Natürlich waren in jenen Zeiten alle Instrumente bei weitem theurer als jetzt, auch wenn sie neu angeschaft werden mußten, bei weitem schwerer zu bekommen als dermahlen, manche waren daher für einzelne Mitglieder der Zunft, vorzüglich wenn sie von der Art waren, daß sie nicht oft gebraucht wurden, zu theuer. Mehrere Mitglieder, ja oft ganze Gilden schafften sich aus dieser Ursache solche gemeinschaftlich an, erwarben sich zum Aufbewahren derselben eigene Gebäude; hatten diese Raum genug, so hielten sie auch in solchen ihre Zusammenkünfte, hoben in solchen ihre Caße, Archiv, Documente, Privilegien und dergleichen auf, und so entstanden die Gildehäuser oder Stahlgadens.

Kaum war indessen das Handwerkswesen zu einigem Flohr gekommen, so waren die Kaiserlichen diejenigen, die die Handwerker wieder zu unterdrücken suchten. Nicht nur Kaiser Friederich der I. gab dagegen bei seinem zweiten Römerzuge auf dem roncalischen Gestue Gesetze, sondern auch Friederich der II. und sein Nachfolger Heinrich der VII. Der Hauptgrund hierzu lag darin, weil die Zünfte sich zu viel Ansehen verschafften und veranlaßten, daß das städtische Regiment allmählig nach ihren democratischen Gildeverfaßungen modificiert ward, welches dem Systeme der kaiserlichen Alleinherrschaft sehr zuwider war. Die Kaiser hoben daher an mehrern Orten die Gilden und Brüderschaften wieder auf, allein gewöhnlich wenn der Vorfahr sie aufgehoben hatte, so stellte sie der Nachfolger wieder her. Diesem Beispiele der Kaiser folgten denn auch einzelne Landesherren, vorzüglich die Bischöfe.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Aechtes Rezept gegen die Hypochondrie.

Ich esse gut, trinke gut, schlafe gut und doch befinde ich mich nicht gut, brumte einst ein hypochonderscher Gouverneur im Pays de Vaud gegen seinen Arzt. Mein Herr antwortete dieser, Sie essen zu gut, trinken zu gut und schlafen zu gut, und darum befinden Sie sich niemals gut.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

58tes Stück.

Montag, den 20ten Julius 1795.

Skizze einer Geschichte der Zünfte und Gilden in Deutschland.

Ein Beitrag zu dem im 57ten Stück des neuen hannöverischen Magazins von diesem Jahre enthaltenden Aufsatze.

(Fortsetzung.)

Kaiser Friederich gab der Reichsstadt Goslar 1219. das Privilegium, daß in der Stadt keine andere Zunft seyn sollte, als die der Münzer, und diese nur aus der Ursache um auf falsche Münzen Acht zu haben. Sein Sohn der römische König Heinrich der VII. stellte auf des Vaters Befehl 1223. alle Zünfte daselbst mit Ausschluß der Wagner und Weber wieder her. Eben dieser Heinrich verordnete durch die vielen unermüdeten Vorstellungen der Fürsten bewogen auf dem Reichstage zu Worms 1231. daß keine Stadt und kein Ort Zünfte zu errichten vermögend, sondern sie solche gänzlich abzuschaffen verbunden seyn sollten. Kaiser Friederich erneuerte daselbst 1232. dieses Edict, und vernichtete ohne Ausnahme alle Zünfte. Dem Beispiele des Kaisers folgte der Bischof von Worms Heinrich der II. 1233., und hob daselbst zur Bequemlichkeit der Käufer und Verkäufer alle Brüderschaften auf. Der römische König Wilhelm von Holland stellte 1252. die Gewandschneidergilde zu Goslar wieder her, setzte sie wiederum in ihre vorigen Gerechtsame und Freiheiten, und bestätigte ihr das Recht, daß Niemand als sie befugt seyn solle, wollene Tücher und Futter auszuschneiden, ein Recht, welches dieselbe noch bis jetzt ausübt, und wodurch fast alle Tuch- und Zeugmacher aus der Stadt gejagt sind.

Rudolph der erste hob 1275. zu Goslar durch die Bestätigung der Urkunde Friedrichs von 1219. alle Gilden wieder auf. Da indessen zwischen dem Magistrate und den Gilden ein sehr weitläuftiger Streit entstanden war, so stellte er sie 1290 sämtlich wieder her, und trug dem Richter in Sachsen, Grafen von Aschersleben, und Otto Fürst von Anhalt auf, diese Streitigkeiten beizulegen, welches auch glücklich geschah.

Wo sie indessen blieben, da hoben sie sich denn auch durch diese partiale

Digitized by Google

Bedrückung noch mehr, und gelangten zum Theil zu großen Reichthümern. Dieser Reichthum machte, daß die eigentlichen alten Bürger oder der städtische Adel in einigen Ländern und Oertern sich allmählig durch Heirathen und durch andere Verbindungen mehr an sie schloßen, ja sogar selbst anfingen Handwerke zu treiben, welches die Folge hatte, daß die Bürger gänzlich von den Turniren ausgeschloßen wurden. In andern Städten wo sie mehr gedrückt wurden, glückte ihnen diese Verbindung nicht, und in diesen ist bis jezt noch beständig mehr oder weniger eine Kluft zwischen dem städtischen Adel und den Gewerken geblieben.

Jene Verbindungen erregten zwischen beiden Partheien Zank und Mißgunst, welcher bis zu Thätigkeiten ausartete. So wohl der Adel als die Bürger und Gewerke suchten sich zu verstärken, jene durch das an sich ziehen ihrer Knechte und Dienstmannen, diese durch Verbrüderungen, Verbindungen und Zusammenverschwörungen. Durch List, Geschenke und Bestechungen gewannen doch an mehrern Orten die Gewerke so sehr die Oberhand, daß sich selbst Kaiser auf ihre Seite schlugen, und Verordnungen zu ihrem Vortheile ergehen ließen, wodurch oft Landesherren und Bischöfe um ihre Rechte kammen.

Durch diesen Kampf, der im allgemeinen am Ende doch sehr zum Vortheil der Gilden ausschlug, gewonnen diese unglaublich, sie stiegen zu der größten Ehre und zu dem größten Ansehen in den Städten, und die wohlhabendsten und angesehensten Bürger fingen immer mehr und mehr an, nicht ferner Bedenken zu tragen, sich mit Handwerken abzugeben, und ihre Söhne und Töchter mit Handwerkern zu verbinden, und bei allem Reichthum solche vom Vater auf den Sohn fortzusetzen, welches sehr viel zur Verbeßerung aller Gewerke beitrug. Ihr Ehrgeiz hatte indeßen nun auch keine Schranken, sie verlangten nicht blos am Stadtregimente Theil zu haben, sondern wollten solches oft allein führen, ja zu den ersten Ehrenstellen im Staate zugelaßen werden, und wollten den bisherigen städtischen Adel ganz verdrängen, ja in einigen Städten ihn sogar aus denselben verbannen.

Was den Antheil an dem städtischen Regiment anbetraf, so setzten sie solchen in mehrern Städten durch, in andern vorzüglich in solchen, in welchen sie durch ältere kaiserliche Privilegien von solchem ausgeschloßen waren, setzte es blutige Händel, wobei bald der alte Magistrat, bald die Gilden den Kürzern zogen, und wobei gemeiniglich einige das Leben verlohren. So wurden z. E. 1220 in Braunschweig 10 Gildemeister gehangen, einer enthauptet, und einer den eben das Schicksal treffen sollte, entfloh; und in Magdeburg wurden 1301 eben so viele öffentlich auf dem Markte verbrannt. Aehnliche Händel waten 1224. und 1269. zu Würzburg.

burg. Da wo die Zünfte den Kürzern zogen, wurden sie immer mehr niedergedrückt, und den städtischen Magistratspersonen untergeordnet, welche denn auch zum Theil, um hierbei recht sicher zu gehen, vom Kaiser und Landesherrn eigene Privilegien über diese Abhängigkeit sich ertheilen ließen. Herzog Johann der II. verordnete 1306, daß zu Brüssel wider des Senats Willen die Zünfte keine Zusammenkünfte halten sollten.

Kaiser Carl der IV. verlieh 1376. dem Bischof Cuno zu Trier die Befugniß die Zünfte und Brüderschaften sowohl als deren Willkühr nach Erforderniß aufzuheben, und zu verändern.

In andern Städten suchten die Landesherrn beiden Partheien aufzuhelfen, schloßen zwar gewöhnlich die Gilden von dem Stadtregimente aus, gaben diesen aber dagegen andere Privilegien, z. B. daß Keiner Bürger der Stadt seyn konnte, ohne nicht auch in eine Gilde zu gehören, daß auf dem platten Lande in einer gewissen Entfernung von der Stadt sich keine Handwerker niederlassen durften, daß gewiße Handwerke auf dem platten Lande gar nicht getrieben werden durften, daß ihre Gildenhäuser von Abgaben frei seyn, daß keine fremde Arbeit in der Stadt zum Verkauf herumgetragen werden sollte, und dergleichen mehr. Und um sie zu überzeugen, daß man wirklich die Absicht hätte, ihnen diese Versprechungen zu halten, so gab man nun mehr fast allen vom Landesherrn aufs neue bestätigte Gildebriefe, die diese Privilegien namentlich enthielten, daher jetzt die meisten Gildebriefe der Zünfte im nördlichen Deutschland aus dem 13ten und 14ten Jahrhunderte herrühren. Im südlichen Deutschland erhielten sie die landesherrliche Bestätigung größtentheils viel später, so ist z. E. das älteste Beispiel einer Zunft in Schwaben, die der Trompeter und Spielleute von Elsaß und Schwaben, welche sich um das Jahr 1458. vom Graf Ulrich dem Vielgeliebten zu Würtenberg Zunftrecht geben ließen, und ihre Zusammenkunft nebst einer Lade zu Stuttgardt hatten.

Die Streitigkeiten zwischen dem Magistrat und den Gilden wurden hierdurch zwar zuweilen auf eine Zeitlang gestillt, keinesweges aber gehoben, sondern sie dauerten das ganze 14te und 15te Jahrhundert hindurch fort, und mehrere Gilden in mehreren Städten brachten es nunmehr dahin, wohin sie es in den vorigen Jahrhunderten nicht hatten bringen können.

So ertheilte 1345 Markgraf Ludewig von Brandenburg mehreren Gilden zu Stendal den Zutritt zu den Rathsstellen, indem er verordnete, daß in dem Rathe daselbst alle Jahre zwei Gildebrüder aus der Gewandschneidergilde, zwei aus der Kramergilde, einer aus der Kürschnergilde, einer aus der Gerber- und Schuhmachergilde, und 2 aus der gemeinen

Digitized by Google

Münzerschaft gewählt werden sollten. Eben dieser Ludewig hatte 1335. den Knochenhauern zu Pritzwalk das Zunftrecht und die Befugniß die vernünftigsten unter sich zu Gildemeistern zu erwählen, ertheilt. Ein gleiches, in Absicht des Zutritts in den Magistrat, setzten 1368. die Gilden zu Augsburg durch. Andere hingegen brachten es durch ihre Widersetzlichkeit dahin daß sie theils aus den Städten gejagt wurden, wie es 1431. der Münzergilde zu Goslar erging, von welcher zwei in der Stadt, und zwei außer der Stadt enthauptet, und die übrigen auf ewig verwiesen wurden, theils alle Gildegerechtigkeit verlohren, und ein jeder ohne allen Zwang frei arbeiten konnte, wie solches 1364. zu Wien und fast um eben die Zeit in mehrern Städten in Westphalen geschah. So hat bis jetzt z. E. die Stadt Bochum in diesem Kreise, die von allen Arten Handwerkern und deren Gesellen in ihren Mauern faßt, blos eine Glasergilde, die allgemein in der Provinz ist, sonst kann jeder frei sein Gewerbe treiben, und hat keine Gilden womit er sich abzufinden braucht.

In andern Städten wo sie die Theilnahme an der Regierung nicht durchsetzen konnten, ward ihnen wiederholt als eine Entschädigung die Bewachung des Magistrats und der Stadt anvertraut, zu welchem Ende sie ihre eigene Officiers und ihre eigene Rüstung, auch die Erlaubniß erhielten sich zu gewißen Zeiten in den Waffen üben zu können, und Behuf dieser Uebung einen Beitrag aus der Stadt, ja sogar Landescassen fordern zu dürfen.

Am strengsten verfuhr die Hanse mit ihren Handwerkern. Wenn ein Gildebruder von einer Hansestadt sich in einer andern niederlassen wollte, so mußte er, ehe er als Bürger aufgenommen ward, so wohl vom Altmeister als der Obrigkeit des Orts, wo er sich vorher aufgehalten hatte, ein gutes Attestat vorzeigen, fehlten ihm diese beide, oder auch nur eins derselben, so wurde er nicht zugelassen. Eben so wenig durfte auch ein Meister einen fremden Gesellen in Arbeit setzen, ohne ihn vorher erst dem Altmeister und Morgensprachsherrn anzuzeigen. Ward er alsdenn angenommen, so ward er auch ohne jener beider Einwilligung nicht wieder aus der Stadt gelaßen. Ueberhaupt war die Police der Hanse gegen ihre Handwerker sehr scharf, da es aber in den Hansestädten so wohl für Meister als Gesellen beständige Arbeit gab, und solche gut bezahlt wurde, so konnte sie es seyn, ohne befürchten zu müssen, daß es ihr wegen ihrer in Rücksicht der damaligen Zeiten übermäßigen Strenge an Arbeitern fehlen würde; indeßen erstreckte sich diese Strenge nicht auf alle Handwerker in gleichem Grade, sondern äußerte sich vorzüglich nur auf die, deren Arbeit mit ihrem Handel in unmittelbarer Verbindung stand, wohin denn vorzüglich die Weberei gehörte, von

Digitized by Google

von deren Ausdehnung in einzelnen Städten in den damaligen Zeiten man jetzt kaum einen Begrif mehr hat.

Die Stadt Löwen hatte 4000 Tuchwebermeister und 15000 Gesellen, Stendal hatte 600 Weber. Göttingen hatte 800 Draponiers, oder fein Tuchmachermeister und Gesellen, eine Grobtuchmacher- oder Weber- und eine Arrhasmachergilde. Soest schrieb seinen Wollenhandwerkern eigene Gesetze in Absicht der Arbeit, Güte und Besichtigung oder Schau und Verkauf der Tücher vor; die Schranken zwischen jeder Art von Wollen-Fabrikanten, und zwischen diesen und den Kaufleuten auch den ersten Verkäufern der Wollwaaren waren daselbst genau bestimmt, so daß keiner dem andern in der für ihn bestimmten Arbeit zu nahe treten konnte, und durfte.

Die stärkste Anzahl der Zünfte fand sich in diesem und im folgenden Seculo bis zum Verfall der Hansa in Brüssel. Das Tuchmacherhandwerk machte ein beständig sitzendes Amt aus, das aus zwei Decanen und acht Beisitzern bestand, und worin die Hälfte studirte und graduirte Personen waren. Außer dem Tuchmachergewerke waren die Waffenschmiede und die Tapetenhändler von 52 Zünften, die die Stadt hatte, die vornehmsten, manche Gilden waren so stark besetzt, daß sie sich nach Nationen eintheilten, wie denn z. E. die eben angeführte Tuchmachergilde aus 8 Nationen bestand, wovon jede einen Beisitzer, und diese wieder die Decane wählten.

Eine gleiche Anzahl Gilden hatte auch die Stadt Antwerpen, in welchen die Schiffer und Kromergilde die reichsten und ansehnlichsten waren; erstere hatten ein ungeheures Vermögen an Schiffen und Schiffsmaterialien, und waren im Stande die größten Entrepriesen zu unternehmen. Sie liessen ihre Schiffe nicht blos dort, sondern in allen Welttheilen bauen, hatten in Rußland, Schweden, Danzig und mehrern andern Orten angesehene große Comtoire Behuf. Ankaufung der erforderlichen Materialien. Sie schloßen mit Königen und Fürsten große Contracte nicht nur behuf Lieferung einzelner Schiffe, sondern ganzer Flotten mit allem Zubehör. Sie machten mit den übrigen Gewerken vorzüglich mit den Beckern deren es an die 300 gab, mit den Schlächtern und andern Contracte, behuf Lieferung des Korns, Vieh und dergleichen aus dem Auslande, und nahmen ihnen ihre Waaren ab, und verführten sie in alle Welttheile.

Es war eine Zeit wo diese Stadt 440 Goldschmide und Juwelier, und 103 Bildhauer hatte.

Die Zahl der Zünfte war überhaupt in den niederländischen Städten sich ziemlich gleich, und belief sich meist in allen auf 50 bis 60, wenngleich die Zahl der einzelnen Glieder derselben, sehr verschieden war. Ersteres rührte daher, weil die Handwerke seit dem Druk, den sie hatten leiden

Digitized by Google

leiden müßen, sich immer näher an einander schloßen, und es vortheilhaft fanden, in einer jeden Stadt ein Gewerke zu haben.

Mehrere derselben theilten sich daher in städtisch-Provincial- und Landesgewerke, so daß die städtischen unter den Provinzialgewerken und diese unter den allgemeinen Landesgewerken standen. In dieser Verfaßung lag der Grund, daß, wenn einzelne Gewerke angegriffen wurden, alle der Art einer Provinz ja oft von ganz Deutschland gemeinschaftliche Sache machten. Mehrere dieser allgemeinen deutschen Landesgewerke waren in Frankfurth, Ulm und Augsburg, überhaupt die meisten in dem südlichen Deutschlande, und in Reichsstädten die sich größtentheils der Herrschaft ihrer Landesherrn entzogen hatten.

Je größer diese Vereinigungen wurden, desto mehr Mißbräuchen waren sie ausgesetzt, desto mehr Unordnungen entstanden aus ihnen, und die zum Theil äußerst rohen Mitglieder nahmen sich, gestützt auf den Beistand sowohl ihrer, ja wenn es nöthig war, aller Gilden, Freiheiten heraus, wobei die übrigen Menschenclassen, und das Ganze leiden mußten. Das geringste Unrecht, das nach ihrer Meinung ihnen geschah, brachte sie zum Aufstande, die sich oft sehr blutig endigten.

Man mußte daher im 16ten Jahrhunderte mit Ernst darauf denken, diese Mißbräuche durch Policeigesetze zu heben, und so sehr auch die Hanse schon zu sinken anfing, und so groß die übrigen Mißbräuche waren, die bei derselben herrschten, so sehr ging sie doch den Reichsständen in diesem Stücke mit gutem Exempel vor. Sie verordnete daher 1549. aufs neue ausdrücklich, daß alle Handwerksmeister ihre Gesellen, sofort als sie solche angenommen hätten, dem Morgensprachherrn anzeigen sollten, damit man beständig wüßte, aus was für Leuten die Gewerke bestünden. Kein Handwerker sollte ohne Paß aus einer Hansestadt in die andere sich begeben, noch sollte er irgendwo ohne ein solches Zeugniß angenommen werden.

Der Churfürst zu Brandenburg erließ 1541. eine eigene Verordnung, wodurch alle Handwerksmißbräuche und namentlich das Schelten, Auftreiben und Zutreiben der Gesellen verboten ward.

Da das Ansehen der Kaiser bereits zu sehr gesunken war, als daß eine bloße kaiserliche Verordnung diesen Mißbräuchen hätte steuren können, so ward durch einen Reichsabschied von 1551. den Obrigkeiten aufgegeben, daß sie den Handwerkern dasjenige, was in der Reichspolicelordnung respectu derselben, der Meister, Gesellen und Jungen verordnet wäre, vorlesen und anbefehlen lassen sollten, derselben genau nachzuleben. Der Reichsabschied von 1559. wiederholte dies, und außerdem verlangte er das Abschaffen der umschauenden Gesellen, weil diese unter dem Vorwande für

Digitized by Google

für ihre Brüderschaft nach Arbeit umzusehen, beständig müßig herumliefen, und allerhand Unfug trieben; statt deren sollte zu diesem Behufe in jedem Orte eine Person aus dem Mittel der Gilde von der Obrigkeit bestimmt werden, an die sich die Arbeit suchenden Gesellen wenden sollten.

Diesen Verfügungen des ganzen Reichs folgten einzelne Stände, und vorzüglich die Reichsstädte nach, weil sie zu schwach waren, Aufständen der Handwerker, wenn sie einmal angegangen waren, zu begegnen, und sie solche daher in der Geburt ersticken wollten, da die Erfahrung sie belehrt hatte, daß, wenn sie sich an die benachbarten Fürsten wandten, ihre Freiheit mehr oder minder darunter litt. So wurde auf dem Städtetag zu Ausburg 1566. ein Gesetz gemacht, daß die Gesellen und Jungen, die wider Willen ihrer Meister aus der Arbeit gehen würden, in keiner andern Stadt geduldet werden sollten, und daß in dem ihnen zu ertheilenden Attestat oder Kundschaft ausdrücklich angegeben werden sollte, bei welchem Meister sie in Arbeit gestanden hätten. 1572. machte die Hansa das Gesetz, das für alle Hansestädte verbindlich war, daß kein Gewerk seine Amtsbrüder und Gesellen ohne Genehmigung der Obrigkeit strafen und daß überhaupt kein Gewerk ohne deren Vorwissen in seinen Gildebriefen und Documenten etwas verändern, oder neue Verfügungen treffen sollte. Ferner sollten sich mehrere Gewerke verschiedener Städte in einem dritten Orte nicht ohne schriftliche Erlaubniß jeder Ortsobrigkeit versammlen. Von eben diesem Jahre finden sich die ersten Spuren daß von Obrigkeits wegen bei Streitigkeiten der Gewerke unter sich an den Orten wo Provinzial- und Landesgewerke waren, wegen der Einrichtung angefragt, und von ihnen Parreres eingeholt wurden. Im folgenden Jahre wurde auf dem Städtetag zu Eslingen von den Städten ein eigener Schluß wegen der geschenkten Handwerker, in wie fern ihnen etwas zu verabreichen wäre, gefaßt, solcher Schluß auch 1576. zu Regensburg bestätigt.

Durch den Reichsabschied von 1594. ward in Absicht aller Handwerker der Unfug verboten, daß kein Meister für Jemanden zu arbeiten aus dem Grunde sich weigern solle, weil bereits ein anderer Meister für ihn gearbeitet hätte. Auch ward in eben diesem Reichsabschiede mehrerem Unfuge der Gesellen gesteuert.

Im Jahre 1595. wurden vom Churfürsten zu Sachsen die Färber angewiesen ihr Landesgewerk für ganz Sachsen zu Leipzig, und die beiden Provinzialgewerke zu Dresden und Zwikau zu haben.

Im 17ten Jahrhunderte, in welchem die großen darin vorgefallenen Kriege, und die vielen Religionsstreitigkeiten theils die Aufmerksamkeit des Kaisers und der einzelnen Reichsstände von den Handwerkern abzogen,

theils

theils sie bewogen, auf dieses oder jenes nicht zu achten, entstanden unter den Handwerkern eine Menge Unordnungen und Streitigkeiten, die oft sehr böse und allgemeine Folgen hätten haben können. In mehreren deutschen Staaten und Städten erfolgten zu verschiedenen Mahlen bald ein allgemeines bald ein partielles Aufstehen der Handwerker, als z. E. in Sachsen, in Hamburg, in Jena zu dreien malen, und in Augsburg.

Schon bald nach dem westphälischen Frieden ward 1654 im jüngsten Reichsabschiede diesem Unwesen zu steuern gesucht, welches zwar auf kurze Zeit würkte, wovon aber der Erfolg von nicht langer Dauer war. Kaum war daher allgemeine Ruhe, so dachte auch jeder Reichsstand darauf, diesen Handwerksmißbräuchen abzuhelfen, und für die Zukunft vorzubauen. Mehrere Reichsstände erließen eigene Gildereglements, und man fing überhaupt an, ihre Angelegenheiten aus einem andern Gesichtspuncte anzusehen, und sie daher anders zu behandeln.

Man stellte eine allgemeine Revision aller Gewerke und ihrer Einrichtungen an, man zog sie unter strengere obrigkeitliche Aufsicht, und schnit ihnen alle Gelegenheit ab, ohne solche Zusammenkünfte zu halten, und verbindliche Satzungen und Schlüße zu machen. Man bestimmte von Obrigkeits wegen und überließ solches nicht mehr den Handwerkern, wer in jede Gilde aufgenommen werden sollte und konnte, was derselbe deßhalb für Præstanda zu leisten hätte, wer ein Handwerk lernen könne, und wie lange, ob und wie lange ein Gesell wandern solle. und dergleichen mehr, reservirte sich auch von alle diesem mehr oder minder Dispensationen zu ertheilen.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

Es hat Jemand schon verschiedenemal in Büchern von Victalienbrüdern gelesen, es hat aber niemals dabei gestanden, wer sie gewesen sind. Man wünschet es daher durch diese Blätter zu erfahren.

Druckfehler. Im 56ten Stück dieses neuen Magazins von diesem Jahre, Pag. 888. in der 18ten Zeile von unten auf ließ stat waren, wurden, und in der 8ten Zeile stat wurden, waren.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

59tes Stück.

Freitag, den 24ten Julius 1795.

Skizze einer Geschichte der Zünfte und Gilden in Deutschland. Ein Beitrag zu dem im 57ten Stück des neuen hannöv. Magazins von diesem Jahre enthaltenen Aufsatze.

(Schluß.)

Die Handwerker versäumten indessen auch nichts, in kleinern Städten, und namentlich in den Reichsstädten, diesen heilsamen Reformen entgegen zu arbeiten, und sich gegen solche für die Zukunft zu sichern. So zwangen in den Jahren 1682. und 1691. die Gilden den Magistrat zu Goslar, ihnen zu versprechen, daß sie sie in ihren Artikeln und Willkühren schützen und nie beeinträchtigen wollten.

Bei diesen Umständen, da man nicht von Seiten aller deutschen Staaten den Misbräuchen bei den Gilden mit gleicher Strenge zu begegnen suchte, gereichte denen, die solches thaten, die Strenge oft zum größten Nachtheil, indem sie solche aufs höchste nur gegen ihre Landeskinder anwenden konnten, da die fremden Handwerker diese Länder entweder gänzlich mieden, mithin dadurch oft ein Mangel an Gesellen dieser oder jener Art entstand, oder wenn sie solche besuchten, sofort als etwas nicht nach ihrem Wunsche und Willen ging, aufstanden und weggingen.

Bei dem besten Willen kam man also im Grunde nicht weiter als vorher, und die Misbräuche bei den Handwerkern dauerten noch in diesem Jahrhunderte vor wie nach fort, würden auch noch länger fortgedauert haben, wenn nicht ein im Jahre 1725. in Augsburg vorgefallener großer Aufstand der Schuhknechte dem ganzen deutschen Reiche die Augen geöfnet hätte. Man sah nunmehr mit heilen Augen, daß bei der in mehrerem Betracht gewiß nützlichen Einrichtung der Gilden für deren Aufhebung, ungeachtet sie einmal ein malum neceſſarium geworden sind, so mancher ohne Kenntniß der Sache eifert, noch viele Misbräuche herrschten, die durch landesherrliche Verordnungen einzelner Reichsstände sich nicht heben lies-

sen. Es kam daher in den Jahren 1730. und 1731. darüber auf dem Reichstage zu Regensburg zu einer weitläuftigen Berathschlagung, und unterm 16ten Aug. 1731. zu einem förmlichen Reichsschlusse, der durch ein kaiserliches Edict im ganzen Reiche bekannt gemacht ward.

Dieser Reichsschluß half vielen hisherigen Misbräuchen mit gutem Nuzzen ab, er ließ aber doch noch vieles übrig, das theils durch denselben nicht deutlich bestimmt ward, theils noch immer einer Abstellung bedurft hätte.

So heilsam bei allen seinen Mängeln dieser Reichsschluß für das ganze Reich war, so gingen demungeachtet ein Paar Jahre hin, ehe er gehörig publicirt ward, wie denn solches in Ober- und Niedersachsen erst im Jahre 1733. geschah. In manchen Reichsstädten unterblieb diese Publication sogar gänzlich, und die Misbräuche genommen in solchen wieder die Oberhand: so, daß Kaiser Franz I. sich genöthigt sah, im Jahre 1764. den reichsstädtischen Obrigkeiten anzubefehlen, daß sie berichten sollten, ob und in wie weit das Edict in Vollziehung gebracht wäre; auch im Jahre 1771. ein unterthänigstes Rechtsgutachten an den Kaiser wegen Abstellung verschiedener Misbräuche erstattet werden mußte.

Jener Kaiserlicher Befehl bewürkte denn auch bei mancher Reichsstadt strengere Beobachtung des Edicts, bei mehrern aber nicht. Man würde aber äußerst unbillig handeln, wenn man diesen den guten Willen zur Aufrechthaltung des Edicts absprechen wollte.

In manchen Reichsstädten ist das Gildewesen so in der ganzen städtischen Verfassung verflochten, ist ein solcher Hauptarm des ganzen Stadtwesens, daß bei strengerer Beobachtung des Edicts sich Auftritte ereignen könnten, die das ganze Stadtwesen übern Haufen werfen würden, und daß daher derjenige, der die Schwierigkeiten, deren Anführung nicht hierher gehört, kennt, die mit Befolgung dieses Edicts in mehreren Reichsstädten verknüpft sind, gern zufrieden ist, wenn es in dieser nur so beobachtet wird, daß der Nachbar für Schaden gedeckt ist.

Hannover, im Februar. Hahn.

Die beste Behandlung und Wartung einiger Arten von Lebensmitteln im Winter.

Der Anfang des Jahrs ist meistens theils auch der Anfang der strengsten Kälte, und wir müssen oft die größte Aufmerksamkeit anwenden, um unsern Vorrath von Lebensmitteln vor dem so schädlichen Gefrieren zu

zu verwahren. Wir werden wenige Mühe haben, wenn wir dieselben in warme Stuben bringen dürften, aber dies hieße nur einen Feind gegen den andern verwechseln, und indem wir sie vor dem Froste sicherten, würden sie von zu großer Wärme Schaden leiden; es bestehet also die ganze Kunst darin, die rechte Temperatur zu treffen, um ihnen die beste und längste Dauer zu verschaffen. Wir wollen uns jetzt in unsern Kühlungsgewölben umsehen, und das jenige, welches eine besondere Winterpflege verlangt, nach und nach vor die Hand nehmen.

1. Das erste, was uns in die Augen fällt, und welches für unsern Gaumen, so wie für unsere Haushaltung gleich wichtig ist, ist ohne allen Zweifel das Obst. Wir können hierunter das sogenannte Lagerobst verstehen, denn diejenigen Obstarten, welche nur kurze Zeit dauern, sind entweder schon frisch verspeiset, oder durch Einmachen, Dörren, Mus kochen und dergleichen benutzt worden, doch kann man auch zur Seltenheit von dem Steinobst, als welches unter der kürzesten Dauer ist, etwas weniges für den Winter aufbewahren. Man thut nemlich das Obst, welches noch nicht den höchsten Grad von Reife erlangt haben darf, in ein gläsernes Gefäß, oder in eine zinnene Flasche, oder auch nur in ein Geschirr von Steingut, nur muß man dabei genau Achtung geben, daß weder Geschirr noch Obst im geringsten feucht sey; legt das Obst schichtweise hinein, bis es ganz voll ist, und verbindet es entweder mit Blasen oder Lappen, oder verstopfet es mit Korkstöpseln, oder zinnenen Schrauben, oder macht mit Thon einen Deckel darauf, so fest, daß keine Luft dazu kommen kann. Auf diese Weise wird es in Sand oder kühles Erdreich vergraben, daß man nichts von dem Geschirr über der Erde sehen kann; oder wenn man das Obst in eine geräumige zinnene Flasche bringt, die durch eine Schraube so fest zugemacht wird, daß kein Wasser eindringen kann, so ist die beste Methode, es lange aufzubewahren, wenn man einen Drath daran befestiget, welcher aber des Rostes halber mit Oelfarbe bestrichen werden muß, und daran in einen Brunnen hinunterläßt. Auf diese Weise lassen sich selbst Blumen auf ein halbes Jahr frisch erhalten.

Doch wir kommen wieder zu unserer Absicht, welche eigentlich das Winterobst angehet. Bis jetzt haben wir es vielleicht auf dem Boden im Stroh liegen lassen, oder, welches noch besser wäre, auf Harden aufbewahrt; aber bei eintretendem Frost können sie dieses Lager nicht behalten, ohne Schaden zu leiden, selbst wenn man sie auch wieder mit Stroh, ja wohl gar mit Betten zudecken wollte; man thut daher am besten, wenn man es in mittelmäßig große Kisten packt, mit welchen man es bequem an einen tempe-

temperirtem Ort tragen kann. Damit es sich, so eingepackt, nicht drückt, oder auch, um es noch besser gegen Frost zu sichern, pflegt man es in Strohhechsel oder Werg einzulegen, es muß aber beides ganz trocken seyn. Auf den Boden des Kasten legt man einer Hand hoch Werg, oder Hechsel, oder auch Kleie, setzt die Früchte Stück bei Stück hinein, den Stern unten und den Stiel oben, (denn keine Frucht ohne Stiel darf dazu genommen werden, weil sie sonst nicht mehr lange dauern würde, so wie überhaupt kein schadhaftes oder anbrüchiges Stück, auch muß man die Früchte nicht dicht an die Seitenwand des Kastens anlegen,) nun wird wieder von dem obigen so viel dazwischen gethan, daß die zweite Schicht vom Obst die untere nicht berühre, und damit wird so lange fortgefahren, bis der Kasten voll ist, doch muß die oberste Lage hinlänglich bedeckt seyn.

Diese Kasten dürfen nur ungefähr alle vier Wochen geöfnet werden, um das Obst darin zu durchsehen, und das, was etwa zu faulen anfängt, bald heraus zu nehmen. Man legt daher die Obstsorten, welche früher als andere eßbar werden, gleich oben in die Kisten, es wäre denn, daß man so viel Obst habe, daß jede Sorte einen besondern Kasten füllte. Auf diese Weise kann man das Obst nicht nur vor dem Frost schützen, sondern, weil es nicht austrocknen kann, läßt es sich auch auf das allerlängste, ja wohl bis auf den Sommer gut aufbehalten, wenn nur steißig Sorge getragen, daß es nie zu warm stehe. Bei starkem Obstbaue wird es bald im Garten, oder doch wenige Täge nach dem Abnehmen, in Tonnen geschlagen, und Blätter, Moos, oder auch wohl Hechsel dazwischen gethan; es müssen aber nicht nur die Tonnen trokken seyn, daher man keine Salztonnen dazu brauchen kann, sondern es ist auch bei dieser Verfahrungsart darauf zu sehen, daß die Blätter oder das Moos nicht etwa durch die ihnen eigene Feuchtigkeit dem Obste schädlich werden. Bei einem geringen Vorrath von Obst, kann man zwar auch dasselbe in Fässern aufbewahren, doch müssen die Gefäße nur klein seyn, weil, wenn sie einmal aufgemacht sind, das Obst nicht mehr lange dauert. Die Fässer müssen durchaus trocken, und auch nicht von Kiehnholz seyn, weil die Früchte sonst leicht einen üblen Geschmack davon annehmen. So wie man auch im Gegentheil zuweilen den Obstgeschmack durch aromatische Zusätze erhöhen kann, wenn man z. B. die Birnen mit trockner Holländerblüthe einpackt, so bekommen sie einen Muskatellergeschmack, oder die Borstorferäpfel mit Hopfen, so wird ihr ohnehin schon lieblicher Geschmack noch um vieles verbessert.

Die Weintrauben gehören zwar nicht zum Winterobst, doch kann man sie auch wohl bis in den Winter erhalten, um

Digitized by Google

um damit etwa auf Weihnachten noch unsern Nachtisch zu besetzen. Wenn wir selbst einen Weinberg, oder wenigstens einen Garten besitzen, so können wir sie am besten frisch erhalten, wenn man den Weinstöcken zwei Ellen tiefe Gruben macht, starke Pfähle hineinsteckt, und die Reben mit den Trauben hineinbeugt, an die Pfähle anbindet, und dann also zudeckt, daß weder Nässe noch Frost eindringen können, so wie man auch die Trauben mit möglichster Vorsicht hängen muß, daß sie nicht den Grund berühren. Hat man nicht Gelegenheit, sie auf diese Art aufzubewahren, so kann man es auf nachstehende Weise versuchen: man nimt ein Faß, bedeckt dessen Boden mit warmem Sande, legt trocknes Weinlaub darüber, und auf dieses die Trauben, die man wieder mit Laub zudeckt, und eines Fingers hoch mit Sand gemächlich überstreuet, worauf von Laub und Trauben wieder Schichten gemacht, und mit Sand bedeckt werden, bis das Faß voll ist. Bei der möglichsten Vorsicht ist es jedoch nicht zu verhüten, daß bei dem Herausnehmen nicht Sand an die Trauben kommen sollte, man muß sie daher in Wasser legen, daß der Sand abfließt, man kann auch anstatt des Sandes Hirse nehmen.

Einige Zeit lassen sich auch die Weintrauben gut erhalten, wenn man die Stiele, wo sie abgeschnitten sind, mit Pech oder Wachs oder Siegellack fest vermacht, eine Schnur quer über durch eine luftige Kammer zieht, und die Trauben mit Fäden daran bindet, doch so, daß keine die andere berührt. Wenn die Beeren endlich einfallen, so kann man sie kurz vor dem Auftragen einige Zeit in frisches Wasser legen, da sie denn wieder auflaufen und voll werden. Will man die welschen Nüsse lange bei ihrem ersten frischen Geschmack erhalten, so muß man sie schichtweise in einen weit geflochtenen Korb packen, mit Sand überstreuen, und über Winter in die freie Luft setzen.

Wir kommen nun an die **Küchengewächse**, um diese so lange als möglich bei gutem Geschmacke frisch zu erhalten. Wir übergehen auch hierbei die Anweisungen zum Einmachen, Einsauren und Trocknen dieser Gartengewächse; vielleicht unterhalten wir uns ein andermal mit unsern Lesern davon, und begnügen uns bloß, ihre Wartung durch den Winter zu berühren.

Wir können auch im Winter die Artischocken im Keller anbauen. Man muß sich runde und tiefe Körbe machen lassen, gegen das Ende des Junius unsere Artischockenbeete untersuchen, und diejenigen, welche gegen den Herbst noch tragen können, hinein pflanzen, und so den Sommer durch abwarten, bis die Früchte an-

Digitized by Google

ansetzen. Wenn nun die Kälte eintrit, setzt man die Körbe in den Keller, und pflegt die Artischocken daselbst sorgfältig, bis die Früchte eßbar sind.

Auf eben die Art kann man auch im Winter frischen Blumenkohl haben. Man säet nemlich den Saamen dazu im Mai, und versetzt die Pflanzen zur gehörigen Zeit; bei einem sehr schönen Herbst werden freilich viele Pflanzen noch im Garten Früchte bringen, bei minder schönem Wetter aber werden die meisten erst etwas weniges ansetzen, diese werden nun ausgezogen, die obersten Blätter bis zur Hälfte abgenommen, und in den Keller entweder in etwas Erdreich, oder auch nur in feuchten Sand eingesetzt, doch dürfen sie nicht zu dicht stehen, damit sie sich nicht mit den Blättern berühren, weil ihnen dieses Fäulniß zuziehen würde. Ueberhaupt muß man sorgfältig alles vermeiden, was sie zum Faulen beinigen kann, da sie im Keller sehr geneigt dazu sind, daher man sich auch beim Begießen hüten muß, weder Blätter noch Stock naß zu machen, auch muß der Keller so oft als möglich gelüftet werden, welches auch oben bei den Artischocken Statt findet.

Um im Winter frische Salate zu haben, dürfen wir nur im Herbste die Endivien mit der Wurzel ausziehen, und an einem trocknen Orte verwahren, welcher jedoch auch vor dem Frost gesichert ist. Nach vierzehn Tagen pflanzt man die erste in frischen Sand im Keller, nachdem man sie abgeputzt und zugebunden hat. Wenn diese beinahe verspeiset ist, setzt man wieder welche ein, und so kann man den ganzen Winter fortfahren, feische Endivien zu erzielen, weil es den im Herbst herausgenommenen Pflanzen nichts schadet, wenn sie auch den ganzen Winter außer der Erde liegen.

Liebt man den Cichorienfalat, so werden dessen Wurzeln im Herbst ausgegraben, und im Keller in Sand also eingesetzt, daß nichts als das Herzblatt oder der Keim zu sehen ist; sie treiben bald schöne Blätter, die, wenn man sie nur recht gelb werden läßt, einen guten Salat abgeben. Um den Platz zu sparen, ist es besser, wenn man zu diesem Behuf einen Berg von Sand in dem Keller aufhäufen, und die Wurzeln darin pflanzen läßt. Auf gleiche Weise kann man auch die Knollen von Sellerie und die Wurzeln von Petersilie in dergleichen Sandberge eingraben, um vom ersteren Salat, von beiden aber Grünes zu warmen Speisen und Garnirungen der Schüsseln zu erhalten, so wie man auch den Sommerporro ebenfalls in Sand einsetzen kann.

Alle Arten von Rüben lassen sich auf Brettern oder auch auf trockenem Sand

Sande im Keller aufbewahren, doch da man hierbei nicht verhindern kann, daß sie nicht welken, und zeitig unschmackhaft werden, so ist es besser, sie in der Erde in besonders dazu gemachten Gruben zu durchwintern. Diese werden ungefähr 4 Fuß tief gegraben, mit trocknem Sande etwas beschüttet, die Kohlrüben über und unter der Erde, Mohrrüben, weiße Rüben u. s. w. hineingethan, doch daß die Rüben nicht an den Seitenwänden der Grube anliegen, sondern eine Elle weit davon zurück bleiben, und mit Brettern und Erde wohl zugedeckt sind.

Die kleinen märkischen Rüben kann man am besten auf diese Weise vor dem Winterfrost sichern. Wenn man sie verputzt und abgetrocknet hat, setzt man eine Tonne auf, bestreut den Boden derselben eines Daumens dick mit sehr trocknem Sande, legt eine Schicht Rübchen darauf, welche man wieder mit Sand bedeckt, und worauf wieder Rübchen kommen, und so abgewechselt, bis die Tonne voll ist. Wenn der Sand recht trocken ist, so sind sie beinahe ganz vor dem Verfaulen sicher, doch müssen sie jetzt an einen Ort gesetzt werden, welcher weder zu trocken, noch zu naß ist, an dem ersten würden sie welken, so wie an dem andern faulen; gut ist es, wenn man einen Keller hat, welcher nicht gar zu feucht ist.

Von den Kohlrüben über der Erde, kann man auch einige mit der Wurzel herausnehmen, und in unsere Sandbeete im Keller einsetzen; diese treiben gelbe sehr zarte Blätter, welche im Nothfall die Stelle des Blumenkohls vertreten können, und wenn das Bischen Laub abgestreift worden, und die Strünke dieses Auswuchses sauber geschält sind, so läßt es sich gut essen.

Savoyerkohl, Welschkraut, Weißkraut, wenn dieses nicht etwa in die Gruben eingelegt worden ist, und brauner Kohl, lassen sich im freien Garten auswintern, der letzte ist so ziemlich hart, wenn er nur nicht zu hoch ist, und den Winter nicht viel Fröste hat, dabei kein Schnee liegt, so bleibt er wohl an seinem Platze gut, wenn er übrigens daselbst auch vor den Hasen gesichert ist; sind aber diese Bedingungen nicht, so muß er wie die andern Arten von Kohl und Kraut behandelt werden.

Man muß aber zu dem Ende in dem Garten reihenweise kleine Gräbchen ziehen, die Kohl- und Krautarten dichte neben einander darin setzen, und die Wurzeln wieder mit Erde bedecken; übrigens kann man die Köpfe so lange frei stehen lassen, bis sehr scharfer Frost eintrit, da man ihnen eine Bedeckung von Stroh geben kann, die man jedoch bei gelinderer Witterung wieder abnimt, damit die Blätter nicht darunter gelb werden, oder gar anfaulen.

Wir

Wir gedenken noch zum Schluß an etwas, dessen bessere und längere Dauer einer Hausmutter nicht gleichgültig seyn kann, und wir also nicht ohne Schaden in unsern Speisegewölben dem Froste aussetzen können, ich meine die Eier, welche allein zugerichtet und auch zu andern Speisen gebraucht werden, gleich beliebt sind. Diese kann man nun in ein Gefäß einlegen, und nach Belieben Kleie, Spreu, Strohhechsel, Heu, Asche, auch wohl Hirse dazwischen streuen, doch so, daß kein Ei das andere berühre, und daß jedes Ei auf der Spitze stehe. Nun werden diese eingelegten Eier an einen temperirten Ort gesetzt, und halten sich gewiß bis ins späte Frühjahr gut.

Wer ein Freund von gesottenen Eiern ist, kann sie noch einige Monate in frischem Zustande erhalten, wenn man selbige, so wie sie aus dem Neste genommen werden, gleich in frisches Wasser legt, daß es darüber weggehe, und am kühlen Ort hinstellet.

Das Wasser muß alle sechs oder sieben Tage ab, und frisches darauf gegossen, auch die Eier jedesmal umgelegt werden. Da das Wasser dem Gefrieren leicht unterworfen ist, so versteht es sich von selbst, daß sie an einen solchen Ort gesetzt werden, wo sie der Frost nicht berühren kann.

Alles dasjenige, was keiner weitern Pflege im Winter bedarf, als daß es bei kaltem Wetter an einen Ort gebracht werde, wo es nicht gefrieren kann, überlassen wir billig der Aufmerksamkeit jeder Hausmutter.

Hagestolz.

Ludwig der XIV. neckte den Marschall von Hurelles wegen seines Celibats. Sire, erwiederte dieser, noch fand ich keine Frau, deren Mann, noch keinen Mann, dessen Vater ich seyn mögte.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

60tes Stück.

Montag, den 27ten Julius 1795.

Ueber die Mittel, das Verbreiten ansteckender, hitziger und langwieriger Krankheiten zu vermindern.

Da ich diese Abhandlung für den gemeinen Mann schreibe, so mußte ich mich, um demselben verständlich zu seyn, ganz anders ausdrücken, als wenn ich für ein gelehrtes Publicum geschrieben hätte.

Nur von denjenigen ansteckenden Krankheiten werde ich reden, die bei uns gewöhnlich sind.

Jede Krankheit, die wesentlich mit einer Krankheitsmaterie begleitet ist, welche dieselbe oder eine ähnliche Krankheit hervorbringen kann, wenn sie sich dem Körper einer gesunden Person mittheilt, ist eine wahre ansteckende Krankheit. Viele ansteckende Krankheiten sind nur alsdann erst im Stande anzustecken, wenn sie zu einem gewissen Grade der Heftigkeit gelangt sind; wo sich ihre ansteckende Materie erst entwickelt, wie z. B. die Lungenschwindsucht, die Pocken.

Bei jeder Art ansteckender Krankheiten sind nur gewisse Säfte des menschlichen Körpers im Stande eine gleiche Krankheit einem andern Körper mitzutheilen. In den mehrsten dieser Krankheiten geschieht dies nur durch eine einzige Art der Säfte. In der Krätze z. B. geschieht dies nur durch die Feuchtigkeiten gewißer Hautdrüsen.

Wenn eine Ansteckung Statt finden soll, so ist es nöthig, 1) daß sich die Ansteckungsmaterie dem Körper mittheilt; 2) daß sie sich schon in einem andern Körper als Ansteckungsmaterie gezeigt hat; 3) daß der Körper zur Hervorbringung derselben, oder einer ähnlichen Krankheit fähig ist, und 4) daß diese Materie würklich eine gleiche Krankheit in dem Körper, dem sie zugefügt ist, hervorbringe.

Wenn der Körper, dem die ansteckende Materie zugefügt ist, wegen seiner eigenthümlichen Beschaffenheit unfähig ist, dieselbe Krankheit hervorzubringen, oder wenn die Materie nicht die eigenthümliche Krankheitsmaterie ist, wenn sie gleich durch die Krankheit entstanden ist, so wird nur

Digitized by Google

höchstens eine falsche, unvollkommene Ansteckung erfolgen.

Die Ansteckung kann auf dreierlei Art geschehen, nemlich 1) durch unmittelbare Berührung, 2) durch Umgang und 3) durch die freie Luft.

Durch unmittelbare Berührung pflanzen sich die Krankheitsmaterien von gröberer Natur fort, z. B. jene der Krätze, und unter gewissen Bedingungen die venerische Krankheit.

Der größte Theil der Ansteckungsmaterien von einer feineren und flüchtigeren Natur, als die vorhergehenden, dringen leicht in benachbarte Körper und Sachen, z. B. Kleider, und erhalten sich lange in ihnen. Sie können durch Kaufmannswaaren u. s. w. von einem Lande in das andere übergetragen werden.

Es giebt nun noch ansteckende Krankheiten, deren Materie äußerst fein ist, und sich vermittelst der Luft mehr oder weniger weit verbreitet.

Die ansteckenden Krankheiten der ersten und zweiten Art sind fast immer langwierige, deren Gift weniger flüchtig ist. Die von der dritten Art sind gewöhnlich hitzige.

Nicht alle Körper haben die Wirkung ansteckender Krankheiten zu befürchten, weil ein Zusammentreffen mehrerer Umstände nöthig ist, um die Verrichtungen des Körpers zu zerstören oder das Blut zu verändern. Mehrere Menschen sind so glücklich, der sie umgebenden Gefahr zu entfliehen, entweder weil ihr Nervensystem weniger empfindlich ist, und nicht so leicht beunruhigt werden kann, oder weil ihre Organisation ihre Haut oder wegen Stärke ihrer Muskelfasern, oder wegen einer und der andern vermehrten Absonderung der Säfte z. B. des Schweißes, wodurch das Gift fortgeschafft wird, ehe es in die Blutmasse dringt.

Die beiden ersten Arten der Ansteckung kann man leicht vermeiden, wenn man den Kranken nicht berührt, und sich seiner Kleider, Hemden u. s. w. nicht bedient. Allein jene ansteckende Krankheiten, deren Materie von flüchtiger Natur ist, greifen leicht, trotz aller Vorsichtsregeln, um sich. Die Ansteckungspartikeln, welche die Kranken ausdünsten, verbreiten sich in der Atmosphäre, und dringen vermittelst der Luft durch das Athemholen, oder durch die Hautgefäße in den Körper ein.

Dies mag im Allgemeinen von den ansteckenden Krankheiten genug seyn; jetzt will ich ins Besondere von ihnen reden.

I. Hitzige ansteckende Krankheiten.

Obgleich fast alle Ansteckungsmaterien dieser Krankheiten von äußerst flüchtiger Natur sind, und sich sehr leicht mittheilen, so giebt es doch manche Umstände, welche die Wirkung dieser Gifte theils begünstigen und verhindern, theils vermehren und vermindern. Ich will daher die jetzigen Mittel nennen, wodurch man einiger Maßen den Krankheitsstoff dieser

ser Classe von ansteckenden Krankheiten verhindern kann.

1) Wein ßig. — Die Erfahrung lehrt uns, daß die Ansteckungspartikeln, welche jene Körper ausdünsten, die an hitzigen ansteckenden Krankheiten daniederliegen, viel von ihrer Stärke verlieren, wenn sie mit sauren Dämpfen vermischt werden, vorzüglich mit den des Eßigs. Vielleicht sind diese Krankheiten fast alle aus der Classe der Fauligten, und der Eßig ist bekanntlich eines der besten fäulnißwidrigen Mittel. Es ist daher wesentlich nöthig, von Zeit zu Zeit Eßig auf heißes Eisen in dem Zimmer des Kranken zu gießen. Man kann auch den Fußboden mit frischem Wasser, welches mit Eßig vermischt ist, oft besprengen; oder ein großes Gefäß mit frischem Wasser in das Zimmer des Kranken setzen. Auch muß oft das Gefäß in dem Nachtstuhle, welches immer ein irdenes seyn sollte, mit frischem Wasser und Eßig ausgespült werden. Wird dies beobachtet, so haben die Krankenwärter nicht so viel von der Mittheilung der ansteckenden Materie zu befürchten.

2) Erneurung der Luft. — Ich habe vorher gesagt, daß die Luft mit den Ansteckungspartikeln geschwängert wird, und setze noch hinzu, daß sie allein, wenn sie nicht erneuert wird, die hitzigsten ansteckenden Krankheiten erzeugen kann. Es ist daher sehr nöthig, sie oft durch Ventilatoks oder durch Oeffnung der Fenster und Thüren zu erneuren, und ja nicht zuzugeben, daß mehrere thierische Körper sie durch ihre Ausdünstung verderben.

3) Reinlichkeit. — Diese muß, so viel als möglich ist, in dem Zimmer des Kranken beobachtet werden. das Leinengeräthe des Kranken muß oft gewechselt werden, und nicht der geringste Unrath darf in der Nähe des Kranken stehen bleiben. Die Kleider, Meublen, kurz, alles was der Kranke oft berührt hat, muß in die freie Luft gebracht, gereinigt und gewaschen werden.

4) Bewahrung der Gesundheit. — Der menschliche Körper vertheidigt sich im gesunden, natürlichen Zustande, zum Theil selbst gegen feindliche Angriffe dieser Art. Bald versagt er ihnen gänzlich den Eingang, bald treibt er sie, so bald sie eingedrungen sind, durch die Absonderungsgefäße wieder fort. Damit nun dieses geschehen könne, ist es durchaus nothwendig, daß man seine Verrichtungen nicht in Unordnung bringt, und ihm seine Kräfte nicht raubt. Man kann dieses alles vermeiden, wenn man jedes, was zur Erhaltung der Gesundheit nöthig ist, mäßig braucht.

In ein zu weites Detail kann ich mich hier nicht einlassen. Folgende Regeln können hinlänglich seyn.

Man muß seinem Körper die gehörigen Speisen bei traurigen Vorfällen nicht versagen, weil Schärfe und Neigung zur Fäulniß in den Säften

die Folge einer übertriebenen Enthaltsamkeit ist. Indeßen mag dieser Fall doch wohl selten eintreten!

Jede plötzliche Veränderung in der zur Gewohnheit gewordenen Lebensart ist zu dieser Zeit sehr schädlich, und muß daher sehr sorgfältig vermieden werden. Die Natur läßt gewiß eine solche schnelle Veränderung nicht ungerecht hingehen. Indeßen kann man doch einer vegetabilischen Diät zu dieser Zeit den Vorzug nicht absprechen, indem sie die Ansteckungsmaterie der hitzigen ansteckenden Krankheiten entkräftet.

Eben so nachtheilig ist die Gewohnheit des gemeinen Mannes bei herrschenden Krankheiten ein Purgirmittel einzunehmen. Hiedurch wird die Ausdünstung unterdrückt, und es entsteht in dem Körper eine Disposition zur Aufnahme der Ansteckungspartikeln.

Man muß sich zu dieser Zeit den Schlaf nicht zu sehr abkürzen. Leute, die des Nachts bei Kranken wachen, müßen sich bei Tage, zur Erhaltung ihrer Kräfte, dem Schlafe überlaßen; thun sie dies nicht, so werden ihre Muskeln ihre Geschmeidigkeit verlieren, und eine kränkliche Reizbarkeit annehmen, welche sie zur Aufnahme der Ansteckungspartikeln empfänglich macht. Ihre Säfte, die mehr oder weniger stark in Bewegung sind, und die nur im Schlafe ruhiger fließen, vermindern sich. Die Verrichtungen des Körpers gerathen in Unordnung; die Ausleerungen und Absonderungen gehen unvollkommen von Statten, und die ganze Maschine geräth in Verwirrung.

Vor Zorn, Furcht, Traurigkeit, kurz, vor allen niederschlagenden Leidenschaften muß man sich bei ansteckenden Krankheiten sorgfältig hüten. Wem ist nicht die enge Verbindung der Seele und des Körpers bekannt! So bald jener etwas Unangenehmes begegnet, so bald sie aus ihrer Lage kommt; so geräth dieser und seine Verrichtungen von selbst in Unordnung. Alle diese niederschlagende Leidenschaften bringen diese Absonderungen und Ausleerungen des Körpers in Unordnung, durch welche die eingedrungene Ansteckungsmaterie aus dem Körper hätte fortgeschaft werden können, ehe sie ihre Wirkungen hervorgebracht hätte. Daher hat man auch immer beobachtet, daß Leute, welche sich furchtsam dem Kranken nähern, am ersten angesteckt werden, weil alsdann ihr Körper für alle Eindrücke sehr empfänglich ist, welche die sie umgebenden und auf sie wirkenden Dinge verursachen können.

5) Vorsichtsregeln bei Verstorbenen. — Die ansteckende Krankheitsmaterie verliert ihr Mittheilungsvermögen nicht durch den Tod; sondern die Fäulniß, die sich beständig bei den an diesen Krankheiten Gestorbenen schnell offenbahrt, giebt vielmehr der ansteckenden Materie oder dem Miasma einen neuen Grad von Stärke, Feinheit und Durchdringlichkeit.

Man

Man begrabe daher diese Leichen so bald als möglich. Der Mißbrauch der hiedurch entstehen könnte, würde leicht verhütet werden, wenn die Polizei befähle, daß der Arzt oder der Wundarzt schriftlich versichern müßten, diese Person sey an einer ansteckenden Krankheit gestorben.

Die Begräbnißörter müßen außerhalb der Stadt liegen, und die Gräber müßen tiefer als gewöhnlich gemacht werden.

Man lasse den Leichen den Barth nicht abscheeren, das Hemd nicht ausziehen, und erlaube keinen empfindlichen Personen den erblaßten Körper ihres Freundes oder ihrer Aeltern zu umarmen.

Man nehme ein großes leinenes Tuch, tauche es stark in Eßig, und schlage dies um die Leiche, im Fall man den Leichnam in 24 Stunden nicht begraben könnte, so lege man das Tuch nochmal in Eßig, und lege dann die Leiche mit diesem naßen Tuche in den Sarg. Wenn diese Vorsichtigkeiten eingeführt werden, so wird man das Verbreiten der ansteckenden Krankheiten sehr verhindern.

Da die Polizei bei herrschenden ansteckenden Krankheiten das Verbreiten derselben sehr verhindern kann, so halte ich es für nöthig hier einige Maaßregeln anzugeben.

Wenn bei großer Hitze ansteckende Krankheiten herrschen, und kein Regen eintrit, so müßte täglich einigemal das Steinpflaster mit frischem Wasser begossen werden. Bei anhaltender Regenzeit aber müßte man die Feuchtigkeit der Luft durch angezündete Holzhaufen, die in einiger Entfernung von einander ständen, verbessern. Zur Zeit der Windstille im Sommer würde es nützlich seyn die Luft durch Kanonenschüße in Bewegung zu setzen.

Freie Circulation einer reinen Luft, und Reinlichkeit iſt in einer großen Stadt durchaus nothwendig.

Jetzt will ich von den Mitteln insbesondere reden, wodurch das Ueberhandnehmen ansteckender hitziger Krankheiten verhindert werden kann.

1) Faulige, bösartige Fieber. — Alle Fieber aus dieser Classe sind wirklich ansteckende Krankheiten.

Wenn Ausdünstungen von Menschen die Krankheitsmaterie dieser Fieber erzeugt, so nennt man sie Sumpf- oder Lagerfieber. Wenn die Ausdünstungen vieler lebendiger Körper, welche in einem engen Orte eingeschlossen sind, wo die Luft nicht erneuert wird, diese in einem so hohen Grade verdirbt, daß daraus bösartige Fieber entstehen, so nennt man diese Gefängniß- oder Hospitalfieber.

Wenn die Atmosphäre mit Krankheitstheilchen geschwängert ist, welche aus faulen Cadavern aufsteigen, und diese vermittelst der Luft in gesunde Körper eindringen und faule Fieber erzeugen, so nennt man sie Pestilenzialfieber, die aber von der Pest verschieden sind.

Die

Die Mittel, das Verbreiten aller dieser Fieber zu verhindern, sind schon angegeben.

2) Die Pocken oder Blattern. — Die Pocken sind bekanntlich ansteckend, und in Afrika zu Hause. Wir haben sie uns durch den Handel mit dem Orient verschafft. Das Gift dieser Krankheit setzt sich leicht an Kaufmannswaaren, und hiedurch ist es auch zu uns gekommen.

Um dem Verbreiten dieser Krankheit Gränzen zu setzen, müßte die Polizei die Inoculation auf alle Art befördern.

Die Väter müßten ihre Kinder in einer gelinden Jahrszeit einimpfen lassen. Dieses müßte in dazu bestimmten Häusern, die von der Stadt entfernt wären, geschehen. Man müßte von der Inoculation keinen Gebrauch machen, wenn die natürlichen Blattern herrschten, weil alsdann eine doppelte Ansteckung, nemlich die natürliche und künstliche zu befürchten wäre.

Aeltern, deren Kinder noch nicht die Pocken gehabt haben, und die sie bei einer herrschenden Epidemie dafür bewahren wollen, müßen die Kinder nicht aus der Stube laßen, und keine Personen, keine Hunde und Katzen, die in einem Hause wo Pockenkranke liegen, gewesen sind, zu ihnen laßen. Wenn man die Kinder während einer Pockenepidemie Theerwasser trinken läßt, so werden sie desto eher davor frei bleiben.

Nach der Krankheit müßen die Kleider, Hemder und Betten der Kranken gewaschen werden und eine gewiße Zeit lang in der freien Luft hangen.

3) Die Ruhr ist eine ansteckende Krankheit, deren Ueberhandnehmen man durch folgende Mittel verhindern kann.

Man muß sich hüten, nicht auf die Abtritte oder Nachtstühle zu gehen, auf den vor kurzem ein Ruhrpatient gesessen hat.

Es wäre zu wünschen, daß man bei einer Ruhrepidemie ein flanellenes Hemd auf dem bloßen Leibe trüge, oder sich warm kleidete, indem die Ruhr gewöhnlich kurz nach starker Sommerhitze, worauf kalte Nächte folgen, eintrit.

Ein häufiger Genuß reifer Weintrauben hat eine so vortrefliche Wirkung, daß es zu wünschen wäre, daß alle Ruhrkranke sie genießen könnten.

In den Nachtstühlen der Ruhrpatienten müssen bloß irdene oder porcellainene Gefäße stehen, welche täglich ausgespühlt werden müssen.

4) Die Waßerscheue oder Hundswuth. — Dies ist eine hitzige ansteckende Krankheit, die sich nur fortpflanzt, wenn die eigenthümliche Krankheitsmaterie sich unmittelbar mit dem Blute oder mit dem Speichel gesunder Personen vermischt.

Der Speichel erhält in dieser gefährlichen Krankheit das Vermögen, die Krankheit einem andern Individuo mitzutheilen.

Die Maaßregeln, welche die Polizei ergreifen kann, um das Verbrei-

ten

um der Ansteckung zu verhindern, sind:

Allen Unterthanen zu befehlen, jeden Hund, der den Verdacht der Tollheit auf sich zieht, todt schlagen zu lassen.

Auf dem Lande, wo kein Arzt und Wundarzt ist, dem Prediger oder Beamten eine Instruction zu geben, wie sie diese Krankheit behandeln lassen müßten.

Jeder einzelne kann die Ansteckung verhüten, wenn er alle Gemeinschaft mit seinen Lieblingshunden vermeidet, und alles, was ein Wasserscheuer mit seinem Speichel beschmutzt hat, mit Essig und Wasser abzuwaschen, oder noch besser, es zu verbrennen.

Hat einer das Unglück gehabt, von einem tollen Hunde gebissen zu seyn, so muß er, so bald als möglich, die gebissene Stelle mit Salzwasser auswaschen, hernach Einschnitte in dieselbe machen, sie ausbluten lassen, und alsdann die Wunde mit Schießpulver anfüllen und dieß anzünden; oder er kann auch Statt des Schießpulvers spanisch Fliegenpulver einstreuen, und die Wunde mittelst Digestivsalbe lange Zeit (2 bis 3 Wochen) eitern lassen.

Man muß sich sehr bemühen, die von einem tollen Thier gebissenen Personen zu zerstreuen und heiter zu erhalten, ihnen versichern, daß der Biß keine Folgen haben werde u. s. w., weil Furcht und Traurigkeit, wie gesagt, die Wirkung des eingedrungenen Gifts begünstigt.

II. Langwierige ansteckende Krankheiten.

Diese pflanzen sich nur durch unmittelbare Berührung, und einige durch Umgang fort.

Durch gut eingerichtete Anstalten zur Aufnahme und Behandlung der mit ansteckendtn Krankheiten behafteten Personen wird die Polizei auf ihrer Seite die Fortpflanzung derselben verhindern.

Was jeder einzelne zu befolgen hat, werde ich kurz anzeigen, wenn ich von jeder dieser Krankheiten insbesondere rede. Ich empfehle hier nur im allgemeinen folgendes:

Auf Reinlichkeit muß streng gesehen werden. Jede Materie der ansteckenden langwierigen Krankheiten reißt die Organe, und bringt ihre Funktionen in Unordnung. In dieser Rücksicht muß sie sich mit den Säften dieser Organe vermischen; da sie aber von keiner flüchtigen Natur ist, so dringt sie nicht leicht ein, wenn dies Eindringen nicht durch Unreinlichkeit befördert wird. Grade durch die Unreinlichkeit wird den Ausleerungsgefäßen das Vermögen geraubt, das Gift fortzuschaffen, ehe es seine schädliche Eigenschaft den Säften des Körpers mittheilt.

Man schlafe nie bei einer Person, die irgend eine ansteckende Krankheit hat. Die Erfahrung lehrt, daß die unmerkliche Ausdünstung während dem Schlafe sehr vermehrt ist; und da

da sich die Krankheitsmaterie täglich mehr oder weniger mit der ausgedünsteten Materie vermischt, so ist es nicht zu verwundern, wenn sich die Krankheitspartikeln dieser Person einer andern, die bei ihr schläft, mittheilt, besonders, da bei der angesteckten Person die Hautgefäße durch die Wärme des Bettes geöfnet sind, und die Krankheitspartikeln ausdünsten.

Der größte Theil dieser Krankheiten pflanzt sich durch Umgang fort; daher ist es wesentlich nöthig, sich nicht der Kleider, Hemder u. s. w. zu bedienen, welche angesteckte Personen gebraucht haben.

Der Schluß folgt künftig.

Etwas über das Wörtlein: Cito.

Das Wörtlein: Cito auf Reskripten und Briefen soll eigentlich nicht so sehr die Aufmerksamkeit der Postämter — als vielmehr der Empfänger, oder derjenigen erregen, welche in Abwesenheit der Empfänger deren Geschäfte zu besorgen haben.

Gleichwohl legen zuweilen einige Postämter das Wort: Cito als eine unbillige Anforderung aus, daß der Postillon geschwinder, wie gewöhnlich, reiten solle, und vor vielen Jahren bin ich selbst bei einem churfächsischen Postmeister Zeuge gewesen, wie weit der bittere Haß gegen das unschuldige Wort: Cito gehen könne. Der Postmeister war nemlich bei Auspackung des Felleisens gegenwärtig, ließ alle Briefe worauf Cito stand, mit dem Beiwort: Citronen, Citronen ꝛc. zurücklegen, und verordnete, daß sie nicht mit nächster — sondern folgender Post abgehen sollten.

Bei einigen Postämtern hingegen wird die sonst sehr löbliche Aufmerksamkeit dadurch übertrieben, daß sie Reskripte und Briefe, worauf blos: Cito steht, und die Abfertigung an die Behörde durch einen Expressen nicht ausdrücklich auf dem Umschlage verlanget worden, sofort, es sey bei Tage oder Nacht, durch Expresse an die Behörde schicken, und denen zumal in der Nacht aufzusuchenden Bothen oft ein — auch wohl zwei Drittel Bothenlohn mehr wie gewöhnlich veraccordiren müßen, dessen Bezahlung um so unangenehmer ist, wenn die eilige Beförderung nicht nöthig war, und der Landesherrschaft selbst solches Bothenlohn in Ausgabe gerechnet werden muß.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

61tes Stück.

Freitag, den 31ten Julius 1795.

Ueber die Mittel, das Verbreiten ansteckender, hitziger und langwieriger Krankheiten zu vermindern.

(Schluß.)

Ich will nun von den langwierigen Krankheiten insbesondere reden.

1) Die venerische Krankheit. — Nur ein Paar Worte davon. Sie ist ansteckend, und entsteht nie in dem Körper von selbst, sondern wird durch Berührung einer mit ihr behafteten Person, und zwar durch Berührung der Stelle, wo das Gift seine Wirkung zeigt, erzeugt.

Um das Verbreiten dieser Krankheit zu verhindern, müssen folgende Regeln beobachtet werden:

Aller Umgang mit inficirten Personen muß gänzlich vermieden werden.

Hat einer das Unglück, angesteckt zu seyn, so muß er sich sogleich an einen erfahrnen geschickten Arzt wenden, und sich ja nicht einem Pfuscher, Balhiergesellen u. s. w. übergeben, wenn er nicht noch unglücklicher werden will.

Aeltern müssen sich von der Gesundheit der Amme, welcher sie ihr Kind übergeben, ja genau versichern, weil ein Kind mit der Milch einer inficirten Person das Gift einsaugen kann. Auch müssen die Aeltern es überhaupt nicht zugeben, daß eine Amme Zwieback oder andere Sachen erst in ihrem Munde käuet, und sie dann dem Kinde giebt. Ich habe diese abscheuliche Gewohnheit gar zu oft gesehen.

Die Ammen müssen hingegen auch auf ihrer Hut seyn, weil ein Kind von inficirten Aeltern ihr dieses scharfe Gift durch das Saugen an ihren Brüsten mittheilen kann.

Da diese Krankheit erblich zu seyn scheint, so müssen sich Personen, die sich verheirathen wollen, vorher genau untersuchen, und sich bei dem geringsten Verdacht angesteckt zu seyn, an erfahrne Aerzte wenden, ehe sie zur Ehe schreiten, und eine unglückliche Nachkommenschaft hinterlassen, die den Keim der Krankheit mit sich führt.

2) Der Krebs. — Er pflanzt sich durch unmittelbare Berührung fort, und zwar zu der Zeit, wenn er

sich in ein offnes, fressendes Geschwür verwandelt hat.

Die Jauche des Krebses ist im Stande, wenn sie durch die Hauptgefäße einer gesunden Person eingesogen wird, dieselbe Krankheit hervorzubringen, indem sie die gesunde Feuchtigkeit der Drüsen in ein neues Gift verwandelt. Eheleute müßen daher allen genauen Umgang mit einander aufheben, wenn einer von ihnen diese Krankheit hat.

Die niederschlagende Leidenschaften, als Kummer, Gram u. s. w. scheinen einen großen Einfluß auf diejenigen Säfte zu haben, welche fähig sind sich in ein Krebsgift zu verwandeln. Die Menschen, die dieser Leidenschaften unterworfen sind, sind immer diejenigen, bei denen das eingedrungene Gift viel eher wirkt, als bei andern, und gleichsam unfehlbar sein Mittheilungsvermögen ausübt.

3) Der Grind des Kopfs. Es ist eine ansteckende Krankheit, und pflanzt sich durch Berührung fort. Die Hautfeuchtigkeiten des haarichten Theils des Kopfs, und vorzüglich diejenigen, welche in den Wurzeln der Haare enthalten sind, erhalten hier die Eigenschaft, die Krankheit andern Individuen mitzutheilen.

Um die Ansteckung zu vermeiden, muß man sich hüten, daß weder etwas von dem Staube des trocknen Grindes, noch von der Feuchtigkeit, welche mitten durch diesen Schorf durchschwitzt, auf den Kopf einer gesunden Person kömmt.

4) Die Krätze ist eine ansteckende Krankheit, die sich durch Berührung und Umgang, d. h. durch Kleider, mittheilt. Die Maßregeln zur Verhinderung der Ansteckung sind dieselbe, welche schon empfohlen sind. Man will auch bemerkt haben, daß die Hunde ebenfalls dieser Krankheit unterworfen sind; daher müßte man sich in diesem Fall hüten sie nicht zu berühren.

5) Flechte. — Die Flechte, welche sich nur als Flecken, oder als Hautabblätterung zeigt, ist durch Verzehrung der Oberhaut und durch eine gewiße Schärfe der Feuchtigkeit der Hautdrüsen entstanden, und ist nicht ansteckend. Man nennt diese die trockne Flechte.

Die fließende und eiternde Flechte hingegen ist würklich ansteckend, und pflanzt sich wie die Krätze fort.

6) Lungen-Schwindsucht. — Die eiterige oder ulcerose Lungenschwindsucht ist eine ansteckende Krankheit, in welcher das Gift vorzüglich mit dem Hauche des Athems vermischt ist. Es soll drei verschiedene Arten der Lungenschwindsucht geben, nemlich die ulcerose, die trockne oder knotige, und die schleimige. Die beiden letzten Arten verwandeln sich gewöhnlich in die erste, und nur erst alsdann ist die schleimigte und knotige mit einer ansteckenden Materie begleitet.

Nicht im Anfang der ulcerosen Lungenschwindsucht ist die Ansteckung zu befürchten, weil die Ansteckungsmaterie

Digitized by Google

nahe nicht eher erfolge, bis das aus gährende Fieber schon stark faul ist, und gleichsam faul ist, und folglich der Athem des Kranken schon einen gewissen Grad der Fäulniß erhalten hat.

Nun kann sich die Krankheit durch Einathmen der Luft, die mit dem Schwindsuchtsgifte geschwängert ist, fortpflanzen.

Indessen so leicht wird man nicht durch Kleidungen, Betten u. s. w. der verstorbenen Schwindsüchtigen angesteckt, als es viele Aerzte glauben, denn wir würden in diesem Fall weit mehrere Beispiele davon finden müssen. Dessen ungeachtet muß man aber sehr vorsichtig seyn, und vorzüglich nicht bei einer Person schlafen, die schon das dritte Stadium der Lungenschwindsucht hat, d. h. wo der Kranke eine große Menge äußerst stinkenden Eiter aushustet, faule Durchfälle und Schweiße hat, und im höchsten Grade entkräftet ist.

Es giebt so viele Ursachen, die diese Krankheit erzeugen können, daß man sich nicht wundern darf, wenn bisweilen einige Personen, die sich einige Zeit lang bei Lungenschwindsüchtigen aufgehalten haben, am Ende selbst von der Krankheit befallen sind, ohne daß sie von einer Ansteckung herrührt, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Ansteckung unter folgenden Umständen nur erfolgt.

Wenn nemlich die Krankheit ihren höchsten Grad erreicht hat.

Wenn eine gesunde Person den faulen Athem des Schwindsüchtigen gleichsam unmittelbar aus der Lunge bekommt, z. B. durch Küsse; daher bemerkt man auch vorzüglich unter Verheuratheten die Fortpflanzung dieser Krankheit.

Wenn die angesteckte Person eine Disposition zu dieser Krankheit hat, und das Einathmen des stinkenden Athems der lungenschwindsüchtigen Person mehrmal erfolgt. Da dieses Gift der Lungenschwindsucht nicht die Eigenschaft hat das Organ der Lunge zu verändern, so muß nothwendig die erforderliche Beschaffenheit, um die Mittheilung der Fäulniß in den gesunden Säften zu befördern, schon vor der Ansteckung vorhanden seyn.

Um das Verbreiten dieser Ansteckung zu verhindern, muß folgendes beobachtet werden.

Man muß sich hüten den faulen Athem dieser Kranken nicht vermittelst der Luft einzuathmen.

Da die aus der Lunge kommende Ansteckungspartikeln von fauligter Natur sind, so muß man sich des Essigs nach der empfohlenen Art bedienen. Durch diese sauren, fäulnißwidrigen Dämpfe kann man dem fauligten Auswurfe der Kranken viel von seinem Fortpflanzungsvermögen nehmen.

Dieses ist die kleine Gränze über die Mittel das Verbreiten ansteckender Krankheiten zu verhindern.

Es giebt noch Krankheiten, die man auch zu den ansteckenden rechnet, die es aber nicht sind, so lange sie einfach

sach bleiben; sind sie aber complicirt, d. h. mit andern Krankheitsmaterien verbunden, so können sie dieselbe sehr unterstützend seyn. Dies gehört aber nicht hier her.

Neue Erfindung.

Der Herr Pastor B. G. Beßler zu Wedtlenstedt und Wechelde, nahe bei Braunschweig, hat eine in ihrer Art sehr nützliche, einfache, wohlfeile, äußerst würksame, auch überall auf jeder gewöhnlichen Tenne ohne Veränderung des Gebäudes brauchbare Dreschmaschine erfunden, welche nicht höher (und an vielen Orten wohl nicht einmal so hoch) als 25 bis 30 Thl. zu stehen kömmt; auf mehr als eines Menschen Lebenszeit, was die Hauptstücke anbetrift, dauerhaft ist; — von jedem gewöhnlichen Zimmermann, Rademacher oder Tischler auf dem Lande, verfertiget; — durch eines einzigen Mannes, allenfalls auch 10jährigen Knaben Kraft, noch leichter aber durch ein Laufthier u. s. w. in Bewegung gesetzt werden kann. — Sie dreschet dabei in grösserer Geschwindigkeit zuverläßig sehr reine aus, als welches schon daraus abzunehmen ist, daß sie den Garben, während der Zeit zwei Dreschet ein jeder einmal zu schlagen, also nur 2 Schläge vollführen können, 24 wenigstens weit würksamere Schläge mittheilet; — sie verwirret das Stroh auch nicht einmal so viel als bei dem sonst gewöhnlichen Dreschen mit der Hand zu geschehen pflege; — anbei, aus, daß (nur eines einzigen Menschen bedürfenden) Antreibens ohngeachtet mit dessen vollkommensten Sicherheit aber auch erforderlichen größesten Thätigkeit, ununterbrochen fort; — stebet dabei zugleich das gedroschene Korn, (wenn man nemlich die alsdann noch um etwas wenniges vergrößernden Unkosten nicht achtet) größesten Theils vorläufig selbst durch; und misset es auch aus.

Die vollständigere Anzeige und Beschreibung dieser Maschine, welche der Erfinder auf Pränumeration und Subscription zu 5 Thl. in Golde herauszugeben entschlossen ist, sowenn nemlich eine hinlängliche Anzahl von Interessenten zusammen kömmt, widrigenfalls er aber die ganze Erfindung bis auf günstigere Zeiten unterdrücken wird) kann man im K. Ch. Intelligenzcomtoir, so wie bei dem Herrn Verfaßer selbst, oder auch bei mir unentgeltlich erhalten. Wer darauf pränumeriren will, kann sich von itzt bis zu Ende dieses Jahrs (entfernte Länder ausgenommen) entweder bei dem Erfinder unter der Adresse: „An den Herrn Pastor Beßler in Wedtlenstedt franco Braunschweig, oder, bei hiesigem K. Ch. Intelligenzcomtoir melden." Nahmen, Wohnort u. s. w. müßen deutlich angezeigt werden, weil solche der Beschreibung als wohlthätige

tige und edeldenkende Beförderer dieser so allgemein nützlichen Erfindung, vorgedruckt werden sollen.

Um indeß so viel als immer möglich allem Mißtrauen vorzubeugen, so steht es hier nicht nur ohnedem schon in eines jeden seinem eigenen Belieben, ob er pränumeriren oder subscribiren wolle, sondern es sollen auch deshalb die Subscriptionsgelder nicht eher erhoben werden, bis die Approbation der Maschine durch glaubwürdige Männer, welchen (unter obiger Voraussetzung nemlich) dieselbe demnächst in Natura vorgezeigt werden soll, öffentlich wird bekannt gemacht worden seyn.

Pränumerantensammler bekommen das 6te, bei noch größeren Sammlungen auch das 5te Exemplar frei; und jeder Interessent erhält nächst dem das Seinige mit der Post, von welcher der Verfaßer mit hiedurch zum voraus erbetener und durch das Subscribiren selbst stillschweigend gestehungter Erlaubniß eines jeden Subscribenten, sich diese Gelder, um ihnen und sich selbst Weitläuftigkeiten und Kosten zu ersparen, wird vorschießen lassen.

Edelmüthigen nicht zu weit von seinem Wohnorte entfernten Besitzern ansehnlicher Landgüter erbietet sich der Erfinder, nach Verlauf des obigen Termins auf seine eigene Kosten, eine für sie beständig brauchbare Maschine dieser Art unter seiner Aufsicht verrichten zu lassen, wenn sie gemüßigt dagegen auf ihr Ehrenwort ihm die bisher gehabten alljährlichen Dreschkosten anzeigen, und alsdenn mit den einjährigen Vortheil oder Ueberschuß, (nach Abzug der Dreschkosten mit dieser neuen Maschine) großmüthig als eine nicht unverdiente Belohnung bewilligen, und versprechen wollen.

Aus obigen ersiehet man also wenigstens doch so viel, daß es hier nicht die Absicht seyn könne, das Publikum hintergehen zu wollen: und erwägt man nun ferner noch, daß nach einem einmaligen Bekanntseyn dieser neuen Maschine der Erfinder selbst, den man hier nicht nur in dieser Rücksicht, sondern auch noch als Autor und Verleger zugleich betrachten muß, außer diesem ersteren Pränumerations- und Subscriptionsertrage, für sich und seine gewiß vielfältig gehabten und noch zu übernehmenden Bemühungen und Unkosten, weiter keine Vergütung, oder irgend einen andern Vortheil (wie doch wohl noch bei andern Büchern der Fall zu seyn pflegt) zu erwarten hat; so kann man nicht umhin, diese obigen Bedingungen, auch nur gegen Recepte von Befruchtungs- und Gährungsmitteln gerechnet, für sehr billig zu erklären.

Daher ihm auch recht viele Pränumeranten und Subscribenten zu gönnen und anzuwünschen sind.

Ich schließe diese Ankündigung mit folgender vielleicht hier nicht am unrechten Orte stehenden Anmerkung über Dreschmaschinen.

Man

Man hat schon längst verschiedene Dreschmühlen erfunden u. vorgeschlagen, um dadurch die Getreidekörner auf eine leichtere und wohlfeilere Art aus den Aehren und Bälgleinen zu bringen, wie durchs Dreschen mit Flegeln.

Die erste Dreschmühle soll 1670. zu Padvern in Curland gebauet seyn. Sie ist beschrieben in der breslauer Natur- und Kunstgeschichte, 1724. 8vo und in den aus diesen gemachten ökonomischen Sammlungen, I. S. 347. leipziger ökonom. Samml. I. S. 151. 781. III. S. 523. 801. Fischers liefländischem Wirthschaftsbuch S. 62.

Zu Erzen im Hannöverischen, zwischen Pyrmont und Swöbber, ist noch die 1700. unter Aufsicht des Oberamtmanns Vogts erbauete Dreschmühle im Gebrauch, mit welcher drei Personen so viel Getreide ausdreschen, als achtzehn andere in eben der Zeit mit Flegeln. Man bedient sich ihrer aber nicht beim Rocken, weil sie das Stroh zu sehr verderbt. Beschreibungen und Abbildungen findet man in Miscell. Berolinens. 1710. p. 326. Beyers Theatr. machin. molarium, welches den neunten Theil von Leupolds Theatr. machin. ausmacht, S. 116. Zinkens ökonom. Lexicon, Tab. 21. fig. 2. Valentini mus. museor. III. S. 75. Tab. 35. Den Fehler dieser Mühle suche Goldmayn zu verbessern, in den beslauer Sammlungen, S. 351.

Noch ertheilen folgende Schriften Nachrichten über Dreschmaschinen:

1) Flachat Untersuchung zur Beförderung der Handlung, Künste. — I. S. 310.

2) Schrebers neue Cameralschriften V. S. 351. wo die hasseldische Dreschmaschine beschrieben wird.

3) Bericht über die Erfindung einer neuen Dreschmaschine; aus dem Französischen. Frankf. am M. 1765. 8vo. Steht auch in Schrebers neuen Cameralschriften, V. S. 353.

4) Mengels kopenhagner Magazin, II. S. 771. wo C. D. Hesters Dreschmaschine abgebildet und beschrieben ist.

5) Kurzgefaßte Beschreibung verschiedener zu Kloster Bergen errichteten Maschinen, Leipzig 1772. 8vo. Physik. ökon. Bibliothek. III. S. 447. Der Consistorialrath Hähn hat diese verschiedenen Dreschmaschinen angegeben; eine mit einem Tretrade und mit Stempfen, eine andere mit einer kegelförmigen Walze. Letztere hat man noch jetzt in Kloster Bergen beibehalten, allein sie ist sehr kostbar und umständlich, mithin nicht für jeden Landeigenthümer ohne Ausnahme, oder allgemein brauchbar, zumal da das Stroh durch dieselbe zu sehr verwirrt und in Unordnung gebracht wird.

6) Die Dörr-Machin, [illegible] nebst den Nutzen [illegible] — Hannöversches [illegible]

Blies-

Blicherts Trozelius. Stockholm, 1754. 8vo.

7) Bailey's Advancement of arts pag. 95. wo des Engländers Eyers Windmühle, die zugleich drischt und mahlt, beschrieben wird.

8) Dänmarks og Norges oeconomiske. Magazin IV. p. 357. 365. 401.

9) Hannoverisches Magazin vom Jahr 1765. Stück. 49. S. 781. f.

In Asien und einem Theil von Afrika wird noch jetzt das Getreide ausgetreten. S. Abhandl. der schwedisch. Akademie XIII. S. 52.

Dreschwagen sind in einigen Gegenden von Schweden gebräuchlich. In Westmorrland z. B. wird fast allgemein ein solcher Wagen mit 18 eisernen Rädern, mit Nutzen zum Dreschen gebraucht. S. Abhandl. der schwedischen Akad. XVI. S. 270. XXIII. S. 220. XXXI. S. 236.

In Aegypten hat man ein Schlittengestell mit einigen Walzen, die einige erhabene Ringe haben. Abbildung und Beschreibung findet man in Niebuhrs Reisebeschreibung I. S. 151.

Hannover. G. F. Wehrs.

Bequeme Methode, Artischockenstöcke durchzuwintern.

Die Methode ist fast die nemliche, deren man sich, besonders unter den Landleuten bedienet, Kartoffeln, Rüben, Wurzeln u. s. w. in Gruben, oder sogenannten Kuhlen durch den Winter zu bringen. Wenn um Martini stärkere Nachtfröste einzufallen anfangen; hebet man die Artischockenstöcke, denen man bereits in den ersten trockenen Tagen des Octobers das Laub einer guten Handbreit über der Erde abgeschnitten hat, aus ihren Beeten; schüttelt die Erde umher ab; leget sie an einem luftigen Orte dünne auseinander, und läßt sie 24 Stunden abtrocknen. Hierauf nimt man ihnen alle gelbe oder angefaulte Blätter, schneidet auch alle etwa an den Wurzeln befindliche schadhafte Stellen rein aus, damit keine Fäulniß entstehe, die alle übrigen Stöcke inficiren würde, und überstreuet die ausgeschnittenen Stellen mit trockener Kreide. Wenn dieses geschehen ist, werden die Stöcke auf folgende Weise eingesandet.

Man läßt an einem hochgelegenen, Wasserfreien Orte, nach Maßgabe der zum Durchwintern bestimmten Stöcke, eine oder mehrere, etwa 5 bis 6 Fuß im Durchschnitte haltende Gruben 5 Fuß tief machen, die im Boden etwas enger als oben seyn müssen, um das Einschießen derselben zu verhindern. In diese setzet man die Stöcke aufrecht und ganz nahe an einander in wohl ausgetrockneten Sand, und zwar so, daß alle Pflanzen mit ihren

Digitized by Google

ihren Spitzen in gleicher Höhe daraus hervorragen. Alsdenn beleget man die Gruben mit Brettern, oder in Ermanglung deren mit guten haltbaren Vitsbohnenstrikeln, über welche man, so lange es nicht scharf frieret, Erbsenstroh, doch nicht zu dünne, streuet. So bald der Frost stärker wird, wird auf das Stroh Erde in Gestalt eines kleinen abschüßigen Hügels geworfen, auch etwa einen Fuß weit von der Grube rund umher eine Rinne aufgeworfen, um das Regen- und Schneewasser abzuleiten, das ohne diese Vorsicht sich leicht in die Grube ziehen und die Stöcke verderben könnte. Bei eintretenden wärmeren Tagen wird die Grube an der Sonnenseite ein wenig geöffnet, aber jeden Abend vor Sonnenuntergang wieder zugelegt und mit Stroh überdecket. Im Anfange des Aprils, nachdem die Witterung beschaffen ist, werden die Stöcke, die man alsdann schon im vollen Treiben finden wird, aus der Grube genommen, die daran befindlichen Ableger abgelöset, und in das für sie bestimmte Gartenland eingesetzet; auch die erste Zeit wegen ihrer zu großen Empfindlichkeit des Nachts mit darauf geworfenem Stroh gegen den Frost verwahret.

Auf gleiche Art lassen sich auch braune Kohlstöcke, die man zur Saat bestimmet hat, und mehr andere Gewächse sehr leicht durchwintern, und wer seine Kartoffelngruben auf diese Weise einrichtet, kann nicht allein ihre Aufbewahrung im Keller völlig entrathen, sondern auch, so oft er will, zu seinen Kartoffeln kommen, ohne mehr nöthig zu haben, als jedesmal die in der Bedeckung der Grube gemachte kleine Oefnung mit einem Bunde Stroh zu belegen, damit der Frost nicht hineindringe. Noch bemerke ich, daß man möglichst vermeide, die Gruben an solchen Orten anzulegen, die dem Nordwinde zu sehr ausgesetzet sind.

Eck. M. W. G. M.

Anfrage.

Wo findet sich ein hinlänglich deutlicher und vollständiger Unterricht über die Einrichtung einer Cameralregistratur?

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

62tes Stück.

Montag, den 3ten August 1795.

Nachricht von der ehemals in Deutschland blühenden Meistersängerzunft.

Nie hat es vielleicht eine günstigere Zeit für die Dichtkunst und Dichter gegeben, als die Zeiten der schwäbischen Kaiser für die deutschen Musen gewesen sind. Kaiser Friedrich der Rothbart liebte die Musen ungemein, zog eine Menge Dichter an seinen Hof, ehrte sie und belohnte sie auf das freigebigste. Mehrere andere mächtige Fürsten folgten seinem Beispiele, und brachten die Dichtkunst in Ansehen. Sie wurde zu den ritterlichen Uebungen der Leute von Erziehung gerechnet, und selbst Könige, Fürsten und Herren gaben sich mit der Dichtkunst ab, und lieferten wirklich poetische Werke, die zum Theil aufbehalten sind, und auch mit Recht aufbehalten zu seyn verdienen. Am höchsten stieg dieser Enthusiasmus für Dichter und Dichtkunst unter Friedrich dem Zweiten. Damals war die finstere Scholastik in die Zellen der ungesitteten Mönche verbannet; die angenehme Philosophie des Lebens hatte allgemein die Oberhand, Leutseligkeit, Großmuth, inbrünstige Liebe der Religion und des weiblichen Geschlechts, Liebe zu den Waffen und zu den Musen, waren die einzigen Vorzüge des Geistes und Herzens, die den Ausbund des deutschen Adels zierten. Dies war das glückliche goldene Jahrhundert des deutschen Minnegesangs. Aber mit dem vierzehnten Jahrhunderte nahm der Geist des Ritterwesens und Minnegesangs ein schleuniges Ende. Krieg und Fehden zerrütteten das halb aufgeklärte Deutschland, das Ritterwesen verwandelte sich aus seiner ersten ehrwürdigen Gestalt in Faustrecht und Räuberei, und so sank die Poesie. Sie kam aus den Händen der Großen und Edeln in die Hände des Pöbels, aus dem ehrwürdigen Orden der Minnesänger entstand die Meistersängerzunft, elender, hirnloser erbärmlicher Reimer, die ohne alles Genie, ohne Kenntniß von Poesie, Sprache und Silbenmaaß, Verse auf ihre Gesangsweisen machten, und nach Inhalt ihrer Privilegien, ein Recht hatten, ihre Verse

Digitized by Google

öffentlich abzusingen. Da diese Periode der Meistersinger einen Zeitraum von mehrern Jahrhunderten in der Geschichte der deutschen Dichtkunst einnimt, in welchem die erhabenste, edelste aller Künste auf das jämmerlichste gemißhandelt wurde, so ist es doch wohl der Mühe nicht ganz unwerth, zu untersuchen, wie diese Art von Barbarei so lange dauern konnte. Der wichtigste Grund hievon ist freilich die oben angeführte Verwilderung der deutschen Sitten, die mit dem vierzehnten Jahrhunderte anfing, und bis an die Zeiten der Reformation fortdauerte. Wie war es bei der allgemeinen Barbarei, die damals im ganzen deutschen Reiche herrschte, bei der Knechtschaft, unter welcher Aberglaube, Bigotterie und geistlicher Zwang ganz Europa gefesselt hielt, möglich, daß irgend ein Genie aufkeimen und eine Kunst blühen konnte, zu deren Flor eine vernunftige Freiheit ganz unumgänglich nothwendig zu seyn scheint. So lange also der Druck nicht aufhörte, unter welchem die Vernunft in einem Todtenschlafe darnieder lag, so lange war es unmöglich, daß sich irgend eine Kunst aus ihrer jämmerlichen Situation erheben konnte; und so blieb auch die Dichtkunst im Stande, zu einem Handwerke erniedriget. Diese handwerksmäßige Verfassung aber war hernach selbst schuld, daß sich unsere deutsche Poesie nicht sogleich erheben konnte, da die Reformation in allen andern Stücken ein so wohlthätiges Licht über Deutschland zu verbreiten anfing. Gerade damals stand die Meistersängerzunft in ihrer besten Blüte, hatte sich fast in allen Städten eingenistet, und eben das Zunftmäßige erlaubte nicht, daß der bessere Geschmack auch in die Werke der Dichter, die noch lange bloße Reimschmiede ohne Saft und Kraft blieben, eindringen konnte; so wie uns die beständige Erfahrung noch immer lehrt, daß bei allen den Dingen, welche handwerksmäßig und nach hergebrachten alten Zunftgesetzen behandelt werden, Verbesserungen schwerlich Eingang finden. —

Von den Lehrsätzen und der ganzen Verfassung der ehemaligen deutschen Meistersängerzunft, hat Joh. Chr. Wagenseil a), die vollständigste Nachricht gegeben. Da sein Buch aber theils nicht sehr häufig mehr vorkommt, theils auch darin viele Dinge, die ganz und gar nicht zur Sache gehören, denjenigen, welcher sich über diesen Gegenstand zu belehren wünscht, ermüden mögten, so wollen wir hier das Wesentlichste über die Meistersängerzunft aus Wagenseils Buche herausziehen, und so einen Beitrag zur Geschichte unserer deutschen Dichtkunst liefern, der ihren Liebhabern nicht ganz unwillkommen seyn wird.

Man

a) De Germaniæ Phonascorum vulgo dictorum Origine, Præstantia, variisque Artis & Instituti. Altdorf. 1697. (4.)

Meistersänger,

Man darf die Meistersänger nicht mit einer gewissen andern Art von Dichtern verwechseln, die seit undenklich alten Zeiten vornemlich zu Nürnberg im Gange waren, und Spruchsprecher hießen. Ein solcher Spruchsprecher, der wirklich von der Obrigkeit in seinem Amte bestätiget war, pflegte bei Hochzeiten geringer Leute, wenn die Hochzeitsgäste bei Tische saßen, vor der Gesellschaft aufzutreten, und eine lange gereimte Rede (Spruch) zum Lobe des Brautpaars, zu halten. War diese Rede geendiget, so stand es alsdann den Gästen frei, dem Spruchsprecher eine Materie aufzugeben, worüber dieser alsdann aus dem Stegereif einen Reim hersagen mußte. Man disputirte sich darüber, und der Spruchsprecher erhielt für seine Mühe von jedem der Gäste ein kleines Geschenk an Gelde. Diese Spruchsprecher machen aber keine Zunft aus, und waren ohne alle Verbindung untereinander. In Nürnberg war das Spruchsprechen ein öffentliches Amt, welches nur einer, der darin vom Rathe bestätiget war, verwaltete. Die Meistersänger hingegen, die sich hauptsächlich nur in gewissen freien Reichsstädten in ziemlich großer Anzahl befanden, machten ein ordentliches, von den Kaisern und der Stadtobrigkeit approbirtes Collegium, eine ordentliche Zunft aus.

Spruchsprecher und Meistersänger unterschieden sich auch selbst durch ihre poetischen Arbeiten gar sehr von einander. Jene extemporirten bloß, wie die Improvisatori der Italiäner, ohne sich an gewisse Gesetze und Regeln zu binden. Diese aber machten ihre Verse mit Ueberlegung, und durften ihre Regeln nicht übertreten.

Die Spruchsprecher hatten keinen andern Endzweck bei ihren Reimen, als, die Leute zu belustigen, und Possen zu reissen, fanden sich daher bei Hochzeiten und Gelagen ein, wo sie ihre Sprüche fürs Geld oder für einen freien Trunk machten. Die Gesänge der Meistersänger aber hatten einen höhern moralischen Endzweck, und waren immer ernsthaften und meistens religiösen Inhalts.

Jene erlaubten sich oft eine fescenninische Frechheit und beissende Ausfälle auf Hohe und Niedrige, Geistliche und Weltliche, weswegen ihnen auch in verschiedenen Reichsconstitutionen Einhalt gethan wurde. Z. B. in Carls V., Ordnung und Reformation guter Policei (Augsp. 1548.) heißt es im 25. Art. ausdrücklich:

„Nachdem auch mancherlei leichtfertig Volk befunden, die sich auf Singen und Sprüch geben, und darinn den Geistlichen und Weltlichen Stand verächtlich antasten, und zu beyden Seiten gefaßt: sind sie bey den Geistlichen, singen sie von den Weltlichen, und hinwiederumb bey den Weltlichen von den Geistlichen, welches zu Zwiespalt und Ungehorsam gereichet; Ist unser ernstlich Befehl und Meynung,

nung, wo sie betreten, daß sie von der Obrigkeit bestraft werden sollen. Doch wollen wir diejenigen, so Meistergesang singen, hierinn ausgeschlossen haben."

Die Spruchsprecher trugen ihre Sprüche gewöhnlich ohne Gesang vor, und wenn sie sangen, so bedienten sie sich immer ein und ebenderselben Melodie, auf welche alle ihre Sprüche passen mußten. Die Meistersänger hingegen ließen sich nie anders als singend hören, und zwar in vielen und mancherlei Tönen (Melodien) deren jeder seinen besondern Namen hatte, z. B. Rosenton, Hohenberg-Weiß u. a.

Übrigens standen die Spruchsprecher nie in sonderlicher Achtung bei den Vornehmern, sondern sie buhlten nur um den Beifall des Pöbels, und hielten sich nur an die niedere Volksclasse. Die Meistersänger aber waren auch bei Vornehmen und Standespersonen geachtet, und selbst gebildete und gelehrte Männer hielten es nicht unter ihrer Würde, sich auf den Meistergesang zu befleißigen.

Die Meistersänger rühmen sich eines sehr alten Ursprungs, und gewisser Privilegien und Freiheiten, womit bereits Kaiser Otto I. ihre Genossenschaft begnadiget haben soll, die ihnen auch hernach auf dem Reichstage zu Mainz bestätiget und vermehrt worden wäre. Mainz war lange Zeit gleichsam die Schule und der Sammelplatz der Meistersänger, und die Niederlage der Privilegien, Insignien und des Wappenbriefes ihrer Genossenschaft, welchen ihr Kaiser Carl V. ertheilt haben soll. Nächst Mainz haben sie besonders in Nürnberg und Straßburg sehr florirt. In Straßburg soll ihre Genossenschaft ein Capital von mehr als 1900 Gulden besessen haben, welches zur Unterhaltung der Kunst angelegt, und nach und nach immer noch vergrößert worden seyn soll. Den größten Flor hatte die Meistersängerkunst zur Zeit der Reformation erreicht; damals lebte wenigstens das größte, und vielleicht einzige Genie, welches diese Zunft aufzuweisen hat, der dem Namen nach allgemein in Deutschland bekannte poetische Schuster: Hans Sachs; dieser bezeigte von Jugend an große Lust und wirkliches Genie zur Poesie, wandte auch unter Anleitung eines Nürnbergischen Meistersängers Leonhard Nunnenbeks unermüdeten Fleiß auf diese Kunst, wodurch er es so weit brachte, daß er alle vor ihm gewesenen und nachfolgenden Meistersänger bei weitem übertraf b). Auch wird ihm, in Ansehung der Fruchtbarkeit seiner Muse nicht leicht ein Dichter gleichkommen. Er rechnet selbst in seiner Lebensgeschichte,

b) Er hat seine Lebensgeschichte selbst geschrieben. Vollständig aber, und mit vielem Eifer für die Ehre des Dichters, hat sie Ranisch (Altenburg 1765.) ausgearbeitet.

Digitized by Google

schichte, daß er 6048 große und kleine Gedichte geschrieben habe, und nach dieser Lebensgeschichte hat er noch mehrere verfertiget. Nach seiner Handschrift sollen seine Arbeiten 34 Folianten betragen haben c). Verschiedene seiner geistlichen Lieder sind lange in den Kirchen gesungen worden, und an einigen Oertern noch jetzt im Gebrauch.

Die Meistersänger hatten gewisse festgesetzte Lehrsätze der Prosodie, des Versbaues, Reims, des Inhalts und Vortrags ihrer Gesänge, die ein jeder genau befolgen mußte, widrigenfalls er jeden dagegen laufenden Fehler mit einer Strafe büßen mußte. Der ganze Inbegriff dieser Lehrsätze wird die Tabulatur der Meistersänger genannt. Man hat einige solche Tabulaturen gedruckt, als:

„Adam Puschmanns von Görlitz gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs, darinnen begriffen alles, was einem jeden, der sich Tichtens und Singens annehmen will, zu wissen vonnöthen. Und wie die Art und Eigenschafft der Versen oder Reimen, Thön und Lieder zu erkennen sey, zusamt der Tabulatur und beiderlei Strafartikeln ꝛc. Görlitz 1572."

Imgleichen:

„Kurtze Entwerfung des Teutschen Meister-Gesangs allen dessen Liebhabern zu guten, wolmeinend hervorgeben, und zum Druk verfertigt, durch gesampte Gesellschaft der Meister-Singer in Memmingen. Stuttgart 1660."

Außer den Vorschriften über die Prosodie und den Reim, enthielt die Tabulatur auch eine Warnung vor denjenigen Fehlern, welche als strafbar vermieden werden mußten. Wir wollen nur einige davon anführen.

Ein Fehler war es, wenn wider die hochdeutsche Sprache verstoßen wurde, so wie diese in Luthers Bibelübersetzung und in Canzleien üblich war. Falsche, abergläubische, schwärmerische, unchristliche Lehren, Geschichten, Beispiele und unzüchtige Worte, überhaupt alles, was der christlichen Religion, den guten Sitten und der Ehrbarkeit zuwider lief, war ein grober Fehler, und derjenige, welcher darin verfallen war, wurde wohl aus der Zunft gestoßen.

Unrichtiges, ungrammatisches Latein, wenn es auch nur gegen die Regeln der Prosodie gebraucht wurde, war ein strafbarer Fehler. Ueberhaupt mußten lateinische Wörter, zumal wenn die Sache durch deutsche eben so gut ausgedrückt werden konnte, vermieden werden.

Beim Absingen des Meistergesanges selbst war es fehlerhaft und strafbar, wenn einer den Gesang nicht im richti-

c) S. Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten. S. 81. f.

Digitized by Google

richtigen Tone, entweder zu hoch oder zu niedrig anfing, so, daß er mit der Stimme nicht ausreichte, und noch einmal anfangen mußte; ferner, wenn einer die Melodie verfehlte, verwechselte, mit andern Manieren und Auszierungen vortrug, als der Meister vorgeschrieben hatte, und sie dadurch unkenntlich machte, oder, wenn einer im Text oder in der Melodie irre ward, welches leicht möglich war, da alles auswendig, ohne Buch gesungen werden mußte, u. dgl. m.

Wer ganz ohne Fehler sang, so, daß gar nichts an ihm getadelt werden konnte, das hieß: glatt singen.

Wer eine neue Melodie erfinden oder componiren wollte, mußte sich befleißigen, daß er dabei original blieb, und nicht in die Melodien anderer Meister hineingerieth. Eine solche neue Melodie mußte der Verfasser zum erstenmal selbst vortragen; fand sie Beifall und ward sie bewährt gefunden, so durfte ihr der Componist einen ehrlichen Namen geben, und zwei Gevattern dazu bitten; auch mußte er drei Strophen Text über eine aufgegebene Materie dazu liefern. Alsdann wurde das Lied mit des Dichters Namen, Datum und Jahrszahl zum Andenken in das Meistersingerbuch eingetragen.

Zu gewissen Zeiten wurde die Tabulatur in der Zeche abgelesen, und wenn Jemand etwas nicht gehörig verstand, so wurden ihm die nöthigen Erläuterungen darüber gegeben.

Wer die Tabulatur noch nicht völlig inne hatte, hieß ein Schüler, wer sie vollkommen verstand und wußte, ein Schulfreund. Wer nach andern Melodien Lieder verfertigte, wurde ein Dichter, wer aber selbst eine Melodie componiren konnte, ein Meister genannt. Alle aber, die in der Gesellschaft oder Zunft eingeschrieben waren, hießen Gesellschafter.

Zu Nürnberg hielten die Meistersänger in der Kirche Sonntags nach geendigtem Gottesdienst, so oft es ihnen beliebte, ihre sogenannte Singeschulen, wozu die Vorsteher die sämtlichen Gesellschafter durch den jüngsten Meister einladen ließen. Keiner durfte, ohne gültige Entschuldigung davon wegbleiben. Durch öffentlich angehängte Tafeln und gedruckte Zettel, ward der Tag der Singeschule, und was darin vorgenommen werden sollte, angezeigt, damit jeder, der daran Theil nehmen wollte, dabei erscheinen konnte. Man zahlte ein beliebiges Entreegeld in eine Büchse, die an der Thüre von einem Meistersänger präsentirt wurde, und der Betrag dieser Einnahme ward zu den Unkosten und Gewinnsten verwendet.

In der Kirche war bei dem Chore ein niedriges Gerüst (Gemerk) erbauet, worauf ein Tisch und Bänke gestellt waren. Dieses Gerüst war mit Vorhängen umzogen, so, daß man nicht sehen konnte, was dahinter

ten verging. Auch war nicht weit davon ein kleines Catheder (Singestuhl) errichtet, auf welches der, welcher ein Meisterlied absingen wollte, sich setzte.

Der Anfang wurde mit dem sogenannten Freisingen gemacht, d. h. es stand Jedermann, auch Fremden, frei, aufzutreten und ein Lied abzusingen, wozu der Stoff nicht einzig und allein auf die heilige Schrift eingeschränkt, sondern auch weltliche Gegenstände zu besingen erlaubt war. Doch konnte bei dem Freisingen kein Preis gewonnen werden, der Sänger mußte sich, und wenn er seine Sache auch noch so gut machte, bloß mit der Ehre begnügen.

Nach geendigtem Freisingen ward von den sämtlichen Meistern ein Lied angestimmt; und hierauf ging erst das eigentliche Hauptsingen an, zu welchem der Stoff lediglich aus der Bibel genommen seyn mußte. Der Sänger mußte daher, ehe er anfing, das Buch und Capitel anzeigen, aus welchem er den Gegenstand seines Liedes entlehnt hatte.

Die Vorsteher der Zunft, oder sogenannten Merker, deren gewöhnlich viere waren, saßen in dem Gemerk hinter dem Vorhange, und gaben nun genau auf den Gesang Acht. Der eine schlug die Stelle in der Bibel auf, über welche das Lied gemacht war, und bemerkte, ob das Lied mit dem Inhalt der Schrift und mit Luthers Worten übereinstimme. Ein anderer hatte darauf zu achten, ob im Liede alles den Gesetzen der Tabulatur gemäß sey. Der dritte schrieb die Endsilben eines jeden Verses auf, um zu erfahren, ob alles richtig gereimt sey; der vierte endlich gab auf die Melodie und den richtigen Vortrag derselben Acht. Während des Singens mußte die tiefste Stille beobachtet werden, damit weder der Sänger noch die Merker in ihren Geschäften gestört wurden.

Hatten nun alle Sänger nach der Reihe ihre Gesänge geendiget, so wurden sie von den Merkern, vor welchen nun die Vorhänge weggenommen wurden, censirt. Fand sichs, daß zween oder mehrere gleich gut bestanden waren, so mußten diese noch besonders unter einander um die Wette singen (um den Preis gleichen) bis einer sich vor allen den Vorzug erwarb. Alsdann wurden die Gewinnste ausgetheilt. Der Uebersinger, oder der es am allerbesten gemacht hatte, erhielt zu Nürnberg eine lange silberne Kette, die mit vielen nach und nach daran geschenkten Pfenningen geziert war. Hans Sachs hinterließ der Gesellschaft zu diesem Behuf eine Schnur, an welcher drei silberne Medaillons hingen. Weil auf einem dieser Medaillons David mit der Harfe abgebildet war, so nannte man diese Schnur den König David, und denjenigen, welcher diesen Gewinnst davon

Digitized by Google

von trug, den König Davids Gewinner.

Der zweite Gewinnst, oder das Accessit, bestand bloß in einem von Seide gemachten Kranz. Der Ueberfinger hatte das Vorrecht, bei der nächsten Singeschule mit im Gemerk sitzen zu dürfen, um die Merker, wenn diese vielleicht etwas überhörten, zu erinnern. Der Kranzgewinner mußte bei der nächstfolgenden Singeschule an der Thüre stehen und das Geld einnehmen.

Ein und eben derselbe Text nach einerlei Melodie abgesungen, konnte in einem Jahre nur einmal den Preis erhalten; ward er aber nach mehreren verschiedenen Melodien abgesungen, so konnte er auch mehemals gewinnen. Mehrere Lieder durften in einerlei Melodie nicht auf einander folgen.

Die Merker mußten nach der strengesten Unpartheilichkeit richten. Daher durfte ein Merker, dessen Vater, Bruder, Sohn oder Vetter sang, sein Amt nicht verwalten, sondern ein anderer, der mit dem Sänger in keiner solchen Verbindung stand, trat so lange in die Stelle des Merkers.

Der Schluß folgt künftig.

Antwort auf die Anfrage im 58ten Stück des neuen hannöverischen Magazins von d. J.

Vitallier, Vittallier und Vittallien-Broder, war im 14ten und 15ten Jahrhundert die Benennung des Soldaten und Landknechts. Mit der Zeit aber wurde mit diesen Namen ein liederlicher Landsknecht, marodirender Soldat, Räuber, Seeräuber ꝛc. belegt. So heißts in Renners Chronik unter dem J. 1407.: „Und wolden den Vitalliern in Budjader Lande öhre Schepe tho houwen und verbrennen. De Vittallier wehren Seerovers und deden grauwsamen Schaden.“ — Keno Okken, Häuptling zu Broke, in Ostfriesland, verspricht den Hanseestädten, die Vittallien-Brüder und Seeräuber in seinem Lande nicht zu dulden und zu hausen, sondern sie zu verfolgen und auszurotten. A. 1400. in Sünte Matthies Dage: Ick wil und schal van my laten alle de Vitallien Broder, old und jung, de ick bet to desser tyd hebbe, unde de ick an mynen Sloten, unde in mynen Gebeden gheleidet hadde ꝛc.“ S. Versuch eines Bremischniedersächsischen Wörterbuchs, 1. Th. S. 383. Und Frisch Wörterbuch unter Vitalian.

F—g.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

63tes Stück.

Freitag, den 7ten August 1795.

Nachricht von der ehemals in Deutschland blühenden Meistersängerzunft.

(Schluß.)

Wer in die Zunft oder Genossenschaft aufgenommen seyn wollte, mußte natürlich vorher in der Kunst unterrichtet seyn. Er begab sich zu dem Ende zu einem Meister, der sich eine Ehre und Vergnügen daraus machte, ihn ganz umsonst zu unterweisen. Hatte der Lehrling sich gut gehalten, die Lehrsätze und eine ziemliche Anzahl von Tönen begriffen, so ward er auf der Zeche, wo die gewöhnlichen Zusammenkünfte gehalten wurden, der Gesellschaft durch den Lehrmeister vorgestellet, mit der Bitte, ihn in die Zunft aufzunehmen. Die Merker stellten alsdann ein ordentliches Examen an, ob der Candidat ehrlicher Geburt, von guten Sitten und Charakter sey, und ob er die Singeschule gehörig besucht habe. Auch ward er über alle Lehrsätze der Kunst befragt, und mußte zur Probe singen. Wurde der Candidat von der Gesellschaft approbiert, so nahm man ihn auf, wobei er sich zu folgenden vier Punkten verpflichten mußte: 1) daß er bei der Kunst beständig bleiben und fest darauf halten wolle. 2) Daß er, wenn er irgendwo von der Kunst oder der Gesellschaft nachtheilig oder spöttisch reden hörte, sie vertheidigen, und nichts auf sie kommen lassen wolle. 3) Daß er mit den Gesellschaftern einträchtig und friedlich leben, sie vor Schaden warnen, ihnen in allen Leibesnöthen helfen, ihr Gut und Nahrung bessern und behüten, alles Gute von ihnen reden, und wenn von einem übel gesprochen würde, ihn entschuldigen und vertheidigen wolle. 4) Daß er kein Meisterlied oder Ton auf öffentlicher Gasse, oder bei Gelagen, Gastereien und andern üppigen Zusammenkünften, oder im Rausche singen wolle.

In den ältesten Zeiten der Meistersängerschaft hatte man auch die Gewohnheit, den Novizen, wie bei der Taufe, mit Wasser zu begießen; nach und nach wurde das aber abgeschafft.

Digitized by Google

Hatte sich ein Sänger eine Zeitlang auf den Singeschulen mit Beyfall hören lassen, und sonst eine untadelhafte Aufführung beobachtet, so konnte er alsdann um die Freisung anhalten, d. h. auf öffentlicher Singeschule freigesprochen, und für einen Meister erklärt zu werden. Dies geschah ebenfalls nach einer gewissen vorgeschriebenen Form, fast wie bei andern Handwerken. Derjenige, welcher losgesprochen seyn wollte, sagte erstlich seinen Gruß her, und bat um die Lossprechung. Der Meister, der ihn vorstellte, legte ihm darauf verschiedene Fragen vor, die er nach dem bestimmten Formular beantwortete, und sodann sprach ihn der Meister los, und krönte ihn mit einem Kranz. Doch mußte der neue Meister vor dieser Krönung sein Meisterstück ablegen, welches darin bestand, daß er in voller Versammlung die sogenannten vier gekrönten Töne absingen mußte.

Nach gehaltener Singeschule pflegte die Gesellschaft der Sänger eine ehrbare, ehrliche und friedliche Zeche zu halten. Dabei mußte ein jeder zur Verhütung alles Unheils sein Gewehr von sich legen, auch war alles Spielen, unnützes Gespräch und unmäßiges Trinken verboten. Man unterhielt sich hier ebenfalls mit Singen, und ein Kranz war der Preis dieser Wettgesänge. Um Geld oder Geldeswerth zu singen, war verboten. An den Tisch, wo die Merker saßen, durfte sich kein anderer ohne besondere Erlaubniß setzen. Derjenige, welcher in der Singeschule den Kranz gewonnen hatte, mußte in der Zeche aufwarten und die andern bedienen. Jeder Gewinner erhielt in der Zeche noch eine Belohnung von 20 Groschen, und die Merker 20 Kreutzer. Die Zeche wurde von dem Gelde, was bei der Singeschule eingenommen war, bezahlt, und reichte das nicht zu, so mußte der Abgang aus der gemeinschaftlichen Casse zugelegt werden.

Wenn ein Meistersänger starb, so waren alle Gesellschafter verpflichtet, ihn zu Grabe zu begleiten. War es ein Merker, so stimmte die ganze Gesellschaft beim Grabe ein Lied zu Ehren des Verstorbenen an.

Göttingen. Fr. M.

Einige historische Nachrichten von den hessischen Baumschulen.

Unter die vielen guten Anstalten, welche von Zeit zu Zeit in Hessen gemacht werden, um die Industrie seiner ohnehin betriebsamen Bewohner noch mehr zu beleben, und die Nahrungswege zu vermannigfaltigen, gehören ohne Widerrede seine Baumschulen. Wer den ersten Gedanken

danken dazu gegeben hat, habe ich, alles Nachforschens ungeachtet, nicht ausfindig machen können. Aber sicher verdiente der Mann, der diese Idee von den öffentlichen Baumschulen zuerst in Umlauf zu bringen suchte, wegen ihres vielfachen Nutzens, der sich in der Folge noch mehr verbreiten wird, eine Ehrensäule.

Ich übernehme es hier nicht, eine Anleitung zu geben, wie solche öffentliche Baumschulen anzulegen sind: ich werde mich hier bloß damit begnügen, einige historische Nachrichten von den hessischen Baumschulen folgen zu lassen, weil ich billig voraussetzen darf, daß jeder, der dergleichen auf den Gemeinheiten der Städte oder Dörfer unternehmen will, sich vorher mit allen dabei eintretenden Umständen bekannt machen werde, um sich durch keine Hindernisse, welche sie auch seyn mögen, abschrecken zu lassen. Also nur ein Wink für den, der auf Betriebsamkeit seiner Mitbürger würken kann und will.

Es sind nunmehr beiläufig 50 Jahre, wie die Anlegung der Baumschulen in Hessen durch eine Landesverordnung zuerst befohlen wurde. Seit dieser Zeit ist diese Verordnung mehrmals wiederholt, und in Erinnerung gebracht worden. Um dieser so heilsamen Sache mehr Eingang zu verschaffen, und eine größere Ausdehnung zu geben, setzt die hessencasselische Gesellschaft des Ackerbaues ꝛc. auf die Anpflanzung der meisten Bäume jährlich Preise aus; und damit jeder Unterschleif unmöglich gemacht wird, müssen diejenigen, welche sich um den Preis bewerben, ein Verzeichniß der angepflanzten Bäume an den Landrath des Distrikts eingeben, der, nach vorgängiger Besichtigung, ein Attestat über die wirkliche Anzahl der angegangenen jungen Bäume ausstellt. Dieser Vorsicht ungeachtet, fehlt es gleichwohl nicht an Versuchen, wodurch man sich den Preis hat erschleichen wollen.

Nach der weiter oben angeführten Verordnung, ist jedes Dorf verbunden, eine Baumschule auf einem der Gemeine zugehörigen Platze anzulegen, und aus ihren Mitteln einen eigenen Baumgärtner darauf zu halten. In der Herrschaft Schmalkalden ist dieser Umstand eben nicht sehr in Ausübung gekommen, denn gegenwärtig ist daselbst nur ein Dorf, welches seine Baumschule und seinen Baumgärtner unterhält. Inzwischen muß man den Bewohnern der Herrschaft Schmalkalden doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie in der Anziehung der Obstbäume sowohl als auch anderer Bäume gegen das übrige Hessische gar nicht zurück sind. Nicht leicht wird man einen Gemeinplatz finden, der nicht bepflanzt wäre. Selbst an denjenigen Oertern, welche ihrer kalten Lage wegen sich sehr selten auf Obst Rechnung machen können, trift man wenigstens solche Obstarten an, die in günstigen Jahren zur Reife gelangen. Die Kirsche ist überhaupt diejenige

Digitized by Google

Baumfrucht, welche um Schmalkalden auf den Gemeinheiten und an den Rainen zwischen den am Berge gelegenen Aeckern am häufigsten gebauet wird. Sie findet in der volkreichen Stadt, wo so viele Feuerarbeiter wohnen, und denen nichts zu theuer ist, wenn es nur den Gaumen kitzelt, beständig Abnehmer, und gewähret vielen Menschen Nahrung und Unterhalt. Dieses gehet nemlich so zu. Jeder, der einen solchen Baum oder auch mehrere auf die Gemeinheiten der Stadt Schmalkalden anpflanzt, ist Eigenthümer davon, und kann diese Bäume in der Folge entweder verkaufen oder selbst benutzen. Gemeiniglich werden diese Kirschenbäume, wenn sie Früchte tragen, an besondere Personen verpachtet, die davon ein eigenes Gewerbe machen. Diese bauen sich dann, so bald die Kirschen sich zu röthen anfangen, eine Hütte, beziehen sie mit ihrer Familie, und verlassen sie nicht eher, bis die Ernte gehalten ist. Der vielen Kirschenbäume um Schmalkalden ungeachtet, lohnen sie dennoch dem Eigenthümer seine Mühe reichlich, denn es ist gar nichts ungewöhnliches daselbst, daß vier bis fünf Kirschenbäume um 10 und mehrere Thaler verpachtet werden.

Keine Gegend in ganz Hessen zeichnet sich in der Baumzucht so sehr aus, als die Gegend am Werrastrom. Aber auch keine Gegend hat in dieser Hinsicht eine so glückliche Lage als die Städte **Wanfried**, **Eschwege**, **Allendorf** und **Witzenhausen**. Unter ihnen behauptet letzteres, wegen seines großen Verkehrs, den es mit Kirschen von allen Arten, mit Weintrauben, Abrikosen, Zwetschen und Roßmarin nach Cassel, Münden und Göttingen hat, den ersten Rang. Ein sachkundiger Mann, der eine sehr genaue Kenntniß davon haben konnte, versicherte mich, daß Witzenhausen vorigen Sommer für den einzigen Artikel Kirschen gegen 2000 Thl. aus dem Auslande gezogen hätte. Die übrigen drei Städte können zwar wegen ihrer größern Entfernung von Münden und Göttingen, keinen so vortheilhaften Handel mit dem grünen Obst machen; indessen ist der Verkehr mit getrocknetem Obst gar nicht unbedeutend, wozu ihnen die Werra mütterlich die Hand bietet. Man trift in diesen Gegenden das feinste Kern- und Steinobst an: Doch schränkt man sich daselbst nicht lediglich auf sogenanntes Tafelobst ein, sondern zieht auch diejenigen an, welche im Hauswesen von mannichfaltigem Gebrauche sind. Zu diesen letztern rechne ich die Essigbirn, welche in der Gegend von Witzenhausen wegen ihres vorzüglichen Nutzens zu Essig in Menge angebauet wird. Wer von dieser Essigbirn nähre Belehrung zu haben wünscht, wende sich an den von Stockhausischen Hrn. Verwalter Merker zu Dankelshausen

sen im Amte Münden; einen eben so geschickten als thätigen Landwirth.

Zwei Stunden unter Münden liegt am jenseitigen Ufer der Weser das hessische Dorf Beckerhagen, das ich in dieser fragmentarischen Geschichte von den hessischen Baumschulen nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Dieses Dorf unterhält gegenwärtig drei Baumschulen, worin man gegen 12000 Stämme von ihrer Kindheit an bis zu dem Alter, wo sie verpflanzt werden können, antrift. Voriges Jahr löfete dieses Dorf etliche siebenzig Thaler für Obst; diese Summe würde um ein ansehnliches stärker ausgefallen seyn, wenn nicht der harte Winter von 1789. so viele tragbare Bäume vernichtet hätte. Die Unterhaltung dieser weitläuftigen Baumschulen ist freilich im Anfange mit Mühe und Kosten verknüpft; allein, sie werden sich in der Folge ganz gewiß verinteressiren. Diese schönen Baumschulen verdanket Beckerhagen seinem jetzigen Gresen Heisterhagen, der desfalls vor einigen Jahren die Ehre hatte, von der casselschen Ackerbaugesellschaft mit einer Denkmünze (Medaille) beschenkt zu werden.

Rothehütte bei Elbingerode.

J. C. Quantz,
Eisenhütten-Gehülfe.

Ueber den großen Anfangs- oder Versalbuchstaben.

(Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Orthographie.)

Es ist keine einzige Sprache, welche in ihrer Orthographie, einen häufigern Gebrauch von den großen Buchstaben macht und gemacht hat, als eben unsere deutsche Schriftsprache. Die Schriftzeichen des deutschen Abecees, sind bekanntlich aus den von den Römern entlehnten lateinischen Buchstaben entstanden. Jedes Jahrhundert änderte daran, theils aus Mode und Geschmack, theils aber auch und vorzüglich durch Schön- und Geschwindschreiberei, etwas an den Zügen und Gestalten. Hieraus sind endlich die Zeichen gebildet, welche wir Current- (das heißt: zusammenlaufende) und diejenige, welche wir Fractur- (das ist: abgebrochene) Schrift, nennen. Im deutschen und nachher auch im holländischen, schwedischen und dänischen Druck, hat man seit der Erfindung der Buchdruckerkunst im 15ten Jahrhunderte, diejenige eckige Schrift ausgebildet, welche seit dem 13ten Jahrhunderte, von den Mönchen, (welche in jenen Zeiten fast allein des Schreibens kundig waren) zu den Abschriften der Bücher, am häufigsten gebraucht wurde, und daher den Namen

Digitized by Google

men der Mönchsschrift erhielt a). Ganz mit Unrecht und unverdienter Weise will man unsere jetzigen deutschen Buchstaben, mit dem Namen der gothischen verächtlich machen, denn diese sind sowohl in den Schriftzügen, als auch in ihrer Entstehung, sehr von den unsrigen unterschieden b).

Alle alte Sprachen hatten nur einerlei Schriftzeichen, und die kleineren sind erst späterhin von den Abschreibern gebildet. Der großen Stammbuchstaben bediente man sich dann nur bei dem Anfange der Zeilen oder Verse, so, daß in den feierlichen Schriften, Diplomen u. dgl. die ganze erste Zeile, und in den Büchern das Anfangswort entweder ganz oder zum Theil, oder auch nur im ersten Buchstaben, groß geschrieben wurde. So gebrauchte man die grossen Buchstaben im Anfang der Sätze und der Verse in Gedichten, bei allen eigenen Namen, und auch wohl bedeutlichen Würdenamen. Sie erhielten daher den bis jetzt noch bei den Buchdruckern üblichen Kunstnamen der Versalen oder Versalbuchsta-

ben, weil man mit denselben die Verse oder Zeilen anzufangen, gewohnt war c).

In den ältesten deutschen Schriften und ersten Druckereien, richtete man sich meistens nach der lateinischen Rechtschreibung, weil sie nur allein den Mönchen und damals übrigen wenigen Gelehrten bekannt seyn konnte, und daher auch aus Mangel des Gebrauchs der deutschen Sprache, den Abschreibern gebräuchlich war. Man findet aber auch außerdem noch in diesen ältesten deutschen Schriften, sehr oft einen willkührlich gesetzten großen (oder Versal-) Buchstaben.

Die erste Anweisung zur deutschen Orthographie d), welche früher als die deutsche Sprachlehre bearbeitet ist, giebt noch gar keine Regel von dem Gebrauch desselben, und man findet ihn auch in derselben sehr willkührlich gesetzt. Der jetzt so häufige Gebrauch des großen Buchstabens in der deutschen Rechtschreibung, stammt von den Schriftsetzern und Correctoren im Ausgange des 15ten und seit dem 16ten Jahrhunderte, als der Epoche der Entstehung einer deutschen Schrift-

a) J. C. Adelungs deutsche Sprachlehre für Schulen, 2ter Th. 1. Cap.

b) Man sehe unter andern hierüber den Commentar. in literas Gothicas, welcher in den: Gothicarum & Longobardicarum rerum Scriptor. veter. Lugd. Bat. 1617. abgedruckt ist.

c) *Versalis* quia (Typographi) versus ils in murata etiam scriptura plerumque incipiuntur. Christoph. Cellarii Orthogr. lat. ed. 3. Jenæ 1710. pag. 2. coll. pagg. 65. & 67.

d) Der Titel derselben ist folgender: Orthographia Deutsch, Lernt recht buchstabig deutsch schreiben. Durch M. Fabian Frangken. Wittenberg MDXXXI. 4to. 4 Bogen.

Digitized by Google

Schriftsprache, die wir nun die hochdeutsche nennen, her. Es gab damals überall unter den unstudirten Leuten sehr wenige, welche lesen, oder was sie lasen, verstehen konnten. Um solcher einfältigen Leser willen, setzten die Schriftsetzer oder Correctoren, jedes in einem Satze zu bemerkende Hauptwort des Sinnes, mit einem großen Buchstaben e). Weil nun dieses Wort, in den allermeisten Fällen ein Hauptwort oder Substantiv, entweder selbst war, oder in solcher Eigenschaft genommen ward, so wurde es nachher, und zwar seit dem Anfange dieses 18ten Jahrhunderts, wiewohl nach und nach eingeführt, daß es endlich eine allgemein angenommene Regel wurde, alle Hauptwörter der hochdeutschen Sprache, so gar auch diejenigen, welche ihre Stelle vertreten, mit einem großen Anfangsbuchstaben zu schreiben. Nach diesem hergebrachten Schriftgebrauch, muß jetzt ein Wort nur mit Einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden. Nur die feierlichen Schriften machen eine Ausnahme, und man pflegt darin oftmals, theils zur Zierde und theils Ehre halber, die eigenen, die Würde- und Ehrennamen, mit lauter großen Buchstaben zu schreiben. Ueberflüßig und zwecklos bleibt es aber immer, wenn man solche und andere Wörter, in der ersten Hälfte groß geschrieben oder gedruckt findet, und wenn der Gebrauch derselben zu sehr vervielfältiget wird.

Z-m. Cpn.

e) Dieses bezeuget Joh. Rud. Sattlers teutsche Orthographey, 5te Aufl. Basel 1658.

Anekdote.

Der gutherzige aber kränkliche, und, wie er selbst in seinen Confessionen gesteht, ruhmsüchtige, Paradoxen liebende Rousseau, sagte zu einem Reisenden, daß er nicht lieber und nicht feuriger schreibe, als wenn er durch seine gewöhnlichen Blasenschmerzen gepeinigt würde, und daß er, so oft er von diesen Schmerzen befallen würde, an seinem, späterhin in Frankreich so viel Uebel stiftenden, Contract social arbeite. Damals ahndete der gutmüthige Mann wohl nichts von allen den Nachtheilen, wozu er wider seinen Willen mit den Grund legte. Aber weit heller, unbefangener, und weiter, sahe der gesunde, wohl organisirte Schweitzerbauer, der unter dem Namen Kleinjogg bekannt ist, und dessen vortrefliche Biographie Hirzel unter dem Namen des Socrate

crate Moderne herausgab. Es war im Jahre 1759., als auf dem Gesellschaftssaale der Gelehrten zu Zürich ein dasiger Gelehrter ein Stück der Uebersetzung von Rousseaus Contract social vorlas. Der von Herrn Hirzel eingeführte Bauer, Kleinjogg, war ebenfalls gegenwärtig, und hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu. Endlich fragte man ihn, was er von dem Vorgelesenen halte? und ob es nicht gut sey, die Uebersetzung drucken zu lassen?

Statt aller Antwort, fragte Kleinjogg, in seiner groben aber lakonischen Mundart ganz betroffen: „Ob die Herren sich selbst Läuse in den Pelz setzen wollten?" und schwieg, man mogte noch so sehr um eine nähere Erklärung über seine mystische, von Wenigen verstandene Frage, in ihn dringen.

Kurz darauf, und in einer ähnlichen Sitzung, ward ihm auf das Vorwort seiner Freunde, von dem Präsidenten, Herrn Chorherrn und Professor Johann Geßner, die Aufnahme, als Mitglied in die Gesellschaft, angetragen; allein, der neuerdings sehr betroffene Bauer sagte nur: „Daß er keine Fledermaus werden mögte."

Die ganze zum Theil beleidigte Gelehrtengesellschaft lachte, und nun glaubte Kleinjogg, daß er sich deutlicher erklären müsse. Er sagte daher in einem anständigen, aber sehr ernsthaften Tone: „Der Bauer muß kein Herr und der Herr kein Bauer werden; laßt nur das Büchelchen, worin Ihr vorhin laset, drucken, und es werden Hunderte gegen Einen aufstehen, die, mit ihrem Stande unzufrieden, sich zu Euch drängen, ja Euch wohl gar verdrängen werden. Der Mensch muß nichts halb seyn, kein Mittelding zwischen Vogel und Maus. Die Glückseligkeit der Menschen hängt nicht von dem Stande, sondern von dem Vergnügtseyn mit seinem Stande ab. — Aber, wie gesagt, laßt das Ding nur drucken, und Ihr werdet elender, und die Leute (das Landvolk) um kein Haar glücklicher, sondern auch elender werden."

So sprach der weise und still weggehende Kleinjogg. Und wie traurig ging die Prophezeihung dieses weitsehenden Bauers in den neuesten Zeiten in Erfüllung!

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

64tes Stück.

Montag, den 10ten August 1795.

Nachricht von einigen Verhandlungen der königl. churfürstl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle in den beiden Frühjahrsversammlungen des gegenwärtigen Jahrs 1795.

Der engere Ausschuß der Landwirthschaftsgesellschaft hat beschlossen, zu Zeiten kleine Hefte zum Unterrichte des hiesigen Landmanns herauszugeben und solche entweder unentgeldlich, oder zu einem sehr geringen Preise auszubieten. Seine vorzüglichste Absicht geht dabei dahin, den Landmann von dem Nutzen der Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen zu überzeugen und ihn dazu geneigter zu machen. Da es ihm aber an Mitarbeitern fehlet, so wird er jedesmal, die Materien bekannt machen, worüber er kurze und faßliche Abhandlungen zu haben wünscht, und für die beste und ausgewählte Abhandlung über jede Materie, einen bestimmten Preis oder Honorarium festsetzen. Für diesesmal sind folgende Aufgaben gewählt:

1) Worinne bestehen die Vorzüge eines eingeschlossenen und gehegten Feldes, vor einem offenen, der gemeinschaftlichen Land und Weide unterworfenen?

2) Welches sind die Vortheile einer öftern Abwechselung der Früchte auf demselben Acker? und welche Folge der Früchte ist nach Verschiedenheit des Bodens die zuträglichste?

3) Wie wird der Rübenbau am vortheilhaftesten betrieben? und welchen Nutzen hat das Behacken oder Bekratzen derselben?

Auf die, zur Einrückung in jenes Heste ausgewählte Abhandlung, über die erste Frage sind vier Ducaten; über die zweite Frage drei Ducaten; und über die Dritte wiederum vier Ducaten als Prämien gesetzet.

Jeder der sich zur Beantwortung dieser Fragen berufen fühlt, wird von selbst einsehen, daß diese drei Materien in einer genauen Verbindung mit einander stehen. Die großen Vortheile, welche auf einem, dem Boden angemessenen Wechsel der Früchte

erfolgen, sind vollständig nicht anders, als auf einem eingeschlossenen Felde zu erlangen, und die Vortheile der Verkoppelung bestehen großentheils mit darin, daß sie jenen Wechsel möglich macht. In diesen Wechsel gehört, wenigstens auf leichtem Boden, der gehörig betriebene Rübenbau mit hinein. Wenn also ein Kenner dieser, besonders in England so bewährt gefundenen Wirthschaftsart, die drei Materien verbunden abzuhandeln gewillet ist, und durch eine andere Stellung derselben, solche einleuchtender zu machen glaubt; so stehet ihm solches allerdings frei. Nur muß der engere Ausschuß bemerklich machen, daß ihm keinesweges daran gelegen ist, für sich oder andere wohl unterrichtete Haushälter mehrere Belehrung und Ueberzeugung von den großen Vortheilen eines solchen Wirthschaftssystems zu erhalten, sondern daß es ihm lediglich darum zu thun sey, die Sache dem gewöhnlichen Landmanne begreiflich, und recht in die Augen fallend zu machen, damit dieser, überzeugt von den großen Vortheilen, die er dann aus seinem Acker ziehen kann, der Verkoppelung immer geneigter werde. Er bittet daher, hierauf einzig und allein Rücksicht zu nehmen, und alles wegzulassen, was diesen Zweck nicht befördern kann, besonders Citata anderer Schriften. Jede Abhandlung müßte nicht viel über einen gedruckten Bogen, oder die drei zusammen, nicht viel über drei Bogen betragen. Doch wird man es gern sehen, wenn sie, ohne Mangel an zweckmäßiger Vollständigkeit, noch kürzer sind.

Sie werden übrigens auf eben die Art, wie es bei gelehrten Societäten Gebräuch ist, mit einem Motto und versiegelten Namen eingeschickt. Die nicht ausgewählten Abhandlungen, können, mit uneröfnetem Namenszettel bei der Landwirthschaftsgesellschaft wieder zurückgefordert werden. Ueber die ausgewählte Abhandlung aber erbittet sich der engere Ausschuß das völlige Eigenthumsrecht.

Derselbe bezeuget auch hiedurch allen den denkenden Oekonomen seine verpflichtetste Dankbarkeit, welche dem an sie ergangenen Aufrufe, zu Beantwortung der im 4ten Stücke dieser Blätter vom vorigen Jahre aufgeworfenen Fragen, so patriotisch gefolgt sind, und entweder [illegible] wirthschaftliche Beschreibungen ihres Districts oder ihres Wohnortes, denselben eingesandt haben; er findet sich, aus mehreren Gründen bewogen, dieselben hier öffentlich nahmhaft zu machen, und sie nach der Ordnung, wie sie eingegangen sind, hier aufzustellen:

1) Landwirthschaftliche Beschreibung der Dorfschaft Ricklingen, Amts Calenberg, vom Herrn Lieutenant Schaumann;

2) der Feldmark kleinen Lobcke, Amts Ulzen, [illegible]

3) der Dorfschaft Ekeloh, Amts Walsrode, von dem Herrn Prediger Movius daselbst.

4) des Dorfes Nebenstorf im Amte Lüchow, von dem Herrn Pastor Druckemüller daselbst.

5) Des Dorfs Wilstedt im Herzogthum Bremen, von dem Herrn vom Have, der Mathematik und Cameralwissenschaften Candidaten.

6) Der Dorfschaft Ronnenberg Amts Calenberg, von dem Herrn Cantor Hartmann daselbst.

7) Des Dorfs Altenfeld im Amte Harseseld, von dem Herrn Hauptmann Wilcken daselbst.

8) Des Gerichts Wathlingen, von dem Herrn Administrator Francke daselbst.

9) Des Kirchspiels Osten, von Herrn Johann Schmoldt, Johanns Sohn.

10) Der Dorfschaft langen Holzensen im Amte Brunstein, eine gedoppelte Abantwortung; nicht nur von den zeitigen Bauermeistern, Georg Rothen und Christian Steineke, sondern auch von dem Einwohner Johann Justus Klügel.

11) Des Dorfes Vinstedt im Amte Elbach, von dem Herrn Hausvogt Coß zu Elbach.

12) Des Dorfs Verdenbostel in der Amtsvogtei gleiches Namens, vom Herrn Weishun.

13) Der Dörfer Dedensen und Marienhagen Amts Lauenstein, vom Herrn Prediger Schleiter daselbst.

14) Der Dorfschaft Hachmühlen Amts Springe, von dem Herrn Pastor Crusius daselbst.

15) Des Gerichts Beverstedt, vom Herrn Advocat Steinberg zu Taben dasigen Gerichts.

16) Der Vogtei Tostedt im Amte Harburg, von dem Herrn Amtsvogt Kleffer daselbst.

17) Des Dorfs Hörden, von dem Einwohner Börger daselbst.

18) Der Dorfschaften Asendorf und Campsheide Amts Hoya, vom Herrn Fierbaum, Küster und Schulmeister zu Asendorf.

19) Der Dorfschaft Bramel im Amte Wiehland, von dem Einwohner Johann Gerdes daselbst.

20) Der Gärten von Hannover, vom Herrn Blumhof, der Mathematik und ökonomischen Wissenschaften Beflißenen.

21) Der Amtsvogtei Birchwalde Amts Rotenburg, vom Herrn Amtsvogt Brückmann daselbst.

22) Des Dorfs Lerrenhausen Amts Langenhagen, vom Herrn Gilgeleiverwalter Wunderlich daselbst.

Wie auf der einen Seite auch dem flüchtigsten Leser die gedoppelte Abantwortung nicht entgehen kann, ihren daß nach Verhältniß der im Lande vorhandenen Oeconomien, die Anzahl der eingegangenen Beantwortungen nur geringe ist, theils, daß von solchen, von denen man dergleichen nach Lage, Verhältnißen, Einsichten und nähern Verbindungen mit der Societät, wohl erwarten mögen, überall

Digitized by Google

seine eingegangenen sind; so gereicht es den Vorbenannten um so mehr zum Ruhme, daß sie zum Theil, ja fast alle ohne jene Verbindungen und Verhältnisse, aus eigenem patriotischen Antriebe, durch größtentheils gute und zweckmäßige Beschreibungen den Wunsch der Societät auf eine so dankwürdige Weise erfüllet haben. Um indessen noch einem und dem andern denkenden Oeconomen zu ähnlichen Beantwortungen eine erneuerte Veranlassung zu geben, werden jene Fragen demnächst, mit einigen vermehrt, nocheinmal in diesen Blättern abgedruckt erscheinen; und außerdem, besonders abgedruckt, bei der Societät, für jeden, der sie zu beantworten wünscht, zu haben seyn.

Auch die, zu Beförderung des Kleebaues in Heidgegenden, für dieses Jahr bestellte Quantität Kleesamen, ist geringer, als die der vorhergehenden Jahre ausgefallen, was sich freilich die gegenwärtigen Zeitumstände ihren guten Einfluß haben müssen. Indessen hätte doch eine größere Quantität ausgetheilt werden können, wenn nicht mehrere beträchtliche Bestellungen, der wiederholten Bekanntmachung ungeachtet, gar zu spät eingelaufen wären.

Folgende Quantitäten sind für pflichtige Unterthanen, die das Pfund mit drei Mgr. bezahlen, versendet worden:

		Pfunde.
In das Amt	Harpstedt	192
—	Wülfinghausen	484
—	Ohsen	669
—	Lauenau	968
—	Bissendorf	300
—	Burgwedel	1925
—	Wildeshausen	30
—	Medingen	50
—	Harbung	50
—	Falkenhagen	127
—	Ebstorf	1200
—	Bodenteich	968
—	Isenhagen	20
—	Dannenberg	70
—	Bergen	96
—	Celle	360
—	Essel	248
—	Moisburg	240
—	Bleckede	484
—	Dieshorn	272
—	Winsen an der Luhe	240
—	Hitzacker	206
In die Burgvogtei	Celle	400
Der Gemeinde	Wettmannshagen	25
—	Bramke	168
—	Edemissen	150
—	Kirchwahlsche	24
—	Heiligendorf	250
—	Schillerslage	25
—	Neuenkirchen	48
—	Wenkergen	850
In das Gericht	Winsen	24
—	Sandbeck	100
—	Schnellenberg	30
—	Bavenstedt	124
—	Haldensleben	96
—	Walsen	208
	Latus	8989

Digitized by Google

Transport	8989
An das Gericht Eyendorf	— 150
Dem Custoden des Klosters Ebstorf	— — 100
Summa	9239

Dieser 9239 Pfunden sind noch für den Einkaufspreis 3000 Pfund verfüttert worden, so, daß die ganze Summe alles diesjährigen, durch die Societät im Lande vertheilten Klostersamens 12,839 Pfund beträgt, wobei bemerklich gemacht wird, daß für künftiges Jahr eine gleichmäßige Austheilung beliebt worden, weshalb die nähere Bekanntmachung demnächst erfolgen wird.

Von den übrigen Verhandlungen der Societät und denen darauf genommenen Beschlüssen, werden noch folgende zur öffentlichen Bekanntmachung sich qualificirende, ausgehoben:

Zu Verbesserung und Veredlung der Viehzucht ist 1) den fünf Oberstader Maschdörfern, die auf drei Jahre ausgesetzt gewesene und nunmehro erloschene Prämie, für die sechs besten zweijährigen Quenen eigner Aufzucht, wegen des sich dabei hervorgethanen guten Erfolgs, auf anderweite drei Jahre verlängert worden.

2) Den Einwohnern zu Pattensen Amts Winsen an der Luhe ist eine bestimmte Anzahl Jütländischen Viehes, Behuf eines anzustellenden Versuches zu Verbesserung der dortigen Race, unter gewissen Einschränkungen, verwilliget, und die Aufsicht über die zweckmäßige Einrichtung dieser Anstalt dem Herrn Amtsvogt Herbst übertragen worden.

3) Auch zu Vollendung der im Amte Ahlden angefangenen Veredlung der Schäferei durch Böcke spanischer Race, hat die Societät beliebt, für die dortigen Schäfereien noch einmal einen Transport spanischer Böcke und Mutterschafe aus Sachsen kommen zu lassen, und die Betreibung dieser Angelegenheit dem Herrn Zollinspector Ziel zu Ahlden anvertrauet.

Zu Beförderung der Holzcultur sind sowohl dem Amt Harpstedt und der Hoyaischen Association, als auch dem Amte Hitzacker, und zwar letzterem zu Anlegung theils gemeinschaftlicher theils besonderer Fuhrenkämpe, beträchtliche Quantitäten von Fuhrensaamen verwilliget.

An Prämien für Steinmauren und Weißdornhecken sind ausgetheilet:

Dem Vollhöfener Rönnebeck in Dannenberg, Amts Lüchow, für 440 Fuß.

Den Einwohnern der Vogtei Bavendorf, Amts Lüne, für 404 Ruthen.

Den Einwohnern der Vogtei Pattensen, Amts Winsen an der Luhe, für 468 Ruthen Steinmauren und 309 Ruthen Weißdornhecken.

Den benannten Einwohnern des Amts Meedingen für 367 Ruthen.

Dem

Dem Halbhöfener Brinks zu Weske Amts Bodenteich, für 44 Ruthen.

Wobei indessen bekannt zu machen beliebt ist, daß nurgedachte, auf Steinmauren und Weißdornhecken ausgesetzt gewesene Prämien, seit dem Anfange dieses Jahrs erloschen sind, und nicht weiter erneuert werden.

An Belohnungen für getheilte Gemeinheiten, sind zur Aufmunterung und Nachfolge für andere, nachstehende Verwilligungen beliebt worden:

Den Einwohnern von Winsen an der Luhe, welche bei der im Jahre 1787. vorgenommenen Theilung einer großen, über 1500 Morgen haltenden, niedrigliegenden sumpfigen Weide, einen District von mehr als 200 Morgen von Wegen durchschnittenen, auch zum Theil aus Sinken und Hügeln bestehenden Heidelandes erhalten, solchen unter sich getheilet, zu Gartenland, woran es bei Winsen sehr gemangelt, aptiret und daraus bereits 190 privative fruchtbare Gärten, jeden von eines halben Morgen Größe formirt haben, wovon die deshalb erforderlich gewesenen Vermessungskosten mit 120 Thalern vergütet.

Der Dorfschaft Gödesbünden wegen wirklicher Theilung eines einen über 22 Morgen betragenden Districts bisheriger gemeinschaftlicher Hud und Weide, und Einrichtung desselben zu Wiesenwachs, eine, dem Gegenstande angemessene Ermunterungsprämie.

Den Einwohnern von Winsen wegen Theilung des gemeinen Thießener Drecks, einer gemeinschaftlichen Hud und Weide, um solchen District in einen bessern Stand zu setzen, die auf [illegible] Thaler angeschlagene Kostenerstattung.

Den Einwohnern der Dorfschaft Neuenkirchen, wegen ihres gegen zehenten Fleißes, mit welchem sie einen äußerst unfruchtbaren Platz der Gemeinheit von 102 Morgen, durch anhaltende saure Arbeit und dazu geringen Kostenaufwand, in [illegible] von in sechzig Gärten und Wiesen umgeschaft haben, eine Ermunterungsprämie von 30 Thalern.

Goldene Medaillen, halbgoldene, theils kleinere, aus nachstehenden Ursachen, an nachfolgende Personen ertheilet worden:

Dem Köther Fullriede zu Bavenhausen Amts Stölzenau, weil er auf einem, durch vorgenommene Gemeinheitstheilung, erhaltenen Platze, von ingratem Terrain, auf eigene Kosten und durch ausgezeichneten Fleiß, eine Zupflanzung von 500 Stück Eichen gemacht, und einen eigenen Fußweg zu Stande gebracht.

Dem Einwohner [illegible] zu Niederochtenhausen, und dem Hüfner Nicolaus Hansen zu Ashausen, Amts Winsen an der Luhe, wegen vorzüglich guter Wirthschaft

Dem

Dem Müller Mühlenberg in Bennenkirchen, weil er in einem Jahre zwei neue Wiesen an sumpfigten und unfruchtbaren Stellen der Gemeinheit angelegt.

Dem Hüfener Lindhorst zu Eschede.

Dem Landwirthe Simon Beden zu Kleten.

Dem Küster Luhmann zu Alerstedt, Amts Harsefeld.

Dem Hauswirthe Johann Christoph Harms in Winsted, Amts Elstorf; und

dem Landwirthe Freytag zu Rittlingen bei Hannover;

sämtlich als sich auszeichnenden vorzüglich guten Landwirthen.

Dem Halbhüfener Bruns zu Weste, Amts Bodenteich, weil er einen wüsten Platz von 3 Morgen in eine Wiese umgeschaffen.

Endlich dem Halbmeier Claus Harries zu Engeln, Amts Bruchhausen, wegen seines außerordentlichen Fleißes, eigenen Nachdenkens, über die Verbesserung der Wirthschaft, aus eigenem Antriebe eingeführten Kleebaues und damit verbundener Stallfütterung, so wie mehrerer angestellten, auf Berechnungen gegründeten Versuche, und Verbesserungen seiner Wirthschaft, eine größere und eine kleinere silberne Medaille.

Zu Mitgliedern der Societät sind aufgenommen worden:

Als Ehrenmitglied:

des Herrn Geheimenraths v. Steinberg Excellenz.

Als ordentliche Mitglieder.

Herr Oberappellationsrath v. der Wense zu Celle.

Herr Cammerrath v. Arnswaldt zu Hannover.

Herr Cammersecretär Hebbe zu Hannover.

Herr Zollinspector Ziel zu Ahlden.

Herr Amtmann Corvinus zu Hoya.

Herr Amtschreiber Wiese daselbst.

Herr Amtschreiber Kotzebue zu Bruchhausen.

Herr Landmesser Kleinschmidt sen. zu Estorf.

Herr Pastor Movius zu Ekeloh.

Herr Pastor Druckenmüller zu Rebenstorf.

Herr Feldinspector Ritscher.

Herr Candidat Lohmann zu Wilstedt, jetzt im Kehdingischen.

Herr Hauptmann Wilken zu Alerstedt.

Herr Administrator Frend zu Wathlingen.

Herr Hausvogt Coß zu Ebstorf.

Herr Superintendent Lodemann zu Sulingen.

Herr Drost v. Bothmer zu Stolzenau.

Herr Drost v. Berlepsch zu Siedenburg.

Herr Amtschreiber Ostermeyer zu Verden.

Herr

Herr Bürgermeister Winkelmann zu Stolzenau.

Als correspondirende Mitglieder.

Herr Professor Borowski zu Frankfurt an der Oder.

Herr Lieutenannt Schaumann zu Klettingen.

Herr Advocat Steinberg zu Tündern bei Hameln.

Herr Amtvogt Kleffer zu Twiste.

Herr Weinhahn zu Verdenhorst.

Herr Pastor Meyer zu Nienstedt.

Herr Mittendorf, Küster zu Hintbergen.

Schließlich wird nachrichtlich bemerkt, daß von dem, von der Gesellschaft zur unentgeldlichen Vertheilung herausgegebenen Kleecatechismus, eine neue Auflage veranstaltet worden, und daher von diesem, wie von dem Faustischen Gesundheitscatechismus Exemplare bei der Landwirthschaftsgesellschaft unentgeldlich zu haben sind.

Beantwortung der im 12ten Stück des hannöv. Magazins von diesem Jahre befindl. Anfrage wegen des Gebrauchs der wilden Kastanie zur Futterung.

Die wilde Kastanie ist nicht nur ein sehr gesundes Nahrungsmittel für Rindvieh und Schafe, sondern auch zugleich sehr gut zur Mästung. Man schneidet sie in kleine Stücke (ein Geschäft, welches, damit andere Arbeiten nicht darunter leiden, des Abends geschehen kann) und giebt denn dem Rind oder Schaafvieh welches gemästet werden soll, so viel es nur fressen mag. Anfänglich wollen es die Ochsen gewöhnlich nicht gerne fressen, nach und nach gewöhnen sie sich aber an dieses Futter und fressen es in der weitern Folge sogar mit Begierde. Das Rindvieh bekommt bei dieser Futterung sein gewöhnliches Heu. Am geschwindesten nehmen Hammel bei diesem Futter zu. Viele lassen, um des Schneidens der Kastanien überhoben zu seyn, selbige schroten, welches auch in so weit gut ist, nur muß dieses Schrot stark angefeuchtet werden, weil es das Vieh gerne wegbläset. Ich für mein Theil habe dem zu mästenden Vieh dreimal des Tages von geschnittenen Kastanien, und zweimal von geschrotenen zur Abwechselung geben lassen, und diese Methode am besten befunden.

Be. B.

Hannöverisches Magazin.

65tes Stück.

Freitag, den 14ten August 1795.

Beschreibung des Salzwerks bei der Stadt Schmalkalden, in dem hessencasselischen Antheil der Grafschaft Henneberg.

Die Entstehung des hiesigen Salzwerks fällt nach des Herrn Commissionsraths und Amtmanns Schultes diplomatischen Geschichte des gräflichen Hauses Henneberg, in die Regierung Wilhelms IV. Grafen zu Henneberg, also in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts.

In den ersten Zeiten hat man, wie die Tradition will, die Soole, die damals nur einlöthig gewesen seyn soll, ohne weitere vorgängige Gradirung versotten, aber höchstwahrscheinlich in Gefäßen über Feuer und nicht, wie Herr Professor Fischer in seiner Geschichte der Handlung der Deutschen *) von unsern Vorfahren erzählt, welche nach ihm einen Haufen Holz anzündeten, diesen mit Soole begossen und auf diese Art das überflüßige Wasser verjagten. Tacitus hat die Sache gewiß nur oberflächlich beobachtet; und Plinius und Varro haben jenen nur abgeschrieben; denn eine solche Unreinlichkeit, als diese Herren unsern Alten Germanern Schuld geben, läßt sich nicht leicht begreifen. — Bis zum Jahre 1692. mag das hiesige Salzwerk keine große Veränderungen erlitten haben. Um diese Zeit aber ist ein neuer Schacht abgeteuft worden, aus dem die Soole durch ein Pumpenwerk zu Tage gefördert, von da durch einen kleinen Tagestollen und hierauf in einem Kanale nach den Gradirhäusern geleitet worden; diese Stelle muß jedoch bald verlassen seyn. Damals hatte man nur zwei oder drei Gradirhäuser, vermuthlich alle mit einer Wand und ohne Dach, wenigstens war das, welches man wegen seiner völligen Unbrauchbarkeit vor zwei Jahren eingerissen hat, von jener Beschaffenheit. Bei guter Witterung gradirten dieses Haus aufgesetzte deutlich, allein der Regen von einer Stunde

*) Ich habe dieses Buch nicht zur Hand, um die Stelle darin nachweisen zu können.

Stunde verdarb oft mehr, als viele Stunden Sonnenschein gut machen. Um das Jahr 1724 ist der jetzige sogenannte alte Brunen, und das 6 Stunden von Schmalkalden entfernte Braunkohlenwerk zu Kaltennordh im vom einem gewissen Herrn von Görz gemuthet worden. Wie lange dieser das hiesige Salzwerk betrieben hat, und wann es wie er an die Landgrafen von Hessen gekommen ist, darüber habe ich nirgends eine Nachricht ausfindig machen können.

Das Gebürge, an dessen Fuße die hiesigen Soolquellen zu Tage gefördert werden, nimmt eine Stunde unter Schmalkalden seinen Anfang, zieht sich von Mittag gegen Mitternacht wellenförmig herauf, läuft am westlichen Theile der Stadt vorbei und legt sich eine Stunde über der Stadt an den sogenannten Stahlberg, der hier die Grenze zwischen den einfachen Gebürgen und den Flötzgebürgen ausmacht, an. Gegen Abend steigt es sanft an, bildet, wenn es seine gröste Höhe erreicht hat, eine weite Ebene, die jedoch mehrere mal durch Thäler und Schluchten nach verschiedenen Richtungen durchschnitten wird, und fällt nach 1½ Stunden wieder, aber nicht so sanft als es zuvor gestiegen war. In dem daran stoßenden Thale liegen mächtige Geschiebe, die zum Theil aus Granit von verschiedenem Kern, Farbe und Gemenge, zum Theil aber aus einem glimmerartigem Gestein bestehen, und vermuthlich von den höhern Gebürgen gegen Mitternacht in diese Thäler geschwemmt sind.

Mit diesem Gebürge zieht sich ein zweites Gebürge eine Stunde unter der Stadt, anfänglich fast gleichlaufend herauf, erweitert sich aber immer mehr, je näher es der Stadt kömmt. An seinem Anfangspunct ist es allem Ansehen nach von der Werra unterbrochen. Bei der Stadt macht es eine Wendung gegen Morgen und setzet in dieser Richtung mit sanftem Steigen und fallen noch einige Stunden ins Churfächsische fort. Dicht an dem östlichen Theile der Stadt steigt dieses Gegengebürge, nach einer Unterbrechung von einigen 100 Schritten, auf einmal fast prallend an, läuft darauf mit dem ersten Gebürge in gleicher Richtung gegen Mitternacht noch eine Stunde fort, wo es abermals von einem engen Thale unterbrochen wird. Jenseits dieses Thals fangen die Mittelberge an, die von Mitternacht nach Morgen streichen, und aus gneusartigem Gestein, Quarz, Porphyr u. s. w. bestehen. Sie sind von dieser Seite der Anfang des Thüringerwaldes.

Die bisher beschriebenen Flötzgebürge bestehen aus Sandstein, dessen Bindungsmittel thonartig ist. Dieser Sandstein kömmt bald in 2 bis 3 Zoll, bald in mehrern Fuß mächtigen Bänken vor. Seine Schichten sind oft fast wagerecht, zuweilen aber gegen den Horizont stark geneigt, oder stehen auch, wie der Bergmann sich

Digitized by Google

mundelnde, auf dem Kopfe. In dem Gebürge, an dessen Fuße die hiesigen Soolquellen zu Tage ausgehen, strekken die Schichten, so viel man mit dem bloßen Auge beurtheilen kann, ihre Köpfe gegen Mittag-Morgen. Dieser Sandstein ist mehr fein als grobkörnicht, mehr weich als hart, wenigstens gilt dieses von den obern Schichten, welche, wenn sie einige Zeit der freien Luft ausgesetzt gewesen sind und das überflüßige Wasser verloren haben, sich mehr verhärten; je tiefer man kömmt, desto härter wird er. Von Farbe ist er graulich, röthlich, am häufigsten roth; im Feuer aber verlieren sich diese Farben ganz und werden graulichweiß. Zuweilen findet man ihn violet und rothgestreift, und kann dann Bandsandstein genannt werden. Diesen Sandstein braucht man zu den hiesigen Hohenöfen und zu den Stahlschmidshütten, zu denen man den weichen und nicht sehr glimmerreichen allemal vorzieht, weil er nicht so, wie der harte und der viel Glimmer hält, dem Zerspringen unterworfen ist. *) Uebrigens bilden diese Gebürge häufige Wertiefungen, Thäler und Schluchten. In einer solchen Vertiefung oder Kessel liegt die Stadt Schmalkalden und dicht unter derselben an dem kleinen Flusse, die Schmalkalde genannt, die hiesigen beiden Soolquellen, der alte und neue Brunnen. Die Zeit, wann der alte Brunnen erschroten worden, ist nicht eigentlich bekannt; wahrscheinlich ist es um das Jahr 1724. geschehen, wo ein gewisser Herr von Görz, erwähntermaßen, das hiesige Salzwerk in Pacht übernahm. Man hat von diesem Brunnen wenig oder keine Kenntniße, nur so viel weiß man, daß er bis auf 18 Fuß in einem rothen Sandstein abgesunken ist.

Bis zum Jahr 1773. war man mit der Soole, welche dieser Brunnen freiwillig gab, zufrieden. Allein da es bei gutem Wetter nicht selten an Soole fehlte, die ohnehin nicht einmal völlig zweidrächig war, und da man vielleicht nicht ohne Grund voraussetzte, wiewohl diese Voraussetzung nicht immer gewiß, wo gewinnlichtige Soole wäre, müßte auch stärkere zu finden seyn; so mögen diese beiden Umstände die Aufsuchung der neuen Soolquelle veranlasset haben. In dieser Absicht machte man in den Jahren 1773. bis 1775. mit dem Bergbohrer drei verschiedene Versuche, wovon jedoch keiner so ausfiel, wie man gewünscht hatte. Der erste Versuch mißlang darum, weil man in einer gewissen Teufe, ehe man Soole erbohrt hatte, auf Triebsand kam, der unaufhörlich zudrang und daher die Sucher nöthigte, diese Stelle zu verlassen. Dieses war in einer Schlucht, das Eichelbach genannt. Zu dem

*) Was H. Bergrath Wille über die Wirkung des Feuers auf die hiesigen Sandsteine gesagt hat, sehe man im Götting. Mag. der W. u. Litt. Zweit. Jahrg. 2. St. S. 293. u. f. f.

zweiten Versuche wählte man eine Stelle bei dem Gradirhause Nro. 6. wo man sehr hartes Gestein fand und nach einigem Niederbohren den Bohrer abbrach, der sich so fest geklemmt hatte, daß man ihn auf keine Weise losmachen konnte. Man mußte also auch diese Stelle wieder aufgeben. Hierauf wählte man eine dritte, mit dem alten Salzbrunnen in gerader Linie, jedoch so, daß man sich über die Salzmaschine hinüber und an den Fuß des Gebürges, welches die hiesigen Soolquellen in sich zu schließen scheint, anlegte. Nachdem man hier bis auf 30 Fuß abgebohrt hatte, erhielt man mit dem Soolöffel dritthalbköthige Soole. Indessen war man damit nicht zufrieden, sondern setzte das Niederbohren getrost fort, indem man mit der größten Zuversicht voraussetzte, daß man in mehrerer Tiefe auch reichere Soole antreffen würde. Allein was erfolgen sollte, erfolgte nicht, und nachdem man bis auf 130 Fuß abgebohrt hatte, wurde eine Wasserkluft angehauen, welche das weitere Niederbohren unmöglich machte. Ich lasse es dahin gestellt seyn, wie weit das Vorgeben von der dritthalbköthigen Soole gegründet ist oder nicht; mir kömmt es gar nicht wahrscheinlich vor, vielleicht war es nur eine Kunst, die jene Soole enthalten konnte.

Die Schichten, welche man in den ersten 30 Fuß durchsunken hat, kann ich hier nur sehr unvollkommen liefern. Sie sollen folgende seyn:

1) Schwarze Dammerde mit Wacken, 2 Lachter.
2) Rothes Gebürge, das sich gut bohren ließ, 2 Lachter.
3) Rother leberfarbiger Fels, *) 1 Lachter.
4) Weißer Sandsteinfels, 8 Zoll.
5) Feine Thonerde, 10 Zoll.
6) Graues dichtes Kalchgestein, 1 Lachter.

Wie dieses letztere durchbohret war, wurde die Soole angehauen. Die Schichten in mehrerer Tiefe hat man vermuthlich nicht aufgezeichnet, denn ich habe sie nicht erfahren können, aber auch jene sind zu unbestimmt, als daß sie den Oryctognoßen ganz befriedigen könnten. So viel sieht man indessen, daß auch hier, so wie anderwärts, der Gips ein Gefährte des Salzes ist.

Obgleich diese Versuche nicht ganz der Erwartung entsprochen haben, so haben sie doch dazu gedient, die Gegend um die Salzquellen mehr kennen zu lernen. So weiß man gegenwärtig, daß diese ganze Gegend salzhaltig sey, und daß man auf Soolquellen komme, man mag in dieser Gegend bohren, wo man will. Dieser Umstand ist aber nicht der hiesigen Gegend allein eigen, sondern jede andere, welche Soolquellen hat, bringt mehrere

*) Ohne Zweifel dasjenige Fossil, welches der Mineralogo Leberstein nennt, und aus Kalkerde, Vitriolsäure und brennbarem Wesen besteht.

mehrere dergleichen hervor, wiewohl sie nicht immer gleich tief liegen und auch nicht gleichen Salzgehalt haben. Statt der vielen will ich hier nur das vier Stunden unter Schmalkalden liegende Salzungen im Meiningischen anführen, welches in einem kleinen Revier an Gehalt vier verschiedene Salzquellen hat, wovon die reichhaltigste 8 Grad hat und aus Tiefen hervorquillt; die übrigen haben nur 5 und 4 Grad. — Ferner weiß man, daß der alte und neue Brunnen in genauer Verbindung mit einander stehen, ohnerachtet beide durch die Schmalkalde getrennt sind. Zum Beweis ist hier eine Erfahrung, die schon oft gemacht worden, und die sich noch täglich machen läßt. Zu der Zeit, wenn gutes Gradirwetter ist und der alte Brunnen nicht Soole genug giebt, fördert man aus dem neuen Brunnen, indem aus diesem die Soole um einige Fuß höher, als sie aus dem alten Brunnen abfließt, gehoben wird, wodurch sie eine größere Geschwindigkeit erlangt und folglich in gleicher Zeit mehr Soole nach dem Brunnen-soolenbehälter bringt; denn bekanntlich verhalten sich die Geschwindigkeiten wie die zugehörigen Höhen. So wie nun das Wasser aus dem neuen Brunnen gefördert wird und unter seinen vorigen Stand fiel, so nahm auch der Wasserstand in dem alten Brunnen ab. Fuhr man mit der Ausförderung der Soole so lange fort, daß man in dem neuen Brunnen tiefer gekommen war, als die Soole des alten Brunnenschachtes liegt, so hatte dieser gar kein Wasser mehr. So bald man mit der Ausförderung in dem neuen Brunnen aufhörte und das Wasser sich darin wieder sammelete, so kam auch das Wasser in dem alten Brunnen wieder zum Vorschein, so daß sie beständig in einerlei wagerechten Ebene standen und durch das allgemeine hydrostatische Gesetz bestätigten, dasjenige nemlich, nach welchem ein flüßiger Körper in einer Zweischenkichten unter sich verbundenen Röhre immer einerlei Höhe hat, die Röhre mag übrigens lothrecht oder schief stehen, gleichweit oder ungleichweit seyn. Betrachtet man nun die Schichten in dem Gebürge als Seitenflächen einer Röhre und die Zwischenräume oder Spalten zwischen den Schichten, in welchen die Wasser hinfließen, als ein System von Röhren, und daß die Schichten unter der Schmalkalde sanken setzen, so kann man sich das Phänomen, wovon ich bisher geredet habe, gar leicht erklären. Halle an der Saale u. a. m. liefern die nemliche Erscheinung.

Auf eine eben so leichte Art kann man das Aufsteigen der hiesigen Soolquellen bis auf eine gewiße Höhe erklären. Denn das Wasser in dem alten Brunnen steigt nicht nur bis zu der Höhe, daß es der Oberfläche der Erde gleich ist, und in die Seitenröhre, welche mit einer lothrechten verbunden ist, abfließen kann, sondern es steigt auch in einer andern Röhre,

Digitized by Google

Röhre, welche man in einiger Entfernung von dem alten Brunnen am Ufer der Schmalkalde bis auf 40 Fuß tief eingerammelt hat, in die Höhe und fließt einige Fuß über der Erde aus einer Seitenöfnung in dieser Röhre aus, wenn nemlich der Abfluß in dem alten Brunnen gehemmt wird. Nimmt man an, daß das Wasser eben so hoch wieder steigen müsse, als es vorher gefallen ist, so ist die eben erzählte Erscheinung nicht schwer zu begreifen. In Rücksicht der Höhe des Gebürges, an dessen Fuße die hiesigen Soolquellen hervorrieseln, müßten sie noch viel höher steigen. Allein der ungleiche Druck der Luft, der geringe Zusammenhang der Wassertheilchen unter einander, so wie noch mehrere Umstände, können zu der Ausnahme von dem angeführten hydraulischen Satze das ihrige beitragen.

Dieses wären ohngefehr die Vortheile, die man von den ebengedachten Versuchen gehabt hat, die man mit den Kosten des neuen Brunnenschachts auf 1200 Thl. anschläge. Diese Vortheile sind freilich gering, inzwischen tröstet man sich damit, daß man sein Möglichstes gethan und so viel gelernt habe, es sey unmöglich, reichere Soolquellen in dieser Gegend anzuhauen. Man kann diese Meinung nicht ganz mißbilligen, wenn man den Umstand in Erwägung zieht, daß das Sandgebürge sich an die Urgebürge anlegt, wo die Schichten wahrscheinlich eine solche Stellung oder Lage haben können, daß sie den Tagewässern einen leichten Zugang verstatten. Könnte man diese Tagewasser vor ihrer Vermischung mit den Soolquellen auf irgend eine Art abschneiden, so wäre es vielleicht möglich, sie weit stärker an Salzgehalt und minder wasserreich zu erhalten. Vielleicht hätte sich diese Absicht um etwas erreichen lassen, wenn man den neuen Brunnen weiter vorwärts an den Berg angelegt hätte, und nicht so nahe an der Schmalkalde geblieben wäre, wo wahrscheinlich alle Gebürgeten sehr in Unordnung und zerrüttet seyn müssen. Die wenigen Lachter, die man mehr abzuteufen gehabt hätte, wenn man sich weiter an den Berg ansetzte, wären in keine Betrachtung gekommen, wenn man, wie ich gewiß glaube, ein mehr ganzes Gestein und vielleicht auch reichere Soole angehauen hätte. Da dieses nun freilich gegenwärtig ohne große Kosten nicht mehr geändert werden kann, so bleibt die möglichste Vervollkommnung der Gradirung und Siedung dasjenige, worauf man hier sein Hauptaugenmerk zu richten hat.

Die hiesigen Soolquellen sind zu allen Zeiten gleich reich an Wasser und Gehalt, wenigstens findet man an ihnen keine Spuren einer merklichen Veränderung, wenn nasse oder trockne Witterung einfällt. Auch sind sie im Winter warm, und werden dann zur Aufthauung des Eises am obern Kunstrade gebraucht. Aus beiden Thatsachen scheint eine nicht unbeträchtliche Vertiefung derselben in

Digitized by Google

in dem Innern des Gebürges, welches die hiesigen Quellen beherberget, und ein davon abhangender längerer Aufenthalt in der Erde, zu folgen, welches ich für jetzt nicht weiter auseinander setzen will. — Wie viel die hiesigen Quellen in einer bestimmten Zeit an Soole geben können, darüber fehlt es an Erfahrung. So viel ist ausgemacht gewiß, daß gegenwärtig nur der geringste Theil benutzt wird. Der größte Theil geht mit der Schmalkalde weg, welches man in trocknen Zeiten, wenn dieser Fluß sehr klein ist, an mehrern Stellen beobachten kann, wodurch also dasjenige, was ich weiter oben von der Unordnung der Schichten anmerkte, wo sich die Soole leicht Luft verschaffen kann, noch mehr bestätiget wird.

In wie fern der Gips ein unzertrennlicher Gefährte des Salzes sey, und daher als eine Anzeige auf Salzquellen angesehen werden könne, ist eine Sache, welche schon lange die Naturkündiger beschäftiget, und neuerdings durch die Bemühungen eines Struve, Wild, Hermann u. m. einen solchen Grad von Gewißheit erlangt hat, als sich in einer so schwierigen Sache nur verlangen läßt. Doch glaube ich, man würde in dieser Sache schon mehr Licht haben, wenn man früher angefangen hätte, hierauf mehr Aufmerksamkeit zu verwenden, und wenn nicht viele aus Liebe zur Geheimnißkrämerei wären abgehalten worden, ihre Beobachtungen zum Wohl der Menschheit bekannt zu machen. Der Eifer, womit man gegenwärtig diesen wichtigen Theil der Salzwerkskunde betreibt, läßt uns für die Zukunft hierin etwas bestimmteres hoffen. — Daß der Gips auch ein Begleiter der hiesigen Salzquellen sey, habe ich bei Aufzählung der Schichten, die man beim Abteufen des neuen Brunnenschachts durchsunken hat, bereits beigebracht. Ausserdem glaube ich, könnte man ihn auch schon aus dem Dornstein folgern, den aber Herr Oberbergshauptmann Wild für ein Produkt der chemischen Verwandschaften anzunehmen geneigt ist; allein, nach den Zerlegungen, die uns die Herren Cartheuser und Westfeld gegeben haben, kann man nicht anders vermuthen, als daß der Dornstein als Gips oder Selenit in der Soole schon ausgebildet enthalten ist, und durch Verminderung des Wassers, welches zu seiner Auflösung erforderlich war, nur ausgeschieden wird. Herr von Gerhard (dessen Beiträge 1. Th. S. 239.) will in dem Dornstein auch die Bittererde gefunden haben. — Steinkohlen kommen eine kleine Stunde über der Stadt Schmalkalden mitten in einfachen Gebürgen vor; sie sind sehr schwefelhaltig, und deswegen ist diese Arbeit auch wieder eingestellt. Steinkohlen können, meiner Meinung nach, nur immer eine entfernte Anzeige auf Salzquellen seyn, doch werden sie selten fehlen, und dieses heißt denn wohl so viel:

Auf

die Revolutionen, welche das Salz und die Steinkohlen hervorgebracht haben, gränzen sehr nahe an einander.

Die hiesigen beiden Soolquellen sind sich an Güte vollkommen gleich, und halten auf der Spindel oder Soolwage, worauf die gahre Soole 32 Loth hält, 2 Loth. Eine rheinische Kanne, über dem Feuer abgeraucht, enthält aber nur $1\frac{1}{16}$ Loth. Die fehlenden $\frac{5}{16}$ sind Ocher, und andere fremdartige Theile, welche sich während der Gradirung und in der Siederei absondern, die aber noch nicht chemisch bestimmt sind. Einiges wird davon in der Folge noch vorkommen.

Der alte Brunnenschacht stellt ein gleichseitiges Viereck vor, das im Lichten 16 Fuß hält, und nur 11 Fuß abgeteuft ist. Auf der Soole liegen starke eichene Bohlen, zwischen welchen die Soole hervorbricht. Bis auf die Sohle des Schachts geht eine lothrechte Röhre, in welche eine Seitenröhre eingestoßen ist, und den Anfang der Brunnenleitung macht. Der neue Brunnenschacht wurde anfänglich 10 Fuß lang und 8 Fuß breit bis auf 3 Lachter abgeteuft. Da aber in dieser Tiefe die Tagewasser stark zudrangen, so war man gehalten, zwei achtzöllige Handpumpen in den Schacht zu setzen, welche die Wasser zu Sumpf hielten, so, daß man bis auf $6\frac{1}{2}$ Lachter abteufen konnte. Nun mehr nahmen aber die Wasser so sehr überhand, daß man zu den bisherigen zweien noch vier andere Handpumpen und siebenzehnzöllige Sätze, welche von der Kunst mit 4 Fuß Hub gehoben wurden, hineinbringen, und, um für die 13 Pumpen Platz zu gewinnen, den Schacht auf 16 Fuß im Lichten erweitern mußte. Mit diesen Pumpen vermogte man endlich die vielen aufgehenden Wasser zu wältigen, und den Schacht bis auf 7 Lachter abzuteufen. Diese Arbeit dauerte über 13 Wochen, und wurde zu $\frac{3}{4}$ betrieben, nemlich mit 12 Bergleuten und 6 Mann bei jeder Handpumpe. Weiter konnte man wegen der vielen aufgehenden Wasser nicht in die Teufe gehen. Auch führete das Wasser in der siebenten Lachter vielen gelben Eisenocher, woraus man schloß, es müßte Soole seyn, wie es in der That auch war. So ganz sicher war nun dieser Schluß wohl nicht, ob ich gleich Personen kenne, welche den Eisenocher für ein untrügliches Merkmal von der Gegenwart des Kochsalzes ansehen. Allein man weiß ja, daß das Eisen fast in allen Säuren auflöslich ist, und schon die bloße Luftsäure vermag dasselbe aufzulösen, wiewohl sie dieses nach Herrn Wiegmanns Vers. einer Gesch. des Eisens 2. Th. S. 213. u. ff. ohne den Zutritt des Wassers nicht bewirken kann. Indeß giebt es doch mehrere Salzsoolen, welche Eisenocher führen. Z. B. die schweizerischen im Canton Bern, einige von den englischen u. s. w.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

66tes Stück.

Montag, den 17ten August 1795.

Beschreibung des Salzwerks bei der Stadt Schmalkalden, in dem hessencasselschen Antheil der Grafschaft Henneberg.

(Fortsetzung.)

Auf die Sohle des Schachts wurde ein Rost von 20 Zoll starken Bäumen gelegt, und hierin die vierzölligen Tannenbohlen mit Zapfen eingepaßt, unter den Bohlen mit Thon ausgeschlagen, und in die Bohlen etliche zwanzig Löcher gebohrt, wodurch die Soole aufquellen mußte. In das Bohrloch wurde eine Röhre und noch eine daneben eingerammelt. Hierauf fing man an, den Schacht 12 Fuß weit im Lichten aufzubauen, indem man Säulen mit Riegeln versehen, ½ Lachter hoch setzte, und an diese vierzöllige Bohlen wasserdicht befestigte. Unten auf dem Boden des Rosts wurde in jede Seitenwand ein Stück von einer vierzölligen Röhre eingelegt, um darin die von den Seiten her zudringenden Tagewasser in den Schacht zu leiten, damit man den Zwischenraum mit Letten verdämmen konnte. Alsdann wurde wieder in die auf der Soole stehenden Röhren gebohrt, in die eben erwähnten Röhrenstücke aber, und in die Löcher in dem Gebrücke über dem Roste wurden Zapfen geschlagen, damit die Soole in den Röhren auf der Sohle des Schachts in die Höhe zu steigen im Stande war. Die Pumpen wurden alle bis auf drei zehnzöllige herausgethan. Auf jenes Gebrücke wurden wieder Säulen von ½ Lachter gesetzt, und so verfahren, wie ichs eben beschrieben habe. So wurde von ½ zu ½ Lachter fortgefahren, und auf die Röhren, worin die Soole aufsteigt, anders gesetzt, bis auf 2 Lachter von Tage nieder, wo man den Schacht von oben aufing. Die ganze Tiefe des Schachts beträgt 61½ Lachter. Ueber dem Schachte ist zur Sicherheit des Brunnens und der Pumpen ein kleines Brunnenhaus gebauet. Die Soole wird aus diesem Brunnen vermittelst der durch Feuer getriebenen Pumpen, in einem Gerinne von Holz zu Tage gefördert, worin sie hin zum

alten Brunnen hinläuft, wo sie in die mit der Brunnenleitung verbundene Röhre einfließt, indem man mit einem Stöpsel den Ausfluß des alten Brunnen hindert. Jetzt wird der alte Brunnen selten benutzt, und fast immer der neue bezogen.

In dieser Brunnenleitung, welche 2080 Fuß lang ist, und aus Röhren von Tannenholz besteht, läuft die Soole in den Brunnensoolenbehälter. Diese Brunnenleitung hat 5 Ausgänge, welche mit Spunden verschlossen werden, und welche man herausschlägt, wenn man den sich darin ansetzenden Ocher herausbringen will. Auf den Röhren stehen in gewissen Entfernungen kürzere Röhren, die man Luftröhren, auch blinde Röhren, nennt, deren Verrichtung und Nutzen schon ihre Benennung angiebt.

Der Brunnensoolenbehälter liegt bei dem Anfange des zweiten Gradirhauses, und ist größtentheils in der Erde angelegt. Er ist 26 Fuß lang, 16 Fuß breit und 8 Fuß hoch, folglich sein körperlicher Inhalt 3328 Fuß. Diesen Behälter legte man vor einigen Jahren an, um bei gutem Wetter die Mangel an Soole zu heben, welcher vorhin oft der Fall gewesen war, da die Sätze, welche die Soole auf das erste Gradirhaus heben, unmittelbar auf der Brunnenleitung standen, und bei jedem Hube eine Stockung in dem Zufluß der Soole verursachten. Dieser Behälter hat aber auch noch den Nutzen, daß die Soole, wenn sie darin einige Zeit nach dem Schluß etwas ruhiger geworden ist, durch Entwickelung der Luftsäure vielen Ocher absetzet, den sie sonst mit auf das Gradirhaus nahm, und die Inkrustirung der Dornen ungemein beschleunigen half. Dieser Ocher wird des Jahrs ein oder zweimal herausgeschaffet.

Aus den so eben erwähnten Brunnensoolenbehälter dringen drei Pumpen 10, 9 und 8zöllig, die Soole in den mittelsten Kasten des ersten Gradirhauses, und ein viertes sechszölliges Saugwerk bringt sie aus dem mittelsten in den obersten oder Giebelkasten, welcher auch gemeinhin der Trog heißt. Nur bei gutem Gradirwetter läßt man alle 4 Pumpen spielen, bei mittelmäßigem und schlechtem aber nicht. Die Länge dieses Hauses beträgt 360 und die Breite 32 Fuß, und zwar der mittlere Zwischenraum — 12 Fuß.

Jede Wand unten 5′ — 10 ″

Der Raum auf beiden Seiten 4′ — 8 ″

Die Dicke der Seitenborden 3′ — 6 ″

Die Brustschwelle 10″ — 8 ″

= 32 Fuß 3 Zoll

Dieses Haus hat unten zwei niedere Dornwand, die in dem mittelsten Kasten stehet; jede ist 28 Fuß hoch. Die obere weit aufgesetzte ist nur 14 Fuß hoch, nachher machte man sie nochmal so hoch, daher auch das Dach der Länge nach zweimal gebrochen

brechen ist. Die Dornwände lassen aus bekannten Ursachen auch jener Seite eben so viel Salz zu. Dieses Haus wurde im Jahre 1781. und zwar gleich anfänglich mit drei Wänden gebauet, vermuthlich um auch ein Gradirhaus nach der neuesten Mode zu haben; und nach und nach versprach sich grosse Dinge davon. Allein der Erfolg entsprach der Erwartung ganz und gar nicht, vielmehr war man genöthiget, die mittlere Wand unberührt stehen zu lassen, weil man die Gradirung auf den äussersten Wänden wegen Hinderung der beiden äussern Dornwände nicht ganz hindern wollte. Um das Gehäuse eines Gradirhauses mit drei Wänden gegen einander einzurichten, dazu braucht es keiner vielen physikalischen Erfahrungen und Versuche, schon die blosse Vernunft kann dasselbe aussprechen, so bald man nur weiß, was Gradiren heißt, und wie es damit zugehet. Denn da, wo die Sonne keinen Zugang hat, und die Luft nicht gehörig wechseln kann, da ist wenig oder gar keine Veredlung Statt. Dieses ist eine Wahrheit, die Theorie und Erfahrung bestätigen. Ueberdem hatte aber dieses Haus noch den Fehler, daß die Zwischenräume zwischen den Wänden allzu schmal waren; ein Fehler, der allen spätern Gradirhäusern gemein ist. Auf dem hannöverischen Salzwerke Münden hat man mehrere Gradirhäuser mit drei Wänden gegen einander; selbst Hall in Tirol ist jetzt für diese Art von Gradirhäusern, deren Wirkung ihm jedoch nicht bekannt ist. Wie sich demnach sattsam alles um den nöthigsten geringen Seelenverlust; allein, von diesem Seelenverlust hängt es mit die Verdünnung der Soole ab, und darum läßt man ihn zu. Ueberlegt man ferner, daß Gradirhäuser, von denen die Rede ist, viele Bewegungsräder und viele Dornen erfordern, und daß wenige Salzwerke, in Rücksicht dieser beiden Stücke, wenn es auch sonst bei gutem Wetter nicht an hinlänglicher Soole fehlt, eine gleich glückliche Lage haben, so wird nicht leicht Jemand auf den Einfall kommen, diese unbeständigen Gradirhäuser gegen die bisherigen ein- und zweckmäßigen einzuführen. Es kömmt hier hauptsächlich darauf an, daß man mit den wenigsten Kosten den größten möglichen Effekt hervorbringe und dreiwändige Gradirhäuser sich, neben einander — sind kostbar. Im Jahre 1790. ist die dritte Wand, da das Haus von neuem gebauet wurde, ganz herausgenommen worden, und nun geht die Gradirung viel besser von statten. Gegenwärtiges Haus ist ein Muster von einem gut eingerichteten Gradirgebäude, seine fehlerhafte Stellung abgerechnet, von welcher ich in der Folge noch ein Mehreres sagen werde. Im Vorbeigehen merke ich hier noch an, daß der laufende Fuß an diesem Hause ungefähr 20 Thaler kosten soll.

Von diesem Hause geht eine Röse ungefähr nach dem folgenden zweiten Hause bis in die Mitte desselben, oder

hin, an das untere Kunstrad. Auf demselben stehen 2 Pumpen, 20 und 9zöllig, welche die einmal gefallene Soole in die mittelsten Kasten bringen, wo ein sechszölliges Saugwerk einen Theil davon in den obersten Kasten hebt. Unten sind zwei und oben eine Dornwand, die in dem mittelsten Kasten stehen; die untern sind 28 und die obern 14 Fuß hoch, und die ganze Fall ist 476 Fuß lang. Die Breite ist von der vorigen etwas verschieden; ich lasse sie hier, so wie bei folgenden, weg, weil sie nicht allgemein brauchbar zu werden.

Am Ende dieses Gradirhauses ist eben ein Aufzug aus dem Kasten in eine Röhrenfaher, die nach dem Gradirhause Nr. 3. über dem Aufzugraben läuft. Darauf stehen wiederum eine 8 und 9zöllige Pumpe, welche die Soole, die nunmehr zwei Fälle gethan hat, auf dieses Haus bringen. Unten sind zwei, und unterm Dache eine Dornwand, welche letztere auf einem bretternen Sattel steht. Diese beiden Säze sind so eingerichtet, daß die Wasser sowohl in den mittelsten als auch in den obersten Kasten können gehoben werden, in dem leztern nemlich in einer Mute über dem Kolben. Die untern Dornwände sind 29 und die obern 14 Fuß hoch; das ganze Haus ist 455 Fuß lang, und wärig den dritten Fall aus.

Da ich der Dornwände über einem bretternen Sattel, weder bei dem Herren Langsdorf, noch beim Herrn v. Canstein erwähnt finde, so wird eine kurze Beschreibung davon hier nicht am unrechten Orte seyn. Man denke sich also ein Stockwerk mit Balken und Säulen, die gegen das Zusammendrücken vom Winde, durch zwei Streben, die sich unter einem beliebigen Winkel schneiden, befestigt sind. Einen Balken um den andern wird ein sogenannter Bock ein Tonnenlang 20 Zoll hoch gemacht; der Bock selbst bildet ein gleichschenklichtes Dreieck. Unten an dem Schenkeln wird das Holz, so viel die Balken sind, der Länge nach bis auf die Hälfte weggeschnitten, um sie an die Balken mit Nägeln befestigen zu können. Ueber diese Böcke werden alsdann Dielen befestiget, und so ist der Sattel fertig. An dem Sattel sind die Dornhangen, und bei der Aufführung der Dornwand wird wie gewöhnlich verfahren. Zu beiden Seiten dieser Dornwand stehen die Kasten, welche ihre Soole vermittelst der Krahne und Rinnen auf die beiden unteren Dornwände tröpfeln lassen. Die obere Dornwand oder die über dem bretternen Sattel, empfängt ihre Soole aus dem Giebelkasten und giebt sie unmittelbar an die innern Flächen der beiden untern Dornwände ab, da sie sonst erst in den mittlern Kastenstiel, und sodann durch Krahne und Rinnen auf die untern Wände geleitet würde. Auf jene Art bleibt die Soole viel länger in der Luft, und dadurch können ihre wässerichten Theile weit mehr verflüchtiget werden. Diese ungemein beträchtliche Verbesserung

ist

ist eine Erfindung des hiesigen geschickten Kunstmeisters Henkel.

Von dem vorigen Hause gehen 2 kurze Röhren nach dem Gradirhause Nr. 4. über dem vierten Gefälle. Auf einer stehet ein 10 und auf der andern ein 8zölliges Saatzwerk, welche die dreimal gefallene Soole in die mittlern und obern Soolenkasten heben können, eben so wie auf dem vorhergehenden Hause. Die untern 2 Dornwände sind 24 und die obere 14 Fuß hoch. Letztere steht auf einem bretternen Sattel. Die Länge dieses Hauses beträgt 307½ Fuß.

Am Ende dieses vierten Gefälles stehen 2 Saatzwerke, 8- und 7zöllig, in den untern Kasten, welche die darin gefallene Soole wieder auf das Gradirhaus Nr. 5. sowohl in die mittlern als in die Giebelkasten dieses Hauses, und zwar über dem Kolben, in sogenannten Luten bringen. Dieses Haus hat ebenfalls unten zwei und oben eine Dornwand. Diese ist 7½ und jene 24 Fuß hoch. Die Länge beträgt 357½ Fuß.

Aus diesem Hause gehet oben am Ende eine kurze Röhrenfahrt unter das darauf folgende Gradirhaus Nr. 6. Darauf stehen 2 Pumpen 8- und 6zöllig, die, wie bei den drei vorhergehenden Häusern, die Soole in die mittlern sowohl, als in die obersten Kasten bringen. Dieses Haus hat unten eine doppelte und oben eine einfache Dornwand, jene sind 26, diese 7½ Fuß hoch. Seine Länge ist 326 Fuß. Die obern Dornwände auf diesem und dem vorigen Gefälle, werden bis auf 14 Fuß erhöhet werden, und ebenfalls auf einen Sattel zu stehen kommen.

Salzwerke, welche wegen ihrer geringen Soole gehalten sind, dieselbe vor dem Versieden durch mehrere Gefälle gehen zu lassen, befinden sich in dem Falle, während der Gradirung einen nicht unbeträchtlichen Theil der schon auf einen gewissen Grad veredelten Soole zu verlieren, wenn der Wind plötzlich seine vorige Richtung ändert, oder aus einer andern Gegend kömmt, und man alsdann nicht im Stande ist, alle Krahne auf der Seite, welche nun dem Winde gegen über liegen, in einem Augenblicke zu verschließen. Um dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, haben sich mehrere Kunstverständige bemühet, solche Vorrichtungen zu machen, wodurch mit einem Male alle Krahne verschlossen werden können, und welche auf den hessischen Salzwerken unter dem Namen der Geschwindstellung bekannt sind. Diese Sache ist in der That wichtiger, als man beim ersten Anblick glauben mögte, und man muß sich billig wundern, daß die bisherigen Lehrbücher der Salzwerkskunde dieser Geschwindstellung mit keinem Worte gedacht haben. Wahrscheinlich war sie ihren Verfassern nicht bekannt. Ein Paar Beispiele davon hat schon Herr Hofrath Beckmann in seinen Beitr. zur Oekonomie, Technologie ꝛc. VI. S. 347. und VIII. S. 292. geliefert. Die

Schö-

Schönebeck, oder eigentlich die zu Großensalza, hat mit der hiesigen viele Aehnlichkeit, wie man sogleich sehen wird. Hier hatte man in vorigen Zeiten auf den bei zuletzt beschriebenen Gradirhäusern folgende Einrichtung gemacht. Man sehe die Zeichnung. Mit der Wetterfahne a. war eine eiserne Stange b. in Verbindung gebracht, die Stange selbst aber auf dem Balken c. befestigt, und ging durch die hölzerne Spindel d. An der Fahne war ein Gegengewicht e, welches die Fahne im wagerechten Stande hielt, und konnte dadurch desto leichter von jedem Winde bewegt werden, weil die Fahne auf ihrem Schwerpunkte ruhete. Dieses Gegengewicht hatte aber noch einen andern Nutzen, den ich weiter unten anführen werde. An der eisernen Stange war ein Knie f. von 2 Zoll, das hier die Stelle des Kurbelzapfens vertrat. An diesem Knie waren die wagerechten Arme g. befestiget, mit denen die senkrechten Arme h. verbunden waren. Letztere waren in den Wellen i. befestiget, wovon man nur den Durchschnitt sieht. In diesen Wellen befanden sich die Seitenarme k, an welchen ein Drath, der vorher ausgeglühet wird, bis auf den mittelsten Soolenkasten herumgeht, und durch die punktirten Linien l. ausgedrückt ist. Statt des Draths kann man auch kleine Stangen von Holz von 1 Zoll dick nehmen, nur muß das untere Ende von Drath seyn, um die Klappenventile daran befestigen. In dem mittelsten Kasten lagen zwei kurze Röhren m, die durch einen Zapfen n, in der Mitte mit einander vereint waren. Diese Röhren waren in andern Röhren, welche der Länge des Gradirhauses nach hinliefen, und in der Zeichnung im Durchschnitte angedeutet sind, eingeschoben. Auf den kurzen Röhren im Kasten war auf jeder eine Oefnung, welche durch Klappenventile p. vermittelst des an ihnen befestigten Draths, geöfnet oder verschlossen werden konnte. Auf den Röhren hingegen, welche nach der Länge des Hauses hinliefen, befanden sich an jedem Balken zwei Krahne q, die man Stockkrahne oder Dickköpfe nennet, welche die Soole in die gehörigen ihnen liegenden Rinnen gaben. Statt dem die Fahne, die sie in der Zeichnung vorgestellet ist, so war das Klappenventil um 2 Zoll, gleich der Stärke des Knies, auf der Seite f. offen. Nahm den Wind die entgegengesetzte Richtung, so öfnete sich das Klappenventil auf der Seite k. gleichfalls um 2 Zoll; in beiden Fällen gaben die Krahne nur auf der Seite, wo das Ventil offen war, Soole; die auf der Gegenseite stehen wesch loßen, und gaben also keine Soole. Wenn aber der Wind auf dem Strich lag, oder sogenannter Kopfwind war, denn standen beide Klappenventile um 1 Zoll offen, und die Krahne gaben auf beiden Seiten Soole. Damit die Klappenventile sich auf

Digitized by Google

beiden Seiten gleich hoch öffneten, dazu diente das oben angeführte Gegengewicht.

Diese Geschwindstellung war in der That sehr sinnreich, hatte aber doch den Fehler, daß sie bei Kopfwinden den Soolenverlust nicht ganz verhinderte. Zu diesem Umstande kam noch der, daß sich die Röhren wegen des vielen Ochers und wegen der erdigen Theile in der hiesigen Soole bald verstopften, und daher öfte davon gereiniget werden mußten. Dieses war mühsam und verdrießlich, verursachte viele Kosten, ohne den Zweck vollkommen zu erreichen. Man schafte sie also wieder ab, und führte dagegen eine andere ein, welche sehr einfach ist, und darin bestehet, daß man auf der Mitte der untern Dornwände längs derselben eine Rinne legt, welche durch kleine Querrinnen mit der Rinne unter den Krahnen in Verbindung stehet. Wenn sich nun der Wind ändert, so nimt der Steigerer einen Stock und schiebt damit die Querrinne, welche die Soole auf die äußere Fläche der Dornwand leitet, unter dem Krahne weg, wo auf die Soole vermittelst der Querrinnen nur in diejenige Rinne, welche mitten auf der Wand liegt, hinläuft, und mitten in der Wand herunterfällt. Das Verschieben der Querrinnen mit dem Stocke, kann in einer Minute auf dem ganzen Hause geschehen, und das Zuschrauben der Krahne, kann hiernächst mit mehrerer Ordnung nachgeholet werden. Auf solchen Salzwerken, deren Soolen nicht so viele erdige Theile, als die hiesige während der Gradirung absetzet, kann die erste Art der Geschwindstellung mit Vortheil benutzt werden, wie die noch jetzt zu Großsensalza vorhandene beweiset. Wer der Erfinder der Geschwindstellung war, kann ich nicht eigentlich sagen; vermuthlich war es der verstorbene Herr Geheimerath Waitz von Eschen, ein Mann, der um die hessischen Salzwerke, und zum Theil auch um die preussischen, große Verdienste hat. Diese Meinung erhält dadurch einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, weil man bisher nur auf den hessischen und auf denjenigen preussischen Salzwerken, welche von ihm sind angelegt oder verbessert worden, die verschiedenen Arten der Geschwindstellung eingeführet angetroffen hat. Dieser Umstand erläutert auch, warum die Herren Lenk, Langsdorf ꝛc. sie in ihren Schriften mit Stillschweigen übergangen haben. Die hiesige Geschwindstellung soll über 50 Jahr alt seyn; das hiesige Salzwerksinventarium hätte uns vielleicht den Erfinder, so wie das Jahr der Einführung dieser Erfindung richtiger angegeben, wenn ich dasselbe hätte zu Rathe ziehen können.

Die bisher beschriebenen sechs Gradirhäuser werden von der untern

Kunst

Kunst mit Soole versorgt. Dazu gehören: das große Wehr neben dem Gradirhause Nro. 3., welches in den Erbstuß gebauet ist, und 6 Aufziehschützen mit Walzen und Ketten hat. Dieses leitet das Wasser vermittelst eines Grabens auf das untere 32 Fuß hohe Kunstrad, unter welchem dasselbe durch ein 140 Fuß langes Gewölbe wieder abfließet. Das Rad ist 13 Zoll weit geschaufelt. Die Schaufelbretter sind 4 Fuß lang und 1 Fuß breit; hat 5 Fuß lebendiges Gefälle und macht bei vollem Aufschlagwasser in einer Minute 5 bis 6 Umläufe. An jedem Ende der Welle ist ein Kurbelzapfen von 2 Fuß, die unter sich einen rechten Winkel machen und einen vierfüßigen Hub hervorbringen; denn indem das Rad einmal umläuft, beschreibt der Kurbelzapfen einen Kreis, dessen Halbmesser der Höhe des Kurbelzapfens gleich ist. Den Kurbelzapfen auf der Abendseite setzt mit dem daran befindlichen Bäume durch ein Gestänge samt den stehenden und liegenden Leitarmen und Werkständern die Sätze auf den Gradirhäusern Nro. 4. 5. und 6. in Bewegung; den Bäumen auf der Morgenseite hingegen hat einen großen Werkständer mit vier Kreuzen und ein Gestänge mit hangenden Leitarmen, das unter dem Dache des zweiten Gradirhauses weg auf das erste schiebet, und die darauf stehenden Sätze in Bewegung setzet. Die Leitarme des westlichen Gestänges hangen zum Theil an eingerammelten Pfählen, die mehresten aber an den Säulen der Gradirhäuser auf der Seite gegen Abend zu, und die hangenden Leitarme unterm Dache des zweiten Gradirhauses liegen mit Zapfen auf einer Seite in den Säulen der obern Dopppand, und auf der andern Seite in den äußern Säulen des Hauses auf untergelegten Pfosten. Aller Orten, wo ein Gradirhaus sich endiget, das Gestänge einen Winkel machet und zwei Sätze stehen, steht ein Werkständer, der in ein liegendes Kreuz greift, wozu zwei Regierstangen in die Höhe gehen, die oben vermittelst einer an einer kurzen Welle beweglichen Schwinge zusammenhangen. An den Regierstangen sind die Stangenweise befestiget, an welchen die Kolben hangen an- und abgehangen werden, nachdem es die Umstände erfordern. Daß dieses Rad eine große Last zu bewegen hat, übersiehet man leicht ohne Berechnung. Denn außer 16 hohen Sätzen muß es auch ein Feldgestänge von 1634 Fuß fortschieben, nemlich 1358 Fuß über, und 276 Fuß unter dem Rade. Die bis jetzt aufgezählten sechs Gefälle nennt man das untere Werk, wobei ein Gradirer des Nachts die Wache hat, und dafür 1½ gr. empfängt.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

67tes Stück.

Freitag, den 21ten August 1795.

Beschreibung des Salzwerks bei der Stadt Schmalkalden, in dem hessencasselischen Antheil der Grafschaft Henneberg.

(Fortsetzung.)

Ich komme nun auf die übrigen Gradirhäuser, oder das obere Werk. Oben am Ende des Gradirhauses Nro. 6. ist eine Röhrensäule eingestossen, welche die Soole durch den Hof bei der vormaligen Inspectur vorbei bis unter das Gradirhaus Nro. 8. durchleitet. Darauf stehet ein $7\frac{1}{2}$ zölliges Saugwerk, welches die Soole in die mittlern und obern Kasten des Hauses Nro. 8. in die Höhe hebet. Von da wird sie in den obern in die mittlern und obern Kasten des Gradirhauses Nro. 7. geleitet, welches mit Nro. 8. einen Falk ausmachet, da beide Häuser nur 310 Fuß in die Länge messen. Beide haben unten doppelte und oben einfache Dornwände. Die untern auf Nro. 7. sind 32, und die obern 14 Fuß hoch. Die untern von Nro. 8. sind 26, und die obern 10 Fuß hoch. Letztere stehet über einem bretternen Sattel. Unter dem Hause Nro. 8. ist der alte Salzbrunnen bestadlich, worin ein wasserhaltiges Saugwerk stehet, und die Soole über sich in ein gusseisernes Dornwänden liegendes Gerinne hebet, worin sie auf das obere Kunstrad geleitet wird, um im Winter, wenn gefroren wird, das Eis aufhauen zu können, weil vermittelst dieses Rades die siedende Soole in die Pfannen geleitet wird, welches bei der Beschaffenheit der Siederei noch näher vorkommen wird.

Von den vorigen beiden Häusern gehen zum Schlauche in eine kurze Röhre aus, worauf ein zehnzölliges Saugwerk stehet, welches die Soole 46 Fuß hoch in die obersten Kasten des Gradirhauses Nro. 9. hebet, in welchem sie bis ans Ende herabläuft, und daselbst in einen hohen Ständer fällt. Auf diesem Ständer stehet eine Röhrensäule, welche die Soole auf das oberste Gradirhaus über dem Salzkothen bringet, woselbst sie in einem Ständer wieder in die Höhe in die mittlern und obern Kasten des

Gradirhauses Nro. 10., welches den achten Fall ausmacht, abfließet. Dieses zehnzöllige Saugwerk ist um deswillen da angebracht, um bei kleinem Aufschlagewasser die Soole geschwind auf die obern Gradirhäuser bringen und bei gutem Wetter die Tröpfelung hinlänglich versorgen zu können, weil sonst einem möglichen Mangel an Soole auf den Gradirhäusern Nro. 9. und 10. nicht leicht vorgekommen werden könnte, indem von hieraus die Giebelwände oder die obern Kasten dieser Häuser mit versehen werden müssen. Auf diesem Hause steht also kein Saugwerk, sondern weil der Ausfluß oben aus dem Hause Nro. 8. höher als der Ausfluß auf dem Hause Nro. 9. ist, so läuft die Soole zu allen Zeiten, wann und so viel man will, dahin ab. *) Dieses Gradirhaus hat unten und oben zwei Dornwände, in der Mitte und oben zwei Kasten, folglich jede Dornwand ihren besonderen Tröpfelkasten, und ist 333½ Fuß lang.

Von diesem Hause gehet eine Röhrenfahrt, so lang als das folgende Haus ist, an diesem bis zu Ende desselben her. Ein darauf gesetztes achtzölliges Saugwerk hebet die achtmal gesaltene Soole von jenem auf dieses Nro. 10. als das gemeine Gefälle, in die Pfannen durch seine Kasten, mit dem Kolben in einer Länge. Dieses Haus hat ebenfalls, wie das vorige, mitten und oben 2 Tröpfelkasten; zu jedem gehört unten und oben eine Dornwand. Diese sind 9½ Fuß, und die untern 30 Fuß hoch. Gleiche Höhe haben auch die Dornwände von dem Hause Nro. 9. Die Länge von Nro. 10. beträgt 394½ Fuß.

Aus diesem Gefälle gehet endlich eine kurze Röhrenfahrt, worauf ein siebenzölliges hohes Saugwerk stehet. Dieses hebet die Soole in eine [illegible] Einrichtung in die Höhe, auf [illegible] das höher Gefälle, oder auf den [illegible] heben, wie er insgemein genannt wird, zum Ausfluß zu bringen. Dieses Haus, welches in der Gradirung das letzte, sonst aber das zehnte Gefälle ausmacht, hat unten eine dergleichen, und oben eine einfache Dornwand, die auf einem Sattel stehet, und von der schon mehr erwähnten Einrichtung ist. Die untern Wände sind 32 und die obern 24 Fuß hoch. Die Länge beträgt 256 Fuß. Auf diesem Gradirhause wird die Soole, wie sie Wind und Wetter liefern, das ganze Jahr hindurch versotten, zu welchem Ende es mit so hohen Dächern

dem

*) Diese Einrichtung der Soolenleitung von einem Hause zum andern ist nach der Hand abgeschafft, und statt deren eine andere eingeführt worden, die im wesentlichen mit der auf dem andern Werke beschriebenen übereinkommt. Ich habe aber die alte Einrichtung beschrieben, um zu zeigen, wie man vorhin dabei im Werke gegangen ist, und wie man jeden Umstand zu benutzen suchte, Verbesserungen anzubringen.

Digitized by Google

den versehen ist, daß man 12 Fuß hoch Soole darin aufbewahren kann, die bei schlechtem Wetter, wenn das Sieden nicht gänzlich aufhören soll, größtentheils zugesetzt werden muß. Ein achtzölliges Gezeugwerk hohlet die Siedsoole aus diesem Kasten und hebt sie in einem Ständer in die Höhe. Der Ständer stehet auf einer Röhrenleitung, die mitten im Holzhofe in zwei Arme sich vertheilet, wovon einer in das neue und der andere in das alte Koth läuft. An der Nordmauer des Herdes im neuen Kothe stehet ein Ständer und auch einer außen am alten Kothe, aus welchem die Soole in ungefaßten Gefäßen, durch Anhängung der Pumpe, in die Pfanne gelassen werden kann.

Zur Dirigirung der 9 Pumpen des obern Werks, oder der Gradirhäuser Nro. 7. 8. 9. 10. und 11., wovon 3 im neuen Brunnen, einige alten, und 5 auf den Gradirhäusern stehen, dient das zweite Kunstrad an der ehemaligen Inspectur. Es ist nur 29 Fuß hoch. Die Schaufeln sind zwei Fuß lang, ungefähr 11 Zoll breit, und 12 Zoll oder einen Fuß weit geschaufelt; es macht in einer Minute 5 bis 6 Umläufe. Die beiden Krumpenzapfen, welche unter einander einen rechten Winkel machen, haben 2 Fuß Hub, und jeder seinen eigenen Wedel. Der auf der Abendseite hat beobachte über sich und hebet die 18 Sätze auf dem Hause Nro. 8., die übrigen Kreuze an zwei Regierstangen, wovon der an einer Welle des [illegible]

[illegible] Schmiedes angebracht sind. Sodann den dritten im alten Salzbrunnen stehenden und an seinem Orte bereits beschriebenen Satz. Von dem daselbst erwähnten kurzen Gestänge geht eine lange Regierstange bis auf diesen Satz herunter, an welche die Kurbelstange angehängt wird. Der andere Bläuel greift in einen Werkständer, wovon der eine Arm das Gestänge nach den obern Gradirhäusern Nro. 10. und 11., und ein großes Kreuz in Nro. 10., woran 3 Sätze hangen, beweget. Der andere Arm hat das Gestänge nach dem neuen Salzbrunnen und zwei Viertelkreuze mit ihren drei Pumpen, welche die Soole ausheben, zu bewegen. Die Leitarme sind bald stehende, bald liegende, wie es der Raum mit sich bringt, und daher auch bald an die Säulen der Gradirhäuser, bald an besondere Gestängepfosten befestiget. Zu diesem Kunstzeuge gehört ein kleiner Sammelteich, neben und über welchem sich der Kunstgraben mit einer Schleuse bis zum Wehre erstrecket. Das Wehr ist mit dem auf dem untern Werke von gleicher Beschaffenheit. Der Stollen zum Abfluß des Aufschlagwassers geht durch den Hof der Inspectur in den Fahrweg unter das Gradirhaus Nro. 6., läuft unter demselben und dem Hause Nro. 5. bis ans Ende desselben fort, wo das Wasser sich in die wilde Fluth ergießt. Vom Rade bis zu Ende des Gradirhauses Nro. 6. ist er theils gewölbt,

theils gemauert, unter dem Gradirhause Nro. 5. aber verzimmert. — Jedes Haus hat seinen Gradirer, der wöchentlich 30 Albus erhält. Für die nächtliche Aufsicht auf dem obern Werke erhält der Gradirer 1½ ggr.

Ehe ich zur Beschreibung der Siedehäuser übergehe, wird es nothwendig seyn, dasjenige, was ich, um den Zusammenhang nicht zu oft zu unterbrechen, nicht beibringen konnte, in einigen allgemeinen Anmerkungen hier nachzuholen. Ein jedes Gradirhaus ist so vorgerichtet, daß man zu allen Zeiten und so oft man will, seine eigene Soole repetiren oder wieder aufziehen kann. Um dieses zu bewerkstelligen, sind auf die Hauptröhren Communicationsröhren eingewechselt; jene werden alsdann mit einem Stöpsel verschlossen. Dieses repetiren geschieht besonders bei schlechtem Wetter oft, weil die Soole in den ersten Fällen wenig oder gar nicht an Qualität zunimt, obgleich die Quantität sich immer mehr und mehr vermehret. Bei guter Witterung, das heißt, bei Sonnenschein und warmen beständigem Winde, nimt die Soole in dem ersten Gefälle oft nichts und zu Zeiten nur ¼ Loth zu, in dem zweiten ½, im dritten eben so viel, im vierten ¾, im fünften auch so viel, im sechsten 1, selten 1 ¼ Loth, im siebenten 1 Loth, im achten 1 ¾ bis 2, im neunten 3, auch 3 ½ Loth, im zehnten und letzten Gefälle 5, 6, 7, 8, bisweilen auch 10 Loth zu. Ja man hat acht oder neunlöthige Soole, erstere sich auf dem letzten Gefälle allein, auf 18 bis 20 Loth, im Jahre 1774. sogar bis auf 24 Loth gebracht. Allein damals repetirte man die Soole zu oft und betrieb überhaupt das Werk nicht so gut, als gegenwärtig. Bei einer bis zu dieser Löthigkeit gradirten Soole setzet sich vieles Salz, welches die beinah gesättigte Soole nicht mehr aufgelöset halten kann, an den Dornen ab, und setzt sie demnächst bei feuchter Witterung wieder auf, und verhindert, daß die Soole nicht so bald vom Lothe herunter kömmt. Dieses angesetzte Salz nennt man hier uneigentlich Schlosse. Uebrigens bemerke ich hier noch, daß das bisher gesagte über die Zunahme der Löthigkeit der Soole auf einem jeden Gradirhause nur so ungefähr zutrift, und wegen der vielen dabei vorkommenden Umstände seine große Ausnahmen leidet. Die Frage also, wie viel eine Soole auf diesem oder jenem Gefälle an Löthigkeit wachse, läßt sich schwerlich bestimmt beantworten, ob sie gleich verschiedentlich von reisenden Salzwerkskundigen gemacht wird.

Die Bestandtheile der löthigen Soole sind, so viel ich weiß, noch nicht chemisch untersucht. Bei der Gradirung werden folgende zwei auch geschieden: ein rother Eisenocher, der aber größtentheils schon in der Bleireise und in dem Brunnensodium behälde sich abgesetzet. Etwas weniges wird noch mit der Soole mit in das erste Haus, wo die Dornen

eine

alle röthliche Farbe davon bekommen. Der zweite Bestandtheil ist ein Gelenit, der unter dem Namen des Dornsteins oder Gießsteins bekannt ist, den die Soole erst auf den Gradirhäusern fahren läßt, und zwar in den ersten Gefällen häufiger als in den folgenden, wo die Soole schon stärker geworden ist und den Gelenit nicht mehr aufgelöst halten kann, als welcher bekanntlich zu seiner Auflösung eine sehr große Menge Wasser nöthig hat. Ohne Zweifel hat auch die Luftsäure, welche sich durch das Treiben entwickelt, an diesen Niederschlägen einigen Antheil.

Die Lage der hiesigen Gradirhäuser sowohl als ihre Stellung ist gleich fehlerhaft. Jene, weil man die Gradirhäuser dicht an die Schmalkalde gebaut hat; diese, weil sie mit der Giebelseite nach Mittag und Mitternacht, im Gegentheil mit der langen Seite nach Morgen und Abend stehen, das Haus Nro. 11. allein ausgenommen, welches eine solche Stellung hat, daß es alle Winde gleich gut benutzen kann. Man hat zwar in neuern Zeiten den Unvollkommenheiten, welche aus dieser fehlerhaften Stellung entstehen, dadurch abzuhelfen gesucht, daß man die Dornwände in den Zugöffnungen, welche man des bessern Luftwechsels wegen alle vier oder fünf Bunde läßt, in ein körperliches Dreieck auslaufen läßt, und so dem Winde, er komme, von welcher Gegend er wolle, auf der schiefen Fläche den Eingang verschaffet. Mehr ist es, man hat dadurch eine wichtige Verbesserung in der hiesigen Gradirung zuwege gebracht. Allein ich habe dennoch Ursache zu zweifeln, daß man alle die Unvollkommenheiten, die eine Folge der ersten fehlerhaften Anlage sind, auf diese Art völlig heben wird. Denn, wenn auch ihre Stellung durch die erwähnte Einrichtung wirklich verbessert worden ist, so bleibt doch ihre Lage an der Schmalkalde ein Umstand, der auf den guten Fortgang der Gradirung sehr vielen Einfluß haben muß, indem die Luft in dieser Gegend nicht so rein von mittelsalzigen Dünsten ist, als jede andere nicht so nahe am Wasser gelegene Gegend; und eine Luft, die schon einen Theil Wasser aufgelöst enthält, kann nicht dieselbe Menge Wasser aufnehmen, als eine reine von Wasserdünsten leere Luft. Daher auch bei feuchter Luft die Gradirung wenig oder gar nicht von statten geht und sogar negative Gradirung entstehen kann. — Gleichwohl sucht man jeden kleinen Umstand, wenn er auch noch so geringfügig scheint, aber Bezug auf Vervollkommnung der Gradirung hat, zu benutzen. So bringt man gegenwärtig, wenn ein Haus neu bedornet wird, die Windstreben innerhalb dem Gebäude an und läßt nur ein Paar außerhalb stehen. Vorhin stand fast an jeder Säule eine Windstrebe; diese kostete viel Holz und war der Gradirung gar sehr hinderlich.

Die Dauer der Dornen ist aus den

Digitized by Google

verschiedenen Häusern verschieden. Auf den ersten Häusern bleiben sie fast 9, 10, bis 11 Jahr brauchbar; auf den Häusern hingegen, wo die Soole schon viele von ihren erdigen Theilen verloren hat, und mehr gereinigt worden ist, dauern sie 15 bis 20 Jahr. Aber auch auf der Morgenseite setzet sich mehr Dornenstein als auf der Seite gegen Abend an, weil auf jener das Wasser unter Begünstigung der Sonnenwärme eher verdünstet, und folglich eine schnellere Erhärtung des sich an die Dornen ansetzenden Gesenits zur Folge hat. Dagegen bleiben die Gesenittheilchen auf der Abendseite länger in einem weichen Zustande, das nachfolgende Wasser löset sie zum Theil wieder auf und nimt sie dann mit sich fort. Wegen dieser geschwinden Versteinerung müssen daher jährlich neue Abdornungen vorgenommen werden, welche allerdings auf den Preis der Dornen zurückwürken muß. In vorigen Zeiten kostete das Schock 6 ggr., und die Bunde waren weit stärker. Gegenwärtig bezahlet man das Schock, obgleich die Bunde ungleich kleiner und nicht selten mit Weißdornen vermischt sind, mit 7 ½ ggr. Man braucht ein Jahr ins andere etwa 2000 Schock. Um dem Mangel und der Theurung der Schwarzdornen vorzubeugen, gab die Oberrentkammer in Hall vor einigen Jahren den hiesigen Salzsiedern den Auftrag, über die Anziehung der Schwarzdornen selbst zu sorgen. Sie ist aber aus mancherley Ursachen unterblieben, hauptsächlich wohl, weil das Salzwerk keinen schicklichen Platz dazu hatte. Ueber den Mangel der Dornen in der Schweiz, wo man mit wenigerer gutem Erfolge sich der Weißdornen bedient, klagt schon Herr von Haller in seinen Bemerkungen S. 122. der Langen. Ausgabe. Die Dornen werden spät im Herbst eingesammelt, wenn das Laub abgefallen ist, weil man voraussetzet, daß alsdann der Saft nicht mehr so häufig in den Dornen vorhanden sey, der sonst dem Salze eine unangenehme Farbe geben würde. Auf den Häusern, welche die noch meistens rohe Soole empfangen, achtet man indessen nicht sehr darauf. Nur auf den obern Häusern langt man die frischen Dornen mit roher Soole aus, und leitet diese wieder in den Brunnenbehälter zurück, damit sie noch einmal die Gradirung durchgehen und jene Stärke wieder verlieren. Diese Absicht wird auch erreicht, wenn man die frischen Dornen eine Zeit lang an der Luft liegen läßt. Den Dornstein verkauft man gegen eine Erkenntlichkeit von 2 bis 3 Albus für das Fuder an die Bauern zur Verbesserung ihrer Länder.

Die Gradirzeit dauert hier etwa 9 Monate, bald länger, bald kürzer, wie es die Witterung mit sich bringt. Im Herbste, wenn die Dorngradirung nicht mehr mit Vortheil betrieben werden kann, läßt man die Soole auf den untern Gradirhäusern

stell Thermometröhre, welche man gefrieren läßt, und hernach das Eis herausnimmt. Diese durch den Frost verdichtete Soole dient im Frühjahre, wenn die Gradirung wieder ihren Anfang nimmt, die obern Gradirhäuser damit zu versorgen und zu verhüten, daß es nie an siedbarer Soole fehlt, weil mit dem Sieden bis spät in den Winter angehalten wird. — Daß das gefrorne Meerwasser salzfrei sey, finden Thom. Bartholinus und der Abentheur Reiger schon vor hundert Jahren beobachtet. Beim hiesigen Salzwerke machte man im Januar 1784. folgenden Versuch: man setzte 12löthige Soole dem Frost aus, und mag die Soole unter dem Eise, welche 1löthig befunden wurde. Das Eis, welches einen halben Fuß dick war, wurde aufgehauen, und war 5löthig. Aus diesem Versuche ergeben sich ein Paar Folgen: 1) die Möglichkeit, daß auch starkröthige Soole durch den Frost noch concentrirt werden könne. 2) Daß der Verlust an Salz bei einer solchen Gradirung desto größer ausfällt, je stärker die Soole und je heftiger die Kälte ist b).

Die Theile, woraus ein hiesiger guter Salz besteht, sind 1) die Saugröhre, 14 Fuß lang. 2) Der Ansteckkiel, entweder mit der vorigen von gleicher Länge oder auch kürzer. 3) Das Füßchen, etwa 2 Fuß lang. 4) Der Stiefel, oder das Kolbenrohr von 4 Fuß Länge. 5) Die Lutte mit einer oder zwei Ausgußröhren. Die Lutte ist bald mehr, bald weniger lang, nachdem die Soole darin in die mittlern oder obersten Kasten gehoben werden soll, und das Saugwerk bleibt dann nicht mehr ein bloß todtes Saugwerk, sondern wird ein vom einbautes Saug- und Druckwerk. Die Stiefel sind theils von Eisen, theils von Kupfer. Die von Eisen schafft man, so wie sie unbrauchbar werden, alle weg. Sie sind kostbar, weil sie nicht lange dauern, sind schwer an Ort und Stelle zu bringen, und der Kinderung des Kolbens äußerst denklich nachtheilig. Die von Kupfer sind freilich ungleich theurer, dauern aber auch viel länger, und der Kolben braucht wegen der inwendigen glatten Oberfläche nicht so oft gelindert zu werden: nur dürfen sie vielleicht auf die Gesundheit des Salzes einen nachtheiligen Einfluß haben. In Salzungen habe ich sie von Holz gesehen: ob besten ist hiezu das Eisenende. Die Weiten der Stiefel habe ich bereits angegeben; die Weite der Saug-

b) Diesem Versuche zufolge, leidet dasjenige, was Hr. Hofmann sagt, einige Einschränkung. Nonnulli Salsilaginem frigore expungunt atque gelari sinunt, & aptissima est huic Scopo illa, quae duas aut unam cum dimidia Salis uncias, comprehendit, quae enim tres, quatuor aut quinque uncias custodit, nunquam frigore denatur; dimidia vero, aut una uncia furta, totu in glaciem abit. De Salin. Hall. Cap. VII.

Digitized by Google

Saugröhre, die zu einem 10zölligen Stiefel gehört, ist 4 Zoll; zu einem 9zölligen 3½ Zoll, so, daß auf jeden Zoll, den der Stiefel in der Weite abnimt, auf die Saugröhre ein halber Zoll abgerechnet wird.

Noch fehlt es dem hiesigen Salzwerke an einem sehr nothwendigen Stücke, an einem Siedsoolenbehälter. Jetzt muß die Soole so, wie sie Wind und Wetter liefern, versotten werden. Ob nun gleich die Siedezeit übersehen werden kann, indem man durch Probesieden leicht ausmachen kann, wie viel Salz aus dieser oder jener Soole von bestimmter Höhigkeit ausgebracht werden muß, und wie viel an Feuerung dazu aufgehet: so giebt es doch sicher eine gewisse Höhigkeit der Soole, welche bei einem gegebnen Grade das beste und meiste Salz mit den wenigsten Kosten liefert. Dieser Grad kann nicht für alle Salzwerke einerlei seyn, und muß darher durch Erfahrung ausgemacht werden. Allein ohne Siedesoolenbehälter ist hiezu nicht wohl zu denken.

Zur Versiedung der von Zeit zu Zeit gradirten Soole, sind zwei Siedehäuser erbauet. In dem einen, welches man das alte Koch nennt, ist die Koch- oder Salzpfanne 18 Fuß lang, 16 Fuß breit und 16 Zoll tief. Unmittelbar daran stößt die Gradir- oder Wärmpfanne, welche mit jener von gleicher Breite, aber nur 11 Fuß lang und 14 Zoll tief ist. An dieser ist noch die Viehsalzpfanne von 8½ Fuß Länge, 11 Fuß Breite und 8½ Zoll Tiefe angefügt. Ueber der ersten befinden sich 4 Pfannenbäume, woran die Pfanne mit eisernen Haken an die in derselben angebrachten Schlingen angehängt ist. Diese Pfannenbäume sollten billig auf allen Salzwerken, wo noch dergleichen existiren, abgeschafft werden; sie nehmen mehr als den vierten Theil von der Oberfläche der Pfanne weg und verhindern eben daher das Abdunsten des Wassers gar sehr. Die Pfanne hat 12 Unterlager von Gußeisen; 5 an beiden Seiten vier, vorne über dem Feuer zwei und zwei hinten auf jeder Seite. Die mittlere Pfanne hat auch Pfannenbäume, woran sie mit Haken angehängt ist, und 10 Unterlager von Gußeisen. Die Viehsalzpfanne hat nur einen Pfannenbaum, woran sie eben so, wie die beiden vorigen befestiget ist, und hat 8 Unterlager. In den Pfannenbäumen sind da, wo sie auf den Borden der Pfannen aufliegen, eiserne Stücke eingelegt, die eine Rinne haben, worin die Borden der Pfanne sich einsetzen, wodurch verhütet wird, daß die Borden der Pfanne sich weder ein noch auswärts biegen können. Die Pfannen sind von Eisenblech, welches zu Suhl im Churfächsischen gemacht, und der Centner mit 6½ bis 7 Thl. bezahlt wird; zu den Nietnägeln wird hiesiges Eisen genommen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

68tes Stück.

Montag, den 24ten August 1795.

Beschreibung des Salzwerks bei der Stadt Schmalkalden, in dem hessencasselischen Antheil der Grafschaft Henneberg.

(Fortsetzung.)

Auf den Salzwerken in der Schweitz schraubt man nach Herrn Oberberghauptmann Wild's Berichte die Pfannen zusammen a). Früher soll diese Einrichtung schon zu Reichenhall in Bayern eingeführt gewesen seyn.

Der Rost unter der Pfanne ist von eisernen prismatischen Stäben, die verschiedene Knoten haben, und daher mehrere Oefnungen bilden. Die Stäbe liegen mit ihren Knoten unten auf b), eines Theils, damit die Asche und kleinen Schlacken von den Steinkohlen desto williger durchfallen, anderen Theils, um den Zugang der Luft desto mehr zu befördern, in welcher Absicht unter dem Roste ein Windsfang durchgehet, der zu beiden Seiten des Feuers ausgehet, und nach Befinden geöfnet oder verschlossen werden kann. (Gegenwärtig dürfte dieser Windsfang, da man keine Steinkohlen mehr braucht, mehr schädlich als nützlich seyn, indem die Luft eine ungeheure Menge von der Hitze verschluckt, und den Holzaufwand vergrößert.) — Der Rost ist 6 Fuß lang

a) Im recueil concernant les mines de Sel &c. premier Cahier. Berne 1792. p. 41. Die Kanten der Blechtafeln, welche viereckig sind, werden unterwärts gebogen und zusammengeschroben. Doch geht dieses nur mit den Pfannen an, in welchen das Salz ausgewürkt wird: bei den Koch- oder Vorbereitungspfannen aber nicht, weil die nach unten gekrümmten Borden zu sehr dem Feuer ausgesetzt sind, und daher leicht verbrennen. Vielleicht könnte man dieser Unbequemlichkeit durch einen Thonbeschlag begegnen, und dann dieses Zusammenschrauben der Bleche bei den Kochpfannen anwenden, welches gewiß von Wichtigkeit wäre, weil dergleichen Pfannen viel besser gereiniget werden können.

b) Die Roststäbe müssen mit ihren Enden nicht fest aufliegen, und etwas Spielraum haben, damit sie sich in der Hitze ungehindert ausdehnen können, sonst machen sie Krümmungen. Man sehe Riemann a. a. O. 1. Th. S. 130. u. f.

Digitized by Google

lang und 4 Fuß breit. Der Anlauf von demselben, bis auf den Heerd beträgt 8 Zoll. Der Herd ist in der Mitte muldenförmig. Die Pfannen stehen 22, 24 bis 26 Zoll hoch über dem Roste, welche Höhe wegen des abwechselnden Holz- und Kohlenbrandes für die beste gefunden worden: denn es wurde sonst bei Holz gekocht, und bei Kohlen gesogget. Seit einigen Jahren braucht man aber bloß Holz.

Durch den Rauchfang, der vorne weit und hinten enge ist, wird der Rauch mit der noch beigesellten Hitze, um diese so viel möglich zu benutzen, in den im Magazin stehenden Wärmofen geleitet. Aus dem Ofen gehet der Schornstein über sich, der, wie der Rauchschlund, einen blechernen Schieber hat. Mit ersterm kann man, wenn etwa der Ruß im Schornstein sich entzündete, das Feuer sogleich dämpfen; mit letzterm hingegen das Feuer unter der Pfanne leiten und dirigiren. Ueber den drei Pfannen, welche man als eine mit drei Abtheilungen ansehen kann, ist ein Schwadenfang von Brettern gemacht, der zum Dache hinausgehet. Unten ist der Schwadenfang ringsherum mit kleinen Rinnen versehen, worin der sich verdichtende Schwaden gesammelt und in untergesetzten Eimern aufgefangen wird.

Im sogenannten neuen Kothe sind zwei Pfannen, die zwei Rauchfänge haben, welche in der Mitte communiciren. Koch- und Wärmpfannen sind mit den im alten Kothe von einerlei Größe. Die Pfannschmieden sind aber kleiner. Die eine ist 3½ Fuß lang und 12 Fuß breit; die andere ist 4 Fuß lang und 12 Fuß breit. Die Röste, Anläufe, Heerde u. s. w. haben mit denen im alten Kothe einerlei Beschaffenheit und Vorrichtung, nur sind die Oefen nicht im Magazine, sondern stehen vor demselben in den Trockenkammern, in welchen das Salz auf Abläufer gesetzt und getrocknet wird. An den Trockenkammern stehen die Magazine: alles unter einem Dache.

Der hiesige Siedeproceß ist sehr einfach, und besteht wesentlich in folgendem. Nachdem die Koch- und Wärmpfanne aus dem Siedekasten mit Soole voll angefüllt worden, läßt man die erstern so lange einkochen, bis sie gahr zu seyn scheint. Bei diesem ersten Einkochen richtet sich der Sieder nach der größern oder mindern Löthigkeit der Soole, und im letztern Fall muß er tiefer einkochen, weil er immer eine gleiche Menge von Salz ausbringen soll. Der Sieder weiß zwar nicht allemal, wie die Soole im Lothe ab- oder zugenommen hat, indem ihm dieses nie gesagt wird; allein demungeachtet weiß er vermöge seiner vieljährigen Erfahrung, die Soole aus dem Verhalten beim Einkochen ziemlich richtig zu beurtheilen. Wenn also die Pfanne zum erstenmale 6, 7, 8 bis 9 Zoll eingekocht ist, so wird wieder frische Soole zugelassen. Gelangt diese Soole bald zur

Gahr

Sohre, und ist die Pfanne gehörig voll, so läßt man es mit dem weitern Einlassen gut seyn. Wenn im Gegentheil die Soole, welche man versiedet, sehr geringhältig ist, welches gemeiniglich im Herbst und Frühjahr der Fall ist, so wird zum dritten, auch wohl zum viertenmal frische Soole zugelassen. Während dem Kochen wird die Soole fleißig abgeschäumet, welches man die Soole abtreiben nennt. Zum Schäumen der Soole bedient man sich hier keiner Zusätze, welche auch in den meisten Fällen wohl ohne allen Nutzen und bei vielen Soolen, wo sie noch jetzt gebraucht werden, ganz zweckwidrig sind. Die schweren erdigen Theile, welche beim Kochen aus der Soole, so wie die Wassermenge durch das Ausdünsten verringert wird, auf den Boden der Pfanne niederfallen, werden in kleinen Setzpfannen aufgefangen, deren jede Pfanne acht hat, die so in der Pfanne vertheilet werden, daß hinten auf jeder Seite drei, und zwischen den Pfannenbäumen auf jeder Seite eine zu stehen kommen. Diese Setzpfannen bringt man darum an dem vom Feuer entferntesten Orte an, weil hier die Bewegung der Soole nicht so heftig ist, und folglich die erdigen Theile sich in der ruhigern Soole eher niederschlagen können. Sie werden vor dem jedesmaligen Einlassen frischer Soole herausgethan, und in einen Behälter neben der Pfanne ausgeleeret. Der Niederschlag, der außer den Setzpfannen noch auf den Boden der Kochpfanne fällt, wird mit Krücken angezogen, und in den eben gedachten Behälter herausgeschaffet. Dieser Niederschlag, der im Grunde nichts anders als ein Selenit seyn kann, wird hier Mergel genannt. Die bisher beschriebenen Operationen werden so oft wiederholet, als frische Soole eingelassen und zum Kochen gebracht worden.

Wenn der Sieder glaubt, daß er in der Kochpfanne so viel Salz hätte, daß er mit der in der Mittel- oder Wärmpfanne enthaltenen Soole die gewöhnliche Menge Salz zu machen denkt, so fällt er diese nach und nach in die Kochpfanne herüber, hält mit Kochen und Nachfüllen so lange an, bis die Mittelwasser herüber und die Kochpfanne ganz voll gahrer Soole ist, läßt sodann das Feuer etwas abgehen, und die Soole erkalten, damit sie ruhig wird, und die in ihr noch zurückgebliebenen erdigen Theile Zeit erhalten, sich vollends zu Boden zu setzen. Das bisherige Kochen der Soole wird das Vorkochen genannt. Sobald die Soole in der Pfanne ruhig geworden, und die erdigen Theile sich zu Boden gesetzt haben, nimt eine andere Arbeit, das Reinmachen, ihren Anfang. Man zieht nemlich mit langen Krücken allen Bodensatz an die Borden der Pfanne, hebt ihn heraus, und trägt ihn, weil sich auch schon etwas Salz gefällt hat, in die Mittelpfanne, welche unterdessen wieder mit frischer Soole angefüllt ist.

Digitized by Google

Hierin lösen sich die in dem Niederschlage befindlichen Salztheile wieder auf, und die erdigen Theile fallen darin, so wie die Wassermenge abnimt, zu Boden, die hiernächst angezogen und herausgehoben werden. Ist im Gegentheil die Soole in der Mittelpfanne geringhöthig, so wird auch ein Theil von den erdigen Theilen von ihr aufgelöset, und kommen wieder mit in die Kochpfanne. Es ist also noch eine Frage, ob es nicht besser wäre, diesen Niederschlag besonders auszulaugen, oder in den ersten Gradirhauskasten zu bringen?

Nach dem Reinemachen der Soole wird das Feuer wieder angemacht und mit dem Kochen der Soole so lange fortgefahren, bis die Soole mit Salz übersättiget ist, und das Salz in der Soole häufig zu Boden zu fallen anfängt. Dieses Auskochen, wie man es nennt, dauert eine Stunde, oft aber auch noch länger, und dieses meistentheils, wenn geringe Soole versotten wird. Allein das lange Auskochen der anschießbaren Soole ist allemal schädlich und mit Salzverlust verknüpft, da zuverläßig ein Theil der Kochsalzsäure durch das heftige Auskochen verflüchtiget wird. Zwar glaubt man hier an diese Verflüchtigung der Salzsäure nicht, oder hält sie doch für zu unbedeutend, als daß man darauf einige Rücksicht zu nehmen Ursache hätte. Man beruft sich auf die Chemie; aber man ist sicher auf einem irrigen Wege, denn hier ist von einem Salze die Rede, das eben im Begrif ist, anzuschießen, dessen Bestandtheile noch keine innige Verbindung unter einander eingegangen sind, und das außerdem mit einem flüchtigen Körper, dem Wasser, umgeben ist, das leicht den salzsauren Bestandtheil des Kochsalzes, der in gewissem Betracht in geringem Grade flüchtig ist, mit sich fortreissen kann. Hierzu kömt noch der freie Zutrit der Luft, die gröſsere spezifische Wärme der mit Salz übersättigten Soole ꝛc. Der Chemiker, der es mit einem fertigen Salze zu thun hat, kann freilich die Salzsäure nicht ohne Zwischenmittel und nur bei einem heftigen Feuersgrade aus dem Kochsalze entbinden. Enthalten aber nicht alle Salzsoolen einen Antheil von Vitriolsäure, welche das Kochsalz-gen. setzet, und die Säure desselben austreibt? Allein man hat nicht einmal nöthig, so weit zu gehen, um sich von der Verflüchtigung der Salzsäure durch das heftige Auskochen zu überzeugen. Man untersuche doch nur die Tropfen, die man aus dem Schwadensange in den untergesetzten Eimern sammelt, gebe auf den besondern Geruch, den man in den Salzsiedereien wahrnimt, und auf den leichten Salzdunst Acht, der sich überall an den Wänden anlegt, so wird man sicher anderer Meinung werden. Letzteres, was sich nemlich an die Wände anlegt, halte ich jedoch eher für ein Salz in Substanz. Zum Beweise, daß durch das heftige Auskochen keine Salzsäure verflüchtiget werde, mus vor

eine

einigen Zeichen folgender Versuch zu machen. In einer gewissen Höhe des Schwadenfanges wurde ein linnenes Tuch aufgehangen, um darin den Schwaden zu fangen. Das Tuch wurde nach einiger Zeit ausgerecket, die Feuchtigkeit untersucht, welche nicht allein geringsten Salzgehalt zeigte. c) Zur Rechtfertigung des Verfahrens führe zwar verschiedene Gründe an, die ich aber billig übergehe, da ich mich ohnehin bei einer Sache, die von mehrern Sachkundigen nicht zum Vortheil gepriesen wird, schon zu lange aufgehalten habe. So viel ist ausgemacht, man würde zum Sieden längere Zeit brauchen, aber auch mehr und reinhaltigeres Salz erhalten.

Wenn die Soole durch das Aufkochen, von dem ich so eben geredet habe, so weit abgeraucht ist, daß das Salz häufig zu fallen anfängt, so lässt der Sieder das Feuer abgehen und nimmt mit Allen ein Soggiefatz mit Steine oder Brunnkühlen. Das alsdann zuerst gefallene Salz zieht man mit dem langen Kies in die Vorden der Pfanne und füllet damit die Körbe an. Dieses Salz ist noch sehr unrein und von kleinem Korn, wovon der Grund in dem bisher beschriebenen Verfahren liegt. Zuweilen hebt man es besonders für die hiesigen Feilenhauer auf, welche das Salz von den folgenden Zügen nicht so gut brauchen können, vermuthlich weil es wegen des mehrern Kryställisationswassers, welches das Salz von den folgenden Zügen enthält, mehr umspritzelt und den Hieraufleger abweiset; wenn dieses Salz aber sehr unrein ist, so wird es wieder zu der Soole in der Mittelpfanne gethan. Nachdem diese Körbe ausgewürkt sind, und eine hinreichende Menge Salz auf dem Boden der Pfanne vorhanden ist, so beginnet nunmehr das eigentliche Salzmachen. Man setzet die Körbe zwischen die Pfannenbäume, umgiebt sie mit den Soggespänen, thut das ausgegangene Salz mit Schaufeln hinein und lässt sie einige Zeit so stehen, worauf man die Körbe herabsinkt und zum Abtriefen auf kleine Rinnen, die in die Steine, womit das Siedehaus gepflastert ist, eingehauen sind, hinstellet, wo sie bis zum andern Tage stehen bleiben, alsdann in die Trockenkammer auf die Bläufen und von da in die Magazine kommen.

Am Ende der Rinnen und von den Bläufern sind in die Erde kleine Bottiche eingesenkt, worin man die abtröpfelnde Soole sammlet und sie demnächst wieder in die Mittelpfanne herüberträgt. Dieser Umstand, und daß

c) In Aussee hat jemand in gleicher Absicht, wie Herr Hofrath Hermann in seiner Beschreibung des uralten Erzgebürges im 2ten Theil S. 223. erzählt, einen großen Badeschwamm über die Siedepfanne aufgehängt. — Risum teneatis amici?

Digitized by Google

daß man die Körbe über die Kochpfanne zwischen den Pfannenbäumen anbringt und die Soole von dem ausgewürkten Salze wieder in die Pfanne laufen läßt, verlängert die Arbeit ohne Nutzen, da die abtröpfelnde Soole das Bittersalz, welches sie von dem Kochsalze auslaugte, wieder in die Kochpfanne bringt und dadurch das Gute, das man durch das Uebergießen mit warmer Soole bewürkte, wieder vernichtet. Dann eben hierdurch nähert man sich der Dundonaldischen Methode, d) ein ganz reines Kochsalz zu liefern, wenn man beim Einfüllen des Salzes in die Körbe nur dafür sorgt, daß das Salz nicht zu fest in die Körbe eingeschlagen wird, um der noch zurückgebliebenen Bittersoole Zeit zu lassen, daß sie völlig verdunsten kann, wozu eine schickliche Form der Körbe auch noch sehr viel beiträgt. Die hiesigen sind, so wie auf mehrern deutschen Salzwerken kegelförmig gestaltet, von jungen Eichen oder Weiden geflochten, und unten sie auf 3 Zoll verschlossen, wo also die Bittersoole nicht ganz ablaufen kann, sondern darin verhärtet und mit dem Kochsalze vermischt in die Vorräthe kömmt.

Wenn der erste Auszug geschehen ist, so wird nun das Feuer etwas wieder angemacht, um die rückständige Soole wieder mit Salz zu übersättigen und in kürzerer Zeit zum Anschießen zu bringen. Denn da das Kochsalz in warmem und kaltem Wasser in fast gleicher Menge auflöslich wird, so muß die Soole durch ein fortgesetztes Abrauchen zum Krystallisiren gebracht werden. Auch werden der Schaum, den sich während dieses Abrauchens auf der Oberfläche der Soole von neuem erzeugt, mit dem Schaumlöffel sorgfältig weggenommen und abgegossen mit der zweiten Auslaugesoole, so wie mit der ersten. Das Salz vom zweiten Auszuge ist gewöhnlich feuchter als vom ersten, weil die Salzsiedern mehrere Zeit und Mühe hatten, sich gehörigen vereinigen und zu gröberes Salz anschießen. Zu dem zweiten Auszuge verstärkt man das Feuer noch mehr und kocht nun die übrige Soole vollends zusammen, welches man Braten, und das Salz, welches hierdurch gewonnen wird, Kochsalz nennt. Von diesem Kochsalze werden die Körbe mit eben vollgemacht und daher zwar für einen gerechnet.

Man wird es hoffentlich nicht für überflüssig ansehen, wenn ich hier in der Kürze erwähne, wie man sich bei einem Sprunge in der Pfanne während dem Kochen benimmt. Gemeiniglich entstehet der Sprung an dem Orte, wo die Pfanne der größten Würkung des Feuers ausgesetzt ist, weil hier die Theile des Eisens

d) Siehe des Herrn Grafen von Dundonald Gedanken über die gegenwärtige Bereitung des Kochsalzes ꝛc. ꝛc. Leipz. 1787.

mittelmäßig ausgeschöpft werden. Wenn nemlich nicht zu groß ist, so hilft man sich durch starkes Feuern, um die aus der Soole niedergeschlagenen Erd- und Kalkflöckchen auf dem Boden der Pfanne aufzublumen. Wenn aber der Stich zu groß ist, so hilft das vorige Versehen nicht mehr. Man nimmt dann einen runden Stein, den man mit Werg und Lehmen umgiebt, und schiebt ihn so lange an dem beschädigten Orte herum, bis man die nöthige Stelle getroffen hat. So bleibt das, bis das Werk fertig und die Pfanne leer ist. Alsdann schneidet der Pfannenschmid von einer Blechtafel ein Stück von der erforderlichen Größe ab, und befestiget es ohne sonderliche Mühe vermittelst einiger mehrern Schrauben auf die schadhafte Stelle der Pfanne. Dieses ist in wenigen Minuten verrichtet, da man sonst, wie diese Ausbesserung mit den bekannten Nietnägeln geschah, mehrere Stunden dazu brauchte und noch obendrein äußerst beschwerlich war.

Die zuletzt übrig gebliebene Mutterlauge wird nicht weiter auf Kochsalz benutzt, sondern in die Viehsalzpfanne zum Anschiessen gebracht und das darin angeschossene Salz unter dem Namen Viehsalz besonders verkauft. Auf ein Werk erhält man von diesem Salze, wenn hochlöthige Soole versotten wird, 3 bis 4 Maaß; bei geringlöthiger wohl 8 bis 10 Maaß. Den Rückstand der Mutterlauge hat man einstmals auf Glaubersalz versucht, es hat aber damit nicht recht glücken wollen, daher wird die Mutterlauge nunmehr nicht weiter benutzt. Indessen läßt ein Mann aus Koburg jährlich einige Fässer voll davon hohlen, der sie auf Beimischung des Alauns zur Bereitung des Berlinerblaus anwenden soll.

Sobald die Kothpfanne von der Mutterlauge geleeret, welches freilich wegen der vielen Krümmungen und Vertiefungen der Pfanne nicht ganz genau geschehen kann; so wird wieder frische Soole eingelassen und die Arbeit nimt ihren Anfang wieder. Von einem Werk erhält man 80 bis 85 Körbe Salz, nemlich von den beiden ersten Kufzügen 68 — und vom letztern oder dem sogenannten Beutsalze 24, die für 12 angeschlagen werden. Jeden Korb rechnet man zu 2½ Maaß, oder 5 kässelischen Metzen, oder jedes Werk überhaupt auf 25 hiesige Malter, das im Durchschnitt ungefehr 200 Pfund nürnberger Gewicht hält. Ein Werk wird bei 12, 13 und 14löthiger Soole in 72, bei 15, 16 oder 17löthiger Soole in 60, auch in 48, und bei 18, 19 und 20löthiger Soole in 36, jedoch auch zuweilen in 48 Stunden, angefertiget. Nach dieser verschiedenen Zeit in der Verfertigung der Werke fällt auch der Holzverbrand bei jedem Werke verschieden aus. Bei 18, 19 und 20löthiger Soole, wie man sie im Sommer zu versieden pflegt, gehen auf ein Werk im Durchschnitt drei Klafter Tannenflößholz zu 144 Kubikfüßen. Bei 12 oder 13löthiger

Digitized by Google

ger Soole gehen 6, 6½ bis 7 Klafter des gedachten Holzes auf, und wenn die Soole nur diesen Gehalt hat, so belaufen sich die Siedekosten so hoch, daß das Salzwerk wenig oder keinen Vortheil mehr hat. Folglich kommen im ersten Fall auf ein Klafter 16 Centner, 66⅔ Pfund, den Centner zu 100 Pfund gerechnet; im andern Fall kaum halb so viel.

Ueber die Dauer der Salzpfanne kann ich nichts gewisses sagen; auch läßt sich darüber schwerlich etwas bestimmtes sagen, indem eine Eisenart der Würkung des Feuers und der Säuren besser widersteht als die andere. Roheisen dauert länger als geschmeidiges; und das weiße graue Roheisen länger als das graue oder weiche. — Dickhaisigen Salzpfannen werden alle Jahr, ja zuweilen noch öfters, ausgebessert, und so sind sie immer brauchbar, wenn sie auch gleich nicht immer neu sind. Inzwischen habe ich doch so viel erfahren, daß die Kochpfanne am längsten, die Viehsalzpfanne aber am kürzesten daure, welches wohl nur daher rühren mag, daß die letztere immer nur mit kalten Laugen ausgebessert, zu jeder Siedung aber immer neues Blech genommen wird. — Der Pfannenstein wird entweder, wenn das Sieden zu Ende ist oder wieder angeht, durch das bekannte Pfannensprengen einzeln los Jahre losgemacht. Da dieses Sprengen nicht nur der Pfanne nachtheilig ist, sondern auch mehrere Feuerung erfordert, wenn sich der Pfannenstein zu dick ausbrennt, so sind die Siedner angewiesen, denselben bei jeder Reinigung der Pfanne soviel möglich mit den Krücken wegzunehmen. In hochhältiger Soole angelegte Pfannen mehrentheils mindershältiger, und diese lösen den Pfannenstein von den vorigen Sudern zum Theil wieder auf. Der Pfannenstein von hochhältiger Soole ist, ungeachtet, salzreicher als der von geringer Soole. Um das darin befindliche Salz zu gewinnen und die ärmern Soolen anzureichern, wird der Pfannenstein, nachdem er losgesprengt worden, wieder in die Soolenkästen des letzten Gradirhauses gebracht. d)

d) Diese Benutzung des Pfannensteins ist auf dem hiesigen Salzwerke schon lange im Gebrauch. Es giebt noch wohl Salzwerke, wo man ihn nicht anders zu benutzen weiß, als daß man ihn zum Straßenbau oder wenns hoch kömmt, zur Verbesserung der Länderei anwendet. Allein solche Werke sind über diesen Punkt schlecht unterrichtet.

Der Schluß folgt künftig.

Digitized by Google

Neues
Hannöverisches Magazin.
69tes Stück.
Freitag, den 28ten August 1795.

Beschreibung des Salzwerks bei der Stadt Schmalkalden, in dem hessencasselischen Antheil der Grafschaft Henneberg.

(Schluß.)

Bei der Pfanne im alten Kothe sind drei Sieder und bei den zwei Pfannen im neuen Kothe fünf, welche unter sich in 24 u. 12stündigen Schichten abwechseln und wenn gesotten wird, wöchentlich 1½ Thl. erhalten. Bei Nachtlagern im Gegentheil, und wenn sie andere Arbeit verrichten, bekommen sie nur 1 Thl. Sie haben noch zwei Holzknechte zur Hülfe, die mit ihnen unter der Aufsicht des Schichtmeisters stehen und das Salz ausmessen helfen. Der Schichtmeister führet über die zu versiedende Soole Buch und giebt daraus an den Inspector einen monatlichen Extract, worin die Anzahl der Werke, der Gehalt der Soole, die Zeit, der Holzaufwand und das Ausbringen an Salz von jedem Werke bemerkt sind. Auf diese Art ist man nun zwar im Stande über den Gang der Siederei und über den Salzverlust dabei zu urtheilen, aber nicht über den Verlust bei der Gradirung, weil hierüber meines Wissens keine Rechnung gehalten wird, welches doch billig seyn sollte, sonst ist es nur Stückwerk. Aber das setzet nicht selten verwickelte Rechnungen voraus, und die sind nicht Jedermanns Sache.

In vorigen Zeiten, und noch in dem verflossenen Sommer brauchte man zum Kochen Holz, zum Soggen Steine und Braunkohlen. Diese Kohlen erhielt man von Kaltennordheim und Mauerbach im Weimarschen, da sie aber sehr noch einmal so hoch als das Holz kamen, schafte man sie ganz ab, und schloß vorigen Sommer mit Sachsenweimar einen vierzigjährigen Kontrakt jährlich auf 1000 Klafter; denn das hiesige Salzwerk ist zum Besten der Stahl und Eisenhütten, blos auf ausländisches Holz, selbst das Bauholz nicht ausgenommen, eingeschränkt. Jene 1000 Klafter werden im Frühjahre auf der Werra bis eine Stunde unter Schmalkalden herbeigeflößt, und von da auf

der Achse angefahren. Jedes Klafter von diesem Lauwenen Flößholze kömmt bis zur Stelle ungefehr auf 5, das büchene auf 5 ½ Thaler. In Ansehung des Holzes hat sonach das hiesige Salzwerk keine günstige Stellung und ist demnach gehalten, dasjenige, was ihm die Natur versagt, durch strenge Oekonomie wieder zu ersetzen, um wegen des Verschleißes mit seinen Nachbarn gleichen Preis halten zu können.

Das fertige und trockne Salz wird nicht in die Magazine gemessen, sondern 80 Körbe, die ein Werk geben soll, werden darin für 25 Malter angenommen. Der Verkauf des Salzes geschieht in verschiedenem Gebinden und Preisen; bei letzteren richtet man sich nach den benachbarten Salzwerken und nach der Jahrszeit. In den drei Monaten Jun. Jul. und Aug. wird das große Stück, welches 12 russische Metzen hält, an die Fuhrleute für 1 Thl. 3 ggr. 9 pf. verkauft. In den andern neun Monaten bekommen die Fuhrleute das ordinäre Stück, welches 10 russische Metzen enthält, für 1 Thl. ½ ggr. 3 pf. Das Stück, welches die Hörer erhalten und neun Metzen hält, wird für 1 Thl. 6 ggr. 3 pf. verkauft, für welchen Preis es auch die Unterthanen erhalten, die zum Salze keine gewiße Anzahl Pfunde oder Metzen gebunden, aber doch, wie billig, auf das hiesige Salz eingeschränkt sind. In einzelnen Metzen kömmt das hiesige Malter auf 2 Thl. 12 ggr. im Durchschnitt genommen auf zwei Thaler.

Das hiesige Salz ist mittel- und feinkörnicht; jenes erhält man im Sommer, dieses in den übrigen Jahrszeiten, wenn die Soole schwach ist und dennoch die Werke in der bestimmten Zeit fertig werden sollen, wo natürlich die Arbeit übereilt werden muß. Daher rührt auch das verschiedene Gewicht des mittel- und feinkörnichten Salzes; von jenem wiegt das Stück 115, von letzterm 100 Pfund nürnberger Gewicht, und in dem letzten Falle empfängt der Käufer beinah ⅒ weniger, indem das Salz gemessen und nicht gewogen wird. *) Dieses Unterschiedes ungeachtet kann das hiesige Salzwerk kaum so viel Salz verfertigen als es Abnehmer findet; nie bleibt ihm Salz zum andern Jahre liegen. Das meiste geht nach Fenchsmit

Jun

*) Viele Chemiker und Salinisten behaupten, das Kochsalz, so wie es das oben beschriebene Verfahren liefert, werde aus dem Grunde an der Luft gern feuchte, weil der alkalinische Bestandtheil des Kochsalzes nicht mit der Säure gehörig gesättiget sey. Allein der Verlust der Kochsalzsäure, welcher durch das Aufsieden einer mit Salz übersättigten Soole entsteht, ist zuverläßig nicht die Ursache von diesem Feuchtwerden an der Luft, vielmehr sind es die Kochsalze mit einem erdichten Grundtheile, welche meistens mit dem zu den Salzsiedereien gebrauchten Kochsalze mehr oder weniger vermischt zu seyn pflegen. In je geringerer Menge

Digitized by Google

Im Ganzen genommen bedeutet das hiesige Salzwerk eben nicht sehr viel. Wenn man indeß rechnet, daß es einer Menge Menschen Brod giebt und daß dadurch viel Geld im Lande bleibt, das sonst nothwendig auswärts ginge; so wird es dadurch zu einem Gegenstande von Wichtigkeit, zumal wenn man die gute Oekonomie, welche der jetzige Salzinspector einführt hat, auch künftig beibehält. In ältern Zeiten wurde es sehr nachläßig betrieben, überall herrschte eine so schlechte Wirthschaft, daß die Oberrentkammer in Cassel im Begriff stand, es um eine Kleinigkeit zu verpachten. Nach einem Ueberschlage vom Jahre 1785. betrug die Ausbeute von 207 Werken kaum 2000 Thl. Im 1789. betrug die Ausbeute 4500 Thl., im 1790, 6000 Thl., und im 1791., 10,000 Thl. Die letzte Angabe scheint mir übertrieben und mit dem ordentlichen Fortgange nicht verträglich zu seyn.

Das hiesige Salzwerk hat einen Salzinspector, einen Salzrichter, der zugleich auch Bergrichter ist, und einen Salzrentmeister, welche das Salzamt ausmachen, alle vier Wochen einmal zusammen kommen und sich über den Betrieb des Werks berathschlagen. Diese Berathschlagungen werden in ein besonderes Protocoll eingetragen und den Unterbedienten, welche den Berathschlagungen mit beiwohnten, zur Ausführung übertragen. Die Unterbedienten sind 1 Schichtmeister, 1 Kunstmeister und ein Gradiermeister. Außerdem 8 Sieder, 2 Holzknechte und 11 Gradirer, in allem 27 Personen, ohne die übrigen Arbeiter, welche in keinem ordentlichen Lohne stehen.

Ich habe einige kleine Fehler gerügt, welche auf das Ausbringen eines reinen Salzes Einfluß haben, aber zuverläßig nicht in der Absicht, um zu tadeln. Daß der Salzbeamte

nun die erwähnten erdigten Salze dem Kochsalze beigemischt sind, je luftbeständiger ist es, so, daß ein ganz reines Kochsalz, d. h. ein Kochsalz, welches nach des seel Bergmanns Bestimmung in 100 Theilen 42 Th. reines Mineralalkali, 52 Th. Kochsalzsäure und 6 Th. Kristallisationswasser enthält, nach eben dieses berühmten Scheidekünstlers Erfahrung ein ganzes Jahr an einem feuchten Orte liegen kann, ohne merklich feucht zu werden. Ohne Zweifel rührt jener Irrthum daher, daß man das Verhalten der beiden Laugensalze an der Luft nicht genugsam unterschieden hat, um den Irrthum einzusehen. Der alkalinische Bestandtheil des Kochsalzes, das Mineralalkali, zerfließt nicht, wie das vegetabilische Laugensalz thut, sondern zerfällt nur an der Luft. Anders verhält es sich mit dem relativen Gewichte und Würkung solcher Kochsalze, die eine Ausgeburt von übenmeister Arbeit sind. Da mag der Käufer leicht ein Viertel oder Drittel weniger an Salz empfangen als er bezahlt hat, wenn ihm nemlich das Salz zugemessen, nicht zugewogen wird.

Digitized by Google

nicht alles möglich machen kann, weiß ich gar wohl; er hat seinen vorgeschriebenen Etat, den er wenigstens erreichen muß, und wer sich bei seinen Obern empfehlen will, thut noch etwas mehr. Aber hinc illæ lacrimæ!

Oberscheden im Amte Münden. Johann Christian Ehrenz.

Vorschläge über Holzcultur, als Beitrag zu des Herrn Blumhofs ökonomischen Fragment im 40sten Stück des hannöverischen Magazins, vom Jahre 1794

Es wäre ein vergebliches Bemühen die Wahrheit zu wiederholen, daß der Holzmangel mit jedem Jahre größer werde, und mithin die Preise dieses edlen Naturproducts von Zeit zu Zeit höher steigen. Der Erhalter einer Familie ist hievon durch die Erfahrung nur zu sehr überzeugt. Mittelmässige Haushaltungen, die vor 20 Jahren für die Feuerungsbedürfniß etwa 15 bis 20 Thl. bestimmten, müssen jetzt reichlich ein Drittel mehr dazu aussetzen. Und nach dieser Erfahrung zu urtheilen, tritt denn freilich die gegründete Besorgniß ein, daß dieser unentbehrliche Artikel in der menschlichen Haushaltung mit den Jahren noch immer höher steigen werde.

Die Holzcultur ist daher einer der wichtigsten Gegenstände des ökonomischen Nachdenkens, und verdient nicht nur der Aufmerksamkeit eines jeden Bürgers, sondern ganz vorzüglich auch der Aufmerksamkeit der Landespolizei empfohlen zu werden.

Der patriotische Bürger kann, als einzelnes Mitglied des Staats nur Vorschläge thun, nur Winke geben, Mißbräuche anzeigen, und, wenn seine Lage darnach beschaffen ist, durch Beispiele wirken und seinen Nebenmenschen auf die Spur bringen, wie er zur Abwendung des, der ganzen Gesellschaft drohenden Uebels mit beitragen könne. Beispiele sind auch hier von der größten Wichtigkeit. Die Landespolicei aber kann, wenn aus den einzelnen Vorschlägen und gründlich bestimmten Bemerkungen u. s. w. sich erst richtige Schlüsse ziehen lassen, diesem Uebel abhelfen. Es fehlt ihr dazu weder an Kraft noch gutem Willen, und es läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß diesem Gegenstande einmal eine besondere Aufmerksamkeit werde gewidmet werden.

Ehe dieser Zeitpunkt aber wirklich eintreten kann, dürfte es wohl vorzüglich auf die Erörterung und genaue Untersuchung folgender Fragen ankommen:

a) Welche Hindernisse der Holzcultur eigentlich im Wege stehen?

b) Welche

b) Welche Mittel anzuwenden sind, diese Hindernisse wegzuschaffen, und den Landmann ohne Druck zur bessern Holzcultur zu vermögen? endlich

c) Wie bei dem Verbrauch des Holzes eine reelle Ersparniß gemacht werden könne?

Wäre dies alles erst mit einleuchtender Gewißheit ausgemittelt, so ließe sich vielleicht auch erwarten, daß diesem Gegenstande endlich die gewünschte Aufmerksamkeit gewidmet würde. Aber wo ist der Mann, der hierüber allgemein anwendbare Vorschläge wird thun können?

Hätten wir überall gleiches Clima, gleichen Boden, gleiche Industrie und gleiche Meinungen, so dürfte sich freilich leicht ein Plan entwerfen lassen, nach welchem man die Holzpreise vermindern. Allein da, wo bei einer Sache so mancherlei Meinungen und so viele veränderte Umstände in Erwägung kommen, fällt es, dünkt mich, dem scharfsichtigsten Oekonom schwer, etwas zuverlässiges fürs Ganze zu entwerfen. Für mich ist wenigstens der Gegenstand von zu großem Umfange, und meine ökonomischen Kenntnisse sind zu sehr beschränkt, als daß ich unternehmen dürfte, mich an eine ausführliche Erörterung zu wagen. Auch scheint mir dabei, als ob man für den vorliegenden Zweck mehr Gewißheit für die Sache aus einer Sammlung einzelner Bemerkungen, als aus einer generellen Abhandlung ziehen könne. Und ich glaube daß es am leichtesten und besten zum Ziele führen wird, alle diejenigen, denen die Holzcultur am Herzen liegt, ihre Meinungen, jedoch einzeln und mit Beschränkung auf einen gewissen Distrikt, etwa auf ein, oder ein Paar Aemter, in so fern sich der Boden und andere Umstände gleich bleiben, und mithin gleiche Holzarten erzeugen, bekannt machen, um sodann aus diesen einzelnen Datis ein endliches Resultat fürs Ganze zu ziehen.

Die Sache betrift wahrlich einen zu wichtigen Gegenstand, als daß man nicht ernstlich auf eine Remedur denken sollte. Freilich ist hierüber schon so manches geschrieben, so manches vorgeschlagen und gewünscht; allein bis jetzt ist dieses alles, leider! immer nur noch tauben Ohren gepredigt.

So niederschlagend dies nun freilich ist, und so sehr auch die Wirksamkeit dadurch gehemmet wird; so glaub ich doch, daß über eine Sache, die so enge mit der Ruhe und Zufriedenheit der Menschen verbunden ist, die das allgemeine Wohl nicht blos der gegenwärtigen, sondern auch der künftigen Generation betrift, und die insonderheit das Wohl der geringern städtischen Bürger zum Vorwurf hat, nicht eher genug gesagt seyn könne, als bis der verlierende Zweck erreicht ist. Dies ist jedoch bis jetzt der Fall noch nicht. Jede Ruhe der Sache ist nicht ohne wesentlichen Schaden fürs Ganze, da der Mangel des Holzes mit jedem Tage zunimt, die Preise

Digitized by Google

derselben über höhere steigen. Und dies war denn der Grund, der mich bewegte, auch als Laye diesem Gegenstande einige Worte zu widmen und ihn vielleicht in Anregung zu bringen. Vielleicht habe ich, wie ich ihre aus Herzen wünsche, Nachfolger, und wollte Gott, daß unter ihnen einer das Glück hätte, diesen Gegenstand zu dem gewünschten Ziele hinzuführen.

Ehe ich aber der Sache selbst näher trete, sey mir vergönnt, einige Bemerkungen über das Fragment des Herrn Blumhofs im 40sten Stück des vorjährigen Magazins herzusetzen.

Herr Blumhof behauptet unter andern daselbst, und setzt solches als bekannt voraus, fürs erste: daß die Gemeindeholzungen in hiesigen Churlanden getheilt seyn, mithin jeder Hofbesitzer seine eigene Holzung cultivire, und er glaubt, fürs andere hieraus eine Holzverwüstung herleiten zu können.

Letzteres hat nun zwar in einzelnen Fällen seine Richtigkeit; denn mir ist selbst ein Fall im Amte M— bekannt, wo der Besitzer einer Holzung von einigen 1000 Stück der schönsten Eichenstämme bei seiner schlechten Wirthschaft in einem Zeitraum von wenigen Jahren ungeahndet totaliter überrieb, daß jetzt auch nicht ein einziger mehr vorhanden ist. Aber dies sind einzelne Fälle, die durch aufmerksame Obrigkeiten verhütet werden können, die wohl auch fürs Ganze nichts entscheiden.

Wo aber das erstere, die Theilung der Holzungen betrifft, so kann ich darin dem Herrn B— nicht beistimmen, da ich ganz vom Gegentheil überzeugt bin. Es kann seyn, daß in der Gegend um Göttingen, wo jener Aufsatz seine Existenz erhalten hat, und wo ich nicht bekannt bin, diese Theilung ihre Richtigkeit haben kann; weiter erstreckt sie sich auch wohl nicht, wenigstens ist mir im Fürstenthum Lüneburg nichts davon bekannt. Nach meiner geringen Kenntniß, die ich vom Landwesen habe, findet eine gemeinschaftliche Dorfholzheilung nur deswegen selten statt, weil selbige gewöhnlich zu sehr beschränkt sind, als daß sich eine Theilung bequem eindichten läßt. Die mehresten Dorfschaften haben aber auch dergleichen Holzungen gar nicht, und die so eine Gemeindeholzung haben, benutzen selbige gemeiniglich nur zum Bau der gemeinen und Hirtengebäude, auch zu den übrigen Gemeinheitsbedürfnissen, und nur selten wird von den Besitzern etwas davon zu Feuerholz verkauft, es wäre denn, daß die Holzung eine ansehnliche Größe ausmachte, welches doch selten der Fall ist.

An einigen Orten findet nun die Erweiterung dieser Holzungen darin sich auf die Hud und Weide ausgestatt; da wo es aber möglich ist, muß es gewiß an den mehresten Orten der Fall, sollte billig von Amtswegen

gen dargestellt werden, daß die Gemeinnützigkeit nach Möglichkeit erweitert würden. Von dem Landmann ist dies nach eigenen Antrieb nicht zu erwarten. Er hascht nur nach dem gegenwärtigen, und er ist nie träger, als wenn er zum gemeinen Besten wirken, und für die Zukunft sorgen soll. Er sieht dies gleichsam als Aufopferung an, die er einem Fremden bringt, die ihm keinen Vortheil bringt, und wozu er sich also auch nicht wird bilden glaubt. Schon die bloße Gemeinschaftlichkeit schadet seinem Ohne weiters.

Dennoch könnte — um nun der Sache selbst näher zu kommen — nach meiner Ueberzeugung dieser Schwierigkeit an den mehrsten Oertern auf eine gar leichte Art und durch ein geringes Opfer der Landesherrschaft abgeholfen, und in einem Zeitraum von 5 bis 6 Jahren der schönste Anwuchs, so wohl in den Gemeindeholzungen, als auf den Privatbesitzungen verspüret werden.

Bei Gemeindeholzungen treten zwar Bedenklichkeiten ein, z. B. angebohrne Abneigung gegen Gemeinschaft, Ungenügsamkeit u. Neid. Ein jeder glaubt zu wenig zu erhalten, er nimt es also heimlich und offenbar, um nicht zu kurz zu kommen. Allein diese Bedenklichkeiten liessen sich ja durch einen darauf zu verpflichtenden Mann, oder einen beeidigten Förster, der die Aufsicht darüber hätte, und die Benutzung und Anpflanzung nach Thunlichkeit anordnete, leicht abhelfen.

Ich will daher — ohne mich jedoch auf die Erörterung der obigen Fragen einzulassen — folgende der Sache angemessen scheinende Vorschläge dem Leser zur Prüfung und weitern Berichtigung hersetzen. Zwar muß ich dabei an eine höhere Mitwirkung, d. i. an landesherrliche Unterstützung appelliren, ich glaube aber auch, daß ohne deren Hinzutrit keine einzige gemeinnützige Sache von Erheblichkeit ausführbar sey.

Dies also vorausgesetzt, zeigen sich mir drei verschiedene Wege, auf welchen man zum Ziele gelangen kann. Sie sind diese:

A. Durch Prämien.

B. Durch unentgeltliche Vertheilung junger Heister an die Unterthanen, und

C. Durch Anlegung gemeinschaftlicher Zuschläge woraus in der Folge Zupflanzungen hergenommen werden können.

A. Durch Prämien. Bekanntlich sind Prämien ein mächtiger Sporn zu guten Handlungen sowohl, als zur Beförderung der Industrie. Vorzüglich wirkt dieses Mittel stark da, wo einige natürliche Umstände die Erwerbung dieses Ehrenlohns erleichtern. Ich darf mich hiebei mit gutem Gewissen auf die Erfahrung berufen. So lange die K. Ch. Landwirthe

[illegible] Die Art der [illegible] dieses Mittels, dünkt mich, möchte nicht angeführt zu werden, da die Erfahrung Beispiele genug an die Hand giebt, wie man damit am besten umgehen kann. Es gereicht zwar der Menschheit nicht zur Ehre, daß gar mitleidsvolle Handlungen, wodurch das eigne Wohl begründet wird, gleichsam von ihr erkauft werden müssen, allein, dieser Zug gehört nun einmal noch zu den Unvollkommenheiten der Menschen, und dagegen müssen wir weiter keine Erinnerung machen. Nicht mehr will ich mich bei dem gedachten Mittel und dessen Anwendung noch etwas verweilen, da hier eine umständlichere Erklärung überflüssig seyn dürfte.

Die Anlage, Pflanzung und Kultur der Wälder, Hecken und Baumgärten, die Benutzung des Holzes, und die Verbesserung der Forstwirthschaft zu Cassel, sind aus grundlosen Mören Wiesen und Aecker entstanden; aus öden unfruchtbaren Heidplätzen schöne Kleekämpe gemacht, Stallfütterung durch den Klebau an verschiedenen Orten eingeführt; wüste gelegene Höfe und Gärten mit Steinmauern und lebendigen, das Auge erfreuenden Hecken eingefaßt u. s. w. Wodurch anders ist dies alles veranlaßt, als durch Prämien?

War es aber möglich, daß jene, zum Theil mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen Zwecke erreicht wurden, wie sollte es denn nicht möglich seyn, durch Prämien eben so glücklich bei der Holzkultur zu wirken?

Der Schluß folgt künftig.

Weinstöcke aus Rosinenkernen zu ziehen.

Vor 8 Jahren legte ich einige Rosinenkerne in gemeines Gartenland, und hatte das Vergnügen, verschiedene derselben aufkaufen zu sehen, die mir aber zufälliger Weise bis auf ein einziges Rebchen zernichtet wurden. Durch eine schickliche Pflege gelang es mir, dies Ueberbleibsel meiner Pflanzung aufzubringen, und vor 2 Jahren damit ein Geschenk an den jetzigen Herrn Zollinspektor Ziel in Ahlden zu machen, an dessen Wohnung es, so viel ich weiß, wenigstens noch im vorigen Jahre im bes[illegible]

[illegible] Wachsthum [illegible]. Im jetzigen Frühlinge hatte ich abermals einen Zögling aus dem Kerne einer Rosine erhalten, der schon durch seine länglicht herzförmige Kernblätter den Anfang seiner Ranke zeigte. Vielleicht ermuntert diese Anzeige einen oder den andern Traubenfreund, meine Versuche fortzusetzen, und auf diese Weise neue Arten dieses schätzbaren Gewächses, die bisher in unsern Gegenden, nicht, oder nur äußerst selten, gefunden wurden, hier einheimisch oder bekannter zu machen.

K.

M. W. G. M.

Hannöverisches Magazin.

70tes Stück.

Montag, den 31ten August 1795.

Vorschläge über Holzcultur, als Beitrag zu des Herrn Blumhofs ökonomischen Fragment im 40sten Stück des hannöverischen Magazins, vom Jahre 1794.

(Schluß.)

B. Durch unentgeltliche Vertheilung junger Heister an die Unterthanen.

Die herrschaftlichen Forsten sind bekanntermaaßen durchgängig in dem besten Stande, und es ist fast überall Ueberfluß an Zupflanzungen vorhanden, wozu denn vorzüglich die letzten mastreichen Jahre viel beigetragen haben.

Von diesem Vorrath, der durch Aufmerksamkeit der Forstbedienten, wo nicht noch vermehret, doch wenigstens erhalten werden könnte, müßte denjenigen Dorfschaften überhaupt, die eine gemeinschaftliche Holzung haben, jährlich eine gewiße nach Verhältniß des Raums und des Bodens zu bestimmende Quantität Heister unentgeltlich verabreicht werden, die sodann unter Aufsicht eines Forstbedienten gepflanzt würden. Besser wäre es freilich, wenn die ganzen Gemeinholzungen einem Forstbedienten anvertrauet würden. Da aber dazu eine gewiße Besoldung erfordert wird, die von den Besitzern wohl schwerlich aufzubringen seyn mögte, so bin ich des Dafürhaltens, daß die fernere Aufsicht und Cultivirung der Holzung dem jedesmaligen Dorfs- oder Almasgeschwornen in seinem Diensteid mit anvertrauet würde. Diese Leute sind gewöhnlich die erfahrensten im Volk; sie haben dazubin einiges eigenbares Interesse bei der Sache, und, wenn dieses nicht Antrieb genug zur Erfüllung ihrer Pflichten wäre; so könnte man ihnen

a. die etwanigen Strafgelder,
b. das kleine Windfallholz, und
c. allenfalls ein sogenanntes Stammgeld von jedem angewiesenen und verbrauchten wegdenden Baume zusichern.

Bei jeder jährlichen Anpflanzung würde die Holzung von gedachtem Forstbedienten nachgesehen, das Mi-

Digitized by Google

thige verfügt, und der Gemeinde, zur Verhütung alles Streits, dasjenige Holz angewiesen, welches die Holzung entbehren könnte.

Denjenigen Dorfschaften, die keine gemeinschaftliche Holzung haben, würden die Heister nach Maaßgabe ihrer Besitzungen zugetheilt, und bei diesen würde jene Aufsicht wegfallen, da der Landmann weit geneigter ist, auf sein privatives Eigenthum zu achten, und dasselbe zu verbessern, als da, wo es auf Gemeinheit ankommt.

Von dieser Vertheilung an Einzelne läßt sich immer ein überwiegender Vortheil für die Vertheilung der Heister an ganze Communen erwarten. Der Grund hievon liegt in dem oben angeführten Mein und Dein. Wenn man auch mit der Denkart der Landleute nicht bekannt wäre; so folgt es doch schon aus der Sache selbst; denn ein jeder Anderer ist natürlicher Weise mehr auf seinen eigenen als gemeinnützigen Vortheil bedacht. Und eben daher läßt sich denn weit eher annehmen, daß der Eigenthümer mehr auf seine eigene als gemeinschaftliche Holzung achten werde. Einzelne Fälle, wo ein schlechter Wirth eine Holzdevastation anrichtet, können im Ganzen nichts in Betrachtung kommen.

Hiebei dürfte es von großem Nutzen seyn, wenn die von Herrschaftswegen zu verfügende Anpflanzung zuerst zur Bepflanzung jeder Dorfschaft oder einzelner Höfe angeordnet würde; der Vortheil hievon ist mehrerley Art. Es giebt z. B. eine solche Anpflanzung erstlich einer Dorfschaft ein gutes vortheilhaftes Ansehen, man freut sich über einen solchen Zweig der Industrie. Die Bäume, wenn sie erst etwas herangewachsen sind, schützen zweitens die Gebäude, besonders von der Nord und Westseite für Sturmwinde, die so ganz vorzüglich seit den letztern Jahren vielen Schaden gethan haben, und mag kaum zwei Ernten hinreichen werden, die noch an vielen Orten offenen Dächer auszufüllen, ungemein, und verhüten noch drittens manche Feuersbrunst.

Diese letztere — ich mag ihr Andenken nicht ohne Betrübniß zurückrufen — dem Lande ebenfalls seit den letztern Jahren so sehr drückend gewordenen Brandschäden scheinen mir größtentheils auf dem Lande zu entstehen, wenn der trockene Ostwind wehet. Denn bekanntlich liegen fast durchgängig zwei Drittel der Bauerhäuser von Westen gegen Osten. Wehet also der Wind, welcher gewöhnlich mit Trockniß begleitet ist, so stößt er von vorne in den Häusern entlang, prallt von den Wänden zurück, und nicht selten ist es der Fall, daß er von dem auf dem Feuerherde freiliegenden Feuer einen Funken mit fortreißt, der denn oft so großes Unglück anrichtet.

Durch eine Anpflanzung von zwei oder drei Reihen Bäume rund um jedes Dorf, oder auch, wenn der Raum es gestattet, um die Gebäude des

Digitized by Google

des Holzes, würde, glaub ich, vieler Schaden vermieden werden. Und bei dieser Anpflanzung würde, wenn ein jeder Einwohner seine gewisse Anzahl darunter hätte, noch der Vortheil seyn, daß sie immer beständiger Aufsicht wäre, und weder eximirt noch auch entwendet werden könnte.

Bloß durch diese Anpflanzung um die Dörfer, könnte in einem Jahre wenigstens die Summe von 200,000 Stämmen allerlei Holzarten veranstaltet werden. Und was wäre das nicht schon für ein ansehnlicher Gewinn? Erstreckte man diese Anpflanzung nur noch auf andere der Weide unschädliche Plätze, z. B. an den nördlichen Saaten-Feld- und Wiesenseiten (denn jenen ist bei weitem noch nicht hinreichend) und vernachläßigte dabei die Forsten nicht; so bleibt fast kein Zweifel übrig, daß mit der Zeit die Klagen über Holzmangel aufhören müssen.

Daß aber diese Verfügungen nur von der Landesherrschaft veranstaltet werden können, leider wohl keinem Zweifel. Freilich müßte hiezu auch der begüterte Adel, in so ferne er Forsten besitzt, wie auch Stifter und Klöster beitragen, und eine Vertheilung junger Pflanzlinge würde sich natürlicher Weise auf die angehörigen Gutsleute erstrecken.

Ohne eine solche ernstliche Behandlung dieses Gegenstandes von Seiten der Landesherrschaft, läßt sich keine Holzvermehrung erwarten, so dringend nothwendig sie auch ist. Besonders drückend werden die hohen Holzpreise den städtischen ärmern Bürgern, die gewöhnlich von den Vorkäufern für einzelne Groschen kaufen müssen, und dennoch oft von Mangel gedrückt werden. Diese Classe von Menschen verdient in der That das tiefste Mitleiden, und bloß um ihretwillen sollte endlich einmal einem Uebel gesteuert werden, das auch schon den Vermögsamern schreckend wird.

Nach dieser kleinen Abschweifung will ich wieder zur Sache selbst kommen, und zu dem dritten Vorschlage, nemlich:

E. zu der Anlegung mehrerer Fischbäche, woraus in der Folge auch Anpflanzung hergenommen werden könne,

übergehen.

Die eben vorgeschlagene unentgeltliche Vertheilung der jungen Anpflanzung würde nur — welches ich hier noch nachzuholen nöthig finde — erst die große Maschine der bessern Holzcultur in Bewegung setzen, und eine solche unentgeltliche Vertheilung dürfte nur etwa zwei bis drei Termine in sich fassen. Denn einmal würde, ein Mehreres zu verlangen, die größte Unbescheidenheit seyn, fürs Andere würde sich aber auch nun Seitens der Herrschaft bei allen gutem Willen, und bei der gemeinten Geneigtheit zum Wohlthun, ein Mehreres nicht wohl thun lassen, indem, nach einer auch oder dreimaligen Vertheilung — für geschehe nun in ganzen halbjäh-

Digitized by Google

rigen Kenntnissen — die herrschaftlichen Förster zu sehr verblödet seyn würden, als daß ihnen vorerst etwas mehr oder Nachtheil angemuthet werden dürfte.

Hieraus folgt also die Nothwendigkeit, daß man schon bei der ersten Anpflanzung auf die zweite, und bei dieser schon auf die dritte u. s. w. denken, und für die Zukunft sorgen müsse.

Und diese Sorge kann mit Recht und Billigkeit keinem andern als dem Unterthan selbst zur Last fallen. Er ist, wenn ihm das eigene Gefühl die Pflicht der Fürsorge für die Nachkommen nicht auflegt, in dankbarer Rückerinnerung an die genossene Wohlthat gleichsam dazu verpflichtet. Indessen möchte es auch wohl nur darauf ankommen, daß ihm auch hier so wie vorhin, Mittel zur Erfüllung dieser Pflichte an die Hand gegeben würden, d. i. daß man seiner Schwäche und Unvermögenheit auch hierbei zu Hülfe komme.

Dies kann nun, um mich auch über den obigen dritten Vorschlag etwas zu verbreiten, geschehen.

1. Dadurch, daß

a) Die Landesherrschaft entweder über oder doch gleich nach der amtsobrigkeitlichen Vertheilung der Heister, durch die Beamten eines jeden Orts mit Zuziehung eines Forstbedienten, entweder einer jeden Dorfschaft allein, oder — in so ferne es thunlich befunden werden möchte, mehrern Dorfschaften einen Zuschlag anweisen läßt, worauf die nachherige Anpflanzung genommen wird.

b) Daß den Unterthanen überhaupt oder einzeln eine bestimmte Anzahl Heister oder Burgstöcke diensttage behuf der Umgrabung und Urbarmachung der angewiesenen Zuschläge, die denn unter Aufsicht eines Forstbedienten, und, wenn die ganze Dorfschaft auf einmal dazu aufgeboten würde; in ein oder zwei Tagen geschehen könnte, erlassen werden. Mir scheint eine solche Erlassung von mehr als einer Seite betrachtet, nothwendig zu seyn. Sie würde wenigstens dem Landmann überzeugen, daß man es gut mit ihm meine, und nur blos sein eigenes Wohl suche. Und wie —

2. Dadurch, daß den Unterthanen bei ausreichenden Jahren, und in so fern sie nicht selbst damit versorgt sind, die Eicheln, das Buch, und auch der Tannen und Fuhren Saamen zur Besaamung der obigen Zuschläge unentgeltlich verabreicht werde.

Auch diese unentgeltliche Vertheilung ist ein nothwendiges Erforderniß zur Erreichung des gegenwärtigen Zwecks; denn wo soll der Landmann in Ermangelung fruchttragender Bäume den erforderlichen Saamen hernehmen? Ihn von der Herrschaft oder dem Gutsherrn zu kaufen, dies darf gewiß nicht von ihm erwartet werden.

Digitized by Google

schonen. Will [illegible] es mit redlichem Herzen thun, und blos darin bestehen, daß er auf wohlfeine Erfindungen sich den Spanier selbst aufmuntert.

Will übrigens bei diesen Vorschlägen, den Wald auf Aecker, daß sie fast gänzlich auf eines hinaus Meinung gehen; so weiß ich hierauf nichts anderes zu antworten, als daß ich nur blos nach meiner Ueberzeugung vorgeschlagen habe, und es einem jeden andern gern überlasse, mir bessere Vorschläge zu thun. Mir schienen diese wenigstens zweckmäßig, und ich schmeichle sie in der besten Meinung.

Nun will ich noch einige sehr nahe liegende Hindernisse, die dem Landmann bei der bessern Holzkultur im Wege stehen, und die keinen geringen Einfluß auf die Vermehrung des Holzes haben, hersetzen.

Ich rechne dahin:

1. Den langsamen Wachsthum des harten Holzes, und die fehlende Hoffnung, einst für die daran gewandte Mühe belohnt zu werden. Daß es hiebei Ausnahmen gebe, und mancher auch für seine Nachkommen pflanzt, leugne ich nicht ab; allein im Allgemeinen kann man bei den Landleuten dieses als ein Hinderniß annehmen.

2. Mangel an Zeit. Wenn will der Landmann seinen häuslichen Angelegenheiten völlig Genüge leisten, will er zu rechter Zeit pflügen, säen und ernten, und will er die Wirthschaft nicht zu Grunde stürmen, so bleibt ihm in der That wenig Zeit übrig; und dies macht es denn eben, daß er sich am wenigsten zum Geschäfte bekömmen, die keine unmittelbare Einnahme zur Folge haben, sondern erst für die Nachkommenschaft einträglich werden.

3. Mangel an Kleinigkeiten, wovon er Zupflanzung nehmen könnte. Desgleichen selbst eine zu legen, ist ihm eine zu kostbare Sache, und erfordert Kenntnisse, die er nicht besitzt. Oft treten auch Nachbar und Zehnten herr dagegen auf, und schrecken ihn mit kostbaren und verdrießlichen Processen ab. Was ihm also nicht von ungefehr zuwächst, das verpflanzt und benutzt er nicht.

Das wichtigste Hinderniß aber, welches ich zwar ungern berühre, das aber auf diesen Gegenstand einen zu wichtigen Einfluß hat, als daß es außer Betrachtung bleiben könnte, ist dies, daß:

4. Nach dem bisherigen Gebrauch das ganze Holz nicht als dem Besitzern der Höfe, sondern als Eigenthum der Herrschaft oder des Lehnsherrn betrachtet wird — dies ist in Hinsicht auf die Holzkultur bei den Bauern in der That ein großer Stein des Anstoßes, und er mögte es auch vielleicht bei jedem andern seyn.

Will

, Wird z. B. der Landmann sich einen Baum zu Nutze machen, so liegt ihm die Pflicht ab, solches so wohl der Obrigkeit als dem Gutsherrn anzuzeigen, und oft ist es der Fall, daß er wegen Entfernung der einen oder des andern, oder auch wegen sonstiger Umstände, hierüber mehrere Tage versäumen muß. — Solchergestalt ist er nun in die Nothwendigkeit gesetzt, durch Versäumniß, Wege, Reisekosten und Consensgebühren, den zu hauenden Baum gleichsam zu erkaufen.

So wahrhaftig sürsorgend diese Einrichtung in einzelnen Fällen auch ist, und so wahrwerthig Absichten der Gesetzgeber gewiß dabei gehabt hat; so ist doch fürs Ganze ihre Schädlichkeit nicht zu verkennen.

Es mangen dieser Einrichtungen desto gelinder Strafe, und je länger desto peinlicher Oberpolizeiwegen auf die eine oder andere Art wahrscheinl. Maasregeln ergriffen werden, es scheinen deutlich die Verminderung des Holzes, und die zunehmende Unschwinglichkeit dessen Verbrauch, mögten die hiesigen Klagen über theure Holzpreise wohl nicht geringer, sondern vielmehr noch größer, noch dringender werden.

Ob nöthigen die von mir gerügten Vorschläge, oder irgend gleichen Verabredungen jungen Pflanzungen Schonungen, von allerley Holzarten an die Hauen thanen von Herrschaftswegen ein so großes Opfer sey, daß es nicht Beredtsamkeiten finden könnte, selbiges wahrscheinlich abzuhelfen, darüber mag jeder selbst urtheilen. Gewiß ist mir gewiß, daß ein allgemeines Verbot diese Mißhelligkeit schonen würde.

B.

Die Guillotine, eine alte schottländische Erfindung.

Herr Hehner hat Recht, wenn er in dem 42sten Stück des Magazins vom J. 1795. den Franzosen die Erfindung der unter dem Nahmen der Guillotine überall bekannten fürchterlichen Maschine abspricht, und dem Herrn D. Guillot höchstens einige Verbesserungen — vielleicht Schnörkeleien à la françoise — an derselben als sein Eigenthum einräumt. Nicht die Franzosen, sondern die alten Schottländer sind die wahren Erfinder. Ich beweise dieses mit folgender Stelle aus dem zu London bereits im Jahre 1708 herausgegebenen Buche the present state of great Britain. Part II. the present state of Scotland. Book. III. Chap. VIII. of Punishments used in Scotland. — „Malefactors are generally *Beheaded*, not with an *Axe* as in *England*, or a *Sword* as in *Holland*; but by an Instrument called a *Maiden*; which is a broad Piece of Iron above a Foot square,

Digitized by Google

Groove, for the Sheep on the bottom-part, and headed above with such a weight of Lead that it scarce to be lifted. At the time of *Execution* it is pulled up to the top of a narrow wooden Frame, about ten Foot high, and as broad as the Engine, with Moldings on each Side for the *Maiden* to Slide in. About four Foot from the Ground a Convenience is made for the Prisoner to lay his Neck, with a kind of a Hole fastned to keep him from stirring; upon a Sign given the *Maiden* is let loose, and in a moment separates the Head from the Body. The *Scots* have a Tradition, that the first Inventor of this Machine, was the first that suffered by it.

Die Verbrecher aus adelichen Familien (in Schottland) werden gemeiniglich enthauptet, nicht mit dem Beile, wie in England, oder mit dem Schwerdte wie in Holland; sondern vermittelst eines gewissen Instruments, die Jungfer genannt. Es welches ein langes Stück Eisen ist, ungefehr einen Fuß ins Gevierte haltend, unten sehr scharf, und oben so schwer mit Blei belastet, daß es kaum gehoben werden kann. Zur Zeit der Execution wird es bis in die Spitze eines schmalen hölzernen Gestells gezogen, das etwa 10 Fuß hoch, und an jeder Seite mit einer Falze versehen ist, in der die Jungfer herunter gleitet. Ungefehr 4 Fuß vom Boden findet sich für den Delinquenten eine Vorrichtung, seinen Hals darauf zu legen, den ihm durch eine Art eiserner Stange so befestiget wird, daß er außer Stande ist, sich zu rühren. Auf ein gegebenes Zeichen wird die Jungfer losgelassen, und in einem Augenblicke trennet sie den Kopf vom Rumpfe. Die Schottländer haben unter sich eine alte Sage; daß der erste Erfinder auch der Erste gewesen sey, der dadurch hingerichtet worden.

M. W. G. M.

*) Ein alter deutscher Schriftsteller nennet diese Maschine sehr passend — das Fallbeil.

Einseitige Berichtigung über die Anfrage im 23sten Stück des Magazins vom Jahr 1794. über die beim Sterach XXI. v. 5. in einigen Bibeln befindlichen Randglosse.

Auch mir als einen Laien erlaube man den Beitrag eines unbedeutenden Scherflins in der gelehrten Welt; das Ungefehr leitet mich auf diesem Pfade da, ohne Anspruch auf Schriftstellerei zu machen, finde ich mich berechtiget eine Lücke des beliebten Magazins zu füllen, denn auch ich besitze eine Bibel in folio, Minden, bei Johann Detlessen, 1707., welche

welche die Mainzische Schreibart) „Als Eulenspiegel, Vincentius, Pfaf von Kalenberg" nicht aber Kalen Berge, wie im 62sten Stück dieses Magazins bemerket worden, jedoch mit der gehörigen Interpunction ebenmäßig enthält.

Daß es drei besondere Personen gewesen, ist außer allen Zweifel, der Roman des Eulenspiegels welcher 1302. zuerst herauskam ist zu bekannt als daß er einer weitern Erläuterung bedürfte; wer Vincentius gewesen, ist mir nicht bekannt; über den Pfaf von Kalenberg aber belehrt uns Martin Zeiller in seinem Itinerario Germaniæ. Straßburg 1632. Th. I. S. 295. unter Stadt und Kloster Neuburg Z. 39. Seq.

„Von hinnen kömmt man bald zum Monte Cetio oder zum Kalenberg, der sich weit und breit erstreckt, und von welchem der bekannte Pfaf, von Kalenberg genannt, den Namen gehabt, so sich an des Herzog Otten von Oesterreich Hof aufgehalten hat. Er liegt 6000 Schritte, oder 1 ½ Meile oberhalb Wien, und hat ihn Ptolomäus zur Gränze zwischen Norica und Pannonia gemacht. Sextus will daß er den Namen daher habe, weil das Holz mehrentheils ausgerottet, und lauter Weinreben dahin gepflanzet worden; mit welchem auch Pighius übereinstimmt, der ihn Cetium nennet."

Ferner Seite 298. Z. 26. Seq.

„Außerhalb (nemlich, außer dem Chor der Bischöflichen, oder Hauptkirche, zu St. Stephan, in Wien) siehet man des Reinhardt Fuchsen Grab, welcher mit dem Pfafen von Kalenberg an Herzogs Otten von Oesterreich Hof gelebt hat.

Seite 159. Z. 47.

war Otto der Fröhliche der sechste Sohn des Kaisers Alberti, welcher — Z. 23. — im Jahr 1308. von seines verstorbenen Bruders Rudolphi, Herzogen in Schwaben, und Landgrafen in Elsaß, Sohn, Johannem bei Brug in der Schweitz erstochen worden.

Herzog Otto starb im Jahr 1338.

Es ist nicht unwahrscheinlich daß Vincentius ebenmäßig ein lustiger Rath, oder Hofnarre, an irgend einem Hofe gewesen, an welchen theils Fürsten auch noch in neuern Zeiten Vergnügen fanden; nur daß es noch bislang unerwiesen, wo er sich aufgehalten haben mag.

Dannenberg. P. D. A.

Verbesserung. Im St. 63. S. 1009. Anmerk. c) sollte (in Typographia) statt (Typographi) stehen, wird aber besser weggestrichen.

Hannöverisches Magazin.

71tes Stück.

Freitag, den 4ten September 1795.

Ueber den Juden-Eid —

auf Befehl und vor christlicher Obrigkeit.

Nicht ohne Grund haben in ältern und neuern Zeiten, Männer, denen die Heiligkeit des Eidschwurs und die Wichtigkeit ihren Mitmenschen am Herzen liegt, darauf gedacht, und Vorschläge gethan, wie insonderheit bei den Eiden, welche die Juden auf Befehl oder gar vor einer christlichen Obrigkeit ablegen, Meineide möglichst verhütet, Redlichkeit hingegen gesichert und befördert werden möge. Es ist dieses ohne Zweifel ein Gegenstand, welcher die ernstlichste Sorgfalt jeder Obrigkeit und Regierung, vorzüglich einer christlichen, fordert.

Die Rabbanisten oder die pharisäische Parthei der Juden, zu welcher alle Juden in Deutschland und Polen gehören, haben eine unsägliche Menge von talmudischen und rabbinischen Satzungen, grösstentheils noch dazu ganz willkührlichen; nach welchen sie die Gültigkeit eines Eidschwurs beurtheilen und bestimmen a). Schon aus den Evangelisten wissen wir, daß nach ihren Lehrsätzen z. E. ein Eid beim Tempel nicht verbindend; aber der Eid beim Golde des Tempels verbindend sey, Matth. 23, 16 fg. Der gesunde Menschenverstand wird nothwendig den Tempel für höher

a) Die Hauptquellen dieser Rabbinischen Satzungen sind folgende: 1) Der doppelte Talmud corpus doctrinæ Judaicæ, der Jerusalemische und Babylonische. — 2) *Arba Thurim*, ארבע טורים die vier Ordnungen, von einem deutschen Rabbinen Jacob Ben Ascher im 14ten Jahrhunderte. Dieses Arba Thurim enthält die Sammlung aller jüdischen Gebräuche und Gesetze aus dem Talmud und den Rabbinen. 3) Die zwei Commentarien über jenes Arba Thurim בית יוסף das Haus Josephs — und der Auszug dieses grössern Commentars שלחן ערוך der gedeckte Tisch — endlich 4) Ihre Glossen, מפות. S. Wolf bibliothec. Hebr. Tom. I.

her halten, als das Gold, womit er geziert ist; folglich auch, wenn sa ein Unterschied in der verbindenden Kraft zu machen wäre, den erstern Eid für verbindlicher halten; die Rabbine aber, behauptet das gerade Gegentheil; und dieses so ganz Willkührliche ist es eben, was ihre Sophistereien desto gefährlicher macht. Jene großentheils auf bloßen Einfällen und Machtsprüchen beruhende Satzungen, über die Erfordernisse einer gültigen Eidshandlung, und die nöthige Beschaffenheit des Schwörenden, sind durch die spätern talmudischen Lehren so sehr vervielfältiget worden, daß nur derjenige, welcher wie die Rabbinen, sich mit nichts anders beschäftiget, sie alle vollständig zu wissen im Stande ist. Gleichwohl kann von Vernachlässigung einer einzigen solcher Satzungen, die Gültigkeit oder Ungültigkeit des wichtigsten Eidschwurs abhängen. Denn sie haben nach der Juden Glauben, ein wirklich göttliches Ansehen, gleich dem Ansehen der heiligen Schriften des Alten Testaments; weil sie entweder von Mose selbst gegeben, und durch Oraltradition fortgepflanzet; oder als ein nöthiger Zaun und Schutz, von den Rabbinen des Gesetzes Mosis beigefüget worden. Vermöge dieser talmudisch-rabbinischer Lehrsätze, muß ein gültiger Eid, in Gegenwart einer Juden- oder wie sie es nennen, heiligen Gemeinde, die wenigstens aus zehn Juden bestehe, abgelegt werden. Diese müssen der Handlung in ihrem ganzen gottesdienstlichen Ornate, bekleidet mit dem Thallis, Thephillin u. s. f., beywohnen: der Eidigende muß dabey die Hand auf die Thora, die Rolle des Gesetzes Mosis, legen. Und so der Eid, nach ihrer Religion, (wie auch die heiligen Schriften, und selbst die Naturreligion lehren) ein wirklicher Actus des Gottesdienstes ist: so muß alles, was beim Eide in Handlung gesetzt wird; der Eidigende, die Zeugen, die gottesdienstlichen Kleidungen, und die Torah, in jeder Betrachtung levitisch rein seyn.

Die levitische Reinigkeit hänge aber an vielen, so kleinen als weitläuftig erdachten Dingen, welche niemand als ein Rabbine, und auch dieser nicht ohne große Untersuchung, entscheiden kann.

Zu

Das vorzüglichste Buch christlicher Schriftsteller über die kirchliche Verfassung der heutigen Juden, ist Joh. Christ. Ge. Bodenschatz; Kirchliche Verfassung der Juden sonderlich derer in Deutschland, Erlangen 1748. 2 Bände in 4; obgleich auch dieser Verfasser den Aussprüchen der Rabbinen nicht selten eine ungerechte Deutung giebt. Das Th. 2, S. 379. ff. von Einrichtung des Judeneides vor christlichen Gerichten Gesagte, enthält alles vollständig, was man gemeiniglich darüber anzuführen pflegt. Allein, dies alles reicht nicht zu, vorsätzliche und freche Meyneide zu verhindern; wie oben im Texte dargethan wird.

Digitized by Google

Zu dieser großentheils unsinnigen und widersinnigen Sehungart der Juden überhaupt, gesellen sich noch Particularvorurtheile einzelner Gemeinden und Individuen. Bald sehen sie Vorbehalte im Gemüth (reservationes mentales) für erlaubt an; bald glauben sie, daß auf großen Verhöhnungstage alle Sünden, folglich auch die Meineide, ohne weitere Bedingung eigener Besserung und Restitution vergeben werden; oder sie nehmen das, selbst unter sogenannten Christen oft genug behauptete und eingrübte, haereticis non est servanda fides, als göttliche Maxime an. Die ärgste Ungerechtigkeit wäre es, wenn man mit dem großen Verläumder der Juden, Eisenmenger (in seinem entdeckten Judenthum Theil II. S. 469. ꝛc.) — diese und ähnliche Verläumdungen, der ganzen jüdischen Kirche und Religion beilegen und aufbürden wollte. Haben denn nicht sogenannte Christen, selbst christliche Lehrer, jene schändlichen infernalen Sätze geglaubt und vertheidigt? Glauben nicht, auch im Schoße der protestantischen Kirche, viele christliche Personen, daß man durch Berufung auf das unendliche Verdienst des Erlösers, alle Verbrechen gut machen, und Meineide aussöhnen könne? Herrschen nicht, selbst unter manchen Christen protestantischer Communion, die wirklich albernen Vorurtheile, daß der Eid nicht verbinde, wenn nicht gerade drei Finger dabei aufgehoben werden, oder Einer davon nicht ganz und recht aufgehoben ward; oder die Worte der gewöhnlichen Eidesformel nicht alle und in der gewöhnlichen Ordnung, ausgesprochen werden? Wie würde es uns nun gefallen, wenn man solchen kindischen Aberglauben und solche vergiftende Grundsätze dem heiligsten Christenthum zur Last legen wollte! Nichts desto weniger erschweren jene irrigen Meinungen die Verhütung der Meineide unter den Juden gar sehr; da man keines Menschen Gedanken sehen kann; und keine der fürchterlichsten Beschwörungen vermögend ist, einen Menschen, der jene Sätze annimt, es bekennen zu machen.

Das Wichtigste indessen vor allem ist dieses; daß die Juden alle, und Christen für Götzendiener halten; folglich eben deswegen schon jeden Eid, der vor einer christlichen Obrigkeit, und in christlichen Gerichtsstuben ihnen abgenommen wird, für unrechtmäßig und nichtig ansehen müssen. Die Lehre von Gott, Vater Sohn und Geist, oder nach der sehr misdeutigen Kirchensprache, von der Dreieinigkeit in Gott, gab zu allen Zeiten den Juden, wie auch den Muhammedanern, Anlaß und scheinbaren Grund, zu behaupten: daß wir Christen drei Götter glauben und anbeten; oder wenigstens Dinge, die nicht Gott sind, göttlich verehren. Unser Gott, den wir anbeten, ist also nach ihrer Meinung, nicht der einzige wahre Gott, nicht der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs,

Schöpfer der Erde und des Himmels. Selbst die gelehrtesten und rechtschaffensten ihrer Rabbinen, z. B. Maimonides, nennen uns Christen עובדי כוכבים Heiden; oder, welches dem gleich gilt, Curhäer: unsere Religion heißt bei ihnen הבל (Einbildung Nichts,) welches die gewöhnliche Benennung des Götzendienstes in der heiligen Schrift ist: und von uns sagen sie, daß wir עבודה זרה Götzendienst, Abgötterei treiben. Gegen diese Meinung kann keine Versicherung und Betheurung christlicher Richter oder Prediger etwas ausrichten. Ganz vergebens ist es, dem eidigenden Juden zu bezeugen und zu versichern, daß wir keinen andern Gott anbeten als den Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs, den Schöpfer Himmels und der Erde. Der Jude sieht dies alles für Zeugnisse in propria Causa an, und glaube in seinem Herzen nichts desto weniger, daß er es mit Götzendienern zu thun habe; und nur durch ihre Uebermacht gezwungen vor ihnen einen Eid ablege, der unrechtmäßig ungültig und in der That gar kein Eid sey. Er klärt es schon der heilige Sänger Ps. 137, 3, 4. für Härte und Unterdrückung; wenn die Babylonier von den gefangenen Israeliten, Gesänge Sions forderten; und hält er es für unschicklich und entehrend, Jehovah in einem abgötterischen Lande zu besingen: wie viel mehr muß der Anhänger einer Religion, welche jeden Schatten von Abgötterei verabscheut, es unrecht finden, einen Eid, d. i. eine Anrufung Jehovahs, in Gegenwart und auf Befehl solcher auszusprechen, die er für Götzendiener ansieht.

Aus dem über die Religion und bürgerliche Verfassung des Juden Gesagten fließen unmittelbar folgende Sätze; auf welche es bei der Wahl schicklicher Mittel, Meineide zu verhüten, vorzüglich ankommt.

1) Kein christlicher Gesetzgeber, viel weniger als ein Rabbine, kann die Gültigkeit eines Judeneides überhaupt und in jedem einzelnen Falle sicher bestimmen. Wäre es auch ein Bauerdorf, Landrichter und Wagenseil so keine er doch ihre zahllosen, ganz willkührliche, oft sich selbst widerstreitende, und allem gesunden Menschenverstande Hohn sprechende Grübeleien und Deuteleien nie alle. Es würde daher auch eben so überflüssig, als unangenehm und verdrüßlich für christlichen Leser, welcher ohnehin ein großes Feld von Wissenschaften und Geschicklichkeiten unaufhörlich bauen müssen; in diesen talmudischen und rabbinischen Grillen zu unterrichten, damit sie ein Geschäfte verrichten, welches sie nie recht verrichten können, und auch nie verrichten sollten, nemlich die Juden zu einem Eidschwur vorzubereiten.

2) Nach den Grundsätzen der jüdischen Religion, muß jeder Eid eines Juden, den ihm eine christliche Obrigkeit in einer christlichen Gerichtsstube ab-

kömmt, null und nichtig seyn. Der Jude hält einen jeden solcher Eid schwüre für eine Usurpation der Christen, und von seiner Seite für eine erzwungene und nichtige Handlung. Und dieses ist ihm, bei dem Gefühl des Drucks und der Verachtung, welche leider! immer noch die Juden, unter den Bekennern einer Religion, die Einer aus ihrem Volke die Welt gelehret hat, aller Autonomie beraubt, ohne Vaterland und ohne Staat, dulden müssen, gar sehr zu verzeihen. Ueberdem muß er den Eid auch deswegen für keinen wahren ansehen, weil er vor Götzendienern, auf ihren Befehl, ja sogar auf Ermahnung ihres Lehrers des Götzendienstes, eines falschen Propheten, abgelegt wird. Nun sind zwar die Menschen eben so wenig immer consequent in ihren Urtheilen, als sie es in ihren Thaten sind. Hier aber, wo kein eigenes Interesse die Juden zum Gegentheil lenkt, wo vielmehr zeitlicher Gewinn sie reizt, der Verbindlichkeit des Eides auszuweichen, und sie weg zu disputiren; werden sie wahrlich! nicht ermangeln, die Principien und Meinungen ihrer Religionsgesellschaft dazu anzuwenden. Der redliche Mann, — und wo ist der Menschenfeind, der nicht auch unter den Juden, solche eben sowohl erwarten sollte, als unter den Christen! — Der Rechtschaffene also unter ihnen, wird sich allerdings schon durch das bloße Versprechen verpflichtet glauben, wenn er auch den Eid für nichtig halten sollte. Allein für diese bedarf es überall keiner Vorsicht, Meineide zu verhüten. Von ungebesserten unredlichen Menschen, welche alles hervorsuchen und ergreifen, um den Eid zu eludiren; von solchen allein ist hier die Rede.

3) In dieser Einbildung der Nullität eines solchen Eides, muß der Jude nothwendig sehr gestärkt werden; wenn gar, wie in den meisten christlichen Ländern üblich ist, ein christlicher Prediger zur Vorbereitung des Schwörenden gebraucht wird. Daß wir das Unschickliche und Intolerante dieser Gewohnheit nicht fühlen, komt wohl daher, weil sie durch Landesgesetze eingeführt ist; wir mit ihr gleichsam aufgewachsen sind; und viele Christen den Juden, wie ein westindischer Tyrann seine Negersclaven, kaum für etwas mehr als eine Null im Staat ansehen. Ein christlicher Prediger kann ohne Unschicklichkeit und Intoleranz bei Keinem andern als einem Anhänger des Christenthums, zu religiösen Ermahnungen und Warnungen gebraucht werden. Der christliche Richter und jeder andere Christ, kann den Juden, auch aus religiösen Gründen ermahnen und warnen; sie handeln dann als Menschen mit Menschen. Sobald aber ein christlicher Prediger als Solcher auftrit, es zu thun: so gewinnt die Handlung das Ansehen, als

als wollte man den Juden zwingen sich das Christenthum predigen zu lassen. Wir Protestanten nennen es und mit vollem Recht, intolerant; wenn wir gezwungen werden, eines Pater Merz, oder eines andern römischkatholischen Controverspredigers Missions- und polemischen Predigten beizuwohnen; wie sehr vielmehr und mit weit größerem Grunde würden wir über Eingriffe in unsere Gewissensrechte klagen, wenn man gar einen Rabbi zu unsrer Belehrung und Ermahnung öffentlich aufstellte! Den Juden durch christliche Prediger zum Eidigen vorbereiten lassen, das heißt in der That, dem Juden alle Religion absprechen, seine Rabbinen für keine Religionslehrer anerkennen, und den Juden gleichsam wie eine Null in Absicht des Staats und der Religion behandeln. Kaum könnte man auch ein schicklicheres Mittel anwenden, um die Heiligkeit der Judeneide zu schwächen und zu vernichten, als die Vorbereitung dazu durch christliche Prediger. Gerade diese giebt dem Juden noch einen scheinbaren Grund mehr, den Eid für *nichtig*, die ganze Handlung für erzwungen zu halten, und ihre ganze Kraft zu vereiteln.

4) Keinem Judeneide wenn er in christlichen Gerichtsstuben und nach vorhergegangenem Zuspruch eines christlichen Predigers abgelegt wird, kann man mit Sicherheit trauen. — Ich halte es, wie schon oben erinnert worden, für höchst ungerecht; die Privatmeinungen einiger Juden und jüdischer Lehrer, daß man durch innere Einschränkungen und Abänderungen der Worte den Eid eludiren dürfe; oder daß ein Jude sich von dem Eide, den er an und für Christen gethan hat, durch seine Rabbinen könne lossprechen und entbinden lassen; als Grundsätze des Judenthums und der jüdischen Religion anzusehen und anzugeben. Gleiche gefährliche Behauptungen und abscheuliche Lehrsätze sind ja von ganzen christlichen Gesellschaften und Communionen ebenfalls angenommen worden; gleichwohl wird kein billiger Mann, alle Eide der Christen für unzuverläßig erklären. — Eben so wenig Grund hat die gemeine Anklage; daß nach der Juden Religionssystem alle Meineide am großen Versöhnungstage, unbedingt und ohne Einschränkung vergeben werden. Denn in ihrem bekannten Gebet, Col Nidre (alle Gelübde) ist keinesweges von Eidschwüren; blos von Gelübden in der eigentlichen Bedeutung des Worts ist dort die Rede, wenn man nemlich Gott gelobt hat, Etwas was zu sein Gesetz nicht verbindet zu thun oder zu lassen. — Nein! die Juden haben zwar die reine erhabene Religion des A. T. durch viele Rabbinische Grübeleien und Aberglauben entstellt und verkehrt, aber sie doch nicht ganz aufgehoben. Und diese heiligen

Schrif-

Digitized by Google

Christen erklären, wie wir alle wissen, jeden Meineid auch vor Götzendienern und für sie abgelegt, für ein sehr strafbares Verbrechen; und sprechen jedem Meineidigen die Vergebung bei Gott ab, wenn er seine Sünde nicht aufrichtig bereuet, möglichst gut macht, und ernstlich verbessert. Also kann man jedem Judeneide eben so wohl und sicher trauen als dem Eide des Christen; wenn er nemlich, nach den Grundsätzen seiner Mosaisch-Talmudischen Religion eingerichtet ist. Dies aber ist er nicht, wenn er in christlichen Gerichtsstuben oder gar in Gegenwart und unter dem Zuspruch eines christlichen Predigers abgelegt wird. Dann kann ihn kein ächter Jude für einen wahren und rechtmäßigen Eid halten. Der Redliche unter ihnen wird auch durch diesen Eid, wenn er keine unrechtmäßige Sache betrift, sich für verbunden achten und ihn möglichst erfüllen; ist er dabei ein aufgeklärter Mann, so wird er es überhaupt verbitten und standhaft verweigern einen solchen Eid abzulegen. Keiner aber von allen, wird ihn für einen wahren, recht- und gesetzmäßigen Eid ansehen. Und damit ist dem Unredlichen und Betrüger, die ganze große weite Bahn des Betruges eröfnet.

Nur dann kann man den Schlechtdenkenden und Betrügern unter ihnen, wenn sie nicht entschlossne Böswichter sind, allen Vorwand zum Betruge nehmen, und dem Judeneide so viele Sicherheit und Kraft geben, als menschliche Vorsicht ihm zu geben vermag, wenn man ihn ganz, nach ihren Religionsmeinungen einrichtet, welches überdies schon die schuldige Achtung gegen die heiligen Gewissensrechte von jeder wohldenkenden Obrigkeit fordert. Worin diese Einrichtung bestehe, kann nicht gründlicher vollständiger und besser bestimmt werden, als es durch eine in unsern Landesordnungen vorhandene, aber so viel ich weiß nie in Uebung gekommene Vorschrift Tom IV. Constitut. Calenberg, Cap. VII. Nro. VI. geschehen ist. Wir haben in den Gerichtsordnungen unsers Landes, dreierlei eingeführte Formeln des Judeneides, b) welche aber insgesamt, aus den im Vorigen angeführten Ursachen, ihrem Zwecke nicht angemessen sind. Gerade diejenige, welche wie Text und Noten zeigen, von einem sehr gründlichen Kenner der jüdischen Religion und Verfassung aufgesetzt worden, und in Absicht der angegebenen Maaßregeln keiner Zusätze ferner bedarf, hat man bisher vernachlässiget. Die Summe von allem ist dieses: — Der Eid des Juden muß nirgends anders als in seiner Synagoge, mit den in seiner Kirche üblichen Gebräuchen, und un-

ter

b) Siehe Willichs Auszug der Calenbergischen Landesgesetze III. 407.

Digitized by Google

ter Aufsicht und Zuspruch seiner Rabbinen, — in Gegenwart der von christlicher Obrigkeit dazu Deputirten abgelegt werden. Dieses verordnet auch die vorhin empfohlene Vorschrift in unsern Landesordnungen, worin, wie ich glaube, nur dieses Einzige geändert werden müßte; daß die Anrede und Beschwörung samt der Warnung und Eidesformel §. 5—7. nicht von einem Christen sondern von einem Rabbi oder Chassan dem eidigenden Juden vorgesprochen würde. Auch möge dieses noch hinzuzufügen seyn, daß man die Rabbinen und Synagogendiener der Juden, auf eine billige und schickliche Weise, für den unter ihrer Aufsicht und Mitwirkung abgelegten Eid verantwortlich mache.

Dies allein scheinen die schicklichen Maasregeln zur Verhütung der Meineide bei schlechtgesinnten Juden zu seyn. Aber christliche Regenten und Obrigkeiten haben viele Mittel in Händen, die Zahl dieser Schlechtdenkenden unter ihnen sehr zu vermindern; auf die Verbesserung der Sittlichkeit dieses benutzenswürdigen Volks zu wirken; und ihre ganze Kultur und wahre Beglückung zu befördern. Der gewissenhafte Gebrauch solcher Mittel würde die Quelle aller Meineide, so wie vieler tausend, anderer Verbrechen und Uebel versiegen, Tausende unsrer Brüder und Mitmenschen verhüten und beglücken; und der Dankbarkeit angemessen seyn, die wir einem Volke schuldig sind, welches Jahrtausende hindurch, der einzige Depositar reiner Naturreligion war; aus welchem zu allererst diese Aufklärung über die Welt ausging; und welchem wir Christen insbesondere, unsre heiligste und seligste Religion zu verdanken haben.

Ein Kitt, um zerbrochenes Porcellain oder Fayence zu flicken.

Man reibe Schieferweiß und Oelfernüß, so fein wie möglich; nehme aber von letzterm nur so viel, daß das Ganze eine dicke Flüssigkeit werde. Sachen die damit gekittet sind, halten, wenn der Kitt recht trocken ist, so gut wie neu, selbst in heißem Wasser.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

72tes Stück.

Montag, den 7ten September 1795.

Einige Zweifel und Erinnerungen, gegen den im 48ten und 49ten Stück d. J. des neuen hannöverischen Magazins befindlichen Aufsatz des Herrn Obersalzfactors Böttcher zu Sülze, über die Untersuchungen der Ursachen welche dabei zum Grunde liegen, daß auf sehr vielen Ziegleien der hiesigen Lande jetzt viel schlechtere Ziegelwaare gemacht und verkauft wird, als in ältern Zeiten geschehen ist.

Von Herrn Jo. Frie. Wundram, Königl. und Churfürstl. Ziegeliverwalter in Herrenhausen.

Experientia, omnibus in rebus optima est magistra.

Es war freilich ein in aller Hinsicht lobenswerthes Unternehmen des Herrn Obersalzfactors Böttcher, einmal die Ursachen zu rügen, welche dabei zum Grunde liegen, daß auf sehr vielen Ziegleien der hiesigen Lande jetzt viel schlechtere Ziegelwaare gemacht und verkauft wird, als in den ältern Zeiten geschehen ist; allein ich bin vollkommen überzeugt, daß, wenn der Herr Verfaßer mehr auf die Lage oder die Gegend, in der eine Ziegelei befindlich ist, Rücksicht genommen, und untersucht hätte, ob es auch wohl möglich sey, daß dieselbe, vermöge der Beschaffenheit und Bestandtheile ihrer Erdarten und anderer Erfordernisse, einen gut ausgebrannten und dauerhaften Stein liefern könne oder nicht? ferner, wenn er die Einrichtung und Betreibung einer Ziegelei von Erheblichkeit wie z. B. die Rathsziegelei vor dem Aegidienthore, die der Magistrat in Hannover administriren läßt, oder die hiesige Königl. Ziegelei, die doch in unserm Churfürstenthum wohl unstreitig eine der ansehnlichsten ist, in Augenschein genommen, (allein deren Existenz scheint der Herr Verfaßer nicht zu kennen, weil er sie ganz mit Stillschweigen übergeht,) und dann untersucht hätte, ob jetzt auf derselben schlechtere oder äußere Ziegelwaare

gemacht oder verkauft werde, als wohl in ältern Zeiten geschehen ist, und nur nicht alle Ziegleien, deren Einrichtung, Betreibung und Waare, mit einem und ebendemselben Maasstabe gemessen hätte, er alsdann gewiß in manchen Stücken sein Urtheil würde zurückgenommen haben, und sowohl seine Ideen, Sachkenntniße und Erfahrungen von guter oder schlechter Ziegelwaare, von deren Verschlimmerung oder Verbeßerung, mehr und mehr berichtiget, als auch die Erwartungen sachverständiger Männer allerdings mehr befriediget haben. — Ich gebe den Einwurf gerne zu, daß der größte Theil der kleinen Ziegleien, die sich in unserm Lande befinden, schlechte Ziegelwaare liefern, und denke mir mit dem Herrn Verfaßer die schädlichen Folgen und großen Unkosten, die sowohl für die allergnädigste Landesherrschaft, als auch für Gutsbeßßer, Stadt- und Landwirthe daraus entstehen, in ihrem ganzen Umfange, wenn sie in Ermangelung einer benachbarten Ziegelei, die einen guten ausgebrannten und dauerhaften Stein liefert, mit schlechter ungahren Waare auf die schändlichste Art hintergangen werden, wovon ich leider Beispiele in Menge anführen könnte. Allein dieses Uebel, wie ich es wohl nennen kann, rührt nach meinen Einsichten und Erfahrungen, die ich mir bei einer 30jährigen Administration der hiesigen Königl. Zieglei erworben habe, aus ganz andern Ursachen her, die der Herr Verfaßer nicht berührt hat, und auch nicht berühren konnte, weil sich seine Sachkenntniße und Erfahrungen nur auf kleine Ziegleien zu erstrecken scheinen. Ich lasse mir dem Herrn Verfaßer unsern alten Vorfahren alle Gerechtigkeit widerfahren, daß sie in Rücksicht der Wahl ihrer Baumaterialien sehr vorsichtig waren, und darin große Vorzüge hatten, indem sie dazu das gesundeste und trockenste Holz, wie auch sehr gut gelöschten Kalk wählten, und auch die inwendig gemauerten Wände, ehe solche mit Kalk überzogen wurden, gehörig austrocknen ließen, daß sie ferner nicht von dem Grundsatze wohlfeil und daher leicht zu bauen ausgingen, wie es zum Theil bei uns leider der Fall ist; und daß sie endlich die Dachdecker-, Maurer-, Zimmerer- und Tischlerarbeit in Tagelohn, und nicht in Accord gaben, wie es jetzt die Mode ist, so, daß die Meister ihre Gesellen zu bezahlen, und sich doch selbst bei der oft ziemlich genau accordirten Arbeit das liebe Brod zu eßen, die Arbeit von der Hand zu schlagen sich genöthiget sehen müßen.

Wenn nun aber der Herr Verfaßer die Verschlimmerung der Baumaterialien, blos und allein in der schlechten Verfertigung und Behandlungsart der jetzigen Ziegelwaare zu finden glaubt, und mit der angenommenen Miene eines Kenners ohne Unterschied auf jede jetzt übliche Ziegeleieinrichtung und Ziegelwaare schmähet, weil sie nicht zu seinen Ideen zu

passen

passen scheinet, so glaube ich geschiehet solches allerdings mit Unrecht. Wenn der Herr Verfasser daher behauptet, daß die Ziegeldächer, die sonst bei guten Ziegeln, nur alle 30 bis 40 Jahr umgedacht wurden, jetzt alle 15 bis 20 Jahr umgedacht werden müssen; so glaube ich die Ursachen hievon nicht allein in der schlechten Ziegelwaare, sondern vorzüglich in der schlechten Bedachung und nicht gehörigen Zubereitung des Kalkes, Mörtels und Gypses zu finden. Denn gelehrte Baumeister und Architecturforscher, die über die Festigkeit und Dauerhaftigkeit alter Gebäude und Gemäuer gelehrte Untersuchungen angestellet haben, wie z. B. der Herr Landbaumeister Ziegler, a) Herr Landbaumeister Lusch, b) und Herr Jacobi, c) haben diese Festigkeit und Dauerhaftigkeit alter Gebäude und Gemäuer, in der Zubereitung der dazu gebrauchten Bindungsmittel, als des Kalkes, Mörtels und Gypses gefunden, welches auch um so wahrscheinlicher ist, da man jetzt beim Abbrechen alter Thürme, Kirchen u. s. w. die größte Gewalt anwenden muß, um das Dach und Mauerwerk auseinander zu bringen. Selbst viele Ziegelsteingebäude der Alten, haben sich noch auf unsere Zeiten erhalten, wovon Herr Landbaumeister Ziegler (Beantwortung ꝛc. ꝛc. Seite 13.) einige anführet.

Wie nun die Alten ihren Kalk, Mörtel ꝛc. eigentlich zubereitet haben, darüber sind die Meinungen der Gelehrten verschieden. Nach der Meinung des Herrn de la Faye, d) bestand die ganze Kunst in der besondern Löschungsart des Kalkes zu Mehle, welcher Art sich die Alten bedienten, man zieht sie unserer gemeinen Löschung oder Einsumpfung vor. Daß aber der zu Mehl gelöschte Kalk so beträchtliche Vorzüge vor dem

a) Siehe dessen Beantwortung der Preisfrage, über die Ursachen der Festigkeit alter römischer und gothischer Gebäude, und die Mittel gleiche Dauerhaftigkeit bei neuern Mauerwerken zu erhalten. Berlin 1776. 4to.

b) Gründliche Untersuchung der Ursachen von der Festigkeit des alten Mauerwerks, nebst Unterricht von gehöriger Zubereitung des Kalkes zu einem festbindenden Kalkmörtel. Halberstadt 1778.

c) Man sehe dessen Beantwortung der von der Königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen aufgegebenen Preisfrage: Wie ist der Mauerkalk zu bereiten, daß er dem Winde und Wetter am meisten widerstehe. Schrebers Sammlung 2ter Theil, 3te Abhandlung.

d) Recherches sur la preparation que les Romains donnoient à la chaux dont ils se servoient pour leurs construction sur la composition et l'emploi de leurs Mortiers par M. de la Faye. Paris 1777. 8vo.

dem Gegensystem besser, beweiset Herr Landbaumeister Ziegler e) mit Gründen, da man in Holland, wo man sich dieser eben angeführten Methode bedienet, eben so sehr wie in Deutschland über die Festigkeit des Mauerwerks klagt. Auch liefert Hr. Professor Sulzow f) eine umständliche Nachricht von der Löschungsart der Alten. In den neuen Zeiten hat Herr Loriot g) eine neue Art von Mörtel angegeben, welcher aus der blossen Versetzung des gewöhnlichen Töpferkalkmörtels, mit frischem und gelöschtem Kalk besteht. Dieser soll nun, wie die angestellten Loriotischen Versuche zeigen, demjenigen der Römer am nächsten kommen. Anstatt nun mit jenen angeführten Schriftstellern die Festigkeit der alten, und die öftere Reparation der jetzt neu aufgeführten Gebäude in der Zubereitung und Behandlung der Bindungsmittel und zwar in der jetzigen zum Theil sehr schlechten Löschungsart des Kalks und dessen Zubereitung zu suchen; so glaubt der Herr Verfaßer vielmehr solches in der Verschlimmerung und schlechten Verfertigung der jetzigen Ziegelwaare zu finden. In wie ferne er hierunter Recht oder Unrecht hat, soll, wie ich hoffe, der Erfolg lehren.

Daß sowohl die Dachziegel als Mauersteine, die unsere alten Vorfahren zu ihren Gebäuden und Gemäuern gebrauchten, nicht von einer Güte waren und seyn konnten, dieses war bei ihnen sowohl der Fall, wie er es noch jetzt bei uns ist, und hierin wird mir ein Jeder, der ihre Dachziegel und Mauersteine genau untersucht hat, Recht geben müssen. Ich habe sehr oft Gelegenheit gehabt, solche Dächer zu untersuchen, die mit walken Dachziegeln, oder wie sie die Alten genannt haben, mit Kalkentrögen, gedacht waren. An diesen Dachziegeln kann man nun in der That noch die Ziegeleien in dem Alter ihrer Kindheit erkennen; denn vermuthlich waren diese Kalkentröge mit die ersten Dachziegel die man formete und brannte. Sie sind freilich nicht alle von einerlei Güte, aber doch im Ganzen genommen recht gut gebrannt, allein an äußerer Schönheit und Accuratesse, so wie auch dieses nicht zu erwarten ist, fehlet es ihnen

e) Schreiben von Zubereitung verschiedener Arten von Mörtel. Hannöv. Magazin 1777. — Münch. Intelligenzblatt 1777. Nro. 44. 45.

f) Mineralogische Beschreibung der Baumaterialien aus dem Steinreiche, welche in den Bemerkungen der churpfälz. physical. ökonomisch. Gesellschaft. 1778. Seite 234 — 320. befindlich ist.

g) Siehe Loriots Abhandlung über eine neue Art von Mörtel, der zu Gebäuden und ihren Auszierungen sehr dienlich ist. Aus dem Franz. übersetzt, und mit Anmerk. erläutert. Bern 1776. 8vo.

Digitized by Google

ihnen ganz. Da sie zum Theil ½ bis einen ganzen Zoll dick sind, und keine Mantels haben, also über jeden Stein, wie es die Dachdecker nennen, ein Aufstein gehöret; so müssen sie das Dach worauf sie liegen, ausserordentlich erschweret haben.

Wollte man daher nach unserm jetzigen Dachziegelformat, einen Platz mit 600 Dachziegeln decken: so würde man dazu 1000 Katzentröge, und eben so viel Aufsteine, also 2000 Steine, und dreimal so viel Kalk, als zu 600 Dachziegeln nöthig ist, verbrauchen müssen. Solche Dächer hatten nun nach der Bauart unserer alten Vorfahren, die an der gehörigen Löschung und Zubereitung des Kalks, der Dachdeckerarbeit und an den übrigen Baumaterialien, weder Zeit noch Kosten sparten, allerdings grosse Vorzüge, und konnten solche Dächer lange Jahre liegen, ohne daß erhebliche Reparationen dabei nöthig waren. Indessen haben mich doch alte erfahrne Dachdeckermeister versichert, daß, wenn ein solches mit Katzentrögen gedecktes Dach nur einigermaaßen beschädigt und schlecht reparirt sey, alsdenn auch öftere Reparationen erforderlich wären, und man daher am besten thäte, die Katzentröge von solchen Dächern ganz herunter zu nehmen. Diese Katzentröge scheinen auch zuerst auf der hiesigen Königl. Zieglei, die wahrscheinlich in der Mitte des 16ten Jahrhunderts angelegt worden, gemacht zu seyn, und die im Anfange dieses Jahrhunderts bereits von dem wohlsel. Herrn Geheimen Rath und Oberhof-Bau- und Gartendirektor von Hardenberg zu verbessert und vergrößert worden, ihre gegenwärtige neue Einrichtung und Verschönerung aber den Bemühungen des wohlsel. Herrn Geheimen Raths und Oberhof-Bau- und Gartendirektors von Bremer, diesem grosen Beförderer der Manufakturen und Fabriken zu verdanken hat. Anfänglich hat man auch zu Linden vor Hannover, wo schon im Anfange des 15ten Jahrhunderts eine Zieglei angelegt worden, die vorhin genannten Katzentröge gemacht, die aber weit kleiner, als die nachher in Herrenhausen gemachten, gewesen sind. So wie sich indeß der Geschmack in der Baukunst geändert hat: so hat man auch nach und nach das Format der Steine, vorzüglich aber der Dachziegel, zu modernisiren gesucht; und hierüber glaube ich am besten urtheilen zu können, da ich beim Anfange meiner Administration auf der hiesigen Königl. Zieglei verschiedene alte Dachziegel- und Mauersteinformen vorfand, die man noch der Seltenheit wegen aufbewahret hatte. Da nun die Katzentröge aus der Mode gekommen, so hat man in der Folge, und besonders auch auf der hiesigen Königl. Zieglei, eine Art Dachziegel geformet und gebrannt, die noch jetzt bei den Dachdeckern unter dem Namen der alten Herrenhäuser bekannt sind, und die man auch jetzt noch auf sehr vielen Dächern alter Gebäude findet. Sie

zieht

zeichnen sich vorzüglich durch ihren großen Mantel, der aber nicht gut schließt, und durch ihre platten Köpfe, die einige Dachdecker, weil sie nicht abspringen, auch eben nicht sehr loben wollen, aus. Das Format, d. h. die Länge und Breite derselben, ausgenommen die platten breiten Köpfe, ist mit dem jetzigen Format einerlei.

Diese sogenannten alten Herrenhäuser Dachziegel, sind in der Folge der Zeit grau gebrannt; warum? weiß man nicht, vermuthlich aber, um ihnen ein schieferartiges Ansehen zu geben. Auf dem hiesigen Königl. Schlosse, und andern herrschaftlichen Gebäuden, hat man sie noch hin und wieder, aber doch äußerst selten, gefunden. Als ich mich beim Anfange meiner Administration, bei meinem kürzlich verstorbenen alten Brandmeister und bei andern alten Ziegelarbeitern erkundigte: warum, und womit man diese Steine grau gebrannt hätte? wußte mir keiner von ihnen hierüber eine befriedigende Antwort zu geben, weil dieses schon lange vor ihrer Zeit geschehen war. So viel wußten sie indeß, daß die Materie, womit jene Steine grau gebrannt worden, ein Geheimniß gewesen. Denn der damalige Brandmeister sollte, der Sage nach, während des Brennens, mit einem großen Sacke, worin er Holzreiser in Bündel gebunden gehabt, vor die Munden (Oefen, oder Brennlöcher) gegangen, und solche, während der Zeit die Brenner hätten weggehen müssen, in die Munden geworfen, auch kurz vor der Zumauerung des Ofens in die Feuerlöcher, die sich oben an der Wölbung desselben befunden, ein Pulver geschüttet haben. Durch diese Sage wurde ich natürlich nicht viel klüger, allein nach der Zeit, und zwar durch vieles Nachforschen, erfuhr ich aus einer alten handschriftlichen Nachricht b), daß jene in die Munden geworfene Materie nichts weiter als grüne in Bündel gebundene Ellernzweige gewesen, wovon die Steine so grau gebrannt worden, und diese Gewohnheit soll sich jetzt noch auf einigen schwedischen und holländischen Ziegeleien finden soll.

Diese grau gebrannten Dachziegel und Mauersteine, die man auch noch jetzt mit dem Namen Grausteine zu belegen pflegt, sind durch die erhaltene graue Farbe, die man ihnen gegeben, ob sie gleich dasselbe Feuer, wie die rothgebrannten gehabt, doch an Güte in der That weit schlechter, als die rothgebrannten desselben Formats, weil sie inwendig nicht gahr sind, und sich daher leicht zerschlagen und zerbrechen lassen. Als ich daher vor 18 bis 20 Jahren einige alte Ziegelhäuser abbrechen ließ, und sich noch einige dieser alten Grausteine auf den Dächern und in den Gemäuren fanden, so hatte ich damals manchen unerwarteten Besuch von

b) Diese Nachricht verdanke ich dem sel. Cammersecretair Cordemann.

a) Siehe den Schauplatz der Künste und Handwerker, Theil 7. S. 129.

von Soldaten aus Hannover, die sich Stücken Granstein ausbaten, um ihre Gewehre, Knöpfe u. s. w. damit zu putzen, wozu sie wegen ihrer weichen Beschaffenheit und leichten Zerbrechlichkeit vorzüglich brauchbar sind. Vielleicht hat man indeß bald die nachtheiligen Folgen dieser sogenannten Granssteine eingesehen, da sie bald wiederum aus der Mode gekommen zu seyn scheinen, denn man findet, wie schon gesagt, nur äußerst wenige herrschaftliche Gebäude, die damit gedeckt gewesen sind.

Als ich auf der hiesigen Ziegel, wie bereits erwähnt worden, verschiedene alte Dachziegel und Mauersteine fremden Gepräges fand, die man der Seltenheit wegen noch aufbewahret hatte, so suchte ich nun auch die in denselben vor langen Jahren verfertigten Steine zu sammeln, um zu untersuchen, wie und auf welche Art man in ältern Zeiten gebrannt und gebrannt hätte? Allein das Resultat meiner vieljährigen Untersuchungen, ist kürzlich dieses: man hat in ältern Zeiten, ohne dem Ruhm unserer Vorfahren zu nahe zu treten, auf einigen Ziegleien die Steine recht gut ausgebrannt, allein auf Akkuratesse und äußere Schönheit scheint man wenig Rücksicht genommen zu haben, besonders da man bisweilen halb gahre und gut ausgebrannte Steine nicht sortirt, sondern ein durcheinander aufgeschichtet und verkauft haben muß. Die Dachziegel und Mauersteine, die in ältern Zeiten auf einigen kleinen Ziegleien gemacht worden, und die ich mir auch mit großer Mühe, oft aber schon in Stücken zerbrochen, zu verschaffen suchte, hatten zum Theil denselben Fehler, ja einige waren sogar unter aller Kritik.

Die erste Ursache der jetzigen schlechten Ziegelwaare, sucht der Herr Verfasser in der Verpachtung der Ziegleien an solche Leute, die keine Ziegelmeister sind, und diesem Grunde pflichte ich allerdings bei. Denn wie können solche Leute, die zu einem oder dem andern Berufe gezogen worden, wie mir verschiedene solcher Fälle bekannt sind, und die ohne alle Kenntniß von Ziegleien, ihren Einrichtung und Betreibung, oder die vielleicht einmal eine Ziegel nur oberflächlich durchlaufen, oder ihre bloß empirischen Kenntnisse aus Büchern geschöpft haben, wie können, sage ich, solche Leute, die entweder eine Ziegel pachten, oder kaufen, und die Beschaffenheit und Bestandtheile der Erde, die sie verarbeiten lassen, nicht gehörig kennen, und sich darin von unwissenden und herumlaufenden Ziegelleuten belehren lassen müssen, wie können diese Leute nun einen gut ausgebrannten und dauerhaften Stein liefern? Solche Ziegelpächter und Besitzer müssen oft, wie auch der Herr Verfasser bemerkt, bei dem hohen Pachtgelde, das sie bezahlen müssen, und besonders, wenn sich in der Nähe ihrer Ziegel keine Städte, Flecken oder Amtsgebäude befinden, auf deren beträchtlichen Absatz sie rechnen

nun

den Bauern, aus Noth gezwungen, und um doch das liebe Brod bei ihrer Ziegleipachtung zu essen, durchaus schlechte halb gahre Waare liefern, womit sie das Publikum hintergehen, und daß sich dieser Fall zugetragen hat, davon weiß ich, leider! mehrere Beispiele.

Ich darf es daher nicht übergehen, daß K. Landesregierung und Cammer bei Anlegung neuer Ziegleien, deren Verpachtung oder Verbesserung, vorzüglich Rücksicht darauf nahm, ob auch auf den zu verpachtenden oder zu verbessernden Ziegleien taugliche Ziegelbrenner, Former und Arbeiter, die die Arbeit gehörig verstünden, vorhanden seyen? wie die Thonerden und der Sand beschaffen, ob solche in grosser Menge vorräthig, und in der Nähe oder Entfernung der Ziegelei gegraben werden müssen? Ob hinlängliches Holz oder Torf in der Gegend vorhanden, und wie stark der Absatz der Ziegelwaare ein Jahr gegen das andere genommen sey? Es wurden mir alsdann die nähern Umstände einer solchen Ziegelei, nebst einer Quantität der darauf befindlichen Thonerde und Sandes zugeschickt, die ich untersuchte, formen und brennen ließ, und meinen Bericht darüber an K. Landesregierung und Cammer abstattete.

Auch muß ich es zum Lobe einiger Magistrate, Beamte, Gutsbesitzer und Pächter, sowohl in unserm Churfürstenthume, als auch im Auslande, hier öffentlich rühmen, die sich bei Anlegung, Verbesserung oder Verpachtung ihrer Ziegleien persönlich oder schriftlich an mich wandten, mir ihre Thonerden zuschickten, und mein Gutachten darüber verlangten. Ich untersuchte denn gleichfalls ihre Thonerden, ließ solche formen und brennen. Fand ich, daß sich ihre Thonerde entweder zu Dachziegeln oder Mauersteinen vorzüglich qualificirte: so habe ich ihnen in der Folge nach unserm hiesigen Format Dachziegel und Mauersteinformen, Streichrahmen u. s. w. machen lassen müssen. Sie schickten auch alsdann ihre Ziegleiarbeiter nach der hiesigen Ziegelei, die sich einen mehrern Vortheil in allen vorkommenden Arbeiten, so wie auch im Sehen und Brennen der Steine unterrichten liessen. Wenn ich darum ersuchet wurde, und es Zeit und Umstände erlaubten, habe ich auch wohl meinen hiesigen Brandmeister, Dach- und Mauersteinformer, Streicher, Walker u. s. w. an solche Ziegleien geschickt, um die dortigen Ziegelmeister und Ziegelleute in allen vorkommenden Arbeiten zu unterrichten. Und so haben denn sehr viele Ziegleien im hiesigen Lande, wie auch in Auslande, die sich nach der hiesigen Königl. Ziegelei gebildet, und sowohl in Bearbeitung und Behandlung der Erde, als auch beym Formen und Brennen weder Mühe noch Kosten gespart haben, es doch so weit gebracht, daß sie jetzt viel bessere Ziegelwaare machen und verkaufen, als in den ältern Zeiten geschehen ist. —

Die Fortsetzung folgt künftig.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

73tes Stück.

Freitag, den 11ten September 1795.

Einige Zweifel und Erinnerungen, gegen den im 48ten und 49ten Stück d. J. des neuen hannöverischen Magazins befindlichen Aufsatz des Herrn Obersalzfactors Böttcher zu Sülze, über die Untersuchungen der Ursachen welche dabei zum Grunde liegen, daß auf sehr vielen Ziegleien der hiesigen Lande jetzt viel schlechtere Ziegelwaare gemacht und verkauft wird, als in ältern Zeiten geschehen ist.

(Fortsetzung.)

Was der Herr Verfasser ferner über das Verafterpachten und die schädlichen Pachtbedingungen sagt, worunter vorzüglich die Entziehung und Ersparung der Feuerung gehöret, scheint mir in manchen Stücken zu sehr übertrieben zu seyn, und mag der daraus entspringende Schaden wohl bei kleinen unbedeutenden Ziegleien seinen guten Grund darin haben, daß sie schlechte Waare liefern, wogegen ich keinesweges streiten will; indeß muß ich den Herrn Verfasser ersuchen, doch dieses nicht so generaliter von allen und jeden Ziegleien zu schließen, denn bei gröss fern Ziegleien und deren Verpachtung fällt solches von selbst weg.

Ein erfahrner Ziegelmeister wird gewiß nicht mehr Pachtgeld an den Eigenthümer einer Zieglei erlegen, als sie einbringen kann, denn dieses kalkulirt er schon aus den vorwaltenden Localumständen; und gesetzt, der Eigenthümer einer Zieglei, der nicht Praktiker ist, bekümmert sich nur um einen solchen Pächter, der ihm das meiste Pachtgeld giebt: so kann er freilich für die auf seiner Zieglei verfertigte Waare nicht mehr einstehen, aber es folgt schon aus dem Vorhergehenden, daß der neue Pächter sich um so mehr bestreben wird, gut ausgebrannte und dauerhafte Ziegelwaare zu brennen, besonders wenn mehrere Ziegleien in seiner Nachbarschaft sind, vorausgesetzt, daß auf einer solchen Zieglei gute reine Thonerde vorhanden ist, weil er leicht den augenscheinlichsten Vortheil für sich daraus berech-

Digitized by Google

nen kann. Unstreitig nimt denn sein Credit beim Publikum nach dem Maaßstabe seiner Bemühungen, gute Ziegelwaare zu brennen, zu. Hingegen, wie thörigt würde der Mann handeln, der eine Zieglei, ohne die dazu erforderlichen Kenntnisse und Localumstände, und ohne hinlängliches Vermögen übernehmen, und seine Credit- und Vermögensumstände dadurch noch mehr verschlimmern wollte, besonders in unserm Jahrhundert, wo alles auf Verbesserung raffinirt, und nach Vollkommenheit strebt!

Wenn aber der Herr Verfasser die Bestimmung des Pachtgeldes nach der Anzahl der Brände und der Stückzahl der Dachziegel und Mauersteine berechnen will: so kann ich hierin mit ihm nicht übereinstimmen. Meiner Meinung nach, kömt es hiebei auf folgende wesentliche Punkte an:

1) Hat die zu verpachtende Zieglei hinlänglichen Vorrath von reiner Thonerde, und wie ist diese beschaffen? Ist der Ort, wo der Thon oder Sand gegraben wird, nahe oder entfernt? Diese Umstände müssen, wie ich glaube, wohl erst in Erwägung gezogen werden, weil hierauf alles folgende beruhet. Denn es würde einem Pächter äußerst nachtheilig seyn, und ihn wohl gar ganz ruiniren, wenn er in einigen Jahren aus Mangel an Thonerde, mit seiner Arbeit aufhören müßte.

2) Kann die zu verpachtende Zieglei auch hinlängliches Holz oder Torf erhalten? Wie ist dieses im Preise, und muß solches auf der Achse oder zu Wasser herbeigeschaffet werden? u. s. w.

3) Liegt die zu verpachtende Zieglei in der Nähe einer Stadt oder Fleckens, so, daß man sich einen hinlänglichen Absatz seiner Ziegelwaare versprechen kann, und kann dieser Absatz durch den Transport zu Wasser noch weiter ausgedehnt werden? Ein Ziegelpächter kann noch so gute Ziegelwaare liefern, allein, wenn ihm das Locale nicht günstig ist, so kann es ihm dennoch an Absatz fehlen.

Hieraus wird nun, wie ich hoffe, erhellen, daß man das Pachtgeld einer Zieglei nicht nach der Anzahl der Brände bestimmen kann, denn wie vieles muß nicht erst vorhergehen, ehe ein Ofen voll Steine gebrannt werden kann. Wie viel Schaden leidet nicht oft ein Ziegelmeister durch zu stark austrocknende Winde, wodurch die in der Pfannenbude (Trockenscheure) frisch geformte Dachziegel und Mauersteine reissen und wracken. Beim Einbringen und Setzen in den Ziegelofen, während des Brennens und beim Herausbringen aus dem Ofen, wie viel gehet da nicht verlohren, welches auch der erfahrenste und vorsichtigste Ziegelmeister nicht vermeiden kann? Vielleicht hatte der Herr Verfasser alles dieses im Sinn, aber was ist dem Publikum mit bloßen Voraussetzungen und unbestimmten Erklärungen geholfen? —

Will man also eine Zieglei verpachten, so wird man am besten thun, man

man nehme auf die oben genannten Punkte Rücksicht, und bestimme das zu erlegende Pachtgeld, theils nach einem Ueberschlage, wie viel gebrannte ganze Steine, und wie viel gebranntes Wrack jährlich auf einer Ziegelei gewonnen wird, theils aber auch nach dem Preise der auf dem Stapel befindlichen Dachziegel und Mauersteine. Auf diese Weise wird der Pächter bei seiner Pachtung ein redlicher Mann bleiben, und einen gut ausgebrannten und dauerhaften Stein liefern können.

Eine zweite Ursache, daß auf sehr vielen Ziegleien der hiesigen Lande jetzt viel schlechtere Ziegelwaare gemacht und verkauft wird, glaubt der Herr Verfasser auf Sachkenntnisse und Erfahrungen gegründet, in der zu wenigen Aufsicht über die Ziegleien zu finden. Allein, hier möchte ich fragen, womit will denn der Hr. Verf. beweisen, daß in den ältern Zeiten mehr Aufsicht über die Ziegleien geführet worden, und wie folget daraus, daß nun auch in den ältern Zeiten bessere Ziegelwaare gemacht und verkauft sey, als in den neuern Zeiten geschiehet? Ja, hätte der Vordersatz seine Richtigkeit, und wäre dieser völlig bewiesen: so würde ich keinen Augenblick anstehen, an der Schlußfolge zu zweifeln. In der zu wenigen Aufsicht über Ziegleien, wenn der Fehler der jetzigen zum Theil sehr schlechten Ziegelwaare nicht sowohl liegen, als vielmehr in der mangelhaften Kenntniß der Erdarten und deren gänzlichen Unbrauchbarkeit. Soll indeß in der zu wenigen Aufsicht über Ziegleien wirklich ein Grund ihrer schlechten Waare liegen: so wird diesem Uebel doch nur bei Verpachtung und Administration herrschaftlicher Ziegleien abgeholfen werden können. Ich bin indeß auch überzeugt, daß ein Gutsbesitzer oder Ziegleiinhaber, der sich nur einigermaaßen Kredit und Absatz verschaffen will, es in seinem Fache auch ohne Aufsicht über seine Ziegelei, zu dem bestmöglichsten Grade der Vollkommenheit zu bringen sich bestreben wird. Wenigstens war dieses vom Anfange meiner Administration, bis jetzt mein erster Grundsatz; in wie ferne ich nun diesen befolgt habe, muß das Urtheil sachverständiger Männer, und die Stimme des Publikums entscheiden. Ich fordere daher einen jeden sachverständigen Mann hiemit öffentlich auf, doch auf seinen Distriktreisen a) bei der hiesigen Königl. Ziegelei nicht vorbei zu gehen, sondern herauf zu kommen, und zu untersuchen: ob jetzt auf derselben schlechtere oder bessere Ziegleiwaare gemacht und verkauft wird, als wohl in ältern Zeiten geschehen ist.

Es würde mir wohl eben nicht zum besten anstehen, wenn ich hier öffentlich als Lobredner der hiesigen Ziegelei

a) Siehe den im 48ten Stück des neuen hannöv. Magazins v. d. J. befindlichen Aufsatz des Hrn. Obersalzfaktors Böttcher Seite 761. Zeile 21.

und ihrer Ziegelwaare auftreten wollte; indeß kan und darf ich mich mit völligem Rechte, sowohl auf das Urtheil sachverständiger Männer, nemlich der Herren Hof- und Landbaumeister, Dachdecker und Mauermeister in und außerhalb Hannover, und unter andern auch auf den in den ökonomischen Heften für den Stadt und Landwirth befindlichen Aufsatz des Herrn Dachdeckermeisters Pape sen. b), als auch auf die Herren Beamte, Gutsbesitzer, Stadt- und Landwirthe, 3, 4 bis 5 Meilen um Hannover berufen, die, ob sie gleich in ihrer Nähe Ziegelwaare bekommen können, dennoch die Transportkosten nicht scheuen, und schon seit vielen Jahren ihre Dachsteine, Zungenziegel und Mauersteine von der hiesigen Königl. Ziegler nehmen, und dadurch die Vorzüge der hiesigen Ziegelwaare anerkennen.

Gegen den Vorschlag des Herrn Verfassers, den Landbaumeistern und Landbauverwaltern die generelle Aufsicht über die herrschäftlichen Ziegleien zu übertragen, läßt sich verschiedenes einwenden, woran der Herr Verfasser, als er dieses niederschrieb, wohl vielleicht nicht sogleich gedacht haben mag. Diese Herren, vorausgesetzt, daß sie sich alle erforderlichen theoretischen u. praktischen Kenntnisse von Ziegleien, deren Einrichtung und Betreibung zu erwerben Gelegenheit gehabt haben, könnten gerade die wenigste Zeit auf die zum Theil weit entlegenen Ziegleien verwenden, weil sonst ihre eigentlichen Amts- und Berufsgeschäfte darunter zu sehr leiden würden. Auf ihren jährlichen Distriktsreisen würden sie denn freilich diesen neuen Gegenstand nur gleichsam im Vorbeigehen berühren können, weil alsdenn so mancherlei andere sehr wichtige Gegenstände ihres Fachs ihre Aufmerksamkeit erfordern. Und ausserdem würde ein solcher Mann doch bei weitem nicht das Locale und die übrigen Erfordernisse einer jeden Ziegelei seines Distrikts kennen und übersehen, noch viel weniger Pachtsubjekte und deren Ziegelkenntnisse prüfen und untersuchen, und zu anderen weitigen herrschaftlichen Ziegelpachtungen qualificiren können. Im Ganzen genommen, wäre also mit diesem Vorschlage des Herrn Verfassers wenig gewonnen, und kostete der allergnädigsten Herrschaft nur Zeit und — Diäten. —

Soll indeß eine Ziegel, die entweder verpachtet oder verbessert werden soll, und die bisher schlechte Ziegelwaare geliefert hat, es zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit bringen, so mögte ich unmaßgeblich rathen, doch

1) die Thonerde und deren Bestandtheile etwas genauer zu untersuchen; allein dieses so wichtige und wesent-

b) Siehe ökonom. Hefte für den Stadt- und Landwirth, von F. G. Leonhardi. März 1795. Seite 222.

Digitized by Google

wesentliche Erforderniß eines gut ausgebrannten Steins, worin vorzüglich der Grund der jetzigen schlechten Ziegelwaare liegt, übergeht der Hr. Verfasser ganz.

2) Müßen, wie dieses auch von jeher Königl. Landesregierung und Cammer hoher Befehl war, und wie auch bisher immer geschehen ist, die Ziegelmeister und Ziegleileute einer Ziegelei die entweder verbeßert oder verpachtet werden soll, nach der hiesigen Königl. Ziegelei geschickt werden, um sich auf derselben in allen nur vorkommenden Arbeiten unterrichten zu lassen. Der Brandmeister und einige Hauptarbeiter einer solchen großen Ziegelei müßen alsdann auf die kleinern Ziegeleien reisen, so wie dieses auch in den Königl. preußischen Landen geschiehet, und die dortigen Ziegleileute auf ihren Ziegeleien anweisen, und auch in ihrer Gegenwart einen oder mehrere Probebrände thun. Und so glaube ich denn würden wir, wie dieses auch ein jeder für das sicherste Mittel halten wird, in kurzer Zeit dahin kommen, daß auf sehr vielen Ziegeleien der hiesigen Lande, jetzt weit beßere Ziegelwaare gemacht und verkauft würde, als wohl in ältern Zeiten geschehen ist. —

Die dritte Ursache, die in der jetzigen schlechten Ziegelwaare zum Grunde liegen soll, findet der Herr Verfaßer in der jetzigen großen Baulust, indem der zu große und starke Absatz, viele Ziegleipächter verleiten soll, auf die Verarbeitung der Ziegelerde weniger Zeit und Kosten zu verwenden. Allein hier mögte ich gerade das Gegentheil behaupten, und fragen: Hat nicht der Ziegleipächter oder Beßitzer selbst den größten Schaden, wenn er bei seinem starken Absatz die Erde nicht gehörig zubereiten und formen läßt? Werden alsdann die Steine bei einer übereilten schnellen Verfertigung und Bearbeitung nicht weit mehr wracken und reißen, als bei einer vorsichtigen und langsamen? Wollte der Ziegleipächter endlich bei seinem starken Absatz, und um nur seine Kunden zu befriedigen, die Steine eher in den Ofen bringen und brennen lassen, als bis solche gehörig ausgetrocknet sind; würde er alsdann nicht weit mehr gebranntes Wrack, als gebrannte ganze Steine bekommen? — Nein! ein vernünftiger Mann dem es an Einsichten, Erfahrung und Kenntniß von Ziegleisachen nicht fehlet, und dem an dem Credit des Publikums und an dem guten Rufe worin seine Waare einmal stehet, gelegen ist, kann und darf nicht so handeln. Ich wenigstens habe auf der hiesigen Königl. Ziegelei und bei dem großen Absatz den dieselbe hat, nie gelitten, daß hierin der geringste Fehler häte begangen werden können.

Hat indeß ein Ziegleipächter oder Beßitzer stärkeren Absatz wie sonst, und sieht er, daß seine Ziegelei dadurch in

Digitized by Google

in Aufnahme kömmt, so wird ihm dieses vielmehr eine Aufmunterung seyn, seine Zieglei so viel wie möglich zu erweitern, und sich, wie dieses schon oft der Fall gewesen, nach größern Zieglejen bilden, und auf diese Art seiner Waare den bestmöglichsten Grad der Vollkommenheit geben, um sich dadurch dem Publikum noch mehr zu empfehlen.

Die vierte Ursache welche dabei zum Grunde liegt, daß viele Zieglejen der hiesigen Lande schlechtere Ziegelwaare liefern, als in ältern Zeiten geschehen ist, liegt nach den Sachkenntnißen und Erfahrungen des Herrn Verfaßer in dem jetzt immer zunehmenden Holzmangel, und hieraus abstrahiret er manches, worin ich eben mit ihm nicht einerlei Meinung bin und seyn kann. Es ist wohl freilich nicht zu läugnen, daß in ältern Zeiten bei Anlegung mancher kleinen Zieglei nicht darauf Rücksicht genommen worden, ob solche auch in Zukunft hinlängliches Holz oder Torf hätte. Wenn daher ein Pächter, wie dieses wohl der Fall ist und seyn kann, nicht so viel im Vermögen hat, um bei wohlfeilen Preisen Holz oder Torf im voraus anzukaufen, oder auch zu großen Holz- und Torfvorräthen nicht Platz genug hat, so wird er doch, der Herr Verfaßer mag noch so gute Aufsicht, über eine solche Zieglei führen, aus Noth gezwungen, und um doch das liebe Brod bei seiner Ziegelpachtung zu eßen, besonders wenn er nur wenig Absatz hat, entweder seine Ziegelwaare schlechter brennen, oder doch solche im Preise erhöhen müßen.

Woher weiß aber der Herr Verfaßer daß alle im hannöverischen Lande befindlichen Zieglejen Holz- oder Torfmangel haben? und wie kann er daraus folgern, daß dieser Holz- oder Torfmangel auf sehr vielen Zieglejen auf die Verschlimmerung der Ziegelwaare so großen Einfluß habe? Kennte der Herr Verfaßer nur z. B. die Einrichtung und Betreibung der hiesigen Königl. Zieglei und deren Waare die mit Torf gebrannt wird, er würde in der That nicht so schließen. Es ist freilich wohl wahr, daß Holz und Torf vor 20 bis 30 Jahren wohlfeiler waren, als jetzt; allein die Vertheurung desselben hat doch wenigstens auf die Verschlimmerung der hiesigen Ziegelwaare nicht den mindesten Einfluß gehabt. Wollte ich indeß auf der hiesigen Zieglei statt des jetzt gewöhnlichen Torfs mit Holz (dessen Vorzüge ich allerdings anerkenne,) brennen lassen, so würde dieses aus folgenden Gründen nicht rathsam seyn, weil

1) Das Eichen- und Büchenholz in hiesiger Gegend sehr rar ist, und es in trocknen Jahren an Torfvorrath nicht fehlet. Würde hingegen auf der hiesigen Königl. Zieglei nicht mit Torf gebrannt, so müßten die in den Aemtern Langenhagen, Neustadt am Rübenberge und Nicklingen anfäßige, größ-

Digitized by Google

größtentheils unbemittelte Landbewohner und Hauswirthe, die sich vorzüglich vom Torfstich und dessen Verkauf ernähren müssen, weil sie sonst keine Landesproducte erzielen und versilbern können, besonders da ihnen die hiesige Königl. Zieglei ganz unentbehrlich ist, in kurzer Zeit ganz zu Grunde gehen. Wollen diese guten Landbewohner und Hauswirthe, im Frühjahr und Sommer ihre Felder bestellen, so müßen sie das Geld für Saat- und Brodkorn erst durch versilberten Torf von der hiesigen Königl Zieglei holen, und sie kommen daher oft in die größte Verlegenheit, wenn die Zieglei wegen großer Vorräthe von Ziegelwaare wohl ein Jahr kalt stehen muß, und nicht betrieben werden kann.

2) Würde dadurch das Holz bei der starken Consumtion desselben in Hannover und der umliegenden Gegend zu sehr vertheuert werden, worauf man doch allerdings auch mit Rücksicht nehmen muß.

Wenn der Herr Verfaßer ferner behauptet, daß zu Holz und andern Feurungsersparungen alle Ziegelöfen gewölbt, 12 Fuß in die Tiefe angelegt, und nur auf einer Seite gefeuert werden müßen: so zeigt dieses von wenig Sachkenntnißen und Erfahrungen, ja hieraus erhellet offenbar, daß der Herr Verfaßer keine Zieglei von Erheblichkeit und deren Zieglöfen gesehen, und untersucht hat, sonst würde er gewiß anders urtheilen. Ich begreife daher gar nicht, wie er sagen kann, es wäre gut wenn alle Zieglöfen gewölbt wären. Wie können und sollen sie denn der Regel nach anders als gewölbt seyn, besonders da sie zur Feuersparung eingerichtet seyn sollen? Da indeß der Ziegelofen zu Sülze, wie ich zuverläßig weiß, nicht gewölbt ist, so schließt der Herr Verfaßer, sind auch alle im Churfürstenthum Hannover befindliche Ziegelöfen nicht gewölbt. Ziegelöfen die nach dem Vorschlage des Herrn Verfaßer 12 Fuß in der Tiefe angelegt sind, findet man nur auf kleinen unbedeutenden Ziegleien, und vielleicht auch nur auf derjenigen, die der Herr Verfaßer zu administriren hat. Wenn nun aber alle Ziegelöfen 12 Fuß in der Tiefe halten sollen, wie doch der Herr Verfaßer behauptet, so mögte ich fragen, wie wäre es denn möglich, daß diese 12füßigen Zieglöfen 12000 Dachziegel und 40000 Mauersteine faßen können, da doch solche auf der hiesigen Königl. Zieglei, und zwar in jedem dazu eingerichteten Ofen gebrannt werden? — Und diese gewölbt seyn sollenden, nur 12 Fuß in die Tiefe angelegten Ziegelöfen des Herrn Verfassers, die auch nur auf einer Seite gefeuert werden, sollen nun auch außer der Holzmenage, und zwar nach der Versicherung erfahrner Ziegelmeister — noch den Vorzug haben, daß die Ziegel und Mauersteine darin weit beßer werden, als in einem Ofen mit doppelten Heizlöchern.

Die

Digitized by Google

Die Gründe die der Herr Verfasser hievon so leicht einsiehet, wollen mir und jedem andern, der von Ziegeleien Sachkenntniße und Erfahrungen hat, nicht einleuchten, denn es ist nach Gründen der Physik wohl ausgemacht, daß die Hitze des Feuers in einem einschürigen Ziegelofen, bei weitem nicht so gleichförmig vertheilt werden, und wirken kann, als in einem zweischürigen Ofen, wo die Zugluft, die durchaus erforderlich ist, bewürken muß, daß die Flammenspitze durch die kleinsten Zwischenräume der Steine dringen, und alle Theile derselben gehörig berühren, und in die obern Steinlagen bis zur Wölbung des Ofens dringen kann, welches bei einschürigen Ziegelöfen unmöglich bezweckt werden kann. Auf der hiesigen Königl. Zieglei wird schon seit undenklichen Jahren mit Torf gebrannt, und zwar aus Gründen, die ich schon vorhin angeführt habe.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anfrage.

Ein Wohnhaus ist mit Wiesen und mit einigen, wahrscheinlich zu Austrocknung des Gartens gegrabenen Fischteichen dergestalt umgegeben, daß das übermäßige Getöse, der vielleicht lange hier ungestört wohnenden Frösche, in einiger Entfernung und in geringerer Masse angenehm, — durch seine Heftigkeit und große Nähe an den Schlafzimmern, den Bewohnern des Hauses, zumal in Zeiten der Krankheit und Schwächlichkeit sehr lästig wird, und manche Nacht allen Schlaf verscheuhet. Der Einsender dieser Anfrage war Zeuge dieses Geräusches, und muß gestehen, daß solches seine Vorstellung überstieg.

Man wünschet in diesen Blättern baldigst ein Mittel zu lesen, um jene unruhige Nachbarn, die übrigens in der Schöpfung immer ihren Nutzen haben mögen, — in dem Bezirk des Hauses, vorzüglich in zwei Teichen, zu tödten, oder zu vertreiben, oder zum Stillschweigen zu bringen.

Sollte es ein Gift seyn, welches in das Wasser gestreuet würde, so wäre doch dabei auf das von den Teichen nicht gut abzuhaltende Hühnervieh, wie auch auf die vielleicht in selbigen befindlichen Fische Rücksicht zu nehmen.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

74tes Stück.

Montag, den 14ten September 1795.

Einige Zweifel und Erinnerungen, gegen den im 48ten und 49ten Stück d. J. des neuen hannöverischen Magazins befindlichen Aufsatz des Herrn Obersalzfactors Böttcher zu Sülze, über die Untersuchungen der Ursachen welche dabei zum Grunde liegen, daß auf sehr vielen Ziegleien der hiesigen Lande jetzt viel schlechtere Ziegelwaare gemacht und verkauft wird, als in ältern Zeiten geschehen ist.

(Fortsetzung.)

Der Dachziegel- und die zwei Mauersteinöfen haben alle drei an beiden Seiten Munden (Heizlöcher) weil dieses wie ich oben gesagt habe, der Natur des Feuers am angemessensten ist. Der Brandmeister, der während des Brennens Tag und Nacht gegenwärtig seyn muß, geht von Zeit zu Zeit auf dem Ofen und beiden Seiten desselben herum, um auf das Feuer zu achten. Die an jeder Seite des Ofens befindlichen Leute feuern nun gegen einander ein, und kömmt das Feuer in der Mitte des Ofens zu hoch zu liegen, so fahren sie von beiden Seiten mit einer achtzehn Fuß langen eisernen Stange, woran oben ein eisernes Blatt befindlich ist, in dem Ofen herum, wodurch denn das Feuer in beständiger Gleichheit erhalten wird; und diese Einrichtung der Ziegelöfen, so wie auch das Verfahren während des Brennens, welches auch auf den meisten holländischen und schwedischen Ziegleien, a) wo auch mit Torf gebraunt wird, üblich ist, und welches ich auch beim Anfang meiner Administration auf der hiesigen Königlichen Zieglei vorfand, ist in neuern Zeiten von sachverständigen Männern als die beste Methode anerkannt worden.

a) Schauplatz der Künste und Handwerker. Theil 2. Seite 236.

Digitized by Google

den. Anstatt also der Herr Verfasser auf der kleinen Zieglei zu Sülze in seinem 12 Fuß langen einschürigen Holzsparofen höchstens 10,000 Mauersteine brennet, so werden auf der hiesigen Königl. Zieglei in den zweischürigen Dachziegelofen 12,000 Ziegel und in den 2 gleichfalls 2schürigen Mauersteinöfen und zwar in jedem Ofen 40,000 Mauersteine auf einmal gebrannt. Da nun zu Sülze jährlich ungefehr 20 bis 30,000 Mauersteine gebrannt werden, so wird also auf der hiesigen Königl. Zieglei in einem Ofen mehr gebrannt, als auf der Zieglei zu Sülze in einem ganzen Jahre, — welches ich wohl zu beherzigen bitte; denn hieraus wird, wie ich hoffe wohl einleuchten, daß nicht alle im Churfürstenthum Hannover befindliche Ziegelöfen 12 Fuß im lichten angelegt, und nur auf einer Seite gefeuert werden können. —

Eine fünfte Ursache der jetzigen schlechten Ziegelwaare, findet der Herr Verfasser in der zu späten Ausgrabung und Anlieferung der Ziegelerde vor die Ziegelscheure. Um dieses gegründet oder ungegründet zu finden, muß ich mich über die Beschaffenheit und Bestandtheile der Thon- oder Ziegelerde etwas weiter ausdehnen. Als ich vor 30 Jahren die Administration der hiesigen Königl. Zieglei übernahm, war meine erste Bemühung die Materie, nemlich die Erde die ich verarbeiten ließ, so genau wie möglich kennen zu lernen. Mit einem auf hiesiger Zieglei befindlichen Erdbohrer, suchte ich nun diejenigen Stellen, wo Thonerde stehet, auf, und ließ solche durch meine Leute oft 3, 4, bis 6 Fuß tief in kleinen Quantitäten ausgraben, und stellte mit Zuziehung meines vieljährigen Freundes des seel. verdienstvollen Herrn Hofapothekers Andreä verschiedene chemische Versuche damit an.

Da ich nun an verschiedenen Stellen der hiesigen Gegend Thonerde ausgraben ließ, so fand ich auch, daß die Bestandtheile der Erde verschieden waren, indeß macht doch die Alaunerde entweder vor, oder doch gleich nach der Kieselerde, nebst der Vitriolsäure und dem brennbaren Wesen den meisten oder vorzüglichsten Bestandtheil auch der hiesigen Erde aus. Einige andere Erdarten, die ich untersuchte, führten auch Kalktheile bei sich, doch in so geringer Menge, daß sie keine Salpetersäure anzeigten. Andere hatten einen eben so unbedeutenden Antheil von Eisentheilchen, da hingegen wiederum andere ganz damit überladen waren. Die Farben der gemeinen Thonarten, so wohl auf der hiesigen, als auch auf andern Ziegleien sind gräulicht weiß, grau-braun, gelblich- und rauchgrau, allemal aber traurig und gleichsam schmutzig. An die Zunge hängen sich einige stark, die meisten aber nur schwach an. Der gemeine Thon scheint indeß zum Theil seinen Ursprung von niedergeschlagenen Thei-

len

len aufgelöseten granitschiefer und zumal vulkanischer Gebürge zu haben.

Reine Thonerde, d. h. solche, die von Beimischung fremder Theile frei ist, giebt uns die Natur nicht, wenigstens hat man bisher dergleichen noch nicht gefunden. Der Mergel, ein aus Thon und Erde bestehender Körper, der sich hin und wieder in der Thonerde findet, ist, wenn man ihn nur äußerst wenig antrift, bei der Bearbeitung des Thons zu Steinen nicht hinderlich, findet er sich aber häufig, wie dieses auf sehr vielen, besonders kleinen Ziegleien, der Fall ist, so können keine Steine daraus gestrmt werden, weil der Kalk das Zusammenhängen der Theilchen des Thons verhindert, und weil die daraus gebrannten Steine sich alsdenn an der Luft lösen und auswittern. Durch das Schlämmen, welches ich auch oft versucht habe, lassen sich die Mergeltheile von dem Thon nicht scheiden, weil sie ungemein fein und leicht sind.

Der Glimmer, eine erdigte Substanz, und der sich auch hin und wieder in der Thonerde findet, ist derselben auf keine Weise nachtheilig, er verhindert vielmehr daß selbige vermöge der darin enthaltenen Vitriolsäure sowohl beim Trocknen als Brennen der Steine keine Risse bekommen. Da man den Glimmer bei einigen Thonarten sehr häufig antrift, so sollte man auf die Vermuthung kommen, daß solcher ebenfalls eine Kieselerde zum Grunde habe, welche sich mit der Vitriolsäure vereinigt hat, daß der Glimmer von dem Thon seinen Ursprung habe, war indeß auch die Meinung des seel. Hrn. Andreä. b)

Führet die Thonerde viel Eisentheile, also auch viel brennbares Wesen bei sich, so kommen die aus solcher Erde verfertigten Steine bei starkem Feuer leicht im Fluß, dahingegen solche Thonerden die keine metallische Theile enthalten, nicht fließen können, weil sie nicht so viel brennbares Wesen vermittelst einer metallischen Erde enthalten. Die auf der hiesigen Zieglei zu Mauersteinen verarbeitete Erde, führet in gewissen Schichten und Lagen ziemlich viel Eisentheile bei sich, daher oft die aus solcher Erde verarbeiteten Steine in dem Ofen der 8 Tage gebrannt wird, 15 bis 20 Mauersteine, so in einander geschmolzen waren, daß sie eher einem rohen Klumpen Eisen, als gebrannten Mauersteinen ähnlich sahen, sie hatten nemlich ganz die Eisenfarbe, und musten wegen ihrer ungewöhnlichen Schwere aus dem Ofen herausgewunden werden. Bei den Dachziegelsteinen ist dieses aber nie der Fall gewesen, weil die zu denselben verbrauchte Erde keine Eisentheile bei sich führet.

b) Siehe dessen Abhandlung über eine beträchtliche Anzahl Erdarten u. s. w. Hannover 1769. S. 22.

Digitized by Google

Die Kieselerde, die bei einigen Erdarten nach der Alaunerde den Hauptbestandtheil der Thonerde ausmacht, und die allerdings Vitriolsäure enthält, hat die gute Eigenschaft, daß sie, wenn sie rein ist, im stärksten Feuer nicht im Fluß kommt. Bei einigen Thonarten sind die in dieser Erde befindlichen Kiesel ganz verwittert und in Staub übergegangen, bei andern hingegen sind sie noch ganz und in Stücken befindlich, allein solche Erde ist zum Steinformen ganz unbrauchbar.

Die Thonerde also, die den charakterisirenden Bestandtheil der eben angeführten Mineralien ausmacht, zeichnet sich nun vor allen durch ihre Verbindung mit der Vitriolsäure aus, womit sie nemlich den Alaun bildet, daher sie auch Alaunerde (terra aluminosa) genannt wird. Der gemeine Alaun an und für sich ist ein vitriolisches Salz, welches eine glasartige Erde zum Grunde hat, und aus gleichen Theilen Thonerde und Vitriolsäure besteht. Sie hat einen herben, hinten nach aber süßlichen Geschmack, und man findet sie in den rauchgrauen und bräunlichen Thonarten in größerer Menge.

Je mehr brennbares Wesen nun in dem Thon befindlich ist, desto mehr findet die Vitriolsäure Gelegenheit sich mit demselben zu vereinigen. Ich habe aber auch bemerkt, daß die bloße Vitriolsäure ohne brennbares Wesen, dem Thon die fette und bindende Eigenschaft nicht giebt, doch aber denselben in einen solchen Zustand versetzt, daß er das brennbare Wesen leichter und in mehrerer Menge annimt.

Hieraus scheint es also wahrscheinlich zu seyn, daß die fette und bindende Eigenschaft des Thons theils von der Vitriolsäure und theils von dem brennbaren Wesen herrühre, und daß durch dieselben vorzüglich die bindende Eigenschaft des Thons, die zur Verfertigung der Dachziegel und Mauersteine von so großem Werth ist, hervorgebracht werde, denn fast die meisten Thonarten haben beinahe nichts Bindendes mehr, wenn man ihnen die Säuren entzogen hat. Und diese so sehr wohlthätigen in der Thonerde befindlichen Säuren, gehen nun durch das lange Liegen und Verwittern derselben an der Luft, welches der Herr Verfasser so sehr anpreiset, größtentheils verlohren.

Nach diesen Voraussetzungen wäre ich also mit den Herrn Verfasser im geraden Widerspruch, weil er es nemlich für eine Hauptursache der jetzigen Verschlimmerung der Ziegelwaare hält, daß man die Thonerde nicht ein, oder gar zwei Jahre vor ihrer Verarbeitung ausgraben, liegen, durchfrieren und verwittern läßt. Denn nach seiner Meinung, soll die Ziegelerde, dadurch, daß sie lange an der Luft liegt und im Winter durchfriert, ihre

Digitized by Google

ihre schädlichen Theile, als z. E. den Salpeter, u. s. w. und ihre natürlichen Säuren verliehren, und durch diese Verwitterung an der Luft soll sie zur Verarbeitung bequemer und geschmeidiger werden. Ja sie soll sogar durch das lange Liegen an der Luft, diejenigen guten Salze, (welche? — dieses sagt der Herr Verfasser nicht,) bekommen, wodurch sie um so vollkommener wird. Und dieser Hypothese drückt nun der Hr. Verfasser nach seiner Meinung auch noch das Siegel der Wahrheit auf, wenn er sagt: „Vielfältige Erfahrungen geschickter Ziegelbrenner zeigen, daß diejenigen Ziegel und Steine, welche von frisch ausgegrabener Erde gemacht werden, in kurzer Zeit wieder an der Luft zerfallen sind, und keine Bindung in ihren Theilen gehabt haben, dahingegen diejenigen aus eben der Erde, welche über Jahr und Tag ausgebreitet gelegen hatten, sehr fest und gut wurden. Ein sicherer auf Erfahrung beruhender Beweis, daß das Ausfrieren der Ziegelerde einen wesentlichen Nutzen hat."

Um aber den Herrn Verfasser hierin eines bessern zu belehren, muß ich sagen, daß 1) auf der hiesigen Ziegel die Erde nicht ein oder zwei Jahre vor ihrer Verarbeitung ausgegraben und an der Luft ausgewittert wird; sondern daß sie sogleich nach ihrer Ausgrabung auf den Wagen geladen, und entweder in die Dobben (Sumpfgruben) oder auf die Treterdehlen (Treteplatz) gefahren, und daselbst mit Wasser eingeweicht wird, und daß die aus solcher frisch gegrabenen und nicht verwitterten Erde verfertigten Dachziegel und Mauersteine nicht in kurzer Zeit wieder an der Luft zerfallen, sondern vielmehr, da sie Bindung in ihren Theilen haben, recht sehr gut trocknen, dann in den Ziegelofen gebracht und gebrannt werden; wie dieses einen jeden der Augenschein auf der hiesigen Königl. Ziegelei lehren kann.

2) Habe ich vor mehr als 20 Jahren, um einen in Ziegeleisachen ganz unerfahrnen Mann zu widerlegen, den Versuch gemacht, sowohl hiesige als fremde Thonerde ein bis zwei Winter an der Luft frieren und auswittern lassen; allein, da jene ausgewitterte und gleichsam ausgemergelte Erde ihre Säuren verlohren, und daher keine Bindung in ihren Theilen hatte, so zerfielen auch die daraus verfertigten Steine bald wieder an der Luft, und wracken weit mehr als unsere andern aus frisch gegrabener nicht verwitterten Thonerde verfertigten Ziegelsteine.

Es wird also aus dieser Widerlegung, wie ich hoffe, einem jeden einleuchten, daß das frühe Ausgraben und Auswittern der Ziegelerde, so sehr auch der Herr Verfasser dafür eingenommen zu seyn scheint, von keinem großen Nutzen sey. Wenn ihm daher einige geschickt seyn sollende

Ziegel-

Digitized by Google

Ziegelbrenner den großen Nutzen des Ausfrierens und Auswitterns der Thonerde haben zeigen wollen: so haben sie ihn offenbar mit der Unwahrheit hintergangen. Ueberhaupt muß ich indeß offenherzig gestehen, daß dergleichen Künsteleien den Schaden abgerechnet, den sie gewähren, nur für kleine Ziegleien gehören, hingegen auf größern Ziegleien ganz und gar nicht in Anwendung zu bringen sind, und nur große Kosten verursachen würden. Gesetzt, ich wollte auf der hiesigen Königl. Zieglei, wo wöchentlich 7200 Dachziegel und 30,000 Mauersteine geformet werden, und zu einem Dobben voll Erde 14 zweispännige, und zu einem Tagewerk Mauersteine 20 vierspännige starke Fuder Erde erforderlich sind, und wo vom Anfang Mai bis Ende Septembers geformet wird, die Thonerde ein oder zwei Jahre vor ihrer Verarbeitung ausgraben und auswittern lassen; wo wollte ich erstlich zu einer so ungeheuren Erdmasse einen solchen Platz hernehmen, besonders da sich auf der hiesigen Zieglei kein solcher findet, worauf die Erde nach dem Vorschlage des Herrn Verfassers 1½ Fuß hoch aufgeschichtet liegen könnte? Woher wollte ich zweitens die Zeit dazu hernehmen, da wir oft bis kommendes Frühjahr mit Aus- und Einbringen der Steine in den Ziegelofen und mit dem Brennen zu thun haben? Drittens, welche große Kosten würden für die allergnädigste Herrschaft nicht damit verbunden seyn, wenn ich die Ziegelerde, die freilich in der Nähe gegraben wird, durch Tagelöhner bis an den Ort ihres Verwitterns bringen lassen müßte, besonders da die Ziegleipferde gleich nach beendigter Arbeit verkauft werden müssen? Und endlich viertens, wie viel Arbeiter würden nicht dazu erforderlich seyn, die nach dem Vorschlage des Hrn. Verfassers: die auf ein bis zwei Jahre vorräthig liegende ungeheure Erdmasse, wenn sie aufgehauet ist, umspaten müssen, damit sie desto mehr vom Frost und Wetter durchdrungen werden könne?

Alles dieses würde also natürlich nur große Kosten verursachen, und die Folge davon würde seyn, daß die Ziegelwaare im Preise ohne Nutzen erhöhet werden müßte, wofür sich wohl das Publikum recht sehr bedanken würde.

Die sechste Ursache, warum jetzt weit schlechtere Ziegelwaare als in ältern Zeiten gemacht und verkauft wird, liegt nach dem Herrn Verf. in der schlechten Verarbeitung und Vermischung der Ziegelerde, und dem eben so schlechten Brennen der Ziegelwaare, und hieraus abstrahirt er denn fünf Fehler, die, seiner Meinung nach, hiebei begangen werden sollen. Der erste Fehler bestehet darin: daß die Ziegelerde nicht gehörig eingesumpft und zur Sättigung mit Wasser übergossen wird, und daß, wenn dieses

ses auch geschiehet, das Wasser nicht lange genug in der Grube stehen bleibt. Der Grund hievon soll darin liegen, daß man unter 48 Stunden die eingesumpfte Erde nicht aus dem Sumpfe auf den Treteplatz werfen dürfe, damit das Wasser gehörig in die Erde ziehen und sie sättigen könne.

Allgemeine Regeln lassen sich nun hierüber freilich nicht geben, denn es kömmt hiebei theils auf die Beschaffenheit und Bestandtheile der Erdarten, theils aber auch auf die Bearbeitung derselben, ob sie getreten oder gemahlen wird, an. Die in der Erde befindliche Vitriolsäure macht, daß die Wassertheile sich eher und genauer mit den Erdtheilen vereinigen; das brennbare Wesen hingegen, das vermittelst der Vitriolsäure mit den Erdtheilen verbunden ist, macht, daß die Wassertheile länger zurück gehalten werden. Wie lange indeß die Erde eingesumpft liegen muß, und wie viel Wasser sie verträgt, muß einem jeden die Kenntniß seiner Erde und die Erfahrung lehren c).

Der zweite Fehler soll darin liegen: daß die eingesumpfte Ziegelerde auf dem Treteplatze nicht genug und mehrmals wiederholt durchgetreten, und bei diesem Durchtreten von den Kiesel- und Kalksteinchen gehörig gereiniget wird. Wollte der Herr Verfasser über das mehrmals wiederholte Treten der Erde seine Sachkenntnisse und Erfahrungen mittheilen, und in der Vernachlässigung dieser Arbeit, wie er behauptet, die schlechte Beschaffenheit unserer jetzigen Ziegelwaare finden, so hätte er sich, wie mich deucht, deutlicher erklären, und bestimmt angeben müssen: ob alle Erde, die zu Dachziegeln und Mauersteinen verarbeitet wird, getreten werden müsse oder nicht, denn dieses vermisset man in seinem Aufsatze. Ich vermuthe indeß, daß die sowohl zu Dachziegeln als Mauersteinen verarbeitete Erde, wie dieses auf den mehrsten kleinen Ziegleien der Fall ist, von Menschen getreten wird. Auf der hiesigen Königl. Zieglei wird aber die zu Dachziegeln verarbeitete Erde weder von Menschen noch Thieren getreten, sondern auf einer Mühle gemahlen, die der Herr Hofrath Beckmann in seiner Anleitung zur Technologie, Göttingen 1787. Seite 274. beschreibt, und die von einem gehörig dazu abgerichteten Pferde gezogen wird. Allein, eine solche Mühle scheint der Herr Verfasser nicht zu kennen, weil er in seinem Aufsatze auch nicht ein Wort davon erwähnt, sonst würde er vielleicht in der Vernachläßigung des gehörigen Mahlens auch eine Ursache finden, die dabei zum Grunde liegt, daß

c) Siehe Johann Gottlieb Eckarts vollständige Experimental-Oekonomie, Jena 1754. 4to, Seite 590.

Digitized by Google

daß auf den meisten Ziegleien jetzt weit schlechtere Ziegelwaare gemacht und verkauft würde, als in ältern Zeiten geschehen ist. —

Auf einer Ziegelei, wie die hiesige Königl. Ziegelei, wo täglich 1200 Dachziegel und 1200 Zungenziegel, wie auch 5000 Mauersteine geformet werden, wie viel Menschen sollten da treten, und wie viel würden solche in einem Tage zu Stande bringen? Und gesetzt, die Dachziegelerde würde, wie dieses auf den meisten kleinen Ziegleien, und so auch zu Sülze der Fall seyn mag, von Menschen getreten, woher will denn der Herr Verf. beweisen, daß die Erde besser würde, wenn er sagte: „daß diese Arbeit, nemlich das Treten durch Menschen, am besten, und nicht so gut durch Ochsen oder Pferde geschiehet?" Daß indeß das Treten durch Menschen sehr mühsam sey, und treue und fleißige Arbeiter erfordere, gebe ich ganz gerne zu, und bin daher aus Erfahrung überzeugt, daß das Treten durch Pferde größern Nutzen hat, und geschwinder von statten gehet, und glaube, daß es dem Herrn Verf. seine Ziegelleute wenig Dank wissen würden, wenn er sie, wie wir unsere 4 Pferde mit Blenden vor den Augen abwechselnd von 4 Uhr des Morgens, bis 6 auch wohl 8 Uhr des Abends, auf der Tretedehle in 20 vierspännigen starken Fudern eingeweichter Thonerde herumtreiben wollte. — Also wieder ein Beweiß, daß man nicht alle und jede Ziegleien mit einem und eben demselben Maaßstabe messen darf. Daß die Erde sowohl beim Hineinwerfen in den Dobben, als auch beim Auffahren und Umgraben auf der Tretedehle, desgleichen auch bei dem sogenannten Einsetzen der Erde, wenn getreten wird, genau untersucht, und von Quecken, Wurzeln u. s. w. gehörig gereiniget, denn sorgfältig eingesumpft, und entweder getreten oder gemahlen werden muß, dieses versteht sich von selbst, und hierauf wird jeder vernünftige Ziegelmeister wohl sehen, wenn er nicht selbst den größten Schaden bei seiner Arbeit leiden will; denn wenn sich in dem frisch geformten Stein nur die geringste Unreinigkeit, entweder Quecken, Wurzeln, oder kleine Kieselsteine und Grand u. s. w. finden: so pflegt er beim Trocknen oder doch gewiß beim Brennen, verlohren zu gehen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

75tes Stück.

Freitag, den 18ten September 1795.

Einige Zweifel und Erinnerungen, gegen den im 48ten und 49ten Stück d. J. des neuen hannöverischen Magazins befindlichen Aufsatz des Herrn Obersalzfactors Böttcher zu Sülze, über die Untersuchungen der Ursachen welche dabei zum Grunde liegen, daß auf sehr vielen Ziegleien der hiesigen Lande jetzt viel schlechtere Ziegelwaare gemacht und verkauft wird, als in ältern Zeiten geschehen ist.

(Fortsetzung.)

Wenn der Herr Verfasser sagt: „das wiederholte und fleißige Durchtreten hat auch noch den großen Vortheil, daß, wenn auch wirklich einige Mergel oder fremdartige Theilchen in der Ziegelmasse vorhanden sind, diese durch das häufige Durchtreten in möglichst kleinen Theilen, oder gleichsam als Punkte unter das Ganze vermischt werden, und dadurch alsdenn gar keine schädlichen Wirkungen mehr verursachen können:" so scheint er auf die Beschaffenheit und Bestandtheile des Mergels wohl nicht genau Rücksicht genommen zu haben, er würde sonst wohl anrathen, vor dem Einsumpfen und Treten der Erde zu untersuchen, ob auch Mergel darunter befindlich sey. Denn, was ist der Mergel anders, als eine mit Thon vermischte Kalkerde, die die Eigenschaft hat, daß sie sich mit den übrigen in dem Thon befindlichen Mineralien nicht verträgt, und keine Bindung der Theile unter sich zuläßt. Findet sich daher unter der Ziegelerde Mergel, wie dieses auf vielen Ziegleien der Fall ist: so müssen solche vor dem Einsumpfen und Treten sorgfältig herausgeworfen werden, weil der Thonerde nichts schädlicher ist, als die in derselben befindlichen Kalkstaubtheile und kleine Kalksteinchen, oder grober Grand, denn die aus solcher Thonerde geformten und gebrannten Steine, lösen sich, wenn sie auf den Dächern liegen, wie ungelöschter Kalk an der Luft, verwittern, schiefern ab, und

Digitized by Google

werden löcherigt, denn die abwechselnde Witterung, Frost und Hitze, können solche Steine nicht vertragen a). Diesen Umstand bitte ich wohl zu beherzigen, denn hier finde ich mit völliger Ueberzeugung die erste Hauptursache, warum auf sehr vielen Ziegleien schlechte Waare gemacht und verkauft wird.

Diese mergelartigen Kalkstaubtheile, Kalksteinchen und grober Grand, finden sich nun auf der hiesigen Königl. Zieglei nicht, wohl aber auf kleinen benachbarten Ziegleien. Ich habe oft Versuche mit jener mergelartigen Thonerde angestellt, und ließ unter andern von einer in meiner Nachbarschaft befindlichen Zieglei, die wegen ihrer Kalksteine enthaltene Ziegelwaare, eben nicht in dem besten Rufe steht, Thonerde holen, die ich durch das Schlämmen zu scheiden suchte, allein dieses wollte mir nicht glücken, weil die mergelartigen Kalkstaubtheile ungemein fein und leicht sind, und sich daher nicht scheiden lassen. Vermischte ich indeß diese Erde mit einer Quantität der hiesigen guten Erde, so konnte ich Steine daraus formen und brennen, allein die Dauerhaftigkeit, die die hiesigen Steine haben, hatten sie doch nicht. Also ein auf Erfahrung sich gründender Beweis, daß die Hauptursache der schlechten Waare, in der Thonerde, wenn solche mit den angeführten schlechten Mineralien geschwängert ist, zu suchen sey. Findet sich aber nur wenig Mergel in der Erde, so müßte man auf denjenigen Ziegleien, wo er sich findet, vorzüglich bedacht seyn, ihn vor dem Einsumpfen oder Treten rein heraus zu lesen, welches aber nicht ganz möglich ist. Findet sich aber der Mergel zu häufig, so sollte man lieber eine solche Zieglei ganz eingehen lassen, weil sonst das Publikum mit der schlechten Waare derselben auf die schändlichste Weise hintergangen wird.

Den dritten Fehler findet der Herr Verfasser darin: daß die Beimischung der verschiedenen Erdarten zu willkührlich verrichtet, und auf die Auswahl des Sandes nicht gehörig gesehen wird, und hierin hat er gewissermaaßen nicht Unrecht, denn hiebei kömt es vorzüglich auf die Bestandtheile der Thonarten an. An verschiedenen Orten, wo die Thonerde von Natur schon sehr fett ist, thut man wohl, wenn man sie mit etwas wenigem aber von allen erdigten Theilen freiem Sand vermischt; hingegen zu viel Sand, macht daß die Steine unhaltbar werden, beim Trocknen leicht bersten und wraken, und während dem Brennen oft krumm werden. Besteht die an sich schon fette Thonerde aus vielen Eisentheilen, so verträgt solche etwas mehr Sand, indeß muß doch einen jeden dieses die Kenntniß seiner Erdarten und

a) Siehe den im ökonomischen Hefte vom Monat März 1795. für den Stadt- und Landwirth befindlichen Aufsatz des Dachdeckermeisters Pape sen. Seite 223.

Digitized by Google

und die Erfahrung lehren. Daß aber beim Mahlen, Walken, Streichen und Formen sowohl der Dach- und Ziegelzungen, als auch Mauersteine, Sand untergestreuet werden muß, versteht sich von selbst, denn sonst würde die Erde, vermittelst ihrer klebrigten und bindenden Eigenschaft nicht aus dem Rahmen und Formen lassen. Da man auf allen Ziegleien nicht gleich guten, oft gar keinen Sand hat, wie z. E. auf einigen göttingischen Ziegleien, so muß solcher gewaschen, geschlämmet oder gesiebet werden, allein, wie mühsam dieses sey, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Der bei der hiesigen Königl. Zieglei in großem Ueberflusse stehende gelbe Sand, ist zum Vermischen und Unterstreuen der Thonerde vorzüglich brauchbar, besonders da er sehr rein, und von allen erdigen Theilen frei ist.

Die beim Streichen der Ziegelsteine oft begangenen kleinen Fehler, sind nach der Meinung des Herrn Verf. nicht so wichtig, daß er, wie er selbst sagt, nöthig hätte, ihrer zu erwähnen; allein, ich muß aufrichtig gestehen, daß auf sehr vielen Ziegleien beim Streichen und Formen, besonders der Dachziegel, oft sehr große Fehler begangen werden, denn von der Beschaffenheit und äußern Schönheit eines gut geformten Dach- oder Ziegelsteins, hängt ja ungemein viel ab. Ich habe daher seit meiner Administration immer genau darauf gesehen, geschickte Blattstreicher former u. s. w. anzulehren, damit, wenn ja einer krank würde, oder wohl gar stürbe, welche vorhanden sind, die den Arbeiten vorstehen.

Den vierten Fehler findet der Hr. Verfasser darin: daß die Ziegel nicht mit der erforderlichen Aufmerksamkeit getrocknet werden.

Daß die frisch geformten Steine gehörig getrocknet werden müssen versteht sich, wie ich auch schon oben gesagt habe, von selbst; denn, welcher vernünftige Ziegelbrenner wird eher Steine in den Ofen bringen, als bis solche gehörig ausgetrocknet sind? Ich habe daher auf der hiesigen K. Zieglei einen besondern Arbeiter, welcher der Räumer genannt wird; dieser muß auf die in der Pfannenbude in Holten (große bretterne Gerüste) stehenden frisch geformten Steine achten, und bei abwechselndem Winde die Klappen öfnen oder verschließen. Sind die Steine so weit trocken, so bringet sie dieser Arbeiter, um wieder Platz zu gewinnen, auf einen dazu eingerichteten Räumekarren in das Brandhaus, wo sie in sogenannte Krimpen schichtweise aufgestapelt werden, damit sie nun der Wind nochmals durchziehet und gehörig austrocknen können.

Den fünften Fehler setzt der Herr Verfasser darin: daß die Ziegelwaare nicht gehörig gebrannt wird. Daß eine weiße Flamme dem Ziegelbrenner das Gahrseyn der Steine, wie der Herr Verf. sagt, ankündigen soll, ist wohl kein sicheres Symptom, wenigstens hält es mein hiesi-

Digitized by Google

ger Brandmeister nicht dafür, der doch von dem Brennen der Steine praktische Kenntnisse besitzt, und solches aus vieljähriger Erfahrung erlernt hat.

Man hätte wohl erwartet, daß der Herr Verfasser, da er so viel von den Ursachen und Fehlern spricht, die dabei zum Grunde liegen, daß auf sehr vielen Ziegleien der hiesigen Lande jetzt weit schlechtere Waare gemacht und verkauft wird, als in ältern Zeiten geschehen ist, nun auch einmal die Güte und Beschaffenheit eines gut ausgebrannten Steins, so wie das charakteristische Kennzeichen eines halbgahren schlecht gebrannten Steins, angegeben hätte, und dieses wäre allerdings seiner Aufmerksamkeit nicht unwerth gewesen; allein, da er es nicht gethan hat, so sehe ich mich genöthiget, es nachzuholen, und jeden Nichtkenner darüber zu belehren. Das Kennzeichen eines gut ausgebrannten Ziegelsteins ist eine hellrothe Farbe, und ein heller Glocken ähnlicher Klang; ein großer Grad von Zerbrechlichkeit beweiset, daß der Stein nicht gahr ist.

Es ist nun freilich nicht zu erwarten und möglich, daß alle in einem Ziegelofen befindlichen Steine gleich gahr gebrannt seyn können, denn zum Beispiel einige, die oben am Gewölbe, wiederum andere, die nahe am Eingange des Ziegelofens, und in der Asche stehen, können den Grad der Hitze nicht erlangen, den diejenigen haben, die mitten im Ziegelofen befindlich sind; es wäre nun höchst unverantwortlich, wenn man alle Steine, die aus dem Ziegelofen kommen, wie z. E. gut ausgebrannte, halbgahre und bleiche ein durch einander aufstapeln und verkaufen wollte; daß dieses auf den meisten und besonders auf solchen Ziegleien geschiehet, die wenig Absatz haben, das ist leider mehr als zu wahr: und hierin suche ich denn die zweite Hauptursache, warum die meisten Ziegleien schlechte Waare liefern. Auf der hiesigen Königl. Zieglei geschiehet solches nicht, sondern es wird vielmehr bei dem Sortiren der Steine die größte Ordnung beobachtet, und der Käufer jedesmal befragt, wozu er die Steine verbrauchen will, und nach seiner Angabe erhält er denn die verlangte Ziegelwaare. Um indeß das Verfahren und Sortiren der hiesigen herrenhäuser Dachziegel, Zungen- und Mauersteine anzugeben, welches ich erst seit meiner Administration eingeführt habe, so will ich solches etwas genauer detailliren, und zugleich die Preise der hiesigen Ziegelwaare beisetzen.

A. Die Dachziegelsteine werden, nachdem sie aus dem Ziegelofen gebracht sind, in drei Sorten getheilt, nemlich 1) in gute ausgebrannte und ausgesuchte Dachziegel, wovon das Stück 5½ Pfund wiegt; da 100 St. derselben 1 Thl. 13 gr. C. M. kosten: so bekömt also der Käufer für obigen Preis 550 Pfund gebrannte Dachziegelsteine; finden sich nun unter den gebrann-

gebrannten guten Dachziegeln einige, die entweder an der Mauer, Wölbung oder am Eingange des Ofens gestanden haben, und nicht recht ausgebrannt sind, so werden solche beim folgenden Brande wiederum in den Ziegelofen gebracht, und zum Zweitenmale gebrannt.

2) Dachziegelwrack. Diese Ziegelsteine werden, da sie kleine Risse und sich auch wohl gezogen haben, auf leichten Gebäuden, Ställen u. s. w. verbraucht und gewöhnlich an solche Leute, 100 Stück für 22 gr. C. M. verkauft, die eben nicht viel Geld anlegen können, um ganze Ziegelsteine zu kaufen. Auch wird dieser Dachziegelwrak auf die hiesigen Hagestellen, zu Bedeckung der ungebrannten Mauersteine und Deckung und Reparation der Ziegleigebäude gebraucht.

3) Im Feuer verlohrne Steine, welche gröstentheils aus Stücken bestehen, und zu Auszwäckung der Gebäude, und von den Landwirthen zu Backofenhauben gebraucht werden.

Daß die herrenhäuser Dachziegelsteine, wenn sie gut ausgebrannt sind, über 100 Jahre auf den Dächern, ohne sich zu verändern liegen können, davon sind, wie ich glaube wohl Beispiele genug vorhanden, und ich kann solches durch alte Steine auf den Dächern der Ziegleigebäude auch selbst beweisen, denn man findet nicht nur auf allen herrschaftlichen, sondern auch auf vielen Privatgebäuden herrenhäuser Steine, welche nach dem Format zu urtheilen schon über 100 bis 120 Jahre müssen gelegen haben, und sie sind doch bis jetzo unverändert geblieben.

B. Die Zungenziegeldachsteine werden in 2 Sorten getheilt, nemlich:

1) In gut ausgebrannte, von diesen kostet das Hundert 1 Thl. 7 gr. C. M. Jeder gebrannte Zungenziegeldachstein wieget 4 Pfund, und bekömt also der Käufer für obigen Preis 400 Pfund gebrannte Steine.

2) Im Feuer verlohrnes Wrack, das ebenfalls aus Stücken besteht, und nur zum Auszwäcken der Wände gebraucht werden kann. Finden sich nun auch unter diesen guten Zungenziegeldachsteinen einige bleiche oder ungahre Steine, so werden sie gleichfalls wieder zum Zweitenmale gebrannt.

C. Mauersteine. Beim Ausbringen dieser Steine aus dem Ofen, werden solche in 5 Sorten getheilt, nemlich:

1) In Klinkermauersteine, diese haben vermöge der Einrichtung und Construction unsers Mauersteinofen, an den Munden oder Heißlöchern gestanden, sie sind daher dem Schmelzen zum Theil sehr nahe gewesen, besonders

Digitized by Google

sonders da sie ganz die eisenähnliche Farbe haben. Da sie härter wie Kieselsteine sind, so tritt bei ihnen die Unmöglichkeit auszuwittern ein. Wenn also diese Klinkermauersteine, beständig in feuchten sumpfigten Vertiefungen liegen, und es möglich wäre daß wir ein Alter von 1000 Jahren erleben könnten, so glaube ich dreist behaupten zu dürfen, daß diese Klinkermauersteine nach Verfließung dieser Zeit alsdenn noch dieselben Steine seyn müßten. Von diesen Klinkermauersteinen wieget das Stück 8 $\frac{1}{2}$ Pfund, und da 100 Stück für 1 Thl. 4 gr. C. M. verkauft werden, so bekömt der Käufer für obigen Preis einen Ballast von 850 Pfund gebrannter Steinen.

2) Feine Mauersteine. Diese Steine werden zu dem Ende besonders ausgesucht und ausgesetzt, damit dem Käufer auf Verlangen auch damit gedienet werden kann. Es werden diese Steine aber sehr selten verlangt, und das Stück von diesen Steinen wigt 8 $\frac{1}{2}$ Pfund. Da 100 Stücke für 1 Thl. 1 gr. C. M. verkauft werden, so bekömt der Käufer für diesen Preis 850 Pfund.

3) Folgen die stark ausgebrannten ordinairen Mauersteine, welche ebenfalls nicht auswittern, sondern durch Winde und Wetter beständig widerstehen. Um hievon einen Beweis zu führen, darf ich mich nur auf die Herrschaftl. wie auch Privatgebäude, die schon weit über 100 Jahr gestanden haben, desgleichen auf die um diese hiesige Königl. Meierei, wie auch auf die um die Königl. Gärten zum Montbrillant und Linden gezogenen Mauern berufen, die schon beinahe 109 Jahr gestanden haben. Diese Steine kosten 100 Stück 34 gr. C. M. und sind den Vorhergehenden am Gewicht gleich.

4) Die Bleichsteine. Da diese Steine an den Mauern, Eingange der Wölbung des Ofens, und in der Asche gestanden haben; so haben sie natürlicher Weise die Stärke des Feuers wie die übrigen nicht erhalten können. Sie werden daher nicht zum auswendigen, sondern zum inwendigen Vermauren der Scheerwände, Schornsteine und Brandtmauern u. s. w. wozu sie sich vorzüglich gut schicken, verkauft. Hundert von diesen Bleichsteinen kosten ebenfalls 34 gr. C. M. und haben das Gewicht der vorbesagten Steine.

5) Mauersteinewrack. Dieses Wrack wird gleichfalls sortiret, und beides, jedes besonders in piramidenförmigen Klumpen zu 50 75 100 bis 300 Stücke aufgestapelt. Die Landbewohner und Hauewirthe kaufen das gut ausgebrannte Wrack, vorzüglich gerne, um ihre Giebel, Häuser, Ställe u. s. damit auszumauren, das Bleichsteinwrack wird gleichfalls zum inwendigen Vermauren, zu Scheerwänden, Schornsteinen und

Digitized by Google

und Bauhandwerkern verkauft. Da dieses Mauersteinwrack auch 34 gr. C. M. kostet; so hat der Käufer hiebei den Vortheil, daß er 3 bis 4 Stücke Wrack, statt eines ganzen Mauersteins bekömt.

Zu den Ursachen welche dabei zum Grunde liegen, daß auf sehr vielen Ziegleien der hiesigen Lande jetzt viel schlechtere Waare gemacht und verkauft wird, als in ältern Zeiten geschehen ist, rechnet nun der Herr Verfaßer noch eine nachtheilige Folge für die Reparation der Dächer, und dieses ist endlich die sechste Ursache die darin besteht: **daß auf vielen Ziegleien die jetzigen Ziegel kürzer und schmäler auch dünner wie in ältern Zeiten gemacht werden.**

Die Verkleinerung der Ziegel und deren schädliche Folgen von denen der Herr Verfaßer hier spricht, darf man wohl nicht den gewinnsüchtigen Ziegelpächtern allein, sondern vielmehr dem veränderlichen Geschmack in der Baukunst zuschreiben, denn seit dem die Mode aufgekommen ist, daß ein jeder gerne ohne viel Kosten und daher leicht bauen will, so müssen sich auch wohl die Ziegelmeister dazu verstehen, ihre Waare zu modernisiren. Dieses mag indeß nur wohl auf sehr wenigen Ziegleien der Fall gewesen seyn, wenigstens sind sich die Steine auf der Rathsziegel vor Hannover, und die hiesigen herrenhäuser Steine in Rücksicht ihres Formats noch jetzo gleich geblieben, und brauchen daher diese Ziegleien, als die beiden Hauptziegleien keine vorgeschriebene Maaße. —

Das wäre es also, was ich gegen jenen Aufsatz des Herrn Obersalzfactors **Börtcher** zu erinnern und zu sagen hätte. Ob ich nun gleich noch viel mehr hätte sagen können, so will ich doch jetzt weiter nichts hinzusetzen, um nicht unter die Zahl derer gesetzt zu werden, die alles herausfagen, was sie nur glauben und wissen.

Anmerkung zu vorstehendem Aufsatz.

Ich füge dieser praktischen Abhandlung des Herrn Ziegelverwalters Wundram noch folgende Anmerkung bei. Die Zieglei zu Sülze, ist in Vergleichung mit der Zieglei zu Herrenhausen, und andern Ziegleien hiesigen Landes, nur klein. Sie wird nur von drei Personen, nemlich von einem Brenner, dessen Ehefrau und Sohn betrieben. Der auf selbiger befindliche Brennofen ist klein, eine schürig, ohne Zug und wie auch Herr Wundram bemerklich macht, ohne Decke oder Gewölbe, mithin gar nicht zweckmäßig und vortheilhaft angelegt, kann daher auch wohl nicht gut andern Ziegleien zum Muster anempfohlen werden. Es faßt dieser Ofen jedesmal nur höchstens

10,000

Digitized by Google

20,000 Stück Mauersteine in sich, und es werden zu Sülze jährlich überhaupt höchstens 20 bis 30,000 Stück Mauersteine geformt. Auch ziegel macht diese Zieglei gar nicht. Eine besondere Aufmerksamkeit und Untersuchung verdiente wohl unstreitig der Thon, woraus zu Sülze die Mauersteine fabricirt werden, und der eine lehmigte, mit vielen Unreinigkeiten, vorzüglich mit vielen kleinen Steinchen vermischte Erde ist. Ein lehmigter, mit Steinchen vermischter Thon aber, liefert, wie jedem erfahrnen Ziegelbrenner bekannt ist, keinen dauerhaften Stein, sondern einen Stein der stark wracket, gar nicht haltbar ist, und sehr leicht verwittert.

Auf vorzüglich guten Thon kommt bei jeder Zieglei alles an, und wo man dergleichen nicht findet, sollte billig keine Ziegelbrennerei angelegt werden. Meines Wissens ist in diesen Blättern noch nichts von den Kennzeichen und Eigenschaften der verschiedenen Thonarten, in Rücksicht auf ökonomische und technische Anwendungen derselben, enthalten, und deswegen setze ich die folgende kurze und treffliche Abhandlung über diesen Gegenstand, deren Verfasser Herr Jewergin in St. Petersburg ist, hieher.

Hannover. G. F. Wehrs.

Von den Kennzeichen und Eigenschaften der verschiedenen Thonarten, in Rücksicht auf ökonomische und technische Anwendungen derselben.

Von Herrn Jewergin in St. Petersburg, Adjunct der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

Wenn uns eine genauere Kenntniß der natürlichen Körper überhaupt nützlich ist, so ist sie um desto nothwendiger bei Körpern, von denen wir wichtige Vortheile haben, oder zu erhalten hoffen. Zu diesen gehört denn wohl gewiß vorzüglich der Thon. Die verschiedenen Arbeiten, zu welchen er angewandt wird, sind uns oft so unentbehrlich, und der Schaden, welcher von einer unbedachtsamen Wahl dieser Erdart entsteht, kann so wichtig werden, daß ich es für keine ganz unnütze Sache halten darf, wenn ich meinen Mitbürgern hiemit anzeige: 1) welche Thonart eigentlich zu irgend einem Zweck schicklich sey, und welche Kennzeichen und Eigenschaften der Thon haben soll, wenn wir ihn mit Nutzen anwenden wollen, und 2) auch, wie man die verschiedenen Thonarten untersuchen kann.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

76tes Stück.

Montag, den 21ten September 1795.

Von den Kennzeichen und Eigenschaften der verschiedenen Thonarten, in Rücksicht auf ökonomische und technische Anwendungen derselben.

(Schluß.)

Der Thon wird und kann, so viel ich weiß, zu folgenden Arbeiten mit Nutzen gebraucht werden.

1) Mechanisch: wobei er vermöge seiner äußerlichen Kennzeichen die erforderlichen Dienste leistet: zum Belegen der Keller, der Wasserbehältnisse, in Gradirhäusern, u. s. w. bei Dämmen, zum Anstreichen der Oefen, und der Gefäße, die der Wirkung des Feuers ausgesetzt werden, zum Bau, beim Bereiten des schwarzen Eisenblechs, zu Pastelstiften, auch zu Oelfarben, (wie im englischen und preußischen Braunroth.) zum Poliren des Spiegelglases, zur Verbesserung eines heißen trocknen Bodens, zum Walken, zur Wegnahme der fetten Flecken, zur Reinigung des Zuckers und des Weinsteins u. s. w.

2) Durch Zubereitung im Feuer: zu Formen, Ziegeln, Kacheln, Dachziegeln, Tabackspfeifen, (die rothen türkischen Pfeifenköpfe mitgerechnet,) zu Töpfen und allerlei Kochgeschirr, zu Muffeln, Retorten, Kolben, Krügen, (die Krüge, worin das Selterserwasser gewöhnlich verschickt wird, mitgerechnet,) zur Fayance, Porzellain, Steingut und deren verschiedene Arten, zum Jaspisporzellain, auch zu einer Art schöner Avanturins u. s. w.

3) Mehr nach chemischen Gründen: als Zuschlag bei einigen strengflüssigen Erzen, zur Reinigung oder vielmehr Sättigung der Alaunlauge, bei Bereitung des Salz- und Salpetergeistes aus dem Kochsalz und Salpeter u. s. w. Schwerlich kann wohl eine und dieselbe Thonart bei so verschiedenen Arbeiten mit gleichem Nutzen gebraucht werden. Folglich ist es nothwendig, ihre Wahl zu verstehen, um dem Käufer die bestmöglichsten Waaren zu liefern, und eben dadurch das Zutrauen zur Werkstatt so viel möglich zu unterstützen, denn viele mislungene Versuche der Fabri-

Digitized by Google

ganten und Künstler entstehen von nährachener Wahl der Materialien. Und dieses ist es auch, was mich angetrieben hat, eine genaue Bestimmung der Eigenschaften und Kennzeichen der Thonarten vorzulegen. Glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich durch diese Arbeit einigen maßen nützlich seyn könnte.

Gemeiniglich bestehet diese Erdart aus zarten feinen schlüpfrigen Theilchen; sie klebt an der Zunge, und saugt Fett und Wasser in sich, von welchem letztern sie zähe wird; im Feuer brennt sie sich hart und nimt einen kleinern Raum ein, und in einem starken plötzlichen Feuer bekömt sie Risse; aus dem Salpeter und Kochsalz treibt sie die Säure aus. Mit Säuren braußt sie nicht oder kaum merklich. Der reinste Thon fließt im Feuer nicht, allein Salze, Bleiglas, Kalk, Eisen, Flußspat, Zeolith, und etliche andere Steinarten bringen ihn in einen mehr oder mindern vollkommenen Fluß. Von der Kieselerde backt er sich stark zusammen.

Der reinste Thon ist im Alaun enthalten; außerdem findet man ihn selten ganz rein. Wenn wir die nicht längst an einigen Orten bemerkte sogenannte Alaunerde ausschließen, so ist wohl diejenige die reinste Thonart, welche man Porzellainerde nennt. Andere Arten von Thon enthalten verschiedene Beimischungen. Da aber jede Arbeit eine ihr angemessene Thonart verlangt, so muß man ihre Wahl verstehen; also nach der im Anfange gebrauchten Ordnung:

A. Mechanisch.

1) Zum Belegen der Keller, der Wasserbehältnisse in Gradirhäusern, bei Dämmen, zum Bau, zum Bestreichen der Oefen, sogar der Schächte in Hüttenöfen, und der Gefäße, die der Wirkung des Feuers ausgesetzt werden, und zur Verbesserung des sandigen und kalkichten Bodens, kann meist eine und dieselbe Thonart angewandt werden.

In den ersten Fällen dient sie wegen ihrer Fähigkeit, das Wasser nicht durchzulassen; im andern, wegen ihrer Feuerbeständigkeit; und im letztern, theils wegen ihrer Zähigkeit, wodurch sie im Stande ist, die trocknen, lockern, sandigen und kalkigten Theilchen dichter zusammen zu halten; theils weil sie das Wasser und andere mit ihm durchgedrungenen nährenden Theilchen, wie auch den fettigen Steff der zum Düngen gebrauchten Substanzen, länger in sich behält. Gar zu reiner Thon könnte hier eine übermäßige Nässe verursachen. Vom eisenschüssigen Thon werden die Pflanzen rostig.

Im ersten Fall muß der Thon fett seyn; denn so ein Thon ist zäher und läßt nicht so leicht das Wasser durchgehen. Im zweiten Fall ist es von theilhafter, wenn der Thon nicht viel fremde Beimischung hat; sonst kann diese Thonart verschiedene Farben haben, sich im Feuer roth brennen, auch

Digitized by Google

etwas Sand und Kalk enthalten; allein je weniger sie davon enthält, desto schicklicher ist sie in den beiden letztern Fällen. Beim Zusammenlöthen des Eisens kann eben dieselbe Thonart gebraucht werden, denn sie dient hier blos um den Zutritt der Luft zu verhüten, damit das Eisen sich nicht verkalke.

2) Zum Poliren des Spiegelglases zu Pastellstiften und Oelfarben, und zum Anstreichen der Wände dient ebenfalls eine und dieselbe Thonart. Sie hat verschiedene Farben und ist mit Eisen, und andern Theilchen geschwängert. Außerdem hat man noch diejenigen Kennzeichen zu beobachten, deren unten bey Nro. 10. erwähnt wird.

3) Zum Walken. Die Absicht beim Walken der Tücher, ist unter andern, um das Tuch dicht zu machen, und denn um es vom Fett und öhlichten Theilchen und andern Unreinigkeiten zu reinigen, welche in dem Tuche fremd, aber nicht von denen, die Bestandtheile der Wolle sind, wie ein gewisser Technolog sehr gut bemerkt hat. Würde man dieses mit ausgerieben haben, so würde das Tuch schlecht und locker geworden seyn. Woraus denn folgt, wie schädlich es ist, alkalische Substanzen dabei zu gebrauchen und daß wir besser handeln, wenn wir Thon dazu anwenden. Die Eigenschaften des Thons zum Walken sind folgende: Er muß nicht sehr fett seyn, im Wasser bald zergehen, sich in seine Theilchen zertheilen und langsam zu Boden fallen; Fettigkeiten muß er bald in sich einsaugen; auch ist es gut, wenn er etwas feines brennbares Wesen enthält. Uebrigens ist eine dem gleichen Thonart sehr glatt, bekömt vom Reiben mit dem Nagel eine glänzende Oberfläche, ist etwas fetter als gemeiner Thon, im Wasser aufgelöst und getrocknet, zertheilt sie sich in kleine unregelmäßige Schuppen; der Farbe nach ist sie gemeiniglich blaulich, grünlich, olivengrau oder gräulich weiß; im Wasser schäumt sie etwas auf, doch nicht immer. Je weniger sie Kalk und Eisentheilchen enthält, desto besser ist sie zu diesem Gebrauch. Glimmer und Sand aber darf sie gar nicht halten, sonst zerreißt sie das Tuch. — Eben diese Thonart kann auch zur Vertilgung fetter Flecke gebraucht werden.

4) Zur Reinigung des Hutzuckers. Die Sache hiebei ist, um den Zucker von den anklebenden fettigen Theilen zu befreien. Einige andere Salze werden durch bloßes Waschen mit Wasser gereinigt, allein Zucker ist leicht auflöslich. Weßwegen man ebenfalls Thon dazu gebraucht, indem man, wenn der Zucker in die Formen eingegossen ist, das breite Ende des Hutes mit Thon bedeckt und ihn befeuchtet. Dergleichen Thon muß ganz weiß seyn und auch im Feuer weiß bleiben; er darf keine Eisentheilchen enthalten; auch von grobem Kalk und Sandkörnern muß er frey seyn, wobei er aber auch nicht,

Digitized by Google

sehr fett seyn darf. Enthält er viele Eisentheilchen, so wird der Zucker nicht rein; hat er aber grobe Kalk- und Sandkörner, so wird das Wasser, anstatt daß es unmerklich durchgehen sollte, in Tropfen zusammen fallen; ist der Thon zu fettig, so läßt er das Wasser gar nicht durchgehen, welches den Zuckerhüten vielen Schaden thun kann; seine Kalk- und Sandtheilchen aber schaden nicht. — Dergleichen Thon kann auch zur Reinigung des Weinsteins gebraucht werden.

5) Zum Gestell beim hohen Eisenofen. Solchen Thon muß man folgendermaßen untersuchen: man bildet vom Thon eckigte Steine von einer bestimmten Größe und setzt sie dem heftigsten Feuer und stärksten Gange des Gebläses einige Stunden lang aus. Wenn sie hiebei keine Risse bekommen, sich wenig zusammenziehen und sich nicht aufblähen, so ist der Thon gut. Denn legt man sie aber wieder ins Feuer, und wenn sie glühen, so legt man darauf etwas von der Mischung, die im Ofen gewöhnlich behandelt wird und schmelzt sie. Werden die Steine auch hier nicht angegriffen, so ist der Thon gut.

6) Beim Bereiten der schwarzen Eisenbleche legt man zwischen die Bleche Thon, damit sie nicht zusammenschmelzen, woraus denn folgt, daß der Thon keinen Sand und Kalk enthalten soll.

B. Durch Zubereiten im Feuer.

7) Zu Formen, Ziegeln, Kachelu, Dachziegeln, u. d. g. kann eine und eben dieselbe Thonart gebraucht werden. Sie kömmt mit No. 1. beinahe überein. Allein sie darf nicht viel Kalktheilchen enthalten, sonst werden z. B. die Ziegel im Feuer mürbe, verwittern bald, saugen Wasser in sich, und wenn dieses friert und dann wieder abthauet, so zerblättern sie sich und zerfallen am Ende ganz, wie mir es leider nur zu oft an unsern gemeinen Ziegeln bemerken. Diese Thonart darf weder zu zäh noch zu trocken seyn, denn im ersten Fall zieht sie sich im Feuer zu sehr zusammen, und im letztern läßt sie sich schwer zusammenbacken. Uebrigens ist sie röthlich oder gelblich und lockerer als anderer Thon, und giebt im heftigsten Feuer eine braune oder blauliche Schlacke. Man muß sehr darauf sehen, daß sie keinen Kies hält.

8) Zu gemeiner Töpferarbeit, zu Formen für Porzellainfabriken, u. s. w. auch für Messingfabriken, zu Muffeln, Retorten, Krügen, u. s. w. ist zwar kein völlig reiner Thon erforderlich, allein er muß sich im Feuer weiß brennen, oder nur wenig Farbe bekommen und ohne Zusatz nicht fließen.

9) Zu holländischen Tabackspfeifen und zu englischem Steingut dient eine und dieselbe Thonart, welche mit der vorhergehenden übereinkömt.

In

In der Stadt Almerode im Hessischen gebraucht man zu den Tabackspfeifen, zu gemeiner Töpferarbeit und zu den sogenannten hessischen Tiegeln eine und dieselbe Thonart. Man gräbt sie dichte bei der Stadt. Sie ist bläulich oder grünlich weiß, fettig anzufühlen und hält wenig Eisen und etwas Kalk. Zu den Ziegeln mischt man sie mit etwas Sand.

10) Zu rothen türkischen Tabakspfeifenköpfen und zu dem sogenannten Jaspisporzellain, gebraucht man Bolus von verschiedenen Farben, der sich sehr fettig anfühlt, im Munde zerfließt, und viel Eisen hält.

11) Zur besseren Töpferarbeit und zur Fayance, nimt man feinen, zähen und feinen Thon, ohne alle Beimischung von Kalk oder Kies; er brennt sich im Feuer weiß, zertheilt sich darin nach geraden Linien, und giebt im heftigsten Feuer ein grünes Glas. Im Feuer, sagte ich, muß er sich weiß brennen; denn, sollte sich einmal die Glasur auch ablösen, so wird doch wenigstens die Farbe des gemeinen Thons nicht so sichtbar. Hält der Thon Kalkerde, so zerspringt das daraus verfertigte Geschirr, denn der Kalk blähet sich im Feuer auf, und stöhrt den Zusammenhang des Thons. Es geschiehet nicht selten, daß der Boden von dergleichem Geschirr ganz heraus fällt. Thon, welcher im heftigen Feuer sich klumpenweise zusammenbackt, jedoch nicht fließt, giebt starkes Geschirr, welches fähig ist, allerhand Feuchtigkeiten, so gar im Feuer fließende Massen, in sich zu halten; allein, von plötzlicher Veränderung der Hitze und Kälte zerspringt es. Thon, der sich im heftigsten Feuer nicht klumpenweise zusammenbackt, sondern sehr hart wird, giebt Gefäße, welche das heftigste Feuer aushalten können, und geschickt sind, zerschmolzene Metalle und Salze in sich zu halten.

Zur Fayance, die man glasiren will, ist es besser, solchen Thon zu nehmen, der etwas Kalk hält; denn die Glasur haftet dadurch besser. Ueberhaupt muß man sich für Kiesköpfern in acht nehmen, und den Thon sehr davon reinigen, denn davon entstehen eben die Löcher in unserm Geschirr.

12) Zum Steingut, poterie de gris white flinte ware, Stoneware, poterie façon d'Angleterre, und zum deutschen braunen Steingut, gebraucht man eine Thonart, die im Feuer beinahe fließt, sich klumpenweise zusammenbackt, und sich auf der Oberfläche verglaset.

13) Zum schwarzen und hellbraunen deutschen Steingut kann man einen Thon gebrauchen, der Braunsteintheilchen enthält, nur darf er keine Kalkerde halten. Dergleichen Thon wird im Feuer braun oder schwarz, und theilt dem Scheidewasser, ohne Kochen und Zusatz von Zucker, nur schwer Farben mit.

14)

Digitized by Google

14) Zum Nachahmen des Avanturins dient Thon, welcher goldfarbigen Glimmer in sich hält; allein, außerdem muß er auch ganz feinen und gleichmäßig vertheilten Sand enthalten, damit er sich nicht zu stark im Feuer zusammenziehe, wobei man beim Schmelzen sanft und mäßig Feuer geben muß, denn in einem zu heftigen Feuer rollen sich die Glimmertheilchen zusammen, zertheilen sich in Blättchen, verliehren Glanz und Farbe, und fallen endlich aus.

15) Zum Porzellain. Porzellain ist eine halb verglasete Substanz, folglich muß es nach der Theorie zwei verschiedene Substanzen enthalten; eine, die ganz feuerbeständig ist, und eine andere, die mit ihr vermittelst des Feuers stark zusammenbacken kann; beide müssen ganz rein seyn; im ersten Fall muß es der reinste Thon, und im zweiten der reinste und feinste Quarzsand seyn. Der Thon wird im Feuer ganz weiß, verglaset sich für sich gar nicht, theilt dem Salzgeist keine Farben mit, theilt ihm auch keine dergleichen Theilchen mit, die von der Vitriolsäure, Laugensalzen und Blutlauge niedergeschlagen werden könnten. Die beste sächsische Porzellainerde ist ganz weiß, leicht zerreiblich, trocken; enthält etwas Glimmertheilchen, und brauset mit Säuren gar nicht.

C. Nach chemischen Gründen.

16) Als Zuschlag bei Eisen und andern strengflüssigen Erzen, die deswegen strengflüssig sind, weil sie in eine kieselige und kalkartige Bergart eingemengt sind, wie z. B. Eisenspat, und andere; dazu dient jeder Thon, nur muß er keinen Kies halten.

17) Zur Reinigung der Alaunlauge. Wenn beim Sieden des Alauns dieser schwer Kristallen bildet, und wenn dieses von überflüssiger Säure herrührt, so hilft man durch einen Zusatz von Thon, und besser ist es, wenn man reinen Thon dazu nimt.

18) Zur Gewinnung des Salz- und Salpetergeistes aus dem Kochsalz und Salpeter, womit man den Thon in gewissen Maaßen in eine Retorte legt, wenn man dieses, und keine andere Hülfsmittel gebrauchen will. Dazu dienet auch reiner Thon, besonders aber darf er keinen Kies halten, weil bei einem gleichen oder bei noch schwächerm Grade der Hitze eine Schwefelsäure entsteht, die mit in die Retorte übergeht, und jene Säuren verunreinigt. Sonst hat man den Thon auch zu Pyrometern und Hygrometern gebraucht. Im ersten Fall dient er wegen seiner Fähigkeit, sich in der Hitze zusammen zu ziehen, und je gleichmäßiger er sich zusammenziehet, desto schicklicher ist er zu diesem Gebrauch. Dieses rührt sowohl von der Reinigkeit des Thons, als auch von der gleichmäßigsten Vertheilung der reinsten und feinsten Quarztheilchen desselben. Für Hygrometer ist er desto besser, je empfind-

Digitized by Google

pfindlicher er gegen Feuchtigkeit und Trockenheit ist.

Ueberhaupt läßt sich der Thon durch folgende leichte Kennzeichen, nach seinen Haupteigenschaften und Verschiedenheiten kennen.

1) Fühlt er sich rauh oder sträubig an, so ist er sandig.

2) Brauset er mit Säure, so hat er Kalkerde, (und nähert sich mehr oder weniger dem Mergel.)

3) Wird er im Feuer weiß, so zeugt dieses von brennlichem Wesen.

4) Nimt er im Feuer eine andere Farbe an, so hält er Eisentheile.

5) Wird er im Feuer schwarz, so zeugt dieses von Braunstein.

6) Fließt er im Feuer leicht, so hat er fremde Beimischungen. Dagegen ist die Unschmelzbarkeit ein Zeichen der Reinheit des Thons.

Auf dem nassen Wege untersucht man ihn aber auf folgende Art: man legt etwas davon in Salzgeist, der, wenn er damit aufbrauset, und wenn vom Zugießen der Vitriolsäure etwas niederfällt, Kalkerde anzeigt. Bekömt der Salzgeist eine gelbe Farbe, und fällt vom Zugießen der Blutlauge ein blauer Bodensatz nieder, so hält der Thon Eisen. Wenn das über zerstoßenen Thon gestandene Scheidewasser zwar ungefärbt ist, allein vom Zusatz des Zuckers Farbe bekömt, und vom Zugießen der Blutlauge einen weißlichen Niedersatz fallen läßt, so hält er Braunstein. Feine Kies- oder Sandtheilchen entdeckt man durch Schlemmen. Bittererde fällt aus der Auflösung vom Zugießen der reinen Pottaschlauge nieder; sie wird im Feuer mürbe und giebt mit der Vitriolsäure Bittersalz. Schwererde und Gips fallen vom Zugießen der reinen Pottaschlauge ebenfalls nieder; allein, man unterscheidet sie leicht von einander, denn die erste giebt durch Auflösung im Salzgeist Kristallen, der andere aber nicht. Wiegt man vorher den zu untersuchenden Thon, und die erhaltenen (wohl ausgesüßten) Niederschläge, so weiß man auch die Quantität der im Thon enthaltenen fremden Theile. Wenn man über dem, vom Zugießen der Blutlauge entstandenen blauen Niederschlag Oel abbrennt, so wird er sich zu einem Theil vom Magnet anziehen lassen, welches die Gegenwart des Eisens sicher anzeigt.

Sichere Mittel, die Hausgrillen, oder die sogenannten Heimchen, aus den Häusern zu vertreiben.

Die unangenehmen Musikmacher, die man in unsern Gegenden Heimchen nennt, und die vorzüglich an Winterabenden so manches unwillkommenes Ständchen bringen, sind die Feuerwürmer, Hausgrillen,

Digitized by Google

(Grylli domestici L.) Heumnäcken, welches Wort man wegen der kurz ausgesprochenen zweiten Silbe für plattdeutsch gehalten, und deswegen fälschlich zu hochdeutsch Heimchen oder Heimen geschrieben hat, so wie es auch mit einem andern solchen Worte, dem wirklich plattdeutschen Heiteweggen, analogisch mit Butterweggen, gegangen ist, welches man im Hochdeutschen bald Hedewegen, bald Heutewegen, (weil diese Brodart nur am Fastnachtstage gebacken und leider heiß gegessen zu werden pflegt) genannt hat; da es doch heisse Weggen, so wie Butterweggen ausgesprochen werden sollte. Diese Grillen nun sind sehr lustig, und daß man sie bisher nicht immer zu vertreiben gewußt, davon ist ihr verhaßter Aufenthalt in manchen Häusern ein redender Beweis.

In Obersachsen nennt man diese Thiere Krixel, und wo sie häufig vorhanden sind, da legt man an den Orten, wo sie sich am liebsten aufhalten, verschiedene Büschel Erbsenstroh. Dies suchen die Heimchen außerordentlich gern auf, um darin zu nisten. Wenn man nun glaubt, daß ihrer genug darin stecken, so hebt man die Büschel auf, und verbrennt sie. Auch ist es hinlänglich, das mit Heimchen angefüllte Erbsenstroh ins Wasser zu werfen, oder in die Kälte zu tragen, daß sie erfrieren, wenn es eben Winter ist. Man muß dies aber, wenn man der beschwerlichen Gäste ganz los seyn will, öfters wiederholen.

Andere nehmen des Abends ein recht glühendes Kohlenbecken und werfen frische Blätter und Zweige von Hollunder darauf, welches einen gewaltigen Dampf giebt, der durch alle Ritzen zieht. Des andern Morgens liegen die meisten Heimchen todt herum, und die noch lebenden kriechen matt an den Wänden, daß man sie greifen kann. Nach einigen Wiederholungen dieses Mittels sind sie ganz vertilgt. Nur muß man sich für Feuersgefahr dabei sehr in Acht nehmen.

Will man sie in den Löchern tödten, so streicht man in dieselben gekochte Erbsen mit allenfalls im Schleime vom Gummi Arabico getödtetem Queckſilber hinein, woran sie wohl sterben können, wenn sie davon fressen, und wozu selbst nicht leicht ein anderes Thier kommen und Schaden davon nehmen kann.

Ja selbst die Ausdünstung kann ihnen schon schaden. Wenn man den Lehm, womit die Wände gemauert werden, mit aufgelöstem blauen, oder weißen Vitriol anmacht, so werden sie auch diese nicht aushölen, folglich sich keinen Zufluchtsort verschaffen können und also umkommen müssen.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

77tes Stück.

Freitag, den 25ten September 1795.

Abhandlung über die Preisfrage

der Akademie der Wissenschaften in Göttingen:

Wie können bei entstandenem Brande die Meubles, und andere in Wohnhäusern befindliche Sachen am sichersten und bequemsten, auch ohne Nachtheil der Löschungsanstalten, gerettet werden?

Von Volz,

Adjunkt am Katharinäum.

Einleitung.

Ich mußte fast länger Zeit nichts, das mir so gelegen und so wünsche gekommen wäre, als die Aufforderung der erhabenen und gnädigsten Societät der Wissenschaften in Göttingen: Wie bei entstandenem Brande Meubles ꝛc. gerettet werden können? Schon einigen vor einigen Jahren nach einer Feuersbrunst in meiner Nähe ähnliche Gedanken in mir auf, und reiften bis zu einem formlichen Plane; aber da fehlte es mir an Muth und schicklicher Gelegenheit, ihn mitzutheilen, ich zauderte, darauf entfernten mich einige dazu kommende Bedenklichkeiten innerlich, und locale Schwierigkeiten von außen so weit, daß die Sache über einigen andern dringenden Arbeiten und einer Amtsveränderung ganz und gar in Vergessenheit schien gekommen zu seyn. Um so reger wurden nun alle jene Vorstellungen wieder in mir, als ich jene Frage in öffentlichen Blättern las, jetzt hielt ichs für heilige Pflicht, meine Gedanken mit möglichster Genauigkeit berichtigt, öffentlich vorzulegen.

Antwort und Vorschläge im Allgemeinen.

Diese so rühmliche und gewiß äuserst nützliche Absicht, könnte nach meiner Meinung am besten und sichersten erreicht werden, wenn alle solche Klassen von Einwohnern einer Stadt — von diesen kann doch wohl am meisten die Frage seyn? — welche nicht zur Löschungsanstalt verpflichtet sind, und zeither auch eben nicht gewöhnlich aus freiem Antriebe dazu beschäftigt waren, sich durch eine freundschaftliche Vereinigung mit einander verbänden, daß jedes für eine besondere bestimmte Gattung von Meublen und Geräthe ein für allemal sorgen, und auch die dazu nöthigen Hülfsmittel, Instrumente und Geräthe mitbringen solle.

Dies mein Vorschlag im Allgemeinen, und nun will ich mich über jeden Punkt genauer erklären.

1. Von den zu dieser Gesellschaft fähigen Mitgliedern.

Es bleibt erstes Grundgesetz dieser Anstalt, daß durch sie, das noch weit nöthigere Retten und Löschen der Gebäude nicht Abbruch leide, daß also alle, welche zeither vermöge ihres Standes, ihrer Kräfte und ihres Geschlechts, bei den Löschungsanstalten nöthig waren, welche die Obrigkeit dazu verpflichtet hatte, von jener Gesellschaft ausgeschlossen sind. Hierher gehören Ziegeldecker, Maurer, Schornsteinfeger; alle diejenigen, welche bei den Feuerkünsten und Sprützen, dem Fuhrwesen, dem Militär, wenn's schon Geschäfte dabei hat, oder der sonst bestimmten Wache, angestellt sind, mit ihren Aufsehern; alle Policeibediente, welche zu Erhaltung der Ordnung Pflichten auf sich haben. Ferner alle erwachsene starke Mannspersonen aus den mittlern und niedern Ständen, welche sich zum Wasserretten freiwillig entschließen. Denn durch diese wird unstreitig das Wichtigere und Nöthigere besorgt, und den gemeinschaftlichen Gefahr abgeholfen.

Ich habe freilich hierbei auf diejenige Verfassung, welche ich als die nächste am besten kenne, Rücksicht genommen, und diese wird unstreitig gar mancherlei Eigenthümliches haben; aber wenn man nur von jener allgemeinen Regel ausgeht: so läße sich von dem Gesagten, auf jedes Orts besondere Feuerrüstung gar leicht die Anwendung machen.

Es bleiben nun in jeder mittelmäßigen Stadt, gar viele Klassen von Einwohnern übrig, aus welchen gar wohl eine große Anzahl sich zu jenem wohlthätigen Geschäfte verstehen könnte. Diejenigen sind unter diesen, ohne Rücksicht auf Stand, Alter und äußere Umstände die würdigsten, von welchen man, wegen ihres sonst bekannten Betragens gewiß wissen kann, daß sie Eifer, Gutes zu stiften beseele, und welche dadurch die beste Probe ablegen, daß sie gleich von selbst sich dazu entschließen; so bald sie nur davon auf authentischem Wege werden.

Andre

Andere werden aber vielleicht etwas anstehen, sie werden die Sache von mehreren Seiten prüfen; das Ungewöhnliche wird ihnen einige Hindernisse in den Weg legen; sie werden auf achtungswerthe Vorgänger warten; von diesen werden gar viele auch noch der Gesellschaft Ehre machen, weil sie nach genauer Ueberlegung desto ernstlicher und fester bei der Anstalt halten werden, als mancher, der sich aus natürlicher Gutmüthigkeit in seinem Entschlusse übereilte. Alle diejenigen, welche vernünftigen Vorstellungen freudig Gehör geben, bei welchen man nichts Gezwungenes bemerkt, die stehen nicht bloß aus Furcht vor manchem Nachtheil, besonders vor Beschämung, gefallen lassen, diese werden würdige Mitglieder der Gesellschaft werden. Ich sehe es daher wohl ein, daß in solchen Städten, wo die höhern Klassen zu sehr von Gemächlichkeitsliebe eingenommen sind; wo noch nicht viel Gemeingeist, desto mehr aber steifes Ceremoniel herrscht; wo in den ersten Ordnungen sich noch keine solche finden, welche ihren Vorzug in besonderer Herablassung suchen, und daher gleich Sinn und Lust zu dergleichen Vorschlägen haben; daß an solchen Orten noch nicht nach meinem Vorschlage jener Noth kann gesteuert werden.

Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, das sind die zwei Haupteigenschaften, welche die Sache selbst von jedem Mitgliede auf das dringendste fordern. Das läßt sich nun freilich kaum so genau ansehen. Man muß also zuerst nur darnach fragen: ob nicht Jemand einigen Hang zu niederm Eigennutz verrathen, und irgend einer Ungerechtigkeit sich verdächtig gemacht habe. Ob und wie man solche aber, wenn sie sich angeben, abhalten und zurückweisen solle! das ist wirklich ein Umstand, welcher mir vieles Nachdenken gekostet hat, und von welchem ich gestehen muß, daß ich selbst damit noch nicht aufs Reine bin. Je, wenn die Gesellschaft schon bestehe, wenn ihre gesegnete Wirkung ihr schon Ansehen und Festigkeit gegeben haben, dann läßt sich auch hier mehr Strenge beweisen. Aber ganz anders ist es im Anfange, wo man um eine hinlängliche Anzahl besorgt seyn muß, wo viel dazu gehört, einen, der nur insgeheim verdächtig ist, durch solches Zurückweisen öffentlich zu beschimpfen, da die Annahme von Privatpersonen abhängt, welche dergleichen Verfahren sich nicht anmaaßen können und werden, da endlich das auch gar manche gute Leute abschrekken könnte, nicht bei zu treten, nur vielleicht aus Vorurtheil oder um Verläumdung willen zurück gestoßen zu werden. Ich würde wahrhaftig dieses einziger Umstandes wegen, den ganzen Plan haben liegen lassen, wenn ich nicht glaubte, daß noch ein Mittel übrig wäre, aus dieser Verlegenheit gerettet zu werden, und das wäre eine solche Einrichtung der Gesellschaft, und so viel genaue Aufsicht, daß es fast unmöglich wird, das Mittel

dasse zu entwenden, weshalb solche verdächtige Personen von selbst sich zurückziehen werden. Freilich sollte man meinen, daß derjenige sehr tief schon gesunken seyn müsse, den Mitleid in solchem traurigen Falle nicht abhält, solche Gebeugte und Verunglückte vorsätzlich in noch größern Schaden zu setzen; aber die Beispiele sind leider fast bei jedem Falle da.

Jetzt wird nöthig seyn, daß ich mich näher über die Klassen von Einwohnern einer Stadt erkläre, über welche sich mein Vorschlag zur Rettung des Hausgeräths und anderer nöthigen Dinge, bei ausbrechender Feuersbrunst erstrecke. Nicht der alten Observanz, sondern der Größe der Verbindlichkeit wegen, setze ich die Geistlichen aller Art oben an. Nur zweierlei Gattungen derselben nehme ich aus, die, welche auch in allen andern Klassen verschont bleiben müssen, die Alten und Kraftlosen, und die, welche zu sehr am Alten, an der eingerosteten Gewohnheit und an ihrer geistlichen Würde hängen, daß sie es für unschicklich hält, auch bei allgemeiner Noth mit beizugehen, und Hand anzulegen. Warum hat sichs das Publikum in heiligen Einfalt so gefallen lassen, daß die Lehrer der Religion, der Liebe und Dienstfertigkeit, so wie in allen gewöhnlichen bürgerlichen Lasten, also auch von außerordentlichen Hülfsleistungen, für frei angesehen werden durften. Manche, besonders in den protestantischen Religionsgesellschaften, sind freilich übel daran, daß ihnen solche Freiheiten mit zu einem Stück ihrer schlechten Besoldung gleichsam angeschlagen sind, so, daß es ihnen weniger Verdacht werden kann, wenn sie einige Bedenklichkeiten machen; so bald nicht besonderer Edelmuth sie beseelt. Aber die Bemerkung wird nicht leicht einem aufmerksamen Beobachter vielen unserer gemeinen Bürger entgehen, daß sie es wirklich auffallend finden, es als eine Art von Herabsetzung anzusehen, wenn der Geistliche auch in solchen Unglücksfällen sich zu nahe zeigt, gleichsam gemein macht. Diejenigen Geistlichen und Prediger, welche sich also nicht von selbst entschließen wollen, diese kann man sich selbst überlassen, ohne sie im mindesten durch Vorwürfe zu kränken; aber das kann man von ihnen fordern, daß sie ihren jüngern bereitwilligen Amtsbrüdern keine Hindernisse in den Weg legen, und ihnen dafür allerlei Bedrückungen fühlen lassen. Ob ich gleich nicht zu denen gehöre, welche unser Zeitalter für ausgezeichnet böse, als alle vorhergehende anpreisen, weil mir das gar zu partheiisch und relativ zu seyn scheint: so finde ich doch das als einen unverkennbaren Vorzug unserer Tage, daß man unter den Aufgeklärten anfängt, die Geistlichen mehr als Staatsbürger zu betrachten, wenn auch gleich vor der Hand auf den Einzelnen mancher Verlust daher entspringt. Und eben deswegen thun sie wohl, wenn sie sich von selbst zur Uebernahme solcher Hülfs-

Digitized by Google

Hülfeleistungen verstehen; zumal da in vielen Ländern gemischter Religionen, bei Feuerunglück die katholischen Ordensgeistlichen verschiedener Observanzen, den protestantischen ein rühmliches Beispiel geben. — Daß diese freilich eher dergleichen thun können, weil sie kein Eigenthum und keine Familie bindet, ist gewiß, daß aber jener Diensteifer den Protestanten doch auch möglich ist und ihnen unter ihren Umständen zu wahrer Ehre gereicht, ist ausgemacht. — Nur das wird eins der wirksamsten Mittel seyn, das sinkende Ansehen der Religionslehrer noch zu halten, und manche ihnen Abgeneigte wieder mit ihnen auszusöhnen, wenn sie sich freiwillig bestreben, vor allen andern sich hülfreich und gemeinnützig zu beweisen. Nur dann können Prediger auch um so nachdrücklicher andere zu den Pflichten der Menschenliebe ermuntern, und vermöge ihrer Achtung beim Volk durch ihre Gegenwart bei einem solchen Unglück mehr Ordnung erhalten, Eifer erwecken und manchen Ungerechtigkeiten vorbeugen. Ja ich bin auch überzeugt, daß es nicht unbeträchtlich seyn wird, was sie hiebei an Menschenkenntniß gewinnen. Aber alles muß bei dieser Klasse so eingerichtet werden, daß sie sich von selbst entschließe, und nicht durch Verfügungen der Obrigkeit dazu nur einigermaaßen genöthigt werden darf.

Nächst diesen rechne ich zu diesem ehrenvollen Geschäfte alle Gelehrte und überhaupt Leute von Ansehen an einem Orte. Es ist eine Sache von besonderer sittlicher Würde, es können also alle die, welche auf besondere Achtung ihrer Mitbürger Anspruch zu machen haben, unmöglich von diesem Zeichen der Würde ausgeschlossen werden. Und angesehene Leute müssen hinwiederum die Anstalt heben. Vorzüglich schicken sich hieher alle diejenigen, welche junge Leute unter sich haben, welche sie auch mit anführen können, und welche, nach dem Folgenden hierbei sehr wohl auch zu gebrauchen sind, Lehrer auf Universitäten und Gymnasien, und Lehrer der niederen Schulen. Studierende und Gelehrte müssen ja doch wohl noch besser als Layen von der großen Billigkeits- und Christenthumsregel überzeugt seyn: Was du wünschest daß die Leute dir thun mögten, das thue du ihnen auch. Wie willkommen würde es jedem seyn, wenn seine Sachen in Gefahr kämen, und alle glücklich durch hülfreiche Hände gerettet würden! Alle solche Studierende, welche bei den Klassen der Bürger ihren Unterhalt suchen, Aerzte, Rechtsgelehrte, u. d. gl. diese brauchen doch anderer Achtung und Zutrauen, hier zeigt sich ihnen die beste Gelegenheit sich zu empfehlen. Wie gut wäre es z. B. auch noch überdies, wenn so mancher Arzt, immer einige solche Mittel und Instrumente, da bei sich hätte, um zu sehr Erschrockenen oder sonst Beschädigten Hülfe leisten zu können.

Alle

Alle anderen Angesehenen und Begüterten, welche weder keine öffentliche Aemter bekleiden, und blos von ihrem Vermögen leben, sind um so mehr verbunden, in einem solchen Nothfall sich um den Staat verdient zu machen, und sich dadurch den Beistand ihrer Mitbürger, denen sie sonst nicht viel nützen, bei gleichem Unglück zu verdienen. Das sind auch die Leute, welche, weil sie Gutes thun, ohne daß es ihnen Jemand heissen darf, wegen ihres Ansehens, am meisten durch Beispiel, Menschenliebe und Gemeingeist rege machen können. Und endlich ist der Plan auch darauf eingerichtet, daß Leute von Stande, welche zu keine sauren und schweren Arbeiten gewohnt sind, nicht über ihre Kräfte belastet werden, weil bei hinlänglicher Anzahl nur auf jeden eine Wenigkeit kömt.

Noch mehr sind zu solchen Geschäften verbunden, und hierbei sehr wohl zu gebrauchen, alle diejenigen, welche allgemeine bürgerliche Nahrung treiben, als Kaufleute, Künstler und Handwerker, welche noch nicht bei der Feuerlöschungsanstalt angewiesen sind. Bei diesen findet noch mehr Verbindlichkeit statt, und die mehresten haben auch gewiß den stärksten Trieb sich zu zeigen. Unter ihnen giebt es auch schon manchen starken nervigten Mann, der gewiß an Lasten und Strapatzen gewöhnt ist.

Eben so nöthig sind hierbei eine Anzahl Weibspersonen zu Fortschaffung und Behandlung weiblicher Geräthe, Kleidungsstücke und Bedürfnisse in der Oekonomie. Wie billig wäre es, wenn seine Bürgerweiber und Mädchen, besonders letztere, wenn Pflege und Wartung der Kleinern und Schwächern des Hauses sie nicht abhält, sich dazu gebrauchen ließen. Da nun zumal vom weiblichen Geschlechte keine zu dem Löschungsgeschäfte gebraucht werden; so dächte ich in jedem mäßigen Orte bald eine hinlängliche Anzahl zusammen zu bringen, ohne irgend ein einziges von einem wichtigern Posten abzurufen.

Endlich wären zu solchen Anstalten noch allerlei junge Leute von 12 bis 16 Jahren, sehr wohl zu brauchen, um Wache und Aufsicht in den Häusern und an den Orten zu halten, wo die Sachen hingeschaft werden. Und diese werden dadurch fein bald angeführt, sich erwachsen dem Vaterlande in solchen Nothfällen nützlich zu machen.

II. Durch welche Veranstaltungen eine solche Gesellschaft zu errichten sey.

Gewaltsame Einführung einer guten Anstalt, Zwang zum Guten durch Strafgesetze, wenigstens im Anfange, hat so etwas Empörendes, ist so unnatürlich, nimt der guten Sache in den Augen der mehresten so viel von ihrem Werthe, zu giebt ihr eine ganz falsche Auslegung; man fühlt sich dabei so sehr geneigt, auf jede mögliche Art das Gesetz zu untergraben und

und heimlich zu übertreten, daß das nicht sorgfältig genug verhütet werden kann. Oder man sucht doch gewiß wenigstens die Anzahl der Hindernisse zu vermehren, und viel Gutes der Art ist, durch solches Verfahren vor der Zeit wieder in Stockung gerathen. Kann man aber die Leute nach und nach überzeugen und für die gute Sache geneigt machen, so geht es zwar nicht so schnell, ist aber gewöhnlich von besserer Dauer. Weit Mehrere werden auf diesem Wege zur Förderung der Sache die Hand bieten, und damit die wenigen Gegner in ihren Hinterhalt zurück rücken. Man kann gar viel Aufwand von Geld und Zeit ersparen, der sonst nur darauf gewendet werden muß, der Uebertretung der Gesetze vorzubeugen.

Eine Anstalt wie diese, ist durchaus so beschaffen, daß sie gar nicht bestehen kann, wenn alle diejenigen, welche derselben beitreten, nicht mit Leib und Seele dafür sind, sonst wird so viel Unnachlässiges, so viel Schaden gethan, so viel Verdruß angerichtet, so wenig die vorher erregte große Erwartung befriedigt, daß es oft besser wäre, wenn dergleichen nicht in Vorschlag wäre gebracht worden. Die Sache ist auch so, daß ihre Billigkeit, Nutzbarkeit und Nothwendigkeit am Tage liege. Alle weitläuftige Erörterung ist vergebens. Sie kostet an sich sogar keine ausserordentliche Mühe, wenn sie eingerichtet ist. Und kein Mensch kann den großen Nutzen abläugnen, welcher dadurch gestiftet wird. Warum sollte man nicht der Sache selbst zutrauen, wenn es ernstlich angefangen würde, daß sie sich selbst empfehlen und leicht durchgehen werde.

Ich rathe also zu folgenden Vorkehrungen: 1) Lasse man nur die Sache in öffentlichen Schriften, so bald als möglich bekannt werden, ohne zu thun, als wenn man dabei besondere Absichten habe. Dieser Vorschlag muß in populärer Sprache, mit möglichster Gründlichkeit und Wärme beschrieben werden. Vielleicht könnte es ohne besondere Angabe eines Orts, als irgendwo eingeführt beschrieben, hiedurch der Nachahmungstrieb recht leicht geweckt werden. Denn gebe man:

2) Achtung ob nicht hin und wieder edle Menschenfreunde mit ihren Wünschen sich hören lassen, diesen kann man näher treten, und mit ihnen den Anfang zu fernerer Ausbreitung der Sache machen.

3) Eine obrigkeitliche Stelle, welche aus mehreren Mitgliedern besteht, welche erst mit einander übereinkommen müssen, diese wird es beim ersten Anfange nicht allzuweit bringen, besser wird es da gelingen, wo es ein einzelner Regent für sich unternimt, oder wenn einzelne Edle im Volke, die nicht Obere zu seyn brauchen, die nur den Ton in einer Sache gut anzugeben wissen, sich in der Stille dafür verwenden, denn kann sehr viel geschehen. Denn es muß alles von selbst aufzukommen scheinen.

4) Oder

Digitized by Google

4) Oder will es die Obrigkeit zu Stande bringen, so warte sie einen Wunsch ab, und gleich darauf thut sie Vorschläge, überlegt die Sache gemeinschaftlich mit den Unterobrigkeiten und Vorstehern einzelner Klassen, nimt die feinsten Bürger dazu, und empfiehlt die Anstalt aufs Beste, doch ohne Zudringlichkeit, immer mit Hinsicht auf das eigene Beste, eines jeden Einzelnen.

5) Sollte es auch da noch einige Schwierigkeiten finden, so sehe man nur noch, ob nicht unter den Personen von Stande, einige für die Sache etwas eingenommen sind, mit diesen suche man in Verbindung zu einer Probeanstalt zu kommen. Da wird es nun zu einem Ehrenpunkte gemacht, wer hier sich zeigt, man sorge in den Stille dafür, daß es gerühmt und ausgebreitet wird.

6) Hats nun der Staat zu thun, so gebe er diesen Personen ein besonderes Ansehen, und lasse sie einige Freiheiten genießen. Mache etwas Umstände, wo Jemand in diese Gesellschaft aufgenommen wird, bald werden sich die Mitglieder vermehren.

Zu den Auszeichnungsmitteln solcher Mitglieder schlage ich vor:

a) Eine Art von Diplom, welches einer solchen Person öffentlich ausgefertigt wird. b) Gewisse kleine Freiheiten, als z. B. von gewissen Abgaben, vom Thorgelde, u. d. gl. c) Vorrang solcher Personen bei öffentlichen Feierlichkeiten vor andern ihres Standes. d) Und wenn auch diese Gesellschaft alljährlich einmal einen Festtag auf öffentliche Kosten halten dürfte, würde dann der gemeinschaftliche Vortheil diesen Aufwand nicht reichlich vergüten? e) Endlich könnte die Gesellschaft, wenn sie ihre gehörige Vollkommenheit erhalten hätte, auch unter sich selbst gewisse Strafgesetze verabreden, welche von Zeit zu Zeit, zum Besten des Ganzen angewendet werden. f) Und wenns auf schickliche Art geschehen könnte, so mögten die öffentlichen Lehrer zuweilen dieser Anstalt rühmlich gedenken, nur darf es nicht aufdringlich und gezwungen herausgenommen, wie es manchmal geschieht, wenn Collecten und Almosensammlungen von den Kanzeln empfohlen werden.

Der Schluß folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

78tes Stück.

Montag, den 28ten September 1795.

Abhandlung

über die

Preisfrage

der Akademie der Wissenschaften in Göttingen:

Wie können bei entstandenem Brande die Meubles, und andere in Wohnhäusern befindliche Sachen am sichersten und bequemsten, auch ohne Nachtheil der Löschungsanstalten, gerettet werden?

(Schluß.)

III. Wie die Gesellschaft nun eigentlich einzurichten sey.

Die Gesellschaft, wenn sie ihre Consistenz hat, besteht aus einem ansehnlichen Director und 6 bis 8 männlichen Vorstehern, welche alle Jahre von der ganzen Gesellschaft in einer allgemeinen Zusammenkunft gewählt werden. Diese haben Vorschläge zur Verbesserung und Befestigung der Gesellschaft zu thun, und bei einem eintretenden Unglücksfall hängt von ihnen die Anweisung ab, welchen Posten jedes Mitglied nach vorhergegangener Uebereinkunft besetzen müsse. Alle übrige Theilnehmer sind dem Range nach hier einander ganz gleich.

Das Ganze theilt sich nun wieder in 3 bis vier einzelne Gesellschaften, in deren jeder alle Arten von Gehülfen seyn müssen, um nach Befinden der Vorsteher, bei mehreren Häusern zugleich anfangen zu können. So wie sie antreten, hat jede zwei Vorsteher bei sich, die ihr vorher angewiesen sind.

Ein Vorsteher bleibt beim Hause, beobachtet die Annäherung der Gefahr, und kann solche von der Gesellschaft, welche etwa übrig oder fertig sind, zum Beobachten von aus-

Digitized by Google

sen her anhalten, und zuletzt bestimmt er den Ausgang aus dem Hause. Der andere wählt sich selbst oder nach Angabe der Eigenthümer einen entfernten von der Gefahr sicheren Platz, wo möglich hinter dem Winde, und bleibt dort wo die Sachen hingebracht werden, er stellt die, welche die Wache haben besonders an, daß jüngere oder besonders vornehme und zärtliche Mitglieder der Gesellschaft, an einem Orte, wo Besatzung ist, die Soldaten, seyn können. Auch dieser hat den Gang des Feuers zu bemerken, je größer das Feuer, je schwerer die Hülfe, desto weiter auch der Ort der Niederlage genommen werden muß.

Gut wäre es, wenn die Obrigkeit solche Männer hinlänglich authorisirte, daß ihnen Niemand sein Haus, Hof oder Garten hierzu versagen dürfte. Doch müßte auch dabei hinlängliche Sicherheit seyn.

Nach Befinden kann eine von den Gesellschaften, welche am meisten zu thun hat, sich von der andern, die weniger zu thun und mehr Zeit hat, Gehülfen ausbitten.

Junge Leute, welche aber die Vorgesetzten am meisten in den Augen behalten müssen, oder auch Leute von Stande, die guten Willen, aber wenig körperliche Kräfte haben, haben zu Paaren die Wache in dem Hause und vor demselben, wo möglich unter dem Schutze der Soldaten oder der Bürgerwache. Ihnen wird genau der Ort angegeben, wo die Hausgeräthe hingeschaft werden, und sie haben im Anfange allemal die Arbeitenden anzuweisen. Die Ersten sind gut Rapport von einem Orte zum andern zu bringen. Der Director muß immer einige bei sich haben.

Die Vorsteher und Vorsteherinnen in einem Hause bitten die Hausbesitzer, ihre Schränke, Kästen und Zimmer aufzuschließen, welches nicht verschlossen auf einmal fortgebracht werden kann.

Bei jeder Abtheilung müssen sich für nächtliche Unglücksfälle eine gewisse Anzahl Laternen, Lichter und Leuchter bereit finden, die nothwendig eine öffentliche Casse besorgt, damit in den der Gefahr unterworfenen Häusern auf dem Wege, und am Orte der Niederlage sattsame Hellung zum Besten der Arbeiter, oder auch zur Abhaltung der Diebe seyn möge. Am schicklichsten können diese den jungen Leuten anempfohlen werden, und diese legen sie, sobald ausgeräumt ist, in einen bestimmten Korb, welchen ein Mädchen mitzubringen verbunden war.

Zu Bestimmung fernerer Maaßregeln, hat jedes fertig gewordene Mitglied die Anklage an dem Orte, wo nun die Sachen liegen sich zu versammlen, um von da abzugehen oder nach Erforderniß der Umstände, neue Arbeiten zu übernehmen, doch so, daß jener Platz gehörig in Sicherheit bleibt.

Folgendes wäre nun ein kleiner Ueberschlag, des zu dieser Gesellschaft nöthi-

Digitized by Google

thigen Personals. Ich nehme vier
theilungen in dieser Gesellschaft
, von welchen jede, nach der ver-
iedenen Größe der Häuser, kleiner
die andere ist. Die erste mag 30
ge Leute oder Vornehme zum Bei-
en und zur Wache haben, die
20, die 3te 15, die 4te 12 Per-
en, macht mit den Vorgesetzten
Personen.

In diesem Hause sind ungefehr vier
ße Schränke voll Kleider auszu-
men. Für jeden Schrank eine
ne Person, welche wohl mit der-
ichen umzugehen weiß, welche das
nehmen und Zusammenlegen mit
glichster Genauigkeit besorgt, und
hts zu tragen braucht, und dazu
jedem Schranke 2 Weibspersonen,
einen gemeinschaftlichen geflochte-
Tragkorb haben, die ungefehr
einen Schrank zweimal zu gehen
uchen; diese Körbe sind so einge-
tet, daß in der Mitte zwei Schnü-
über die Kleider her befestigt wer-
können. Das Einzelne aber
bt beim Schranke, bis er ausge-
t ist, macht — 12 Personen.
Bei Nro. 2. sind 3 Schränke,
bei Nro. 3. und Nro. 4., bei
m 2. — — 21 Personen.
Wäsche und Weißzeug zu tragen,
ne ich Nro. 1. 4 Tischkörbe u.
v. wie vorher nebst besondern Auf-
ern oder Aufseherinnen, für jede
ße 1., — — 26 Personen.
Zu den Betten gehen zu jedem
Personen, zu einem zweischläfrigen
tte 3. Auf ein großes Haus
rechne ich 5 einschläfrige, 1 zwei-
schläfriges; zu Nro. 2. 1 zweischläf-
riges, 3 einschläfrige; zu Nro. 3.
3 einschläfrige; zu Nro. 4. 2 ein-
schläfrige. — — 32 Personen.

Zu Küchengeschirr, Kupfer, Zinn,
Messing und Porcellain, in Nro. 1.
6 Tragkörbe, 2 Gehülfen; Nro. 2.
4 Tragkörbe, 2 Gehülfen; zu Nro.
3. 3 Tragkörbe, 1 Gehülfen; zu
Nro. 4. 2 Tragkörbe, 1 Gehülf-
fen. — — — 21 Personen.

Nun würde ich auch zwei und
zwanzig starke Mannspersonen über
die 4 Klaßen der Gesellschaft vertheil-
len, von welchen einige Hammer oder
auch schlagende Instrumente bei sich
haben müssen, um Schränke Bett-
stellen und dergleichen zu zerlegen,
was sonst befestigt ist loszureissen und
fortzutragen, wenn alles ausgeräumt
ist. Ehe dieses aber geschehen kann,
thut jedes ein Paar Sänge mit klein-
nen nöthigen Meublen, Stühlen, Ti-
schen u. d. gl. — 22 Personen.

Alle und jede Kleinigkeiten in einer
Stube, welche auf Tischen und
Schränken stehen oder an den Wän-
den herumhängen, werden in jedem
Zimmer in der Mitte behutsam auf
einen Haufen, oder neben einander
gelegt, und ein junger Mensch dabei
gestellt, bis die Personen mit den
Körben ihr erstes Geschäft vollendet
haben, dann gehet jede nach einem
solchen Zimmer und tattet diese klei-
nern Stücke. Nun gebe ich noch je-
der Gesellschaft eine Anzahl Männer
mit Säcken versehen, welche sie leicht

Digitized by Google

um sich hängen oder binden, um auch dabei arbeiten zu können, wenn sie nichts in Säcken zu tragen haben; zu Nro. 1. 12; zu Nro. 2. 8; zu Nro. 3. 6; zu Nro. 4. auch 6 Mann. — — 32 Personen.

Diese gehen nach Früchten, Mehl, Büchern, Hülsenfrüchten und solchen Dingen, welche hiedurch am besten fortgeschaft werden können, und wenn diese nichts mehr zu thun finden, so machen sie sich an andere Hausrathsstücke, welche noch übrig sind.

So bestände nun die erste Abtheilung der Gesellschaft aus 94 Gliedern.
Die zweite aus — 67 —
Die dritte aus — 43 —
Die vierte aus — 42 —
241 —
Dazu kömt der Director, macht 247 Personen.

Daß dieses nur bloße Annahme ist, welche nach jedes Orts Umständen gar leicht verändert werden kann, sieht jeder leicht ein, und zumalda, wo Militär in einer Stadt ist, wo etliche und siebzig Personen, welche Aufsicht haben müssen, entbehret werden können. Ja es ließe sich noch untersuchen, ob nicht in einer solchen Stadt die Garnison sehr schicklich auch zu diesen gesammten Geschäften könnte angehalten und eingerichtet werden, wie man in gewissen Städten das Feuercommando hat.

Hat jedes seinen Posten erfüllt, so thut es noch, was es kann, und wo es etwas zu thun giebt, bis es von seinen Vorgesetzten abgerufen wird.

Wie treffen nun aber die zerstreut umherwohnenden Glieder gehörig zusammen? — Der zeitige Director muß wie ein anderer Feuercommissarius stets im Orte seyn, oder er muß sein Geschäft einem andern sichern Manne anvertraut haben. Dieser hat einen von der Gesellschaft in seiner Nähe, welcher 4 verschiedenfarbige Zeichen der vier Abtheilungen nach dem Feuer trägt, — das könnten Fahnen seyn, nach welchen jedes Mitglied, gleich auch ein Zeichen vom Band trägt, und dieses wo möglich immer bei sich hat. Der Director sucht gleich die Häuser nach der Größe aus, welche der Gefahr am nächsten sind, und ordnet die Fahnen dahin, wo er glaubt daß sie hinzu hören. Eben so schnell muß jeder der 8 Vorgesetzten eilen und seine Fahne vor der Thür suchen, ehe diese ankommen, bekümmert sich der Director um einen Ort, wo des gefährlichsten Hauses Mobilien hingeschafft werden sollen, bis der besondere Vorsteher ankömmt, welcher hier sein Amt verwaltet, denn geht auch der Director von einem Hause zum andern und beobachtet, wo etwas fehlt, und ob die Wachen gehörig angestellt sind.

Gut wäre es, wenn, wie bei den Soldaten jede Abtheilung der Gesellschaft eine Art von Parole hätte, nach welcher eins das andere in der Nacht finden könnte. Der Director gäbe sie

sie jeder Wache, welche vor einer Thür steht, und bei der hätte jeder seine Zeichen vorzuweisen, und dann würde sie ihm bekannt gemacht. Im Anfange aber wird es besonders nöthig seyn, daß die jungen Leute, von dem Hause, wo ausgetragen wird, bis an den Ort wo die Niederlage ist, in ganz kleinen Entfernungen gestellt werden, damit nicht jedem Austragenden jener Ort besonders braucht genannt zu werden, und er sich doch finden kann. Die, welche in der Thür stehen, müssen ihn wissen.

Nach geendigtem Feuer müssen hinlängliche Aufseher bei den Sachen bleiben, bis es entweder wieder eingeräumt oder weiter fortgeschafft wird, wo denn, wenns nicht verboten wird, und der Eigenthümer genug sind, eins wie das andere für den Einräumen und sichere Uebersehe sorgt.

Den dritten Tag nach dem Feuer kömt die Gesellschaft an einem bestimmten Orte und zu einer Zeit, zusammen, welche ein für allemal bekannt ist. Hier muß die Obrigkeit einen jeden, dem seine Sachen gerettet worden, zu einem verhältnißmäßigen Beiträge zur Gesellschaftskasse anhalten, welches hier gleich entrichtet wird. Hier können Nachfragen gehalten werden, wenn hier oder da etwas verlegt oder hinweg gekommen ist. Hier werden von jedem besonders die Bemerkungen mitgetheilt, wie dieses oder jenes besser seyn könnte, hier muß jeder seine Zeugen bringen, daß er da gewesen sey, oder bringt seine Entschuldigung wegen Verabsäumung vor, worauf nur leibliche Strafe kömt, sobald eine andere sichere Person gestellt worden wäre, im Fall die Entschuldigung nicht angenommen wird.

Wenn Jemandem von den obengenannten Klassen, bei völliger Einrichtung der Gesellschaft, der Austrag zum Beitritt geschieht, und er schlägt es aus, ohne statthafte Gründe zu haben, dessen Haus wird durch öffentliche Bekanntmachung, als zur Besorgung der Gesellschaft nicht gehörig, gleichsam ausgerufen. Dies könnte im gleichen Fall denen begegnen, die ohne Noth wieder aus der Gesellschaft heraustreten.

Gut wäre es, wenn die Obrigkeitlieder eine allgemeine alljährliche Auflage machte, von welcher nicht nur die nöthigen Geräthe der Gesellschaft angeschaft und unterhalten werden könnten, sondern wovon auch mit Zuziehung der Strafgelder, sich eine feine Recreation, oder ein Volksfest, bestreiten ließe.

Nur diejenigen, in deren Nähe das Feuer ist, können davon freigesprochen werden, herzugehen, ungefehr 4 Häuser vor und 4 Häuser hinter dem Winde.

Trift einen solchen das Unglück, so muß auf sein Haus besondere Sorgfalt gewendet, und ihm aus der öffentlichen Kasse, die geringste Kleinigkeit, welche er als verlohren darthun kann, ersetzt werden.

Wer

Wer von der Gesellschaft sich der geringsten Untreue überweisen läßt, wird nach äußerster Strenge bestraft, und zu mehr als doppeltem Ersatz angehalten.

Da freilich an den Häusern, welche bereits schon brennen, am meisten gearbeitet werden muß, so haben die Vorgesetzten die höchste Pflicht auf sich, genau die Gefahr zu beobachten, und zeitig durch die Parole, oder ein bestimmtes Instrument, alle Glieder abzurufen, wenn es bedenklich wird. Da die Zeit es nicht erlaubt zu untersuchen, und man nicht allemal weiß, was Freunde oder Betrüger sind; so darf Niemand, als die Personen des Hauses sich der Sachen mit anmassen. Reichen auch die Parole gleich gegeben wird, alle andere müssen sich entfernen. Die Einwohner aber besorgen diejenigen von ihren Sachen, welche ihnen die liebsten und welche am leichtesten von Unwissenden zu beschädigen sind.

In kleinen Städtchen und Dörfern könnte durch Verbindung der Nachbarten gar füglich eine gleiche Verbindung errichtet werden.

Ich glaube nun für diesen Endzweck mich genugsam erkläret zu haben. Zwei Fälle sind mir noch bis jetzt etwas bedenklich. Einmal, wenn Feuer während eines starken Gewitters entsteht, und wenn bei heftigem Winde und durch Flugfeuer zu viel auf einmal angehet. In beiden Fällen hält die Rettung äußerst schwer, allein wir können doch zufrieden seyn, wenn die Absicht der Anstalt in allen übrigen erreicht wird.

Ich mache mich anheischig, wenn mein Plan nicht von besseren verdrängt werden sollte, auf jede Aufforderung, mich in dunkeln Stellen näher zu erklären und die Ausführung, nach möglichsten Kräften zu befördern. Ich wünsche diesem so mannichfaltigem Unwesen, welches uns viel Angst, Schrecken und Bestürzung verursacht und vor großem Verluste uns schützen kann, den besten Fortgang.

Von den Vortheilen für Industrie, Moralität, Patriotismus und Bevölkerung, wenn die Bauerngüter getheilt werden.

Ich sage es gleich voraus, daß ich hier diese wichtige Sache nicht durchweg aus cameralistischen Grundsätzen beleuchten werde. Mich geht es hier nichts an: ob die Sache alleinhalben thunlich oder unthunlich sey; genug, daß ich mit Erfahrungen meine Behauptung belege, und daraus Resultate ziehe, vielleicht das alles dem Cameralisten, denen das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, die ihre Kenntniße nicht blos aus Büchern gesammelt haben, die von keinen vorgefaßten Meinungen, und keinem

keinem eigenen Interesse geleitet werden, und die es aufrichtig mit dem Staate meinen, doch wohl Mittel ausfindig machen, und Wege einschlagen können, um die Gütervertheilung der Bauerngüter zu bewerkstelligen. Durch Vergleichung zweier Dinge sieht der Mensch am ersten, welchem von beiden der Vorzug gebühret; und wenn man die Sache erst historisch vorträgt, und nachher Resultate daraus zieht, so geht man gewöhnlich den sichersten Gang. Mein Geschick, das zum wenigsten in meiner Jugend gar nicht beneidenswerth war, wollte es einmal so, daß ich nicht nur bis in mein 19tes Jahr unter Bauern lebte, sondern auch die Dienste eines Verwalters, Zehntsammlers und noch mehr verrichten mußte, so, daß mir, da ich von Jugend auf alles mit Leib und Seele that, und Gelegenheit hatte, nicht nur alle Arbeiten der Bauern genau kennen zu lernen, und selbst zu verrichten, sondern auch ihren Charakter, ihre Gesinnungen und häuslichen Lagen deutlich zu beschauen, zum wenigsten in meinem Vaterlande, nicht leicht etwas entgehen konnte. In diesem meinem Vaterlande findet die Bauerngütervertheilung Statt. Nachher bin ich in Gegenden gekommen, und wohne noch darin, in welchen die Bauerngüter nicht vertheilt werden. Ich habe beides verglichen, und gefunden, daß mein Vaterland einen großen Vorzug in Ansehung der Industrie, Moralität, des Patriotismus und der Bevölkerung vor jenen Gegenden hat, wo die Güter nicht vertheilt werden. Diss hat mich bestimmt, gegenwärtigen Aufsatz öffentlich erscheinen zu lassen, und ihn der Prüfung sachkundiger Männer zu übergeben.

Und nun zur Sache. Der Boden meines Vaterlandes ist steinigt, (riesig) folglich leicht, dabei unfruchtbar, so, daß ihm durch Kultur das meiste abgezwungen werden muß. Der Acker ist in drei Felder abgetheilt, wovon das eine, welches das Roggenfeld genannt wird, Roggen, Weizen, Spelt und Rübesaat; das zweite, welches Haberfeld heißt, Haber, Gerste, Wicken, Erbsen und Linsen (Wicken) darauf gebauet werden, da nichts gebauet mögt; und das dritte Feld, welches das Brachfeld ist, theils brach liegt, theils, und zwar die besten Aecker, mit Kohl, Rüben (gelben und weißen) Kartoffeln, Flachs, Futterwicken, Sommerrübesaat und Aloe bepflanzt und besäet werden. Das Feld selbst muß, wie das auch schon aus der Eintheilung erhellet, immerhin das dritte Jahr gedünget werden. An einigen Orten giebt es auch Weinberge. Der Kartoffelnbau wird stark getrieben, und es werden besonders jetzt die meisten Kartoffeln aus Saamen gezogen, und erst in der dritten Generation zur Speise für die Menschen, und zur Futterung für das Vieh verbraucht.

Weis

Weiden, was man in hiesigen Gegenden unter Weiden versteht, nemlich einen durch Hecken oder Spalliren befriedigten Ort, auf welchem das Vieh den ganzen Sommer Tag und Nacht gehet, hat man dort nicht. Die Wiesen, welche es ganzen Stücken liegen, werden Wiesengründe genannt, unter diesen nur zum Heu; hier und da wird auch, wenn Mangel an Klee ist, etwas grün abgefuttert. Auch findet sich eine Art Wiesen in diesen Gegenden, die Gövern genannt werden, die mit aber freilich noch gefallen haben, und die nach und nach meistentheils umgebrochen werden. Diese Göver liegen meinen zu nahen dem Ackerlande. Trägt dieses Stückland Rocken, so wird die Stoppelweide gemähet, so auch, wenn das Feld Haber trägt; liegt das Feld aber brach, so behält der Eigenthümer die von seinem Göver nichts; es dienet den Schweinen und den Schafen zur Hute. Sowohl die ganze als die halbe Stallfütterung ist, was das Hornvieh und die Pferde anlanget, schon seit undenklichen Jahren eingeführet. Mit der Stallfütterung verhält es sich auf folgende Art. Die meisten Kühe, alle Rinder, Stiere und Zugochsen, genießen die ganze Stallfütterung, ausser folgender Einrichtung. Des Morgens werden die meisten Kühe, Rinder und Stiere, letztere, so lange sie unter drei Jahren sind, vor den Kuhhirten getrieben. Dieser hütet sie, ehe die Stoppelweide angeht, im Walde, und kommt des Abends mit nach Hause. Des Mittags läßt man sie aus guten Gründen nicht nach Hause gehen, theils, weil der Weg zu weit ist, andern Theils, damit das Vieh in den heissen Sommertagen sich nicht erhitzen möge. Dabei hat man eine schöne Gewohnheit angefangen, die allenthalben, besonders auf großen Weiden, nachgeahmt zu werden verdient. In mehreren Gegenden des Waldes, gewöhnlich nicht gar weit vom Felde, findet sich ein mit dicken Bäumen umgebener ganz schattigter Ort, wobei ein Flüßchen fließt *). Nach diesem Ort zieht sich um 11 Uhr des Morgens das Vieh hin, ohne vom Hirten hingetrieben zu werden, lagert sich bis 3 Uhr unter den Schatten der Bäume, und fängt alsdann, ohne wieder vom Hirten aufgefordert zu werden, an, sich nach seiner Weide umzusehen. Hiedurch entgeht das Vieh der Verhitzung, und läßt einen beträchtlichen Dünger zurück, den entweder meistens die Bauern selbst, oder meistbietend verkaufen, um

*) Ein solcher Ort wird hiesiger Gegend genannt, dauert nach der Ausdruck der Bauern vor einer Gegend, die Umstände warum? ist die Zeit von des Morgens 11 Uhr bis Nachmittags 3 Uhr verstehen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannöverisches Magazin.

79tes Stück.

Freitag, den 2ten October 1795.

Von den Vortheilen für Industrie, Moralität, Patriotismus und Bevölkerung, wenn die Bauerngüter getheilt werden.

(Fortsetzung.)

Wer nur eine Kuh oder auch mehrere Kühe besitzt, hält diese eine Kuh, oder wer mehrere hat, zwei bis drei Kühe beständig im Stall, und giebt ihnen die ganze Stallfutterung, wobei sich der Fleiß der Einwohner recht wunderbar zeigt, indem alles genutzt wird, um sein Vieh gehörig zu futtern. Die Zugochsen haben halbe Stallfutterung, kommen aber des Morgens schon um 10 Uhr nach Hause, und gehen um 3 Uhr wieder nach der Weide: die Pferde gewöhnlich ganze Stallfutterung. Wälder besitzt jede Gemeinde als ein Eigenthum, die entweder von ihr selbst, oder von einem Förster gehandhabt werden. — Dies mußte ich vorausschicken, um das folgende deutlicher zu machen. Die Gütervertheilung findet, einige herrschaftliche Höfe, und einige Höfe secularisirter Klöster ausgenommen, in meinem Vaterlande bei allen Bauergütern Statt. Sobald nemlich die Aeltern todt sind, kommen die Kinder zusammen, und theilen sich in die väterlichen Mobiliar- und Immobiliargüter. Hiedurch wird freilich das väterliche Gut zerrissen, und die Portionen öfters klein; allein, da jeder Sohn mit seiner Frau, und jede Tochter mit ihrem Manne auch Güter ererheirathen, so werden gewöhnlich die Güter noch beträchtlich genug, um eine dortige sparsame und fleißige Familie zu ernähren. Glaubt ein Vater aber, daß seine Kinder bei der Theilung jeder eine zu geringe Portion erhielte, als daß er sich inskünftige davon nähren könnte: so läßt er seine Söhne Handwerke erlernen. Daher denn die große Menge Handwerker aller Art in dortiger Gegend. Weil nun die Güter solcher Bauern mittelmäßig sind, und der Boden eben nicht der beste ist: so kann nur Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit sie vor Mangel sichern. Daher denn auch diese eben genannten Tugenden

Digitized by Google

so besonders in dieser Gegend genützt werden, welche meine Behauptung sich aus der Beschneidung ihrer Art zu arbeiten, und ihrer übrigen Lebensart ergeben wird. Der Acker wird drei auch viermal geackert, fleißig geegget, ehe Rocken hineingesäet wird, des Herbsts zum Haber ꝛc. gestürzt, und im Frühjahr noch einmal geackert und dann gesäet. Der Rocken, Weitzen, Spelt und Gerste werden geschnitten, ersterer in birkene und weidene Ruthen, an welche Stroh angeschlagen, wird gebunden, geknebelt, und in sogenannte Kasten gesetzt, die mit einem Kornhut bedeckt werden. Diese zwar beschwerliche, aber äußerst reinliche und vortheilhafte Art des Kornschneidens, die auf grossen Gütern freilich nie angewandt werden kann, belohnt sehr gut die Mühe, die mehr darauf verwandt werden muß. Es ist eine wahre Freude, durch ein solches Feld zu gehen, wo Kasten an Kasten sitzt, wo die Garben alle so schlicht gebunden sind, als wenn man sie mit einem Kamm gekämmet hätte, statt daß die Schacks des gemäheten Rockens gewöhnlich aussehen, als ob die Schweine sie durchwühlt hätten; auch weiß man hier von keinem Nachharken etwas: so wie sich der Rocken ꝛc. weit besser ausdrescht. Das Setzen in sogenannte Kasten ist eine vortreffliche Methode, weil bei einfallendem Regenwetter der Rocken nicht leicht etwas riskirt. Der Haber wird gemähet, und man läßt ihn kurz erst auf dem Schwaden liegen, und tüchtig hergehen, bis er flügge wird; er quält alsdann besser, und geht leichter aus dem Stroh.

Ein anderer Vortheil der Gütervertheilung ist, daß fast jeder Bauer mit seiner Familie seinen Ackerbau besorgt, ohne fremder Hände benöthigt zu seyn; dadurch wird natürlich alles weit besser besorgt. Der Ort meines letztern Aufenthalts in meinem Vaterlande, zählte 180 Feuerstätte, und doch, unsere Knechte abgerechnet, fanden sich nur drei Knechte darin, obgleich viele sehr begüterte Bauern da waren. Der Bauer stehet des Morgens um 3 Uhr auf, nachdem er vorher schon einmal aufgestanden, und seinem Zugvieh etwas gereicht hat, jocht seine Ochsen an, und besorgt seinen Acker, bis 7 Uhr, während welcher Zeit seine Frau die Kühe futtern, milchen ꝛc. muß. Um sieben Uhr kömt er nach Hause und frühstückt, und geht gleich nach seinem Frühstück wieder auf das Feld, wo er den Dünger aus einander wirft, Quäcken verbrennt, Gräben ausschlägt ꝛc., da er jederzeit eine Sense mitnimt, so bringt er um 10 Uhr eine Tracht Futter für sein Zugvieh mit. Von 7 bis 10 Uhr, hat seine Frau das Futter für die Kühe herbeischleppen und das Essen kochen müssen. Der Bauer genießt nun sein Mittagsbrod, spannt sein Zugvieh wieder an, und arbeitet damit bis 3 Uhr Nachmittags. Von dieser Zeit bis des Abends, beschäftigt er sich wieder ohne Unterlaß. In der

Ernte

Ernte gehe diese Art des Arbeitens freilich öfters einen andern Gang, der aber um so rühmlicher ist, je mehr alsdenn der Mensch arbeitet. Da die Bauern meistentheils also ihre Arbeiten selbst verrichten, so sieht jeder leicht ein, daß hier die Taglöhner ihre Rechnung eben nicht finden. Wirklich wären auch große Güter, auf welchen man ganze Schwärme von Taglöhnern nöthig hat, hier übel daran, obgleich in der dortigen Gegend für ihr Bedürfniß Taglöhner genug sind. Dies ist aber kein Fehler, sondern vielmehr ein großer Vortheil, denn wo es ganze Schwärme von Taglöhnern giebt, da giebt es auch ganze Schwärme von Bettlern. In meinem Vaterlande ist der größte Theil von solchen Männern, die in hiesigen Gegenden taglöhnern, Handwerker; und die wirklichen Taglöhner finden täglich ihre Arbeit, indem sie entweder in den Wäldern Holz zu Kohlen fällen, oder aber in die Weingegenden gehen, wo sie in der Zwischenzeit sich vieles Geld verdienen. In den hiesigen Gegenden müssen wir Schaaren von ausländischen Handwerkern haben, in den Gegenden meines Vaterlandes bringen die Handwerker eine Menge Geldes ins Land. Da, wo in dortigen Gegenden Holz zu Kohlen für die Hüttenwerke gebrannt wird, benutzen die Einwohner den gefällten Schlag einige Jahre zum Kornbau, welches reichliche Früchte trägt, und die Mühe, welche darauf verwandt wird, hinlänglich lohnet, so wie, wenn genügsame Masting ist, die überflüßig zu Bücheln sehr sorgfältig gesammelt, und zu Oel geschlagen werden.

Die Frugalität dieser Leute ist sehr groß, und es wird vielleicht manchem unglaublich scheinen, da es doch wahr ist, daß Bauern, die nur 2 Kühe und große Haushaltungen haben, Butter und Milch nach der Stadt bringen; von Einführung ausländischer Butter weiß man nichts. Das übermäßige Branteweintrinken ist dort ganz unbekannt, welches ein kleines Beispiel erläutern mag. Mein seliger Vater hatte im Anfange eine Landpredigerstelle, zu welcher drei Dörfer eingepfarret, und ein Filial dabei waren. Da er nicht Bestallungsholz genug erhielt, so mußte er immer zu der einen eingepfarrten Gemeinde, die 20 Feuerstätte stark war, seine Zuflucht nehmen; von ihr erhielt er das nöthige Holz um einen fast nichtsbedeutenden Preis, nur mußte er jederzeit selbst kommen, die Bauern zusammen berufen lassen, und ihnen sein Anliegen sagen. Als dies das erstemal geschah, und nach Einwilligung der Bauern zur Verabfolgung des nöthigen Brennholzes, mein Vater ihnen in Masse einen Schoppen Brantewein reichen ließ, erstaunten alle über die große Menge dieses gebrannten Wassers. Kaum, daß von den 20 Bauern die Hälfte auch getrunken wurde; und der Vorsteher nachher allein meinem Vater bedeutete: er möchte inskünftige nur einen

halben Schoppen kommen lassen, sie wären das Branteweintrinken nicht gewohnt. Um sich noch näher von dem Fleiß und der Frugalität dieser Leute zu überzeugen, mag unser ehemaliges Gesinde, das nicht mehr arbeitete als die Bauern, und nach aller Zeugnisse sehr gut gehalten wurde, so, daß sich viele Bauern eine solche Behandlung wünschten, und wir immer gutes Gesinde haben konnten und wirklich hatten, als Beispiel dienen. Wir hatten etwa 72 Morgen Landes unter dem Pfluge, und 18 Morgen Wiesenwachs zum Heu; außerdem bestand die übrige Besoldung in allerlei Arten Zehnten, welcher von drei Ortschaften, wovon zwei jedes über eine starke halbe Stunde entfernt war, gehohen wurde, und nach Hause geschaffet werden mußte. Zu aller dieser Arbeit hatten wir einen großen und einen kleinen Knecht, und meistens nur eine Magd nöthig; nur, daß in der Ernte und zum Dreschen noch Tagelöhner genommen wurden. Unser Gesinde erhielt, wenn es stark arbeiten mußte, des Morgens Butterbrod, des Mittags Gemüse und Butterbrod, des Abends eine steife Suppe, nebst Käse und Brod, und wöchentlich zweimal Fleisch. War die Arbeit nicht gar heftig, so erhielt solches des Morgens zum Brodte Käse; nur beim Einfahren des Roggens wurde Bier gereicht. Der Lohn eines großen Knechts war 17 leichte Thaler, und der eines kleinen Knechts 9 bis 10 Thl.; der einer Magd 6 bis 7 Thl. Diese Leute arbeiteten nun von Morgens früh bis spät in die Nacht, ohne andere Ruhe, als die bei Tische zu haben; besonders ist die Arbeit einer Magd sehr sauer. Ein solches Mädchen muß des Morgens in aller Frühe aufstehen, seine Kühe futtern, melchen, buttern, alsdann auf seinem Nacken den Klee und das Gras für das Kuhvieh herbeischleppen, des Mittags aufwarten, und denn gar öfters noch helfen Mist aufladen, oder auf dem Felde aus einander werfen, zur Zeit der Ernte helfen heuen, Rocken stürzen, den Schnittern das Essen auf das Feld tragen, ꝛc. des Winters außer seiner gewöhnlichen Arbeit helfen dreschen, spinnen, ꝛc. so, daß einer solchen Magd nichts für sich als der Sonntag Nachmittag übrig bleibt; alle andere Zeit ist für den Herrn. Und doch sind diese Leute munter, lustig und immer fleißig, so, daß man in allen Gegenden diese Menschen als Arbeiter wünscht. So viel ist einmal gewiß: ein dortiger Mensch arbeitet mehr, wie in hiesigen Gegenden zwei; und ein hiesiger Mensch ißt mehr, als dort zwei. Als mein seliger Vater noch auf seiner ersten Landpfarre stand, mußte er einstens eine Predigt gegen den übermäßigen Fleiß halten, indem mehrere Bauern sich zu Tode gearbeitet hatten, und andere auf dem Punkt standen, es zu thun; und als ich ihn vor 6 Jahren das letztemal besuchte, sagte er mir, er habe das Jahr vor-

her

her einen Knecht wegen seines allzugroßen Fleisses und der daraus entsprungenen übeln Folgen, abschaffen müssen. Ich habe zur Zeit der Ernte öfters gesehen, wie wir des Mittags die Knechte gleichsam mit Gewalt an den Tisch nöthigen mußten, indem sie nur ein Butterbrod in die Hand verlangten, um wieder an die Arbeit zu kommen.

Die Gütervertheilung ist ferner vortheilhaft für die bessere Kultur des Ackerbaues und der Viehzucht. Denn schon die Vernunft giebt es an Hand, daß ein kleiner Acker von einem Bauern bei gleichen Kräften weit besser kultiviret wird, als ein großer Acker. Aber auch alle Verbesserungen werden weit geschwinder und weit glücklicher unternommen. Nur ein Beispiel, und ganze Gegenden ahmen nach. Auch dies soll durch Beispiele gezeigt werden. Der Kleebau wurde an dem Orte meines Aufenthalts von meinem Vater zuerst versucht; das Jahr darauf fing nicht nur dieses Dorf, sondern mehrere andere dazu den Kleebau an, und jetzt sieht man die Brache allenthalben von schönem Klee grünen. Ein anderer Prediger hatte nur nöthig, den Kartoffelnbau aus Saamen zu zeigen, und jetzt ziehen alle Bauern ihre Kartoffeln aus Saamen; und dergleichen Beispiele mehrere. Die Veredlung des Viehes wird sehr stark getrieben, nachdem es nur einige Männer gezeigt hatten.

Die Gütervertheilung der Bauern ist ferner vortheilhaft für Manufakturen und Fabriken. Denn wo mehrere Hände sind, die sich beschäftigen, wird auch mehr gebauet. Da in meinem Vaterlande z. B. die Schäfereien den Bauern gehören, und jeder Bauer seine Schafe hält: so erzielt auch jeder Bauer nicht nur die für seinen Haushalt nöthige Wolle, sondern behält noch manches Pfund übrig. Hiedurch wird die Einführung der ausländischen wollenen Fabrikate fast ganz gestöhrt. Zudem können auch Manufakturen und Fabriken, Hüttenwerke ꝛc. besser fortkommen. Die Manufakturisten, Fabrikanten ꝛc. finden nemlich thätige Hände. Die Weiber und Töchter der Handwerker und Tagelöhner, beschäftigen sich sehr häufig mit dem Wollspinnen auf dem großen Rade; und es giebt in dieser Gegend viele, und meistentheils wohlhabende Tuchmacher, Strumpfwirker, Zeugmacher, Färber, ꝛc. Männer, die freilich keine große Fabriken haben, und die Messen besuchen, die aber doch für den gemeinen Mann alles verfertigen, und die Märkte beziehen. Fabriken würden gewiß in diesem Lande gut fortkommen, so bald sie nur unterstützt würden. Besonders zeigen die großen Lederhändler dieser Gegend, daß da, wo mehrere Bauern sind, die Ochsenzucht und Schafzucht besser betrieben wird, sich auch die Loh- und Weißgerber sehr gut stehen.

Vor-

Digitized by Google

Vorzüglich gedeihet auch in solchen Ländern der Feldbau durch Ochsen, eine Sache, die nicht genug zu empfehlen ist.

Denn sind auch in solchen Gegenden die Menschen weit gewandter, ihre Tracht ist weit schöner, und reizender, als die der hiesigen Bauern; denn, da die Handwerker häufig auswärts in Städten arbeiten, und da jeder Bauer neben seinem Ackerbau noch immer etwas nebenher durch Fuhren nach den Hüttenwerken ꝛc. zu verdienen sucht: so nehmen diese Leute schon vieles durch diesen Umgang an, wozu noch kömt, daß sie ihr Geblüt nicht durch das viele Branteweinund Biertrinken und durch das viele Fleischessen verdicken. Ihre Tracht entspricht ihrer Gewandtheit. Es ist besonders des Sonntags Nachmittags eine wahre Freude, die jungen Burschen und Mädchen in ihrer Tracht einhergehen zu sehen; und es braucht wahrlich nicht ein von wilden Leidenschaften erhitzter Petitmaitre zu seyn, der sich in ein solches Bauermädchen verliebt, sondern ein feiner Mann von Erziehung und Stande hat öfters sehr nöthig, sein Herz zu bewachen, um nicht reine Liebe gegen ein solches unschuldiges schönes Bauermädchen zu empfinden.

Auch finden sich bei aller dieser Gütervertheilung in jenen Gegenden, besonders in den benachbarten, in welchen der Boden sehr gut ist, nicht nur eben so viele, sondern noch weit reichere Bauern als da, wo die Güter untheilbar sind; da hingegen diejenigen, welche sich auf den herrschaftlichen Höfen, (eine Art hiesiger Meiergüter,) befinden, gewöhnlich entweder arm sind, oder doch nicht vieles vor sich bringen. Ich habe Bauern gekannt, die theilbare Güter hatten, und über 20000 Thl. reich geschätzt wurden; einer davon hatte eine einzige sehr schöne Tochter, um welche sich Regierungsräthe und Prediger bewarben, die er aber alle abwies, und seine Tochter einem Bauerhofsohn zur Frau gab. In einer benachbarten Gegend, in welcher die Güter auch theilbar sind, und die nebst einem guten Erdboden das Glück genießt, von einem ganz vortrefflichen Fürsten regiert zu werden, so daß man hier über nichts klagte, als daß der Fürst zu gut und gelinde wäre, habe ich vor 6 Jahren den Wohlstand der Leute nicht blos bewundert, sondern ich gerieth darüber in Entzücken. Ich wollte einen guten Freund besuchen, der in dieser glücklichen Gegend in einem sehr niedlichen Städchen wohnte, und da ich noch nie in dieser Gegend gewesen war, nahm ich einen andern guten Freund zu meinem Begleiter mit. Eine halbe Stunde von jenem Städchen noch entfernt, kamen wir in das erste Dorf jenes vortrefflichen Fürsten, ich glaubte in der Stadt schon zu seyn, und fragte ganz treuherzig meinen Begleiter, wo denn unser guter

Freund

Freund wohnte. Mein Begleiter fing laut an zu lachen, und antwortete: wir wären in einem Dorfe. Wie! erwiederte ich, hier in einem Dorfe, alle Häuser, Höfe, und die Straße verkündigen eine Stadt. Mein Freund sagte lächelnd, man sieht, daß sie aus W* kommen; hier in der ganzen Gegend finden sie solche Dörfer und reiche Bauern, von Armuth und Bettelei weiß man hier nichts. Und nun werden die Leser doch gerne eine Beschreibung von diesem Dorfe lesen wollen. Mitten durch das Dorfe ging eine schöne Kunststraße, auf beiden Seiten standen drei Stockwerk hohe Häuser, weiß angestrichen mit rothen Pfosten, schönen Fenstern, und meist mit Schifer gedeckt, Scheuren und Stallung, wie das nun in der dortigen Gegend allenthalben ist, vom Wohnhause getrennt, und an jedem Hof ein schönes roth angestrichenes Thor nebst einer Nebenpforte. Als wir vor das Dorf kamen, es war des Abends, kamen uns eine Menge Bauern mit ihren Zugvieh entgegen, welche vom Felde nach Hause fuhren. Die Bauern waren alle wohl genährt und Munterkeit blickte aus aller Gesichtern, ihr Zugvieh waren Ochsen. Nie habe ich in meinem Leben schönere Zugochsen gesehen, ich bat meinem Freund etwas mit seinem Pferde stille zu halten, damit ich mich an diesem schönen Anblick erst satt weiden könnte.

Die Industrieschulen gedeihen in diesen Ländern, wo die Güter getheilt werden, weit besser als in solchen, wo die Güter untheilbar sind. Jedes Kind wird schon von Jugend auf fast unwillkührlich zur Arbeitsamkeit hingezogen, und es wird sich in der Folge, wenn diese heilsame Anstalten sich weiter verbreiten, gewiß zeigen, daß jene Länder den Vorzug erringen.

Moralität. Alle Laster, welche auf dem Lande herrschen, haben lange nicht so viele Nebenzweige als die Laster in den Städten. Haß, Neid, Mißgunst, Verläumdungssucht, Anwendung aller schlechten Streiche, um einen andern zu stürzen, Verfolgungsgeist, und noch mehrere solcher Schandthaten finden sich auf dem Lande entweder gar nicht, oder doch äußerst selten. Diebstähle und Hurerei, nebst ihren Gefolgen sind die gewöhnlichsten Frevel des Landmanns. Es läßt sich daher schon a priori einsehen, daß in einem Lande, in dem jeder Arbeit finden kann, jeder seinen eigenen Herd, und gewöhnlich eigene Ländereien hat, Niemand oder doch sehr wenige aus Noth gezwungen zum Diebstahl greifen werden, und daß in allen solchen Ländern, in welchen die Gütervertheilung statt findet, eben dadurch die Ehen erleichtert sind, und die Fornicationsfälle weit seltener seyn müßen. Dies ist denn auch in allen solchen Ländern wirklich der Fall. Von öffentlichen Einbrüchen hört man hier seit langen Jahren wenig oder nichts, und die Felddiebstähle sind äußerst selten. Eben so verhält es sich mit dem Laster der Hurerei.

Läßt

läßt sich ein Mädchen verführen, so ist es gleichsam geächtet, und wenn es auch noch so viele Reichthümer besäße, so wird es nie eine rechtliche Parthie thun können; hat ein Bursche einen solchen Fehltritt begangen, so ist ihm eben so gut der Weg versperrt, durch eine gute Heirath sein Glück zu machen, als einem Candidato theologiæ, der seinen Vater zum Großpapa macht, ehe der Herr Sohn einen Dienst hat. Mein Vater war Prediger bei einer Landgemeinde, die 90 Feuerstätte zählte, 18 Jahre lang, und in diesen 18 Jahren trat nur ein Hurenfall ein. Der Sohn des Kuhhirten, ein sehr fleissiger junger Mensch schwängerte ein wohlhabendes Mädchen, weil er es auf keine andere Art zur Frau haben konnte. Ueber diesen Vorfall gerieth die ganze Gemeinde in Harm, weil sie behauptete, der Kerl hätte die Ehre der Gemeinde geschändet, indem er eine solche That begangen hätte, so daß der arme Bursche aus Furcht vor einer Tracht Prügel sich einige Tage und Nächte in dem Walde verstecken mußte.

Ueberhaupt könnte in dieser Gegend der Bauer zu einem hohen Grade von Moralität gebracht werden, wenn nicht gewisse Hindernisse obwalteten, die ich hier wohl verschweigen will. Mein Grundsatz ist es von jeher gewesen, nur die Laster, nicht aber die Menschen anzugreifen, und hier müßte ich eine ganze Klasse Menschen nennen, ich würde sie beleidigen ohne zu bessern, ferne sey dies von mir!

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

In dem 59sten Stück des diesjährigen Magazins ist die Anweisung enthalten, wie man Steinobst für den Winter aufbewahren kann. Muß man die Gefäße, worin man solches gelegt hat, in der freien Luft — oder kann man sie auch im Keller in Sand vergraben? Man bittet recht sehr, diese Frage doch bald zu beantworten.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

80tes Stück.

Montag, den 5ten October 1795.

Von den Vortheilen für Industrie, Moralität, Patriotismus und Bevölkerung, wenn die Bauerngüter getheilt werden.

(Schluß.)

Beförderung des Patriotismus.

Wer in seinem Vaterlande nicht viel mehr besitzt, als die Luft die er einathmet, wird bei der geringsten günstigen Aussicht dasselbe gern mit einem andern Lande vertauschen, das ihm mehrere Vortheile darbietet. Nicht so der Mensch, der einige Ländereien in seinem Vaterlande besitzt, ein solcher besinnt sich erst zweimal, ehe er sein Erbtheil verläßt. Militairische Staaten sollten besonders die Gütervertheilung einführen, um dem Austreten und der Desertion vorzubeugen. Denn der Soldat, der eigene Güter hat, streitet jederzeit, er mag nun zur Vertheidigung seines eigenen Vaterlandes in Krieg ziehen, oder als Auxiliarsoldat in Subsidien stehen, wenn nicht für die Religion, (pro aris) doch für seinen Herd, (focis) indem ihm, sobald er desertirt sein Vermögen confiscirt wird. Als vor etwa 18 Jahren, in meinem Vaterlande die Truppen nach Amerika marschirten, hatte das Regiment, welches daselbst sein Standquartier und sein Kanton hatte, äußerst wenige Desertion. Von 40 Burschen, welche aus meinem Wohnort mitgingen, desertirte einer, und dem dieser eine hatte gar kein Vermögen, wäre aber nach seiner Aussage doch nicht desertirt, wenn er nicht, er war Rekrute, im Kittel hätte mitmarschiren müssen, dies habe ihm zu schimpflich geschienen. Und eben dadurch wird einem andern Laster, nemlich dem Meineid bei den Soldaten, welcher gefährlichere Folgen hat, als man wohl denkt, vorgebeugt; so wie solchen Leuten, die eigene Güter haben, jederzeit mehr an dem Wohl des Vaterlandes gelegen ist, als solchen, die nichts besitzen.

Bevölkerung. So viele Mühe ich mir gegeben habe, die Volkszahl zweier mir sehr bekannten Länder, die sich an Größe fast gleich seyn mögen, und wo in dem einen die Ländervertheilung

theilung statt hat, in dem andern aber nicht, genau kennen zu lernen, so wenig ist es mir geglückt. Mit schwankenden Zahlen und Gründen mag ich meine Leser nicht behelligen. Also zu andern wahrscheinlichen Gründen. Es läßt sich schon sehr deutlich einsehen, daß ein Land, in welchem die Gütervertheilung statt findet, aus zwei Gründen bevölkerter seyn müße, nemlich weil darin mehrere Familien wohnen, und da jeder ein Eigenthum besitzt, die Auswanderungen weit seltener sind. Auch werden es die Fürsten die vieles Militair haben, gewiß wissen, daß in den Ländern, in welchen die Gütervertheilung statt findet, weit mehrere und besser zuzurichtende Recruten zu haben sind; welches ich zum Ueberfluß noch durch Beispiele beizugen will. Als im Jahr 1776. die Truppen meines gnädigsten Fürsten nach Amerika marschirten, stellte die Herrschaft in welcher ich damals wohnte, ein complettes Regiment von den schönsten Leuten, und errichtete ein zweites Regiment, welches im Lande blieb, völlig mit schönen Burschen, statt daß andere Grafschaften von der nemlichen Größe, wo keine Gütervertheilung ist, mit genauer Noth ein Regiment stellen konnten. Ein würdiger Officier versicherte mich, daß es eine wahre Freude sey, die Recruten aus meinem ehemaligem Vaterlande zu dressiren.

Ich habe gleich im Anfange gesagt, daß durch Vergleichung zweier Dinge der Mensch am ersten einsehe, welchem von beiden der Vorzug gebühre, folglich muß ich hier ganz kurz noch die Gegenden beschreiben, in welchen die Gütervertheilung nicht statt findet.

In solchen Ländern erhält eines von den Kindern das Gut, die andern werden mit einer nichtsbedeutenden Kleinigkeit abgefertiget; so finden sich Gegenden, in welchen ein Vollmeier an seine Geschwister insgesamt nur 100 Thl. abgiebt. Dies ist aber doch hart, und denn schadet es auch der Industrie, Moralität, dem Patriotismus und der Bevölkerung. Es ist hart, denn angenommen daß ein Vollmeier 100 Morgen Landes, den Morgen im Durchschnitt zu 40 Thl. und 4 Kinder hat, so macht sein Gut die Summa von 400 Thaler, wovon jedem Kinde 100 Thl. zukämen. Nun aber erhält nach der jetzigen Einrichtung das eine Kind die ganze Colonie, und jedes der übrigen 33 $\frac{1}{3}$ Thl., folglich bekomt jedes der drei andern Kinder um 66 $\frac{2}{3}$ Thl. zu kurz. Hiezu kömt nun, 2) daß die Industrie aus mehreren Gründen lange nicht so gut ist, als da, wo die Gütervertheilung statt findet. Denn, 1) so arbeitet ein solcher großer Bauer lange nicht mit dem Eifer, sucht lange nicht so alle Vortheile zu nutzen, als wenn er nur die Hälfte der Güter hätte. Dies ist jedem, der aus solchen Gegenden kömt, in welchen die Gütervertheilung

lung statt hat, am meisten einleuchtend. In meinem Vaterlande ist der Boden sehr schlecht in Vergleichung des Bodens meines jetzigen Aufenthalts, und doch zieht man daselbst nicht nur schönere Früchte, sondern alle Verbesserungen gedeihen weit besser; und der Bauer arbeitet mehr; 2) so muß ein solcher Meier eine Menge Gesinde und Tagelöhner haben, die sowohl durch ihre schlechte Arbeit, als auch durch ihr vieles Essen und guten Lohn, Nachtheil und Unkosten bringen. Dies ergiebt sich besonders in militairischen Staaten, in welchen die jungen Einländer zu den Regimentern abgeführet werden, und der Bauer alsdenn mit schweren Unkosten Ausländer annehmen muß.

Es hat ferner diese Einrichtung sehr widrigen Einfluß auf die Moralität. Heirathen können die abgefundenen Kinder gewöhnlich nicht, folglich ergeben sie sich der Hurerei: daher in solchen Gegenden die Hurerei als gar nichts entehrendes angesehen wird; eine Sache, die gar schlimme Folgen für einen Staat hat. Die Diebereien und andere Laster, sind eben so häufig. Auch der Patriotismus erkaltet. Solche Menschen, die in ihrem Vaterlande nichts zu verliehren haben, können nach ihren Grundsätzen unmöglich patriotisch gesinnet seyn. Zieht man sie unter die Soldaten, so treten sie entweder aus, oder desertiren: dies beweisen die Listen der ungeheuren Menge Emigrirter in fremden in solchen Gegenden. Durch die häufige Desertion ist der Soldatenmeineid gar kein Laster mehr. Durch Austreten und Desertiren werden die Länder entvölkert. Wenn wir nur von einem Lande öffentliche Listen von allen den in einem Decennium ausgetretenen Menschen hätten, und davon die geringen Einwanderungen in unsere Länder abzögen, so würden wir erstaunen über das grosse Residuum von Ausgewanderten. Ich könnte hier Privatnachrichten einrücken, allein so lange solche Listen noch nicht öffentlich gedruckt sind, werde ich mich wohl hüten, der erste zu seyn, der sie bekannt macht.

Und zuletzt noch eins. Welche große Summen verliehret nicht nach unserm jetzigem Abgabesistem ein Landesfürst, wenn aus seinem Lande so viele Menschen austreten. —

Es wäre also besonders in unsern Zeiten, um so wohl die Lücke wieder auszufüllen, welche uns der Krieg durch Hinwegraffung einer Menge Menschen aus dem producirenden Stande verursacht hat, als auch um Industrie, Moralität und Patriotismus mehr anzufachen, sehr zu wünschen, daß die Gütervertheilung, besonders der großen Meier- und Halbmeiergüter statt fände, und daß sich alle die Schwierigkeiten glücklich aus dem Wege heben ließen, welche sich freilich dabei zeigen werden.

Digitized by Google

Ueber die Fortschritte der Schiffsbaukunst und ihren jetzigen Zustand.

So wie die bürgerliche Baukunst sich von der Strohhütte zum prachtvollen Pallaste erhob, schwang sich auch ihre jüngere Schwester die Schiffsbaukunst vom ausgehöhltem Baume zu der ungeheuren zusammengesetzten Maschine eines heutigen Kriegsschiffes empor. Schnell, und wenn ich mich so ausdrücken darf, fast mit Riesenschritten erreichte jene das Ziel der Vollkommenheit, indeß diese noch immer in ihrer Kindheit blieb. Schon zur Zeit des Perikles, 450 Jahre vor Christi Geburt, hatte die bürgerliche Baukunst einem Grad der Vollkommenheit in Griechenland erreicht, dem das glänzende Zeitalter der Medicis wenig oder nichts hinzufügte. Bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts blieb die Schiffsbaukunst, was sie seit ihrer Entstehung gewesen war, ein Handwerk, dessen mechanische Handgriffe vom Vater auf den Sohn forterbten. Peter Janszen van Hoorn, ein Holländer, machte den ersten gewagten Versuch über die Construction der Schiffe nachzudenken; er glaubte das Muster eines vollkommenen Schiffes gefunden zu haben, wenn er alle Dimensionen desselben nach der Arche Noah einzurichten suchte. Allein, dieser gute Mann, dessen Absicht lobenswerth war, vergaß, daß die Arche nicht zum schnellen Segeln; sondern nur zum ruhigen Treiben auf den Wässern der Sündfluth bestimmt war. In seinem Muster fehlten ihm also die Demensionen der Muster und Segel, die er folglich selbst hinzufügen, und dadurch sein schönes Muster nothwendig verstümmeln mußte.

Günstiger für die Schiffsbaukunst war das Ende des vorigen Jahrhunderts. Verschiedene praktische Baumeister nebst einigen erfahrnen Seeofficieren, unter welchen sich auch der Marquis du Quesne und der Ritter Renau befanden, versammelten sich im Jahre 1681. zu Paris, um über diesen Gegenstand zu deliberiren. Dieser Conferenz verdankt die Schiffsbaukunst ihre erste theoretische Grundlage. Herr von Renau gab kurz nachher eine theoretische Abhandlung über den Profilplan der Schiffe heraus, in welchem er alle Theile von einander abhängen ließ, und so der Figur des Schiffes mehr Uebereinstimmung und Symmetrie im Ganzen gab, da im Gegentheil die vorherigen Methoden das ganze Werk dem Zufalle und dem Eigensinne des Baumeisters überließen.

Allein, so nützlich die Theorie des Herrn Renau im Ganzen für die Schiffsbaukunst seyn mögte; so schränkte sich ihr Hauptentzweck doch nur auf die Symmetrie der äußern Figur ein. Die krummen Linien, aus welchen er den Umriß seiner Figuren formirte, waren Kegelschnitte, deren

nützliche

nützliche oder schädliche Eigenschaften, in Hinsicht auf den Widerstand, den sie dem Wasser entgegensetzen, man damals noch nicht untersuchen konnte. Die höhere Geometrie und Mechanik hatten den Grad der Vollkommenheit noch nicht erreicht, den Neuton und Leibnitz ihnen durch die Erfindung der Differential- und Integralrechnung im Anfange dieses Jahrhunderts gaben, und der zur Auflösung der unendlichen Schwierigkeiten, womit diese verwickelte Materie angefüllt ist, durchaus erforderlich war. Wie hätte man z. B. den vortheilhaftesten Winkel, den das Ruder mit der Verlängerung des Kiels bei den Wendungen des Schiffes machen muß, finden können, wenn die Rechnung vom Größten und Kleinsten uns nicht die Regeln dazu an die Hand gegeben? Wie hätte man den Schwingungspunkt, um welchen das Schiff seine oscilatorischen Bewegungen verrichtet, bestimmen können, wenn nicht Gallilei die Gesetze der fallenden Körper untersucht und Huighens die höhere Geometerie auf die Pendulbewegung angewendet hätte? Wie hätte man den Stoß des Wassers gegen den Vordertheil des Schiffes berechnen, und daraus die Figur, die dem Laufe des Fluidums den geringsten Widerstand entgegensetzt, bestimmen könne, wenn nicht ein Mariotte, Bernouille und Euler die Hydrostatik und Dynamik durch ihre Erfindungen bereichert hätten? —

Aus dem Obengesagten wird man also ohne Schwierigkeit einsehen, warum die Schiffsbaukunst solche langsame Fortschritte machen mußte, und warum erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Du Hamel und Bouguer die Schiffsbaukunst in eine wissenschaftliche Form bringen konnten. — Glücklich für die Schiffsbaukunst fand letzterer auf den Gebürgen von Perou *) eine fünfjährige Muße, die er unterstützt von den seltensten Talenten auf diese Materie verwenden konnte. Sein großes Genie, verbunden mit einem unermüdetem Fleiße, erschöpfte fast ganz diese gränzenlose Materie; sein Traité du navire wird dem Seefahrer und Philosophen ewig ein kostbares Monument, daß er nie genug schätzen kann, bleiben. Die Untersuchungen des Erstern über den Schwerpunkt des Schiffes, und sein Commentar über das Werk des Letztern haben diesen Gegenstand in einem so glänzenden Gesichtspunkte dargestellt, daß die Schiffsbaukunst jetzt durch den unermüdeten Eifer dieser großen Männer sich mit allem Rechte einer gründlichen Theorie, so gut wie die andern Theile der angewandten Mathematik rühmen kann.

Aus dieser kurzen Geschichte der Schiffsbaukunst, und aus dem Grade der

*) Herr Bouguer wurde nach Peru geschickt, um einen Grad der Breite in der Nähe des Aequators zu messen.

Digitized by Google

der Vollkommenheit, dem die Theorie derselben jetzt erhalten, könnte man sehr leicht in Versuchung gerathen, der praktischen Construction unserer heutigen Schiffe eben diese Vollkommenheit beizumessen. Allein dieser Schluß ist leider! bis auf diesen Tag noch fast in ganz Europa falsch; denn in keinem anderem Fache der angewandten Mathematik steht die Theorie mit der Ausübung in einem so traurigem Widerspruche, als gerade in diesem. Es ist freilich oft der Fall bei unsern eingeschränkten Kenntnißen, daß die Theorie der Ausübung in manchen Fällen nicht entspricht; allein hier liegt die Schuld nicht so sehr an uns, als an der Schwäche unsers Verstandes; aber in diesem Fache, und besonders in meiner Vaterstadt liegt die Schuld offenbar an uns selbst. Denn, wie können wir verlangen, daß die praktische Schiffsbaukunst Fortschritte mache, wenn wir ihre Theorie entweder nie befragen, oder sie wohl gar für überflüßig halten.

Es muß einem jeden Fremden, der die mindeste Sachkenntniß besitzet, äußerst auffallend seyn, wenn er unsere Schiffwerften und die Construction unserer Schiffe mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet; und noch weit mehr, wenn er Gelegenheit hat, die Kenntniße der Leute, denen man den Bau einer so kostbaren Maschine anvertrauet, etwas näher zu beleuchten. Ohne die mindesten gramatischen Kenntniße zu besitzen, unternehmen es diese Leute, eine solche zusammengesetzte Maschine zu bauen, deren kleinste Theile in der vollkommensten Uebereinstimmung mit dem großem Ganzen seyn müssen, wenn nicht die unaufhörliche gewaltsame Bewegung, welcher diese Maschine auf der See ausgesetzt ist, sie in einer kurzen Zeit zerstören soll. Man darf nur, um sich hiervon zu überzeugen, unsre Schiffswerften dann besuchen, wenn das Gerippe des Schiffes aufgestellt ist, oder, (um mich des eigenen Ausdrucks der Baumeister zu bedienen) wenn es in Spanten steht, und man wird das ganze planlose Flickwerk, das noch obendrein mit großen Unkosten und Zeitverlust manchmal wiederum muß zerschlagen werden, deutlich in seiner ganzen Blöße übersehen können. Die Spanten werden von einem Orte zum andern gerückt, hier wird 2 bis 3 Zoll von dem Gerippe, worauf die ganze Festigkeit des Schiffes beruhet, abgehauen; dort wird ein Stück in eine Lücke hineingeflickt, damit nur die äußeren Planken gewaltsam um diesen unförmlichen Körper gebogen werden können, dessen innere Heßlichkeit und planlose Figur, eben so durch einen glattgehobelten Umschlag, als die Runzeln einer alten Coquette durch Schminke verborgen wird. — Hier wäre es mir äußerst leicht eine Menge Beispiele anzuführen, allein, Exempla sunt odiosa ist meine Lieblingsmaxime, und übrigens kann sich auch ja jeder durch seine eigene Augen von der

Digitized by Google

der Wahrheit des Obengesagten überzeugen.

Ich muß es gestehen, es hat mir oft Mühe gekostet, mich des Lachens zu erwehren, wenn einer dieser Baumeister mich seines Zutrauens beehrte, und mir unter dem Siegel der äußersten Verschwiegenheit einige seiner unbedeutenden Handwerksmisterien eröfnete; so z. B. entdeckte mir einer mit der geheimnißvollsten Miene von der Welt, daß man um dem Schiffe seine angemessenste Lage, so wohl geballastet als beladen zu geben, untersuchen mußte, welche Lage es, wenn es von dem Stapel ins Wasser läuft, von selbst annimt, und jederzeit diesen Unterschied seiner Tiefe im Wasser hinten und vorne in allen andern Umständen beibehalten müsse. Das Einfältige und Abgeschmackte eines solchen Raisonnements fällt sogleich in die Augen, wenn man nur bedenket, daß wenn der unter dem Wasser liegende Theil des Schiffes, wenn es beladen ist, die erforderliche Form hat, um mit der größten möglichen Geschwindigkeit zu segeln, so muß es ja nothwendig diese Eigenschaft verlieren, wenn nur die Hälfte oder der dritte Theil desselben untergetaucht ist. Uebrigens hängt es auch ja ganz von der Willkühr des Baumeisters ab, ob er sein Schiff, ehe er es vom Stapel laufen läßt, mehr oder weniger vollenden will, und es also dadurch an dem einen Ende mehr oder weniger untertauchen lassen kann.

Es ist kaum möglich dergleichen Abgeschmaktheiten ernsthaft zu widerlegen; allein ich kann doch nicht umhin noch ein Paar Worte über ihre praktische Bestimmung der größten Breite des Schiffes hieher zu setzen. In diesem Punkte, der gewiß einer der wichtigsten in der ganzen Schiffsbaukunst, und wo ihr die Theorie am unentbehrlichsten ist, glauben diese Leute alles durch Erfahrung und Versuche bewerkstelligen zu können. Aber, wie ist es möglich, daß man durch Versuche, wenn sie auch tausendfach widerholt würden, die Eigenschaften einer krumen Oberfläche, die ein Zusammengesetztes von einer unendlichen Menge krummer Linnien ist, finden könne? — Hätten die Schiffsbaumeister die mindeste Einsicht von der Theorie ihrer Kunst, so würden sie unfehlbar einsehen, daß der leichteste Weg zur Auflösung dieses Problems unstreitig der sey, den Herr Bouguer in seiner Traite du navire vorschlägt, nemlich: daß man die krumme Fläche des Vordertheils in lauter gradlinigte Dreiecke eintheilen, die Kraft des Wasserstoßes auf jedem dieser Dreiecke berechnen, und deren Summe mit dem Wasserstoße, dem der Querschnitt der größten Breite ausgesetzt seyn würde, vergleichen müße, um hieraus das vortheilhafteste Verhältniß beider Flächen zu entwickeln, und so den Ort der größten Breite zu bestimmen. Wollten und könnten sich die Schiffsbaumeister hiezu bequemen, so würden wir

mehr-

Digitized by Google

mehr Zweck und Uebereinstimmung in ihren Bauarten finden; ihre Schiffe würden besser segeln und ungleich dauerhafter wegen der schicklichen Verbindung ihrer einzelnen Theile seyn. Kurz, die praktische Construction der Schiffe würde dann den Grad der Vollkommenheit erreichen, den die bürgerliche Baukunst schon seit so vielen Jahrhunderten erreicht, und den die Theorie, verbunden mit einigen glücklichen Versuchen uns schon seit mehr als funfzig Jahren versprochen hat.

D. Braubach.

Ueber vorgebliche Erzeugung des Saamens an Kohl.

So gewiß es ist, daß im Frühlinge an den im Herbst eingegrabenen Kohlblättern kugelförmige, dem Kohl- oder Kappsaamen ähnliche Körper gefunden werden, eben so gewiß und entschieden ist es auch, daß diese für Kohlsaamen gehaltene Körner, keinesweges Saamenkörner, sondern eine Art Schwämme sind, welche der Ritter Linee unter Lycoperda rechnet.

Man vergleiche darüber Munds landwirthschaftliches Magazin, wo in dem ersten Quartalstück des 2ten Jahrganges die nemliche Erscheinung gemeldet, aber auch bald darauf im 4ten Quartalstück desselben Jahrganges, in einer aus dem 19ten Stück des wittenberger Wochenblatts, vom Jahr 1771. eingerückten Abhandlung deutlich erwiesen wird, daß diese kugelförmigen Körper keine Saamenkörner, sondern Schwämme sind. Ferner Beckmanns Grundsätze der deutschen Landwirthschaft 4te Auflage, Göttingen 1790. §. 161. Anmerkung 2. woselbst noch folgende Schriften zur Nachlese empfohlen werden, als: Brueckmann in Comercio litter. Norimberg. 1749. S. 181. Reichards Land- und Gartenschatz. 1. S. 155. Hanors Seltenheiten der Natur 2. S. 395. Von Gleichen neues stes aus dem Reiche der Pflanzen. Anhang S. 11. Tab. 6. Bergius in den Abhandlungen der schwedischen Akademie XXVII. S. 215.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

81tes Stück.

Freitag, den 9ten October 1795.

Wie ist dem unter uns eingerissenen Uebel der Lesesucht abzuhelfen? &c.

Unter den vielen üblen Folgen, die die französische Revolution uns verursacht hat, zeichnet sich doch noch immer manche gute aus; wie denn oft aus etwas Bösem durch die natürliche Verbindung der Umstände etwas Gutes entstehen kann; und unter diesen ist wohl eine der besten Folgen, daß man jetzt auf manche Dinge aufmerksam geworden ist, die über kurz oder lang uns gefährlich werden konnten, die man aber vorher nicht beachtete, oder wenn man sie auch bemerkte, nicht für so wichtig hielt, als sie jetzt offenbar sich zeigen. Dahin gehört gewiß auch das Uebel, was durch das zu viele Lesen, wie überhaupt von allen Büchern, so insbesondere von solchen Schriften entsteht, die gegen Sitten, Religion, Tugend und die Pflichten, die wir dem Staate und dessen Beherrschern schuldig sind, verstoßen, und zu unrechtmäßigen Handlungen gegen diese uns ehrwürdigen Gegenstände Veranlassung geben. Man betrachtete dies Uebel sonst selten von der wichtigen Seite, die es jetzt uns zeigt, und nur erst, da Erfahrung uns gelehrt hat, wie schädlich diese allgemeine Sucht nach Lectüre geworden ist, wie sie, freilich nicht allein, und nicht vorzüglich, die Revolution hervorbrachte, aber doch auch nicht den geringsten Theil des Schwindelgeistes erzeugt hat, der so manchen schwachen Kopf jetzt im Wirbel herumdreht: jetzt sucht man den entstandenen Schaden zu heilen, und neuem vorzubauen. Selbst unsere sonst so milde Regierung, die uns in allen erlaubten Dingen unsere Freiheit, so wenig nur immer möglich ist, beschränkt, findet es für nöthig, ein achtsameres Auge auf unsere Lesegesellschaften zu haben, und so wie diese Vorsicht, gesetzt auch, daß nicht alles, daß auch nur wenig dadurch gewirkt werden könnte, allerdings von jedem wahren Patrioten (im edelsten Sinn des Worts) mit Dank anerkannt werden muß: so ist es auf der andern Seite gar kein Vorwurf, daß man eben diese Vorsicht nicht schon längst angewandt habe. Wo in der Welt geht es wohl anders, als

Digitized by Google

daß man erst den wirklichen Anfang eines Uebels erwartet, ehe man ihm abzuhelfen sucht? Wer wird wohl gern gegen Schatten streiten, und aus einem bloßen, vielleicht grundlosen Argwohn, die natürliche Freiheit des Menschen einschränken? Und ausserdem ist es ein allgemein anerkannter Grundsatz, daß andere Zeiten andere Gesetze erfordern, und also Schärfe nur da zu billigen ist, wo wirkliche Gefahr sie nothwendig macht, und Gelindigkeit die Urheberin der größern Uebel werden könnte.

So gut aber und billig uns dies alles scheinen mag, und mit Recht scheinet, so erstreckt sich doch diese Vorsicht, die uns die Verordnungen, theils in unsern, theils in andern deutschen Staaten, bezeugen, auf nichts weiter, als auf die sogenannten verbotenen Bücher. Nicht alle Lesegesellschaften sind verboten, sondern nur die gegen den Staat und dessen Verfassung geschriebenen, — vielleicht auch die die Sitten beleidigenden — Bücher, werden aus den Lesecatalogen ausgestrichen; weil beide allerdings den nicht genug Unterrichteten und Schwachen auf mannichfache Art schaden, und ihn zu gesetzwidrigen Handlungen verleiten können. Ein solches Verbot und strenge Wachsamkeit über dessen Befolgung, ist freilich ein Werk der Vorsicht, die der Staat seinen Mitbürgern schuldig ist; ist auch ein ziemlich haltbarer Damm, der den heftigen Strom dieses Uebels bei manchen Ausbrüchen in seinen Schranken zurückhalten kann; und ist endlich ein Mittel, was durch Glückseligkeit der Unterthanen befördert wird; aber ob dieses Verbot dem gesamten Schaden abhelfen kann; ob nicht zuweilen der Strom dieses Uebels zu heftig, und an zu sehr verborgenen Stellen hervordringet und hervorgedrungen ist, als daß dieser Damm seinen Lauf ganz hemmen könnte; und ob endlich nicht mit diesem freilich vorzüglich großen Uebel manche andere, wenn gleich dem Ansehen nach kleinere, verbunden sind, die aber doch in ihren Folgen äußerst wichtig werden, und die sich durch keine Verordnung heben lassen? — das sind andere Fragen, deren Beantwortung nach meiner Ueberzeugung wohl nicht ganz zu unserer Zufriedenheit ausfallen mögte. Wer weiß nicht zuerst, daß es mannichfache Wege giebt, auf denen Contrebande ins Land geführt wird? Und wer sollte nicht gehört haben, daß in so manchen Städten und Ländern, wo es doch nicht an sorgsamer Aufsicht fehlt, gerade die Bücher, die sich mit in der Liste der verbotenen befinden, zwar nicht in Lesegesellschaften circuliren, aber doch unter der Hand, wie man es nennet, am häufigsten gelesen werden? Eine Erscheinung, die beim Mangel anderer Ursachen sich durch das bekannte: nicimur in vetitum wohl am besten erklärt. Nicht weniger kann es einem aufmerksamen Beobachter entgangen seyn, daß zwar die gröblichen und

Empfin-

Empörung predigenden Bücher manche nachtheilige Gesinnungen und Grundsätze verbreiten, daß aber ein wo nicht größerer, doch eben so schädlicher Einfluß auf das Glück der menschlichen Gesellschaft dem zu vielen, unmäßigen und unbesonnenen Gebrauche solcher Bücher zuzuschreiben ist, die freilich allgemein für ganz erlaubte Bücher gehalten werden, und die wegen des vielen darin enthaltenen Guten von keiner Obrigkeit verboten werden können, die aber durch ihren Inhalt, und durch die Art, wie dieser behandelt ist, die Begierde, mehrere der Art zu lesen, reizen, und manchen zu dem Fehler verleiten, dem ich keinen andern Namen, als den der Lesesucht, zu geben weiß.

Gewonnen haben wir also allerdings, wenn nur nicht unsittliche und die bürgerliche Ruhe stöhrende Bücher bei dem Büchervertleiher öffentlich mehr zu haben sind, und in den Lesegesellschaften circuliren dürfen; aber alles ist dadurch bei weitem noch nicht gethan. Wodurch sollen wir dem noch übrigen Uebel abhelfen? Vom Staat können wir keine weitere Hülfe erwarten; denn wie wäre es möglich, von jedem einzelnen Mitbürger zu erfahren, welche Bücher er lese, und auf welchem Wege er sie sich verschaffe? Wie ließe sich eine Vorschrift gedenken, die für jeden anpassend, die Zahl von Büchern, die er lesen, oder die Zeit, die er darauf wenden sollte, bestimmte? Der bestgeordnete Staat kann nichts weiter thun, als was geschehen ist. Es ist nicht mehr ein Fehler, der vor unsern Gerichtshöfen beurtheilt und bestraft werden kann; er schadet nicht der öffentlichen Sicherheit und Ruh; aber es ist ein Fehler, der unserer Moralität, der unserer Zufriedenheit, unserer häuslichen Glückseligkeit und dem Genusse des Vergnügens in unsern gesellschaftlichen Zirkeln schadet. In uns selbst liegt der Fehler; uns selbst schaden seine Folgen; wir selbst also müssen Hand anlegen, ihn zu bessern. Und wie können wir dies? — Dazu einige, vielleicht noch nicht hinlänglich durchgedachte, aber doch, wie ich hoffe, nicht ganz unzweckmäßige Mittel anzugeben, und erfahrnere Männer zum weitern Nachdenken, und zur Bekanntmachung ihrer Gedanken anzureizen, ist der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung.

Unter Lesesucht verstehe ich hier, wie schon von selbst einleuchtet, keinesweges das Lesen des Gelehrten, dessen Beruf vieles Lesen wissenschaftlicher Bücher mit sich bringt, und eben so wenig das Lesen angenehmer, zum Vergnügen geschriebener Bücher, was dieser, so wie der Ungelehrte, und die Frauenzimmer aus den gebildetern Ständen sich von Zeit zu Zeit zur Erholung erlauben. Nur allein das übertriebene Lesen solcher bloß vergnügender Schriften, namentlich der Romane und Comödien, die freilich auch ihren Nutzen haben können, die aber mehr des Vergnügens wegen

gelesen werden; diese Unmäßigkeit im Lesen, in der so mancher ganze Tage und Wochen verschwendet; dies heißhungrige Verschlingen solcher Bücher, wo nicht gelesen wird, um den Geist auszubilden, sondern um zu lesen, und um die Phantasie mit angenehmen Bildern in beständiger Thätigkeit zu erhalten, wo man also rastlos zum Ende des Buchs hineilt, ohne dann, wenn es zugeschlagen ist, sich Rechenschaft geben zu können, was man daraus gelernt hat; und besonders, das, wenn gleich übrigens gute, doch zu häufige Lesen aller derer, deren Hauptgeschäft nicht Lesen, sondern thätiges zum Besten der Menschheit wirkendes Leben ist, da dieses durch jenes so oft vernachläßiget wird, — dies nur mögte ich hier unter dem obigen Namen verstanden haben.

Daß dies Uebel sich wirklich unter uns befindet, und daß es wirkliches durch mehrere nachtheilige Folgen schadendes Uebel ist, brauche ich nicht erst zu beweisen; beides ist, wie ich glaube, von den meisten schon allgemein anerkannt. Richten wir lieber sogleich unsern Blick auf die Ursachen des Uebels, weil, ohne diese zu kennen, kein Schaden sich heilen läßt. Ihrer sind mehrere, die wir oft in Kleinigkeiten und unbedeutenden Veranlassungen zu suchen haben, die aber dem Menschenkenner nicht als Kleinigkeiten erscheinen werden, weil ihre Folgen zu wichtig sind.

Alle zusammen genommen, lassen sich ohne Mühe aus einer Quelle ableiten, sie sind alle in der sehr wahren Bemerkung begründet, daß wir nicht mehr Kinder der Natur, sondern Zöglinge der Kunst sind; daß wir das, was Natur uns zum Hauptzweck unsers Lebens bestimmt hat, oft als Nebensache behandeln, und dafür uns selbst neue gegen jene oft streitende Zwecke ersinden; daß wir den Genuß, den Natur uns darbietet, verachten, uns Bedürfnisse erkünsteln, und künstliche Mittel zu deren Befriedigung anwenden, und daß wir also in der Ausbildung und Verfeinerung unsers Geistes und aller unserer Fähigkeiten, die an sich lobenswerth und von der Natur selbst uns aufgelegte Pflicht ist, nicht den Weg einschlagen, den diese unsere Mutter uns als wahren, zum Ziel führenden Weg, anweiset. Aus dieser Ursach entsteht das Uebel der Lesesucht, aber aus eben dieser lassen sich alle unsere Fehler, sie mögen Namen haben, welchen sie wollen, ohne Zwang herleiten. Um unsern Gegenstand also kennen zu lernen, müssen wir weiter nachforschen, und die Abwege aufsuchen, auf denen wir von der Natur abgewichen, und zu diesem Fehler gekommen sind.

Unsere natürliche Bestimmung ist ohne Zweifel das thätige, geschäftige Leben. Die Bedürfnisse, die in uns ihre Befriedigung fordern, wenn wir unser Leben fortsetzen wollen, treiben uns an, thätig zu seyn. Eben der Trieb,

Digitized by Google

Trieb, der die rohen Menschen reizte, sich erst in Wäldern Eicheln, und auf den Feldern Wurzeln zu suchen, bald aber eigenen Fleiß anzuwenden, und die Produkte der Erde zu veredeln, eben der Trieb reizt auch uns, irgend einem Geschäfte uns zu widmen, dessen Abwartung uns Quelle des Unterhalts seyn kann. Und eben der Trieb, dem wir die Erfindung unserer edelsten Vergnügen, der Musik und der Dichtkunst verdanken, der die rohen Menschen versammelte, und, wenn gleich rohe, doch ihrem Ohr angenehme Töne bilden lehrte, eben der erweckt auch in uns die Begierde, mehr zu sammeln, um jetzt oder bald an den Vergnügungen anderer Theil nehmen zu dürfen. Thätiges Leben ist unsere natürliche Bestimmung. Und wie folgen denn so manche unter uns diesem Wink der Natur? Sie sehen es, wie der fleißige arbeitsame Mann aus jedem Stande glücklich ist, wie jede Arbeit seine Kräfte stärkt, und Gesundheit seines Körpers und Geistes befördert: und doch finden sie selbst an allen Geschäften einen Ekel. Das bürgerliche alltägliche Leben, wo sich alles in dem beständigen immer sich gleich bleibenden Kreise herumdrehet, wo nur zuweilen etwas Neues erscheint, das doch wieder nicht wichtig genug ist, um lange ihren Geist zu beschäftigen; wo sie jeden Morgen aufstehen, um sich durch die Geschäfte des Tages zu ermüden, und jeden Abend sich hinlegen, um wieder zu neuen ähnlichen Geschäften Kräfte zu sammeln: das alles scheint ihnen so einfach, langweilig und ermüdend, daß sie geflissentlich darauf sinnen, sich für die Quelen, die ihnen dies ewige Einerlei verursacht, schadlos zu halten. Es kommt hiezu, daß so viele gerade das Geschäft, was sie sich, oft unbesonnen genug auswählten, oft, durch Thorheit der Aeltern gezwungen, auswählen mußten, weit mehr langweilig vorkömt, als sie sich jedes andere denken, was sie doch vielleicht eben so einfach und beschwerlich finden würden, wenn sie nur mit dem Unangenehmen desselben hinlänglich bekannt wären. Und da nun dieser ihr gewöhnlicher Wirkungskreis sie zu sehr ermüdet, da das alltägliche Leben ihnen zu einfach ist, so suchen sie sich ein neues. Es entstehen zuerst Wünsche nach einer veränderten Lebensart: diese ergreift die Einbildungskraft, und bildet sich aus diesem Stoff ein lachendes Gemälde, was dem nach Veränderung sich sehnenden Geiste so sehr gefällt. Läßt man dieser Phantasie den Zügel nun vollends schießen, so irrt sie unaufhaltsam über Berg und Thal hinweg, und verliehrt sich am Ende in leeren, der ganzen Denkart schädlichen, Träumereien, wird aber auch durch diese Nachsicht im Verhältniß gegen die andern Kräfte unserer Seele, viel zu sehr ausgebildet und verfeinert, und zugleich viel zu stark, als daß sie sich nun noch in den rechten Schranken zurückhalten ließe. Sie fängt nun an, den Menschen zu beherrschen.

Süß

Süß war das Vergnügen, was sie ihm schenkte, es oft, es immer zu genießen, ist sein Wunsch. Er sucht Nahrung für seine Phantasie, weil sie, noch so sehr erhitzt, doch am Ende erschlaffen muß, und er findet sie in den Büchern, die er vorhin vielleicht schon kannte, und wovon er damals vorsichtigen Gebrauch machte, die ihm aber jetzt das höchste Vergnügen, was er kennt, gewähren können; er sucht neue Nahrung für seine Phantasie in Comödien und Romanen. Hier findet er das geträumte Leben realisirt, und für seinen Feind hält er jeden, der ihm das hier gefundene Glück gefährlich schildern und von seinem Genusse abmahnen will. Nun ist der entscheidende Schritt zur Lesesucht gethan: Geschäfte mögen nun ruhen; es wird gelesen: ernsthaftere Bücher mögen nun Nutzen versprechen, und mehr für seine eigentliche Bestimmung passen; der arme durch sich selbst verführte Jüngling, oder der zu schwache Mann, lieset Romane, und kann sich nicht mehr von dem Genusse leichter Speise abgewöhnen. Noch mehr findet aber dieser Fehler gerade aus dieser Ursach bei manchen unserer Damen Statt. Wären sie früh zu häuslichen Geschäften gewöhnt, hätten sie nur anfangs für ihre Puppe selbst die Kleidung zubereiten, selbst waschen müssen, und wären hernach, auch wenn sie nichts helfen konnten, zur Aufsicht und Anordnung der Vorrathskammer, der Küche, der Wäsche gelassen; hätte man es sie nur gar nicht merken lassen, daß es anders seyn könne, als daß sie diese Geschäfte besorgen; sie würden nun nicht heißhungrig jedes neue Meßprodukt verschlingen, ohne am Ende, weil eine Idee bei ihnen immer die andere verdrängt, verständiger dadurch zu werden. Leider ist manche nun nicht dazu gewöhnt; sie kann den häuslichen Geschäften kein Vergnügen abgewinnen: sie mögen also ruhen. Mag ihre Küche nun mit doppelten Kosten bestellt werden; sie lieset einen Roman, und die dabei fließende Thränen der Wehmuth ersetzen den Schaden des zerrütteten Hauswesens zur Genüge; mag ihr Tisch am Mittage mit schlecht bereiteten Speisen besetzt seyn, sie erzählt dafür ihren Gatten die gelesene rührende Geschichte; mögen ihre Kinder von den Domestiken schlecht besorgt und unreinlich gehalten werden, es ist ein geringer Schade, sie hatte gerade eine ganz neue Comödie zu lesen, und sich zu unterbrechen, war unmöglich; mag nun ihr Mann irgend eine ihm wichtige Sache mit ihr überlegen wollen, oder mag sonst in einer Gesellschaft ein interessantes Gespräch alle beschäftigen, sie unterbricht es, und debitirt mit einer Schilderung der zuletzt gelesenen Scenen.

Schon genug, um zu beweisen, daß der Ekel an Geschäften, den man sonst für eine Folge der Lesesucht hält, auch gewiß zu ihren Ursachen gehört; obgleich nicht geläugnet werden kann, daß eben dieser Ueberdruß, wenn auch

nicht

nicht von zu vielem Lesen entsteht, doch gewiß dadurch beträchtlich vermehret werden kann. Der Ekel an Geschäften würkte besonders dadurch, daß er zu einer zu großen Verfeinerung der Phantasie antrieb; allein eben dies wird nicht blos auf diesem, sondern auch auf mehrern andern Wegen bewürkt. Wir nähren diese Kraft unserer Seele zu sehr, und machen sie dadurch zu stark. Sie war eigentlich dazu bestimmt, unsern vielleicht sonst zu trägen Geist, zu beleben, uns in manchen leeren Stunden zu vergnügen, und die Kunstwerke, an denen wir Schönheit und Ebenmaaß zu unserem Vergnügen bemerken, hervorzubringen. Wir wollen dies Vergnügen zu oft und zu anhaltend genießen, wir verirren uns so von der Natur und verfallen in Fehler.

Zu viele Nahrung erhält die Phantasie: besonders geschieht dieses durch die zu frühe Bekanntschaft mit solchen Büchern, die blos oder vorzüglich diese Kraft unserer Seele beschäftigen. Diese frühe Bekanntschaft kann denn auch noch so mäßig gemacht werden, noch so sehr in den für den Mann hinreichenden Schranken zurückgehalten werden, daß sie dann noch gar nicht den Namen der Lesesucht verdient; dennoch kann sie über kurz oder lang zu diesem Fehler verleiten, und wird allemal dazu verleiten, wenn nicht andere günstige Umstände dem Geist eine andere Richtung geben und das Uebel verhüten. In unsern frühesten Jahren gab man uns Milch und untersagte uns zu nahehafte Speisen und hitzige Getränke, und man hatte Recht darin. Schon unser Apetit zur Milch, der sich mit den Jahren gewöhnlich verliert, und das Unangenehme, was wir bei dem ersten Wein, den wir tranken, empfanden, berechtigte unsere Aeltern dazu, und lehrte sie, daß unsere Natur leichte Speisen fordre. So sorgen wir für den Körper, warum nicht auch für die Seele? Sollte es nicht auch diätetische Vorschriften für diesen unsern edlern Theil geben? Warum lassen wir denn unsere Jünglinge und Mädchen (o, daß ich nicht auch sagen dürfte: warum lassen wir oft unsere Knaben!) Bücher lesen, aus denen der Mann freilich sich manche nützliche Bemerkung schöpfen kann, bei denen er manche der Erholung geweihte Stunde besser, als in vielen Gesellschaften, hindringen kann, die aber für jenes zartere Alter nicht Nahrung, nicht Wohlthat, sondern Gift seyn müssen. Dem Reinen freilich ist alles rein: aber er muß nicht blos wegen der natürlichen unverdorbenen Güte des Herzens rein genannt werden können, er muß zugleich fest seyn. Seine Unverdorbenheit muß nicht auf Empfindung und Gewohnheit, sondern auf Grundsätzen beruhen. Fehlen diese, so wirft der leichteste Wind das ganze schöne Gebäude über den Haufen. Kinder sind noch zu wenig fest, als daß sie eine so starke Speise verdauen könnten,

Digitized by Google

ten, ihre Phantasie bedarf in diesen erstern Jahren nur wenig Nahrung: weit mehr muß für die Gesundheit ihres Körpers und für ihren Verstand gesorgt werden. Wird jene durch solche Bücher, die auch nur zuweilen ihnen gegeben werden, zu früh erweckt, so bekömt sie zu leicht das Uebergewicht über die andern Fähigkeiten der Seele, daß der Weg zu ihrer Ueberspannung und der daraus folgenden Lesesucht ganz offen da liegt. Zu früh kommen sie hier, wenigstens in den meisten Romanen und Comödien, in eine ganz andere Welt, als die würkliche ist: sie suchen das Bild, was sie durch Hülfe dieser sich entwerfen, bei ihren nachmaligen Eintrit in die Welt, vergebens; ist es zu verwundern, daß sie nun zu jener Welt zurückeilen, die ihnen weit besser, als die wirkliche gefiel, und in ihren Büchern, woraus sie jenes Bild sich entwarfen, versunken, wenn nicht ganz unnütze, doch weit weniger nützliche Mitglieder der Gesellschaft werden, als sie ohne Lesesucht hätten werden können.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Bemerkungen beim guten Bau der teltauer oder märkischen Rüben.

Der teltauer Rübensaamen ist nur um Johannis gut zu haben, weil man an Ort und Stelle auf keinen alten hält, sondern immer den in eben dem Jahre erzeugten aussäet. Man säet ihn nicht eher, als zu Ausgang des Julius. Denn je kürzere Zeit diese Rüben im Lande stehen, desto besser schmecken sie. Säet man sie früher, so werden sie matigt, oder sie arten in den Wassergeschmack aus, und werden zu groß, dauern auch nicht den Winter hindurch; als welches alles am meisten da geschiehet, wo kein Teltauer, oder ihm gleichartiger Boden gefunden wird. Man muß dazu mehr hohes und trocknes, als niedriges und frisch gedüngtes Land erwählen.

Man säet jetzt hin und wieder auch schon welche früher, allein sie haben nur, sobald sie aus der Erde sind, eine Dauer von etwa 8 Tagen, und müssen auch schon gegen Johannis aufgenommen werden, sonst sind sie matigt, stockicht, oder wässericht. Und wenn dieses alles nicht ist, so haben sie doch nicht den guten Geschmack der Herbstrüben. Diese Herbstrüben müssen nicht über zehen Wochen im Lande gelassen werden; daher man in Teltau diejenigen, welche nicht dauern sollen, um Jacobi, die Dauerrüben aber 8 bis 10 Tage später säet.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

82tes Stück.

Montag, den 12ten October 1795.

Wie ist dem unter uns eingerissenen Uebel der Lesesucht abzuhelfen?

(Fortsetzung.)

Noch auf einem andern Wege wird unsere Phantasie gereizt, und also Lesesucht befördert: durch eine zu frühe Bekanntschaft mit der Liebe. So sehr sie in gewissen Jahren uns wohlthätig seyn kann, und so sehr es vielleicht zu wünschen ist, daß Niemand diese Bekanntschaft gar nicht machen mögte, so ist doch eben diese wiederum die gefährlichste, die wir machen können, wenn es in einem Alter geschieht, wo der Charakter noch nicht fest genug ist, um nicht von ihren Süßigkeiten hingerissen, oder von ihren Bitterkeiten zu Boden gedrückt zu werden. Beides, Glück und Unglück in der Liebe, kann gleich schädlich werden. Bei jenem findet ein beständiges Streben nach neuem Genuß statt, und wenn entweder die höchste Stufe des Genusses erstiegen ist, oder nicht erstiegen werden kann, wozu soll man denn seine Zuflucht nehmen, als zur Phantasie, und den sie nährenden Büchern. Bei diesen dagegen ist oft das einzige Trostmittel, wodurch der arme sich so unglücklich scheinende, sich aufzurichten und vor der Verzweiflung zu bewahren hofft, die Unterhaltung solcher süßen Träume, und die Bücher, durch deren Hülfe er diese besser ausbildet; sie geben ihm den Ersatz für das Leben, das es in der wirklichen Welt gefunden zu haben glaubt, er schöpft unaufhaltsam aus dieser Quelle, und merkt nicht, wie ihr getrübtes Wasser schon beim Genusse zu Gift ihm wird, und wie viel größere Ursache gerade er hatte, nicht daraus zu schöpfen. Doch jeder andere daraus entstehende Schade liegt außer unserm Gesichtspunkte; es genügt uns zu sehen, daß auch zu frühe Bekanntschaft mit der Liebe die Phantasie zu reiche Nahrung gewährt, und also zur Lesesucht verleitet. Denn nur zu frühe Bekanntschaft ist es, deren Folgen ich eben schilderte. Wenn dagegen der Charakter schon fest ist, wenn

der Mann oder das schon seiner Bestimmung nahe Frauenzimmer durch gebliebte Vermischung und reifere Grundsätze gesichert, die Süßigkeiten der Liebe schmeckt, oder ihre Bitterkeiten auf sich eindringen sieht, so wird freilich, ich weiß nicht ob der erste, gewiß aber der letzte Fall nicht ohne nachtheilige Folgen seyn, aber der höhere Grad von Selbstbeherrschung, und eine größere Standhaftigkeit, die die Erfahrung und der natürliche Wachsthum der Kräfte erzeugte, wird diese schädlichen Folgen beträchtlich vermindern. Zu frühe Bekanntschaft also schadet, und wie verhalten sich dann jetzt viele Aeltern in diesem Puncte gegen ihre Kinder, befördern sie diese Bekanntschaft, oder verhindern sie sie? Wie sollen wir diese Frage entscheiden, wenn wir so oft sehen, wie man Knaben und Mädchen mit einander im Spiel sich verheirathen, Mann und Frau spielen läßt, mit Billigung dem Spiel zusieht, und selbst darüber lacht und scherzt: wenn unsere Knaben von 10 und wenigern Jahren in einer gemischten Gesellschaft mit den Gespielinnen ihrer Schwester gemeinschaftlich spielen, (glücklich genug wenn es nicht gar ein Pfandspiel ist) ohne daß oft irgend einige Aufsicht über sie gehalten wird, oder wenn ein Aufseher oder Aufseherin zugegen ist, diese über jeden kindischen, gewiß oft in Unschuld gesagten, aber dem mit der Welt bekannten vielleicht zweideutigen Witz, in ein lautes Gelächter ausbrechen, und den Urheber desselben mit ihrem Beifall belohnen? Was soll man sagen, wenn man es siehet, wie man Kinder den Domestiken übergiebt, und in ihrer Gesellschaft Ausdrücke lernen läßt, die kein gesitteter Mann ohne Erröthen hören wird, und nun der Knabe diese oft auf Liebe sich beziehende Worte bei der ersten besten Gelegenheit wiederholt, und wenigstens von seinen Lehrmeistern lauten Beifall einerntet? Wozu sollen alle diese und ähnliche Behandlungen führen? Muß nicht das Kind schon früh auf Vermuthungen kommen, daß es doch eine ganz andere Sache mit der Zuneigung zu Personen andern Geschlechtes sey, und ist es ein Wunder, wenn es nun im 14ten und 15ten Jahre schon mit Siegwart winsele und wie Werther sich tod schießen will, und beide Bücher, und alle ihre ihnen ähnliche Brüder mit sehnsuchtsvoller Begierde verschlingt?

Wir erziehen also unsere Jugend zur Lesesucht, und wundern uns, daß sie so allgemein ist; wir erziehen sie noch auf einem andern Wege dazu, indem wir seit einiger Zeit die unselige Gewohnheit angenommen haben, alles so viel möglich spielend zu lehren, und vor jeder Strenge, als vor der ärgsten Grausamkeit zurückschaudern. Weiß es der Himmel, für welches Leben diese Pädagogen ihre Zöglinge bestimmt haben; gewiß nicht für das jetzige, wo wenig Geschäfte mit Spielen, sondern gerade die nützlichsten

lichsten mit gesetztem ernstem Charakter vollzogen seyn wollen. Schon viele der einsichtsvollsten Männer haben sich gegen diese Spielmethode erklärt, und sie ist auch wohl an vielen Orten Deutschlands, wo man sie annahm, wiederum verdrängt. Wären wir aber so fortgefahren, was für eine künstliche Generation hätten wir da gebildet? Keine andere, als die nur sich zu amüsiren, nie ernsthaft zu arbeiten Lust gehabt hätte, die also unvermeidlich in den oben erwähnten Fehler gerathen wäre, daß alle Geschäfte sie angeeckelt hätten, und sie nun ihre Beschäftigung, die sie in der würklichen Welt nicht fanden, in einer romantischen zu finden gesucht hätten. Lesesucht wäre also auch auf diesem Wege befördert, und wird gewiß so befördert, wenn wir nicht bei dieser, in gewissem Maaße allerdings guten Spielmethode, möglichste Klugheit und Vorsicht anwenden.

Eine neue Ursache der Lesesucht, die zugleich ihr zur Entschuldigung in gewisser Rücksicht dienen kann, ist die Langeweile, die so manche in Gesellschaften haben, und die sie sich weit besser durch Lesung eines Buchs vertreiben zu können glauben. Zur Entschuldigung, sage ich, kann dies dienen: denn wer wird es dem denkenden Mann, oder dem gebildeten Frauenzimmer verdenken können, wenn sie lieber ein Buch in die Hand nehmen, als in eine Gesellschaft gehen, wo sie entweder an einem Spiel Theil nehmen müssen, was vielleicht ihre Vermögensumstände ihnen nicht erlaubet, oder wozu sie aus andern oft wichtigen Gründen keine Neigung haben, oder ein anderer Fall oft ganz allein zum Zusehen des Spiels übrig gelassen werden, oft zu einer Unterhaltung gezogen werden, worin jedes Wort den guten Namen eines ihrer Mitmenschen tödet, worin Kleinigkeiten mit der Miene der höchsten Wichtigkeit abgehandelt, und unbedeutende Vorfälle, als hinge von ihnen das Wohl ganzer Reiche ab, zu ihrem Eckel plädirt werden, und wo denn endlich aller frohe Scherz, alle zur Erholung, die doch Absicht seyn sollte, dienende Munterkeit, und Ablegen der Fesseln des Zwangs und der Etikette, weit entfernt ist, an deren Stelle nur die strenge Göttin der Mode, des steifen Zwangs und der complimentenreichen Gewohnheit diese zum Frohseyn bestimmte Gesellschaft beherrscht. Schlechte Einrichtung so mancher, (sehr gut, daß wir sagen können: so mancher, und nicht aller!) unserer Gesellschaften treibt denn aufgeklärte Männer und gebildete Damen zum Buche hin, bei dem sie ihren Abend besser hinbringen zu können glauben, als wenn sie sich diesen durch das Besuchen einer Gesellschaft, so wie den Nachmittag durch das dazu nöthige Anputzen verdürben. Löblich ist dies freilich, aber wo es zu häufig geschieht, ist da nicht wieder zu fürchten, daß zu viele Lesen

Digitized by Google

zur würklichen Lesesucht verleiten könne?

Daß so mancher Langeweile hat, und daß in vielen Gesellschaften die Gespräche so unfruchtbar sind, rührt freilich von manchen andern Ursachen, aber auch gewiß von dem Mangel an Gemeinsinn her, über den wir unter uns wohl mit Recht klagen können. So manche unserer Mitbürger interessirt der Zustand Deutschlands so wenig, daß sie nicht einmal die ersten Begriffe von dem Zustande des Staates haben, in dem sie leben. Bekümmerten sie sich dagegen mehr darum, so würde es ihnen in Gesellschaften nicht so oft an Stoff zur Unterredung fehlen, und sie würden ihre Zeit, die sie nun den Romanen schenken, weit nützlicher mit Lesung solcher Bücher hinbringen, die ihnen von der Beschaffenheit, den Produkten, den Vortheilen, Nachtheilen, Fabriken, Künstlern und der Geschichte ihres Landes, und von dessen Verhältniß gegen andere Staaten Nachricht geben könnten. Ob das Land bei diesem gemehrten Gemeinsinn verlieren oder gewinnen würde, darf wohl kaum gefragt werden. Es würde wenigstens, sobald die Schriftsteller nur die Neigung zu solchen Schriften merkten, die Liste der alle halbe Jahr herauskommenden Romane beträchtlich vermindert werden, und die Begierde nach solchen Schriften sehr abnehmen. Wer Gemeinsinn hat, und Theil nimt an dem Wohl seines Landes und anderer Staaten, hat genug und weit interessantere Beschäftigungen für seine Nebenstunden, und darf nicht zu einer idealischen Welt seine Zuflucht nehmen.

So lange Griechenland und Rom noch in ihrer Blüthe als Republiken waren, und also der einzelne Bürger an den Verhandlungen des Staats Theil nahm, fanden sich bei beiden Völkern keine Romanenschreiber an. Man schrieb über Gegenstände der Geschichte und Philosophie, ja jene Zeitalter sahen selbst die größten Dichter unter beiden Nationen entstehen, aber die Gegenstände selbst ihrer erzählenden Gedichte, waren nicht die Leiden der Liebe, sondern die ältere Volksgeschichte, die nur deswegen Beifall fand, weil sie alle Mitbürger so nahe anging, weil es Erzählungen waren, an denen sie sich schon in ihrer Jugend vergnügt hatten. Wie viele Ungelehrte giebt es dagegen unter uns, die etwas Zusammenhängendes von der Geschichte unsers Vaterlandes wissen? — Comödien hatten freilich die Griechen und Römer auch, aber wie unähnlich sind Sophocles und Euripides Stücke den unsrigen? wie lange währte es, ehe Menander das häusliche, alltägliche Leben auf die Bühne brachte! und wie lange würde es unter den Römern gewährt haben, hätte nicht Terenz aus dem Menander geschöpft. — Romane kannten sie in frühern Zeiten gar nicht. Erst mußte Philipp und Alexander, der schon geschwächten

Macht

Ruth der Griechen gänzlich niederschlagen, ehe das weichlichere Asien sie mit ihren romanhaften Producten versorgen durfte. Wir freilich könnten und wollen wohl keine Republikaner werden, denn wir fühlen uns glücklicher in unserer jetzigen Verfassung, und entbehren so manches Uebel was den Republiken doch immer anklebt; aber wir könnten doch, ohne unsere Vorzüge fahren zu lassen, mehr Gemeinsinn in uns erwecken, und da auch, wie manches andere Gute, so auch uns eine Beschäftigung für unsere Nebenstunden verschaffen, die uns von zeit- und sittenverderbender Lectüre abhalten könnte.

Schon manche Ursache stieß uns bis jetzt auf, die die Lesesucht zu befördern schien: noch eine bietet sich mir dar, die freilich zum Theil schon in dem vorigen enthalten war, die aber wegen ihres großen Einflußes wohl eine besondere Anführung verdient. Romane und Comödien zu lesen, müßte billig blos Beschäftigung für Nebenstunden seyn, auf die mancher zwar gern Verzicht thut, die andere aber für eine angenehme Erholung halten. Für diese möchte es denn auch ein sehr erlaubtes Vergnügen seyn, nur müßte es nicht das einzige seyn, müßte nie zu sehr zur Leidenschaft werden, daß eigentliche Geschäfte, die die wahre Bestimmung des Menschen sind, darunter litten. Daß dies aber so oft geschieht, lehret die Allgemeinheit des Fehlers. Und was ist an im Allgemeinen wohl mehr Schuld daran, als der Mangel an Selbstbeherrschung, den wir nicht blos bei Kindern und Jünglingen, den wir selbst bei Männern finden. Sie wählen sich ein Vergnügen, es gefällt ihnen; um oft heiter zu seyn, bemühen sie sich oft diesen Genuß zu wiederholen, und ihn auf alle Weise zu vermehren, und so kommen sie bald dahin, daß es ihnen zur Leidenschaft wird, und sie sich den Genuß nicht mehr versagen können; daß sie zuletzt nicht blos ihre Muße darauf verwenden, sondern selbst die zu Geschäften bestimmte Zeit mit ihren Lieblingsvergnügen, oft mit ihren Lieblingsthorheiten verschwenden. Hätten sie dagegen sich zu beherrschen gelernt, wie weit weniger würden sie ihrer Leidenschaft folgen! Und woher dieser Mangel an Selbstbeherrschung? Wo anders sollen wir den Hauptgrund suchen, als in unserer oft unzweckmäßigen, zur Weichlichkeit des Körpers und der Seele bewürkenden Erziehung? Auch in diesem Punkte ließen sich manche Fehler rügen, die selbst von gutmeinenden Aeltern und Erziehern begangen werden; und auch von dieser Seite müßten wir dem Fehler beizukommen suchen, wenn wir ihn heilen wollen.

Aus diesen und vielleicht noch einigen andern Ursachen entstand also dies Uebel. Sind sie wahre Ursachen, so haben wir allerdings viele Fehler unter uns, die wir abzulegen uns Mühe geben müssen. Ich bin indessen weit entfernt, alle diese Fehler für allgemein

Digitized by Google

mein herrschende ausgeben zu wollen. Mancher mag schon bei den Meisten abgelegt seyn, und mancher ist es wohl gewiß. Aber doch glaube ich mit Recht behaupten zu können, daß alle diese Fehler uns nicht so fremd sind, daß wir nicht Mittel gegen sie zu ersinnen hätten. Freilich, und froh stimt gewiß jeder Menschenfreund mit mir in das Geständniß ein, freilich giebt es manche edle Männer und Frauen, manche edle Familien, in denen keiner dieser Fehler herrscht; aber eben so wenig kann man es sich verhelen, daß doch noch so viele auf diesen Abwegen sich vom rechten Wege der Natur verirren. Wie sollen wir nun diese dahin zurückführen? wie andere abhalten, daß sie nicht auch diese Irrwege einschlagen? das ist die gedoppelte Frage, der wir noch die Antwort schuldig sind. Um desto leichter wird sie sich nun geben lassen, da das bisher Gesagte uns dazu vorbereiten könnte.

Alle Verirrte, daß ich bei dem gewählten Bilde bleibe, zurückzuführen, ist unmöglich. Mancher hat sich schon zu weit verirrt, ist in Wälder und unwegsame Einöden gerathen, wo man ihn schwerlich finden kann; mancher hat auf seinem bisherigen Irrwege alle Kräfte verloren und ist nicht mehr stark genug, um den gemachten Weg noch einmal zu gehen, und da, wo er abwich, auf die rechte Straße zurückzukehren; mancher endlich ließe sich zurückführen, aber er ist, bisher in dem Wahne, daß sein Weg und kein anderer der beste und wichtigste sey, und will sich vom Gegentheil nicht überzeugen lassen; wer kann ihm helfen? Für manche wird sich aber doch etwas thun lassen; woher soll ihnen diese Hülfe kommen?

Leicht kann man auf den Gedanken gerathen, daß es Sache der Regierung jedes Landes sey, sich hierin ihrer Bürger abzunehmen, und durch gute Maaßregeln sie vor den üblen Folgen eines solchen Fehlers zu bewahren. Aber mehrfache Rücksichten scheinen die Wirksamkeit des Staats einzuschränken. Schon oben haben wir die Unmöglichkeit bemerkt, was zu thun, als die den Unterthanen, als Bürger und als Mensch schädliche Bücher zu untersagen. Dies Verbot kann die Regierung eines Landes geben, aber dafür stehen, daß es im strengsten Sinn befolgt werde, kann sie nicht, und noch weit weniger kann sie über die Lectüre jedes einzelnen Mitgliedes ihrer Gesellschaft wachen, oder die Zeit, die er dem Lesen widmet, bestimmen, erfahren und beurtheilen. Daß sie alle Bücher, oder alle blos zum Vergnügen bestimmte Bücher deswegen verbieten sollte, wird keinem Vernünftigen einfallen. Wollte sie dennoch, daß ich des Ausdrucks mich bediene, das Möglichste möglich machen, wollte sie eine so bestimmte, specielle Aufsicht halten lassen, ja könnte sie es veranstalten, daß nichts in dieser Hinsicht ihren Augen entginge: wie viele unnatürliche

liche Strenge, wie vieler Zwang, wie viele Einschränkung der natürlichen Freiheit würde da nicht angewandt werden müssen, die kaum der äußerste Nothfall rechtfertigen mögte. Lassen wir also dem Staat über das wachen, was dem Staat unmittelbar nachtheiliger werden könnte, das Uebrige muß wohl auf andere Art gebessert werden.

Nach dem politischem Gesetz könnte nichts leichter uns würksame Hülfe zu versprechen scheinen, als das religieuse Gesetz. Die Religion hat schon so viele unserer Fehler geheilt, und zeigt ihre Würksamkeit noch immer unter uns an so manchen in Fehlern versunkenen, sollte sie nicht auch hier helfen können? Allerdings kann sie es, und nicht im geringen Grade. Daß sie es darf, hat wohl keines Beweises nöthig. Wenn der Fehler der Lesesucht einen Einfluß auf unsere Gemeinnützigkeit, auf Theilnahme an den Freuden des Lebens, auf Ruhe, Zufriedenheit und Glückseeligkeit hat, so dürfen wir ihn ohne Anstoß zur Sache der Religion machen, und werden es dem Prediger in großen Städten eben so wenig verdenken, wenn er vor ihm zu warnen sucht, als wir auf der andern Seite es unnütz finden würden, wenn der Prediger auf dem Lande dagegen declamirte. So viel indeß Religion hier würken kann, so schränken doch dieselben Ursachen, die bei andern Fehlern ihre heilende Hand zurückhalten, auch hier ihre Würksamkeit ein. Sie sind zu bekannt, als daß ich sie aufzählen mögte. Ein neuer schlimmer Umstand scheint nur noch hinzuzukommen, der bei diesem Fehler der Religion mehr als in andern Fällen im Wege stehen muß. Es ist dieser, daß gerade die Lesesüchtigen, verwöhnt durch die üppige, mit allem Schmuck der Redekunst überladene, und mit Antithesen zum Ueberfluß gezierte Schreibart ihrer Romanen und Comödien, oft gegen den nicht so blumenreichen und künstlichen Vortrag der Religion eingenommen, und so wie gegen die sonst gewiß gute Rede ihres Predigers, die sie aber unausstehlich trocken finden, so auch gegen alles das, was er ihnen sagen will, und gegen die Religion selbst gleichgültig werden. Und da ist denn wohl nicht viele Würksamkeit zu hoffen. — Nichts desto weniger scheint es immer sehr zu wünschen zu seyn, daß auch von dieser Seite mehr diesem Fehler entgegengewürkt werden mögte. Was nicht allen helfen kann, hilft doch wohl einigen, und einige zu retten, ist hier wohl schon Vortheil genug.

Ein neues Mittel, was wir vielleicht anwenden könnten, wäre das, wozu man gewöhnlich seine Zuflucht nimt, wenn man auf ernsthaftem Wege nicht zum Ziel kommen kann, die Satire. Jeder Fehler, dem wir uns überlassen, ist eine Thorheit, und hat seine lächerliche Seite. Daß es der Lesesucht darum nicht fehlt, ist gleichfalls außer Zweifel. Dies Lächerliche aufzusuchen, es lebhaft in seinem

Digitized by Google

seinem wahren Lichte (aber ja nicht übertrieben) darzustellen, wäre allerdings ein sehr lobenswerthes Geschäft für den, der durch Witz und Scharfsinn sich dazu berufen fühlte. Daß auch dieses Mittel bei manchem würken werde, wird nicht leicht Jemand in Abrede seyn, und daß es Vorzüge vor manchem andern habe, die man dem Patienten wider seinen Willen aufdringen muß, ist gleichfalls einleuchtend, da man diese Medicin ihm in seiner Lieblingsspeise, ohne daß er die Absicht merkt, darreichen kann. Aber auch dies wird nicht alle, und nicht die Meisten heilen, weil es auch bei dieser Krankheit, wie bei vielen andern Geisteskrankheiten, der Fall ist, daß der Patient nicht krank zu seyn glaubt, und nie es so schlim gemacht haben will, als man es ihm hier der Wahrheit gemäß darstellt. Ein Umstand, der der moralischen Würksamkeit der Satire in vielen Fällen entgegen ist.

Zwei Mittel müßte ich nur noch anführen, wodurch mancher Lesesüchtige gebessert werden könnte. Das erste wäre, daß man in ihm mehr Geschmack am würklich thätigen, gemeinnützigen Leben, und an häuslichen nur dadurch zu erlangenden Freuden erwecken müßte. Und das kann wohl auf keinem andern Wege geschehen, als durch Beispiele anderer, die dadurch ihres Lebens froh wurden. Es ist der Natur gemäß und findet sich auch bei allen Romanenlesern, daß sie früher oder später eine gewiße Leere im Geiste empfinden, die sie zu ihrem Verdruß quält, deren Grund sie sich aber kaum anzugeben wissen. Sehen sie nun und lesen, wie sich andere dagegen weit besser befinden, und werden sie besonders darauf geführt, wodurch sie sich diese Zufriedenheit erwerben, so läßt sich bei dem nicht ganz Verdorbenen doch wohl einige Hofnung zur Aenderung fassen. Auch hier könnten die Romanenschreiber ein sehr nützliches Geschäft übernehmen, wenn sie, statt ihrer sonst so oft faden Geschichten, solche Schilderungen der Wahrheit gemäß aufstellten. Es fehlt uns auch nicht ganz an solchen Büchern, die zu diesem Zweck nützlich wären. Hallo's glücklicher Abend, die Herren von Waldheim, und andere mehr ließen sich hier anführen. Mehr aber ließe sich doch von einer anschaulichern Erkenntniß erwarten, wenn der an diesem Fehler Kranke oft in Verbindung mit andern, durch Arbeitsamkeit glücklichen, Menschen käme, und oft Zeuge von dem Genuß des häuslichen Glücks in Familien werden könnte, und besonders wenn seine Freunde und Bekannte, die im Genuß dieses Glücks sich befinden, absichtlich es darauf anlegten, ihm zu zeigen, wie viele Vorzüge sie vor ihm haben. Mögten doch viele in dieser Hinsicht an dem Wohl ihrer Mitmenschen und der ganzen Menschheit arbeiten!

(Der Schluß folgt künftig.)

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

83tes Stück.

Freitag, den 16ten October 1795.

Wie ist dem unter uns eingerissenen Uebel der Lesesucht abzuhelfen?

(Schluß.)

Das zweite Mittel gehört vielleicht unter die pia desideria, oder ist doch wohl nicht auf einmal zu erreichen. Wir müßten unsere zum Vergnügen bestimmten Gesellschaften mehr zu diesem Zweck einrichten, müßten jene Steifheit und jenen unnatürlichen Zwang daraus verbannen. Freilich wollen wir nicht zügellose rauschende Lustigkeit an deren Stelle setzen, aber es giebt einen Mittelweg zwischen beiden, und glücklich ist, wer ihn zu finden weiß. Wäre nicht oft die tödtendste Langeweile zu unsern Zusammenkünften durch einen stillschweigenden Vertrag aller gleichsam mit eingeladen, müßte man nicht bei jedem Worte, ehe es dem Munde entwischt, den Rang und den Stand des andern sorgsam überlegen, und trüge überhaupt jeder mehr zur Unterhaltung anderer bei, als es so oft geschieht, so würde freilich frohe Munterkeit mehr in unsern Gesellschaften herrschen, und die natürliche Folge davon wäre, daß sie fleißiger besucht würden, und auch der lesesüchtige sich hier besser befände, als bei seinen Büchern.

Können wir denn doch die jetzige Generation nicht ganz von diesem Fehler heilen, wie viel mehr Ursache haben wir denn für das künftige Menschengeschlecht zu sorgen. Unsere Jugend ist es, unsere noch nicht von diesem Fehler angesteckte Knaben und Mädchen sind es, denen wir allen unsern Fleiß schuldig sind, um sie dafür zu bewahren. Leichter ist es, ein Gebäude vom Grunde aus gerade aufzuführen, als wenn es einmal schief erbaut ist, ihm durch mancherlei Künsteleien eine gerade Richtung zu geben; leichter Fehlern vorzubauen, als sie zu bessern. Für Erzieher also und für Aeltern ist es hohe Pflicht, auch in diesem Punkte ihre Zöglinge nicht zu vernachläßigen. Und was können sie denn in dieser Hinsicht für sie thun? Schon vielfach ist hierüber geschrieben,

schrieben, ich darf das mir wichtig scheinende nur kurz zusammendrängen.

Sehen wir zurück auf die vorhin entwickelten Ursachen der Lesesucht, so scheinen daraus folgende Vorschriften zu fließen: 1) Wir müssen Sorgfalt anwenden, daß die Phantasie der Kinder nicht zu stark gereizt werde. Ihr Alter verträgt diese Nahrung noch nicht, ihr Geist wird dadurch weich, und erhält nie die Festigkeit, den männlichen Sinn, der zum Leben nöthig ist; ja kommen sie erst so weit, daß sie sich durch ihre Einbildungskraft Träume entwerfen, so ist der Schritt zur Lesesucht für ihr folgendes Alter nicht wenig zu befürchten. Phantasie ist allerdings auch eine edle Kraft der Seele, und verdient erweckt und genährt zu werden; aber sie behauptet von selbst in der Folge ihre Rechte. In frühreren Jahren müssen andere Fähigkeiten der Seele weit mehr ausgebildet werden. Hüten wir uns also bei unserm Unterrichte und unseren Vorschriften vor allen fruchtlosen, leeren Declamationen, und überzeugen doch lieber den Verstand, als das wir immer auf das Herz würken wollen. Freilich darf auch dieses nicht unterbleiben, aber je mehr wir Gefahr davon besorgen können, desto größere Vorsicht ist dabei anzuwenden. Ueberdem ist ja ein gutes Herz, das nicht aus Grundsätzen das Gute wählt, kein so sehr schätzbares Gut.

2) Aus eben dem Grunde müssen wir bei Kindern und angehenden Jünglingen alle Bekanntschaft mit Romanen und Comödien zu verhüten suchen. Nicht weil sie daraus, nicht auch etwas lernen könnten, sondern weil selbst das Gute ihnen in vielen Fällen so leicht zu Gift werden kann, und weil reife Grundsätze und Festigkeit dazu gehören, um solche Bücher zu lesen. Ich las vor einiger Zeit, ich weiß nicht mehr wo, man solle doch Niemand vor seinem 25ten Jahre ein Schauspiel besuchen lassen. Es kann dies manchem übertrieben scheinen, und es läßt sich auch wohl kein so bestimmtes Jahr für alle angeben; aber im Ganzen mögte es so Unrecht nicht seyn. Hat es uns nicht kürzlich noch ein Mann, dessen Erzählungen doch gewiß nicht zu den Romanen gehören, so schön und nachdrücklich gesagt, daß er seine Bücher gar nicht für Kinder bestimme, und daß ihn schaudere, so oft er sie in Kinder Händen erblickt. *) — Hat aber unser Jüngling schon einmal Bekanntschaft mit solchen Büchern gemacht, dann freilich ist der Fall anders. Sie ihm nun entziehen zu wollen, scheint nicht ganz rathsam; lieber mögte ich selbst mit ihm einen der bessern Romane oder Comödien lesen,

*) S. Herrn Müllers Friedrich Brack im 1sten Theil.

Digitized by Google

lesen, um durch mein Betragen dabei, und durch eingestreute Bemerkungen und Warnungen ihm die Sache unschädlich zu machen.

3) Zu frühe Bekanntschaft mit der Liebe schadet; sie muß also so viel möglich verhütet werden. Dazu dient aber auf keinen Fall, daß wir ganz den Umgang der beiden Geschlechter mit Aengstlichkeit vermeiden. Das so erzogene Kind würde nur desto mehr Vergnügen davon erwarten, und bei der ersten besten Gelegenheit dahin kommen, wo wir es nicht haben wollten. Lassen wir sie vielmehr zuweilen zusammen spielen, aber ja nicht ohne eine ihre Spiele lenkende Aufsicht. Daß manche Spiele hier gänzlich wegfallen müssen, versteht sich von selbst. Vor allen Dingen gestatten wir es doch nie, daß die Kinder in zu großer Vertraulichkeit mit den Domestiken stehen. Bei dem besten Willen können sie ihnen schaden. Es klebt ihnen, (einzelne Ausnahmen, wie sich versteht, abgerechnet,) gewöhnlich zu vieles an, was sie für ganz unschädlich halten, und sie verderben in einer Stunde oft mehr, als wir in vielen wieder gut machen können. Leider lehrt es die traurige Erfahrung, daß hier oft eine zu frühzeitige Liebe angefacht wurde, die ohne gewisse Reden, Erzählungen und Sitten, die das Kind hier lernte, lange noch nicht erwacht wäre. — Kömmt aber dennoch früher, als wir es wollten, die Liebe in das junge Herz, so ist gedoppelte Aufmerksamkeit und thätiger Beistand von unserer Seite nothwendig. Hier müssen wir den erwachten Trieb lenken, und ist der natürliche Charakter des Jünglings gut, so kann er noch immer zum Guten würken. Noch mehr müssen wir hier ihn vor solchen Büchern, Gemälden und Unterhaltungen hüten, die seine schon gespannte Einbildungskraft noch mehr erhitzen könnten.

4) Lesen bleibt nun einmal für die gebildeten Stände eine ganz unvermeidliche Beschäftigung. Das werden wir nicht ändern können, und auch nicht ändern dürfen, denn wahre Aufklärung, die dadurch verbreitet wird, führt den unläugbarsten Gewinn über einzelne Menschen, und ganze Völker herbei. Lassen wir also immer das Project fahren, die Jugend von aller Lectüre abhalten zu wollen. Aber so wenig es überhaupt gut seyn kann, wenn wir Kinder zu viel lesen lassen, so lange ihr Alter noch mehr Sorge für ihre Gesundheit erfordert, die durch das anhaltende Sitzen so offenbar leidet; aber so sehr ist zu wünschen, daß wir ihnen Geschmack an ernsthaftern Kenntnißen, und an Büchern, die diese enthalten, einzuflößen uns bemühen. Es gab eine Periode für unsere Lesewelt, wo man allgemein nur Reisebeschreibungen las, nur währte sie bei vielen nicht lange, weil die Phantasie hierin nicht ihre Rechnung fand; aber es stände würklich noch besser, wenn diese und ähnliche Bücher den Beifall allgemeiner fänden, den ihnen der denkende

Digitized by Google

kende Mann gewiß schenkt. Kurz, zu solchen Büchern die Kinder hinzuführen, ist wohl einer der besten Wege um der Lesesucht vorzubeugen, den wir um desto mehr einschlagen können, da er durch so manche, besonders Campische Schriften, so sehr gebahnt ist. Solche Bücher vergnügen den, der ihnen erst Geschmack abgewonnen hat; sie sind zugleich ernsthafter Art, man wird nicht leicht dadurch verleitet, zu viel zu lesen, und endlich man wird sie auch nicht so mit halben Augen lesen, und flüchtig zum Ende hineilen. Man erwecke also nur Lust zu solchen Kenntnißen, die Länder und Menschen betreffen, und man befördere, bis auf einen gewissen Grad, die Vorliebe, die doch beinahe jeder für sein Vaterland hat, und erwecke das Bestreben dies und dessen Verhältnisse gegen andere besser kennen zu lernen; man erwecke mit einem Worte Gemeinsinn, und man giebt dadurch dem künftigen Jüngling und Mann ein Mittel an die Hand, sich gegen die Langeweile zu schützen, ohne zu unnützen Büchern seine Zuflucht nehmen zu dürfen.

5) Man gewöhne die Kinder früh zu ernsthaften Geschäften, aber lehre sie auch diese mit Ernst zu treiben. Nur durch frühe Gewöhnung dazu können wir es verhindern, daß nicht in der Folge ein Ueberdruß an allen Geschäften in ihnen entstehe. Freilich müßen die Geschäfte den Kräften des Kindes angemessen seyn, und freilich verträgt es sein Alter noch, daß oft Ernst mit Scherz und Spiel abwechsele; aber alle Ernsthaftigkeit hier verbannen wollen, hieße dem Hange zum Spielenden und Leichten Thor und Thüre öfnen. So ist es bei allen Geschäften des Kindes, so besonders beim Lernen. Ist der Lehrer beständig mürrisch, so richtet er nichts aus; aber genirt er sich nach jeder Laune und jedem Einfall des Kindes, läßt er es ganz von ihm abhängen, was und wann es lernen will, und hütet er sich wohl gar, es irgend etwas zu lehren, was ihm einige Mühe machen kann, so weiß ich nicht, wie es anders seyn kann, als daß die Neigung zum Leichten, zu dem, was amüsirt, das Kind zu allen seinen Handlungen bestimmen und Eckel an ernsthaften Beschäftigungen den Mann für das thätige Leben unfähig machen und zum leichtern Romanenleben hinführen wird.

6) Man gewöhne endlich Kinder fleißig dazu, daß sie sich Vergnügen versagen lernen. Mangel an Selbstbeherrschung war eine Ursache der Lesesucht, sie zu verhüten, müssen wir dem Charakter mehr Festigkeit besonders in Hinsicht auf Vergnügen geben. Es ist allemal mehrfach schädlich, wenn man im Vergnügen sich nicht mäßigen kann; der größte Schaden ist aber wohl, daß man zu tief in ein Vergnügen versinkt und es zu unmäßig genießt. So geht es denn oft dem Romanenleser. So nützlich und erheiternd ein Roman zuweilen seyn

Digitized by Google

seyn mag, so schädlich ist Unmäßigkeit in diesem Vergnügen. Wollen wir also für die künftige Generation sorgen, so müssen wir sie zur Mäßigung und Selbstbeherrschung anführen, müssen ihnen zuweilen ein Vergnügen entziehen, wenn es ihnen am besten gefiel; oder besser, sie dazu ermuntern, daß sie selbst freiwillig auf ein Vergnügen Verzicht thun, müssen sie früh beides, Arbeit und Vergnügen, in ihrem wahren Verhältniß kennen lehren. Werden sie darin geübt, dieses jener, nicht jene diesem aufopfern zu können, so erhält ihr Charakter mit der Zeit die Festigkeit, daß sie so leicht durch kein Vergnügen zu stark gereizt werden, und manches Buch ohne Schaden lesen können, was ich andern nicht rathen mögte.

Dies ungefähr sind die Mittel, die ich, besonders in der Erziehung, für zweckmäßig hielt, um der Lesesucht vorzubauen. Neu sind sie freilich nicht; was ließe sich auch jetzt Neues über Erziehung schreiben? Dennoch, glaube ich, ist es für manche Aeltern und Erzieher nicht unnütz, sie hier noch einmal, oder wenn sie andere Bücher nicht lasen, zum erstenmal zu warnen, und zur Sorgfalt aufzumuntern. Gewiß, sehr groß ist der Einfluß, den der Fehler, wovon ich sprach, auf Ruhe und Zufriedenheit der Menschheit äußert: er verdienet also wohl oft und vielfach überlegt zu werden. Mögten es Aeltern bedenken, und mögten Erzieher nicht mehr so gleichgültig dabei seyn, um ihre Zöglinge für dieser verderblichen Pest zu bewahren.

Etwas über das Tollwerden der Hunde.

Wenn man die Reihe der schrecklichen und schauderlichen Zufälle und Folgen überstehet, welche durch die Verletzung eines Menschen von einem wüthenden Thiere verursacht werden, so ist gewiß alles, was dazu beiträgt, nähere Aufschlüsse über die Entstehungsart der Tollheit bei den Thieren zu geben, außerst wichtig; und um so mehr muß es dies seyn, wenn man vielleicht in den Stand gesetzt wird, dadurch etwas beizutragen, Veranlassungen zum Hervorbringen dieses Zufalls bei den Thieren zu vermindern. Ich weiß zwar sehr wohl, daß eine Beobachtung bei einer Sache von Wichtigkeit, wenig oder gar nichts beweiset, ist man aber im Stande, sie so oft man will, wiederholen zu können, und trägt dieses dazu bei, nicht allein über die Natur der Sache selbst nähere Aufschlüsse zu geben, sondern auch wohl gar Nutzen daraus zu ziehen, so glaube ich, ist es Pflicht, zu genauerer Prüfung und Untersuchung sie bekannt zu machen.

Ein

Ein ganz gesunder und munterer Hund lief in Gegenwart seines Herrn im vergangenen Sommer in einem Gemüsegarten umher, und fand daselbst eine gemeine Landkröte, (Bufo terrestris, dorso tuberculis exasperato, oculis rubris, Roesel,) fiel über sie her, zerquetschte sie mit den Zähnen, und verschlang sie. Fast augenblicklich darauf wurde seine untere Kinnlade sehr geschwind und krampfhaft gegen die obere zu und ab bewegt, wobei ihm ein starker weißer Schaum aus dem Maule herabfloß, welches wohl 15 Minuten fortdauerte. Gleich von derselben Stunde an, verlohr sich die Munterkeit des Hundes, und an demselben Abend fraß er nichts von den Speisen, die ihm vorgeworfen wurden. Am folgenden Tage wollte er weder saufen noch fressen, und da sein Zustand bedenklich zu werden anfing, so legte man ihn an, und schon am dritten Tage zeigte es sich, daß die angewandte Vorsicht nicht vergeblich war, denn es stellten sich anfangende Zeichen der Wuth ein, und da diese sich am vierten Tage merklich vermehrten, schlug man ihn todt.

Eine der vorigen fast gleiche Erscheinung hatte ich um die Zeit der letzten 8 Hundstage dieses Jahrs zu sehen Gelegenheit: In Gesellschaft eines Bekannten ging ich mit dessen Hunde am Abend nach einem warmen Regen vor das Thor. Auf einer Wiese, über welche wir gingen, fand der Hund eine gemeine Landkröte, faßte und zerkaute sie, verschlang sie aber nicht. Unmittelbar darauf bekam derselbe eben die convulsivischen Bewegungen des untern Kinnbacken, und ein weißer häufig hervorfließender Schaum kam ihm eine Viertelstunde anhaltend aus dem Rachen; kaum aber hatte dieses aufgehört, so brach er sich von selbst einige mal eine ziemlich beträchtliche Menge weißen und schäumenden Schleim aus, wurde ganz muthlos und scheu. Da ich dem Besitzer des Hundes die zuerst erzählte Geschichte mittheilte, und derselbe den Hund ungern verliehren wollte, so wandte er, wider meinen Wunsch, Mittel bei demselben an, die dahin abzweckten, eine etwa zu erwartende Wuth zu verhüten, und der Hund wurde nicht toll.

Es konnten bei diesem letztern Falle mehrere Ursachen Statt finden, die die Entstehung der Wuth behinderten. Namentlich konnte hierzu beitragen: 1) daß der Hund nicht so wie im ersten Falle die Kröte wirklich verschluckte; 2) das Erbrechen des Hundes eine Viertelstunde, nachdem er die Kröte zerkauet hatte, und eine dadurch etwa bewirkte Ausführung desjenigen Stoffes, der bei dem ersten Hunde zur Entwicklung der Wuth wirksam war; oder 3) die bei demselben angewandten Mittel, zur Verhütung der Tollheit; oder aber 4) konnte vielleicht die Wuth von einer ganz andern, und unbekannten Ursache,

Digitized by Google

sache, ihren Ursprung nehmen. Wahrscheinlich war indessen das Letztere nicht, weil es theils im Frühsommer war, wo man sonst seltener Tollheit bei Hunden bemerkt, und wo man auch zu der Zeit, in der umliegenden Gegend noch nichts von einem wüthenden Thiere gehöret hatte; theils aber auch, weil der Hund, der vorher ganz munter, aufgeweckt und gefräßig war, nachdem dies sich mit ihm zugetragen hatte, unmittelbar darauf seine Munterkeit und lustiges Wesen verlohr, und weder fraß noch soff.

Wenn aber auch diese erzählten Beobachtungen es nicht vollkommen erweislich machen, daß die gemeinen Landkröten einen Stoff bei sich führen, der, wenn er den thierischen Säften beigemischt wird, für sich allein Wasserscheu bewirken kann, so erhellet doch gewiß daraus, daß in ihrem Körper eine Materie von sehr großer Schärfe gegenwärtig seyn müsse; denn die augenblicklich erfolgte convulsivische Bewegung des untern Kinnbacken, so wie der starke und schnelle Zufluß des schäumigten Speichels, und das erfolgte Erbrechen bei dem einen Hunde, zeugen doch offenbar von einer auf eine eigene Art und stark wirkenden Schärfe. Mehrere naturhistorische Schriftsteller, und unter diesen besonders Rösel, der viele Untersuchungen bei ihnen anstellte, läugnen zwar die Gegenwart einer solchen Schärfe, andere hingegen behaupten, daß, wenn man die Kröten verfolgte, oder verletzte, sie ihren Harn von sich spritzten, oder sie gössen aus den beiden Wülsten ihres Halses eine weiße Flüßigkeit, oder aber, sie gäben aus den warzenförmigen Erhabenheiten ihrer Haut eine klebrichte Feuchtigkeit von sich, und bezeugen, daß, wenn irgend ein Theil des Körpers von einer dieser Materien benetzt würde, es immer eine entzündungsartige Geschwulst zur Folge hätte.

Da man nun aber so verschiedene Zeugnisse über die Gegenwart und Abwesenheit einer solchen Schärfe findet, sollte es da vielleicht seyn, daß eine solche scharfe Feuchtigkeit bei den Kröten zu verschiedenen Jahrszeiten, da, und nicht da seyn könnte? Es fehlen mir zwar bestimmte Erfahrungen hierin, allein, aus den oben erzählten Erscheinungen, scheint es jedoch ganz gewiß zu erhellen, daß die Kröten eine Schärfe eigener Art, sey es nun im Harn, oder in einer andern Feuchtigkeit ihres Körpers, nothwendig bei sich haben müssen.

Es können aber freilich außer der angeführten Ursache mancherlei andere das Tollwerden der Hunde bewirken, jedoch glaube ich, daß die Wirkung der Krötenschärfe, in dieser Rücksicht Aufmerksamkeit und fernere Untersuchung verdient, zumal da

da man über die Entstehungsart der Wuth bei den Thieren, noch so äußerst ungewiß ist, wie dies z. B. das fruchtlose Ausschneiden des sogenannten Tollwurms der Hunde u. dgl. mehr hinlänglich beweisen.

G. F. D-d-r-s.

Wie beugt man dem Diebstahle der Obstbäume vor?

Man hört so viel von dem schlechtesten aller Diebstähle, dem Diebstahl junger Bäume in Gärten und Feldern, daß man sich verbunden erachtet, den Gemeinsinn des Publikums zur Abwendung dieser im Finstern schleichenden Pest aufzufordern. Nach der in dem gothaischen Wochenblatte befindlichen Anzeige, sind nicht nur in Friedrichrode Bäume gestohlen worden, sondern dieser Unfall hat auch in Ohrdruf vier Gartenbesitzer betroffen, denen in der letzten Hälfte des Märzes gegen drei Mandel, und vor dem Jahre gepflanzte Bäume von allerlei Sorten, gestohlen worden sind, wobei das am meisten zu bedauern ist, daß diese anderwärts so spät verpflanzten Bäume zuverläßig verderben werden. Wer kauft aber diese Bäume? Sind es Leute, welche selbst einen Sinn für Ordnung und Eigenthum haben, so muß man ihnen zu Gemüthe führen, daß ihnen dasselbe wiederfahren, und ihre schönsten Anlagen ruiniret werden können. Sind es Leute von unedler Denkungsart, die für eine Kleinigkeit, die sie für solches gestohlne Gut geben, Lust bekommen, nützliche Bäume anzupflanzen, so muß man jedes Orts Obrigkeit, auch die Schulheissen auf dem Lande ersuchen, auf solche, von fremdem Gut neugemachte Anlagen, ein Auge zu haben, und bei genugsamem Verdacht solchen unedlen Leuten zu Leibe zu gehen. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß jede große Baumschule ihr Zeichen habe, kein Hausirer mit Bäumen in einer Stadt und Dorfe gelitten würde, welcher nicht mit genugsamen Zeugnissen versehen ist; und endlich diejenigen, welche ertappt werden, es seyen Verkäufer oder Käufer, mit einer viel empfindlichern Strafe, als leider geschiehet, belegt werden möchten. Sonst werden in wenigen Jahren Gärten und Gefilde eine traurige Einöde seyn.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

84tes Stück.

Montag, den 19ten October 1795.

Etwas über die Gültigkeit des Judeneides.

Wenn man die Tugend und Sittlichkeit seines Nebenmenschen bezweifelt; wenn man diesen Zweifel auf eine ganze Nation extendirt; dagegen aber jedes individuelle Laster dieser Nation nährt, nothwendig macht und belebt: so ist es einleuchtend, wie so die verschiedenen inconsequenten Meinungen über den moralischen Charakter der Juden, die das Gepräge der finstern Jahrhunderte tragen, sich bis jetzt bei uns erhalten konnten.

Keine Nation auf Erden hat ein ähnlich hartes Schicksal, wie das der Juden, aufzuweisen. Mit neu belebten Vorurtheilen wuchs stets ihre schlechte Behandlung, diese aber verlohr sich nie bei hellern Zeiten. Die Fackel der Aufklärung erlosch, wenn sie zu dem Wege ihrer Verbesserung führen sollte, und kein Riesenschritt der menschlichen Vervollkommnung war vermögend, diesem noch immer verlassenen Volke, ein günstigeres Loos, eine bessere Constitution zu verschaffen. Sich selbst überlassen, und unbekümmert über ihre Fähigkeiten, dem Staate nützlich seyn zu können, vergaß man auch die vielen jetzt unanwendbaren Beschuldigungen nach den Zeiten umzuschaffen, und grundlose Vorwürfe aus dem Wege zu räumen. Daher auch die uns so oft sonderbar scheinenden Maaßregeln und Vorbeugungen zur Verhütung ihrer Schädlichkeit und fernern Ausbreitens; daher auch das ewige Mistrauen gegen alle ihre Handlungen und Gebräuche.

Dieses vorausgesetzt, scheint es ausgemacht zu seyn, daß hauptsächlich Mangel an Sorgfalt auch die guten Seiten dieses Volkes, deren es unstreitig viele hat, näher kennen zu lernen, die Zweifel gegen die Gültigkeit seines Eides vor obrigkeitlichem Gerichte veranlaßt, und ein immerwährendes Hin- und Hergrübeln über eine für den Juden so wichtige und heilige Handlung verursacht hat.

Um nun diese allgemeine Beschuldigung wo möglich von diesen in jeder Hinsicht Schuldlosen abzuwenden, ist dieser Gegenstand hauptsächlich aus zwei Gesichtspunkten zu beurtheilen,

Digitized by Google

len, wodurch alsdann anderweitig das Resultat bestimmt werden kann.

1) In wie fern dem Juden die Eidesleistung wichtig ist, die er gegen einen andern Juden und vor Rabinischem Gerichte nach der gänzlichen Form seiner Gesetze vollzieht.

2) Ob dieser ächte Werth von Heiligkeit vor christlicher Obrigkeit verliehrt, und ob es nach den jüdischen Gesetzen erlaubt ist, vor einem andern außerjüdischen Gerichte die Kunstgriffe der Deuteleien und Verdrehung der Gedanken während dieser Handlung zu benutzen, wodurch der Werth des Eides geschwächt wird.

Der Erzjudenfeind Eisenmenger, kann nicht umhin, in seinem Entdeckten Judenthum (2. Th. S. 491.) zu gestehen: „Man muß nothwendig sagen, daß sie (die Juden) recht schwören, und ihnen das Eidschwören von Herzen gehet." Daß dieses der Fall ist, bedarf eben keiner weitläuftigen Erläuterung; man bemerke nur das scharfe Verbot vom Ewigen selbst, unter unausbleiblicher Strafe auf dem Berge Sinai gegeben; erwäge dabei die wörtlich innige Anhänglichkeit der Juden an alle dasjenige, was ihnen durch Moses kund gethan ist, und schließe daraus, wie ungleich heiliger ihnen das seyn müsse, was sie vom ewigen Gotte selbst vernommen zu haben glauben. Dieses gab auch den Rabinen nicht wenig Anlaß, durch engere Verbote dieses Gesetz zu sichern, damit auch nicht auf die entfernteste Weise dagegen gehandelt werden kann. So darf z. B. keiner, worauf nur der mindeste Verdacht haftet, daß er einst falsch geschworen habe, zum fernern Eidschwur gelassen werden. Eben so verhält es sich bei einem, gegen den Beweise da sind, daß er eine Hauptsünde begangen, und sträflich wider das Gesetz gehandelt hat. (Choschen Hamischpot 92.)

Die Frommen unter ihnen haben daher einen so hohen Begrif von jeder auch noch so geringen Uebertretung eines Gelübdes, oder Eides, daß sie bei einem Vorsatz, der von Verhältnissen und Umständen abhängt, sich dabei des Ausdrucks: Beli neder uschwua (ohne Gelübde und Eid) bedienen; und einen im Traum gethanen Schwur durch Fasten, Almosenspenden und Auflösung zu vernichten suchen. Solche vereitelte Vorsätze sind es auch, wobei der Jude in Gegenwart dreier Gelehrten um Auflösung ansucht, und durch eine förmliche Rechtfertigung, warum er seinem Vorsatze nicht treu geblieben ist, durch eine dazu bestimmte Formel Entbindung erhält. (Jore deho 228.). Wie dieses nun bei einzelnen Personen und bei den im Gedächtnisse noch denkbaren Gelübden so Gebrauch ist, so ist solches bei einer ganzen Gemeine und bei den nicht mehr bewußten Gelübden und Betheurungen mit dem col

Digitized by Google

niddre der Fall. Hier wird vor dem großen Versöhnungstage durch drei der Vornehmsten im Tempel für die von der ganzen Gemeine gethanen sündigen Aeußerungen und Gelübde um Auflösung und Vernichtung gebetet, wobei aus dem 3. B. Mos. 15, 26. zum Trost der überzeugt seyenden Vergebung laut vom Chasan mit folgenden Worten hergesagt wird: „der ganzen Gemeine sowohl, als dem Fremden, der sich unter ihr aufhält, soll dadurch vergeben seyn, denn die ganze Gemeine war in Irrthum." Das Wort Irrthum beweiset, daß hier nur von Irrthümern die Rede ist, worunter auch Gelübde und Betheurungen gemeinet sind, die nicht ausgeführt werden konnten; aber keinesweges will man Entbindung von vorsätzlichen Eidschwüren durch col niddre erbitten. Wie wäre dieses auch anders möglich, wie sehr würde der Jude sich nicht selbst dabei im Lichte stehen, da zufolge dieser Formel, auch unter den Juden selbst kein Eid Statt finden könnte, indem col niddre ein ewiger Ablaßbrief für den Meineid seyn würde.

Die Worte Jesu (Matth. 23, 16. 22.) daß, nach den jüdischen Schriftgelehrten und Pharisäern, ein Eid beim Opfer und Golde binde; beim Altar und Tempel aber nicht binde, zielen auch keinesweges auf Eidschwüre vor Gericht, sondern auf Gelübde und Betheurungen im gemeinen Leben. Wie denn auch im letztern Falle diese sonderbare Meinung sich auch nicht wörtlich so verhält, und die Talmudisten bloß vom Unterschiede in der Aussprache während einer solchen Anlobung reden. (S. Talm. Nedarim pag. 11.)

Wie gesagt, die Rabinen haben durch ihre Satzungen und Umdeutungen die große Wichtigkeit eines Eides vor jeder Verletzung und Uebertretung sichern wollen. Daß aber nie der Unterschied zwischen Eidschwüren, Gelübden, Betheurungen und Anlobungen dabei aus den Augen gesetzt werden darf, und daß nie von einem auf das andere zu schließen ist, dieses ist eine Hauptsache, worauf jeder Beurtheiler Rücksicht nehmen muß.

Der uralte Vorwurf, den neulich noch Osiander und andere mehr, ohne Grund wiederholet haben, als verhänge der Jude mit dem Worte Goi (Volk) die Bedeutung: von Heide, Götzendiener u. dgl. m. ist, ohne erst tausend andere Gegenbeweise anzuführen, hinlänglich dadurch widerlegt, wenn man annimt, daß das jüdische Volk selbst Goi genannt wird; so heißt es auch bei dem Segen Gottes, welchen er Abraham auf die Nachkommenschaft ertheilte: we escho legoi Gadol (ich will dich zum großen Volk machen) (1. B. Mose 12, 2.). Ein anders ist es mit der Benennung Akkum, welches ein aus den Anfangsbuchstaben von Avde Kauchawim umasalot (Diener der Sterne und Planeten) zusammengesetztes Wort ist, und mit Goi nicht

Digitized by Google

verwechselt werden darf. Es ist Gesetz eines Juden, sich seiner christlichen Obrigkeit mit allem Gehorsam zu unterwerfen, und für das Wohl und Glück seines Oberhaupts zu beten (Sprüche der Väter, 3ter Abschnitt). Auch stehet die Moral, aus den reinen Quellen ihrer Gesetze gezogen, nie mit ihrem Gewissen im Widerspruch; und kein Beweis ist vorhanden, der zeiget, daß nach den jüdischen Glaubensgrundsätzen ihre Handlungen gegen christliche Nebenmenschen weniger Wohlwollen und gewissenhaftes Benehmen voraussetzt. Dieses sagt auch Klockenbring folgendermaaßen: „Unverträgliche mit dem Besten der übrigen Einwohner unvereinbare Glaubensgrundsätze, sind den Juden zwar vorgeworfen, aber nicht erwiesen, vielmehr enthält ihr mosaisches Gesetz das Gegentheil," (Klockenbr. Aufsätze verschiedenen Inhalts 2. Th. S. 219.) Dieses nun auf die Gültigkeit ihres Eides vor christlichem Gerichte angewendet, so scheinet das allgemeine Mistrauen, welches man noch immer gegen ihre Eidschwüre hege, sehr ungegründet zu seyn. Der Name Gottes kann und mag ausgesprochen werden, von wem es nur immer sey, so ist dieses schon genug, daß der Jude diesen heiligen Ausspruch nicht mißbrauchen, vielweniger dabei einen falschen Eid schwören darf. Sehen wir nicht tagtäglich, daß in den beträchtlichsten Geldsachen, der Jude seinen Judengegner zum Eide vor christlichem Gerichte auffordert? Würde er dieses thun, wenn er in seinem Gegner die Beschuldigung wahrhaft fände, die seinen Judeneid als nicht gültig erklärt? Würde der Eidleistende, wie gar oft der Fall ist, bei einem nicht reinen Gewissen, sich wohl einer solchen Eidesleistung entziehen, wo er frei von Gewissensvorwürfen durch Deuteleien und Verdrehung der Gedanken schwören könnte? Wird es minder der Judengemeine des Orts selbst, als der Obrigkeit daran gelegen seyn, solchem Unfuge, wenn er wirklich existirte, zu steuren, wodurch ihr gänzliches Zutrauen, ja unter einer minder gelindern Regierung, ihre Duldung Gefahr laufen könnte? Dieses alles ist ja dann Grund genug, zu glauben, daß nach der reinen Lehre ihrer Religion, ihnen keinesweges das Falschschwören vor nicht jüdischem Gerichte erlaubt ist, und eine jede Eidesformel, wenn sie beim Namen des ewigen Gottes, in Gegenwart Zehn aus ihrer Mitte, und bei einer ächten Thora geschiehet, die Kraft und Bündigkeit hat, als wenn sie vor ihrem großen Senat zu den Zeiten des Tempels ihren Eidschwur ablegten.

Freilich hat man auch in Ansehung der gültigen Thora einige Skrupel gefunden, und geglaubt, daß alle andere Maaßregeln leicht durch die Bedienung einer unächten Thora ihren Zweck verfehlen könnten; aber auch darin thut man den Juden unrecht.

Es

Es ist ihnen zufolge ihres Gesetzes scharf verboten eine unächte Thora länger denn 30 Tage ohne Correctur zu lassen, (Iore deho 270.) und ist es außerdem wohl glaublich, daß der Chasan oder Schammas und die übrigen zehn Beisetzenden, von welchen doch erstere den Werth dieser Thora, die sie eben aus dem Tempel geholt haben, wissen müssen, sich einer so sträflichen Verheimlichung schuldig machen werden?

Daß es übrigens unter ihnen, wie unter einer jeden andern Nation, gewissenlose Menschen giebt, die sich das Falschschwören gerne erlauben, und fähig genug sind, auf Kosten der Gesetze ihre Haabsucht zu befriedigen, die ferner gar keinen Grund aus der reinen Quelle ihrer Religion zu solchen sträflichen Handlungen vorfinden, und nur im Nothfalle, um ihre Ehre zu retten, die ganze Schuld auf die Religion wälzen, dieses wird, und kann nicht geläugnet werden. Werden aber diese wohl als Christen weniger schlecht handeln, oder umgekehrt, wird der Christ als Jude minder gut denken? Tugend und Laster sind von jeher ohne Religionsunterschied ausgeübt worden; kein Mensch kann ihre Gränzen bestimmen, oder gar der Tugend ihren Wirkungskreis auf ein einzelnes Religionssystem beschränken. Ein jeder erwarte übrigens mit Geduld den bessern Zeitpunkt, wo Bruderliebe und Eintracht den Sieg über verjährte Vorurtheile davon tragen, und endlich einmal Menschen unter Menschen glücklich werden.

Hannover. D. S...n.

Ueber Offenheit und Verschlossenheit im Umgange.

In unserm Umgange mit andern Menschen können wir leicht zu viel oder zu wenig thun; bald geschieht auf dieser, bald auf jener Seite ein Fehltritt, der, so wenig böse wir es meinten, so wenig wir selbst vielleicht davor konnten, uns dennoch sehr übel gedeutet und aufgenommen wird. Unser Betragen, oder, wenn wir es lieber so nennen wollen, unser Benehmen im gesellschaftlichen Umgange, ist ganz besonders dem beobachtenden Auge unserer Nebenmenschen ausgesetzt, und bald sollen wir zu leichtsinnig und flüchtig, bald zu ängstlich und pünktlich, bald zu offenherzig und zutraulich, bald hingegen zu verschwiegen und zurückhaltend seyn. Es ist oft schwer, ja in so vielen Fällen fast ganz unmöglich, einem großen Theil von Menschen mit welchen wir umgehen müssen, oder die wenigstens von Zeit zu Zeit mit uns in Gesellschaft gerathen,

recht

Digitized by Google

recht zu machen. Dies gilt ganz besonders in Hinsicht der Offenheit und Verschlossenheit, welche Jemand in seinem Umgange mit anderen oder während seiner Theilnahme an ihrer Gesellschaft beobachtet. Der offene, zutrauliche Mensch, er der stets aufgeweckt und eben deswegen meistentheils immer gesprächig ist, ist den meisten Leuten immer am willkommensten. Es ist dies natürlich, und läßt sich um so viel leichter erklären, weil wir Menschen immer gern wissen, wie wir daran sind, weil wir uns selbst gern mittheilen, und eben so mit einem desto größeren Rechte verlangen zu dürfen glauben, das andere eben das thun. Wir mögen immer gern erfahren, wie der Mensch beschaffen ist, und wenn dann auch gleich die genaue Wissenschaft davon, in sehr wenigen Fällen aus und durch seine Gespräche erhalten werden kann, so wähnen wir doch wenigstens, mit ihm und seiner Denkungsart um so vertrauter zu seyn, wenn wir ihn über diese oder jene Sache urtheilen und entscheiden gehöret haben.

Indeß giebt es doch nun viele Menschen, welche nichts weniger als offen im Umgange und gegen ihre Nebenmenschen seyn können. Und diese werden dann deswegen sehr oft vermieden, verachtet und verhaßt. Man weiß nicht, sagt man, was mit dem Menschen anzufangen ist, man kann nicht aus ihm klug werden; er taugt nicht für die Gesellschaft, denn man weiß nicht, wie man mit ihm verwahrt ist, oder was man mit ihm anfangen soll, da er sich über nichts auslässt, über keine Sache urtheilt und nichts Unterhaltendes hat. Ob man aber über diese stillen verschlossenen Menschen so urtheilen sollte? ob nicht vielmehr manches zu ihrer Entschuldigung und sogar zu ihrer Rechtfertigung sich sagen ließe? ob man sie verachten, sie weniger gut, oder wohl gar böse nennen darf? Wie oft hat nicht ein weniger offenes Wesen seinen Grund in der Schwächlichkeit und Kränklichkeit des Körpers, oder aber in der härtern Erziehung, die der verschloßene Mensch von Jugend auf genoß? Er ist vielleicht von Jugend auf an Stillschweigen und Zurückhaltung gewöhnt; er ist in keine Gesellschaften geführt, wo er über Sachen urtheilen hören konnte, oder selbst darüber sprechen zu lernen im Stande war. Oder der Grund seines zurückhaltenden Wesens kann auch in denjenigen Menschen liegen, welche die Gesellschaften ausmachten, worin er zuerst geführt, und mit den Menschen bekannt wurde. Hier mußte er vielleicht, statt durch ein freundliches, liebreiches, sanftes Wesen aufgemuntert zu werden, ein hartes unfreundliches Betragen erfahren, wodurch er dann zurückgeschreckt und stumm gemacht werden mußte. Dadurch wurden Eindrücke auf ihn gemacht, welche sich sobald nicht verlieren

litten können, ja, welche sich gemeiniglich in der ganzen Lebenszeit nicht wieder zu verlieren pflegen.

Wir glauben aber auch nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten: daß in den meisten Fällen Verschlossenheit und Zurückhaltung in Urtheilen und Gesprächen mit Recht eine Tugend, so wie Offenherzigkeit nicht selten gar wohl ein Fehler genannt werden darf. Der gesetztere Mann; der Mann von Menschenkenntniß und Erfahrung, der da gelernt, gesehen und gehört hat, welch ein großes Uebel die Zunge, dieses so kleine Glied, anrichten kann, hält es für Pflicht, in dem was er spricht, behutsamer und furchtsamer zu seyn. Der junge Mann hingegen, den sein jugendliches Feuer um so weniger bedachtsam und vorsichtig seyn läßt, ist auch weniger verschloßen, sondern kramt nur zu gerne das aus, was er weiß, wodurch er so oft andern anstößig, sich selbst aber nachtheilig wird. Seine Offenherzigkeit verführt ihn das mitzutheilen, was ihm anvertrauet wurde, was Niemand außer ihm wissen durfte, und er in sich verschließen und sorgfältig für sich bewahren sollte. Er entwöhnt sich von der fürs Leben so nützlichen als unentbehrlichen Tugend der Verschwiegenheit, und wird wahrlich ein in vielen Hinsichten gefährlicher Mensch, den man mit Fleiß vermeiden, und dessen Umgang man Klugheits halber fliehen muß, um ihn nicht etwas beobachten zu lassen, was wir gern verschwiegen oder verborgen wissen wollten. Dabei wollen wir, und können wir nicht läugnen, daß selbst Verschlossenheit dann und wann Schwachheit genannt werden darf, so bald der Mensch ohne Beurtheilung sie darin setzen zu müssen wähnt: daß er über nichts urtheilen oder sprechen müsse; daß es Pflicht und Lebensweisheit erfordert, aus den geringfügigsten, nichts bedeutendsten Dingen ein Geheimniß zu machen.

Aber hören wir fragen: ist es nicht unrecht uns eines verschlossenen Wesens zu befleißigen? liegt es nicht in unserer Natur offenherzig zu seyn? mögen wir uns nicht so gern mittheilen und unser Herz erleichtern? erhöhet die Offenheit und Mittheilung der gegenseitigen Glieder einer Gesellschaft nicht die Freuden des Umgangs? muß nicht hingegen Zurückhaltung und Verschlossenheit die Menschen von einander entfernen? Diese Fragen und Einwürfe mögen immer an sich richtig seyn und sehr viel für sich haben. Allein eben so viel hat auch die Bemerkung, die sich alle Tage machen läßt, auf ihrer Seite: daß die Menschen nur zu wenig die goldene Mittelstraße zu beobachten verstehen, daß sie daher ihrer Offenherzigkeit meistentheils zu wenig Maaß und Ziel zu setzen wissen; wodurch ganz unendlich vieles Unheil, unausbleibliche Zänkereien und Anfeindun-

Digitized by Google

sindungen entspringen müssen, woher es dann wohl nicht übel seyn mögte, daß, wenn man einmal die Mittelstraße verlassen will, oder verlassen muß, weil man sie nicht zu halten weiß, daß man dann lieber zu verschlossen, als zu offen ist, indem das Unheil das durch zu große Verschlossenheit entsteht, bei weitem weniger als das ist, was durch übertriebene Offenherzigkeit bewirkt wird. Wie selten kennen wir uns selbst recht, wie wenig Mühe geben wir uns auch darum, uns genau kennen zu lernen, ja, wie oft verbergen wir uns vor uns selbst. Um wie viel mehr muß nun dazu gehören, unsere Leute, mit denen wir zu thun haben, kennen zu lernen? wie viel leichtsinniger und gleichgültiger werden wir bei der Erlangung dieser Kenntniß zu Werke gehen, da wir die genaue Erforschung unserer eigenen Person, welche uns in manchen Stücken so viel leichter werden mußte, so nachläßig sind. Kann es daher, bei der im menschlichen Leben so allgemein sichtbar und herrschenden Gleichgültigkeit bei Erhaltung der Menschenkenntniß wohl unrecht heißen, lieber Verschlossenheit, als Offenherzigkeit zu empfehlen?

(Der Schluß folgt künftig.)

Ueber die Fernschreibekunst.

Hieronymus Cardanus, ein mailändischer Arzt und seltsamer Gelehrter des 16ten Jahrhunderts, hat in seinem zuerst 1553. herausgegebenen Werke: de Subtilitate im 17ten Buche, welches er, von den Künsten und Kunstsachen, überschreibt, ein Kunstmittel angegeben und mit einem Holzschnitte erläutert: „Wie man mit einer belagerten Stadt durch 5 brennende Fakkeln correspondiren können.“ Der sorgfältige Sammler Polydorus Vergilius erwähnet, in seinem bekannten Werke: de rerum inventoribus, welches er 1499. herausgab, noch keiner Fernschreibekunst (Telegraphie.) Man muß also bis jetzt, dem Hieron. Cardanus die Ehre der ersten Erfindung einer Fernschreibekunst zuschreiben. Unbekannt ist es mir aber, ob man jemals von seiner angegebenen Fernschrift irgend einen Gebrauch gemacht, oder ob man auf seinen Vorschlag gar nicht geachtet habe.

h—m.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

85tes Stück.

Freitag, den 23ten October 1795.

Ueber Offenheit und Verschlossenheit im Umgange.

(Schluß.)

Es sey mir nun noch erlaubt, einige unsern Gegenstand betreffende Bemerkungen mitzutheilen, welche, wenn ich nicht irre, von einem jeden nur etwas aufmerksamen Beobachter des menschlichen Lebens gemacht werden können, und vielleicht für den gesellschaftlichen Umgang eben nicht unwichtig scheinen mögten. — Nicht alle verschwiegene Menschen sind auf gleiche Art verschlossen und verschwiegen. Man findet sehr viele, welche es sich allerdings zur Pflicht machen, oder für eine große Schuldigkeit halten, solche Dinge, die ihnen von andern als Geheimniße anvertrauet worden sind, fest in sich zu verschließen, nicht über ihre Zunge kommen zu lassen, und gar selbst gegen ihre vertrautesten Freunde keinen Gebrauch davon zu machen. Sind sie hingegen selbst hinter gewisse Umstände gekommen, haben sie selbst z. B. diesen oder jenen Schritt, Anschlag, u. s. w. ihres Nebenbruders bemerkt, wovon sie zum Besten desselben ebenfalls schweigen sollten; so halten sie es für überflüßig, in diesem Falle verschlossen zu seyn, darum, weil sie die Sache nicht von andern, sondern durch sich selbst erfahren hätten. — So auffallend ferner eine andere Bemerkung scheint, so spricht dennoch die Erfahrung dafür, und beweißt ihre Richtigkeit. Sie ist diese: viele Menschen können die Angelegenheiten anderer verschweigen, aber wenn es ihre eigene anbetrift, so sind sie gar nicht verschlossen, sie können nicht an sich halten, und sie haben ihr Herz immer auf der Zunge. Sie untersuchen nicht, ob die Entdeckung und Mittheilung ihrer Umstände an andere, einträglich oder rathsam seyn dürfte, nein, darauf nehmen sie nun einmal keine Rücksicht, sondern sie fühlen sich nicht eher ruhig, bis sie alles, was sie angehet und ihnen begegnet ist, vom Herzen haben. Dies pflegt der Fall bei schwachen oder gutherzigen Menschen zu seyn. Bei den schwachen komt es aus einem großen

Digitized by Google

Leichtsinn her, der zu wenig auf die etwa durch die Schwatzhaftigkeit nothwendig werdenden Folgen rechnet, und der sich eben so gut bei fremden Angelegenheiten äußern und diese ausplaudern würde, wenn man nicht andere Leute mehr fürchtenn müßte als sich selbst. Bei dem zu Gutherzigen rührt aber die zu voreilige Offenheit oft von der zu guten Meinung her, die er von seinen Brüdern hegt, die ihm ihre Theilnahme nicht anders als gewiß vermuthen läßt. Betrift das, was er entdeckt hat, unangenehme Gegenstände, so rechnet er zum voraus auf ihr Bedauern, ihre Unterstützung, u. s. w.; betrift es angenehme erfreuliche Dinge, dann glaubt er ohne ihre Mitfreude und herzliche Theilnahme, wovon er mit Recht fest überzeugt seyn zu müssen meint, nicht fertig werden zu können.

Geschichte einer durch Fleiß und Moralität glücklich gewordenen Bauernfamilie.

Wenn von unsern systematischen Gelehrten behauptet wird, daß die politische Geschichte die Lehrerin der Menschheit sey, so haben sie Unrecht. Die politische Geschichte, so wie sie in Materie und Vortrag bis jetzt dem Menschen vorgetragen wird, ist eigentlich weiter nichts, als die Geschichte des Ehrgeitzes einzelner Menschen. Wer Menschenkunde sammeln, dadurch seinen Verstand schärfen, und sein Herz bessern will, muß die Geschichten solcher Menschen fleißig studiren, welche zu seinem Wirkungskreise gehören, muß unter lebenden Menschen seines Standes Beispiele aufsuchen, sich darnach bilden und solche seinen Mitbrüdern mittheilen. Der Bauernstand ist unstreitig der nützlichste und ehrwürdigste aller Stände, der uns alle ernährt und kleidet; ihm sollten wir, wofern wir ihm sonst nichts geben können, doch schöne Beispiele aus seinem eigenen Stande aufsammeln und sie ihm freundlich zur Belehrung und Besserung mittheilen. Die Geschichte der ehrwürdigen Familie, die ich hier aufzeichne, ist wahr; ich selbst habe manche seelige Stunde unter ihr zugebracht, und mit meinen Augen und inniger Rührung gesehen, wie die Aeltern, die sich durch ihren Fleiß und Reichthum das Ansehen, und durch ihre Moralität die Hochachtung aller übrigen Bauern des Dorfs erworben hatten, als Patriarchen, von sechs wohlerzogenen Kindern nicht nur blos geliebt, sondern fast angebetet wurden; habe gesehen, wie die Ordnung, Reinlichkeit, Sparsamkeit und Fleiß alle zu einem Zweck belebte. Doch zur Geschichte. Peter, so hieß der Vater dieser Familie, war der Sohn eines

nes armen Zimmermanns. Sein Vater besaß nichts als den Ruf eines rechtschaffenen Mannes, und eines treuen Arbeiters: er lehrte seine beiden Söhne, die beide gesund und stark, und wovon Peter der älteste war, zu seinem Handwerk an. Beide Söhne liebten ihren Vater außerordentlich, arbeiteten treulich mit ihm, und erwarben zusammen so viel, daß, als der Vater starb, jeder 6 Morgen Landes und ein gemeinschaftliches Haus erhielten. Peter, als der älteste, sollte das väterliche Haus annehmen, und seinem Bruder 200 Thaler herausgeben; um aber diese Summe zu bezahlen, waren ihm nur drei Wege übrig, entweder die 200 Thl. zu borgen, oder seine 6 Morgen Landes zu verkaufen, oder aber ein reiches Mädchen zu heirathen. Letzteres aber war ihm vermöge seiner Moralität unmöglich, denn er hatte einem Mädchen, das ausser einem schönen Gesicht, und den Kenntnißen einer treflichen Hausfrau, nichts besaß, die Ehe versprochen, glaubte nur mit ihr allein glücklich leben zu können, und heirathete sie: sein Glaube ist gekrönt worden. Sein väterliches Erbgut zu verkaufen, schien ihm Sünde, und da jedoch sein Bruder, der sich auch etablirte, die 200 Thaler nöthig hatte, so grif er zum ersten Mittel, borgte die nöthige Summe, und verschrieb dafür dem christlichen Gläubiger sein Haus und sein Land. Ob er nun gleich seine Zinsen immer richtig entrichtete, und dem Bauern, der ihm seine sechs Morgen Landes bauete, auf den Tag sein Geld bezahlte: ob er und seine Hausfrau gleich sparsam und thätig waren, so fand es doch der Neid für gut, sie anzuschwärzen, und er fand, wie gewöhnlich, gar bald Gelegenheit dazu. Der Eheseegen dieser beiden Eheleute wurde ansehnlich an Zahl, und folgte geschwind auf einander. In Zeit von 8 Jahren wurden dem guten Peter drei Söhne und drei Töchter gebohren. Seine Paar Morgen Landes reichten nicht Brod genug, seinen Verdienst als Zimmermann mußte er öfters Vierteljahre lang stehen lassen: Brod mußte da seyn, und Niemand wollte ihm borgen. Der Mann ist Haus und Hof schuldig, man ist nie sicher: ob man das Geld erhält, besser also das Korn auf dem Boden gelassen, als es diesem Mann geborgt; so sprachen alle christliche Seelen, nur ein einziger Müller nicht. Da mir Peter diese Geschichte mit dem Müller, die er die rührendsten aller Geschichten seines Lebens nannte, so oft erzählt hat, so theile ich sie hier ganz mit.

Peter kam eines Sonnabends von der Arbeit nach Hause und fand seine Frau traurig, ob er sie gleich sehr freundlich begrüßte. Als er sie um die Ursache ihrer Traurigkeit fragte, antwortete sie mit thränenden Augen, daß den Montag das Brod alle seyn würde, daß sie wüßte, daß er wohl wieder kein Geld erhalten hätte, und daß sie deswegen so traurig wäre, weil

sie weder ihm seinen Extranzen spicken, noch auch für ihre Kinder etwas haben würde. Peter that, was er selten zu thun pflegte, er kratzte sich hinter den Ohren, und redete, wie er jederzeit zu thun gewohnt war, seine Frau freundlich an, und sprach: Hör Liese, laß uns geschwind zu Abend essen, alsdann will ich noch zu dem Müller nach A* laufen: es ist zwar eine Stunde, und ich weiß es nicht, ob ich etwas ausrichte, denke aber, Gott wird ihm das Herz regieren, daß er mir einige Himten Rocken auf 14 Tage borgt. Peter aß in Geschwindigkeit sein Abendbrod, und machte sich noch in der Dämmerung zu dem guten Müller Anton, der eine Stunde weit ganz allein in einem von beiden Seiten mit Wald und Bergen umgebenen Thal wohnte. Der Müller wunderte sich nicht wenig, noch so spät Petern bei sich zu sehen.

P. Ihr wundert euch, mich noch so spät zu sehen, ich habe ein Anliegen an euch.

A. Sagt es her, Meister Peter, wenn ich euch in etwas dienen kann, so will ich es gerne thun.

P. Das könnt ihr, ich habe einige Himten Rocken nöthig, die ich aber erst in 14 Tagen bezahlen kann, ihr thätet mir einen großen Gefallen, wenn ihr mir sie verabfolgen ließet, denn sehet, den Montag muß ich wieder an die Arbeit, und habe kein Brod für Frau und Kinder im Hause auf die Woche.

A. Es nimt mich Wunder, Meister Peter, daß ihr nicht schon längst zu mir gekommen seyd. Ich weiß, ihr seyd ein ehrlicher arbeitsamer Mann, laßt es euch recht herzlich sauer werden, habt aber viele Kinder; ich hätte euch schon längst gerne geholfen, und es hat mich ordentlich geärgert, daß ihr nicht jederzeit zu mir eure Zuflucht genommen habt, ihr wißt, ich habe es ja; anbieten aber ist, wie ihr wisset, meine Sache nicht.

P. Hört, meister Anton, ich dachte, weil ihr katholisch, ich aber lutherisch sey, so mögtet ihr deswegen wohl nichts mit mir zu thun haben.

A. Pfui Peter, so müßt ihr nicht denken; ich helfe gern Jedermann, er sey katholisch oder lutherisch, und wenn nun vor kurzer Zeit euer ganzes Dorf, das beinahe ganz lutherisch ist, so gegen mich gedacht hätte: so hätten mich die Diebe umgebracht. Ihr sollt nicht zwei Himten, sondern ein ganzes Malter haben; ihr könnt es bezahlen, wenn ihr wollt; aber ihr müßt mir auch einen Gefallen thun.

P. (ihm freudig die Hand drükkend) gern, Meister Anton, gern, herzlich gern.

A. Nun gut, der Gefallen ist, daß ihr aufrichtig gegen mich seyd, und von mir 200 Thl. gegen ein pro Cent weniger annehmet, und damit eure 200 Thl. Schulden abtraget. Dadurch geschiehet mir ein großer Gefallen; denn ich bin immer bange, daß

Digitized by Google

daß wieder Diebe kommen, und sie mir abholen. Nehmet sie also gleich mit, Morgen Nachmittag soll euch mein Knecht das Malter Mehl bringen, und inskünftige komt nur immer zu mir.

P. (mit Thränen in den Augen) ich nehme es an, lieber Meister Anton.

Peter ging hierauf, nachdem sich beide brave Männer beim Abschiede treulich die Hände geschüttelt hatten, nach Hause, und erfreuete durch diese Nachricht sein gutes Weib und seine lieben Kinder. Von dieser Zeit an nahm Peter immer seine Zuflucht nach dem guten Müller, und da jener nachher in gute Umstände kam, so erhielt Anton alle Früchte von ihm um einige Batzen wohlfeiler.

Peter arbeitete unabläßig des Sommers auf seinem Handwerk, und da er sehr fleißig war, hatte er immer Arbeit genug. Des Winters verfertigte er Weberstühle, hölzerne Absätze, hölzerne Koch- und Eßlöffel, machte für sich, seine Frau und Kinder die Schuhe, und rühmte sich in seinem Alter oft, daß, ob er gleich über 50 Jahre in der Ehe gelebt hätte, doch ihm ein Schuster nur ein Paar Schuhe, nemlich: die Breutigamsschuh gemacht hätte, ob er gleich niemals baarfuß gegangen wäre. Seine gute Frau, die sich bei ihren vielen Kindern ohne Magd behalf, versahe nicht nur des Sommers den ganzen Haushalt, sondern verfertigte noch die Kittel, Hosen, Hemder und Strümpfe für die ganze Familie. Die Kinderzucht war ein wahres Muster. Die Kinder beteten ihre Aeltern an, und doch rühmte sich Peter, daß er drei von seinen Kindern niemals einen Schlag gegeben hätte; bei den andern dreien aber sey er gezwungen gewesen, jedem einmal mit einer tüchtigen Tracht Schläge die Ungezogenheit auszutreiben. *) So wie nun Peters Kinder, die alle gesund, stark und schön waren, heranwuchsen, ging auch sein Glücksstern auf. Er sagte immer mit wahrer Rührung: er habe nie inbrünstiger Gott gedankt, als zu der Zeit, da sein ältester und zweiter Sohn zusamen seyen konfirmiret worden, und er nun sich im Stande gesehen hätte, beide zu seinem Handwerk anzulehren. Wirklich schienen auch die Söhne und die Töchter die Tugenden und den Fleiß ihrer Aeltern in noch höherem Grade zu besitzen.

So bald die Söhne so weit waren, daß sie ausgelernt hatten, und die Töchter mannbar wurden, änderte sich in diesem Haushalt alles sehr vortheil-

*) Wer unter Bauern gelebt hat, der weiß auch, wie unbarmherzig diese Menschen oft mit ihren Kindern umgehen: es ist dieses Beispiel von Peter also um so seltener und merkwürdiger.

Digitized by Google

theilhaft. Der Vater nahm seine drei Söhne des Sommers mit auf sein Handwerk, des Winters mußten sie helfen Weberstühle und hölzerne Schuhabsätze verfertigen. Die Töchter mußten zu Hause arbeiten, so, daß sich Peter bald im Stande sahe, so viele Güter anzukaufen, daß er ein Gespann Ochsen anschaffen und seinen Acker selbst besorgen konnte. Dies veranstaltete er nach folgendem Plan. Zwei seiner Söhne nahm er des Sommers mit auf sein Handwerk, der dritte mußte zu Hause bleiben, und nebst seiner Frau und seinen Töchtern den Ackerbau besorgen; den folgenden Sommer ging der Ackermann mit, und einer von den andern beiden blieb zu Hause. Die Söhne, die mit auf dem Handwerk arbeiteten, waren verpflichtet, die Hälfte ihres wöchentlichen Lohns in die allgemeine Casse abzuliefern, und von der andern Hälfte wieder die Hälfte für Leder zu Schuhen und für Linnen abzugeben. Das eine Viertel vom Verdienst blieb also dem Arbeiter zu seiner eigenen Disposition. Der von den Söhnen für den Sommer ausgewählte Ackermann, erhielt außer der freien Kost, Schuhen und Kittel, und der Freiheit, in seinen Feierstunden hölzerne Schuhabsätze zu verfertigen, die er sich denn auch redlich zu Nutze machte, nichts. Peter wurde also durch diesen treflichen Haushalt in den Stand gesetzt, nicht nur mehrere Güter anzuschaffen, sondern auch Capitalien auszuleihen. Sein, seiner Frau und seiner Kinder moralischer Charakter war ganz das Ideal von Rechtschaffenheit und Moralität. Des Sonntags mußten alle seine Kinder zweimal die Kirche in seiner und seiner Liese Gesellschaft besuchen; zu Hause examinirte er sie die ganze Predigt durch, und brachte es mit der Zeit dahin, daß seine Kinder den Inhalt jeder Predigt wußten. Zwei Laster verabscheuete er auf immer, nemlich das Fluchen und den Trunk. Von letzterem ein Beispiel. Sein jüngster schon erwachsener Sohn, war eines Abends nach Hause gekommen, und hatte, vom Geist des Weins benebelt, gestrauchelt. Des andern Tages fand ich den alten Peter traurig und bekümmert. Ich fragte ihn um die Ursache seiner Traurigkeit, und erhielt die Antwort: ich muß wohl traurig seyn, weil mir gestern mein jüngster Sohn einen Kummer verursacht hat, den ich bis jetzt noch nicht erlebt habe. Denkt euch einmal, er kömt ins Haus und ist betrunken; diesen Morgen habe ich und seine Mutter ihn vermahnt, er hat geweint, und versprochen, es nicht mehr zu thun; allein, die Ehre meiner Familie ist dahin, und der alte Mann fing bitterlich an zu weinen. Peter lebte über 50 Jahre mit seiner Liese in der vergnügtesten Ehe, und rühmte sich, daß er nie seine Frau mit einem Wort beleidiget habe und nie betrunken gewesen sey. Seine Frau wurde in ihrem Alter

schwind-

schwindsüchtig, und wie dergleichen Leute gewöhnlich sind, sehr wunderlich; Peter und seine Kinder ertrugen alle ihre Launen mit Geduld, jeder beeiferte sich, der guten Mutter einen Gefallen zu thun. Sie starb, und ich sahe nie eine traurigere Leiche. Peter war so betrübt, daß er bald folgte, nachdem beide Aeltern-Kinder und Kindeskinder im besten Wohlstande gesehen hatten. Peter hinterließ seinen Kindern über 40 Morgen Land, und jedem 300 Thl. Capitalien. Seine Töchter sind sehr gut verheirathet; seine Söhne jetzt reiche und angesehene Bauern. Peter hatte sich nie überwinden können, seine Söhne auf die Wanderschaft zu schikken; denn, sagte er: erstlich hatte ich sie nöthig, zweitens sollten sie mir auf den Wanderschaften nicht verdorben werden. Er ruhe sanft mit seiner Frau, beide hatten viel gearbeitet: sie werden großen Lohn haben!

Seife aus verschiedenen Baumschwämmen zu verfertigen.

Man übergießt eine Quantität Pottasche mit eben so viel Pfund Wasser, als selbige wiegt, rührt sie öfters um, und gießt hernach die helle Lauge von dem Satze ab; ist diese Pottaschenlauge fertig, alsdenn thut man 3 Pfund frischen ungelöschten Kalk in ein bequemes Gefäß, gießt 10 Pfund Wasser darauf, und sobald sich der Kalk zu löschen anfängt, gießt man 16 Pfund von der gefertigten Pottaschenlauge dazu, rühret unter dem Löschen das Mengsel fleißig unter einander, bis es kalt geworden, alsdenn läßt man es so lange stehen, bis sich der Kalk gänzlich gesetzt, und die helle Lauge abgegossen werden kann. Ist diese scharfe Lauge fertig, so nimt man eine Quantität Schwämme, vorzüglich solche, welche an alten Birnbäumen gefunden werden, und säubert sie von den daran befindlichen holzigten Theilen.

Diese Schwämme zerdrückt man noch ganz frisch in einem hölzernen Gefäß mit einem ebenfalls hölzernen Instrument, und rührt dann die zerdrückten Schwämme mit der kaustischen Lauge zu einem dicklichen Brei an. Noch besser ist es, wenn man die Schwämme ganz trocken macht und zu Pulver stößt, und das Schwammpulver mit der kaustischen Lauge zu einem dicklichen Brei anrührt, weil man alsdenn versichert ist, daß keine von der Lauge unberührte Stückchen dabei bleiben. Sobald als die kaustische Lauge den Schwämmen beigemischt wird, so empfindet man einen sehr starken, flüchtigen, harnichten Geruch, welches ein großer Beweis

von

Digitized by Google

von der Gegenwart des flüchtigen Laugensalzes bei den Gewächsen ist. Auch folgt hieraus, daß das Laugensalz bei den Schwämmen auch an eine Säure gebunden seyn müsse, weil es nur alsdann los gemacht wird, wenn ein fixes Laugensalz dazu kömt. Den gefertigten Schwammbrei thut man in ein flaches Gefäß, und läßt ihn an der Sonne austrocknen. Ist diese Masse trocken geworden, so wird sie noch zu hart und unauflöslich im Wasser seyn, weil noch nicht genug kaustische Lauge dabei befindlich ist, deswegen schneidet man die trockene Masse nochmals klein, und übergießt sie wieder mit so vieler kaustischen Lauge, daß die zerschnittene Masse ganz mit Lauge bedeckt ist, und läßt es 24 Stunden an der bloßen Luft stehen. Nach dieser Zeit rührt man es mit einem hölzernen Instrumente unter einander, und im Fall es noch zu dick seyn sollte, gießt man noch etwas Lauge hinzu, bis es wieder einem dicklichen Brei ähnlich wird. Man läßt es also 3 Tage, unter welcher Zeit jedoch diese Mischung öfters umgerühret werden muß, stehen. Dieser Brei kann nun als Schmierseife recht gut gebraucht werden; trocken giebt er aber eine zähe Masse, die wohl zum Einseifen gebraucht werden kann, aber doch viel härter, als die gewöhnliche Seife ist. Fertiget man nach obiger Methode von einem Pfunde solcher Schwämme eine breiigte Seife, und mischt unter diesen Brei ein Pfund kleingeschabte gemeine Seife, so erhält man nach dem Austrocknen Seife, die zum Waschen wie wahre Seife gebraucht werden kann. Auch Schmierseife aus Lein- oder Rüböl mit der Schwammseife vermischt, gab eine schöne harte Seife, die sich wie andere Seife schneiden und behandeln ließ.

Mittel, alle Obstarten mehrere Jahre frisch zu erhalten.

Man nehme weißen klaren Sand, wässere ihn so lange, bis das Wasser auf demselben helle und klar wird; dann gieße man das Wasser ab, trockne den Sand an der Sonne, gieße darauf guten Coniac, oder reinen Franzbrantewein; nun nehme man irdene oder hölzerne Behältnisse, um die Früchte, die nicht zu reif und nicht zu unzeitig abgenommen sind, einzubalsiren und wohl zu verwahren. Man streue in das Behältniß jenen präparirten Sand, doch so, daß die Früchte einander, ohne mit dergleichen Sand bestreuet zu seyn, nicht zu nahe kommen. Das irdene Gefäß darf nicht an einen zu feuchten, und das hölzerne nicht an einen zu warmen Ort gesetzt werden.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

86tes Stück.

Montag, den 26ten October 1795.

Verzeichniß der Lectionen, die auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld von Michaelis 1795. bis Ostern 1796. gehalten werden sollen.

Die auf gnädigste Verordnung der Königlichen Landesregierung von Zeit zu Zeit vorzunehmende Visitation des Pädagogii, wurde vom Herrn Hofrath Heyne, als beständigem Aufseher desselben, für dieses Jahr im Monat Julius angestellt. Wir verehren in dieser ganzen Veranstaltung an sich, einen fortdauernden Beweis von der gnädigen Fürsorge unserer hohen Obern, für unsere Schule mit unterthänigster Dankbarkeit, da sie für uns eben so ehrenvoll und bei unsern Arbeiten belohnend, als für den Fleiß und das Betragen unserer Untergebenen aufmunternd ist. Aber auch außer diesen allgemeinen Vortheilen, haben wir gewöhnlich immer, nach jeder angestellten Untersuchung der Anstalt, noch besondere Veranlassungen, für neue Gnadenbezeigungen zu danken; und auch jetzt ist dies der Fall.

Die Königl. Regierung hat sich durch des Herrn Hofraths Heyne von der Visitation abgestatteten Bericht, gnädigst bewogen gefunden, in einem eigenen huldreichen Rescripte nicht nur ihre fortdauernde Zufriedenheit mit dem Zustande des Pädagogii und unsern Bemühungen zu bezeigen; sondern auch, außer besondern Aufmunterungen für die Lehrer, von neuem eine beträchtliche Vermehrung unseres mathematischen und physikalischen Instrumentenvorrathes, und der vor einigen Jahren angefangenen Naturaliensammlung, sowohl für's Gegenwärtige, als auch schon im voraus für die Zukunft gnädigst zu bewilligen, und dadurch für immer größere Verbesserung des Unterrichts zu sorgen. Der beste Dank von unserer Seite muß und wird darin bestehen, daß wir von diesem allen den abgezielten Gebrauch, und dadurch unsere Unterweisung und die ganze Anstalt immer gemeinnütziger zu machen suchen.

Im wissenschaftlichen Zustande des Pädagogii, ist übrigens bei der Visi-

Digitized by Google

tation keine wesentliche Veränderung vor der Hand nothwendig oder rathsam gefunden worden, und der bisher befolgte Studienplan, wird, wenigstens für das nächste halbe Jahr, unverändert bleiben; doch hat uns die bisherige Erfahrung bewegt, bei schon bestehenden Einrichtungen einige Verbesserungen in Vorschlag zu bringen, und, da sie genehmigt worden sind, wirklich einzuführen.

Die eine betrift unsere Censureinrichtung; bisher wurde nach jeder öffentlichen Prüfung, deren jährlich zwei gehalten werden, Censur angestellt, und sie war also halbjährig.

Wir glauben, gegründete Ursachen zu haben, dies für zu wenig zu halten, da in dem langen Zeitraume eines halben Jahres bei Jünglingen, in Ansehung ihres Studierfleisses sowohl, als ihres übrigen Betragens, mancherlei Abwechselungen vorfallen können, und wirklich vorfallen, auf welche sie, auch selbst öffentlich aufmerksam zu machen sind. Wir werden deshalb in Zukunft vierteljährige Censur halten, und um zugleich dem Verdachte von Partheilichkeit, oder nicht gleich — und gerade durchgehender Gerechtigkeit bei unsern Untergebenen möglichst vorzubeugen, unsere Urtheile so einrichten, daß wir in den Censuren vornemlich, die ausser den öffentlichen Prüfungen werden angestellt werden, und die man vorläufige nennen könnte, sehr ins Einzelne gehen, und jedem unserer Zöglinge alle von uns gemachten, und wöchentlich in der Conferenz niedergeschriebenen, sowohl ihren Fleiß, als ihre Aufführung betreffenden Bemerkungen und Thatsachen öffentlich bekannt machen werden. Auf diese Censuren und die nach deren Bekanntmachung bis zur halbjährigen Prüfung ferner gemachten und niedergeschriebenen Bemerkungen, wird die halbjährige Hauptcensur bei den Prüfungen, die an die Königl. Regierung eingesendet werden muß, sich gründen, die zwar nur die Resultate von jenen enthalten, und also so speciell nicht seyn, aber dennoch auch nicht im bloß allgemeinen Anzeigen oder Urtheilen bestehen wird.

Wir hoffen und versprechen uns von unsern Zöglingen, daß sie die Absicht dieser Einrichtung, sie auf sich selbst desto aufmerksamer zu machen, und zu mancher nähern Belehrung und Zurechtweisung Gelegenheit zu verschaffen, erkennen und auf alle Weise zu erfüllen suchen werden.

In gleicher guten Absicht ist auch eine zweite Veränderung bei unsern öffentlichen Prüfungen beliebt worden. Bisher waren bei jeder Examenlection alle Classen der Untergebenen zugegen, und mehrere derselben also bloß Zuhörer, während daß andere mündlich geprüft wurden. Es kann auch diese Einrichtung in der That einige Vortheile gewähren, unter andern den, daß junge Leute, wenn andere in einer Sprache oder Wissenschaft geprüft werden, daher Gelegenheit nehmen können, in Ansehung der nemlichen

Digitized by Google

lichen Sache in der Stille sich selbst zu untersuchen, mit jenen sich zu vergleichen, und dadurch sich besser kennen zu lernen; und eben deshalb wird diese Einrichtung nicht ganz abgeschaffet werden; nur soll sie nicht mehr allgemein seyn. Es werden also in Zukunft, während daß gewisse Classen mündlich geprüft werden, andere durch mancherlei schriftliche Ausarbeitungen, z. B. Auszüge aus beträchtlichen Abschnitten gelesener Schriftsteller in allerlei Sprachen, deutsche oder französische Aufsätze, mathematische Aufgaben und dergleichen von ihren Fortschritten in Kenntnissen Rechenschaft geben; und diese schriftlichen Arbeiten werden auf die Censuren nach den Prüfungen, die Ertheilung der Prämien und die Empfehlung zu den unsern Scholaren bestimmten Unterstützungen, ihren Einfluß haben.

So wie wir nichts eifriger wünschen, als daß dies und alles, was für das Beste der uns anvertrauten Jugend angeordnet und gethan wird, von derselben auch dazu genutzt werden möge: so werden wir an unserer Seite zur Erreichung dieser wohlthätigen Absicht es an unserm Eifer nie fehlen lassen; und mit diesen Gesinnungen zeigen wir nun noch die verschiedenen Lectionen an, die für das bevorstehende halbe Jahr bestimmt sind.

Der Rektor Pätz besorgt den Religionsunterricht, nach Griesbachs Anleitung zum Studium der populären Dogmatik, und verbindet mit der Erklärung und den Beweisen der Glaubenslehren, durch Entwickelung und Einschärfung der darin liegenden Verpflichtungen, zugleich die schriftliche Sittenlehre: Montags und Donnerstags von 8 — 9. Daß dieser Unterricht, so wie die Unterweisung in Wissenschaften überhaupt, mehr in socratischen Unterredungen, als zusammenhangenden Vorträgen bestehe, ist sonst schon bemerkt worden.

Die Logik trägt er der obersten Classe der Untergebenen nach dem Federschen Lehrbuche vor, dessen Erklärung er an Ostern angefangen hat, und im bevorstehenden Winter endigen wird: Dienstags und Freitags von 8 — 9.

Mit der bisher gehaltenen encyclopädischen Lection wechselt nun, der eingeführten Ordnung gemäß, wieder eine Lection über die griechische Litteratur, in welcher die Zuhörer vornemlich mit der Folge der griechischen classischen Schriftsteller und deren Werken bekannt gemacht werden: Dienstags und Freitags von 2 — 3.

Das Conversatorium im Bibliothekszimmer, wird er, wenn er es zu besorgen hat, hauptsächlich dazu anwenden, die griechischen Classiker, nebst andern dazu gehörigen Büchern vorzuzeigen.

In der lateinischen Sprache giebt er allen dreien Classen der Scholaren in mehrern Lectionen Unterricht, bei dem durchgehends auf grammatische Genauigkeit und Angewöhnung

nung zum eigenen Interpretiren gesehen wird.

Mit der Vorbereitungsclasse hält er nemlich eine Fundamentallection, am Dienstage von 3 — 4, und Donnerstags von 9 — 10, in der sie mit den Grundsätzen der allgemeinen Sprachlehre sowohl, als den Eigenheiten der lateinischen Sprache, und allen dem bekannt gemacht wird, was bei zweckmäßiger Erlernung der Sprachen zum Grunde liegen muß. Von diesem Unterrichte wird in einer andern, mit jener in Verbindung stehenden Leselection, am Dienstage und Freitage von 5 — 6 durch Erklärung der von Sörgel herausgegebenen Erzählungen des Cicero, imgleichen durch kleine Schreibeübungen die Anwendung gezeigt.

Mit der mittlern Classe wird er die zweite Hälfte der Briefe des Cicero an Verschiedene, nach einer in Rücksicht der Zeit, in der sie geschrieben worden, gemachten Auswahl lesen: Montags von 9 — 10; Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 — 11, und die gewöhnlichen Uebungen im Lateinschreiben, die theils im extemporellen Revertiren übersetzter Stellen aus den Briefen, theils in Ausarbeitung kleiner Aufgaben nach den Regeln der lateinischen Schreibart bestehen, damit verbinden: Montags und Donnerstags von 3 — 4.

Der obersten Classe wird er Horazens Episteln, die sogenannte Dichtkunst desselben mit eingeschlossen, erklären, und bei der Erklärung Uebung im Lateinsprechen anstellen: Montags und Donnerstags von 4 — 5, und Sonnabends von 8 — 9.

Zur Erklärung des Textes der Institutionen, so wie des Celsus, oder ausgesuchter Stellen aus Plinius Naturhistorie, setzt er ferner einige Privatstunden aus.

Die für deutsche Sprache und Lectüre vornemlich bestimmte, und unter den dreien obern Lehrern abwechselnden zwei Stunden, Mittwochs und Sonnabends von 4 — 5, wird er dazu anwenden, eine kurze Theorie der Dichtkunst, und der hauptsächlichsten Dichtungsarten vorzutragen, und zur Erläuterung aus den besten deutschen Dichtern ausgesuchte Stellen lesen zu lassen und zu erklären.

Der Conrektor **Leopold** ertheilt den Unterricht in den Anfangsgründen der hebräischen Sprache, und lieset dabei, um die Zuhörer im Analysiren zu üben, leichte Stücke aus den historischen Büchern des A. T., so wie mit denen, die etwas weiter sind, einige ausgesuchte Psalmen: Montags und Donnerstags von 11 — 12.

Der griechischen seleeten Classe erklärt er die Iliade des Homer vom dritten Gesange an: Montags und Donnerstags von 3 — 4.

Mit der ersten griechischen prosaischen Classe, wird er ferner Xenophons Cyropädie vom dritten Buche an, zwar auszugsweise, aber doch mit Anzeige des Inhalts der auszulassenden Stücke, lesen: Dienstags und

Digitized by Google

und Freitags von 4 — 5, Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10.

Mit der obersten lateinischen Ordnung wird er die dritte Decade der römischen Geschichte des Livius, vom 23ten Buche an, cursorisch zu lesen fortfahren: Montags von 9 — 10; Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 — 11; die lateinische Vorbereitungsclasse aber unterrichtet er in der lateinischen Prosodie: Mittwochs von 8 — 9.

Der ersten deutschen Classe trägt er die Grundsätze des deutschen Stils vor, und läßt zur Anwendung derselben kleine Aufsätze verfertigen, am Freitage von 3 — 4. Eine andere Stunde am Montage von 10 — 11, ist für Uebung in größern Aufsätzen bestimmt.

Statt der Mythologie wird er, nach dem im Lectionenplane bestimmten Wechsel, die alte Geographie nach dem Oberlinschen Grundrisse vortragen, und dabei auf diejenigen Länder vorzügliche Rücksicht nehmen, deren genauere Kenntniß zum Verstehen der alten classischen Schriftsteller vornemlich nöthig ist: Dienstags und Freitags von 10 — 11.

Der Subconrector Brohm wird, nach Anleitung des Schrökhschen Lehrbuchs der allgemeinen Weltgeschichte, in der Erzählung der Geschichte bei dem zweiten Zeitraume nach Christi Geburt, von der sogenannten Völkerwanderung, fortfahren: Dienstags von 3 — 4, Mittwochs von 8 — 9, und Donnerstags von 9 — 10.

In der mittlern lateinischen Classe wird er Virgils Aeneide erklären: am Montage und Donnerstage von 4 bis 5; Dienstage und Freitage von 5 — 6.

Mit der lateinischen Vorbereitungsclasse lieset er Cäsars Nachrichten vom Bürgerkriege: Montags und Donnerstags von 5 — 6, und Freitags von 8 — 9. Am Sonnabende von 8 — 9 wird diese Classe im Lateinschreiben geübt. Die Scholaren erhalten den aus dem Deutschen von ihnen übersetzten und vom Lehrer schriftlich verbesserten Aufsatz mit der Anzeige von den Gründen der Verbesserung zurück, und zugleich wird eine neue Aufgabe zum Uebersetzen dictirt.

Die griechische zweite prosaische Classe wird unter seiner Anleitung Apollodors Bibliothek lesen: Dienstags und Freitags von 4 — 5, Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10.

Die griechische Vorbereitungsclasse endlich wird mit den Anfangsgründen der Sprache nach der Trendelenburgischen Grammatik bekannt gemacht, und lieset dabei die kleinen Aufsätze in der Heinzelmannischen Sammlung: Montags von 2 — 3, Dienstags und Freitags von 9 — 10.

In der englischen Sprache setzt er den Unterricht in Privatstunden fort, und wählt die Schriftsteller nach den Kenntnißen und Fähigkeiten der Zuhörer.

Digitized by Google

hörer. Schreibeübungen werden damit verbunden.

Der Collaborator Grotefend giebt Unterricht in der neuen Geographie, am Dienstage und Freitage von 9 — 10, und wird, nach Fabris kurzem Abrisse, Großbritannien und die folgenden europäischen Länder nach der Ordnung dieses Handbuches beschreiben.

Am Montage von 10 — 11. hält er eine Zeitungsstunde, worin die neueste Zeitgeschichte erzählt, die Begebenheiten durch Zusammenstellung der einzelnen Umstände in gehöriges Licht gesetzt, und zugleich mancherlei statistische und andere gemeinnützige Kenntniße den Zuhörern bekannt gemacht werden.

Die zweite deutsche Classe unterweiset er in der deutschen Sprache, in einer Stunde, am Dienstage von 8 — 9 theoretisch nach Adelungs Auszuge der Sprachlehre; in einer Zweiten am Freitage von 3 — 4 practisch durch Uebung in kleinen Aufsätzen mancherlei Art.

Die reine Mathematik lehrt er Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10, nach Lorenz Grundrisse, und wird besonders die geometrischen Lehren von der Aehnlichkeit der Figuren, der Ausmessung derselben u. s. w. vortragen, die Scholaren auch dabei in kleinen Zeichnungen üben.

Am Dienstage und Freitage von 4 — 5 übt er die obere arithmetische Classe im practischen Rechnen, und diejenigen, welche, wegen Collisionen diese Stunden nicht besuchen können, am Montage und Donnerstage von 2 — 3.

Die Physik trägt er nach Nicolais Anfangsgründen der Experimentalnaturlehre vor, und zwar im bevorstehenden Winter dasjenige, was in den ersten sieben Capiteln dieses Lehrbuches enthalten ist: Dienstags und Freitags von 10 — 11. Die Versuche selbst werden in einer Privatlection am Montage und Donnerstage, Abends von 8 — 9 angestellt.

Der Collaborator Großkurd giebt in der lateinischen Sprache allen dreien Classen der Scholaren Unterweisung.

Der Vorbereitungsclasse wird er diesmal die Lustspiele des Terenz erklären: Montags von 9 — 10, und 3 — 4; Donnerstags von 10 — 11, und 3 — 4; Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11.

Mit der mittlern Classe setzt er das Lesen der ersten Decade des Livius, vom siebenten Buche an, fort: Montags und Donnerstags von 5 — 6; Dienstags und Freitags von 8 — 9. Am Sonnabende von 8 — 9 wird diese Classe von ihm im Lateinschreiben durch Ausarbeitung sogenannter Exercitien geübt, die der Lehrer schriftlich verbessert und öffentlich beurtheilt.

Der obersten Ordnung wird er, nachdem die Tusculanischen Untersuchungen des Cicero geendigt sind, dessen Bücher vom Redner erklären: am Montage von 10 — 11, Dienstage und Freitage von 5 — 6. Am

Frei-

Digitized by Google

Freitage von 3 — 4 werden lateinische Aufsätze, welche die Scholaren dieser Classe theils nach Aufgaben, theils nach eigner Wahl fertigen, nebst denen von andern darüber gemachten schriftlichen Recensionen, in Rücksicht auf Gedanken und Ausdruck von ihm durchgegangen und beurtheilt, wobei zugleich zur Uebung im Lateinsprechen Gelegenheit genommen wird.

Von den bisher genannten Lehrern und Collaboratoren wird auch das gewöhnliche Conversatorium ferner gehalten: Mittwochs von 1 — 3, und von jedem derselben wöchentlich eine Stunde zu Lese- und Declamirübungen für die ihm zugetheilte Anzahl von Untergebnen ausgesetzt.

Der Lector der französischen Sprache, Schulenberg wird mit der obersten Ordnung die Henriade von Voltaire fortsetzen und endigen, und die nöthigen historischen und litterärischen Anmerkungen in französischer Sprache vortragen, wobei er Gelegenheit nehmen wird, Uebungen im Sprechen anzustellen. Die eingelieferten französischen Aufsätze werden öffentlich von ihm beurtheilt: Mittwochs und Sonnabends von 11 — 12.

Die zweite Classe lieset Gedikens französische Chrestomathie zum Gebrauche der höhern Classen, und verfertigt französische Aufsätze. Auch sollen die Scholaren geübt werden, die gelesenen historischen Stücke französisch zu erzählen: Dienstags und Freitags von 11 — 12.

In der dritten Classe wird die Geschichte Carls des Zwölften von Voltaire gelesen: auch werden Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische verfertigt: Montags und Donnerstags von 11 — 12.

Die vierte Ordnung lieset die französische Uebersetzung des Campenschen Robinson, und bekömmt Anleitung kleine französische Aufsätze zu machen: am Montage und Donnerstage von 6 — 7.

Die fünfte Classe macht sich mit der Grammatik bekannt, und verbindet damit das Lesen einiger Anecdoten aus dem Leben Friedrichs des Großen: am Dienstage und Freitage von 6 — 7.

Die Privatstunden, welche der Lector ausser den öffentlichen auf Verlangen geben wird, sind hauptsächlich denjenigen gewidmet, welche sich entweder im Sprechen und Schreiben mehr üben wollen, oder in der Grammatik vollkommenere Kenntniße sich zu verschaffen wünschen. Uebrigens wird er auch die ihm, ausser den vorgeschriebenen, eingelieferten Ausarbeitungen gern durchsehen und verbessern.

Der Cantor **Kandelhart** unterweiset und übt die zweite arithmetische Classe im practischen Rechnen: Dienstags und Freitags von 4 — 5; und in eben diesen Stunden am Montage und Donnerstage mehrere Scholaren in der Calligraphie. Beide Lectionen sind öffentliche, so wie auch die Uebung in der Vocalmusik, zu welcher

Digitized by Google

welcher die Stunde von 1 — 2 am Montage und Donnerstage bestimmt ist.

Im Zeichnen und Malen giebt der Zeichnenmeister Wiegleb Unterweisung.

Für den Unterricht in der Musik sind drei Maitres vorhanden. Der Organist Zimmermann unterweiset im Clavierspielen: der Musicus Meyer auf der Geige, Flöte und Clarinette; und der Cantor Kandelhart auf der Harfe und dem Violoncello. Zur Uebung der Scholaren im Zusammenspielen wird von den Musiklehrern am Dienstage und Freitage von 1 — 2 ein Collegium musicum gehalten.

Unterricht im Tanzen giebt der Musicus und Tanzmeister Meyer.

Etwas für Rechnungsführer.

Aus eigener Erfahrung weiß ichs, daß das Liniiren der Register und Rechnungen langwierig und mühsam ist, wenn durch die doppelten Linien nicht Flecke oder andere Mängel entstehen sollen, ich habe daher mehrere Jahre in allen Rechnungen und Registern, und zwar auch in solchen, die einem hohen einsichtsvollen Collegio vorgelegt worden, statt der zeitverspielenden doppelten Linien, wodurch man gewöhnlich die von einerlei Artikel handelnde Columen — gleichwie auch überhaupt die obern Querlinien und die untern, auf welche Summa oder Latus folget, bezeichnen und verzieren zu müssen glaubt, einfache Linien gezogen. Es ist stets unbemerkt geblieben, und dies überzeugte mich um so mehr, daß es auf die doppelten oder stärkern Linien bei Beurtheilung der berechneten Dinge nicht ankomt, daher ich die Hinweglassung der doppelten Linien verschiedenen anrathen und von jedem die Versicherung erhalten habe, daß ihre solchergestalt liniirten Register Beifall erhalten, und es ihnen nun schon zur Gewohnheit geworden wäre, an allen Stellen nur einfache Linien zu ziehen; ich trug bisher Bedenken, es öffentlich bekannt zu machen, weil entweder Vorurtheil oder Anhänglichkeit an alte Einrichtungen, sich dagegen auflehnen — und jenen Vorschlag blos als eine Bequemlichkeit schildern mögten, allein, da ich viele Beweise des Beifalls vor mir habe, und eine Einschränkung an Zeit und Schreibmaterialien, unwidersprechlich damit verbunden ist, so wage ichs, diese Idee hiedurch allgemein bekannt werden zu lassen.

A. B.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

87tes Stück.

Freitag, den 30ten October 1795.

Auszug aus des Herrn Regierungsraths Medicus Abhandlung: über den unächten Akazienbaum; zur Ermunterung des allgemeinen Anbaues, dieser in ihrer Art einzigen Holzart, zum allgemeinen Nutzen mit einigen Zusätzen entworfen.

Vom

Herrn Kriegscommissarius Rieben, in Köttwitz bei Dohna.

Es ist Jedermann bekannt, daß alle Arten von Holz seit dem siebenjährigen Kriege ausserordentlich im Preise gestiegen sind. Ein Klafter $\frac{6}{4}$ langes fichtenes Scheitholz kostete im Jahr 1765. mit Fuhrlohn 1 Thaler 12 bis 16 Groschen, und das Schock hartes Bundholz 2 Thaler mit Fuhrlohn bis Pirna und Dohna, jetzo kostet ersteres über 8, und letzteres gegen 4 Thaler.

Wenn der arme Städte- und Landbewohner, der sein Holzbedürfniß kaufen muß, bedenkt, daß er diesen zum Leben unentbehrlichen Artikel, nach einem Zeitraume von 30 Jahren, nochmal so theuer bezahlen muß, und sich sehr wahrscheinlich vorstellen kann, daß er oder seine Kinder, wenn der Holzpreis in demselben Verhältniß, wie es sehr wahrscheinlich ist, steigen sollte, nach 30 Jahren nicht mehr im Stande seyn wird, dasselbe zu bezahlen; muß er da nicht auf die Zukunft erschrecken, und an der Erwerbung seines nöthigen Unterhalts verzweifeln?

Jeder Menschenfreund siehet schon jetzt mit Wehmuth, daß arme Handwerker, Tagelöhner, u. s. w. welche für sich und ihre Kinder kaum den nöthigsten Unterhalt verdienen können, sich oft des unentbehrlichsten Hausrathes entschlagen müssen, um für das daraus gelösete wenige Geld Holz zu kaufen.

Auch in andern deutschen Ländern wird das Holz von Jahr zu Jahr seltner und theurer, besonders am Rhein, wo durch den jetzigen Krieg die schönsten Wälder verwüstet worden. Hierdurch ist der Herr Regie-

Digitized by Google

rungsrath Medicus zu Mannheim bewogen worden, seine vieljährigen, und besonders die seit 1791. angestellten Versuche mit Anziehung des Akazienbaums, zur Belehrung des Publikums, drucken zu lassen, weil er gefunden hat, daß die unächte Akazie der einzige Baum sey, welcher durch seinen schnellen Wuchs und leichte Vermehrung, bei gehöriger geringer Wartung, im Stande sey, jedes Land für zu fürchtendem Holzmangel zu sichern.

Aus dieser Schrift habe ich folgenden kurzen Auszug gemacht, und bitte jeden Menschenfreund, der Platz dazu hat, und dem das Wohl seiner ärmern Brüder zu Herzen gehet, den Anbau dieser Holzart zu versuchen. Die Religion verpflichtet uns ja, die Noth unserer Brüder zu erleichtern; und welcher Gedanke ist beim letzten Schritt zum Grabe wohl tröstender als der, zum Glück des Nächsten nach Möglichkeit beigetragen zu haben? Es ist eine wahre Wohlthat, die wir noch jenseits des Grabes, unsern zurückgebliebenen armen Brüdern erzeigen.

Der unächte Akazienbaum ist im mittlern Amerika einheimisch. Die Nordamerikaner, vom großen Nutzen desselben überzeugt, roden, da ihr Land ursprünglich nur ein großer Wald war, alle Wälder aus, um Wiesen daraus zu machen, pflanzen aber diesen Baum, wegen seines schnellen Wuchses, sehr sorgfältig an, weil er allen ihren Bedürfnißen abhilft. Kein Holz wächst so schnell, wie dieses, es gedeihet in jedem Boden, es ist ein sehr hartes Holz, giebt viel Hitze, ist zu Schierholz, Schiff- und Häuserbau, auch Tischlerarbeit, weil es die feinste Politur annimt, tauglich, es verfault nicht leicht im Wasser und in der Erde, und da seine Wurzeln weit und breit um sich greifen, so ist dieser Baum zu tiefen Befestigungen sehr geschickt, und hat noch besonders das Gute an sich, daß, wenn er in todten Sand gepflanzt wird, unter ihm das schönste Gras häufig wächst, auch ist dessen Laub grün und getrocknet ein gedeihliches Futter für Schafe und anderes Vieh, und die Bienen finden häufig Nahrung auf der Blüthe, folglich verschaft derselbe vielfachen Nutzen.

Da die Winter in Nordamerika viel strenger als in Deutschland sind, so ist kein Zweifel, daß dieser Baum nicht auch bei uns gedeihen sollte; die Erfahrung hat dieses bereits bestätiget. Es sind beinahe hundert Jahr, daß dieser Baum in Deutschland gezogen wird, und alle strenge Winter ausgehalten hat. Da aber bis über die Mitte des jetzigen Jahrhunderts, das Holz in keinem hohen Preise war; so hat man ihn blos wegen seines schönen Laubes und seiner prächtigen Blüthe, zur Zierde in Gärten und zum Nutzen für die Bienen gepflanzt. Die Plantagen des Herrn Appellationsraths D. Heidenreich bei Dresden, die Bäume auf der Schanze am pirnaischen Thore daselbst

Digitized by Google

daselbst, des Herrn Senator Giese Pflanzung bei Wittenberg, die schönen Bäume in den Loschwitzer Weinbergen, beweisen sattsam, daß dieser Baum in jedem Boden nicht allein geschwind wächst, sondern auch hiesige Winter vertragen kann.

In Paul Richters Busche, im Dorfe Wehlen, bei Pirna, stehet sogar ein starker Akazienbaum, von dem Niemand weiß, wie er dahin gekommen ist: vielleicht hat ein Vogel ein Saamenkorn gefreßen, und dasselbe unverdaut mit seinem Miste dahin fallen lassen; dieses letzte Beispiel kann jeden überzeugen, daß der Anbau dieses Baums keine ängstliche Mühe erfordert.

Nachdem aber in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts der Holzmangel immer mehr überhand nimt, so haben, außer vorhergenannten Menschenfreunden noch andere Versuche gemacht, diesen Baum als Waldholz im Großen anzupflanzen, welche vollkommen gerathen sind.

Der Herr Kanzler von Hoffmann hat vor 12 Jahren zu Dieskau, bei Halle, auf einem kießigen und sandigen Hügel, ein Wäldchen von vielen tausend Stämmen angelegt, welche schon eine ansehnliche Höhe haben; die, so guten Boden hatten, wuchsen schneller. Er hat schon von letztern Bretter schneiden lassen. Von welchem deutschen Holze kann man das wohl in 12 Jahren erwarten?

Herr Senator Hemling, in Heilbron, hat bei dem Dorfe Flein 18 Morgen Land zu einem Akazienwalde bestimmt, und 5 Morgen schon wirklich mit 4500 Stück bepflanzt; diese Pflanzung liegt auf der Mitte eines Berges. Der Boden, welcher den Stürmen nicht sehr ausgesetzt ist, ist fast durchaus ein zäher Letten. 2700 Stück ein- und zweijährige Pflanzen, welche 1791. gepflanzt, und nach der Verpflanzung an der Erde abgeschnitten wurden, schlugen in Zeit von 14 Tagen aus: den 25ten October 1794. wurden einige gemessen, sie waren 9 bis 10 Ellen hoch, und im Durchschnitt 3 bis 4 Zoll dick. Der Herr Regierungsrath Medikus hat von einer 10 Jahr alten Akazie eine Scheibe schneiden lassen, welche ohne Rinde beinahe 11 hiesige Zolle im Durchschnitt oder Durchmesser hält.

Der Anbau dieses Holzes ist gar nicht künstlich und mühsam, nur in den ersten Monaten seines Lebens erfordert es Pflege: haben sich die jungen Pflanzen gehörig verholzt, so dauren sie die härtesten Winter aus; die gut gewachsenen Pflanzen taugen gleich nach dem ersten Jahre zum Versetzen. Es soll aber besser seyn, sie zwei Jahre im Saamenbeete stehen zu lassen, damit sie sich stark bewurzeln. Wer Akazien säen will, wähle hierzu ein Gartenbeet, welches so viel als möglich ist, den ganzen Tag freie Sonne hat, und für rauhe Winde geschützt ist, hat man nicht Gelegenheit ein solches Beet an ein Gebäude oder Mauer anzulegen, so muß man den jungen Pflanzen durch eine Bretter-

Digitized by Google

oder Schwartenwand, von etwa 2 Ellen hoch, Schutz für rauhen Winden verschaffen; denn wenn diese die aufgegangenen Pflanzen treffen, so werden sie krank und vergehen.

Das Saamenbeet muß $1\frac{1}{2}$ Elle tief gegraben und mit gutem Dünger den Herbst vorher wohl versehen seyn. Die beste Säezeit ist gegen das Ende des Aprils, der Saamen gehet in 12 bis 18 Tagen auf; er kann, in Reihen, 6 Zoll von einander, oder auch übers ganze Beet, etwa wie Möhrensaame gesäet werden; stehen die Pflanzen zu dünne, so treiben sie viele Seitenwurzeln, und die Pfahlwurzel gehet dann nicht so tief, und doch kömmt viel darauf an, daß dieselbe recht erstarke. Ungefehr einen halben Zoll hoch muß der Saamen mit feiner fetter Erde bedeckt werden. In dem leipziger Intelligenzblatt Nro. 6. von diesem Jahre, räth der churfürstliche Schloßgärtner, Herr Prietzelt in Merseburg, aus eigener Erfahrung, Kreßsaamen zwischen die Pflanzen zu säen, damit die Erdflöhe die jungen Akazien nicht verderben.

Sind noch kalte Nächte zu vermuthen, so begieße man das Saamenbeet Morgens, in jedem andern Falle aber Abends, am liebsten mit Mistjauche und Wasser gemischt, und sogleich darauf mit reinem Wasser. Das Begießen ist im ersten Sommer, wenn es nicht regnet, bis gegen das Ende Augusts durchaus nöthig, weil die Pflanzen sonst schwächlich bleiben, und dem Mehlthau unterworfen werden, auch ist es nöthig, die jungen Pflanzen vom Unkraut zu reinigen, und den Boden behutsam aufzulockern, so lange man vor den sich schnell verbreitenden Wurzeln hinein kann. Vom September an werden die jungen Bäume selten, gegen das Ende dieses Monats gar nicht mehr begoßen, damit die Bäumchen abgehalten werden mehr in die Länge zu wachsen, sondern sich recht verholzen; sie haben es in der Art, mehr im Nach- als Vorsommer stark zu wachsen.

Zu Anfang des Novembers wird zwischen die jungen Bäume Laub gestreuet, und der Boden hinlänglich damit bedeckt. Will man die Bäume das folgende Frühjahr nicht versetzen, so bleibt das Laub liegen, und das Saamenbeet erfordert das ganze zweite Jahr keine Pflege, im darauf folgenden Frühjahr, im Monat März oder April, werden die Bäumchen folgendermaaßen ausgehoben und versetzt.

Die Löcher, wohin die Bäume versetzt werden sollen, werden 3 Ellen von einander und von allen Seiten entfernt, und am besten übers Kreuz zwei Ellen tief ausgegraben, wenn man nemlich einen Hochwald anlegen will. Nun wird ein Graben zwei Ellen tief vor dem Saamenbeet ausgeworfen, und die jungen Bäume mit größter Sorgfalt bis an das Ende der Pfahlwurzel ausgehoben, und sogleich versetzt. Ein Mann muß in dem Mittelpunkt des gegrabenen Loches

ches den Stämm frei halten, ein anderer aber die Erde ordentlich daranschütten und die Gruben wieder ausfüllen, worauf die Erde auf der Oberfläche angetreten wird. Die Wurzeln müssen beim Versetzen möglichst geschonet, und die Pfahlwurzel nicht verletzt werden.

Nach dem Versetzen wird etwas guter Dünger auf die ausgefüllten Gruben um das Stämmchen gelegt, welches gegen den Winter mit großem Nutzen wiederholt werden kann. Das Ausästen ist nicht nöthig, vielmehr schädlich; die Seitenäste sterben nach und nach selbst ab, wenn die Bäume zu Hochwald dick gepflanzt werden, gleichwie das Schwarzholz; auch dürfen die verpflanzten Stämme, außer bei großer Dürre, wenn sie in Sandboden gesetzt sind, nicht begossen werden. Das abgefallene Laub darf man dem jungen Walde nicht nehmen, sondern es muß zur Decke der Wurzeln im Winter liegen bleiben. Die Triebe, welche nicht reif werden, erfrieren im Winter leicht.

Wer einen Akazienwald anlegen will, kann solches auf eine dreifache Weise bewerkstelligen. Verlangt man keinen Hochwald, so befolge man auch obbeschriebenes Verfahren, und man wird bald zu einem nutzbaren Wald gelangen. Oder verlangt man Bäume zum Köpfen, um doppelten Nutzen zu haben, theils das Kopfholz zur Feuerung, theils die Stämme mit der Zeit zu Schier- und Nutzholz zu gebrauchen; so verfahre man mit der Anlage, wie beim Hochwald beschrieben ist, nur daß die Stämme etwas weiter auseinander gesetzt werden. Wie hoch man den Stamm abwerfen müsse, hängt von der Absicht des Eigenthümers ab; vielleicht ist etwas über 8 Ellen die schicklichste Höhe, weil die Bretter und Latten in hiesiger Gegend gewöhnlich 8 Ellen lang geschnitten werden.

In Gegenden, wo Röhrwasser zu unterhalten, und kieferne Röhren sonst gar nicht für Geld zu haben sind, wäre es sehr vortheilhaft, sie etwas über 6 Ellen hoch abzuwerfen; dadurch würde man bald zu einem Vorrath von Röhrhölzern gelangen, die der Dauer der Kiefer wenigstens gleich kommen, wenn sie selbige nicht übertreffen.

Oder will man einen Schlagwald anlegen, welches am leichtesten, und wahrscheinlich für den Eigenthümer auch am zuträglichsten ist, so kann solches auf eine doppelte Art geschehen: erstlich kann man ihn mit Saamenbäumen anpflanzen, da man beim Versetzen alle diejenigen Bäume, die keine mächtige Pfahlwurzel haben, und daher zu Hoch- oder Kopfwald weniger tauglich sind, zur Anlage von Schlagwald wählet; auch sind zweitens hierzu die ausgehobenen Wurzelschößlinge tauglich.

Die Weite, wie man die Saamenbäume oder die Wurzelausschläge versetzt, hängt von der Größe des Feldes, und der Anzahl der vorräthigen Stämmchen ab. Der Hauptgrundsatz

grundsatz ist: den Boden so mit Wurzeln anzufüllen, daß diese überall ausschlagen, und bald einen dichten Wald machen mögen. Das Oberholz des zu versetzenden Baums kömt hier gar nicht in Betracht; denn bei jedem Zufall, so dem Baum begegnet, schneidet man den Stamm über der Erde ab, und nöthiget dadurch die Wurzeln, statt einen Baum mehrere hervor zu bringen.

Die Amerikaner pflanzen die Bäume reihenweis 25 Ellen von einander. Die folgenden Jahre machen sie jedes Jahr mit dem Pfluge, in einer Entfernung von anderthalb Ellen, eine Furche, wodurch sie die Wurzeln, welche queckenartig sind, entweder verwunden oder durchschneiden, und sie dadurch nöthigen, neue Ausschläge zu treiben. Herr R. R. Medicus hält es fürs beßte, wenn die Anlage reihenweis 10 Schuh oder 5 Ellen von einander gepflanzt wird, um desto eher zu einem dichten Schlagwalde zu gelangen.

Hat die Pflanzung im ersten Sommer wohl angeschlagen, so ist es rathsam, im Frühjahre darauf sämtliche Stämme auf 3 Zoll abzukürzen; denn da es vorzüglich darauf ankomme, den Boden bald mit Wurzeln anzufüllen, so wird das Abkürzen gleich im Anfange des zweiten Jahres die Wurzeln nöthigen, sich zu verlängern, welches sie in der nemlichen Zeit bewirken, da sie neue Schosse treiben; diese Schosse stehen schon dichter, gewähren einander gemeinschaftlichen Schutz, und werden in der Folge schneller fortwachsen; wobei es rathsam ist, so wie die Amerikaner, alle Jahr eine Furche von anderthalb Ellen Entfernung von den ausgeschlagenen Schößlingen, mit dem Pfluge zu ackern, um vorgenannte Absicht desto eher zu erreichen.

Die Vermehrung durch Schosse gehet am geschwindesten von statten, wenn man erst mit der Anpflanzung einige Jahre sich abgegeben hat. Wo die Schosse zu dicke stehen, werden einige ausgerottet, und da wo lichte Flecke sind, gehörig gepflanzt, zu Hochwald aber sind sie, wegen Mangel der Pfahlwurzel nicht tauglich. Auch durch Schnittlinge kann man sehr geschwind zu einem Akazienwalde gelangen. Der churfürstliche Hofgärtner, Herr Seidel in Dresden, hat mir aus seiner eigenen Erfahrung versichert: wenn im März und April von einem Akazienbaum vorjährige reif gewordene Reiser, etwa 10 bis 12 Zoll lang, gerade unter einem Auge quer, und nicht wie es gemeiniglich geschiehet, schräge durchschnitten, und auf ein zugerichtetes Beet, wie es beim Saamenbeete oben vorgeschrieben ist, dergestalt in die Erde gesteckt, wenigstens zwei Augen über der Erde gelassen, die Erde fest angedrückt und wie Saamenpflanzen einen Sommer durch behandelt würden; so würden gewiß zwei Drittheile derselben Wurzeln machen.

Noch versichert Herr Seidel aus vieljähriger Erfahrung, daß es besser

sey,

Digitized by Google

sey, den Baum gleich beim Versetzen über der Erde abzuschneiden, weil dann der Trieb gleich anfänglich viel heftiger seyn würde, als wenn solches erst im zweiten Jahr nach der Versetzung geschehen sollte. Ja man hat Versuche im ökonomischen Garten zu Dresden, wohin Herr Commissionsrath Riem Akazien verpflanzt, die ihm im ersten Winter erfroren, daß solche nicht erfrieren, wenn man die Schosse im ersten Jahre bis nahe zur Erde abhauet, und neue dagegen aufwachsen läßt.

Da nun aus allem oben kurz angeführten sehr deutlich erhellet, daß die Akazie unter allen Hölzern am schnellsten wächst, und außer dem Vortheil, daß der Preis des Brennholzes am geschwindesten vermindert, und der Armuth Erleichterung verschaft werde, auch noch jeder Pflanzer die Frucht seiner Arbeit selbst genießen kann; wohlan, so wollen wir uns durch das gewöhnliche unvernünftige Vorurtheil nicht berauben lassen: daß das bey uns nicht angehe, weil es sonst unsere Vorfahren schon gemacht haben würden. Wenn die Holzpreise zu jenen Zeiten so hoch wie zu den unsrigen gestanden hätten, sie würden, wenn sie die Eigenschaften dieses Baums gekannt hätten, ihn gewiß gepflanzt haben. Haben sie uns ja Obstbäume hinterlassen, die uns noch jetzt ernähren, von denen sie überzeugt waren, daß sie die Benutzung derselben nicht erleben würden. Die Schnellwüchsigkeit des Akazienbaumes läßt uns aber hoffen, daß jeder von uns die Früchte seines Fleißes noch selbst davon ernten könne. Daß wir jetzt noch keine Akazienwälder haben, darf uns am wenigsten von der Anlage derselben abschrecken. Im Jahr 1540. ward der erste Kirschbaum aus Flandern nach England gebracht und bei Kent gepflanzt; wer damals gesagt hätte: daß zu unsern Zeiten viele tausend Menschen auf dieser Insel ihren Unterhalt von der Frucht dieses Baums haben würden, würde man den nicht für einen Thoren gehalten haben? Hätte der etliche und siebenzigjährige, vor nunmehr 20 Jahren verstorbene Schlossermeister Reinhold in Dohna, in seiner Jugend nicht etliche Kartoffeln als eine Seltenheit dahin gebracht; so würden sie so lange nachher in hiesiger Gegend unbekannt geblieben seyn, und wer damals gesagt hätte, daß diese von einem Handwerksburschen in der Tasche hergetragene neue Frucht das einzige Mittel seyn würde, welches viele Arme in der großen Theurung zwischen 1771 und 1772. vom schrecklichen Hungertode retten würde, denn würde man gar für toll gehalten haben, und doch haben die Erdbirnen damals vielen Menschen das Leben gerettet. Wer sollte also zweifeln, daß der Akazienbaum das Mittel seyn könnte, unsere Nachkommen nach 70 bis 100 Jahren vom Erfrieren zu retten.

Noch

Noch erinnere ich mit dem Herrn Verfaßer, daß man die ersten Versuche nur im Kleinen, etwa mit ein oder zwei Loth Saamen anstelle, um die Behandlung dieses Baums recht kennen zu lernen; die genauste Beschreibung reicht oft nicht zu, eine Sache recht deutlich zu machen, zumal hier, wo es so viel auf Lage und Erdart ankommt; die eigene Erfahrung ist immer der beste Lehrmeister; und mißlungene Versuche im Großen verursachen, daß oft die nützlichsten Erfindungen ins Stecken gerathen, blos weil man die richtige Behandlung nicht vorher im Kleinen gelernt hatte, und im Großen die Sache nicht gehörig übersehen und behandeln konnte. Wer sich aber durch den Augenschein und mündlichen Unterricht belehren will, der bemühe sich nach Dresden zu dem Herrn Hofgärtner Seidel, oder nach Großsedlitz zu dem daßigen Herrn Hofgärtner, oder nach Wehlen zu dem Herrn R. Schubert, oder nach Kötewitz bei Pohna, wo jedem Wißbegierigen die verlangte Auskunft gegeben, und die Behandlung dieses nützlichen Baums mit aller möglichsten Bereitwilligkeit gezeigt werden wird.

Wie vertreibt man die Frösche, wird im 73ten Stücke dieses Magazins von diesem Jahre gefragt; und ich antworte hierauf folgendes:

Als ich hieher nach Limmer kam, war der Hausgraben so mit Wasserkräutern bewachsen, daß die Fische um Johannis jährlich starben; und der Frösche waren darin so viel, daß vor ihrem Gequacke man kaum sein eigen Wort hören konnte. Zur Vertilgung der Wasserkräuter schafte ich Schwäne an, und zugleich verlohren sich die Frösche. Ob der Schwan hirse frißt, wie einige meinen, weiß ich nicht; wahr aber ist es, daß der Frosch den Schwan meidet; denn so wie die hiesigen Schwäne mit dem Hausgraben, und den benachbarten Teichen abwechselten, machten es auch die Frösche. Diese blieben nicht, wohin jene kamen. Mit vielen Zeugen kann ich diese Erfahrung beweisen.

A. L. Homeyer.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

88tes Stück.

Montag, den 2ten November 1795.

Etwas über den Gebrauch des Puders und der Haarfrisuren.

Der Gebrauch des Puders a), ist zwar von mehrern Schriftstellern sowohl, als von andern Feinden des Luxus, längst als eine sehr entbehrliche und unnütze Sache dargestellet worden; auch hat Herr Salzmann in seinem Carl von Carlsberg denselben lächerlich zu machen gesucht; allein, ich erinnere mich nicht, irgendwo über diesen Gegenstand etwas gelesen zu haben, welches sich mit der eigentlichen Consumtion des Puders, und dem dadurch der Oekonomie zugefügt werdenden Schaden beschäftigt hätte. Das mag denn auch wohl als ein Grund mit angenommen werden können, warum jene Bemühungen bis jetzt fast noch ganz unwürksam geblieben sind. Dinge, die der Eitelkeit so sehr schmeicheln, als es der Puder bisher gethan hat, meidet man nicht gern, und ehe man die schädlichen Folgen einer Lieblingsleidenschaft nicht vor Augen siehet, meidet man sie selten. Das sind Bemerkungen, die durch die Erfahrung täglich bestätigt werden.

Dabei ist nun die Unterdrückung einer Gewohnheit, welche in ihrem Umfange so groß ist, daß sie tausende des Menschengeschlechts interessiret, ihr Daseyn so lange behauptet, und sich bei dem größten Theil der städtischen Bewohner als ein unentbehrliches

a) Einige nennen ihn auch Amedon. Wer ihn zuerst erfand, oder gebrauchte, hatte wohl nicht die Absicht, mit solcher Erfindung oder Gebrauch der Welt so großen Schaden zuzufügen, oder den Grund zu einer Mode zu legen, die so lange gangbar bleiben, und so schädlich werden würde. Vielleicht war auch nur eine unschuldige Handlung, etwa ein ausgeschlagener oder naß gewordener Kopf, den man, wie noch wohl jetzt geschieht, mit Mehl trocknen wollte, die Veranlassung zu der nachherigen Pudermode. Oder wollte sich etwa zu Anfange die Jugend durch den Gebrauch des Puders das ehrwürdige Ansehen eines Greises geben? Etwas mußte wohl der Zweck sehn. Gewiß aber machte der erste gepuderte Kopf mehr Sensation, als jetzt die gänzliche Abschaffung des Puders verursachen würde. —

Digitized by Google

ches Bedürfniß eingenistet hat, wahrlich auch nicht von so geringer Erheblichkeit, daß man schon von den ersten Versuchen dagegen, einen guten Erfolg erwarten könnte. So wie eine starke Eiche nicht auf den ersten Hieb fällt, so fällt auch eine herrschende Gewohnheit nicht sogleich.

Indeß würde man nicht weise handeln, wenn man nach einem oder ein Paar fruchtlosen Kämpfen gegen den Feind der Wohlfarth so vieler Menschen, und zur Beförderung einer guten Sache, das Schwerdt sofort muthlos in die Scheide stecken wollte. So wie man sich nach und nach von der Unnatürlichkeit der Perücken überzeugt, und selbige größtentheils nur noch zur Verscheuchung der Sperlinge von den Kirschbäumen und Erbsenfeldern gebraucht hat: eben sowohl wird man sich hoffentlich auch mit der Zeit überzeugen, daß das Pudern nicht allein keinen Nutzen habe, sondern sogar in mehr als einer Hinsicht schädlich sey, und man weit vernünftiger handle, das schöne Mehl bloß zum Genuß zu gebrauchen.

Der weise Salomon sagt: Alles hat seine Zeit. — Eine Wahrheit, die sich noch täglich bestätiget. Fast alle Dinge in der physischen Welt, sind so geordnet, daß sie früher oder später von der eisernen Hand der Zeit, wo nicht zerstöhret, doch zu neuen Zwecken verändert werden, und es müssen zur Erreichung dieser Absicht immer natürliche Umstände hervortreten, die diesen Wechsel bewirken. So lange es also an den erforderlichen Ursachen und deren Vereinigung zu einem Zweck, noch fehlt, erfolgt auch die Wirkung nicht.

Eben daher mag es denn auch fürs andere wohl gekommen seyn, das jenes, welches bisher gegen den Gebrauch des Puders geschrieben und gesagt worden ist, noch zur Zeit die gehoffte Wirkung nicht hervorgebracht hat. Es kömt bei dem, was man in Hinsicht auf den geringern oder größern Erfolg über Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche sagt, vorzüglich auf die Zeit, den Ort und die Gelegenheit an, in, wo und bei welcher man seine Meinung äußert.

Wenn man nun auf die Stimmung derjenigen achtet, die in den Hauptstädten eines Landes den Modeton so gewöhnlich anzugeben pflegen: so könnte man wohl behaupten, daß die gegenwärtige Zeit diese Erfordernisse an die Hand gebe. Irre ich nemlich nicht sehr, so ist die gegenwärtige Stimmung der sogenannten Modeheerführer dem Gebrauche des Puders eben nicht gar günstig. Man hat z. B. fast täglich Gelegenheit, die angenehme Bemerkung zu machen, daß mehrere, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts vom Stande, (den der Niedrigere so gern nachahmet) wo nicht ganz ungepudert, doch mit vieler Mäßigkeit, erscheinen. Dies ist es jedoch nicht allein. Längst hat sich mit diesem lobwürdigen Beispiele auch schon ein anderer sehr vernünftiger Gebrauch angefangen zu

Digitized by Google

verbinden. Ich meine das Tragen der abgeschnittenen Haare. Eine Mode, die wegen ihrer großen Bequemlichkeit nicht genug empfohlen werden kann, und die sich gewiß schneller ausbreiten würde, wenn man mit ihren Vorzügen bekannter wäre. Der Wahn bei vielen, daß ein kurzes Haar nicht jedem kleide, manchen sogar entstelle, ist eine bloße Grille. Wer kann denn wohl behaupten, daß gerade der Zopf und die übrigen verschiedenen Haargebäude, sich zu jedermanns Angesicht passen, daß gerade diese Mode die einzig zweckmäßige sey? Sie ist nur passender, weil sie gerade Mode ist, ändert man diese: so ändert man auch seine Meinung, und das, welches jetzt häßlich scheinet, wird alsdann vielleicht gar zur Schönheit. — Bei Moden liegen selten Grundsätze, sondern nur Launen zum Grunde.

Das gute Beispiel der hiesigen Seminaristen, welche längst keinen Puder und keinen Zopf mehr tragen dürfen, kann übrigens zum Beweise dienen, daß man durch Abschaffung des Puders nichts verliehre. Diese Leute befinden sich allesamt wohl dabei, und keiner wird sie in ihrer bloßen Natur weniger achten.

Aus diesen Bemerkungen glaube ich also den Schluß ziehen zu können: daß jetzt zum Nachtheil des Puders und der Frisuren, die Meinungen Mehrerer herrschend werden. Mögen diese Meinungen nun auf vernünftig ökonomischen Grundsätzen beruhen, wie ich dies von einigen gern glaube, und deshalb eine längere als gewöhnliche Dauer dieser Mode, wenn sie erst gangbar geworden ist, erwarte; oder mögen sie auch nur der lieben Veränderlichkeit halber, angenommen seyn, das gilt hier fast einerlei. Genug, die Bahn ist schon im Kleinen gebrochen, und man hat sich überzeugt, daß man auch ohne Puder, Zopf und Haarbeutel, glücklich seyn könne. Und dies macht mich denn glaubend, daß es zu gleicher Zeit rathsam sey, jenen kleinen Haufen, der mit einem ruhmwürdigen Beispiele vorangeht, nicht nur eine Blume des Danks zu streuen, sondern demselben auch bei der Sache selbst, mit einigen Worten öffentlich unterstützend zu werden.

In dieser Hinsicht will ich den gleich anfangs bemerkten Gedanken, daß mir von dem, was ich über diesen Gegenstand hie und da gelesen habe, nichts vorgekommen sey, welches sich mit der Quantität des verbraucht werdenden Puders beschäftigt hätte, wieder auffassen. Es scheinet mir nemlich bei der Absicht, die schädliche Pudermode abzuschaffen, vorzüglich darauf anzukommen, daß man sich von dem großen Schaden überzeuge, den der Gebrauch des Puders im Ganzen der Welt zufüge. Eine solche Darstellung der Sache überzeugt gewiß mehr, als alle andere Demonstrationen.

Ich will mich daher in dem Folgenden bemühen, den großen Nach-

Digitized by Google

theil, welchen das unglückliche Bedürfniß, mit einem weißen Haupte einher zu gehen, dem Staate unwiederbringlich zufügt, durch eine ungefähre Berechnung zu erforschen suchen. Jedoch schränke ich mich dabei bloß auf mein Vaterland, das Churfürstenthum Hanover, ein.

Diesem gemäß, will ich

Erstlich versuchen, die **Zahl** derjenigen ausfindig zu machen, welche sich des Puders bedienen;

Zweitens berechnen, wie groß deren **Consumtion** sey; und

Drittens, wie viel **Geld** jährlich dafür unnöthiger Weise ausgegeben werde; weiterhin aber zeigen, wie groß überhaupt die Summe sey, welche der Puder und die Haarfrisuren jährlich erfordern.

Also:

1) **Die Volksmenge** dieses Landes nimt man überhaupt zu 800,000 Köpfen an b). Von dieser Summe gehen ab 1) die Bewohner des platten Landes, und 2) diejenigen in den Städten und Flecken, welche keinen Puder gebrauchen, deren Anzahl ich zu der äußersten Summe von $\frac{7}{8}$ oder 700,000 Köpfen annehme. Es bleibt also nur $\frac{1}{8}$ des Ganzen zu 100,000 übrig, die sich täglich pudern.

Es ist hiebei nicht einmal auf den Landadel und die Landgeistlichkeit ꝛc. und auf diejenigen in den Städten gerechnet, die sich etwa nur dann einmal des Puders bedienen, wenn ein schöner angenehmer Tag ihrem verzärtelten Körper erlaubt, ihr Licht im Publikum leuchten zu lassen. Ich glaube also, daß man diese Anzahl eher zu klein als zu groß angenommen finden wird. Uebertreibung würde nicht nützen, da Jeder leicht selbst einen Ueberschlag machen kann.

2) **Die Consumtion** des Puders läßt sich auf folgendem Wege leicht finden. Nimt man nemlich an, daß jede der obigen Personen im Durchschnitt monatlich wenigstens $\frac{1}{4}$ Pfund, mithin jährlich 9 Pfund gebrauche, so ergiebt sich, daß die obige Summe der Menschen jährlich 900,000 Pfund verconsumire. —

Wer sollte es glauben, daß die Eitelkeit der Menschen so weit ginge, zur Befriedigung derselben, sich selbst einen so großen Fruchttheil zu rauben, und ohne Nutzen zu verschwenden, wenn man es nicht mit eigenen Augen sähe! — Welche große Vortheile könnte man auf einem nützlichern Wege mit solchem Vorrath bei der Oekonomie erreichen? Wie mancher Hungriger könnte damit gesättiget werden? Und nun bedenke man noch,

b) Einige Schriftsteller nehmen etwas weniger, und nur 732000 Seelen an. Ich lasse die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der verschiedenen Angaben unangefochten, da ein Paar hundert mehr oder weniger nicht viel machen.

Digitized by Google

noch, wie manchen Schweißtropfen, wie manche Aengstlichkeit, Sorge und Bekümmerniß die Erzeugung einer solchen Fruchtmenge, welche man so leichtsinnig dahin wirft, dem Landmanne gekostet habe, — und noch fortdauernd koste! — Welcher Misbrauch der Natur- und Menschenkräfte, der am wenigsten zu einer Zeit Statt finden sollte, wo die traurigen Welthändel die Bedürfnisse des Lebens schon kostbar gemacht haben, und anscheinend noch kostbarer und seltener machen werden! —

Man könnte zwar einwenden, daß es jedem frei stehen müsse, mit dem durch Kauf an sich gebrachten Eigenthume nach Gefallen zu handeln; allein, auf eine solche Sophisterei anwarte ich nicht einmal, vielmehr gehe ich zu der Kostenberechnung über, die dieser schädliche Theil des Luxus jährlich erfordert. Ich werde hier ebenso kurz seyn, als bei dem vorherigen, indem ich

3). diese Kosten dadurch zu bestimmen suche, daß ich den niedrigsten Preis des Puders, das Pfund zu 3 mgr. annehme. Hiernach ergiebt sich denn, daß obige 900,000 Pfund eine Summe von 75000 Thl. Cassenmünze betrage, die in einem Jahre im hiesigen Lande ohne Noth und Nutzen einer elenden zwecklosen Gewohnheit aufgeopfert werden.

Welcher ehrenvolle, menschenbeglückende Gebrauch ließe sich nicht von einer solchen Summe machen, wenn die Schwachheit der Menschen es über sich vermögte, dieser Eitelkeit nur auf ein Jahr zu entsagen, und diese Ausgabe zu irgend einem wohlthätigen Zweck zu bestimmen? Wie? sollten wohl nicht die elenden Schuldienste auf dem Lande; bessere Fundirung einländischer Witwen- und Sterbekassen, oder manche andere neue Anstalt, wichtige Gegenstände seyn? Sollte es sich endlich nicht auch der Mühe verlohnen, einen eigenen litterarischen Fond zu gründen, aus welchem man gute Schriftsteller, die für Land- und Trivialschulen arbeiteten, von welchen man auch zugleich eine zweckmäßige Lectüre zur Erbauung und Belehrung des Landmanns c) erwarten könnte, besoldete?

Aber

c) So außerordentlich groß auch die Zahl der Bücher in unsern Tagen ist, und so sehr sie sich noch immerfort in jedem Fache vermehret; so herrscht doch auf dem Lande und in dessen Schulen noch ein gänzlicher Mangel daran. Alles, was man daselbst von dieser Art antrift, bestehet in der Bibel, dem Katechismus, Gesangbuche, dem Benjamin Schmolk, und Consortenz-Abentheuer, und welches man mit Vergnügen bemerkt, hin und wieder auch in dem Noth- und Hülfsbüchlein. Dieses Buch ist das einzige, welches durch eine glückliche Vereinigung günstiger Umstände zu einem solchen Preise gesetzt ist, den der Landmann bezahlen kann. Und doch verdankt dieses Buch seine Ausbreitung

mehr

Digitized by Google

Aber das werden wohl nur bloße Wünsche seyn, so angenehm ein Ideal davon sich auch darstellt. —

Schon die Abschaffung des Puders allein, und die vernünftig bessere Benutzung der dadurch so undankbar gegen den Geber alles Guten bisher verschwendeten großen Fruchtmenge, wird zu viele Ueberwindung fordern. Viele, welche in dem kindischen Wahn stehen, daß sie sich nur durch ein bestäubtes Haupt über den Pöbel erheben, und der Welt ihren vermeintlich höhern Werth darstellen können, werden wohl gar die Sache lächerlich finden. Sie werden sich auf ein uraltes Herkommen berufen, und verlangen, daß man für die Menschen erst eine andere Zierde erfinden müsse, ehe man ihnen die bisherige nehmen wolle. So billig diese Forderung bei jedem Verlust eines reellen Erdengutes seyn mögte, so unbillig und lächerlich ist sie indeß hier. Denn, sollte wohl der Schöpfer seine Menschen so fehlerhaft und ohne natürliche Reize geschaffen haben, daß sie sich selbst erst durch den Gebrauch des weißen Staubes ein erträgliches oder gutes Ansehen geben müssen? Ich zweifle. So wenig die Schminke einer alten Matrone das gesunde Auge des Beobachters so weit täuschen kann, daß die vielen Runzeln und Linien des Gesichts demselben unbemerkt bleiben, und die Schminke für Natur gehalten wird, eben so wenig wird ein solches Auge auch den Puder für die Natur selbst halten d).

Wel-

mehr der Fürsorge des cellischen Landwirthschaftscollegii, von welchem allein 700 Exemplare unentgeltlich ausgetheilt worden, und einiger anderer Menschenfreunde, als der Wohlhabenheit des Landmanns. Soll dieser mit einer zweckmäßigen Lectüre zur Erbauung und Belehrung versehen werden, mit davon wohl keiner die Nothwendigkeit ableugnen wird, der nicht will, daß diese große, in ihrer Art so wichtige als schätzenswerthe Menschenclasse, immer nur bloße Maschine bleiben soll: so ist es durchaus erforderlich, daß Schriftsteller, welche zu diesem Zweck arbeiten, nicht vom Buchhändler, sondern aus einer andern Quelle bezahlt werden. Der Landmann kann höchstens nur einen Theil der Druckkosten für ein solches Buch bezahlen. Einige Bücher für diesen geschriebene Werke, als der Volkskalender, Bürgerschule, verschiedene Hauspostillen, stehen in einem so hohen Preise, daß ihn mancher Bürger nicht bezahlen kann, wie viel weniger der arme Bauer. Wer wird also die große Nutzbarkeit eines solchen Fonds verkennen, der eine große Lücke so schön ausfüllen könnte?

d) Sonderbar ist das Bestreben des schönen Geschlechts in der Erhebung seiner natürlichen Reize. Der ältere Theil desselben sucht z. B. gewöhnlich seine Verschönerung in der Schminke, und ein anderer Theil der jüngern, in der Einreibung des Gesichts mit Puder. Absicht und Zweck sind bei beiden zwar dieselben, sie gehen beide auf Täuschung, aber die Mittel sind ganz entgegengesetzt.

Digitized by Google

Wollte man indeß behaupten, daß neben den nöthigen Ordnungen und Gebräuchen in der Welt, auch der Gebrauch Statt finden könne, daß die höhern Stände sich durch die Benutzung des Puders, als ein Zeichen der Wohlhabenheit, von den niedern Classen unterscheideten: so glaube ich dagegen, daß es auf solchen Fall der Dinge in der Welt zu tausenden gebe, welche zu einem solchen Unterscheidungszeichen weit zweckmäßiger gebraucht werden könnten; Dinge, die weit natürlicher, weit bequemer und wohlfeiler wären, als die unbequeme, Zeit und Kosten fressende Mode der frisirten und gepuderten Haare. —

Sie ist unbequem, diese Mode, einmal, weil man sich so sehr verwöhnet hat, daß auch der beste Anzug nicht vollkommen ist, wenn es dabei an einer weißen Haarfrisur fehlt. Wie ängstlich hierin mancher sey, wie unentbehrlich das gepuderte Haar geworden ist, und wie oft sogar der freie Wille der Menschen dadurch beschränkt wird, ist kaum zu glauben. Ein kurzer Vorfall mag hier zum Beweise dienen.

Als einst der Luftschiffer Blanchard zu B. eine Luftreise unternehmen wollte, hatten zwei dortige Herren vom Stande, A. und O. unter sich abgeredet, gemeinschaftlich nach dem Schauplatze zu gehen. A. hatte versprochen, den O. zu einer bestimmten Stunde abzuholen. Allein, diese Stunde war schon längst vorüber, und die letzten Augenblicke vor Eröffnung der glänzenden Scene waren herangenahet, als A. noch immer vergeblich auf sich warten ließ. Dies bewog den O., jenen lieber selbst abzuholen, als noch länger auf ihn zu warten. Er trat ins Haus, und fand zu seinem Verdruß den Herrn A. noch im Schlafrock, der wüthend die Zimmer durchlief, und dem ausgebliebenen Friseur schimpfte. Herr O., der ein sehr vernünftiger Mann war, las ihm über diese Thorheit den Text, und wandte alle seine Beredsamkeit an, selbigen zum Mitgehen ohne gepudertes Haar zu vermögen. Er zauderte noch, saß bald in Wut aus dem Spiegel, — endlich überwand er sich, aber — nun zu spät, denn Hr. Blanchard hatte sich schon von der Erde entfernet. —

So ängstlich dies Joch uns also in manchem Falle selbst macht, eben so ängstlich und aufmerksam wird aber auch von andern darüber gewacht, es zu, so wie es die Laune Mode befiehlt, zu tragen. Wer wird z. B. ohne eine üble Recension mit

gesetzt. — Beide Theile sind mit der Natur unzufrieden. Die Alten über die mit ihrem allmähligen Absterben verbundene Blässe, die Jungen aber über die mit ihrem Aufblühen gewöhnlich verbundene Röthe des Gesichts. —

Digitized by Google

mit unfrisirten und nicht gepuderten Haaren in einer Gesellschaft erscheinen dürfen? Würde man einen solchen nicht ungezogen nennen, und ihn eines Mangels an Lebensart beschuldigen?

Sie, diese Mode, ist aber auch in so fern unbequem und schädlich, als sie zweitens in manchen Fällen nicht nur unsere Wirksamkeit hemmt, unsern freien Willen beschränkt, und auch wohl die Störerin unserer erlaubten Vergnügungen wird, sondern uns auch von andern, denen man sonst eine Herrschaft über uns gewiß nicht einräumen würde, sehr abhängig und gleichsam zu Kindern macht, welche die liebe Mutter jeden Morgen erst waschen und kämmen muß, ehe sie zu ihrem Spielwerk übergehen können. Wie sehr streitet dies aber mit dem natürlichen Triebe, uns von andern so viel als möglich unabhängig zu machen? Und wer verkennt hier die Sklavenkette, welche die Menschen sich selbst anlegen?

Der Schluß folgt künftig.

Vortheilhafter Anbau der Lucerne.

Schubart von Kleefeldt, und mehrere Oekonomen, behaupten in ihren Schriften, die Lucerne erweise sich im ersten Jahre der Saatzeit gar nicht, oder nur wenig nutzbar. Ein Versuch überzeugte mich eines andern; ich säete die Lucerne, meinen Lieblingsklee, im Monat Mai, auf einen Neubruch oder eine umgerissene dürre Wiese, mit einer kleinen Beimischung von Haber; unglaublich frech (geil) war das Wachsthum, und ich hatte eine fünfmalige Ernte; einmal vom Haber, wo schon die Lucerne mit hervorgewachsen war, und viermal ließ ich die Lucerne nachher allein abhauen.

Es mag also die Beibehaltung der Brache — von irre geführten, durch altväterliche Vorurtheile getäuschten Oekonomen, — so sehr geliebt und beschützt, die Einführung der Stallfütterung so sehr verhindert werden, als es nur immer wolle: so bitte ich und ermahne denjenigen Landmann, dem das Schicksal dürre, einmähtige, an Abhängen liegende Wiesen zugetheilt hat, solche, wenn anders schädliche Hyten ihn nicht drücken, umzuackern, und künstliche Wiesen, oder Kleefelder daraus zu machen. Der Nutzen wird die angewandte Mühe reichlich und dauernd belohnen.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

89tes Stück.

Freitag, den 6ten November 1795.

Etwas über den Gebrauch des Puders und der Haarfrisuren.

(Schluß.)

Man prägt in jeder vernünftigen Erziehungsanstalt den Kindern die Pflicht ein, in Ansehung ihres Körpers, der Kleidung, des Anzuges, und übriger Bedürfnisse, sich keiner fremden Hülfe zu bedienen, sondern sich alles dieses selbst zu verschaffen, sich in so fern zu freien Menschen zu machen. Man empfiehlt ihnen ferner die Tugend der Reinlichkeit, nicht allein in Ansehung der Kleidung, sondern vorzüglich auch in Ansehung des Körpers selbst. Man räth endlich sehr vernünftig das öftere Waschen des ganzen Leibes, insonderheit aber des Kopfes mit kaltem Wasser, als ein Mittel zur Erhaltung der Gesundheit an. Allein, was hilft alle dies Lehren und Predigen, so lange das mächtige Beispiel der Pudermode diesem entgegen wirkt, und die Erwachsenen ohne Zweck und Nutzen ihren Körper und ihre Kleidung mit Staub verunreinigen, der Gesundheit schaden, und die theuren Kleider samt den Meublen und Hauszeräthe verwüsten?

Zeitverderbend ist sie, weil jeder Mensch, vorzüglich aber der Gelehrte und Geschäftsmann diejenige Zeit, welche täglich unter den Händen des Friseurs verlohren gehet, und die wahrlich keinen geringen Theil des kurzen Erdenlebens ausmacht, weit besser für sich und zum Wohl der Menschen anwenden kann. Ich habe vorhin bemerkt, daß die Zahl derjenigen, welche einen Theil des Tages der schädlichen Pudermode aufopfern, im hiesigen Churfürstenthum etwa 100,000 Personen ausmache. Nun kann man mit Zuverlässigkeit annehmen, daß bei der Frisur eines jeden Kopfs wenigstens eine Viertelstunde verlohren gehet. Nimt man an, daß im Durchschnitt jede Person sich 25 Jahre frisiren lasse: so findet sich, daß jeder einzelner 2275 die

Digitized by Google

ganze obige Summe der 100,000 Menschen aber, 227,500000 Stunden, oder 51,940 Jahre *) nicht allein ganz unnütz verlebt, sondern selbige samt dem Friseur vielmehr zum eigenen Schaden und zur unverantwortlichen Verschleuderung eines edlen Fruchttheils, den die Natur zu solcher Thorheit nicht hervorbrachte und bestimmte, anwendet. —

Endlich ist diese schädliche Mode aber auch **kostbar**; denn man kann mit Inbegrif des Puders, und bei aller Sparsamkeit, einen frisirten Kopf im Durchschnitt jährlich nicht wohl unter 8 Thaler tragen. Wenn nun eine Person nach dem obigen Maaßstab 25 Jahre sich hat frisiren lassen: so hat sie netto 200 Thaler diesem Theil des Luxus aufgeopfert. Nimt man indeß nur den Kostenbetrag des obigen gepuderten Corps der 100,000 von einem einzigen Jahre an: so erhält man die Summe von 800,000 Thalern, von 25 Jahren aber die ungeheure Summe von 20 Millionen Thalern, die so gerade hin — für nichts und wider nichts, ausgegeben wird. —

Man geräth in ein trauriges Staunen, wenn man bedenkt, daß ein Theil der Menschen, den man noch oben ein mit dem ehrenvollen Titel der Aufgeklärtheit belegt, welcher auch in mancher Hinsicht zur Volljährigkeit gelangt ist, noch so sehr seine eigene, als die Wohlfarth seiner Nebenmenschen verkennt, und seine und ihre Glückseligkeit in seinem eigenen Ruin sucht?

Ich habe gezeigt, daß der Puder allein in einem einzigen Jahr 75,000 Thaler, die Mode, gepudert und frisirt zu seyn, aber in gleicher Zeit 800,000 Thaler erfordert. Dies ist indeß nur erst ein Theil, und zwar nur ein sehr kleiner Theil des zweigreichen Luxus, der die Menschen so sehr tiranniſirt: wie groß mag also nicht die Summe seyn, den die übrigen Theile des Luxus erfordern! —

Wohlhabenheit ist die große Beförderin menschlicher Ruhe und Zufriedenheit; aus ihr entspringen bei einer vernünftigen Anwendung große und edle Thaten, und eine lange Reihe beglückender Lebensfreuden. Wie kann aber eine solche Wohlhabenheit uns zu Theil werden, wenn das häßliche Laster der Eitelkeit, immer geschäftig ist, an ihren Wurzeln zu nagen? wie kann insonderheit der weniger Vermögsame zu dieser Glückseligkeit gelangen, so lange er nicht durch eigene Beherzigung seines wahren Vortheils, oder durch ein Gesetz von

*) Der Tag mußte bei dieser Berechnung nur zu 12 Stunden angenommen werden, weil der berechnete Zeitverlust nicht mit von der Nacht, sondern nur allein vom Tage, abgeht. Uebrigens ist auf übrig bleibende Reste oder Brüche keine Rücksicht genommen.

Digitized by Google

von der unseligen Nachahmungssucht des Reichern zurückgehalten wird?

Wie beglückend würde daher eine landesherrliche Verordnung seyn, welche die überflüßigsten — zum Verderben der Menschen erfundenen Theile des Luxus, untersagte? ja! wie wohlthätig würde nicht schon die Untersagung des in allem Betracht schädlichen Pudergebrauchs seyn? wie viel würde man nicht schon dadurch gewinnen?

Nur erst nach einer solchen Zurückführung der Menschen auf die Natur, kann der Staat blühend gemacht, Bevölkerung, Wohlstand, Zufriedenheit, deutsche Treue und Redlichkeit, mit einem Worte, — ein glückliches Zeitalter Statt finden!

Wir gehen dem Ende eines Jahrhunderts entgegen, welches wegen seiner übergroßen Mannigfaltigkeit wichtiger Ereignisse, das Einzige, das Jahrhundert aller Jahrhunderte genannt werden könnte; wir leben noch jetzt, nicht allein in Hinsicht des traurigen Krieges, sondern vielmehr von mancher andern Seite, in einer Crisis, welche aufs höchste gestiegen ist, und deren glückliche Auflösung nur allein von einer gänzlichen Umstimmung unserer Gesinnungen und Handlungen im Physischen und Moralischen, abhängt. Die Welt hat sich bisher durch Mißbräuche mancherlei Art, und durch Verkennung manches Guten, gröblich an sich selbst und den Nachkommen versündigt, sie hat sich unendliche Flecken beigebracht: sie hat also dringende Ursache, auf eine Rechtfertigung und Aussöhnung bei der Nachwelt zu denken. — Bereuung und Verbesserung begangener Fehler sind die sichersten und besten Mittel zur Aussöhnung, und gute Handlungen machen die schlechten äußerst leicht vergessen. — Mögte daher die Welt zu dem wichtigen Entschluß kommen, das gegenwärtige Jahrhundert mit Verbesserung der Moralität, und Abschaffung der vielen schädlichen Gewohnheiten und Gebräuche, und Zurückführung einer edlen liebenswürdigen Simplicität zu beschließen! Gern würde dagegen die Nachkommenschaft manchen sonst unvertilgbaren Schandfleck dieses Jahrhunderts übersehen.

L. B.

Mittel grüne Schminkbohnen und Erbsen im Winter zu erhalten.

Man hat schon längst auf Mittel gedacht, grüne Schminkbohnen für den Winter aufzubewahren, weil es ungemein angenehm ist, zu einer Zeit, wo sich der Erdboden verschlossen hat, und nichts hervorbringt, ein so vortreffliches Zugemüse speisen zu können. Allein ich habe bisher

Digitized by Google

nur zwo Methoden in Erfahrung gebracht, welche mir beyde nicht hinlänglich zu seyn scheinen. Die eine Methode ist, sie, wie kleine Gurken, in Eßig einzumachen, wodurch sie zwar allerdings erhalten, aber doch nicht anders, als wie Sallat mit Oele, gegessen werden können. Die andere Methode ist, sie in Butter halb zu braten und so einzumachen; allein dieses ist nicht allein kostbar, sondern die Bohnen verderben auch zum öftern. Das Mittel, welches ich vorschlagen will, und wovon ich und verschiedene meiner Freunde schon wirkliche Erfahrung haben, ist sehr einfach; die Bohnen laufen dabei nicht in Gefahr zu verderben, man kann sie, wenn man will, von einem Jahre zum andern aufbehalten, und sich ihrer nur in der allerstrengsten Winterszeit bedienen.

Wenn man sie in einer dünnlichen Brühe kocht, so haben sie nicht allein ihren völligen Geschmack noch, sondern sie sehen auch so schön und grün aus, als wenn sie erst im Garten gebrochen wären. Die Liebhaber dieser Kost werden sich sehr vergnügen, ihren Geschmack durch ein so leichtes und wohlfeiles Mittel zu allen Zeiten befriedigen zu können.

Man sammlet so viel grüne Schmink- oder welsche Bohnen zusammen, als man zur Versorgung seines Hauses nöthig hat. Sie müssen aber zu der Zeit gebrochen werden, da sie noch zart sind, und noch keine Bohne in der Schale formirt ist. Wenn sie gelesen und völlig zubereitet sind, als ob man sie an selbigem Tage noch speisen wollte, so schüttet man sie in einen Kessel kochenden Wassers, und es versteht sich von selbst, daß man sie, wenn der Vorrath zu groß ist, nicht alle auf einmal nehmen dürfe.

Dieses geschieht in der Absicht, um die Bohnen zu schäumen, und es ist unnöthig zu erklären, wie dieses gemacht werde, da die ungeübteste Köchin wohl weiß, wie dieses anzufangen sey. Wenn die Bohnen gehörig und genügsam geschäumt sind, so wird das kochende Wasser abgegossen, und dann schüttet man sie in kaltes Wasser, läßt sie hernach auf Weidenflechten abträufeln, und legt sie an die Sonne, bis sie ganz trocken sind. Auf den Dörfern und in den Städten, wo man Backöfen hat, kann man die Bohnen darin trocknen, so bald das Brodt heraus ist, da sie dann viel geschwinder trocknen. Kann man aber diese Bequemlichkeit nicht haben, so muß man es in der Luft verrichten, welches zwar etwas länger währet, aber doch eben so gut ist. Wenn Bohnen solchergestalt ihre Vollkommenheit erreicht haben, kann man sie in einen Kasten packen, und an einen trockenen Ort hinsetzen.

Jedermann weiß, wie begierig man im Frühjahr auf die jungen Erbsen wartet, und welche unbeschreibliche Mühe man anwendet, um frühzeitige Erbsen zu erhalten, die denn auch sehr theuer verkauft werden. Gleich

Digitized by Google

Gleichwohl können doch solche durch die Kunst, vermittelst des Düngers, und erzwungener Wärme getriebene Erbsen niemals eben den Geschmack haben, als wenn sie von der Sonne und von den Erdsäften den gehörigen Grad der Nahrung und Reife bekommen. Warum will man so viel Geld ausgeben, um Speisen zu erkaufen, die fast nicht zu genießen sind, auch kein anders Verdienst haben, als ihre Seltenheit; da man mit ein wenig Vorsichtigkeit viel zeitiger, ja sogar im allerhärtesten Winter, kleine grüne, ganz saftige und völlig reife Erbsen haben kann? Es ist hierbei sonst keine Schwierigkeit, als daß man zur Zeit, da die Erbsen blühen, kleine, zarte ausfuche und sie eben so, wie die grünen Bohnen, zubereite. Doch scheint es mir besser zu seyn, daß sie im Schatten getrocknet, und hernach an einem sehr trocknen Orte aufbehalten werden, bis man sie speisen will; denn solchergestalt geht, da sie so viel langsamer trocknen, alle Feuchtigkeit aus ihnen heraus; da hingegen die Wärme des Ofens, oder der Sonne gleichsam nur die Oberfläche derselben zusammen zieht. Sie pflegen alsdann eine zuschrumpfen, und ihre inwendige Feuchtigkeit kann sich keinen Weg bahnen, um auszudünsten. Wenn aber dieses geschieht, so ist zu befürchten, daß ihrer viele verderben.

Wenn man die grünen Bohnen, oder kleinen trocknen Erbsen speisen will, so muß man ein oder ein Paar Hände voll davon nehmen, und sie in lauem Wasser einweichen, worin sie aufquellen, und nach und nach diejenige Größe wieder bekommen, welche sie hatten, da sie noch frisch waren; hernach aber kocht und bereitet man sie eben so gut, wie man mit den frischen Bohnen und Erbsen zu thun pflegt.

Man muß wissen, daß beide beim Trocknen um drei Viertheile kleiner werden, als sie natürlicher Weise zu seyn pflegen, und daß sie also nach dem Einweichen viermal so groß werden. Hiernach kann man sich richten, damit man nicht zu viel davon nehme, wenn man sie kochen will.

Ueber die Erziehung des Kleesamen.

Der Vortheil und Nutzen der Kleefutterkräuter wird zwar nun auch in hiesigen Gegenden immer mehr eingesehen, erkannt, geschätzt und ausgebreitet; vornemlich aber verwundert sich und gewinnet der Anbau des sogenannten holländischen, theils sogenannten spanischen Klees an solchen Orten am meisten, wo man angefangen hat und fleißig fortfährt, den Samen selbst nicht nur ächt und hinlänglich zum eigenen Gebrauche, sondern auch schon zum Verkaufe zu ziehen, was also den Landmann nicht wie

Digitized by Google

fremdem Saamen getäuscht und überheuert — noch mit verfälschtem oder verdorbenem betrogen wird.

Im vorigen Jahre ist der Kleesame an sich und allgemein gut gerathen — aber auch von vielen nicht sorgfältig darauf geachtet — noch gar nichts, oder doch nur wenig, und nicht genugsam zur Nothdurft gezogen und gesammlet worden.

Und wie es diesmal mit dem Saamen, welcher sonsten gewöhnlich und häufig aus den Niederlanden gekommen, wegen der Kriegsumstände und theuren Fracht, fehlgeschlagen ist: so sind viele Landwirthe und Hausleute in Verlegenheit gerathen, und haben nicht so viel Samen bekommen können, als sie gewünscht und gesäet haben würden.

Diese Fälle können ebenfall auch wieder eintreten; der fremde Same kann noch rarer werden, zumal da dieser Klee hin und wieder entweder ganz verfroren ist, und hat umgepflügt werden müssen, oder doch durch den Frost viel gelitten — und daher in diesem Frühjahre nicht recht fort gewollt hat.

Das Samenziehen verdienet mithin in unsere ganze Aufmerksamkeit, Empfehlung und Ermunterung.

Die Gewinnung dieses Kleesamen ist nicht so umständlich und schwer, als mancher sich vorstellt. Man hat dazu verschiedene Bearbeitungen und Handgriffe. Die leichtesten und sichersten habe ich von folgender Art erfahren.

Der erste Schnitt des im vorigen Jahre unter Winterkorn oder Sommerfrüchten gesäeten rothen Klees, ist zum Samentragen eben nicht taugelich; solcher wächset und blühet noch — und in einem fort bis in den Nachsommer, bringet wenig — und nicht viel guten Samen, und schadet am zweiten Schnitte.

Wirthschaftlicher und sicherer ist, daß man den ersten Wuchs des zum Samen bestimten Stücks, sobald nur die rothen Blumen aufgegangen sind, geschwinde auf einmal zum Trocknen und Heuen, abmähet. Hierzu wählt man einen Acker, oder das Stück, welches etwas hoch und trocken liegt, auch nicht zu fett ist, indem auf einem solchen der Same besser geräth, vollkommener und nicht taub wird.

Der zweite Schnitt wächset auf solche Weise in einem zugleich heran, blühet egal, und wird auf einmal reif.

Sobald nun die Blütköpfe trocken worden, und die Reife sich zeiget, wird der Klee abgemähet und einige Tage in Schwaden liegen gelassen, hernach zusammen gehärkt, einmal, jedoch nicht bei heissem Sonnenscheine, gewendet, und alsdann bald in mittelmässige Haufen gebracht, über solche aber zur Beschützung für Wind und Regen, ein Hut oder Schirm von starkem Rockenstroh, woran es

Digitized by Google

in solcher Zeit nicht fehlen kann, fest aufgesetzt.

Diese Haufen, worin die Samenköpfe recht mürbe werden, so, daß der Same schöner wird und leichter ausfällt, bringt man, nach einigen Wochen, an einem trockenen Tage, nach Hause.

Nun muß, wenn es nur die Zeit gestatten will, hurtig an das Abdreschen gestellt — der ausfallende Same nebst den abgeschlagenen Köpfen, in die Höhe auf eine Kammer, oder sonstigen trockenen Ort, gebracht — und bis in den Winter, oder aufs Frühjahr, sorgfältig verwahrt werden, zu welcher Zeit dann, wieder an einem trockenen und lüftigen Tage, der achtsame Haußmann seinen Samenkleevorrath abermals auf die Tenne bringet, noch einmal überdrischet, hierauf wannet, sichtet und reine macht, auf solche Art aber auch einen gelben schönen vollkommenen Samen erhält.

Von solchem auf diese Weise geernteten Kleesamen sind 6 Pfund auf 1 Morgen zu 120 Quadratruthen hinreichend, anstatt daß von anderm nicht so gesundem auch unreinem Samen 8 bis 10 Pfund genommen werden müssen; ja ich habe zur Probe nur 5 Pfund genommen, und der Klee stand dichte genug.

Der fremde Saame wird, betrüglich zur Vermehrung des Gewichts, öfters mit feinem Sande vermengt, ist auch wohl im Backofen getrocknet worden, und verbrannt, welches ihm äusserlich nicht anzusehen ist, oder hat sonst Schaden gelitten, daß er nicht keimen, nicht aufgehen, und zum großen Schaden des armen Landmanns, nichts bringen kann!

Die Mühe mit dem Kleesamenziehen wird aufs reichlichste belohnet. Auf einem Stücke von ¼ Morgen, oder 30 Ruthen können 40 bis 50 Pfund Samen gezogen werden. In wohlfeilen Zeiten hat man zwar 6 bis 9 Pfund für 1 Thaler bekommen, aber im verwichenen Frühjahre nur 3, höchstens 4 Pfund, und es fehlte gar am Ende.

Pyrmont. M. Weber.

Anfrage,

die neuere Erfindung der Schiffswindmühlen betreffend.

Das Intelligenzblatt der allg. Lit. Zeitung b) erwähnt beiläufig einer Erfindung zuvor unbekannter Schiffswindmühlen, die die ganze Aufmerk-

b) v. J. 1795. Nro. 60.

Digitized by Google

Aufmerksamkeit des Publikums verdient. Sie gehört, wie manche andre, der erfinderischen französischen Nation. Es wird behauptet, sie sey seit einigen Jahren mit Erfolg bei der französischen Marine eingeführt und benutzt worden. Unter andern bediente sich Herr d'Entrecastaux derselben, der bekanntlich mit den beiden Fregatten, la Recherche und l'Esperance ausgeschickt ward, um den Herrn la Peyrouse aufzusuchen. Im Canal von Mosambique verlohr die Recherche in einem heftigen Sturm diese ihre Windmühle.

Man hat dadurch zweierlei Absichten zu erreichen gesucht, die auch, so weit das Journal der Reise des Herrn Peyrouse reicht, dem Endzweck entsprochen haben. Die erste Absicht war, beständig frisches und wolerhaltenes Mehl auf den Schiffen zu haben, weil Getraide in Körnern bekanntlich sich weit besser conservirt, als Mehl. Die zweite nicht minder wichtige Absicht war; bei stillem Wetter dem Schiffsvolke, daß alsdann die Mühle in Bewegung setzt, eine der Gesundheit angemessene Bewegung und Arbeit zu verschaffen. Bei gewöhnlichem Winde wird die Mühle, die auf dem Verdeck angebracht ist, vom Winde ganz oder zum Theil getrieben. Vielleicht hat ein Sachkundiger die Gefälligkeit, uns in diesen Blättern eine nähere Beschreibung, nicht eben in Absicht des Mechanischen, sondern des Erfinders, der Anwendbarkeit und des Erfolgs dieses sehr nützlich scheinenden Werks zu geben.

Sulingen. G. L. Lodemann.

Bei Hunden die Flöhe zu vertreiben.

Man nehme ein wenig Anieöl, und beschmire damit den Hund, doch gebrauche man es, vorzüglich bei jungen zarten Hunden, mit Vorsicht: höchstens 2 bis 3 Tropfen an solche Stellen, wo der Hund es nicht ablecken kann; denn man hat Beispiele, daß, so bewährt auch dieses Mittel ist, die Hunde bei einem zu starken Gebrauch des Anieöls daran sterben.

Br. W....

Hannöverisches Magazin.

90tes Stück.

Montag, den 9ten November 1795.

Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1795.

Im Monat Julius.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	1.	4.	22.	1.	3.
Mittage.	3.	13.	12.	0.	3.
Abende.	3.	14.	7.	0.	7.
Mitternächte.	4.	8.	16.	0.	3.
Ganze Tage.	2¾.	9¾.	14¼.	¼.	4.

1 Tag Gewitter; 8 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 54, 9 / Mittags im Schatten 66, 2 } Gr. Fahrnh.

größte den 21ten, 78 Grad. kleinste den 16ten, 17ten u. 21ten, 49 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29, 98 Zoll engl. { größte d. 7ten u. 8ten, 30, 332 Zoll. / kleinste d. 17ten, 29, 693 Zoll.

Gesammter Niederschlag 0, 87 Zoll Regenwasser, gr. d. 22ten, 0, 37 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft, 3, 92 Zoll, gr. d. 18ten, 0, 218 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 9½ Minuten.

größte den 12ten, 20 Gr. 16 Minuten.

kleinste den 3ten, 8ten u. 27ten, 20 Gr. 6 Minute.

Mittlere Inclination derselben 72 Gr. 15 1/19 Minuten.

Digitized by Google

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	2½.	4.	4.	10.	6.	2.	1½.	0.	1.
Mittage.	0.	4½.	2½.	15½.	3½.	2½.	2½.	0.	0.
Abende.	1.	1.	4.	14.	5½.	4.	1½.	0.	0.
Mitternächte.	½.	2½.	2½.	12.	3½.	2.	2½.	½.	5.
Ganze Tage.	1.	3.	3¾.	12⅞.	4⅛.	2⅛.	2.	⅛.	1⅛.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S. Sw. W. Nw. N. No. O. So.

0, 17, 2 19, 0 26, 4 19, 1 16, 0 10, 7 0, Fuß.

größte d. 15ten, Wind Nw. 42 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 9, 78 / Abends 10, 27 } Fuß.

größte den 18ten; 12, 2 Fuß. Wind Nw. Geschwindigk. 42 Fuß.

Kleinste den 25ten; 8, 4 Fuß. Wind No. Geschwindigkeit 25 Fuß.

Im Monat August.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	8.	10.	7.	0.	6.
Mittage.	10.	12.	6.	0.	3.
Abende.	9.	10.	4.	0.	8.
Mitternächte.	12.	5.	9.	0.	5.
Ganze Tage.	9¾.	9¼.	6¼.	0.	5½.

1 Tag Gewitter; 13 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 56, 5 / Mittags im Schatten 68, 8 } Gr. Fahrnh.

größte d. 8ten, 81 Grad.

kleinste d. 5ten u. 6ten, 49 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers

30,069 Zoll engl. { größte d. 31ten 30, 452 Zoll, / kleinste d. 22ten 29, 605 Zoll. }

Gu

Gesammter Niederschlag 4, 43 Zoll Regenwasser, gr. d. 18ten 1, 05 Zoll.
Gesammte Ausdünstung in freier Luft 3, 33 Zoll, gr. d. 22ten, 0, 234 Zoll.
Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. $10\frac{7}{10}$ Minuten.
größte d. 13ten, 28ten u. 30ten 20 Gr. 17 Minuten.
kleinste d. 9ten u. 17ten 20 Gr. 17 Minuten.
Mittlere Inclination derselben 72 Grad $37\frac{1}{10}$ Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	So.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgens.	$1\frac{1}{2}$.	$4\frac{1}{2}$.	7.	$5\frac{1}{2}$.	1.	$1\frac{1}{2}$.	$6\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.	1.
Mittage.	$\frac{1}{2}$.	1.	$8\frac{1}{2}$.	$7\frac{1}{2}$.	$3\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	7.	$1\frac{1}{2}$.	0.
Abends.	1.	1.	$8\frac{1}{2}$.	$7\frac{1}{2}$.	5.	$1\frac{1}{2}$.	$5\frac{1}{2}$.	1.	0.
Mitternächte.	1.	$1\frac{1}{2}$.	6.	5.	$3\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.	6.	$3\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.
Ganze Tage.	1.	2.	$7\frac{1}{2}$.	$6\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{4}$.	$1\frac{1}{4}$.	$6\frac{1}{4}$.	$2\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{4}$.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
8, 5	16, 0.	28, 7	27, 6	12, 6	6, 5	15, 9	20, 7 Fuß.

größte d. 23ten, Wind Nw; 52 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 9, 71 / Abends 10, 27 } Fuß.

größte den 18ten; 13, 1 Fuß. Wind WNW. Geschwindigk. 49 Fuß.
kleinste den 26ten; 8, 2 Fuß. Wind OSO. Geschwindigk. 18 Fuß.

Im Monat September.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgens.	16.	4.	7.	2.	1.
Mittage.	16.	8.	6.	0.	0.
Abends.	16.	5.	7.	0.	2.
Mitternächte.	16.	7.	6.	0.	1.
Ganze Tage.	16.	6.	$6\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	1.

1 Abend Nordlicht; 18 Nächte Thau gefallen.

Digitized by Google

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 53, 6 / Mittags im Schatten 68, 3 } Gr. Fahrnh.

größte den 6ten u. 8ten, 83 Grad.

kleinste den 30ten, 42 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 30, 279 Zoll engl. { größte d. 12ten 30, 483 Zoll. / kleinste d. 26ten 29, 957 Zoll.

Gesammter Niederschlag 0, 20 Zoll Regenwasser, gr. d. 25ten, 0, 12 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft 2, 6 Zoll, gr. d. 3ten, 0, 254 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad $9\frac{4}{10}$ Minuten.

größte d. 14ten, 15ten u. 22ten, 20 Grad 12 Minuten.

kleinste d. 20ten, 20 Grad 4 Minuten.

Mittlere Inclination der Magnetnadel, 72 Grad 45 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	5.	$2\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	$6\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	6.	$5\frac{1}{2}$.	2.
Mittage.	$1\frac{1}{2}$.	1.	1.	8.	$4\frac{1}{2}$.	0.	7.	6.	1.
Abende.	$\frac{1}{2}$.	1.	$1\frac{1}{2}$.	$6\frac{1}{2}$.	4.	1.	$8\frac{1}{2}$.	7.	0.
Mitternächte.	0.	2.	$\frac{1}{2}$.	8.	$3\frac{1}{2}$.	1.	7.	8.	0.
Ganze Tage.	$1\frac{1}{4}$.	$1\frac{1}{8}$.	$1\frac{1}{8}$.	$7\frac{1}{4}$.	$3\frac{3}{8}$.	$\frac{7}{8}$.	$7\frac{1}{8}$.	$6\frac{5}{8}$.	$\frac{1}{4}$.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
17, 0	16, 0	16, 0	27, 0	14, 4	ö.	16, 8	22, 8 Fuß.

größte d. 16ten, Wind Nw. 36 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 9, 48 / Abends 9, 68 } Fuß.

größte den 26ten; 12, 05 Fuß. Wind Nw. Geschwindigk. 35 Fuß.

kleinste den 22ten; 8, 15 Fuß. Wind O. Geschwindigkeit 9 Fuß.

Digitized by Google

* * * * * * * *

Die Witterung des ganzen Jahrs vom 1ten Oct. 1794. bis dahin 1795. läßt sich folgendermaaßen übersehen:

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Tage.	81¼.	92¾.	105½.	19½.	50¾.	2.	9¾.	3.

11 Tage Gewitter; 22 Abende Nordlicht.

68 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 41, 3 / Mittags im Schatten 51, 0 } Gr. Fahrnh.

größte den 6ten und 8ten Sept. 83 Grad.

kleinste den 22ten und 23ten Jan. 3 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers

30,001 Zoll engl. { größte d. 17ten Febr. 30,694 Zoll. / kleinste d. 8ten Oct. und 27ten Febr. 29,154 Zoll.

Gesammter Niederschlag 23,16 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft 19,88 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 8 Minuten.

größte d. 1ten Mai und 29ten Jun. 20 Gr. 19 Min.

kleinste d. 8ten Dec. 19 Gr. 46 Min.

Mittlere Inclination derselben 72 Gr. 6$\frac{3}{10}$ Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Tage.	31½.	53½.	37.	63.	30$\frac{7}{8}$.	18$\frac{5}{8}$.	47$\frac{5}{8}$.	43.	13.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
19,5	18,8	22,7	26,8	18,2	16,8	21,5	22,5 Fuß.

größte den 20ten Febr. Wind O.; Geschwindigkeit 58 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 9,85 / Abends 9 84 } Fuß.

gr. d. 13ten Nov. 17,25 Fuß. Wind WNW. Geschwindigk. 46 Fuß.
kl. d. 17ten Oct. u. 20ten Nov. 7,4 Fuß. Wind SO. Geschw. 41 Fuß.

Das

Digitized by Google

Das Jahr ist im Ganzen etwas mehr, als gewöhnlich kalt *), vorzüglich ist in den Monaten Dec., Jan., Febr. und März die Kälte sehr strenge gewesen. Die Monate Jun., Jul. und Sept. waren etwas mehr als gewöhnlich trocken; sonst hat sich die Witterung nicht ausgezeichnet. — Das Getreide ist ungefähr 3 Wochen später als gewöhnlich reif geworden; und es schien, als ob Bohnen und Haber gar nicht zur Reife würden gekommen seyn, wenn nicht ausnehmend warme und trockne Witterung im September eingefallen wäre. — Die Ernte ist im Durchschnitt mittelmäßig gut ausgefallen. Nur der Rappsaamen hat durch die außerordentliche Kälte des Winters zu sehr gelitten, und ist größtentheils umgackert, und das Land mit Sommerfrüchten bestellet worden. Auch die Ergiebigkeit des Weitzen reicht nicht an das Gewöhnliche oder Mittelmäßige; wohingegen Gerste und Haber etwas mehr als mittelmäßigen Ertrag liefern. Man rechnet dies Jahr in hiesiger Marschgegend die Ergiebigkeit von 1 Himten Saatlandes im Durchschnitt an Weitzen 6 bis 7 Himten; Rocken 8 bis 9 Himten; Gerste 12 bis 13 Himten; Haber 16 bis 18 Himten; Bohnen 8 bis 9 Himten.

Ueber Grasmangel auf Fettweiden und Heuwiesen, hat man keine Klagen gehört; auch sind keine ungewöhnlichen Krankheiten unter Menschen und Vieh verspürt worden.

C. W.

*) Auch ist das Barometer über dem gewöhnlich mittlern Stand im Durchschnitt erhoben, und vorzüglich im Monat September sehr hoch gewesen. Es ist merkwürdig, daß die mittlere Barometerhöhe von 1789. bis 1795. von 29,779 bis 30,001 Zoll fast regelmäßig oder kontinuirlich zugenommen hat.

Noch etwas über den Gebrauch der wilden Kastanien zur Viehfutterung.

(S. das 32te u. 33te Stück von d. J.)

Eprouve, à tes dépens, jusqu'ou l'agriculture
Par de nouveaux progrès, peut aider la Nature.
Epitr. divers.

Man kann die Anpflanzung dieses nützlichen und prächtigen Baums auch in unsern Gegenden nicht genug empfehlen. Seine Blätter gewähren dem Lustwandler sowohl, als dem nach Erquickung lechzenden Wanderer die angenehmste Kühlung. Seine prachtvollen Blumen entzücken das

Digitized by Google

das Auge, und verschönern die Ansicht einer Gegend außerordentlich. Man sollte ihn daher mehr, nicht sowohl als eine Zierde einzelner Lustparthien, sondern auch, weil seine Früchte für den Landmann einen mannichfaltigen Nutzen haben, in ökonomischer Rücksicht anpflanzen. „Das frühe Laub, so wie die schon im Mai ausbrechenden schönen, weißen, mit röthlichen Stellen vermischten, pyramidenförmigen Blumensträußer, die dunklen, zur Beschattung hinreichenden Blätter, und die vorzügliche Schnellwüchsigkeit empfehlen diesen Baum, der ursprünglich aus Asien zu uns gekommen, und nun in ganz Europa beinahe drei Jahrhunderte hindurch einheimisch ist.

Man sollte diesen ehrwürdigen Baum, wovon vormals so viele herrliche, zum Theil noch stehende Alleen gepflanzt wurden, der Mode zu gefallen, nicht verachten, noch verdrängen. Man zieht ihn leicht aus seinen Früchten an, die man im Frühling in die Erde aufsteckt; im Herbst gelegt, verfaulen sie leicht durch Nässen und Wärme, oder werden von den Mäusen weggetragen. Man verpflanzt die jungen Stämme schon im zweiten oder dritten Jahre, und zwar am besten im Herbst, giebt ihnen aber weite Zwischenräume, damit die Zweige sich nach ihrer Gewohnheit frei ausbreiten können. Schade, daß der Baum, wie die Linde, sein Laub so früh fallen läßt." a).

Will man die wilden Kastanien zur Mastung des Viehes gebrauchen, so kann man ihnen das bittere und herbe Wesen durch Kalkwasser benehmen. Man zerschneidet sie, nachdem man sie abgeschält hat, in vier Theile, gießt starkes Kalkwasser, eine Spanne hoch, darüber her, und rührt es öfters um. Nach zweimal 24 Stunden werden sie gelb; man rührt sie wieder um, läßt die Lauge ablaufen, und gießt von neuem frisches Wasser hinauf. Dieses rührt man abermals wohl um, zieht es alsdenn wieder ab, und diese Procedur setzt man 8 bis 10 Tage fort. Nach Verlauf dieser Zeit sind sie weiß, und haben alle ihre Bitterkeit verlohren. Man gießt alsdann alles Wasser herunter, und trocknet sie auf einer Horde, wornach man sie entweder so verfüttern kann, oder sie etliche Stunden kochen und einen Teig daraus machen läßt, welchen das Federvieh sehr gerne frißt, und sehr fett davnach wird.

Wenn die wilden Kastanien im Backofen gedöret, hernach geschält und geschroten werden, dienen sie ebenfalls zum Mästen der Ochsen und Kühe.

Herr Prof. Strumpf meldet, daß er die Hirsche im Thiergarten zu Fürstenberg damit gefüttert, und daß seit

a) Kleine Gartenbibliothek, herausgegeben von C. C. L. Hirschfeld, Band I. S. 126, 127.

Digitized by Google

seit einigen Jahren diese Thiere im Belvedere bei Weimar so vortheilhaft damit gefüttert werden, daß sie davon fett geworden sind, daher man auch in jener Gegend anfängt, Kastanienbäume dahin zu pflanzen, wo Hirsche sich aufhalten b).

Solchen Pferden, die haarschlechtig, starken Husten oder schweren Athem haben, mengt man sie entweder klein gestoßen unter das Futter, oder man vermischt das Mehl oder Pulver davon mit grobem Getreide, oder Kleie, und giebt sie auch so den lungensüchtigen Märzschafen. —

Merkwürdig sind auch die Versuche des Herrn Doct. Webers, Oberthierarztes in Dresden, die er mit der Futterung des Nuß- und Kastanienlaubes angestellet hat. Es wurde dadurch die Verdauung und die Bewegung des Saftes in den Eingeweiden befördert, und so einer Fäulniß und andern Krankheiten vorgebauet. Einem Bauer in Wilschdorf, 2 Stunden von Dresden, rettete er alls sein Rindvieh, welches vom schlechten Futter eine Cholerem inflammatoriam bekommen, durch Klistire von Kastanien und kühlende schleimigte Tränke c).

Noch erzählt Hr. Prof. Stumpf folgendes Beispiel, welches ich mit seinen eigenen Worten hier anführe: „Einem Schwein, welches auf dem Gute der Frau von Lynker in Dedstedt bei allem Fressen die Schwindsucht hatte, und zum Todtstechen verurtheilt war, ward zweimal zur Ader gelassen, mit Rinde der Kastanie klistirt, und alle 2 Tage dieses forgesetzt, Glaubersalz einen kleinen Eßlöffel voll täglich dazu gegeben, bis es derb laxirt hatte. Salz, Schrot und geriebene Rinde der Kastanie unter das Futter gegeben, und das Schwein, das schon denselbigen Tag sollte getödtet werden, genas vollkommen, und wurde gemästet verkauft." d). —

Verdient dieser wohlthätige Baum, nach diesen Beispielen zu urtheilen, nicht unsere ganze Aufmerksamkeit? Wie? Wollen wir noch länger seine wohlthätigen und nutzbaren Früchte mit unsern Füßen zertreten, und sein Laub verbrennen? Wollen wir ihn noch länger aus unsern Wäldern, Alleen und von unsern Landstraßen verdrängen? — Nein! anpflanzen, pflegen und warten wollen wir ihn, — ihn, den nützlichsten unter allen den Bäumen, die aus andern Welttheilen auch bei uns einheimisch geworden sind!

Wenn dich dein Vortheil ruft, was scheuest du die Müh?
Was nie dem Trägen glückt, gelingt stets dem Fleiß.

Magaz. f. den Veth.

Hannover. J. G. L. Blumhof.

b) Lehr- und Handbuch der gesamten Feld- und Hauswirthschaft, Th. 2. S. 74 (Frankf. u. Leipz. 1794 8.)
c) Stumpf a. a. O. S. 276.
d) A. a. O. S. 277.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

91tes Stück.

Freitag, den 13ten November 1795.

Einige practische Bemerkungen von der Rindviehzucht.

On trouve qu'il n'y a point de plus grand interêt particulier que l'épanouissement du général, & on se satisfait à soi-même en se plaisant à procurer aux autres avantages des hommes. *Leibnitz.*

Der wichtigste Zweig der Landwirthschaft ist die Viehzucht, denn durch sie wird, wenn man sich vorher besonders auf den Anbau der Futterkräuter gelegt hat, der Dünger vermehrt, und so der Ackerbau in Aufnahme gebracht. Sie ist in dieser Hinsicht die Seele des Landbaues. Wozu nützt es, wenn der Bauer Felder von einer unendlichen Strecke hat, und sie noch mit jedem Jahre zu vermehren trachtet, wenn er ihnen nicht hinlängliche Bedüngung geben kann? Ist es nicht besser, entlegene Felder zu künstlichen Wiesen zu machen, sie mit solchen Arten von Futterkräutern, die sich für ihren Boden schicken, zu besäen, und seinen Viehstapel zu vermehren? Welchen Vortheil gewähren dem Landwirthe selbstgezogene Heerden, und wie viele Vorsicht ist nöthig, um diesen Zweck, gutes Vieh, besonders Hornvieh und Schaafe zu haben, zu erreichen! Wer nicht besonders zur Zucht und Wartung des Viehes Lust hat, für den ist die Oekonomie wahrlich keine vortheilhafte Beschäftigung. Er muß alles fremdem Gesinde und Miethlingen übergeben, und wie rar sind nicht jetzt gute und gewissenhafte Dienstboten, die sich bestreben, den Vortheil ihrer Herrschaft aus allen Kräften zu befördern, und Nachtheil und Schaden zu verhüten? Er wird also doppelten Schaden haben, durch die Gewissenlosigkeit und Nachläßigkeit seiner Dienstboten. Ist er auch ein noch so begüteter Man, hat ihn auch die Vorsehung mit den ansehnlichsten Glücksgütern begabt, so wird er doch in wenig Jahren zurückkommen, und sein Landwesen in die schlechtesten Umstände versetzt seyn.

Es werden daher folgende Bemerkungen hier nicht am unrechten Orte stehen, da sie sich auf wirkliche Erfahrungen gründen.

1) Eine trächtige Kuh, muß mit dem Vordertheil ihres Körpers immer etwas höher, als mit dem Hintertheil stehen, in dem sie sonst beim Kalben leicht Schaden nehmen kann. Die Kuhställe müssen daher ein etwas schräges Pflaster haben. Das freie Herumgehen im Stalle, würde ich eben nicht anrathen, weil es selten ist, daß die Kühe sich nicht necken oder stoßen. Man binde die Kühe nicht mit dem Strick um den Hals an, weil sie dadurch leicht in Gefahr kommen, sich zu erdrosseln; das Anbinden um die Hörner ist zweckmäßiger. Im Hannöverschen steht das Hornvieh größtentheils in sogenannten Kemmen. Dieses ist ein etwa 1½ Fuß langes und höchstens 2 Zoll breites Stück Holz, worin ein etwas dicker Bügel dem Vieh um den Hals gehet. Das Vieh wird dadurch verhindert, sich einander zu stoßen und sich loszumachen. Wenn die Krippen etwas niedrig angelegt sind, so kann diese Vorrichtung auch dabei angebracht werden. — An einigen Orten bindet man das Vieh folgender Gestalt mit dem Strick um die Hörner an: Man bohret durch die Krippe ein etwas geräumiges Loch, hiedurch zieht man den Strick, womit die Kuh angebunden werden soll, und befestigt an dem Ende desselben ein etwas schweres und rundes Stück Holz, so daß die Kuh, wenn sie zurückgehet, den Strick nach sich ziehen kann, und es auch von selbst wieder nachläßt. Diese Vorrichtung bringt man da an, wo keine Stände Vieh haben, und das Vieh frei stehen muß. Für allen Dingen muß man die Viehmägde dazu anhalten, dem Vieh überall gleiche Streu unterzulegen.

2) Eine trächtige Kuh darf nie länger als etwa drei Stunden ohne Tränke seyn, damit sie nicht auf einmal zu geschwinde und zu viel säuft, welches ihr und dem Kalbe schädlich ist. Diese Regel ist wichtig. Häufiges und dabei regelmäßiges Saufen befördert die Verdauung, und vermehrt die Milch. Nur gebe man dem Milchvieh kein warmes, sondern immer kaltes Saufen. Die Gewohnheit einiger Landleute, ihr Vieh täglich zweimal oder gar nur einmal zu tränken, taugt gar nichts.

3) Rocken, Haber, Gerste u. s. w. sind nie vom Nutzen, besonders wenn das Vieh sie vor der Tränke bekömmt. Sie sind schwer zu verdauen, und schaffen also wenig Nutzen. Auch quellen diese Körner im Magen der Thiere, bei der Vermischung mit Wasser auf, und verursachen dem Vieh allerlei Uebel, so wie, wenn dasselbe auf frischen Klee gleich Wasser säuft. Besonders schädlich aber sind sie, wenn das Vieh trächtig ist und gesetzt hat, indem dergleichen ungeschrottenes Getreidefutter hartleibig und verstopft macht, welche Verstopfung durch ihre innerliche Hitze bei der Geburt leicht Entzündungen verursacht. Wenn die Kühe geworfen haben, oder kalben wollen, so gebe man ihnen [illegible]

Digitized by Google

das und kühlendes Futter, wornach sie auch zugleich viele Milch geben. Hiezu dienen alle Arten von Klee, getrocknet und grün. Nur sey man mit dem letztern ja vorsichtig und gebe ihn in kleinen Portionen und nicht gleich Wasser darauf. Auch feingestampfte Kartoffeln mit Klettenwurzeln vermischt, Honiggras, gekochtes Heu ꝛc. sind sehr gut. Das Heu wird so lange gekocht, bis das Wasser davon eine bräunliche Farbe annimt. Das Wasser davon ist ebenfalls mit kaltem Wasser vermischt, ein sehr gutes und gesundes Getränk.

4) Wenn die Kuh gekalbet, gebe man ihr etwas Habermehl, Salz, Fenchel, Wachholder, Nesseln, getrocknet, oder auch frische, und Knoblauch, alles zu gleichen Theilen, Knoblauch und Salz nur zu halben Theilen. Dieses alles zerstoße man und laße es bei mäßigem Feuer im Wasser kochen. Man giebt dieses Getränk kalt oder etwas lau, einige Tage hintereinander, in immer größeren Portionen, so, daß die Kuh den letzten Tag etwa 3 Kannen bekömmt. Dieses heilet, reinigt und öfnet die Milchadern.

5) Hiernächst sehe man dahin, daß der Hamen oder die Haut, womit das Kalb in der Mutter bekleidet gewesen, bald abfalle. Er darf aber nicht abgerissen noch abgeschnitten werden, welches der Kuh schädlich ist. Der Herr Verfasser der Hausmutter schlägt folgendes Mittel zur Bewirkung des baldigen Abfallens, vor. Man nimt nach Gutdünken getrockneten ganz blätterichten Epheu, Baumwinde — von welcher man Blatt und Stängel brauchen kann — und Eppichblätter, gießt kochendes Wasser darauf, läßt es fast kalt werden und giebt es zum Trank. Auch Zwiebelschaalen, Zeder und der Saamen von Ackeley (Aquileja vulgaris Linn.) zu gleichen Theilen in Bier oder Essig gekocht, ist zu diesem Endzweck dienlich. Nur muß man den Hofmüttern Aufmerksamkeit empfehlen, daß die Kühe den Hamen nicht auffreßen, wozu sie sehr geneigt sind; sie schwächen dadurch Magen, Eingeweide und die Milchgefäße.

Oft pflegt den jungen Kühen bekanntlich die Euter sehr stark zu schwellen und hart zu werden, so, daß sie vor Schmerzen das Saugen des Kalbes nicht leiden können und es schlagen. Dieses Uebel zu heben, bestreiche man die Euter mit zerlassener ungesalzener Butter, dieses vertreibt die Geschwulst und mache die Euter weich. Jene aber wird oft so stark, daß sie den halben Theil des Leibes einnimt, und die Kühe am Liegen hindert. Alsdenn ist Pferdemist, den man der kranken Kuh täglich frisch unterlegt, würksamer, so wie auch Kuhmist mit Lehm durchgearbeitet und um die Euter geschlagen.

6) Das Weidevieh darf im Sommer nicht bis zum Mittag auf der Weide bleiben, denn das Eintreiben

in der größten Tageshitze ist höchst schädlich; das Vieh leidet leicht, indem es sich erhitzt, Schaden an der Lunge. Ferner frißt das Vieh gemeiniglich in den heißen Tagesstunden, wo es ohnedem noch von vielen Insekten geplagt wird, wenig oder nichts. Auch muß das Vieh eine zeitlang, wenigstens anderthalb Stunden, ruhen, um zum Wiederkauen Zeit zu gewinnen, und den Fraß in Milch zu verwandeln. Die rechte Zeit, das Vieh, besonders bei entfernten Weiden einzutreiben, ist 10 Uhr. Es erhitzt sich alsdann nicht, hat gehörige Zeit zum Wiederkauen und das Melken kann mit gehöriger Aufsicht und Ordnung verrichtet werden.

7) Wann man sein Vieh im Frühjahre und spät im Herbste austreibt, so gebe man ihm vorher Salz, etwas Mehl und zerstoßenen Wacholder in den Trank. Dieses schützt sie vor den um jene Zeit herrschenden Krankheiten, nur muß man das Vieh nicht eher auf die Weide schicken, bis Luft und Sonne den Reif und die Nachtkälte u. vertilgt haben. Die Nichtbeobachtung dieser Regel, war oft der Stoff zu mancher Krankheit und Viehseuche.

8) Im Herbste und Frühjahr müssen die Kühe im Maule gereinigt, und die weißen Zacken, die in den Zähnen sitzen, abgeschnitten werden, weil beides am Fressen und Wiederkauen hindert.

9) Es ist sehr vortheilhaft im Sommer so viel Brennessel (Urtica dioica Linn.) als möglich sammeln zu lassen, sie zu trocknen und im Winter zu kochen und sie milchwarm mit etwas Salz, in kleinen Portionen, ein paarmal die Woche, den Kühen statt der Tränke zu geben. Hiedurch wird die Milch sehr verbessert und vermehrt, und es dient auch zur Reinigung der Milchgefäße und des Blutes. Ueberhaupt ist die Brennessel, nach den in Schweden damit angestellten Versuchen, ein sehr nützliches Futterkraut. a)

10) Man tränke das Vieh niemals warm, sondern so lau, daß der Unterschied vom kalten Wasser kaum merkbar ist. Warmes Getränk macht die Zähne stumpf und los, erschlafft die Eingeweide, vermindert die Festigkeit der Milch und verursacht oft Krankheiten. In meiner Gegend tränkt man das Vieh immer mit Branntweinspülicht, und zwar so heiß, wie er von der Blase kömmt, welches aber der Natur des Viehes gänzlich zuwider, indem die Milch wäßericht wird und wenig guten Rahm oder Flott giebt. Auch verwerfen trächtige Kühe leicht nach solchen warmen Getränken. Ueberhaupt muß

a) Swang om nälens planterande och bärgning. Stockh. 1750. 4. 1 Bog. Mb. S. K. Schwed. Abh. Bd. IX. S. 26. XII. S. 104.

mich man beim Füttern des Brandweinspülligts sehr vorsichtig seyn. Man rühmt mir immer so viel von der Wärmehrung der Milch durch dieses Getränk, aber ich kann aus eigner Erfahrung versichern, daß es bei weitem so gefährlich nicht ist, besonders da der Spülligt jetzt so schlecht ist. Er ist nicht viel besser als Roggenkleie mit Wasser vermischt. Viele heute hier sind in dem Wahn, man könne ohne diesen Spülligt zu füttern, keine gute Milchkühe haben. Diese Meinung hat ihren guten Grund darin, daß die wenigsten sich hier auf den Winter mit einem hinlänglichen Heuvorrath versorgen. Es wird überhaupt noch wenig auf den Anbau der Futterkräuter reflektirt, indem man alles tragbare Land — auch das aller unfruchtbarste — mit Küchengewächsen bestellt. Im Sommer giebt auch der Abfall von diesen Küchengewächsen, den Stallkühen eine zu einer beträchtlichen Milchnutzung nöthige Futter, aber im Winter, wenn der Boden überall mit Schnee und Frost bedeckt wird, hört dieser Abfall fast ganz auf. Dann ist kein besserer Rath, als das Vieh mit trockenem Strohhäckerling, und Brandweinspülligt angemengt, zu futtern. Solchergestalt aber ist es begreiflich, daß eine auf diese Art gefütterte Kuh, wenig Vortheil bringt. Hat man aber gutes Mangschen in hinlänglicher Quantität, so braucht man den milchenden Kühen, dieses nur lau zu geben, und sie dabei auf die obige bemeldete Weise mit lau warmem Wasser zu tränken, worin zur Noth den Abfall von braunem Kohl, oder klein gestoßene Rüben ꝛc. hineingethan, werden können, so schont man einen Theils das Stroh, von welchem man das Ueberflüßige zur Streu gebrauchen kann, man erspart ferner die beträchtliche bauer Auslage für Brandweinspülligt, und erhält mehr und fettere Milch. Diese Anmerkung gehört für Gegenden, die nahe an Städten liegen, wo die Milch mit mehr Vortheil verkauft werden kann, als wenn sie zu Butter und Käse genutzt wird. Das Mastvieh kann durch heißen Spülligt geschwinder gemästet werden. Wo aber Mästen und Milchnutzung zugleich verlangt wird, und werden muß, da geht man lieber die Mittelstraße, und hierauf bitte ich meine Leser gefälligst Rücksicht zu nehmen.

Schroot, Mehl und Kleie werden, wenn man kaltes Wasser darauf gießt, fürs Vieh ein höchst unverdauliches und nachtheiliges Futter. Sie geben, da sie durch das kalte Wasser nicht hinlänglich aufgelöset werden, lange nicht die Kraft und milchgebende Nahrung, als sie bei einer bessern Behandlung abgeben würden. Man gieße anfänglich lau oder milchwarmes Wasser hinzu, lasse es eine Stunde so stehen, gieße alsdann heißes Wasser hinzu, rühre es stark durch einander und gebe es so lau warm den Kühen; alsdenn wird man den Unterschied an der Güte und Menge der Milch bald bemerken.

11) Man

11) Man führe die Stallfütterung ein, wenn es sich schicken will, nur muß man sie nicht auf das ganze Jahr ausdehnen. Richtig ist, daß die Stallfütterung der Kühe mehr Aufwand verursache, als die Weide; Mägde, sonst zu anderer Verrichtung bestimmt, müssen das Futter zusammen machen, ein Mann mag hauen, und ein Paar andere Arbeit entzogene Ochsen führen den Klee ein. Allein die Sache hat doch ihren grossen Nutzen. Um der Stallfütterung Werth beurtheilen zu können, muß man zuvor wissen, wie die ehemalige Weide, und wie das, was die Kühe im Stalle erhielten, beschaffen war. Ist die Weide entfernt und schlecht, auf diese oder jene Art schlecht, so kann der Nutzen beim Austreiben auch nur elend seyn, und dann hat das Vieh gewiß auch wenig im Stalle vorgefunden, und hier muß sich dasselbe in Ansehung der Milch und der Kälberzucht, bei vollem Futter ausser ordentlich bessern. In manchen Orten raufet man ihnen das wenige für sie im Stalle bestimmte Futter stümmerlich, aus Boden, Weitzen und Gerste heraus. Ist aber die Weide gut und nah, und sind die Kühe auch ehemals, bei der Rückkehr in den Stall, nicht mit Hunger abgespeiset worden, so geschiehet kein Wunder, und die Kuh giebt nicht mehr Milch als zuvor. Man glaube mir dieses, was mich Erfahrung belehret, aufs Wort, und wenn man das Eigenheil, gedrückt oder unnatürlich, verschwinden will, so ist es mehrere Genauigkeit, aber dann Vieh hält von der schlechte oder entfernte Weide und im Stalle nichts zu fressen. Als ich die Stallfütterung einführte, wunderte ich mich auch über das Phänomen, das mir aber bald mein Verstand zu enträthseln im Stande war; denn herumlaufen oder stille stehen, bewirket nicht mehr und nicht weniger Milch, sondern alles hänget von Futter, Ordnung und Reinlichkeit ab. Hier kann man also keine eigentliche Verbesserung annehmen, und so ist die bessere und gröbere Benutzung des Viehes nur relativisch wahr. Ein anderer Nutzen, den man sich von dieser Sache verspricht, ist ebenfalls unrichtig; man hoffet keiner Seuche ausgesetzt zu seyn. In unsern Gegenden wenigstens ist es ausgemacht gewiß, daß sich nie in einer Gemeinde mit selbst eine eigentliche Seuche ergeben habe, sondern daß sie, wenn sie vorkam, jederzeit von aussen herein, von fremden Viehmärkten, von durchgetriebenem Viehe sey eingeführet worden, denn dieses Treibevieh kann sehr leicht durch abwechselnde Witterung, Hitze, Kälte, Durst, Staub und Winde in seinen innern Theilen verletzt werden, die Hautung selbst, wird wohl schwerlich je eine Seuche, das Wetter sey, wie es wolle, erzeugen. In dieser Hinsicht kann man getrost sein Vieh austreiben, und kommt ja mal eine Seuche ins Dorf, so wird man sein Vieh auch nicht durch die Stallfütterung schützen. Und so sieht

Digitized by Google

des und noch als der wahre, und ein zig allgemeine Nutzen bei derselben, die große Menge Dünger, übrig, den theils sonst verlohren gehet, theils nicht so kräftig ist, als beim Klee, Kiefer überwiegt alle Schwierigkeiten, und ersetzt reichlich den nothwendig zu machenden Aufwand. — Man muß mehr Gülstrau haben als sonst — — wer theures Stroh kaufen muß, denkt hier an Stallfutterung. Ueber dieses ist noch ein Unterschied zwischen der ganzen und halben Stallfutterung zu machen. Die erste besteht darin, wenn man das ganze Jahr hindurch im Hofe das Vieh futtert, ohne es jemals auf die Weide zu treiben. Diese Methode ist äußerst kostspielig, erfordert großen unnöthigen Aufwand, und läßt vieles auf dem Felde, das man gut und besser brauchen könnte, ungenützet verderben, es muß auch ein außerordentlich fruchtbares Jahr eintreten, wenn ich mit dem grünen Futter auskommen und nicht zeitig Noth leiden, und zum dürren meine Zuflucht nehmen soll. Diese Wirthschaftsmethode ist nicht anzurathen; die andere oder die halbe Stallfutterung, wenn ich nach der Ernte das Vieh auf die Stoppeln treibe, hat viele Vorzüge. Hier findet es gewiß gute Weide, und der Dünger gehet dabei nicht verloren, sondern kommt, da wo er hinfällt, dem Acker zu gute. Man nehme aber auch dabei auf mehrere Kosten Rücksicht, denn selbst der mehrere Dünger fordert vielerlei Auslagen, und umsonst erhalten wir keine Verbesserung, sie habe Namen, wie sie wolle. — — Ich bin nicht wider alle Neuerungen, denn sonst würde ich mein Ackersystem nicht geändert, nicht die Stallfutterung eingeführt haben, allein ich fordere, daß jede Neuerung oder jede Abänderung alter Verfassungen auf Gründen der Vernunft, Erfahrung und Natur beruhen müsse. Die Vernunft muß die Leiterin aller meiner Unternehmungen seyn, sonst würde ich verschlimmern, anstatt zu verbessern, sie muß mit der Erfahrung gemeinschaftlich mich lehren, was in dem Lande, dessen Einwohner ich bin, nützlich und gangbar sey, und die Natur muß durch die Physik und durch ihre eigene Geschichte mir zeigen, was und wie ich alles einrichten soll. b) —

Leider ist die sogenannte Hut- und Triftgerechtigkeit, noch immer ein starkes Hinderniß für unsere deutsche Landwirthschaft. So langs diese bei uns

b) Diese kleine Apologie der Stallfutterung steht in der lesenswehrten Schrift: Franz Guttenthals Briefwechsel. Ein Lesebuch für Oekonomen. 4o. Br. S. 212 — 216 Frankf. u. Leipz. 1790. 8.) Jeder der weiß, was es mit der Stallfutterung auf sich hat, wird die Bemerkungen des Verfassers, die ich deswegen hier ganz hergesetzt habe, durch seine eigene Erfahrung größtentheils bestätigt finden.

Digitized by Google

uns noch nicht abgeschaft ist, so lange wird auch manche nützliche Unternehmung nur frommer Wunsch bleiben, indem den praktischen und fleißigen Landwirth dadurch die Hände gebunden sind, und er nicht völlig Herr über sein Feld ist. Man schreibt und spricht von so vielen neuen und nützlichen Verbesserungen, vom Anbau des Klees, der Luzerne, der Espar-sette und anderer Futterkräuter, aber man denkt nicht daran, die Hut- und Triftgerechtigkeit, die zwar in den ältern Zeiten, wegen der gemeinschaftlichen Hut und Trift nothwendig war, jetzt aber ein gesetzmäßiges altes Herkommen ist, abzuschaffen, und auf die dadurch bewürkte Befriedigung und Umzäunung der Felder. Welcher Nachtheil verursacht das Abhüten und Betreiben der Wiesen im Frühjahr und Herbste! Macht diese verderbliche Gewohnheit nicht jede Verbesserung unnütz? Eben diese Bewandniß hat es auch mit den Feldern, wenn das Vieh auf alle ohne Unterschied getrieben werden muß. — England und Schweden können uns zum Muster dienen. Dort ist jeder Landwirth, im eigentlichsten Verstande Herr über seine Ländereien; ihn hindert nicht jenes fatale Herkommen, Klee oder sonstige Futterkräuter zu säen, und seine Wiesen zu verbessern. Daher trift man auch bei den englischen und schwedischen Landwirthen einen beträchtlichen Viehstand an, wodurch viel Dünger erhalten wird, und überhaupt die Landnutzung auf den höchsten Grad getrieben werden kann.

12) Man beobachte beim Futtern des Viehes immer ein gewisses Maas, das Heu gebe man ihnen nach einem gewissen Gewicht. Hiedurch bekommt das Vieh zu einer Zeit nicht mehr, wie zu der andern, und die Ordnung in der Konsumtion des Futtermaterials, als die Hauptsache aller Viehnutzung, wird dadurch besser aufrecht erhalten. Ein Fuder Heu z. B. reicht auf diese Weise länger zu, und schaft mehr Nutzen, als sonsten zwei Fuder, bei einer planlosen und unordentlichen Wirthschaft.

Der Schluß folgt künftig.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

92tes Stück.

Montag, den 16ten November 1795.

Einige praktische Bemerkungen von der Rindviehzucht.

(Schluß.)

13) Ein beträchtlicher Heuvorrath ist bei einer guten Rindviehzucht durchaus nothwendig. Aus Mangel an Futter, entsteht Mangel an Milch, Mangel am Mist, und also Verschlimmerung des Ackerbaues. Der Bauer glaube doch ja nicht, es sey hinreichend, wenn er seinen Kühen im Herbst und Winter nur langes trocknes Stroh vorschüttet. Nein, das Heu und der Haber braucht nicht bloß von den Pferden allein aufgefressen zu werden; die Kühe sind die Seele des Ackerbaues, sie verdienen es also auch wohl, daß man ihnen besseres Futter zuwende. — Hat der Bauer kein Stroh mehr, so greift er im Frühjahr die Strohdächer seiner Wohnung und seiner Scheuren an, um nur sein Vieh, welches sich kümmerlich umher schleppen muß, vom gewaltsamen Hungertode zu retten, — und wie oft schlägt ihm selbst dieses verzweifelte Hülfsmittel fehl! Aller dieser Unfug, woher entsteht er anders, als daß der Bauer mit seinem Viehfutter auf eine so sinnlose und unverantwortliche Weise umgehet! Ich sage gewiß nicht zu viel; wer die häusliche Wirthschaft der Bauern zum Theil kennt, wird die Wahrheit meiner Behauptung von allen Seiten bestätigt finden. So taugt auch die Gewohnheit, daß das Heu, Stroh und Kaff, ohne Tröge und Raufen, dem Vieh den ganzen Tag vor der Nase und unter den Füßen liegt, wahrlich nichts. Wie viel schönes Futter wird dadurch verschleudert, und vom Vieh zertreten! Und die Viehställe unserer Bauern sind zum Theil so elend und baufällig, daß das Vieh im Winter vor Kälte starret! Pflicht ist es für jeden Landwirth — wenn er anders Gefühl für Pflicht hat, und einiges Nachdenken besitzt — für die Erhaltung seines Viehes bestmöglichst zu sorgen. Hierin beruhet sein Wohlstand und sein Reichthum, und der Reichthum des Staats.

Digitized by Google

14) Man füttere sein Vieh zu bestimmten Zeiten, und mit Ordnung, und gebe den Kühen nicht zu viel Futter auf einmal, sondern nach und nach. Das Vieh verdauet es besser; es vertrit und verdirbt kein Futter. Giebt man ihm aber zu viel auf einmal, und ohne Ordnung, so beschnaufen sie es, und treten es unter die Füße. Dieses ist aber bei der elenden Bauart der Viehställe, wo das Futter von der Erde gefressen werden muß, eine unausbleibliche Folge. Um diesem Uebel abzuhelfen, müssen die Ställe entweder Raufen oder Krippen, wie die Pferdeställe haben; oder man lasse zwei Ziegel breite niedrige Mauern von einem Ende des Stalles bis zu dem andern ziehen, von denen auf eine sehr bequeme und ökonomische Weise das trockne Futter von dem Vieh consumirt werden kann.

15) Die Reinlichkeit ist die halbe Futterung, daher halte man sehr genau auf das tägliche Reinigen des Viehes und der Ställe. Jenes muß täglich, wie die Pferde gereinigt und gestriegelt werden. In schlechten, zu niedrigen, finstern, feuchten, mit Staub, Koth und Spinnengeniste austapzirten Ställen, kann unmöglich das Vieh gedeihen, und gesund bleiben. Die Ställe müssen von innen beworfen und ausgeweißt werden.

16) Man sorge ferner dafür, daß das Vieh täglich eine Portion Salz unter sein Futter bekomme, dieses verbesseri das schleimigte Blut, und conservirt es für Fäulniß; es präservirt für Krankheiten, und befördert die Verdauung. — Haberstroh ist den an Milch abnehmenden Kühen besser als Gerstenstroh, indem dieses das Zurücktreten der Milch verursachte Gerstenstroh für Milchvieh das allerschlechteste ist, weil es am leichtesten mulstrig, oft gar schimmlicht und ungesund wird.

17) Zur Aufbewahrung der Milch halte man niedrige und flache hölzerne Gefäße. In tiefen Gefäßen sauert die Milch eher, und der Schmand oder die Sahne, kann sich nicht so leicht absondern, als in flachen hölzernen Gefäßen, die eher und gleichförmiger erwärmt werden. Daß diese Gefäße immer möglichst rein gehalten werden müssen, versteht sich von selbst. Reinlichkeit ist bei dem ganzen Milchwesen ein Haupterforderniß, das aber im Allgemeinen noch so wenig beobachtet wird. Die geringste Unreinlichkeit, z. B. der Geruch von saurer Milch, wenn er sich noch in einem Gefäße befindet, worin süße Milch gethan wird, macht — besonders im Sommer — die Milch gleich sauer, und dieses Sauerwerden, bevor es nach dem Gange der Natur Zeit ist, muß man möglichst zu verhindern suchen. Der Ort, wo die Milch steht, muß weder zu kalt, noch zu warm seyn. Ferner müssen die Euter der Kühe jedesmal, ehe sie gemolken werden, rein abgewaschen, wodurch zugleich die Hände der Viehmägde gereiniget werden. Höchst unsauber

und

Digitized by Google

und ekelhaft ist es, wenn dieses Abwaschen unterbleibt, und man darf den Viehmägden eine solche Faulheit und Nachlässigkeit nicht nachsehen. Wie manches Gefäß voll Milch ist nicht schon dadurch sauer geworden, und wie manches wird's noch werden, besonders da die Faulheit und der Eigensinn gewissenloser Dienstboten oft incorrigibel ist! Es ist auch nicht immer gleichviel, die Milch von allen Kühen ohne Ausnahme durch einander zu melken. Die Milch von kindernden Kühen verschlechtert und versauert andere, womit sie vermischt wird.

Man erlaube mir zum Schlusse dieses Artikels noch einige Bemerkungen, die ich neulich in einem der ältern Jahrgänge dieser gemeinnützigen Blätter gelesen habe, die aber nachgerade in Vergessenheit gerathen sind.

„Wer die Milch in irdenen Näpfen stehen hat, der muß diese Gefäße allemal ordentlich auskochen, so oft er selbige beim Buttern ledig macht. Manche scheuen diese Arbeit, oder wollen das Holz nicht daran wenden. Sie spühlen diese Geschirre daher nur mit warmem Wasser aus. — Wer aber hölzerne Gefäße zur Milch gebraucht, der muß sie beim Ledigmachen mit recht heißem Wasser und einem stumpfen Besen wohl reinigen lassen, daß nicht das geringste von dem darin bleibe, was sich von der darin vorher gestandenen Milch angesetzt hat. Wer hiebei sich keine Mühe und Geduld verdrießen läßt, der wird allemal gute Milch haben. Zuweilen bekomt die Milch, und also auch die davon gemachte Butter, einen unangenehmen Geschmack von dem Orte, wo sie stehet, fürnemlich im Winter, wenn sie in eine Stube gesetzt wird, wo viele gemeine Leute hinein kommen, die den starken Taback rauchen, ihre nassen Kleider, Strümpfe und Schuhe trocknen, und die Luft noch mit andern bösen Dünsten verunreinigen. Alles dieses nimt die Milch an, und wird davon unschmackhaft. Daher sollte zu der Milch allemal eine eigene eingeschlossene Kammer in jeder Haushaltung seyn, wie ich an vielen Orten gesehen habe." — a).

18) Die Euter müssen jedesmal rein ausgemolken werden. Dieses ist durchaus nothwendig, indem eine Zurücktretung und Ablassen von der Milch erfolgt, wenn immer etwas Milch — es sey auch noch so wenig — im Euter zurückbleibt. Diese Regel wird oft von den Viehmägden auf die gröbste Weise übertreten, indem ich aus eigener Erfahrung weiß, daß einige während des Melkens unter den Kühen einschlafen, oder sonstigen Unfug treiben. Einige fangen auch gleich hart und grob zu melken an,

a) Hannov. gel. Anz. 1754. St. 39. S. 342. 343.

an, aber dieses verursacht der Kuh, wegen des vollen Euters, Schmerzen; sie hält die Milch zurück, und wird dadurch im äußersten Grade hartmelkend. Dann brauchen die Mägde gemeiniglich den Vorwand: die Kuh ziehe die Milch aus Eigensinn auf! — Nein! sondern durch ihre Unwissenheit und Faulheit lernt sie das. Hierauf muß also wohl Acht gegeben werden. — Treulose und schlechtdenkende Viehmägde melken die Kühe auch wohl vorher heimlich aus, und schlagen diese Milch unter, saufen sie aus, oder tragen sie alten Kupplerinnen zu. Hiedurch aber werden die Kühe unstät, so, daß sie während des Melkens nicht stille stehen wollen; denn auf diese Art wird eine Kuh oft, statt 3 mal, wohl täglich 5 bis 6 mal gemolken. Noch mehr: Eine gewisse Frau erzählte mir neulich, sie habe eine Magd gehabt, die sich aus dem Euter unmittelbar in den Mund gemolken habe! Eine solche Unverschämtheit ist doch in der That zu groß, und sie verdienet die schärfste Rüge. Ueberhaupt findet man unter den Viehmägden die intriganteſten Geschöpfe, die sich der öftern Ignoranz ihrer Herrschaften, zu ihrem Vortheil recht gut zu bedienen wissen.

19) Daß man zu allen Zeiten gute und nutzbare Viehhirten zu haben suchen muß, bedarf hier keines weitern Beweises. Kenntniß des Viehes und seiner verschiedenen Krankheiten, Kenntniß der Güte und Schädlichkeit der verschiedenen Grasarten b); Liebe zum Vieh — das sind die Eigenschaften eines guten Hirten. Wie manches Stück Vieh gehe nicht durch Lieblosigkeit und Mangel an Kenntniß verlohren! Wie manche Viehseuche, die man in ihrem ersten Entstehen heben konnte, wird das Schrecken des Landmanns! Hat man das Glück, einen Viehhirten zu haben, der alle diese Kenntnisse besitzt, so gebe man ihm auch einen guten Lohn, und betrachte ihn nicht als einen Dienstboten, sondern als einen Freund.

20)

b) Die vornehmsten den Kühen schädliche Pflanzen und Kräuter, sind nach Linnee (diss Plant. Suec. in Amœn. Acad. T. II.) folgende: Sturmhut (Aconitum Napellus); Mutterwurz, Berg-Wolverley (Arnica montana); Hahnenfuß, Schmalzblümchen (Ranunculus acris); Kingelblume (Caltha palustris); Schierling (Cicuta virosa); Kühpilz, Löcherschwamm (Boletus bovinus); Kannenkraut (Equisetum arvense); Schilfrohr (Arundo phragmitis); gemeiner Stechapfel, Tollkraut (Datura stramonium); Bilsenkraut (Hyosciamus niger); Schölkraut (Chelidonium); Taschenkraut, Pfennigkraut (Thlaspi arvense); Ackerwurz (Myosotis arvensis); gemeiner Reinfarn, Wurmsaamen (Tanacetum vulgare); Wolfsmilch (Euphorbia helioscopia) und andere. Diese sind von den Wiesen und Feldern, wo man sie antrift, auszurotten.

Digitized by Google

20) Thörigt würde es seyn, wenn man mehr Vieh halten wollte, als man Futter hat. Die Anzahl des Viehes sey daher dem Futtervorrathe des Gutes oder Hofes angemessen. Lieber viel Futter und weniges Vieh, als umgekehrt. Ist Mangel an Heu und guter Weide da, so müssen die Felder verkleinert werden, und man mache Kleegärten, Weiden und künstliche Wiesen daraus. Diese düngt man nach ihren Umständen mit Asche, Kalk, Gips, Tauben- und Hühnermist, und reinige sie von Gesträuchen, von Risch, von Ameisen- und Maulwurfshaufen. Es erfordert zwar Zeit und Geduld, allein, es verintereſſiret sich in der Folge; man vergrößert seinen Viehstand mit offenbarem Nutzen. Es ist wahrlich ein trauriger Anblick, wenn man in einen Viehstall tritt, wo Dürftigkeit und Futtermangel herrscht. Das Vieh hat oft sehr viel Koth und Mist am Leibe; das Haar sträubt sich wie Borsten empor, und fehlt oft an vielen Theilen des Leibes ganz. Wahrlich, ein auf solche Weise gepflegtes und behandeltes Vieh, gewährt wenig Nutzen, und giebt einen ärmlichen und widrigen Anblick.

21) Das Alter des Hornviehes erkennt man an den Zähnen. Es hat vorn im Munde in der untern Kinnlade 8 Zähne, die jedes gesunde Kalb, so bald es zur Welt kommt, gleich mitbringt. Hat also ein Stück Vieh eine 8 Wechselzähne, die man hier zu Lande Meerzähne nennt, noch, so ist dieses ein sicheres Merkmal, daß es noch jung ist. Denn nach zehn Monaten verliehrt es die vordern Milchzähne, und nach 16 Monaten auch die auf den Seiten, an deren Statt andere wachsen. Nach drei Jahren sind alle Zähne gleich und weiß; man kann alsdenn sein Vieh beurtheilen, und zwar aus der Anzahl der Kanten, die an den Zähnen sich befinden, wovon sie jedes Jahr einen bekommen.

Auch an den Ringen um die Hörner, läßt sich das Alter der Kühe berechnen. Denn es bildet sich alle Jahr ein Ring, und dieses Merkmals bedienen sich die Landleute und Viehhändler am häufigsten.

22) Man schaffe sich kein großes ausländisches Vieh mit großen Kosten an, denn man bedarf es nicht. Eigenes aufgezogenes Vieh, wenn es nur gehörig verpflegt und gewartet wird, verintereſſirt sich viel besser. Die Erfahrung lehrt es ja, daß große holländische und Schweitzerkühe gar bald von ihrem äußern Ansehen zu mittelmäßigen herabfielen, und zuletzt nicht mehr Milch gaben, als eine mittelmäßige Landkuh, und doch hatte man bei ihrem Ankauf das Stück mit 7 bis 10 Louisd'or bezahlt. Aber, man hatte die holländischen ꝛc. Weiden nicht mit verschreiben können, und das reichliche Heu und Stroh im Winter blieb aus. Wieder ist es, und bleibt es,

Digitized by Google

es, wenn unsere Landleute mit ihrem Vieh gerade so umgehen, wie ich im Vorhergehenden gewiesen habe, so kommt man von Landschaften bei der Stallfütterung, schon in der zweiten Generation, täglich zu 10 bis 12, und noch darüber bis zu 18 Quartier Milch erhalten. Aber man lasse auch nicht eher die Kühe, nicht vor dem 4ten Jahre belegen, und den Bullen lasse man auch erst so alt werden, bevor man ihn zulässt, alsdenn wird sich unser Vieh von Jahr zu Jahren immer mehr vergrößern und verbessern. Zum Beschluß dieser Artikel erlaube es mir nur noch über diese wichtige Sache wieder zu schreiben, sonst wäre es mir leicht, diesen Artikel allein bis zu einem ganzen Bogen auszudehnen. Man sehe darum die vortreflichen Abhandlungen eines Tschiffeli Abhandlungen der Bärner Gesellschaft 1772. und eines Medikus in den Bemerkungen der churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft, in verschiedenen Jahrgängen.

23) Zum Zuziehen wähle man nur die gesündesten, stärksten und milchreichsten Kühe, verwahrlose sie in den beiden ersten Jahren nicht, und ziehe ihre Kälber zur Heerde auf. Man braucht auf die Farbe eben keine Rücksicht zu nehmen, jedoch komt es auf den Hauswirth an, ob er lieber braunrothe, oder weiße ꝛc. Kälber zuziehen will.

24) Es ist wohl überflüssig, hier etwas von dem Melken der Kühe zu sagen. Die meisten und tüchtigsten dahin gehörigen Regeln und Vorschriften, weiß ja jeder Hauswirth, andere wendet sie auch gewiß bei vorkommenden Gelegenheiten an, wenn er nicht durch Schaden vorsichtig und klug werden will. Nur von der Art und Weise, die jungen Kälber aufzuziehen, muß ich noch etwas berühren. Es ist noch nicht ganz ausgemacht, ob es besser sey, das Kalb nach der Geburt gleich von der Mutter weg, und in den Kälberstall zu thun, oder es selbst an dem Euter der Mutter säugen zu lassen? Ich will hierüber nicht entscheiden, aber es kömt mir doch das Selbstsäugen der Kälber, als das Natürlichste und Gedeihlichste vor. Läßt man ein Kalb wenigstens 3 Wochen lang an der Mutter saugen, so vermeidet man einestheils viele Unbequemlichkeit, und andertheils werden die Kälber stärker, und gewöhnen sich hernach leichter ans Futter. Denn, wenn sie lange säugen, so fressen sie oft, wie der Herr Ueberseßer der wohlmeinenden kurbairischen Landwirthin (Münch. 1774. 8.) S. 141. ganz richtig bemerkt, sogar Morwitz etwas mit von dem Futter der alten Kühe, und versuchen auch wohl den Trank derselben. Haben sie alsdenn ihre gehörige Zeit, so entwöhne man sie, so viel möglich an einem Tage als glücklich oder unglücklich im Kalender bezeichnet seyn.

25) Es ist sehr anzurathen, die Kühe nach dem Saugen gut nachzumelken,

Digitized by Google

ken, indem sonst, wenn das Kalb die Milch nicht rein aussaugt, diese im Euter zurückgebliebene Milch leicht verdirbt, dem Kalbe schädlich wird, und sich nach und nach vermindert. Hingegen das Nachmelken vermehrt den Zufluß der Milch.

Läßt man die Kälber länger als 2 Wochen saugen, so verliehret man zu viel an der Milchnutzung, zumal bei großen Heerden, und wenn der Hauswirth nahe an volkreichen Städten wohnt, wo er die Milch bald zu Gelde machen kann. Auch wird das Kalb zu stark, treibt und zerrt den Euter zu sehr, wodurch die Mutter die Milch zurückhält, weil es ihn Schmerzen verursacht; das Kalb wird dadurch böse, und stößt die Mutter an den Euter und in die Seiten, welches oft schädliche Folgen nach sich ziehet. Ist das Kalb 12 Tage alt, so kann man ihm schon einen Trank von gekochtem Heu, und nach und nach das Heu selbst, geben. Eben dieses erhält auch die Mutter. Gras und grünes Futter ist in den 4 ersten Monaten schädlich, es verursacht Durchlauf und schwächt die Kälber. Man gebe ihnen dreimal des Tages jenen abgekochten Heutrank kalt und unvermischt; ferner dreimal reines kaltes Wasser mit etwas Salz. So lange sie aber saugen, muß der Trank immer lauwarm seyn. Das öftere Tränken des Viehes, trägt zur Verdauung des Futters viel bei, wenn es alle der gehörigen Ordnung und Vorsicht geschiehet.

Endlich lasse man, um das Heu vormals übrige und gut zu conserviren, während des Abladens das Heu schichtweise mit etwas Salz bestreuen und zusammenstampfen. Es ist dieses Mittel längst durch hinlängliche Erfahrungen bekannt, als daß ich davon noch viel zu sagen brauche.

Das Kochsalz ist ebenfalls ein Mittel, saures und vom Regen verdorbenes Heu, Grummet und Klee, für das Vieh genießbar zu machen. Man nehme sich übrigens in acht, daß man das frische Heu nicht zu fest einbanse, indem es sich zu stark erhitzt, und verdampft. Wenn aber dieses letztere schon eingetreten, so muß das Futter eiligst umgebanset und schichtweise mit Kochsalz bestreuet werden. Frisches Heu verursacht dem Vieh gefährliche Verstopfungen, es muß wenigstens 2 Monate alt seyn, bevor man es ohne Gefahr verfüttern kann.

Dieses ist also dasjenige, was ich hier von der Rindviehzucht überhaupt, aus eigener Erfahrung und Beobachtungen sagen konnte. Ich weiß wohl, daß ich bei weitem noch nicht alles gesagt habe, allein, alsdenn hätte ich ein ganzes Buch schreiben müssen, und solche weitläuftige Abhandlungen sind nicht der Zweck dieser Blätter. Nur wünsche ich durch diese öffent-

Digitized by Google

öffentliche Mittheilung nützlich gewesen zu seyn. Ich habe freilich einige verjährte Vorurtheile und Gewohnheiten etwas lebhaft gerügt, und bin vielleicht in einigen Sätzen etwas zu weit gegangen; allein, Wissenschaften und Künste erhalten so manche Reform, sollte denn nicht auch die erste aller Wissenschaften einer Abstellung alter Mißbräuche und einer Verbannung verjährter Vorurtheile fähig seyn? Es ist nicht genug, daß man es immer beim Alten lasse, und in allem dem alten Schlendrian folge. Freilich wohl, wenn der Landwirth die Projekte der Neuern oft theils unausführbar und nicht genug durchdacht, oder lokale Vorschriften als allgemein angepriesen findet, dann thut er wohl, wenn er bei derjenigen Art und Weise, zu wirthschaften, bleibt, die er kennet, und die er von seinen Vorfahren gesehen und geübet hat. Aber man suche auch Vorurtheile und angenommene Meinung aus dem Gebiet der Landwirthschaft zu verdrängen; man verbinde mehr Beobachtungsgeist und Kenntniß der Natur mit den praktischen Kenntnissen des Landbaues, und prüfe dasjenige, was sich für seine Verhältnisse schickt, und Nutzen bringt. Alsdenn wird man keine ökonomische Wunder mehr verlangen, und die Nebel des Aberglaubens werden nach und nach ganz verschwinden.

Hannover. J. G. L. B.

Ueber Abschaffung der Waldstreu

In manchen Gegenden ist Holzmangel, wodurch der Holzpreis aufs höchste gestiegen; dennoch befleißiget man sich gar nicht, die Wälder vom Streurechen zu verschonen, dem Landmann durch Policei- und Landschaftsverbesserungen aber, die Entbehrlichkeit der Waldstreu vor Augen zu legen.

Ein Forst- und Landmann, dem die Forstkultur eben so wichtig scheint, als ihm der Wohlstand des Landmanns am Herzen liegt, bittet erfahrne Kameralisten, (da er ihnen hierin nicht vorgreifen will) gute geprüfte Vorschläge bekannt zu machen, wodurch die Waldstreu dem Landmann entbehrlich, solche aber zum Behuf und bessern Aufkommen des Waldes, als eine ihm gebührende Düngung erhalten werden kann.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

93tes Stück.

Freitag, den 20ten November 1795.

Abhandlung über das durch Insekten verdorbene Wasser; über dessen nachtheilige Wirkungen für Menschen und Thiere; und über die Mittel, dieselben zu verhüten.

Aus dem Französischen.

Viele betrachten die Insekten als eine von jenen Ursachen, welche das Wasser ungesund machen können, und deswegen zur Entstehung epidemischer Krankheiten Anlaß geben. Sie haben aber nicht gelehrt, ob jede Art des Wassers durch Insekten verdorben werden könne, ferner, ob die Insekten das Wasser zu jeder Zeit, oder nur zu gewissen Jahrszeiten ungesund machen können.

Dieses will ich nun in dieser Abhandlung untersuchen, und die unbestimmten Meinungen davon genauer zu bestimmen mich bemühen.

Menschen und Thiere schöpfen ihr Trinkwasser entweder aus fließendem oder stehendem Wasser.

Zu den fließenden Wassern gehören Flüsse, Ströhme, Bäche, Quellen und Springbrunnen; zu den stehenden, Seen, Teiche, Pfützen, Sümpfe und Cisternen.

Die Flüsse und Bäche enthalten, außer jenen Insekten, die nur eine kurze Zeit leben, und deswegen ephemeræ genannt werden, und die in denselben sehr häufig sind, sehr wenige andere. Diese leben nach ihren verschiedenen Gattungen als Würmer ein bis drei Jahre in Löchern, die sie an dem Ufer machen. Wenn sie ihr Ende erreicht haben, so bekommen sie Flügel, und fliegen fort. Indessen entfernen sie sich nicht weit von dem Orte ihres vorigen Aufenthalts, sondern fliegen an dem Ufer und auf der Oberfläche des Bachs hin und her, und sterben in sehr kurzer Zeit. Die Gattungen von diesem Geschlechte sind sehr mannichfaltig, und jede ist sehr zahlreich. Allein, diese Insekten werden unaufhörlich von den Fischen verfolgt, die sehr begierig nach ihnen sind, und sie lebendig oder todt verschlucken; daher können sie auch das Wasser der Flüsse und Bäche nicht verderben, weil sie

Digitized by Google

nicht in Fäulniß gerathen. Andere Insekten findet man hier nur wenige, und zwar nur in der Nähe des Ufers, in den Buchten, und an solchen Stellen, wo der Lauf des Wassers gesperret ist. Sie verlassen aber in ihrer letzten Lebensperiode das Wasser, leben einige Tage in der Luft, und fallen dann todt zur Erde. Ihre Cadaver können also das Wasser auch nicht verderben. Sterben ja einige von ihnen in dem Wasser, so schwimmen sie doch wegen ihrer Leichtigkeit auf demselben, und werden durch seine Bewegung ans Ufer getrieben. Auch können sie in so kleiner Anzahl das sich beständig erneuernde Wasser nicht verderben.

Die Waldströhme schicken sich nicht für den Aufenthalt der Insekten, weil diese solche Oerter lieben, wo keine Bewegung und kein Geräusch ist; daher halten sie sich auch nicht in schnell fließenden Flüssen auf.

Langsam fließende Bäche und Flüsse, die von Baumwurzeln und Gesträuchen des Ufers, und von Pflanzen, die in der Mitte ihres Bettes wachsen, in ihrem Laufe gehindert werden, dienen den Insekten zu einem Zufluchtsort. Hier nisteln sie sich ein, und vermehren sich ungeheuer. Einige gelangen hier zu ihrem Ende, andere gehen zu der Zeit, wo ihre Verwandlung vor sich gehen soll, aus dem Wasser, und begeben sich weit ans Ufer. Sie verwandeln sich auf der Erde, leben hier einige Tage, und sterben alsdann. Diejenigen, welche bei ihrer Verwandlung im Wasser bleiben, verkriechen sich unter Steine und in Löcher, die sie sich im Schlamme machen. Einige, welche als Puppen im Wasser sterben, könnten dasselbe durch die Fäulniß, in welche sie gerathen, verderben; allein, ihre geringe Anzahl kann kein großes fließendes oder auch stehendes Wasser verderben. Kurz, alle Insekten, die in dem Wasser vor oder nach ihrer Verwandlung sterben, scheinen das Wasser nicht verderben zu können, selbst nach ihrem Tode nicht, weil die Wasserinsekten im Allgemeinen sehr gefräßig sind. Die todten Insekten werden daher, so bald sie auf dem Wasser schwimmen, von ihnen gefressen, und können folglich nicht in Fäulniß gerathen. Ueberdem liegen sie sehr zerstreuet, und haben größtentheils so wenig Substanz, daß sie eine faule Gährung nicht erzeugen können. Nur haufenweise gerathen diese todten Insekten in Fäulniß, und verderben alsdann das Wasser. Man hat also von ihrer Fäulniß nichts zu befürchten, so lange das Wasser nicht austrocknet, wovon ich weiter unten reden werde.

Man könnte zwar befürchten, daß man, wenn man aus diesen Bächen und kleinen Flüssen Wasser schöpfte, und davon tränke, entweder den Saamen der Wasserinsekten, oder die frisch aus den Eiern gekrochenen Würmer, oder die Insekten selbst, wegen ihrer Kleinheit, verschlucken mögte; allein, die Wasserinsekten legen ihre Eier tief

in

Digitized by Google

in den Schlamm, oder in die Löcher längs des Ufers, oder auch unter Steine, Pflanzen oder andere fremde Körper, an denen sich die Eier vermittelst eines Leims, fest hangen. Ueberdem sind alle Wasserinsekten äuserst schnell und argwöhnisch, und ihr Element begünstigt ihre schnellen Bewegungen. Man kann die Oberfläche des Wassers nicht berühren, ja man kann sich demselben nicht einmal sehr nähern, daß nicht augenblicklich alle Insekten die Flucht ergreifen, und sich mit einer erstaunenden Schnelligkeit zerstreuen. Man hat also gar nicht zu befürchten, daß man beim Wasserschöpfen aus Bächen und kleinen Flüssen zugleich Insekten oder ihre Eier mit heraushohlt. Deswegen schließe ich aber nun nicht, daß die Insekten niemals dazu beitragen können, das Wasser zu einem ungesunden Getränk zu machen; sondern ich glaube vielmehr, daß sie sehr viel dazu beitragen, aber nur zu gewissen Zeiten und unter besondern Umständen.

So lange die kleinen Flüsse fortfließen, und noch Wasser genug enthalten, um die in ihnen sich aufhaltenden Insekten zu ernähren, ist wenig oder gar keine Gefahr von ihnen zu befürchten. Wenn aber die Flüsse austrocknen, so ziehen sich die Insekten in Masse nach den Stellen zurück, die zuletzt austrocknen, und sterben hier im Schlamme. Sie gerathen nun in eine faule Gährung. Die wässrigen und flüchtigen Theile verfliegen von ihnen, und die scharfen caustischen fixen Salze bleiben zurück, und werden durch die Hitze der Sonne noch schärfer. Der Herbst kommt nun herbei, und mit ihm vieler Regen. Die Flüsse schwellen wieder an. Die auf dem ausgetrockneten Boden des Flusses oder Teichs zurückgebliebenen scharfen Partikeln der gestorbenen Insekten, und der verminderten Pflanzen, werden durch das Regenwasser aufgelöset, und theilen ihre schädlichen Eigenschaften demselben mit. In dieser Zeit sind nun die kleinen Flüsse, Bäche, Teiche, für Menschen und Thiere zum Trinken äußerst schädlich.

Jetzt benutzt der Landmann, dem es zu weitläuftig ist, sein Vieh weit von seiner Wohnung zur Tränke zu führen, den Vortheil, den ihm die in seiner Nähe befindlichen nun wieder angeschwollene Wasser darbieten; aber er schöpft aus ihnen den Stoff zum Verderben für sich und sein Vieh. Man muß dies dem Landmann bekannt machen; oder ihm, was noch besser ist, ein Mittel anzeigen, wodurch diese schädliche Eigenschaft des Wassers verhindert werden kann.

Dieses Mittel will ich nachher vorschlagen. Es ist zuverläßig, wenig kostbar, und erfordert nicht viele Zeit und Arbeit. Wahrlich, man muß dem Landmann, so viel als möglich, Mühe, Zeit und Geld ersparen, denn er hat alles dieses nicht übrig.

Die Seen, die entweder aus nahen Quellen entsprungen sind, und

sich in ein gemeinschaftliches Behälter gesammelt, oder ihr Wasser aus Gebirgen erhalten haben, sind von zu großem Umfange, daß sie austrocknen könnten. Der einzige Fall, wo ihr Wasser ungesund werden könnte, wäre, wenn die sich in ihnen befindlichen Insekten stürben, und in Fäulniß übergingen; allein, die Seen werden durch Winde und Gewitter in Bewegung gesetzt. Ihre Ufer allein sind ruhig, mit Pflanzen bewachsen, und mit Insekten angefüllt. Das Wasser, welches man in einiger Entfernung von dem Ufer schöpft, ist also nicht verdorben, und die Quantität des Wassers, welches die Seen im Ganzen enthalten, ist in Verhältniß der kleinen Anzahl von Insekten, die an ihren Ufern sterben könnten, gar zu beträchtlich, als daß diese Insekten dasselbe ungesund machen können.

Teiche, Sümpfe, Pfützen, bieten den Insekten alle Bequemlichkeiten an. Sie finden hier alles, was zu ihrer Vermehrung dienlich ist, stilles Wasser; Schlamm und Pflanzen, die in großer Menge am Boden und Ufer des Wassers wachsen. Alle diese Wasser, die bei starker Sommerhitze austrocknen, und sich im Herbste, wenn die Regenzeit eintritt, wieder anfüllen, sind für das Vieh zum Trinken äußerst schädlich, wenn man nicht die Mittel, die ich anzeigen werde, und die das Wasser unverdorben erhalten, angewendet hat.

Die Quellen, die bei ihrem Ursprunge in Bewegung sind, passen sich deshalb nicht für den Aufenthalt der Insekten. Das Wasser der Springbrunnen fließt schnell, ist hell und kühl, und sammelt sich gemeinschaftlich in Bassins, welche die Natur in Felsen oder Kies ausgehöhlt hat, oder die durch Kunst gemacht sind. In solchen Bassins erzeugt sich wenig Schlamm, es wachsen in ihnen wenige Pflanzen, und man findet in ihnen keine Löcher, die den Insekten zum Zufluchtsorte dienen könnten. Alles dieses ist dem Aufenthalte der Insekten sehr ungünstig. Indessen giebt es doch einige Bassins, die wegen besonderer Umstände zum Theil mit Schlamm angefüllt sind, in welchem Pflanzen wachsen, die daher den Insekten zu einem Zufluchtsorte dienen. Dieses Wasser wird aber alsdann nur schädlich, wenn die Bassins ausgetrocknet sind, und sich von neuem wieder mit Wasser angefüllt haben.

Es bleibt mir nun übrig, etwas von den mit Wasser angefüllten Erdlöchern und von den Cisternen zu reden.

Eigentliche Insekten findet man in den Erdlöchern nicht. Sie enthalten zwar einige sehr kleine mit Schalen versehene Thiere. Auch findet man in ihnen, vorzüglich in jenen auf dem Lande, einige äußerst feine, mehrere Zoll lange Würmer in geringer Anzahl, und bisweilen sehr kleine Wasserschlangen. (Scolo pendra.)

Ich

Ich habe sieben Monate auf dem Lande ein Haus bewohnt, in dem man kein anderes Wasser als das aus den Erdlöchern hatte, und welches man hier für sehr vortreflich hielt. Dieses Wasser enthielt eine solche Menge von jenen kleinen mit Schalen umgebenen Thieren, daß sich in jedem Eimer voll, den man heraus schöpfte, mehrere derselben befanden. Nicht selten findet man sie sogar in den Trinkgeschirren. Man nimt nun weiter keine Notiz davon, so sehr ist man daran gewohnt. Man hat mich versichert, daß sich noch nie Jemand nach diesem Wasser übel befunden hätte, ob es gleich stark getrunken würde. Ich selbst habe bei einem langen Gebrauch desselben gar keine üble Folgen davon verspürt.

Da die kleinen Wasserschlangen aus einem Geschlechte herstammen, welches schädliche Gattungen enthält, so könnte das Wasser, in welchem man sie antrift deshalb verdächtig scheinen. Hierüber scheint noch keiner etwas beobachtet zu haben, so wenig wie über die Folgen, welche durch jene kleinen, mit Schaalen bedeckten Thiere, oder jene dünnen, feinen Würmer, entstehen können. Sind es diese Würmer oder andere Thiere aus demselben Geschlechte, die man häufig in kleinen, langsam fliessenden Bächen und stehenden Wässern findet, welche, wenn man sie mit dem Wasser verschluckt hat, aus verschiedenen Umständen ausarten, und in dem Magen und den Därmen der Menschen und Thiere sich zu jenen organisirten Körpern bilden, davon man außerhalb der Eingeweide gar nichts analoges findet, und deren Ursprung und Reproduction zwei Räthsel sind, die noch von keinem aufgelößt sind? dem sey aber wie ihm wolle; der Gebrauch des Wassers aus Erdlöchern ist im Ganzen so gesund, oder wenn es auch einige Unbequemlichkeiten mit sich führt, z. B. Cruditaet, so sind doch die Ursachen davon so bekannt und so weit von Insekten verschieden, daß man behaupten kann, diese Thiere werden nie das Wasser der Erdlöcher verderben.

In künstlichen Cisternen, welche aus Blei, Thon oder Stein zusammengesetzt sind, und gewöhnlich nur Regenwasser enthalten, findet man, wenn sie sorgfältig unterhalten werden, weder Schlamm noch Pflanzen, und folglich auch keine Insekten. Zwar legen die Mücken ihre Eier in dieselben, wenn sie nicht gut verwahrt werden, die auch in ihnen ausgebrütet werden; allein die Mükken leben nur als Würmer in diesem Waßer, und verlassen es sogleich, wenn sie aus den Eiern gebrochen sind, und Flügel erhalten haben. Wenige von diesen Würmern sterben in dem Wasser. Die Häute oder Hülsen, welche diese Würmer bei der Verwandelung zurücklassen, sind so klein, daß eine etwas beträchtliche Quantität Wasser durch sie nicht verderben werden kann.

Nach-

Digitized by Google

Nachdem ich nun gezeigt habe, welche Arten des Wassers zur Verderbniß durch Insekten geneigt sind, und zu welcher Zeit sie verdorben sind, so will ich die Mittel angeben, die mir im Stande zu seyn scheinen, jene Arten des Wassers jederzeit unverdorben erhalten zu können.

1) Man reiße in den Monaten Junii, Julii, August, September zwei bis dreimal die Pflanzen aus, welche an dem Ufer oder Rande jedes stehenden, oder langsam fließenden Waßer wachsen.

2) Man reinige jährlich einmal den Boden des Wassers von dem Schlamme und den lebenden und vermoderten Pflanzen, zur Zeit wenn dasselbe ausgetrocknet ist. Diese beiden Mittel erfordern nicht viel Mühe, und das zweite, welches das nützlichste ist, ersetzt die dabei gehabte Mühe reichlich; denn es giebt für den Erdboden keinen besseren Dünger, als den Schlamm und die vermoderten Pflanzen und Insecten des ausgetrockneten Wassers. Es ist bekannt wie fruchtbar der Boden eines ausgetrockneten Teichs die ersten Jahre nachher ist.

Dieser Schlamm darf nicht an dem Rande des ausgetrockneten Wassers aufgeworfen liegen bleiben, wenn man keine vergebliche Arbeit gemacht haben will; denn der im Herbste eintretende Regen würde den Schlamm erweichen, und ihn in den Bach oder Teich wieder zurück leiten.

Dieses Mittel würde auch die Luft in der Nachbarschaft solcher Wasser verbessern. Man weiß ja, daß diese Wasser nicht allein wegen ihres Getränkes, sondern auch wegen der ungesunden Dünste, die von ihnen aufsteigen, so nachtheilig sind. Müssen diese stehende Wasser nun nicht durch die in Fäulniß gerathene Pflanzen und Insekten noch weit ungesunder und nachtheiliger werden?

Ich sehe es freilich wohl ein, daß es sehr mühsam seyn würde ausgetrocknete Wasser von großem Umfange auf diese Art zu reinigen; indessen würde der Dünger, den man aus dem Ufer derselben, zur Zeit wo sie am niedrigsten wären, auswürfe, die Mühe hinlänglich ersetzen, und die nachtheiligen Folgen würden doch dadurch gemindert werden. Von Gewässern, die sich im Maaße gesammelt haben, hat man diese Folgen nicht so sehr zu befürchten, sondern nur von jenen, die bis auf den Schlamm austrocknen, und nun schädliche Dünste verbreiten.

Die Vortheile, welche sich die Landleute durch das Reinigen stehender Wasser verschaffen, erstrecken sich im Ganzen nur auf ihr Vieh, weil sie selbst sehr selten ihr Trinkwasser aus denselben holen.

Wenn man über die Natur der Krankheiten, die gewöhnlich unter dem Viehe herrschen, über den Sitz derselben, über ihre Ursachen, über die Beschaffenheit des Erdbodens, in welcher der Keim aller epidemischen Krank-

Digitized by Google

Krankheiten des Viehs liegt, nachdenkt, so kann man sich leicht überzeugen, daß der Grund davon in diesem stehenden vernachläßigten Wasser zu finden ist. Eine kurze Untersuchung dieser Krankheiten wird meine Behauptung bestätigen.

Die gewöhnlichsten Krankheiten, welche den größten Theil der Thiere dahin raffen, und zugleich epidemisch sind, sind gemeiniglich mit Entzündungen begleitet, die ihren Sitz im Schlunde und Magen haben. An ihnen sterben oft alle Thiere eines Districts, einer Meierei, während alle andere in einem benachbarten Orte oder Pachtung gesund bleiben, ob sie gleich alle, so wohl die von der Epidemie befallenen, als die gesund gebliebenen, auf einer Wiese weiden. Es sind also keine schädliche ansteckende Partikeln einer verdorbenen Luft Schuld an diesen Krankheiten; auch liegt sie nicht an ungesundem Futter, sondern es ist eine besondere Ursache vorhanden, die man oft entdecken könnte, wenn man die verschiedenen Beschaffenheiten der Wasser untersuchen würde, aus denen das Vieh, wenn es des Abends zu Hause getrieben wird, trinkt.

Die Zeichen des Brandes und der Fäulniß, die man nach dem Tode in dem Schlunde und Magen findet, scheinen zu beweisen, daß diese Eingeweide am ersten angegriffen sind, weil sie sehr auffallende Zeichen der Krankheit an sich haben, und wegen ihrer Lage auch am vorzüglichsten der Wirkung dieses schädlichen Stoffs, der weder in der Luft noch in dem Futter liegt, unterworfen sind.

Da diese brandigen Merkmale im Schlunde und Magen, eine unmittelbare Wirkung des schädlichen Stoffs beweisen, und weder von der Luft noch von dem Futter herrühren, so bleibt nichts als das getrunkene Wasser übrig, dem man die Ursach dieser Krankheit zuschreiben kann.

Es ist bekannt, daß verdorbenes Wasser inflammatorische Krankheiten erzeugen kann, welche mit allen Symptomen der Fäulniß verbunden sind, auf welche kurz nachher der Brand folgt. Man weiß ja ferner, daß die vorzüglichsten Merkmale dieser Krankheiten sich im Schlunde und Magen zu offenbaren pflegen.

Alle Umstände stimmen also meiner Meinung bei, daß die mörderischen epidemischen Krankheiten der Thiere gemeiniglich von dem auf die angezeigte Art verdorbenen Wasser entstehen.

Zu dem bisher Gesagten will ich nun noch einige Reflexionen hinzufügen.

Das Pferd, welches dieselbe Luft einathmet, als das Hornvieh, und auf denselben Pachtungen gefuttert wird, ist diesen Krankheiten weniger unterworfen. Wegen seiner Constitution sind einzelne derselben zwar besondern Krankheiten unterworfen, aber sie werden doch nicht so allgemein mit den epidemischen Krankheiten befallen, als das Hornvieh.

Sollte

Sollte man nicht Ursach haben zu glauben, daß dieses daher rühre, weil die Pferde gewöhnlich Brunnenwasser zum trinken bekommen; da hingegen das Hornvieh seinen Durst an dem Ufer eines Bachs, oder bei dem ersten besten stehenden Wasser, welches es auf seinem Rückwege nach Hause antrift, stillt?

Wenn man bedenkt, daß die epidemischen Krankheiten des Viehes in Ungarn und Holland, wo es voll von Sümpfen ist, weit häufiger und mörderischer sind, als in allen Ländern Europas, so wird man mit mir überzeugt seyn, daß die stehenden und von verfaulten Insekten und Pflanzen verdorbenen Wasser, die Ursache dieser Krankheiten sind. Dieses wird noch gewisser, wenn man sich der Beobachtung erinnert, daß diese Krankheiten gewöhnlich kurz nach Wiederanfüllung der ausgetrockneten Wasser wieder erscheinen.

Die neuern Entdeckungen von Volta scheinen dasjenige, was ich von der Verderbniß des Wassers durch Insekten gesagt habe, zu bestätigen. Nach seiner Behauptung ist die inflammable Luft, welche sich aus dem unter dem stehenden Wasser befindlichen Schlamm entwickelt, nirgends so häufig, als an den niedrigen und hohen Stellen, wo die sich angehäuften todten Insekten und Pflanzen in Fäulniß übergegangen sind.

Man könnte einwenden, daß die in Fäulniß gerathene Insekten wegen ihrer individuellen Kleinheit keine so beträchtliche Quantität schädlicher Partikeln erzeugen könnten, daß das durch die Luft inficirt würde. Die diesen Einwurf machen, haben aber diese verfaulten Insekten von der individuellen Seite betrachtet, und haben nicht an die Masse und an ihre ungeheure Vermehrung gedacht.

Man kann sich auch noch ferner von den Wirkungen der todten und in Fäulniß übergegangenen Masse von Insekten durch dasjenige überzeugen, was Reisende von den grossen Schwärmen Heuschrecken berichten, die in warmen Ländern, vorzüglich in Afrika, so gemein sind. Starke Winde treiben gewöhnlich die Heuschrecken ins Meer oder in grosse Flüße. Einige sterben auch auf dem Lande. Die Luft wird dadurch auf lange Zeit verdorben, der Gestank ist unerträglich, und epidemische mit Entzündungen und Brand begleitete Krankheiten, sind die Folge davon.

Dr. Lindemann.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

94tes Stück.

Montag, den 23ten November 1795.

Nachtrag zu dem im 57ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1794. befindlichen Aufsatze: Vorschlag einer bessern Methode, das Saatkorn auszudreschen; mit Hinsicht auf die im 10ten, 43ten und 44ten Stück von diesem Jahre darüber gemachten Bemerkungen.

Von H. G. Reinhardt in Gartow.

Der im 57ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1794. von mir gethane Vorschlag zu einer vernünftigern Behandlung des Saatkorns, ist von dem Herrn Superintendent Lodemann in Sulingen und von einem Ungenannten mit Bemerkungen beehrt worden, wodurch beide ihre vertraute Bekanntschaft mit den Geschäften des Landmanns verrathen; und der letztere hat vorzüglich nicht nur, einstimmig mit mir, die Schädlichkeit der bisherigen Methode, sondern auch die Möglichkeit einer bessern zu einem hohen Grade der Evidenz gebracht.

Da die Materie von der Art ist, daß sie unstreitig die Aufmerksamkeit aller nachdenkenden Landwirthe verdient, so sey es mir erlaubt, zu den drei Aufsätzen einen kurzen Nachtrag liefern zu dürfen.

Die Behauptung, daß die gewöhnliche unglimpfliche Behandlung mit dem Dreschflegel dem Saatkorne nachtheilig sey, würde sich weit leichter zur Gewißheit bringen lassen, wenn wir mit der Struktur des Keimes, mit der eigentlichen Beschaffenheit des Milchstoffes, von welchem er seine erste Nahrung empfängt, mit der Art und Weise, wie dieser Keim und dieser Milchstoff mit der Kornhülse in Verbindung stehen, und wie der Keim sich aus beiden entwickelt, etwas bekannter wären. Wenn aber gleich die hierüber angestellten Beobachtungen der Naturforscher unsere Wißbegierde nicht völlig befriedigen, weil überhaupt die Natur ihre Fortpflanzungsgeschäfte in einen heiligen Schleier gehüllet hat, so darf man doch gewiß vor solchen Landwirthen, die mit den Anfangsgründen der Naturwissenschaft nicht ganz unbe-

kannt sind, dreist zu behaupten wagen, daß

1) Diese Keime von der Natur, welche immer nach weisen und bestimmten Gesetzen handelt, auch eine bestimmte, zu ihrem künftigen Gedeihen erforderliche Struktur erhalten haben; und sind wir davon überzeugt, so können wir auch gar nicht zweifeln, daß

2) jede Behandlung, wodurch diese bestimmte Struktur zerstört wird, wodurch die kleinen Fäserchen, aus welchen der Keim besteht, von einander gerissen, oder gegen einander verschoben werden, wodurch der Milchstoff in dem Korne zerquetscht, und die Kornhülse verletzt und zerbröckelt wird, dem Saatkorne zu seinem künftigen Gedeihen durchaus nachtheilig seyn müsse. Und wenn das ist, so läßt sich sehr leicht beweisen, daß

3) der Dreschflegel völlig dazu geeignet sey, um diese Veränderungen zu bewirken, wenn man nemlich bedenkt, daß er

a) überhaupt ein grobes, hartes und schweres Instrument sey;

b) die Aehren an dem Wappenende der Garbe sehr dünne liegen;

c) die Schläge an dieser Stelle oft und nachdrücklich wiederholt werden, folglich auch

d) die reifsten und also zur Saat tauglichsten Körner, die schon bei einem leisen Schütteln der Garbe herausfallen, eine Menge unnöthiger und nachtheiliger Schläge leiden müssen, und

e) die Dreschflur aus einer beinahe steinharten Lehmdiele bestehe.

Ich habe diese, zum Theil im 57ten Stück schon angeführten Bemerkungen, noch einmal und zwar deswegen wiederholt, weil der Landmann vom gewöhnlichen Schlage, der in allen seinen Geschäften eine sklavische Anhänglichkeit an das liebe Herkommliche zeigt, erst sehr lebendig von der Schädlichkeit einer Verfahrungsart überzeugt seyn muß, ehe er sich entschließt, sie mit einer bessern zu vertauschen. Aber auch solche Landleute, die ihre Verfahrungsarten in der Landwirthschaft lieber mit dem Herkommen, als mit einem soliden, auf Naturkenntniß fußenden Raisonnement begründen, und denen die wissenschaftliche Kenntniß der Natur da, wo Brillen vonnöthen sind, wahre Perlenstickerei ist, müssen wenigstens doch so viel zugeben, daß es nicht unmöglich sey, z. E. ein Spint Rocken so zu verletzen, daß es zur Saat ganz unbrauchbar sey. Wer hieran zweifeln wollte, der dürfte nur dies Spint Rocken auf der Mühle schroten lassen, dann versteht es sich schon von selbst, daß man von diesem Schrote, wenn man thörigt genug seyn, und es säen wollte, nicht erwarten dürfe, daß es auflaufe. Hieraus folgt aber auch, daß alle diejenigen Körner, welche von dem Flegel in Schrot verwandelt werden, eben-

falls

Digitized by Google

falls nicht auflaufen, und daß ein jedes gedroschenes Korn zur Saat mehr oder weniger tauglich sey, je, nachdem es mehr oder weniger beim Dreschen gelitten hat.

Es wäre also in der That der Mühe werth, darüber nachzudenken, ob man nicht auf eine andere Weise

1) die reifsten und folglich zur Saat brauchbarsten Körner, und diese
2) unverletzt aus dem Stroh bringen könne.

Die vorgeschlagene Procedur: die Garben über einer Stange oder Latte auszuschlagen, ist aus schon angeführten Gründen nicht sehr zu empfehlen; vorzüglich nicht auf einer Diele, welche keine bekleidete Seitenwände hat. Diese Arbeit ist ferner aber auch sehr ermüdend, weil sich eine Garbe, um damit zu schlagen, sehr unbequem angreifen und halten läßt; und in solchen Gegenden, wo mit Strohseilen gebunden wird, wie z. E. in den Gegenden um Lüneburg, und wo die Garben ungleich größer gebunden werden, als im Lauenburgischen und Mecklenburgischen, woselbst man mit Kornseilen bindet, ist eine Garbe viel zu schwer, als daß eine Mann diese Arbeit lange aushalten könnte. Zudem wäre diese Methode auch nur bei den Halmenfrüchten praktikabel, und ließe sich, wie von selbst einleuchtend ist, bei dem rauhen Futter, als Erbsen, Linsen, Wicken u. s. w. (die Feldbohnen etwa ausgenommen) gar nicht anwenden.

Annehmlicher hingegen wird diese Procedur durch einige Abänderungen; wenn man nemlich diese Latte vor einer Ecke der Dreschdiele in einer Höhe von etwa 4 Fuß anbringet, dieselbe mit alten Tüchern oder Säcken bis auf die Erde behängt, und auf diese Weise einen abgekleideten Raum erhält; einen Knaben an diesem oder in diesem Raum auf einen Klotz treten läßt, damit er etwas hoch stehe, die Garbe so auf die Latte lehnt, daß ihr Mappenende über dem Dreieck hängt, und dann derselben von dem Knaben mit einem 3 Fuß langen Knüppel 6 bis 7 Schläge geben läßt.

Diese Procedur empfiehlt sich aus folgenden Gründen:

1) Auch auf der kleinsten Dreschdiele ist Platz genug zu einer solchen Abkleidung vorhanden.
2) Diese Vorrichtung erfordert wenige Mühe und wenige Kosten, indem man auch in dem Hause des ärmsten Landmanns leicht eine Latte und ein Paar Säcke findet.
3) Bei dieser Verfahrungsart erhält man die reifsten Körner unverletzt.
4) Die Körner werden nicht verstreuet, indem nur wenige abwärts springen, und die meisten unterwärts in den abgekleideten Raum fallen.

5) Das Zusammenfegen und Wegschaffen dieser Saatkörner, nimt nun keine Zeit mehr weg, weil sie in diesem Raume — aber der Hühner wegen mit einigen Säken bedeckt — so lange liegen bleiben können, bis man sie braucht.

6) Dies Ausschlagen kann durch Kinder geschehen, welche in dieser Jahrszeit noch Schulferien zu haben pflegen, und für welche dergleichen lustige Arbeiten ohnes dem einigen Reiz haben.

Nun aber wäre die Garbe erst halb ausgedroschen, und es käme darauf an, ob man Zeit genug hat, den Rest des Korns sogleich auf der Dreschdiele mit dem Flegel auszuschlagen, oder ob man diese halb ausgedroschenen Garben einstweilen wieder an die Seite bringen müsse. Dieser Umstand hat freilich, wie der Herr Superint. Bodemann sehr richtig bemerkt, einige Schwierigkeiten. Ist indessen Zeit genug da, die Garben wieder aufzustacken, so hätte man wenigstens den Vortheil, daß bei dieser Arbeit kein Korn verfellet werde; weil die in den Garben lose sitzenden Körner schon ausgeschlagen sind. Und in einer eigentlichen Kornscheure, welche zu beiden Seiten der Diele mit Bansenräumen versehen ist, erfordert dieses Herbei- und Zurückbringen der Garben nur wenige Zeit und Mühe. Sehr oft ist es aber auch der Fall, daß sich der Landmann nach dem St. Jacobstag sehnet, um endlich Brodkorn zu erhalten, und in diesem Fall könnte man sogleich fortfahren, die mit dem Kulpel zur Saat halb ausgeschlagenen Garben mit dem Flegel völlig auszudreschen, um zugleich Korn für die Mühle zu erhalten.

Der ungenannte Herr Verfasser, St. 43. thut

a) den Vorschlag, man solle die Garben etwas dicker anlegen.

Hierauf erwiedere ich:

1) Je dicker die Lage ist, desto schwerer wird das Dreschen, und sieht man den Dreschern nicht immer auf die Finger, so werden sie die Garben nie so dicht auf- und an einander schieben, als sie sollen.

2) Die Körner werden dann freilich nicht gequetscht, aber sie werden demungeachtet sehr empfindlich an einander gerieben, und folglich nicht nur ihre Keime, sondern auch die Kornhülsen beschädigt. Und dies wird vorzüglich dann geschehen müssen, wenn die Garben auf einmal ganz rein ausgedroschen werden sollen. Wolle man sie aber erst halb ausdreschen, um diejenigen Körner, welche zuerst ausgefallen sind, zur Saat zu erhalten, so müßte man, nachdem die Lage einmal mit wenigen Schlägen übergedroschen ist, die Garben an die Seite brin-

bringen, das unter der Lage befindliche Korn an die Seite legen, und darauf die Garben zum völligen Ausdreschen wieder anlegen; das ist aber mit einigem Zeitverlust verknüpft, und auf einer kleinen Dreschdiele nicht praktikabel.

Derselbe Herr Verfasser räth ferner: Man solle den Wappenenden der Garben eine Unterlage von Stroh geben. Dieser Vorschlag ist ganz artig; aber das zweimalige Anlegen der Garben tritt hier wieder ein (wenn man nemlich das Korn schonen will) und das Herbeibringen und Anlegen des Strohes, das Abschütten desselben mit der Gabel, das Zurückbringen desselben u. s. w. ist mit Zeitverlust und mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Zudem, wenn ein Geschäft weitläuftige Umstände erfordert, und die Verrichtung des Geschäfts selbst nicht einigen Reiz hat, mißt sich der Landmann, der ohnedem etwas zur Trägheit geneigt seyn soll, nicht leicht dazu bequemen.

Mir scheint daher die vorhin beschriebene Procedur: die Garben über einer, vor einer Ecke angebrachten, Bekleidung auszuschlagen, bis jetzt noch bequem und zweckmäßig; es sollte mir aber angenehm seyn, wenn Jemand, der an dieser aufs Tapet gebrachten Materie Interesse findet, eine noch bequemere und zweckmäßigere zum Vorschlag bringen wollte; denn

Nos, wie der gute Cicero sagt, qui sequimur probabilia, nec ultra id, quod verisimile occurrerit, progredi possumus, & refellere sine pertinacia & refelli sine iracundia parati sumus. Tusc. L. II. c. 2.

Beantwortung der im 37sten Stück des neuen hannöverischen Magazins wegen Bestimmung eines Zeitraums aufgeworfenen Frage.

Es ist in diesem Magazin angefragt worden, wie die am Schlusse einer Schenkungsurkunde befindlichen Worte: „Ne Gadre Vort Weertein Hundert Jahre, darin in dem Alten und Böselsten Jahre des Teins Dusend Nidder Tage" zu verstehen wären, an welchem Tage in gedachtem Jahre nach dem jetzigen Kalender die Schenkung gegeben, und wie die Berechnung nach Mittestagen zu erläutern sey?

Das letztere Glied dieser Frage wird gar keiner Erörterung bedürfen, wenn ich vorderst gezeigt haben werde, welche Bewandniß es mit den sogenannten „Teins Dusend Nidder Tagen" habe. Diese in den obgedachten Anfangs im plurali ausgedrückten Zehntausend Mittes-

tage,

tage, bezeichnen aber nur einen einzigen Tag, an welchem zehntausend Mann, als hernach benitelte Ritter Christi, in den alten Zeiten der Christenverfolgung den Märtyrerstod erlitten haben sollen. *Leuchtius* giebt uns darüber in seinen *Vitis Sanctorum* in der 314ten Historie folgende aufklärende Geschichte:

Als die Völker Agareni und Euphratenser von dem römischen Reich waren abgefallen, haben die zween Kaiser Adrianus und Antonius neun tausend Kriegsknecht wider die Rebellirenden und Abtrünnige beschrieben; Als nun die Schlacht-Ordnung angestellet und ins Werk gerichtet, daß man zu beiderseits ein Treffen thun sollt, und das kaiserische Volk die große Menge der Feinde ansichtig ward, vermeinten sie zu schwach zu seyn, wider so viel tausend Mann zu streiten, gaben schändlich die Flucht, und wichen an ein sicheres Ort. Also wandten sie sich zur Religion, und schreibt ein Jeglicher seine Faulheit zu der Ursach, weil sie die Religion verlassen hätten, verrichteten demnach ihr Opfer, und begaben sich wiederum in die Schlacht-Ordnung, wurden aber wiederum schändlicher als zuvor in die Flucht getrieben. Da erscheinet ihnen ein Engel, verheisset ihnen einen herrlichen Sieg und Kraft, wenn sie Christum für ihren Gott erkennen wurden und die Teufel verlassen würden. Vermeldet auch ihnen zugleich, daß die Ursach ihrer Flucht anders nicht sey, als daß sie den höchsten Gott verlassen und die bösen Geister angebetet hatten. Wie sie dieß gesehen und gehört, worden sie alle Christen, begeben sich folgendes Tags wiederumb in die Schlacht, schlagen den Feind mehrertheils, die Flüchtigen treiben sie in ein Teich, daß sie alle untergehen müssen. Als nun die Ritter Christi diese treffliche Victori erhalten, haben sie den Engel Gottes abermals zum Vermanen gehabt, und sind von demselben geführt worden auf den Berg Ararath, darauf sie viel Tage lang ohn leibliche Speiß unter der Gemeinschaft und Gespräche der Engeln zugebracht. Wie dessen die Kaiser berichtet worden, daß diese Kriegsknecht Christum bekennet, und auf dem Berg versamlet seyen, haben sie die umliegende Könige vermanet, daß wann sie den Göttern gefallen, und wohl rathen wollen, so sollten sie eylends ein Kriegsheer versamblen, und solche newe Christliche Kriegsleute schlagen und austilgen. Also werden die Ritter Christi von der kaiserl. und Heydnischen Macht berufen. Sie folgen und werden gefragt, warumb sie seyen nach erhaltenen treflichen Sieg abgewichen? Sie antworteten beständig, sie seyen Christen und wollten nun fürthin allein dem Herrn Christo dienen. Da werden sie gesteinigt

Digitized by Google

ger mit großen Rufen und Geschrey. Aber die Steine wenden sich zurücke in die, so worffen. Durch welches Miracul noch anders Tausend seindt glaubig worden, und seindt ihrer nachmals Zehen tausend an die Creutz geschlagen, daß sie alle Pein vnnd Marter, so der Herr Christus gelitten, auch ausgestanden und gelitten haben. — Diese Märtyrer haben gelitten under Hadriano umb das Jahr Christi Hundert und Dreyßig.

Nach Maaßgabe dieser Erzählung, wurden also an einem Tage zehntausend Menschen dem Tode übergeben. Es mag nun um die Glaubwürdigkeit derselben stehen, wie es will, so ist doch so viel gewiß, daß solcher Tag den Christen der grauen Vorzeit wichtig war, und lange Jahre hindurch bemerkenswerth geblieben ist. Er ward daher „der zehentausend Rittertag" genannt, wurde als ein Märtyrertag gefeiert, und komt unter jenem Namen in der alten Zeitrechnung öfters vor. Besonders war es auch im mittleren Zeitalter Gewohnheit, diesen und andere dergleichen Heiligen- oder Märtyrertage bei Bestimmung der Zeit als darum zu gebrauchen, wenn an selbigen wichtige Handlungen verrichtet, oder Urkunden abgeschlossen wurden. So findet man z. B. außer dem zehentausend Rittertage einen Achte Tag oder Achtin Tag unsers Herrn (dies circumcisionis) Tenzel Suppl. II. Hist. Gotha, nach *Circumcisionis Dom.* den man nennet den achtin Tag unsers Herrn — einen sand Johanns und Pauls Tag der Weterherren (26. Jun.) — und mehrere, die *Anton. Pilgram* in seinem Calendario Chronologico unter der Rubrik: nomina dierum medio aevo usitata, sehr vollständig gesammelt hat.

Nun komt es noch darauf an, an welchem Jahrestage jener Zehntausend Rittertag gefeiert worden? In der *Historia Lombardica cap.* 178. heißt es: Memoria & passio decem millium martyrum veneratur & colitur *decimo Kalend. July* — und *Leuchtius* setzt in dem oben angeführten Werke die Feier deßlben auf den 22ten Junius, welchem auch die alten Legenda Sanctorum beistimmen. Als indessen zu den Zeiten, wo diese Legenden geschrieben worden, an unsern Kalender noch nicht einst gedacht ward, so kann jener zwei und zwanzigste Junius nur nach dem Julianischen Kalender verstanden werden; welches um so mehr als richtig anzunehmen ist, da die Angabe der Lombardischen Historie nach dem römischen Kalender hiermit völlig übereinkomt. Vergleicht man aber diese Zeitrechnungen mit unserem jetzigen Kalender, so fällt nach diesem der mehrerwähnte Zehntausend Rittertag auf den dritten Julius.

Wie

Mithin ist in Gemäßheit dieses Kalenders, die in der Anfrage gedachte Schenkung nach Christi Geburt im Eintausend Vierhundert Fünf und Funfzigsten Jahre, am Zehntausend Ritterstage, oder am 31ten Julius, gegeben worden.

Hannover. Tuckermann, Dr.

Die Aufbewahrung der Eicheln betreffend.

Es dürfte mit in den Plan der Forstwissenschaft gehören die so viele verschiedene Zweige hat, und einer beständigen Erweiterung und Berichtigung fähig ist, zur Beförderung dieses Zwecks gereichende Hülfsmittel einzeln anzuzeigen.

Durch eine Folge von Versuchen und Erfahrungen, hat sich der forstwirthschaftliche Lehrsatz:

„Man wähle zur Holzsaat diejenige Zeit, welche die Natur eigentlich selbst dazu bestimmet, d. h. wenn der Samen reifet und abfällt,"

hinlänglich bestätiget.

Auch die Aussaat der Eicheln ist daher im Allgemeinen und im Großen zur Herbstzeit mit dem glücklichsten Erfolg vorzunehmen. Indessen kommen zuweilen, besonders bei kleinern Anlagen, Umstände in Betracht, die eine Ausnahme von obiger Regel erfordern, und die Frühjahrssaat, welche außerdem noch ihre Vertheidiger hat, anrathen.

Den sichersten Weg nun aber zu wählen, um die Eicheln unbeschädigt durch den Winter zu bringen, ist bekanntlich die alsdann zu nehmende Hauptrücksicht. An vielen Orten bedient man sich dazu des Mittels, die Eicheln in trocknem Sande aufzubewahren.

Statt dieser noch nicht ganz zuverlässigen Methode, verdient nachbeschriebenes Verfahren, weil es eine Nachahmung der sicher leitenden Natur ist, allgemein als vorzüglicher anempfohlen zu werden.

„Man wählet sich nemlich einen trocknen Ort, belegt den Boden mit einer starken, etwa 1½ Fuß hohen Schicht getrocknetem Eichenlaubes; auf diese kömt eine Lage zuvor abgeschwemmter Eicheln, dann wieder eine Schicht Laub, und so continuirt man, bis alle Eicheln untergebracht sind."

Daß die auf diese Weise aufbewahrte Eicheln sich zu dem vorhabenden Zweck am allerbesten empfehlen, ohne etwas von ihrer Güte oder Aufkeimungskraft zu verlieren, hat an denjenigen Orten, wo selbiges Verfahren bereits üblich ist, die Erfahrung vielfältig bestätiget. Auch kann dies dadurch, daß die Eicheln ungefähr auf gleiche Art über den Winter aufbehalten bleiben, analogisch erwiesen werden.

A. F. K.

Hannöverisches Magazin.

95tes Stück.

Freitag, den 27ten November 1795.

Nachricht, die Gegend um die Stadt Witzenhausen im Hessischen, betreffend.

In einem Schreiben an einen Freund.

Bester Freund!

Sie fordern mich auf, ihnen einiges Merkwürdige von meiner kleinen Reise nach Göttingen und in die dortige Gegend, besonders in landwirthschaftlicher Rücksicht mitzutheilen. In der That hat der Strich Landes oberhalb Göttingen gegen das Eichsfeld und Hessenland zu, viel Eigenes und für den denkenden Oekonomen Wichtiges, nur Schade, daß mein dortiger Aufenthalt zu kurz war, und ich die Gegenstände nur gleichsam im Vorbeigehen betrachten konnte. Ich hatte schon in Göttingen viel von der Verfertigung des Bieressigs und von dem starken Bietebohnenbau in der Gegend des hessischen Städtchens Witzenhausen gehört, und die Neugierde trieb mich an, beides an Ort und Stelle zu besehen. Ich machte mich daher, von zween meiner in Göttingen studirenden Freunde begleitet, auf den Weg. Wir gingen über Grossenschneen, Stockhausen durch das Amt Friedland. Wahrlich interessante Gegenden für den, der sie zum erstenmale sieht, wie das bei mir der Fall war. Besonders ist die Lage des Dorfs und Amts Friedland sehr angenehm. Auf der einen Seite diesseits des Dorfes schlängelt sich die klare Leine, über ein seichtes Bette von kleinem Kies und Flußsand, unter einer Einfassung von Weidenbäumen, und hinten erhebt sich ein Berg, der oben mit Gebüsch bewachsen, an der Seite aber mit Korn bebauet wird. Ein versteckter Fußsteig führt am Ufer des Flusses unvermerkt unter dem Berge weg in ein weites Kornfeld, dessen Aussicht aber durch mehrere hessische Berggipfel begränzt wird. Die Leute waren gerade mit der Gerste und Haberernte beschäftiget. Allenthalben wimmelten die wogenden Felder von Schnittern und Schnitterinnen, die mit geschäftigen Händen den Segen ihrer Arbeit abschnitten.

Digitized by Google

schnitten. Ausser dem gewöhnlichen Korn bauet man auch eine große Menge Erbsen, auch hie und da Klee. Dieser hält gemeiniglich 3 Jahre; man säet ihn fast beständig mit Haber oder Gerste vermischt, aus, und verfüttert ihn grün, wenn er blühet. Esparsette trift man hin und wieder, doch ist ihr Anbau im Ganzen unbeträchtlich. Der Boden im Friedländischen ist durchgehends gut, er ist etwas lehmigt. Weiter hinauf ins Hessische giebt es mehr Sand, bis in die Nachbarschaft von Witzenhausen, woselbst man wieder gute Ländereien antrift. — Ehe man in die Gegend des Arendsteins, (eines alten Schloßes auf einem Berge, welches jetzt ein Amthaus und von einem Herrn von Bodenhausen bewohnt wird) kommt, entdeckt man zur Linken in einer Entfernung von etwa anderthalb Stunden die hoch hervorragenden Ruinen des alten Hansteins, von welchen ich weiter unten noch etwas mehr zu sagen, Gelegenheit nehmen werde. Nunmehr windet sich der Weg in mancherlei Krümmungen bald über Berghügel, bald durch fruchtbare Thäler unweit des Arendsteins, und nach und nach eröfnet sich ein weites von lauter Bergen umgebenes Thal, das von der Werra bewässert wird, an dessen einem Ende zur Rechten das Städchen Witzenhausen dicht an der Werra liegt. Eine halbe Stunde von der Stadt trift man die ersten Weinberge an. Die Ostseite eines ziemlich hohen Berggrabens, der, aus einem röthlichen Sandstein mit einer Kalkschale vermischt, besteht und nur wenige Fuß Dammerde zur Decke hat, ist ganz mit Weinbergen besetzt. Unten am Fuße desselben fließt die Werra, und zwischen dieser und dem Gebirge selbst, läuft die Landstraße nach der Stadt. Wir kamen zu Mittage daselbst an, und weil es gerade in der Jahrszeit war, daß Essig gemacht wurde, so ließen wir uns die Procedur dabei zeigen. Diese nun ist sehr einfach. Die reifen Birnen, (man nimt alle möglichen Sorten von Birnen dazu, und nicht, wie man gemeiniglich vorgiebt, nur einerlei Sorte,) werden in einem steinernen Troge, der etwa 4 Fuß lang und 2½ bis 3 Fuß breit ist, vermittelst eines Stampfers von Zwetschenbaumholz, der einem Holzschlägel ähnlich ist, zerstampft. Wenn sie hinlänglich klein sind, bringt man sie unter eine Kelter oder Preße von folgender Beschaffenheit. Oben ist zwischen zwei starken Ständern durch einen Querriegel eine hölzerne Schraube angebracht, unter welcher ein viereckigter hölzerner Trog befindlich ist, worin die zerstampften Birnen geschüttet werden. Der Boden dieses Troges ist nach vorne zu etwas geneigt, und hat Reifen oder Rillen. Auf der vordern Seite des Bodens ist ein Loch angebracht, wodurch der durch den Druck der Schraube ausgepreßte Saft in ein darunter stehendes Gefäß herabläuft. Die Kelter selbst wird mit genau passenden Brettern zugedeckt.

Digitized by Google

gedrückt. Weil noch oben auf dem Troge ein Haufen gelegt wird, so werden an den Seiten 4 Bretter, mit unter kleinen Löchern gestellt, damit diese den Saft in hinlänglicher Quantität durchlassen, der alsdann zum Troge hinein und so durch das unten befindliche Loch in das Gefäß gehet. Die Schraube wird vermittelst eines Hebels umgedrehet.

Der ausgepreßte Cider wird hierauf sogleich auf Weinfässer gezogen und entweder, wenn er bald verkauft werden soll, mit etwas Essigmutter vermischt, oder auch so lange aufs Lager gelegt, bis er von selbst säuerlich wird. Der Geschmack dieses also zubereiteten Birnessigs, ist viel angenehmer, als der Geschmack des aus Wein ꝛc. präparirten Essigs, und er ist auch unstreitig der beste zum Einmachen der Früchte. Größtentheils wird er zu Wasser nach Braunen in großer Quantität verkauft.

Um diesen Birnessig in immer größerer Quantität zu verfertigen, legen sich die Einwohner von Witzenhausen hauptsächlich stark auf die Birnbaumzucht, und pflanzen Baumschulen von ganzen Morgen, aus denen sie nachher die Bäume in ordentliche Plantagen verpflanzen. Auch anderswo, wo nur ein Fleck leer ist, da wird er von den industriösen Einwohnern mit Birnbäumen besetzt. Das Land unter den Bäumen hält man unter dem Pfluge und bebauet es wechselsweise mit Gerste, Haber, Klee ꝛc. und benutzt es auf diese Art doppelt. Die sächsischen Baumschulen sind auch im Auslande berühmt. Die Witzenhäuser verkaufen jährlich nach Göttingen, welches nur drei Meilen davon entfernt ist, für manchen Thaler Obst, und man nennt die dasige Gegend, gewöhnlich Göttingens Obstkammer. Sollte nicht die witzenhäuser Gegend für manche Gegenden unsers Churfürstenthums als ein Muster einer guten Obstbaumzucht aufgestellt werden können? Wir haben manche Strecke Landes, die auf eine ähnliche Art recht gut benutzt werden könnte. Doch, wie vieles läßt sich in der Folge noch von den patriotischen und rastlosen Bemühungen unserer Königl. Landwirthschaftsgesellschaft erwarten, die seit mehreren Jahren auch auf die Obstkultur ein besonderes Augenmerk richtet, und den Landmann dazu aufs beste zu ermuntern sucht!

Meinem Versprechen gemäß will ich Ihnen nur noch etwas von dem Bau der Bietsbohnen in dortiger Gegend mittheilen. Sie erlauben, daß ich mich etwas kurz fasse, weil mein Brief sonst gar zu lang werden und ich für das folgende nicht Raum genug übrig behalten würde. Die Art Bietsbohnen welche man hier in so großer Menge bauet, sind die bei uns sogenannten Krupvietsbohnen, eine Abart von Phaseolus nanus *Linn.* die nicht gestengelt, oder mit Pfählen versehen zu werden brauchen. Der Boden dazu wird dreimal gepflügt, hernach werden die Bohnen Reihenweise

Digitized by Google

weise gepflanzt, und in der Folge zweimal gehackt. Auf einem Acker, (etwa 1 Morgen Calenb,) wachsen im Durchschnitt 3 bis 4 Malter, und der Himbten wird gemeiniglich mit 2 Thl. bezahlt. Der versilberte Ertrag eines Morgens wäre also höchstens 48 Thl. — Man verführet sie zur Wasser in großen Tonnen nach Bremen ꝛc., und man sagt, daß die Witzenhäuser jährlich an 30000 Himbten davon versenden. Gemeiniglich werden die Wickbohnen aufs Brachfeld gepflanzt, der Boden ist im Ganzen gut, nur leiden die Felder oft durch Ueberschwemmungen, wie denn dieses auch im gegenwärtigen Jahre der Fall war. —

So viel von der Witzenhäuser Oekonomie. Jetzt, Bester! muß ich Ihnen noch etwas von den Ruinen des sogenannten alten Hansteins sagen, weil ich weiß, daß sie noch nie dort gewesen sind. Diese verfallene Burg liegt zwo starke Stunden von Witzenhausen und 5 Stunden von Göttingen, auf eichsfeldischem Gebiet. Der Weg dahin führt von Witzenhausen ab, über lauter sandigte Bergkuppen zur Rechten des Arendsteins; man kömmt nur durch ein einziges Dorf, dessen Namen mir aber entfallen ist. Dieses liegt in der That sehr sonderbar. Der Weg ins Dorf ist ein ziemlich steiles Planum inclinatum, dabei mühsam und oft gefährlich zu gehen. Man sagte uns, daß die Bauern demungeachtet mit ganzen Fudern Korn, Heu ꝛc. diese Anhöhe herunterfahren. Gleich hinter dem Dorfe gehet es wieder Berg an, und zwar Terrassenweise. Nachdem wir 18 solcher über einander liegenden Absätze erstiegen hatten, befanden wir uns auf dem Gipfel dieses Berges, und nun hatten wir die Ruinen nahe vor uns. Es war schon dunkel geworden, und wir hatten noch eine halbe Stunde bis zum Fuß des Berges worauf das alte Nest liegt. Noch innerhalb dieser Zeit kamen wir bei der sogenannten Schanze, welches einige Bauerhöfe sind, die zu dem Dorfe Vorderhagen gerechnet werden, an. Wir hatten einen Boten bei uns, und stiegen noch denselben Abend hinauf. Oben wohnt ein Gerichtsdiener, bei dem man die Nacht logiren und seine Bequemlichkeit haben kann. Wir trafen eine ziemlich lustige Gesellschaft göttingischer Studenten daselbst, legten uns aber bald zur Ruhe, um den folgenden Morgen von der Spitze des alten Thurms die Sonne aufgehen zu sehen.

Unter allen den zerfallenen Bergschlössern der göttingischen Gegend, halten die Ruinen dieser Burg sich noch am besten erhalten. Man sieht noch sehr deutlich die ganze vormalige Einrichtung derselben; ganze Wände von mehreren Etagen mit Fensterlöchern und Thürgewölben stehen noch da, ferner einige Kamine, zwanzig Wendeltreppen, die ebenfalls zum Bau gehört haben. Auf die Spitze des einen steigt man etwa 108 Stufen hinan, in der Höhe desselben ist auch das

Digitized by Google

das Gefängniß mit der stark mit Eisen beschlagenen Thür, zu sehen. Oben auf der Zinne dieses Thurms, welche etwa 4 Fuß breit ist, hat man eine ganz vortreffliche Aussicht. Man sieht da die Werra unter seinen Füßen, wie einen silberfarbenen Streifen sich in vielen Wendungen dahin schlängeln, — in weiter Ferne ragt Göttingen mit seinen 3 Thürmen hervor, und nahe übersieht man eine Menge Dörfer. Hier sieht man auf den Frendstein, der uns kurz vorher im Witzenhauser Thale; bis an die Wolken zu reichen schien, stolz herab, und findet, daß seine Höhe mit dieser in eine Vergleichung kömmt. — Es weht beständig eine kalte Bergluft in diesen Ruinen, und ein hoher Schauder durchschauerte mich bei ihrem Anblick. Traurige Ueberreste der Vorwelt! suchte ich. Einst zechten ritterliche Ritter in diesen nun zusammengestürzten Steinmassen beim vollen Becher, und lebten hier sicher und im Ueberflusse, — jetzt nisten Eulen und Dohlen in den zerfallenen Hallen, und Ungeziefer bewohnt die unterirdischen Gewölbe. Heulende Sturmwinde umwehen die halb eingefallenen und durch Blitzstrahl und andere Revolutionen zertrümmerten Mauern, der einsame am Fuß des Berges vorüberschleichende Wanderer stürzt schweigend die kühne Bauart der alten Ritter an, und das gemeine Volk trägt sich mit Märchen aller Art. — — Bester! wie doch alles in der Welt der Vergänglichkeit unterworfen ist, und wie doch der Zahn der Zeit unaufhörlich an allem nagt! Auch der Mensch — für eine bessere Welt bestimmt — stirbt — ist für diese Welt — vergänglich! —

Es wallfahrten hieher viele Studenten und andere Leute aus der Nachbarschaft, um theils die schönste Aussicht zu genießen, und theils nach Art der vormaligen Bewohner dieser Burg hier beim Becherklang ein solches Lied anzustimmen und sich von der rauhen Luft, die oben herrscht, durchwehen zu lassen. —

Hier haben sie also, das Merkwürdigste unserer letzteren 2tägigen Fußreise. Wir brachen, (es war gestern Sonntag,) um 9 Uhr, wieder vom Hansteine auf, und kamen über Großen- und Niedergandern, Reckershausen, Stockhausen ꝛc., des Nachmittags um 5 Uhr wieder in Göttingen an. Ich bin ꝛc.

Hannover. J. G. L. B.

Wahre Geschichte eines ostindischen Schlangenbeschwörers.

Die reisenden Fakirs in Ostindien, sind ein abergläubisches und heuchlerisches Volk, die nur dem äußern Schein nach, einen großen Eifer für ihre Religion bezeigen, jedoch in der That lasterhafte und unsittige Men-

Menschen sind. Sie reisen im Lande herum: so wie es wohl ehedem die Zigeuner bei uns zu thun pflegten. Indem sie ihre Gaukeleien mit einigen geringen Kenntnissen von medicinischen Kuren, desgleichen Musik verbinden, suchen sie sich mit selbigen bei Jedermann eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Einige haben 4 bis 8 Körbe bei sich, worin sie Schlangen mit sich herum tragen: so sie für ein Paar Fannam, (eine Fannam ist 14 Pf. in hannöver. Cassenmünze,) sehen, und nach dem Ton einer Pfeife tanzen lassen. Während der Zeit, daß unser Regiment zu Arcot cantonnirte, kam eines Tages ein Fakir mit Schlangen, die er sehen ließ, nach meiner Wohnung; nach einem gewissen Ton seiner Pfeife richteten sich die Schlangen in den Körben in die Höhe, und sprangen sodann aus selbigen und im Zimmer herum. Da sich zu der Zeit in dem Hofraum und alten Mauern meiner Wohnung viele Schlangen befanden, die mir verschiedentlich Federvieh getödtet hatten, fragte einer meiner Jungen den Fakir, ob er auch mit dem Ton seiner Pfeife Schlangen aus ihren Löchern herauslocken und greifen könnte? da er solches mit ja beantwortete, führten sie ihn an einen Ort, wo man erst kürzlich eine Schlange gesehen hatte. Der Fakir fängt sogleich vor dem Loche, worin sich eine Schlange aufhalten sollte, an zu pfeifen, worauf die Schlange bald erschien und zu ihrem Beschwörer hinhüpfte, der sie sogleich hinter dem Kopf ergriff und zu mir brachte. Da ich zuvor an seinen Versprechen gezweifelt, Betrug bei ihm vermuthet hatte, und in dieser Absicht nicht mit an obigen Ort gegangen war, so vermehrte sich meine Verwunderung, als ich den Mönch mit der Schlange herein treten und selbige vor mir niederliegen sah, wo auf sich sogleich nach seiner Pfeife der Tanz anhub, dessen vielleicht für uns nachtheilige Wendungen er jedesmal mit Fertigkeit zu lenken wußte. Hierauf bat ich den Zauberer in mein Schlafzimmer zu gehen, da sich ein Loch in der Mauer am Fußboden befand, wo ich schon lange vermuthete, daß daselbst der Aufenthalt einer solchen gefährlichen Geschöpfe seyn könnte, und ging nun mit, um mich ferner von seiner Geschicklichkeit zu überzeugen. Die Scene wurde mit Spielen auf seiner Pfeife eröffnet, und nachdem diese Prozedur noch ohne Wirkung blieb, ward der zu erwartende Gegenstand mit Schimpfen und Beschwören hervorgerufen, den Mönch schalt sie eigensinnig und hämisch, und drohte, falls sie nicht gleich gehorsamen würde, er sie tödten und ihr Blut lecken wollte. Als auch dieses noch ohne Erfolg blieb, beschuldigte er die zu vermuthende Schlange der Taubheit, ergriff seine Pfeife wieder, näherte sich dem Loche und lies nun aus Leibeskräften das Instrument erschallen, und nach einigen Minuten erschien der Kopf einer großen sogenannten Cobra Capelle.

alle, die gefährlichste Sorte von Schlangen in Ostindien. Sobald er dieß gewahrnet, rückte er ihr immer näher, und pfiff dabei stärker, bis die Schlange über halb heraus war, denn griff er blos mit der linken Hand, und wie sie immer weiter heraus schlupfte, brachte er die rechte Hand unter die Schlange, und indem sie den Sprung nach seinem Leibe that, griff er sie auf eine geschickte Art mit der rechten Hand beim Schwanze, und hielt sie so fest, ohne die geringste Furcht, von ihr gebissen zu werden, ersinnen zu geben, bis die Jungens sie todt geschlagen hatten.

Hiedurch wurde ich also von der Sage, daß diese Leute die Schlangen aus ihren Löchern hervorschaffen könnten, gewiß, und um so mehr, da dieser Mann noch binnen einer Stunde mit sieben derselben die Probe bestätigte.

Nach dem 5ten und 6ten Vers des 58ten Psalms, scheint es, daß es schon zu Davids Zeiten der Art Leute gegeben hat.

Hannover. G. P. B.

Beantwortung der im 57ten Stück des neuen hannöverischen Magazins vom Jahr 1794. geschehenen Anfrage: das Lang- und Zähewerden der Kuhmilch betreffend.

Da, wie anfragender Seits versichert wird, die Ursache des gemeldten Uebels weder von Unreinigkeit der Milchgefäße, noch von dem Stande der Milch herzuleiten, und folglich in dem Viehe selbst zu suchen ist, will ich hier ein Mittel anzeigen, welches nicht nur, medizinisch betrachtet, die nöthig scheinende Abkühlung und Verdünnung der heißen zähe-schleimigten Säfte des Viehes bewirken kann, sondern auch, als ein bereits mehrmal erprobtes und bewährt gefundenes Mittel gegen obberegtes Uebel empfohlen werden kann.

Man gebe jedweder Kuh 8 auf einander folgende Tage, jeden Morgen nüchtern 6 Loth Sal mirab. glaub. oder sogenanntes Glaubersalz, nachdem solches vorher in etwa 3 Quartier Wasser aufgelöset worden; hierauf entziehe man dem Vieh einige bis 4 Stunden das Futter, und lasse es während dieser Zeit etlichemal lauwarm saufen.

Nach Verlauf von 8 Tagen ist das Uebel gewöhnlich gehoben, demungeachtet aber rathsam, vorgedachten Eingus annoch 3 bis 4mal, jedoch nunmehr einen Tag um den andern zu wiederhohlen. Wer indessen das einzufahrende Heu beim Bansen schichtweise mit etwas Küchensalz überstreuet, der wird dieses Mittels gar selten benöthiget.

Die

Die Versicherung, daß man in Heren Gravenhorst in Braunschweig 8 Pfund Glaubersalz um einen Thaler haben könne, imgleichen, daß zum Einsalzen des Heues auf ein 4spänniges Fuder gewöhnlich ½ Himbt. Salz gerechnet werde; auch daß dieses Salz zu Verhütung des allenfalls von den Bauern zu befürchtenden Mißbrauchs mit etwas Schwefelsäure, die welchem man doch gewöhnlich dem Viehe beim Salzlecken zu geben pflegt, vermengt werden könne, scheinen mir hier nicht überflüssig.

Merkheim. A. G. Lidemann.

Sehr leichtes Mittel, im Winter beständig grüne Peterssilie, Selerie, Porro, Lauch, auch Cichorienblätter zum Sallate ꝛc. zu haben.

Man nehme ein ziemlich großes Faß, aus dem der eine Boden genommen worden, und lasse in selbiges rund umher eines Daumens große Löcher, 4 bis 5 Zoll von einander entfernet, und wo möglich, ringsweise bohren. Hierauf stellt man es aufgerichtet in einen trockenen luftigen Keller, stecke alsdenn im October in die Löcher Peterssilien, Porro, Zipollen, Lauch, Cichorien, Sauerampfer, ꝛc. mit den Wurzeln nach einwärts, jede Sorte unvermenget mit der anderen, und fülle sodann das Faß nach und nach, so wie man mit dem Einstecken der Gewächse nach oben fortrücket, mit fast trockenem Sande bis oben an. Zuletzt besetze man das obere, dem man zu Gewinnung eines größeren Raumes durch Aufhäufung des Sandes die Figur eines Hügels giebt, mit abgezupften Sellerie, Endivien, ꝛc. Es ist nothwendig, den Gewächsen — die Zwiebeln ausgenommen — vor ihrer Einsetzung die langen Blätter zu nehmen, und zum, sie zuvor in der freien Luft wohl abtrocknen zu lassen. Ausser dem begreiflichen Nutzen gewähret diese Procedur dem Auge zugleich einen sehr gefälligen Anblick, besonders, wenn man diesem mobilen Garten, so lange es irgend möglich ist, nicht durch die Verstopfung der Kellerlöcher die freie Luft benimt. Ohne diese Vorsicht werden die Gewächse die grüne Farbe ihrer Blätter, jedoch dem Geschmacke selbe unbeschadet, allmählich verlieren.

Eck. M. W. G. M.

Hannöverisches Magazin.

96tes Stück.

Montag, den 30ten November 1795.

Einige Gedanken über die Begräbnisse in den Kirchen und über Kirchenpolicei.

Wenn es zu den Pflichten eines rechtschaffenen Mannes gehört, an nützliche Wahrheiten zu erinnern: so dürfte man wohl die Schädlichkeit des Begrabens der vielmehr des Beisetzens der Todten in den Kirchen, worüber schon oft geeifert worden, als eine solche die Rechte anführen, und wird es nicht ganz ohne Nutzen seyn, wenn man fortfährt, gegen dieses aus sehr entfernter Zeit auf uns gekommene Uebel sein Misfallen zu äußern, und ganzen Communen, auch solchen Personen, welche durch eine geringe Aufopferung oder sonst, auf die eine oder die andere Art, zu Abstellung dieser den Lebenden so nachtheiligen Begrabungsart etwas beitragen können, zu Gemüthe zu führen: daß ja der Mensch nach diesem Leben, er liege wo er wolle, mit allen Menschen gleich, zur Erde wird, alsdann aller Unterschied und Verstellung aufhört, und es sowohl eine heilige Pflicht, als auch eine beruhigende edle Handlung ist, die große Summe der mannichfachen Uebel, womit die Menschen in dieser Welt geplagt sind, zu vermindern.

Der Gebrauch, die Todten in den Kirchen zu begraben, scheint wohl durch frommen Aberglauben zuerst erzeugt, und mit dem Christenthum zu uns gekommen zu seyn; denn unsere deutschen Vorfahren vor Christi Geburt, hatten keine Kirchen, und von den Römern ist es bekannt, daß sie ihre Todten nicht in die Tempel begruben, sondern da sie keine eigentliche Kirchhöfe hatten, sie vor und nach dem Gebrauche des Verbrennens, in ihre Gärten, Aecker, und auf öffentlichem Felde beerdigten.

Wie dem auch sey, so waren die Heiligen wohl die ersten, die in den Kirchen begraben wurden, und nun war es natürlich, daß außer denen, die ein Recht dazu hatten, Reiche und Vornehme sich diese eitle Auszeichnung durch Geld oder andere Wege verschafften, und hatten einige auch wohl die Meinung, auf diese Weis

Weise dem Himmel um einen Schritt näher zu kommen.

Es war nun einmal Mode und der Gebrauch geworden, daß, gleich den Heiligen, auch andere Menschen in den Kirchen verwesen durften. Stolz, Eitelkeit und Vorurtheile erzeugten viele Nachahmer, und wozu verleiten solche die Menschen nicht?

Wohl schien dieser Gebrauch bei einem empfindlichen Verlust und grosser Anhänglichkeit, oder zärtlichen Liebe zu dem entseelten Gegenstande, etwas für sich zu haben, und einigen Trost und Beruhigung wenigstens in dem Momente, der Trennung den Nachbleibenden zu gewähren; aber doch zu unbedeutend, als daß er mit dem Nutzen der gänzlichen Abstellung desselben in Vergleichung stehen sollte.

Genug, wer ein Recht oder Vermögen hatte, verschaffte sich ein Begräbniß in der Kirche; viele hatten nun ein solches Recht nicht, und den Aermern fehlte es am Vermögen, und wurden daher auf den Kirchhof begraben, wobei sie auch nichts verlohren, aber doch an vielen Orten in der Stadt, welches, obgleich weniger schädlich, doch auch durchaus nicht gestattet seyn sollte.

Man denke sich eine die mehrste Zeit verschlossene Kirche, der es an frischer Luft und Durchzug fehlet, die dicke, feuchte, nicht zu erwärmende Mauern hat, und wohin alle acht Tage, auch wohl öfterer, die Ausdünstung von einigen hundert Menschen gebracht wird; hierzu noch todte Leichname von einem unerträglichen Geruch, folglich auch Würmer, Todtenfliegen und kriechende Thiere, alles endlich zum Vermodern, und zwar in Begräbnissen, oder unverschütteten Höhlungen, die nicht einmal gewölbt, sondern nur mit einem Stein oder wohl gar nur mit Holz bedeckt sind, und bei deren jedesmaligen Oeffnung für eine neue Leiche, stinkende Dünste heraussteigen, die sich in der Kirche verbreiten, und die Luft vergiften.

Wer kann bei dieser auf Wahrheit gegründeten Schilderung noch länger zweifeln, daß hierdurch viele Krankheiten, selbst der Tod, verzögerte Wiedergenesene Rückfälle erhalten, Schwangere und Wöchnerinnen bei ihrem ersten Kirchgange Schaden nehmen, und selbst dem gesunden Kirchengänger den Besuch der Kirche zuwider u. ungenehm machen.

Am allermeisten sind die Prediger, Kirchenvorsteher und übrigen Kirchenbediente zu bedauern, denn sie sind gezwungen, jedesmal in der Kirche, und zwar vom Anfange bis zum Ende zu seyn.

Da schon viele würdige Männer über diese Begräbnißart ihr Mißfallen und den öffentlichen Unwillen, sowohl schriftlich als mündlich bezeiget, und die Schädlichkeit dieses ekelhaften Gebrauchs ins Licht gestellet haben: so muß man sich doch wundern, daß solcher, an dem einen Orte mehr, und an dem andern weniger, noch fortdauert, und Wünschen, welche

Digitized by Google

n ihrem Leben Niemandem wissentlich zur Last fallen wollten, nun im Tode, ihre zurückgelassenen Freunde und Mitbürger, mit ihrem körperlichen Ueberreste auf eine höchst unhöfliche, empfindliche Art lästig werden, und schaden.

Nachdem der Aberglaube, wenigstens bei den gebildetern Menschen, größtentheils verschwunden ist, und dagegen mehr Licht entstanden, auch orthin mehr nützliche und wahre Aufklärung zu vermuthen stehet: so kann man diese, zwar verminderte, aber noch fortdauernde schädliche Gewohnheit, nur damit entschuldigen: daß der Mensch so sehr gewöhnt ist, in einen Verrichtungen selbst das Uebel, in dem was Herkommens und einmal da ist, nicht zu bemerken.

Es dürfte hier wohl nicht unrecht angebracht seyn, einige Beispiele anzuführen, daß Leute, welche in einer solchen Kirche gewesen, worin Gräber geöfnet, oder eine frische Leiche beigesetzt war, nicht allein tödtlich krank geworden, sondern auch des Todes gewesen.

Ein würdiger Edelmann hiesiger Lande, hatte es erlebt, daß in der Kirche des Orts, worin eben einer seiner verstorbenen Anverwandten in einem mit einem Stein bedeckten Begräbnisse vor kurzem beigesetzt war, verschiedene der Kirchengänger von dem Leichengeruch übel wurden, und auf einige Zeit die Eßlust verlohren. Eine schwangere Frau wurde in der Kirche selbst, von einer Ohnmacht überfallen, und erhielt eine Krankheit, woran sie starb. Es trug sich dieses gerade in einer warmen Zeit im Sommer zu. Nun wurde zwar gleich beschlossen, das Begräbniß außer der Kirche anzulegen; ob es geschehen ist, weiß ich nicht, denn nach einiger Zeit wurde von dieser Sache nicht mehr gesprochen, wie solches stets der Fall ist, daß das Gute samt dem Bösen vergessen wird. Auch ist es eine sehr bekannte Geschichte, daß im Jahre 1744. in Paris in der Kirche Notre Dame, bei Eröfnung eines Gewölbes, um eine Leiche darin beizusetzen, der Todtengräber beim Hineinsteigen, von dem herausgehenden Dunste so betäubt wurde, daß er todt von der Leiter fiel, und noch einige andere, die ihn retten wollten, hatten das nehmliche Schicksal, oder erhielten Convulsionen, Angst und Ohnmachten.

Dieser Exempel könnte ich viele anführen, aber es würde ohne Nutzen seyn, denn die Schädlichkeit, todte Leichname in den Kirchen zu begraben oder beizusetzen, bedarf keines Beweises.

Diesem sehr getreuen Gemälde gegen über, stelle man nun, nicht etwa ein Ideal, sondern eine Kirche, wie man deren wohl findet, und gesehen hat, ohne Begräbnisse, durchaus reinlich, luftig und helle, mit zweckmäßigen Zierrathen und solchen Monumenten von Stein oder Metall, die der Wurm nicht nagt, die Feuchtigkeit nicht in Fäulung setzt, und der

Digitized by Google

Zahn der Zeit nicht so bald zerstöhret, die sich eben nicht durch Pracht, aber durch eine anständige Simplicität, nicht durch anstößige, sondern durch solche Malereien und Verzierungen auszeichnet, die der Würde eines Orts, worin das höchste Wesen verehret und angebetet wird, angemessen sind; wo ein jeder, wenn er will, heilsame Belehrung und Unterricht erhält; wo Arme, Bekümmerte und Leidende aus düstern drangsigen Wohnungen, Gelegenheit finden, sich zu erholen und aufzumuntern; wo sie mit glücklichern Menschen zu einem Zweck versammelt, und in Ansehung dieses Zwecks sich einem der völlig gleich sind.

So wie alle Dinge am sichersten durch Vergleichung geschätzt werden können, so entstehet hier ein auffallender Unterschied zwischen der Schilderung dieser, und jener mit todten Leichnamen, Gewürmern und pestilenzialischen Dünsten angefüllten Kirche.

Wenn man in dem Falle ist, mit vielen Menschen aus allen, auch aus den geringern Classen, umzugehen, und dann bemerket: daß eine verkehrte Aufklärung, Gott sey Dank! noch nicht durchaus Statt gefunden, sondern die mehrsten ihre Beruhigung darin finden: zu beten, zu arbeiten, und den Sonntag die Kirche zu besuchen, sich übrigens aber auf den guten Gott verlassen; so wird man gewahr, daß es nothwendig ist, einem jeden die Kirche so angenehm als möglich zu machen. Selbst anständige Ceremonien sind ihnen sehr wichtig, und da die Gewohnheit große Kraft hat, so sind ihnen beinahe alle Veränderungen der kirchlichen Gebräuche im ersten Anblick zuwider, besonders wenn eine Art von Gleichgültigkeit mit zum Vorschein kömt, und dieses erstreckt sich bis auf die Prediger, welche sie gern recht ehrwürdig sehen mögen.

Wenn nun die Begrabung der Todten in den Kirchen mit der ganz veränderten Denkungsart des Publikums jetziger Zeit im Widerspruch stehet, und die Schädlichkeit derselben offenbar bis zur Evidenz am Tage liegt: so sollte man billig erwarten, daß diejenigen Personen in den Communen, welche, auf was Art es auch sey, berechtiget sind, ihre Gebeine nach ihrem tödtlichen Hintritt, in den Kirchen ruhen zu lassen, sich dieses Vorrechts und Befugniß, zum Besten der Lebenden begeben würden.

Zur Ehre der wahren Aufklärung sey es gesagt, daß viele Menschen von den frommen Irrthümern schon zurückgekommen sind, und ferner noch mehr davon zurückkommen werden. Die Hofnung ist auch vorhanden, daß die Kirchenpolicei, außer andern eingeschlichenen Mängeln, auch die Abschaffung mehr berühren schädlichen Beerdigungsgebrauchs, so viel als möglich befördern wird.

Indessen wird der auffallende Contrast, der richtenden Nachwelt nicht entgehen, daß am Ende des achtzehn-

ehnten Jahrhunderts, die Christen noch ihre Todten nahe bei sich in den Kirchen verwahren, und die Juden solche sechs bis acht Stunden nach dem Ableben von sich entfernt in die Erde graben.

Wenn man auch gern einräumt, daß es zärtlichen Aeltern, Gatten, Gattinnen, Kindern und Freunden im ersten Augenblick nicht gleichgültig ist, wohin man die, ihnen nahe angehenden, nützlich, nöthig und lieb gewesenen Personen begräbt, die auch, so lange der Fall neu ist, sich nicht leicht überzeugen können, daß sie nur entseelte Hüllen sind, die in kurzem ihr ganzes Daseyn verliehren. Wenn ferner merkwürdige Sterbliche, als: Regenten, große Männer und solche Menschen, die eine Reihe schöner Tugenden im Gefolge haben, durch Begräbnisse und Monumente, dem Andenken erhalten werden, ist sehr löblich, und befördert den Trieb zu edlen und großen Handlungen, und bringt, besonders bei jungen Leuten, ein hohes Gefühl hervor; so wird doch Niemand in Abrede seyn, daß es nur in Gewohnheit, Herkommen und Meinung bestehe, sich in die Kirche oder in der Stadt begraben zu lassen, und will es übrigens meinen Lesern gern zur Entscheidung überlassen: ob es nicht gerathener und vernünftiger sey, die Todten durchaus auf Kirchhöfe außerhalb den Städten im Freien zu beerdigen, wo ja Gewölbe und Monumente eben wohl Statt finden, oder solche Personen, die man durch Begräbnisse auszeichnen, und den Kirchhof im Freien nicht wählen will, wenigstens in abgesonderten Begräbnissen von den Kirchen beizusetzen.

Man hat Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß nicht allein in neuern Zeiten, sondern auch vorhin, dergleichen Begräbnißörter, sowohl in als vor der Stadt, sind erbauet worden, auch verschiedene Städte und Dörfer freiwillig die Kirchhöfe im Orte selbst, eingehen lassen, und sie außer demselben angelegt haben.

Obgleich diese Einrichtung Nachahmung und Beifall verdienet, so stehet doch leider zu vermuthen, daß die Vollendung der gänzlichen Abstellung jenes schädlichen Gebrauchs das Werk längerer Zeit seyn wird.

Wenn nun gleich die Menschen es wohl einsehen, daß, wo und wie sie begraben werden, für sie sehr gleichgültig ist: so scheint es doch in der Natur derselben zu liegen, bei dem Austritt aus diesem Planeten sich ein gutes und anständiges Begräbniß zu wünschen, und wenn dieses bei dem völligen Hinwegscheiden nur einiger Trost ist, wer vermag es zu tadeln? Aber es dürfen ja eben die Kirchen und Kirchhöfe in den Städten nicht seyn, ein Kirchhof im freien Felde, gewähret ja ebenwohl diesen Wunsch.

Da wir am Ende, des in mancher Hinsicht aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts stehen, wo Aberglaube und viele Geburten der finstern Vorzeit verschwunden sind, habe ich es nicht

Digitized by Google

nicht für unnütz gehalten, den Polizeifehler des Begrabens der Todten in den Kirchen, und wohl gar der an epidemischen und pestartigen Uebeln Verstorbenen, noch einmal zu rügen, und dabei zu bemerken: daß wahrscheinlich dadurch mehr Krankheiten und Todesfälle entstehen, als man vermuthet, und wissen kann; und wegen Unkunde und Eingeschränktheit der menschlichen Begriffe die Ursachen davon unentdeckt bleiben.

Wenn auch diese meine gut gemeinte Erinnerung nicht alle den Nutzen hat, welchen sie bei jetziger Zeit billig haben sollte, so erfülle ich doch dadurch meinem Herzen eine sehr theure Pflicht.

Hannover. G. L. Woempner.

Neue Erfindung und Weise, Zimmer und Gebäude mit heisser Luft, von reinerer Eigenschaft als die, welche bisher gebraucht worden, zu erwärmen.

Herr Joseph Green, Eigenthümer und Besitzer von Westhill in Surrey, (in England) hat über obige Erfindung im vorigen Jahre ein Königl. Privilegium erhalten, und unter dessen Zusicherung *) folgende Beschreibung kürzlich bekannt gemacht.

Der Hauptgrundsatz, worauf sich meine Erfindung gründet, ist das Heißmachen der Luft, ein Zimmer zu erwärmen, vermittelst hohler Gefäße oder Röhren, die in heisses Wasser oder Dunst getaucht werden, wodurch eine zu große Hitze vermieden wird, und die Luft unverbrannt und zum Athmen geschickt bleibt. Ich nehme dazu einen großen Kessel von Kupfer, Eisen oder anderm Material, mit einem daran befestigten Deckel, der fest aufschließt. In diesem Kessel befestige ich ein hohles Gefäß oder Schlange, und zuweilen mehrere derselben, von Kupfer, Blei, Thon, oder anderm zweckmäßigen Stoff. In jede dieser Schlangen, (deren Weite und Größe von den Umständen abhängt) leite ich die äussere freie Luft, vermittelst einer Röhre, die durch den Kessel in die Schlange geht, und in beide fest und dauerhaft gelöthet wird. Der Kessel kann auf die gewöhnliche Weise in einem der untern Zimmer stehen, oder an jedem andern bequemen Platze des Hauses oder Gebäudes. Man kann ihn auch neben

*) Nach Umständen giebt die Regierung für wichtige Erfindungen Privilegia (letters patent) auf 14 Jahre; während welcher Zeit Niemand die erfundene Sache nachmachen, oder zum Schaden des Erfinders benutzen darf.

Digitized by Google

neben den Heerd u. s. w. stellen, daß er von dem gewöhnlichen Feuer erwärmt werde, oder neben das Kaminfeuer irgend eines Zimmers u. s. w. Die Größe desselben wird durch den Zweck oder die Größe der zu erwärmenden Zimmer bestimmt. Von der oben erwähnten Schlange nun, (oder Schlangen) gehen auf die bequemste Weise Röhren nach den verschiedenen Zimmern oder Theilen des Gebäudes, wohin man die warme Luft leiten will. In diesen Röhren befinden sich Hähne oder Schieber, um die warme Luft einzulassen oder abzuschließen; und an einem bequemen Orte derselben ein Hahn (oder Klappe) von besonderer Construction, der sich nach den Umständen von selbst öfnet oder schließt; und dadurch verhüte ich, daß der Kessel oder die Röhren durch die Gewalt des Dampfes (Dunstes) nicht springen.

Nachdem nun der Kessel bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser angefüllet ist, wird in dem Ofen ein Feuer angemacht, und das Wasser zum Kochen gebracht, oder einem solchen Grade von Hitze, als erforderlich ist. Durch diese Hitze wird die Luft in den hohlen Gefäßen, oder Schlangen, erwärmt und verdünnet, die sodann in die Höhe steigt, und vermittelst der Hähne, oder Schieber, in die Zimmer gelassen wird. Sind die Zimmer zu weit von dem Kessel entfernt, um durch einzelne Röhren erwärmt werden zu können: so schließe ich, um den Lauf der Hitze zu verlängern, die Röhren, durch welche die warme Luft geführt wird, entweder in größere Röhren ein, in welche der Dampf aus dem Kessel steigt; oder ich leite auch die warme Luft in die größern, und den Dampf in die kleinern Röhren; wodurch verhindert wird, daß die Luftröhren nicht so geschwind kalt werden, als sie sonst würden, wenn sie der Wirkung der kalten Luft ausgesetzt wären.

Zuweilen stelle ich auch, wo es anwendbar und bequemer ist, mein Luftgefäß, oder Schlange, in ein von dem Kessel abgesondertes Gefäß, das jedoch aber immer mit demselben in Verbindung bleibt, um den Dampf aufzufassen; und so heitze ich dann mein Luftgefäß oder Schlange nur vermittelst des Dampfes; wodurch ein allzustarker Grad der Hitze vermieden wird, und die Luft unverbrannt und zum Athemholen geschickt bleibt.

Etwas vom Dachdecken.

Die Dachpfannen, oder Ziegel, womit die Förste, oder scharfen Kanten der Dächer zugedeckt werden, sind in den hiesigen Gegenden an dem einen Ende mit kleinen Löchern, vermuthlich zum Festnageln, versehen, wovon aber meines Wissens gar kein Gebrauch gemacht wird, noch gemacht werden kann, weil die Ziegel über einander fassen, also auf beiden Enden Löcher

Digitized by Google

Löcher haben müßten, wenn sie festgenagelt werden sollten; nicht zu gedenken, daß das Nageln nur da gut geschehen kann, wo die Ziegel auf zwei zusammenstoßenden Sparren ruhen.

Wenn nun die Forstziegel in untauglichen Kalk gelegt sind, oder der Kalk Risse bekommt, verwittert, wegfällt, oder von den Tauben ausgehilket wird: so fasset der Wind unter die Ziegel, und wirft sie herab, wodurch dann öftere und kostbare Reparationen der Dächer veranlaßt werden.

Um also demselben vorzubeugen, hat man hier angefangen, auf dem Forste des Gebäudes seiner Länge nach eine gute Latte zu befestigen, die obern Kanten derselben etwas abzurunden, jeden Forstziegel, wenn er mit dem erforderlichen Kalk versehen worden, darauf fest zu nageln, und die Fugen gehörig zuzustreichen. Es müssen aber diese Forstziegel etwas stärker, wie die gewöhnlichen, und die Löcher zum Nageln in der Mitte der Ziegel gemacht werden, und ist sodann nicht leicht zu befürchten, daß der Wind solche herunter werfen werde, wenn gleich der Kalk hin und wieder aus den Fugen gefallen seyn sollte. Indessen verstehet sich von selbst, daß die schadhaft gewordenen Fugen von Zeit zu Zeit wieder zugestrichen werden müssen; aber die gänzliche Umlegung des Forstes, und der öftere Verlust der Ziegel, wird doch dadurch verhütet.

In der Ungewißheit, ob man sich dieser Methode schon in mehreren Gegenden bedienet habe ich solche hiemit bekannt machen, und wenn zu guter Befestigung der Forstziegel noch ein bewährteres Mittel vorhanden seyn mögte, zugleich bitten wollen, solches in diesen Blättern mitzutheilen, da von einem festen Dache die Erhaltung des Gebäudes bekanntlich sehr abhängt.

Wegen der heftigen Stürme, welchen wir vornemlich von der Seeseite her ausgesetzt sind, wird in hiesigen Gegenden der Forst auch vielfältig statt der Ziegel mit zwei starken, anderthalb Fuß breiten eichenen Dielen zugedeckt, selbige nach dem Winkel, welchen die scharfe Kante des Daches bildet, zusammengenagelt, überdem mit eisernen Bänden versehen, auf dem Forste mit starken Klammern an den Sparren befestiget, und darauf die Dielen mit Oelfarbe angestrichen, welches alles aber beträchtliche Kosten macht, das Schneegestöber demnach nicht abhält, und bei entstehendem Brande die Gefahr vermehret, weshalb, zumal bei den immer höher steigenden Holzpreisen, die Forstziegel sehr vorzuziehen sind.

Bentheim. C. C. Wedekind.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

97tes Stück.

Freitag, den 4ten December 1795.

Appellation der Perukenmachermeister und übrigen Concessionisten hiesiger Alt- und Neustadt, an ein hochgeneigtes Publicum, gegen die vorgeschlagene Abschaffung des Haarpuders.

Lange haben wir im Stillen den allmähligen Verfall unserer Profession, nicht um unserer selbst, sondern um der Menschheit willen beweint.

Wir sahen alles namenlose Unglück daraus, das unfrisirte Köpfe in der Welt stiften würden. Wir sahen es daraus, wie mächtig die gänzliche Abschaffung des Frisirens und der Perüken auf den Umsturz ganzer Reiche wirken würde. Aber wir schwiegen, weil wir noch immer hofften, daß irgend ein französisches Conventsmitglied oder einer der jetzigen vielen tiefdenkenden deutschen Politiker auch diese Ursache der zunehmenden Anarchie und Insubordination entdecken und durch ein zweckdienliches Decret der gründliche philosophisch politische Abhandlung unsere Kunst aus der Tiefe emporheben und mit ihr Ordnung und Harmonie in der Welt der Dinge wieder herstellen würden.

Da man aber jetzt ganz öffentlich gegen uns auftritt, und uns sogar den Gebrauch des Puders rauben will, so ist es Zeit, daß wir den mannigfaltigen Einfluß zeigen, den unsere Kunst auf die Erhaltung der Staats- und Landesverfassungen, mithin auf das Wohl ganzer Völkerschaften gehabt hat und stets haben wird, so lange noch ein fester Unterschied zwischen Menschenköpfen und den Köpfen unvernünftiger Thiere statt finden wird.

Wir wollen jetzt nicht des großen Antheils unserer Kunst an körperlicher Schönheit und Ebenmaas erwähnen, die, wie wir von unseren philosophischen Kunden vernommen haben, nach den neuesten philosophischen Systemen, so innig mit Tugend und Sittlichkeit verwebt sind. Wer weiß es nicht, daß eine zu erhabene Stirne, ein zu stark emporspringender oder zu sich zurückfallender Vorkopf, ein zu

Digitized by Google

hohes, zu langes oder zu stark geschlitztes Ohr, kurz, jede Nachlässigkeit die sich die Natur an den Köpfen des schönen Geschlechts hat zu Schulden kommen lassen, mit Hülfe unserer Kunst in eine reizende Harmonie mit den übrigen Theilen gebracht werden kann. Wer weiß es nicht, wie oft wir durch unsere Geschicklichkeit einen ältlichen Stutzerkopf in den Kopf eines jungen rosigten Elegants verwandelten, wie oft wir einem nur dürftig behaarten Haupte das Ansehen eines Simsonskopfes vor seiner Liebschaft gaben? Wer weiß es nicht, wie oft wir durch ein Paar Kammstriche einem Vollmondsgesicht das gehörige Oval, oder einem schmalbackigten Quadratsgesicht die sanfte Rundung der Wangenknie verschafft haben?

Wir übergehen ferner mit Stillschweigen, wie sehr unsre Kunst selbst jeden Ausdruck der Seele zu erheben verstehet. Wer weiß es nicht, daß oft durch die geschickte Wegung einer einzigen Locke, der zärtliche oder schmachtende oder einladende oder zurückstossende oder gebieterische oder passionirende Blick einer männerliebenden Dame erhöhet und verstärket wird? Wer weiß es nicht, daß oft durch einen mit Ueberlegung und Nachdenken angebrachten Bau der Locken und des Backenbartes, kurz, mit Recht rechnen wir dieses zu einem wesentlichen Theile unserer Kunst, so stehen auch in dem neueren Zeiten das Barbiermesser (welches freylich gemacht hat,) der Ausdruck von Kaltsinn, unserer Festigkeit, Standhaftigkeit, Beharrlichkeit und jeder männlichen Tugend auf den Männerphysiognomien hervortapirt und fix da.

Wir schreiten lieber gleich zu dem Beweise des wichtigen Einflusses, den Kamm und Puderquast nothwendig auf Erhaltung der Landesconstitution und Bewahrung der öffentlichen Ruhe und Ordnung haben müssen und stets gehabt haben.

Es gehört nicht zu unserem Meier, uns in eine tiefe Untersuchung der jetzt so sehr streitigen politischen Frage, ob das Wohl und Weh eines Landes blos von Gesetzen oder blos von Menschen abhänge, einzulassen. Aber das lehret uns eigene Erfahrung, daß das Wohl unserer Zunft auf vernünftigen Gesetzen und tüchtigen Gilbemeistern zugleich beruhe, und wir glauben daher, vom Kleinen auf das Große zu schliessen, daß dieses der nemliche Fall auch bey einem großen Staate seyn werde; ferner hat die Erfahrung vom Anfange der Welt gelehret, daß innere Talente und Verdienste allein selten im Stande sind sich das nöthige Ansehen beim Regimente zu verschaffen, sondern daß beides nothwendig durch äusserliche Zierden und Verzierungen verstärkt werden muß, wenn es auf den grossen Theil der blos sinnlichen Weltmasse vollständig wirken soll. Was man auch in hohen natürlicher,

licher, als daß man dergleichen Verzierungen hauptſächlich an den Köpfen der befehlenden Klaſſe in aufgeklärten Ländern und Staaten anzubringen ſuchte, da doch eigentlich die Kunſt zu regieren ihren Hauptſitz von Rechts wegen in den Köpfen der Menſchen haben muß? Es würde uns zu weit führen, eine Geſchichte der verſchiedenen Veränderungen der Regierungsköpfe aller Völker und Zeiten und ihre Folgen auf die Glückſeeligkeit der Staaten hier aufzuſtellen, wir gehen vielmehr gleich zu der wichtigen Periode der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts über, in welcher die Perüken, die Hauptwerke unſerer Kunſt, ihr Daſeyn erhielten. Die Geſchichte gedenkt zwar nicht der beſondern Umſtände, wodurch dieſe Kunſtwerke ein ſo ſchnelles und auſſerordentliches Glück bei allen Regierungsköpfen machten, daß Könige und Fürſten, Feldherrn und Staatsminiſter, zu letzt die jüngſten Befehlshaber im Staate, als zum Beiſpiel diejenigen Herrn, welche wir anjetzo unter dem Namen von Auditoren verehren, uns im Theil noch friſiren, ſie als das angemeſſenſte Attribut ihres Standes anſahen, wie ſolches noch heutiges Tages durch die Bildniße mancher verdienſtvollen Vorfahren, welche wir leider nur zu oft noch blos in den abgelegenen Puderkammern ihrer Nachkommenſchaft erblicken, hinlänglich beſtätiget wird. Ein Hauptgrund dieſer großen Achtung und Liebe für die Perüken ſcheint jedoch der geweſen zu ſeyn, daß man in den damaligen Zeiten die Weisheit, die erſte nothwendigſte Regententugend in allen möglichen Staatsverfaſſungen, als eine Tochter des Gedächtniſſes und der Erfahrung anſahe, daß man ſie alſo nur bei Perſonen von geſetzten Jahren vermuthete, und daß daher auch Jünglinge vermittelſt der Perüken ſich das äußere Anſehen eines geſetzten für Weisheit gereiften Alters bei dem Volke zu geben ſuchten.

Die Urſache ſey indeſſen, welche ſie wolle, ſo iſt ſo viel gewiß, daß die Periode von 1680. an bis 1780. in welcher unſer Metier den Gipfel ſeines Flors erreicht hatte, gerade auch dasjenige Jahrhundert ſeit unſerer chriſtlichen Zeitrechnung geweſen iſt, in welchem unter den armen europäiſchen Sterblichen noch die meiſte vernünftige Ordnung, der richtigſte Tact von nothwendigen, nicht auf metaphyſiſchen Begriffen von Vollkommenheit, ſondern auf den natürlichen Schwächen, Fehlern und Gebrechen der Menſchen beruhenden Societätsverhältniſſen, daß heißt, die practiſch richtigſten Begriffe von den Grenzen, um dem Gewicht und Gegengewicht der legislativen, executiven und richterlichen Gewalt, die meiſte wahre Fröhligkeit, mit der auf dieſe ſich gründenden Tugend und Sittlichkeit, geherrſcht haben, und eben darum die größte Maſſe individueller menſchlicher Glückſeligkeit gewiß in dieſes

Digitized by Google

Jahrhundert gefallen sey. Es ist daher nicht Vermessenheit, wenn wir behaupten, daß ein Hauptgrund der Glückseligkeit des bemerkten Jahrhunderts in dem Flor unserer Kunst gelegen habe. Durch sie erhielt jeder verschiedene Stand sein angemessenes Costum, durch sie wurden bei der großen Volksmasse, auf deren Seelen blos bildliche Vorstellung wirkt, Begriffe und Achtung für die verschiedenen Würden und Stände im Staate eingeflößt und erhalten, und schon in dem Säugling auf dem Arme seiner Mutter wurd durch den Anblick der Wolken-, Knoten-, Alonge-, Beutel-, Schwanz- und anderer Perüken das Gefühl von der nothwendigen Verschiedenheit der Stände und Macht haberei und von der einem jeden derselben schuldigen Achtung und Ehrenbietung geweckt, welches, wie jeder erste Jugendgefühl, auch in der Seele des erwachsenen Mannes nicht völlig erlöschte. Ein Gefühl, das für Ruhe und Ordnung im Lande gewiß mehr werth war, als die abstrakten Begriffe womit man jetzt freilich nicht durch Perüken, sondern durch Volksschriften die Glückseligkeit der Staaten befördern will. Und was brauchen wir mehr, um unsere Behauptung zu beweisen? Hat nicht Frankreichs Nationalconvent, nachdem er alle mögliche aus abstrakten Begriffen hergeleitetten Künste um Ordnung und Ruhe im Staat wieder herzustellen, vergeblich angewandt hatte, selbst eingesehen, daß nur in einem sich auszeichnenden Kostum der verschiedenen Autoritäten ein Haupterrettungsmittel für den Staat müsse gesucht werden? Unser unglückliches Schicksal hat es gewollt, daß, obgleich so mancher andere Professionsverwandte zu der Würde eines Conventsdeputirten gelanget ist, dennoch auf kein Mitglied unserer Profession eine solche Wahl gefallen ist. Gewiß würde man alsdann bei den langen und feurigen Debatten über diesen wichtigen Gegenstand, mehr auf Haar- und Backenbart Rücksicht genommen und dann gewiß schneller und sichrer den gressen Zweck erreicht haben. Wir glauben durch das obige genugsam dargethan zu haben, was für einen wichtigen Einfluß unsere Profession auf Ruhe und Ordnung in dem Staate habe, und wie äußerst pflichtig es für die Oberlandespolizei sey, unser Gewerbe nicht sinken zu lassen. Allein eben so gewiß ist die Wahrheit, daß Puder der Kern und Grundpfeiler unserer Profession ist. Nur durch Puder vermogten unsere Vorfahren den Jünglingsköpfen das Ansehen alter erfahrner Männer zu geben, so lange Weisheit nicht vor dem Alter kam, nur durch Puder können wir, ihre Nachkommen, den Köpfen der Greise das Ansehen eines mineren Alters geben, seitdem durch eine umgekehrte Ordnung der Dinge Weisheit dem Alter mit schnellen Schritten vorauslauft. Und so sehr wir

Digitized by Google

wir auch von der Wahrheit überzeugt sind, daß unsere weiblichen Kunden nie alt und grau, sondern höchstens nur ältlich und graulich werden, können wir doch dieses auch bei der elegantesten Hälfte des Geschlechts nach und nach einstellenden ernsteren Kopfschattirungen ohne Puder nicht völlig besiegen. Denn fern sey von uns der Gedanke, durch bleierne Künste oder andere schädliche und giftige Mittel jene Schattirungen gänzlich vernichten zu wollen; hat doch selbst die verbleichende Rose noch ihre, obgleich melancholische Reize!

Dieses so wesentliche Bedürfniß unserer Kunst will man uns nun rauben. Und warum? weil davon jährlich viele hundert Menschen könnten gesättiget werden. Denn das ist das einzige Hauptargument unseres Antagonisten. Bestünde das ganze Menschengeschlechte blos aus Magen und Bauch, dann müßte man freilich alle Gaben und Producte der drei Reiche der Natur blos als Gegenstände der Digestion betrachten. Dank sey es aber dem Himmel, der den Menschen nicht so tief herabwürdigte, der ihm vielmehr Empfänglichkeit für den mannigfaltigen Genuß der feineren Freuden des Lebens schenkte; der ihm die Fähigkeit gab sich zu frisiren und zu pudern verliehe, die ihn so charakterisch von allen Thieren unterscheidet, daß Friseur und Perüken mit Recht als integrirende Theile der Humanität anzusehen sind. Annoch würde das Argument unseres Gegners noch einen Schein von Wahrheit haben, wenn Brod- und Saatkorn durch unsere Puderquasten vermindert würden. Allein welcher Verläumder wird es wagen uns den Vorwurf zu machen, daß wir uns je Rockenmehls, statt des Puders, bedient hätten? Nur der feinste Vorlauf des Weitzens ist das Material unserer Kunst, und bedienen wir uns auch zuweilen, statt dieses, des gelblicheren Gerstenstaubes, so geschiehet doch dieses nicht aus schnödem Gewinne, sondern blos um die nöthigen Nuancen beim Pudern hervorzubringen.

Weitzen allein ist also das eigentliche Naturproduct, dessen wir zu unserer Kunst bedürfen. Und nun berufen wir uns auf alle große und kleine, vornehme und geringe Oekonomen unseres Landes, ob nicht unsere Kunst auf wahre Beförderung des Ackerbaues und der Landescultur einen wohlthätigen Einfluß habe, besonders wenn, wie jetzt, diesem hehren Produkt die Ausgänge nach auswärtigen Ländern auf eine so strenge Weise verboten sind. Dreimal vielmehr, statt einmal an jedem Tage, sollten sich jetzt alle im Lande befindliche wohlthätige Gutsbesitzer und Pächter, alle patriotische Kornhändler, Hand in Hand mit den gemeinnützigen Capitalisten, denen Oele der auf den Kornwegen circuliren, frisiren und pudern lassen, was für schöne Weitzenpreise würden ihnen dann winken, welch eine Vermehrung

Digitized by Google

rung des Geldumlaufes würde entstehen, und wie glücklich würde das Ganze, auch selbst bei der jetzigen leidigen Weltsperre seyn? Oder glaubt unser Gegner vielleicht, daß den Genuß der Kreugel, Zwiebäcke, Kuchen und der mannigfaltigen Näscherein, die Leckerei und Schwelgerei aus Weißenmehl erfunden, Wohlthat für die ärmeren Volksklassen sey? — Wie manches arme Kind hat durch Ueberfütterung mit Kreugel und Zwieback sein Leben in der schönsten Blüthe verlohren, wie manche bürgerliche Familie ward durch übermäßigen Gang der Hausfrau zu Kuchen und Franzbrod ruinirt, wie mancher Groschen und Thaler ist für dergleichen Näschereien hingegangen, der, bei dem Genuß eines gut ausgebackenen Stückes Schmalzbrodes, für Kinder oder schlechte Zeiten hätte können erspart werden? —

Dies ist hoffentlich für den einsichtsvollen richtenden Publicum genug, um das Argument unsers Gegners zu Boden zu stürzen.

Wir müssen jetzt nur noch einen Einfall unsers Gegners auf unsern Stand selbst gedenken. Zeitverderb nennt er die Zeit, die bei dem Frisiren zugebracht wird. Hätte unser Gegner seine Abhandlung beim Frisiren geschrieben, so würden wir ihm für seine Meinung völlig recht geben. Allein ganz anders ist den Fall bei unsern hochverehrten Kunden. Keinem von diesen ist die Zeit verdorben, die er beim Frisiren zubringt. Freundlich sieht die blühende Schöne beim Frisiren in den Spiegel und denkt an ihren Geliebten, und froh liest der Geliebte beim Frisiren die süßen Zeilen (man erlaube uns diese Kleine Vermehrung des Campischen neuen teutschen Wörterbuches,) seiner Gebieterin. Mit heiterer Miene empfängt uns der in Arbeit vertiefte Geschäftsmann, um zur Distraction die Neuigkeiten des Tages von uns zu vernehmen, und selbst der ernste Hausvater lächelt freundlich, wenn ihm seine liebe Hälfte beim Theetisch mit schalkhaftem auf den nächsten Abend hinzielenden Blick zurufet: Mein Lieber, heute hat es Herr Jäger gut gemacht! welcher Psychologe weiß aber nicht, wie stark und mächtig eine vergnügte oder mißvergnügte halbe Stunde am Morgen auf den Gang und selbst auf das Wesen aller Geschäfte des Tages wirkt? Wir würden uns den Namen der Plauderer und Verräther zuziehen, wenn wir uns in eine detaillirte Erzählung alles dessen einlassen wollten, was sonst noch gutes und angenehmes für die Friseurstunden des menschlichen Lebens aufbewahrt wird. — Nicht sehen und schweigen muß stets das Motto eines Friseurs von Ehre seyn. — Mit gutem von unserm Gerechtigkeit liebenden Publicum die ungerechte Anklage unserer Mitgenossen gänzlich widerlegt zu haben und mit froher Sehnsucht sehen wir der Zukunft entgegen, wo Zwiebäcke und Kuchen mit

Digitized by Google

it allen schlichten Sansculottenhaa
ft aus unserem lieben deutschen Va
terlande verschwuche und nur Friede
d Ueberfluß mit Perucken und seiden
n Haaren in unsere Wohnungen
ieder kehren werden.

Und so empfehlen wir denn dem
hochgeneigten Publicum überhaupt,
und besonders unsern hochverehrten
Kunden, uns und unsere Kunst zu
fernerer geneigten Protection.

Sämtliche Perukenmachermeister und übrige Confessio
nisten hiesiger Alt- und Neustadt.

Beitrag zur Beantwortung der Anfrage, im 26ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre.

Man weiß, daß die Kartoffeln sehr leicht gefrieren, und alsdann gemeiniglich ganz unbrauchbar werden. Wenn sie in ihren Behältnissen durch den Frost gelitten haben, und nach dieser Verletzung noch eine Zeit lang liegen bleiben, dann ist ihnen nicht so leicht zu helfen, als wenn man es gleich Anfangs entdeckt. Alsdann kann man sie nur mit etwas kaltem Wasser anfeuchten, welches den Frost herauszieht, so, daß man sich ihrer eben so gut als der nichtgefrornen bedienen kann. Das Wasser ist das Mittel, wodurch man alle Früchte vom Froste befreien kann, wenn man sie nemlich in einen Zuber voll kalten Wassers wirft, und sie eine verhältnißmäßige Zeit darin stehen läßt. Man bemerkt alsdenn, daß die Eistheilchen sich auf die Oberfläche der Knollen ansetzen, und nach und nach eine Eiskruste bilden. Die Frucht ist nach dieser Procedur so eßbar, als ob sie nicht gefroren wäre. a) Die jungen Vierbohnen, (Schminkbohnen, Phaseolus vulgaris,) können nicht den mindesten Frost aushalten; im Anfange des Mais, hatten in meinem Garten zwei Bete davon sehr gelitten. Ich ließ sie hernach gleich mit Wasser nur leicht besprengen, und sie wurden sehr gut hergestellet." b)

Vielleicht mögte manchem Leser diese Behauptung des Herrn Landvogts Engel, daß die Frucht der Kartoffeln nach dem Aufthauen im kalten Wasser wieder eßbar würden, etwas zu gewagt vorkommen, daher bringe ich hier folgenden Versuch bei:

Ich ließ am 30ten Januar, des Vormittags, Kartoffeln in freier Luft ge-

a) Nicht völlig, wie der folgende Versuch zeigt.

b) Traité de la nature, de la culture, et de l'utilité des pommes de terre, par un ami des hommes. P. 33. 34. (à Lausanne. 1771. 8.)

Digitized by Google

gefrieren, so, daß sie samt und sonders, wie Nüsse klapperten, und gleich nachher in kaltes Wasser werfen. Nach Verlauf einer halben Stunde sahe ich, daß sich schon auf der Oberfläche der Knollen Eistheilchen zeigten, und daß sie alle an einander fest gefroren waren. Zuletzt wurden sie mit einer etwa 3 Linien dicken Eiskruste überzogen, und es dauerte 3½ Stunden, bevor sie völlig aufgethauet waren. Die obern Theile waren etwas weich geworden, und hatten zum Theil ein weißliches Ansehen. Diese aufgethaueten Knollen ließ ich etwa eine halbe Stunde nachher kochen und probiren. Nur ein Paar derselben hatten jenen widrigen Frostgeschmack, die übrigen waren eßbar, jedoch der Geschmack etwas herber und zusammenziehender. Es kann seyn, daß sie, wenn man sie länger vorher trocknet, auch diesen Nebengeschmack verlieren, aber so gut, als wenn sie gar nicht vom Froste gelitten haben, schmecken sie nicht. Gesetzt aber, man wollte diese aufgethaueten Kartoffeln, auch nicht zum Essen gebrauchen, so sind sie doch noch immer als Viehfutter brauchbar. — Nur dürfen die Kartoffeln nicht so lange liegen, bis sie von selbst durch die Wärme aufthauen, alsdenn würde das kalte Wasser nichts mehr helfen, und sie sind auch alsdenn, meiner Erfahrung nach, zum Füttern nicht mehr tauglich.

Die Peruaner thauen ihre Kartoffeln, die sie, um sie gefrieren zu lassen, in Säcken auf die Berge und Höhen tragen, auf eine ähnliche Art auf. Sie lassen nemlich diese Säcke mit den gefrornen Kartoffeln in fließendem Wasser liegen, bis sie zu Mehl geworden sind, und die Haut abgeht, welches gewöhnlich in 14 Tagen zu geschehen pflegt. Die Haut schaffen sie vermittelst eines Siebes weg, und das durchfallende Mehl, was durch das Wasser seinen schädlichen Geruch verlohren hat, brauchen sie zu ihren Suppen, Kuchen und andern Speisen. — Bei uns nutzt man freilich die gefrornen Kartoffeln nicht zu diesen Endzwecken, allein das Factum selbst ist richtig, und dient zur Beantwortung der Anfrage.

Hannover. J. G. L. Blumhof.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

98tes Stück.

Montag, den 7ten December 1795.

Der Geist mit Fleisch und Bein.

Ein Beitrag zu den Geistermährchen und Gespensterhistörchen der neuern Zeit *).

„Der Abend war stürmend und kalt. Ein dichter Schleier lag auf der sterbenden Natur. Durch den Hohlweg sauste der Herbstnord; und der bleiche Mond führte zitternd seine hagern, schauerlichen Nebelgestalten vor meinem Wagen vorbei. Jetzt hatten wir glücklich das Stadtthor erreicht; pfeilschnell rollten wir durch die breiten Straßen dahin; und in wenigen Augenblicken waren wir schon da, vor dem uralten, geräumen Gebäude, wo unser Gespann Halt machen mußte.

Hocherfreut über die nun glücklich vollendete, traurige Fahrt, und nach Ruhe und Erholung mich sehnend, ging ich eilend hinein, und wandelte die ersten, steilen Treppen hinauf. Hier wies man ein Zimmer in der dritten Etage zur künftigen Wohnung mir an. Es war eine geräumige Stube, ganz nach antikem Modell und Geschmack — groß, wie ein Saal — im Hintergrunde verschiedene Nischen — die Decke mit veraltertem Zierrath geschmückt — und die Wände rundum mit Büsten mythologischer Helden bepflanzt.

Ich stand eine Weile in tiefen Gedanken verlohren, und mein Blick irrte sinnend unter den unbekannten Gegenständen umher. Mir schwebten lebhaft jene ritterlichen Zeiten mit allen ihren schaurigen Auftritten vor. Es war mir, als wäre ich selbst auf eine solche, verödete Burg verschlagen, als sähe ich die Wand mit Panzern und Schwerdtern und Helmen behängt, als harrte ich nur noch der Rück-

*) Folgende Erzählung ist aus dem Munde eines gewissen Herrn von S., dem sie vor einigen Jahren bei seiner Ankunft in L. so begegnete, wie man sie hier geschildert findet. Man hat der Sache natürlichen Lauf gelassen, um der strengen Wahrheit nichts zu vergeben.

Digitized by Google

Rückkunft des streifenden Ritters-manns. Dann war ich wieder aus meinem Traume erwacht, und schlug meine Augen weit auf, als ich allein mich fand. Mich dünkte der Ort zu verlassen und einsam; und bald fing eine traurige Langweile mich heftig zu quälen an. Wenn doch ein Freund zur Gesellschaft sich fände! seufzte ich in mir. Aber kaum hatte ich den Wunsch noch gedacht; siehe, da hörte ich zu meinem Vergnügen, die Thüre auch schon aufgehen, und es trat ein alter Bekannter herein.

„Willkommen, rief er beim Eintritt, willkommen auf der Geisterburg!"

Ich stutzte bei dem ungewöhnlichen Entree. Ist es Scherz, fragte ich hastig, oder hat der Name Bezug?

„Ja, ja, fuhr er fort, man trägt sich mit mancherlei seltsamen Histörchen umher. Dies Haus — diese Stube — — hum, Freund! ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Anfangs lachte ich darüber; aber seit einiger Zeit deucht es mir anders, denn das Ding fängt an, etwas ernsthaft zu werden. Deswegen wunderte ich mich gleich, als man ihnen diese Stube zur Wohnung anwies."

Bei jedem dieser Worte stieg meine Neugier, und wurde meine Erwartung immer höher gespannt. Ich ahndete, im voraus, was ich bald hören würde; und weil ich darauf vorbereitet genug zu seyn schien, so drang ich mit Ungestüm in ihn, daß er erzählen müßte.

Und nun zählte er sein Dutzend Geschichtchen von Nachterscheinungen und Geistern mir auf, die in meiner Wohnung ihren Schauplatz aufschlügen. Doch, meine Furcht, so wie sie gestiegen war, verlohr sich allmählig nun wieder, je augenscheinlicher seine Erzählungen das Gepräge der Seltsamkeit und des Lächerlichen an sich trugen. Nur das eine schien mir befremdend und sonderbar, daß man mich gerade auf ein Zimmer geführt habe, wo noch vor kurzem einer meiner geliebten Freunde, der jüngste von zwei würdigen Brüdern, die sich hier gleichfalls aufhielten, verstorben wär; nicht weil Referent mir erzählte, daß er noch dann und wann seine alte Heimie besuche, sondern weil ich nun erwarten müßte, daß alle Gegenstände mich oft an ihn wieder erinnern, und die vernarbende Wunde des Herzens nur gefährlicher wieder aufreissen würden.

Indeß rückte die Mitternacht immer näher heran. Mein Freund eilte also mit seiner Erzählung zu Ende, schloß mit dem mir ertheilten, wohlgemeinten Rathe, eine Nachtwache zur Gesellschaft bestellen zu lassen; und als ich mich nicht sogleich geneigt finden wollte, demselben zu willfahren, wünschte er mir gut Glück zum nächtlichen Kampfe, und ließ mich allein.

Kaum war er gegangen, so fühlte ich plötzlich eine unerwartete Veränderung in mir selbst vorgehen. Sonderbare Gedanken durchkreuzten meine

Gem

Digitized by Google

Seele; mein Muth schien zu sinken; und wiewohl ich von Jugend auf der berüchtigten Ammenphilosophie eben nicht hold gewesen seyn mogte: so fühlte ich doch jetzt durch alle Glieder einen eisigen Schauder rinnen, und mir schien wirklich bange zu werden vor der hereinbrechenden Mitternachtsstunde. Die Natur selbst trug das Ihrige zur Vermehrung dieser sorglichen Aengstlichkeit bei. Denn, auf den unfreundlichen Abend folgte eine noch unfreundlichere Nacht. Der Mond war völlig erloschen, die Sterne verdunkelt; der Sturmwind rauschte noch immerfort fürchterlich durch die engen Straßen der Stadt; die Schornsteine heulten; die Thurmfahnen klirrten; die Fenster erbebten; und den Erdenball schien eine dicke Todesfinsterniß auf ewig begraben zu haben. Nun begann ein langer, innerlicher Kampf mit mir selbst. Bald wollte ich flüchten, bald bleiben; bald mir Gesellschaft holen, bald wieder allein seyn. So stand ich eine Zeitlang verwirrt und unentschlossen da, ohne zu wissen, wozu ich greifen sollte. —

Endlich trug meine Standhaftigkeit dennoch den entscheidenden Sieg davon. Ich beschloß nemlich nun fest bei mir, Trotz aller Mährchen und Schnurren! gleichwohl für diese Nacht allein zu bleiben, und immerhin den Versuch einmal auf gutes Glück getrost zu wagen. Ich zündete also ein neues Licht an, entkleidete mich darauf ruhig, nahm ein Buch zur Hand, legte mich auf ein kleines Ruhebette, das zur Seite stand, und las, in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Jetzt schlug es eilf Uhr auf dem hohen Michaelisthurm. Jeder Schlag zitterte doppelt durch meine Fibern hin. Es fehlte nicht viel, so wäre abermals mein ganzer Muth erloschen. Schon glaubte ich meinem Freunde doch nicht ganz Unrecht geben zu dürfen; schon wünschte ich, seinen Rath nicht verworfen zu haben; schon wähnte ich mich fast so gut, wie verlohren; lag, von Furcht und Angst gefoltert, den stieren Blick auf meine Stubenthür geheftet, starr wie ein Leichnam, da, und horchte in fürchterlicher Stille auf das leiseste Geräusch. Allein, noch immer wollte sich auch nicht das Geringste vernehmen lassen, obgleich die schauerliche Zeit zur Hälfte schon verflossen war. Immer blieb alles noch ruhig und still. — Endlich ertönte, wie Freudenmusik, die so schmerzlich erwünschte, zwölfte Stunde, und machte aller meiner Furcht und Besorgniß ein Ende. Ich fühlte mich wieder froher und leichter ums Herz, und konnte mich kaum eines strafenden Lächelns über mich selbst, noch mehr aber über die Erzählungen des vergangenen Abends erwehren. Von den Mühseligkeiten meiner gehabten Reise, und von der überstandenen Angst herbeigeführt, senkte ein sanfter Schlummer sich auf meine müden Augenlieder herab; und ohne weiter Gefahr und

Digitized by Google

Unglück zu ahnden, schlief ich in wenig Minuten fest ein.

Kaum ein halbes Stündchen aber mogte ich wohl der süssen Erquickung genossen haben, als auf einmal ein starkes Geräusch und Gepolter mich recht unsanft aus meinem Schlummer schreckte. Aengstlich bebend erwachte ich, und überzeugte mich wirklich nun, daß es kein Traum war. Es ward immer stärker und lauter, kam immer näher und näher nach meiner Stube zu; und je näher es kam, um desto höher stieg meine Angst und Bestürzung. Jetzt drückte es aufs Schloß — die Thüre flog weit auf, und — eine lange hagere Gestalt, über und über in weiß gekleidet, trat langsam herein. Man denke sich den namenlosen Schreck! Unbeweglich lag ich da, hielt fest meinen Odem an mich; denn durch den geringsten Laut glaubte ich verrathen zu seyn. Ein heftiger Angstschweiß drängte sich aus allen Gliedern hervor. Ich hielt mich schon auf die letzte Stunde gefaßt; und blickte mit unverwandten Augen den Geist an. — — Nun zweifelte ich nicht mehr; nun hatte ich mich völlig überzeugt. Er war es, er war es leibhaftig, mein verstorbener Freund; und obgleich des Todes kalte Hand sie geblaßt, und verstellt hatte, so erkannte ich doch selbst noch in den kleinsten Zügen sein Bild.

Mit leisen Schritten ging er die Stube auf und nieder, und ließ ein mal ein tiefherausgewundenes Stöhnen vernehmen. Still betrachtend verweilte er sich eine Zeitlang bei allen Gegenständen, starrte sie wehmüthig an, seufzte, und ging. Dann trat er näher zu mir, und warf einige düstere Blicke auf mich. Ich glaubte des Todes zu seyn. Doch, schnell wandte er sich um, und ging abermals die Stube hinab. Jetzt war mir's unmöglich, länger aushalten zu können. Ich wollte quer durch aus meiner Stubenthür fliehen. Ich raffte mich auf — sprang heftig hervor — rannte, hilf Himmel! auf ihn selbst, und stürzte sinnlos samt meinem Geiste zu Boden. — — —

„Wo bin ich?" stöhnte es leise. „Wer bist du?" hallte ich wieder, als ich aus meiner ersten Betäubung erwachte, und fand, daß ich nicht mit Geistern und Luft, sondern wirklich mit Fleisch und Bein zu kämpfen hatte. Aber kein Laut erfolgte; denn der Schrecken hatte ihm nun völlig die Sprache benommen. Da hob ich den Unglücklichen sanft vom Boden auf, legte ihn auf mein vorigen Angklager hin, und erwartete mit Ungeduld den weitern Ausgang der Sache.

Nach Verlauf einer guten Viertelstunde, hatte ich die Freude, zu sehen, daß er zum erstenmal die Augen wieder aufschlug, und zu sich selbst zu kommen schien. Verwunderungsvoll, wie aus einem Traume erwachend, blickte er mich an, als wenn er mir sagen wollte: Wie komme ich hieher? Und eben das war der

groß

große Räthsel, welches ich selbst auf lösen zu haben wünschte.

Während der Zeit hatte ich, selbst ihn immer mit Aufmerksamkeit stillschweigend betrachtet, und immer noch wollte sich die auffallende Aehnlichkeit zwischen ihm und meinem verlorbenen Freunde nicht verliehren. Daß es der letztere nicht seyn konnte, wußte ich nun; daß es aber derjenige wäre, den ich in ihm bald darauf erkannte, daran hatte ich gar nicht gedacht. Bekannt schien es mir, gesehen hatte ich ihn: wer er aber sey, konnte ich dennoch nicht sagen. Eine Frage an ihn sprengte den Knoten, und unsere nachmalige Unterredung entschleierte mir die verborgene Sache ganz.

Es war der noch übrig gebliebene Bruder meines verstorbenen Freundes. Beide Brüder hatten sich so ähnlich gesehen, daß es Mühe kostete, sie von einander zu unterscheiden, wenn man sie nicht ganz in der Nähe sah; denn sie waren stets überein gekleidet, hatten fast einerlei Größe, einerlei Gang, einerlei Sprache, einerlei Manieren. Als der Tod darauf mit unbarmherziger Hand den einen dieser edlen Brüder im Frühling der Jahre dahin raffte, so schien der Ueberlebende untröstbar über den Verlust dessen sich zu härmen, den er so sehr liebte, und pflegte nach oft bei Tage das Zimmer, welches jener bei seinen Lebzeiten bewohnte, zu besuchen, um dort den schmerzlichen Fall im Stillen zu beweinen. Außerdem gehörte er zu der Zahl jener unglücklichen, die des Nachts oft umherwandeln, ohne es selbst zu wissen. Was war nun natürlicher, als daß er das, was bei Tage seine Seele füllte, und die liebste Beschäftigung war, auch des Nachts im wachenden Schlafe, als Nachtwandler that, und so Veranlaßung zur Geburt der ungereimtesten Märchen und Fabeln wurde?

Dies war das Ende des tragicomischen Vorfalls. Es gab mir Beruhigung, denn es brachte meine völlige Ueberzeugung in solchen Sachen zur Reife; es machte mir Vergnügen und Freude, denn ich fand darin einen Freund, den ich bis jetzt mit Recht unter meine edelsten und geliebtesten Vertrauten zählen darf. — Seit der Zeit übrigens habe ich ein etwas ähnliches wieder erlebt.

Wahrlingen. Candidat Busse.

Das wohlthätige Schild.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts lebte ein Maler, der im Portraitmahlen ungemein glücklich und sehr berühmt war. Er war von Geburt ein Niederländer, und nachdem er lange Zeit durch angestrengten Fleiß

Fleiß in Frankreich und Italien seine Kunst vervollkommnet hatte, nahm er seinen Aufenthalt in Amsterdam, und verewigte daselbst viele Personen mit seinem treffenden Pinsel. Ein reicher Kaufmann in Leiden wollte auch von ihm gemalt seyn und verschrieb ihn dahin. Sie wurden um 200 Ducaten wegen des Gemäldes einig, und nun war es des Künstlers Wunsch, in der Nähe dieses Kaufmanns zu logiren. In der Straße, wo derselbe wohnte, war nur ein Gasthof, und ob er gleich nicht von dem besten äusserlichen Ansehen war, mußte er sich entschließen, darin auf einige Wochen seine Wohnung zu nehmen. Den Wirth dieses Gasthofs lernte er bald als den gefälligsten und bravesten Mann von der Welt kennen, zugleich machte er aber auch die traurige Bemerkung, daß der Gasthof wenig Zuspruch und fast gar keine Nahrung hatte. An einem gewissen Abend erkundigte sich der Maler bei seinem Wirthe, warum sein Gasthof in so sichtbarem Verfall wäre, da er doch alle Eigenschaften eines guten Wirthes an sich hätte? Die Antwort war: „es rühre solches theils daher, weil die Straße etwas entfernt läge, und nicht im Mittelpunkte der Stadt sich befände; theils aber auch daher, weil er aus Mangel des Vermögens dem Hause keinen grösseren äußerlichen Glanz geben könnte, und weil man doch gewohnt wäre, von dem Aeußeren aufs Inwendige zu schliessen.“ Nachdem der Kunstmaler ein wenig hierüber nachgedacht hatte, erwiederte er seinem offenherzigen und aufrichtigen Wirthe voll Edelmuth und Menschenliebe: „Sie haben vollkommen Recht; ich denke aber beide Hindernisse ihrer Nahrung und ihres Wohlstandes entfernen zu können. Was das Abgelegene ihres Gasthofs anbelangt, so will ich dem, durch ein Aufmerksamkeit erregendes Schild, abhelfen; um den andern Punkt zu bestreiten und ihren Gasthof äusserlich besser zu bekleiden, will ich ihnen, ohne Interesse, 200 Ducaten auf etliche Jahre leihen. Das letztere that er sogleich, und mußte auch sofort die nöthige Reparatur und Ausschmückung des Gasthofes dafür veranstaltet werden. Auch malte er nun mit recht großem Fleiße ein Schild, das den Wirth des Gasthofes, recht nach dem Leben getroffen, auf einem wilden Pferde reitend vorstellte, doch so, daß er nur einen Fuß im Steigbügel hatte, und ganz auf der einen Seite herab hängend, augenblicklich vom Pferde zu fallen schien, mit der Unterschrift: Help myne Heeren, ick fall van't Paerd! (Helfen sie meine Herren, ich falle vom Pferde.)

Was der Maler gehofft hatte, ereignete sich würklich. Einheimische und auch Fremde gönnten nun diesem Gasthofe einen häufigen Zuspruch. Jeder wollte nun dem vom Pferde fallenden Wirthe aufhelfen. Oft hatte der Gasthof nicht so viel Gelag, als er Gäste und Zuspruch bekam. Schon im ersten Jahre hatte der Wirth mehr

mehr,

ehr, als die ihm vorgeschossenen 00 Ducaten profitirt

Nach Verlauf von drei Jahren prach der edeldenkende Maler wie er bei ihm ein, und erhielt nun seine orgeschossene Summe mit dem feurigsten Danke, den ein solcher Glücksefördrer verdiente, wieder. „Vor llen Dingen, sprach der Maler zu iesem Wirthe, ist's nun aber nöthig, aß ein anderes ihrem jetzigen Zuande gemäßeres Schild ausgehänget wurde." Er malte darauf dem Wirth, eben so ähnlich wie das erstemal, nur mit dem Unterschied, daß er ganz gerade und regelmäßig auf einem raschen Pferde saß, mit der Beischrift: Ick fall hast — hast! Dank myne Heeren, nun sitt ick fast. (Ich war meinem Falle sehr nahe, dank meine Herren! nun sitz ich fest.) Diese neue Erfindung war dem Gasthofe keines wegs nachtheilig, sondern vermehrte noch seinen Zulauf und des Wirths Wohlstand.

Sonderbare Heilmethode der Dysenterie.

In einem gewissen Dorfe, wo die rothe Ruhr so heftig und gefährlich grassirte, daß sie die Einwohner haufenweise hinraffte, lag auch der Hirte des Orts schon einige Wochen unter den fürchterlichsten Schmerzen daran nieder. Jedermann zweifelte an der Wiedergenesung des Kranken, und selbst die consulirten Aerzte gaben, nachdem sie alle mögliche Sorgfalt und Mittel angewandt hatten, das letzte Fünkchen von Hofnung auf, ihren Patienten vom Tode retten zu können. So mußte denn der arme Mann, von allen verlassen, sämtlich dem gewissen, ihm schon verkündigten Tode entgegen sehen. Die Krankheit nahm zusehends zu, die Schmerzen wurden wüthender, und der letzte Augenblick schien nicht mehr ferne zu seyn. —

Ein oft empfundener, heiß brennender Durst vermehrte noch dazu seine Pein. Er hatte zu dem Ende immer eine Bouteille voll Wasser unter seinem Bette bereit stehen, worunter zufälliger Weise auch eine andere noch stand, die mit Leinöhl angefüllt war. Einst, als er trinken wollte, greift er nach seiner gewohnten Wasserbouteille. Ein Zufall führt ihn aber die unrechte, mit Leinöhl angefüllte, an die Hand. Er thut begierig einige Züge, und findet allmälige Linderung seiner Schmerzen, und Nachlassung des Reißens im Unterleibe. Hocherfreut über die gemachte Entdeckung, setzt er den Gebrauch des unterfundenen Heilmittels täglich zu wiederholten Malen fort, und hat binnen Kurzem die Freude, sich völlig wieder hergestellt zu sehen, und also das wirklich zu machen, was andere nicht einmal für möglich gehal-

ten

ten hatten. Seit der Zeit ist er nie wieder, so viel bekannt, von jener schmerzvollen Krankheit befallen. —

War es ein blosser Zufall, daß dieser Kranke wieder genesen mußte? — Oder, hatte wirklich, wie bei jenem, der durch den Genuß eines Glases voll Baumöhl eine ähnliche Krankheit trunken, auch bei ihm der Gebrauch des Leinöhls merklichen Einfluß und wirklichen Antheil an seiner Besserung? —

Wäre letzteres der Fall, so hätten wir abermals einen Beweis, wie wenig oft vernünftige Hausmittel die gleichgültige Geringschätzigkeit verdienen, mit der man sie dann und wann zu betrachten pflegt, und wie sehr zu wünschen stände, daß kluge, menschenfreundliche Aerzte sich vereinigten, solche Mittel auf die wichtigsten Fälle zu sammlen, und sie, in einem wohlfeilen Büchelchen vorgetragen, dem Landmanne in die Hände zu spielen. Wenn oft wohne dieser zu entfernt, da Aerzte sich größtentheils nur in Städten aufzuhalten pflegen: ofte beruht periculum in mora; und endlich weiß man ja, wie selten man den Arzt in der Stadt eben zu Hause antreffen kann, da derselbe hier selbst fast immer mit einem ansehnlichen Cirkel von Patienten beschäftigt seyn muß. — Wie willkommen würde bei solchen Umständen den lieben Landleuten ein solches Büchlein seyn! Und welch ein tödtlicher Stoß für die verrufenen Marktschreier und Quacksalber!!

Wathlingen. Candidat Busse.

Bittere Mandeln, ein Gift für Mäuse.

Ein glaubwürdiger Mann versicherte, daß ein Gärtner die Mäuse aus seinem Garten und Gewächshause durch kleingeschnittene bittere Mandeln vertrieben habe. Hat man auch an anderen Orten den Versuch gemacht? und mit welchem Erfolge? — Bekannt ist es, daß die bittern Mandeln vielen Thieren, z. B. Hunden, Katzen, Hühnern und andern ein Gift sind und häufiger Genuß derselben auch Menschen Uebelkeit und Erbrechen verursache. Tödten sie auch die Mäuse, so wäre es den gewöhnlichen Giften vorzuziehen.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

99tes Stück.

Freitag, den 11ten December 1795.

Einige Regeln über das Beschneiden der Fruchtbäume.

Man hat bei dem Beschneiden der Fruchtbäume eine doppelte Absicht, entweder man sucht blos dem Baume eine schöne Gestalt zu geben, oder — die Fruchtbarkeit desselben zu befördern. Im ersten Falle muß man oft zu seinem eigenen größten Schaden die besten Zweige wegschneiden, und die Hand arbeitet dann nur für das Auge. Im zweiten Falle aber arbeitet man um des Nutzens willen, indem man durch das Beschneiden die Fruchtbarkeit nach allen Zweigen hinzulenken sucht, so, daß keiner unfragbar bleibe, und dann bedarf man einiger besonderer Regeln, wenn man seinen Zweck nicht verfehlen will.

Wenn man junge Bäume sieht, die niemals, oder wenig beschnitten worden sind, so bemerkt man an denselben oft ellenlange Zweige, die nur an der Spitze einige wenige Knospen und Blätter haben, übrigens aber ganz kahl da stehen. Solche Zweige können unmöglich nutzen; sie sind dem Baume nur eine Last, indem sie den übrigen tragbaren Zweigen vielen Saft wegnehmen. Um nun zu verhüten, daß nicht solche unnütze Zweige an den Bäumen entstehen, sondern lieber die Fruchtbarkeit nach allen Zweigen hinzulenken, muß man folgende Regeln beobachten.

1) Die Bäume werden gemeiniglich im Februar und März beschnitten. Hiebei ist aber noch die Ausnahme zu machen, daß man nemlich bei solchen Bäumen, die stark treiben, den Schnitt etwas später vornehme, als bei solchen, die nicht stark treiben, und zwar alsdann erst dieselben zu beschneiden anfange, wenn ihre Knospen stark angeschwollen und dem Austriebe nahe sind.

2) Was im vorigen Sommer gewachsen ist, das heißt ein Schößling oder jähriger Zweig, was den Sommer vorher gewachsen ist, ein zweijähriger, u. s. w. Man zählt die Augen eines Schößlings also, daß das Auge, welches dem zweijährigen Zweige am nächsten ist, das erste, das folgende, das zweite, u. s. w., und das, welches an der Spitze des

Digitized by Google

Schößlinge sitzt, das letzte genannt wird.

3) Man hat Holzzweige und Fruchtzweige wohl zu unterscheiden. Ein Holzzweig kann nicht anders als durch den Schnitt, wodurch man ihn zwingt, neue Fruchtzweige hervorzutreiben, tragbar gemacht werden. Ein Fruchtzweig aber wird durch Unterlassung oder Vernachlässigung sowohl, als auch durch Unvorsichtigkeit des Schnitts zum Holzzweig, indem, wenn man den Schößling aus dem letzten Auge hervorwachsen läßt, die übrigen Fruchtaugen ersterben.

Holzzweige sind demnach ꝛc.

A. alle Schößlinge, die aus einem zwei oder mehrjährigen Zweige unmittelbar hervorwachsen.

B. Wenn ein Schößling beschnitten worden ist, so treibt er gewöhnlich im folgenden Jahre drei bis vier Zweige aus den letzteren Augen; unter diesen ist der aus dem letzteren Auge gewöhnlich der stärkste, und ist ein Holzzweig, die übrigen aber sind Fruchtzweige.

4) Weil man einen Holzzweig nicht anders nutzen kann, als daß man ihn zwingt, Fruchtzweige hervorzutreiben, so folgen daraus die zwei Regeln, daß man

A alle Holzzweige kurz abschneiden muß. — Man läßt ihm nur 2, 3, höchstens 4 Augen reifen, daß sie Blüthen und Früchte tragen; dieß kann aber nicht geschehen, wenn die Augen Zweige treiben. Man muß also einen Fruchtzweig lang beschneiden, so, daß man ihm, je nachdem der Baum gesund ist und stark treibt, 6, 8, wohl auch 10 Augen läßt. Dann treibt das letzte Auge einen Holzzweig, das nächste darunter einen Holzzweig, und die übrigen Augen setzen sich zum Fruchttragen.

Durch Beobachtung dieser beiden Regeln erhält man den Vortheil, daß an einem Baume keine leeren Zweige kommen, und daß jährlich Zweige da sind, die sich zum Tragen reifen, und andere, die wirklich tragen, mithin keine unnützen Zweige ernährt werden dürfen.

5) Ob man sich nun gleich an vorige beide Hauptregeln zu halten hat, so muß man doch auch auf die Beschaffenheit des Baums selbst sehen, und diese ist entweder zufällig oder natürlich. Das Zufällige besteht darin, ob ein Baum stark oder schwach treibt. Je stärker er treibt, je mehr Augen muß man ihm lassen, damit er etwas zu ernähren hat, sonst treibt er zu stark, und die Augen, die sich zum Tragen bilden sollen, verwandeln sich in Zweige; im entgegengesetzten Falle wird man also dem Baume auch wenige Augen zu lassen haben, indem er sonst die Tragaugen nicht alle würde ernähren können. — In Absicht der natürlichen Beschaffenheit eines Baumes muß man bemerken, wie alt das Auge am Holze Fruchtzweige werden muß, ehe es blühen und Früchte tragen kann. Ein jähriger Fruchtzweig bringt schon im zweiten Sommer seine Früchte.

Dies

Dies findet sich besonders bei den Pfirsichen, die gewöhnlich aus jährigen Augen tragen, Abrikosen, Zwetschen und Pflaumen, welche bei den letztern gemeiniglich aus den 4 letzten Augen tragen, und auch aus den Zacken, welches eigentlich kleine Fruchtzweige sind, und jährlich nur ein Tragauge ansetzen. Bei dieser Art Bäume läßt man 10 bis 12 Augen stehen.

6) Die letzte Art Bäume mag beschnitten werden oder nicht, so wächset im ersten Jahre ein Sprößling; einige Augen desselben treiben im zweiten Jahre Zacken, an welchen sich kleine Tragaugen formiren, die im dritten Jahre tragen. — Wird der Baum nicht beschnitten, so treiben nur die 3 oder 4 äussersten Augen solche Zacken, die übrigen ersterben, und so wird ein großer Theil des Zweiges, unnütz. Hier läßt man 8 bis 10 Augen; von diesen setzen die ersten 5 bis 6 Zacken, die folgenden erzeugen einige Fruchtzweige, und das letzte treibt einen Holzzweig. Jene schneidet man so, wie die im vorhergegangenen Jahre, diesem aber läßt man nur 3 bis 4 Augen.

7) Alle Aepfel und Birnbäume setzen ihre Trageknospen so, daß sie in sich schon kennbar sind. Bei diesen wird eine Zeit von 4 Jahren erfordert, ehe aus einem Auge ein Sprößling wird, der seine Früchte trägt. Hier verfährt man nach eben der Methode, nur mit der Ausnahme, daß man den Fruchtzweigen nicht mehr als 6, höchstens 7 Augen läßt, weil diese Art Bäume selten mehr als 4 Tragaugen ansetzt.

8) Man wird oft finden, daß da, wo ein Holzzweig sich erzeugen sollte, sich statt dessen ein schwacher Zweig erzeuget hat, und der zweite, der ein Fruchtzweig eigentlich ist, viel stärker und zum Holzzweig tauglicher ist. Dieser Fehler entsteht gemeiniglich daraus, daß man den Schößling zu weit über dem letzten Auge weggeschnitten hat. Das Holz erkrankt dann, erstirbt nach und nach herunterwärts, und das letzte Auge, welches einen Holzzweig treiben sollte, verdirbt entweder ganz, oder hat es schon getrieben, so wird es doch in seinem Wachsthume gehindert. Man muß daher das Holz kurz über dem Auge wegschneiden, damit es desto leichter überwachsen kann. Sollte sich aber dennoch, wie es zuweilen der Fall ist, bei aller Vorsichtigkeit der zweite Schößling stärker zeigen, als der letzte, so thut man besser, man schneidet ihn, weil er als ein Kranker gebohren worden ist, samt dem Holze gerade über dem Auswuchs des zweiten weg, und läßt lieber diesen zum Holzzweige stehen.

9) Bei allen Spalierbäumen, besonders aber bei Pfirschen und Abrikosen, ist es nöthig, daß sie kurz vor oder nach Johannis, da der zweite Trieb anfängt, noch einmal beschnitten werden. — Die Pfirschen und Abrikosen treiben aus zwei und mehrjährigen Zweigen Schößlinge, die an

Digitized by Google

sich nichts anders als Holzzweige sind, diese schneidet man im Sommer bis auf drei Augen weg, und zwingt sie dadurch, daß sie kleine Fruchtzweige setzen, die im folgenden Sommer schon tragen können.

Beantwortung der Anfrage im 58ten Stück des neuen hannöverischen Magazins, 1795. Seite 227.: wer die Victalienbrüder gewesen sind.

Der Name, der Victalien- auch Victalien- u. Vitalianerbrüder, von welchen der Herr Anfrager in verschiedenen Büchern gelesen, aber nirgends Nachricht von der Entstehung und den Beschäftigungen dieser Gesellschaft gefunden hat, bedeutet eine Verbindung zusammengekommener Seeräuber, die sich besonders von 1396. bis etwa 1404. sehr furchtbar zeigte.

Ihre Verbindung scheint — jedoch auch nicht unter diesem Namen — im Jahr 1325. ihren Anfang genommen zu haben. Es geschahen nemlich damals zwischen Hamburg und Lübeck große Diebstähle und Räubereien. Der Sammelplatz und der gewöhnliche Aufenthalt der Thäter, war im Schlosse Linau und in einigen andern festen Raubschlössern. Da die Plünderungen bald so stark wurden, daß Niemand mehr mit Sicherheit reisen konnte, so errichteten die Grafen von Holstein, der Erzbischof von Bremen und einige andere Fürsten und Herren in Verbindung der Städte Hamburg und Lübeck einen Bund, um die Reisenden zu sichern und die Verbrecher zu bestrafen.

Allein, dieses Bündniß dauerte nicht lange; die Grafen von Holstein begünstigten ihre Unterthanen und sahen ihnen durch die Finger, als einige denselben etliche Kaufleute beraubten und andere Ungerechtigkeiten ausübten; darüber kam es zu verschiedenen Schlägereien, und Hamburg schickte nebst Lübeck Abgesandte an den Kaiser Ludwig, die Grafen hingegen an den König Magnus in Schweden. Beiderseitige Commissarien arbeiteten lange umsonst an der Beilegung der Sache, und sie wurde nicht eher als das folgende Jahr am Sonntage vor Gallus zu Lübeck geendiget.

Da auch dieser Vergleich nichts half und die Räubereien besonders 1348. nach Kaiser Ludwigs Tode so stark wurden, daß alle Straßen unsicher waren, so entschlossen sich die Städte Hamburg und Lübeck endlich, diese Raubschlösser selbst anzugreifen. Linau war das Erste, das sie 1352. bestürmten und bis auf den Grund zerstörten. Zwei Jahre darauf machten sie es mit den Schlössern Dassau, Lauenau, Niederes, Demitz, Mezenberg und Möggenberg eben so, und die sie dar-

Digitized by Google

darauf gefangen bekamen, wurden hingerichtet. a).

Dem allen ohnerachtet unterblieben die Räubereien nicht. Hamburg schickte 1359. einen Dechant nach Prag an Kaiser Karl IV. und ließ ihm seine Noth vorstellen. Karl versprach den Hamburgern nicht nur Schutz und Hülfe, sondern ertheilte ihnen auch völlige Macht, die Räuber zu verfolgen, einzuziehen und nach Recht zu bestrafen. Allein sie konnten auch dadurch nicht vertilget werden, und es geschahen bis 1392. immer neue Diebstähle und Gewaltthätigkeiten. Von dieser Zeit an scheint alles zu Lande sicher vor ihnen gewesen zu seyn.

Desto unsicherer wurde es nun aber zur See. Hier zeigte sich eine Gesellschaft Seeräuber, deren Mitglieder wahrscheinlich jene Landdiebe waren, welche sehr fürchterlich wurde und sich Vitalien-Vitalien, auch wohl Vitalianerbrüder nannte. Sie plünderte 1396. u. 1397. in Norwegen, Dänemark und vielen andern Gegenden, und da sie auch lüneburgische und hamburgische Schiffe angegriffen hatte, so suchten sich diese beiden Städte gegen die Vitalienbrüder zu sichern und künftigen Schaden zu verhüten. Sie vereinigten sich zu dem Ende 1398. mit der damals mächtigsten Potentatin in Europa, der Königin Margaretha in Dännemark, die Raubbrüder zu Wasser und zu Lande zu verfolgen und wo möglich auszurotten.

Dieses Bündniß wurde im folgenden Jahr erneuert und zugleich an den Graf Nord zu Oldenburg mit ernstlicher Drohung geschickt, den Vitalienbrüdern keinen längern Aufenthalt und Wohnung zu verstatten. Eine ähnliche Berathschlagung wurde auch im März 1400. gegen diese Menschen gehalten, und weil alles nichts helfen wollte, so rüstete Hamburg endlich eine Flotte gegen sie aus, welche an die achtzig Räuber tödtete und sechs und dreißig gefangen nahm und nach Verdienst bestrafte.

Im Jahr 1402. geriethen die Hamburgischen und Lübeckischen Englandsfahrer bei der Insel Helgoland unter etliche Vitalienbrüder, die ihr Wesen in der Westsee trieben und deren Hauptleute Wichmann und Klauß Störtebecher waren. Die Hamburger griffen sie gleich mit Entschlossenheit an, tödteten ihrer vierzig und nahmen deren siebenzig als Gefangene mit, die sie in Hamburg nach dem Seeräuberrecht auf dem Grasbrock enthaupten und die Köpfe auf Pfähle stecken ließen.

Nicht besser ging es kurz darauf 80 andern Vitalienbrüdern, die sie auch mit ihren Anführern Godeke, Michael und Wichald, welcher letztere ein Magister liberalium artium war,

a) S. kurzgefaßte Beschreibung der Denkwürdigkeiten, so sich um und mit der berühmten Stadt Hamburg zugetragen. Hamburg 1710. Seite 31.

war, gefangen bekamen, sie liessen sie ebenfalls köpfen, und ihre Häupter bei den andern auf den Grasbrock auf Pfählen befestigen b).

Durch diese Execution scheint den Victalienbrüdern die Lust zum Rauben vergangen und ihr Name erloschen zu seyn. In den folgenden Jahren finde ich ihrer nicht mehr erwähnet, und schon 1433. werden die vierzig Seeräuber, welche die Hamburger an der Ems auf zwei festen Schlössern, welche den Friesen Siebold und Emde gehörten, nicht mehr mit diesem Namen belegen.

Vielleicht ist es den Lesern dieser Blätter nicht unangenehm, wenn ich bei dieser Gelegenheit von einer andern Gesellschaft, welche sich die Garde oder Gardenbrüder, auch die große oder schwarze Garde nannte, etwas anführe.

Sie war ein Haufen zusammengelaufenes Volk, der aus 4000 bis 6000 Mann aus allen Nationen und Völkern bestand. Diese Gardebrüder liessen sich von den Fürsten ordentlich für einen gewissen Sold zum Kriege dingen, und leisteten vielen Fürsten, besonders dem Herzoge Albert von Sachsen, dem Könige Maximilian in Gildern und dem Herzoge von Geldern wider Jülich und Kleve gute Dienste. Durch ihre Hülfe nöthigte der König Johann in Dänemark auch das Königreich Schweden sich seinen Befehlen zu unterwerfen. Ein Krieg zuletzt gegen die Ditmarschen und wurde durch ein Hauptertreffen zu Hemmingstedt gerichtet. Herzog Magnus [illegible] nemlich 1499., als er merkte, daß es dem Grafen von Oldenburg gelungen, das Gatt und Pusjadingerland dem Stifte zu entziehen, das Land Wursten an, und suchte zugleich seine Herrschaft über die Ufer der Flüsse und das Meer selbst auszudehnen, um dadurch die Schiffarth der Städte Bremen und Hamburg zu schwächen und zu seinem Nutzen anzuwenden. Die Ursach war eben dieselbe, welche den Grafen von Oldenburg angetrieben hatte, diese nemlich, daß sein Bruder in der Wahl zum Erzbischof vorbei gegangen war. Der Erzbischof Johann, der für sich allein zu schwach und von seinen Landständen verlassen war, verband sich daher mit den Städten Bremen und Hamburg, um allen feindlichen Unternehmungen desto besser entgegen zu gehen. Die vereinigten Kriegsvölker zogen also, nachdem der Krieg dem Herzoge angekündigt worden, gerades Weges ins Land Hadeln. Die Dithmarsen, welche zu den herzoglichen Truppen gestossen waren, verachteten die Hamburger Soldaten, sie wurden aber von diesen so empfangen, daß ihrer 70 bei Otterndorf erschlagen wurden.

Sie nahmen darauf das Land Hadeln in Besitz und theilten es unter sich

b) S. M. Anton Heinrichs erweiterte Nordfriesische Chronik. Schleswig 1668. S. 123.

Digitized by Google

h. Herzog Magnus beschwerte sich rauf bei allen benachbarten Fürsten, ß ihm sein väterliches Erbgut weg- nommen worden, und bewegte alle hin, daß sie, die damals so be- hmte Garde, in Sold nahmen. c) er Herzog von Lauenburg zog also it diesen fürchterlichen und andern riegesknechten aus dem Oldenburgi- hen im Winter in das Bremische. ie adelichen Güter der Dienstmän- r ließ er unversehrt, weil sie wider n Bischof waren, die geistlichen d Klostergüter aber wurden ver- eret, und im Frühjahre 1500., hm der Herzog sein Land Hadeln ne Schwerdstreich wieder in Besitz. Von da schickte er die Gardebrüder s Land Wursten, sie wurden aber it blutigen Köpfen zurückgeschlagen. er von seiner Ritterschaft verlassene rzbischof erwählte den Herzog Chri ph, Heinrichs von Braunschweig ohn zum Coadjutor. Darauf achte der Herzog Heinrich gleich alle nstalten zum Angriff der Feinde, d war gerade damit beschäftiget szuschlagen, als der König Johann Dännemark und sein Bruder Frie ich Herzog von Hollstein, ihn durch esandte benachrichtigten, daß sie e Garde in ihren Sold und Dienst nommen hätten, um die seit einigen ahrhunderten rebellischen Dithmar- n, damit völlig unter das Joch zu ingen. Sie ging durchs Lüneburgische, setzte über die Elbe und drang in Hollstein ein, wo sie von den Dithmarser Bauern, in dem Düwelswerf nicht weit von Hemmingstädt, in einem Haupttreffen geschlagen wurde. So fand die seit vielen Jahren fürchterliche Garde, die aus Deutschen, Schweitzern, Niederländern, Brabantern, Italiänern, Franzosen, Spaniern und Schotten, und sogar aus Mohren bestand, aber blos deutsche Anführer hatte, mit vielen andern Soldaten und hollsteinischen Adelichen, in den Dithmarsischen Gräben und Sümpfen, ihr Grab und ihr Ende, und da die Schriftsteller alle bei dem Untergang der Garde stehen bleiben, so ist vermuthlich auch nachher der ganze Streit mit Lauenburg in der Güte beigelegt worden.

Die noch übriggebliebenen Gardebrüder wurden abgedankt, und diese schwärmten nachher in der Welt herum und beunruhigten alle Länder mit Betteln, daher ergingen in den Reichsrecessen von 1551., 1555. und 1577. die strengsten Befehle gegen sie. Auch dem Herzogthum Bremen sind sie mit ihrem Betteln sehr beschwerlich gefallen, wie aus einem Edict des Erzbischofs Heinrich zu Bremervörde wider sie vom 20ten Dec. 1571. erhellet, welches in Cassels bremischen historischen Nachrichten und Urkunden, im 2ten Bande, Seite 689 — 692. abgedruckt ist.

Lüneburg. Rotermund, Pastor.

c) Quorundam satellitum congregatio ex omni quasi natione, quæ sub eodem est numero VI. millium sagt Schipbower beim Meibom. Chron. p. 189.

Digitized by Google

Ein einfaches Mittel zur Verbesserung des Biers.

Die schlesischen Provinzialblätter zeigen von der Graf Magischen Brauerei zu Volpersdorf nachstehendes an:

Der Obergeschworne Nieſel hat daſelbſt einen Verſuch gemacht, ob es nicht möglich ſey, mit der nemlichen vorher nöthig geweſenen Schüttung beſſeres und ſtärkeres Bier zu erhalten. Die Veranlaſſung dazu gab ihm die Deſtillirung des Branteweins. Nach ſeiner Bemerkung, iſt die erſte Ausdünſtung oder der hier ſogenannte Vorſprung der ſtärkſte Geiſt, der beim Branteweinbrennen emporſteigt. Er dachte daher beim Bierbrauen auf ein Mittel, welches die Ausdünſtung nicht verlohren gehen ließ, weil er ſich überzeugte, daß dadurch die Kräfte des Biers vermehrt werden müßten. Um dieſen Endzweck zu erreichen, ließ er auf die Braupfanne einen Deckel von Brettern machen, auf dieſe Art, daß derſelbe bei jedesmaligem Schöpfen durch einen Kloben in die Höhe gezogen und dann wieder herunter gelaſſen werden kann.

In der Mitte hat der Deckel einen kleinen Schieber, um darnach ſehen zu können, wenn es Zeit auszuſchöpfen iſt. Der Meeſch und das Bier wurden alſo in der bedeckten Braupfanne gekocht. Der Verſuch entſprach der Erwartung vollkommen. Das Bier war ſtärker und beſſer; überdies wurde auch durch die Bedeckung der Braupfanne die Geſchwindigkeit des Kochens befördert.

Mittel wider Froſtbeulen.

Es trift ſich oft, daß, wenn der Froſt in den Händen, Füßen ꝛc. gleich geheilt, die Beulen doch wieder aufbrechen und nicht wenig Schmerzen verurſachen. Dieſem Uebel abzuhelfen, giebt es folgendes wohlfeile und einfache Mittel. Man nehme Tiſchlerleim und laſſe denſelben zergehen, ſo wie es die Tiſchler zum Leimen thun. Hiervon ſtreiche man ein Pflaſter auf Leinwand, lege ſolches auf die gefrornen Füße ꝛc. und laſſe es ſo lange liegen, bis man verſpürt, daß die Wunden heil ſind. Daß Pflaſter wird hernach mit warmem Waſſer losgeweicht. Man empfindet weiter keinen Schmerz davon, und Leute die dieſes Mittel, welches ſich von einem ſächſiſchen Landwirth herſchreibt, gebraucht haben, verſpüren ſeit einigen Jahren ſchon nichts mehr von Froſtbeulen.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

100tes Stück.

Montag, den 14ten December 1795.

Allgemeine Uebersicht des Krappbaues in verschiedenen Ländern, und kurze Anweisung zum Bau desselben in den hirsigen Churlanden.

Die Färberröthe (Rubia tinctorum,) englisch Madder oder Crap, franz. garance, ital. garanza, ist diejenige Pflanze, deren Wurzeln man, wenn sie vorher gedörrt und klein gestampft sind, zum Rothfärben gebraucht. Es giebt verschiedene Arten derselben, von denen aber diejenige, die vortheilhafteste ist, die in der holländischen Provinz Seeland so außerordentlich häufig gebauet wird. Sie heißt Rubia Tinctorum nova pessulana major. In einigen Gegenden von Frankreich, auch in Italien, in der Schweiz ꝛc. wächst sie wild. Eine andre Art Färberröthe hat man erst in neuern Zeiten kennen gelernt, nemlich, die auf den Feldern um Smyrna wächst, und das ächte Roth geben soll. Diese heißt dort Lhioc-boja, oder Boja a), Eckme oder Kazala b); von den heutigen Griechen wird sie Lizari und von Arabern Fuah oder Fouoy c) genannt. Ihre Verschiedenheit findet man in *Hall.* hist. plant. I. p. 313. n. 708. weitläuftiger aus einander gesetzt.

Ueber diese vortheilhafte Pflanze ist bereits schon so viel geschrieben worden, daß es fast scheint, es sey unnütz, etwas mehr darüber zu sagen. Ich gebe dieses auch gern zu, aber an einer kurzen und deutlichen Anweisung zum Bau derselben, zunächst für unsre Landleute, scheint es noch zu fehlen. Zwar ist mir des Herrn Professor Reuß Werkchen: Vom Bau des Krapps. Leipzig 1779. 8. 70 Seiten (der Hr. Verf. hat sich auf den Titel nicht genannt), ebenfalls wohl bekannt. Es enthält viel Nützliches und Lehrreiches, weil es aber

a) *Tournefort.* lettre. 18. Hann. Nützl. Samml. 1757. S. 18.
b) Schriften der Berner Gesellschaft. 1765. St. 1. S. 145.
c) Pokocks Beschreibung des Morgenlandes, 2 B. §. 233. vergl. Neues Mag. Th. 2. S. 317. Hann. Nützl. Samml. l. c.

Digitized by Google

aber in den Buchläden nicht immer zu haben ist, so rechtfertigt mich dieses wohl, einiges über die Kultur des Krapps in diesen Blättern mitzutheilen d).

Die Färberröthe, oder der Krapp, verlangt einen etwas zarten, fetten und dabei nicht allzu feuchten schwarzen Boden, doch so, daß die oben aufliegende Dammerde wenigstens 2 Fuß hoch stehe. Trocknes, mageres und sandiges Land verträgt er nicht so gern; hat man aber kein anderes, so räth Hr. Tschiffeli e), man solle 6 bis 8 Zoll tiefe Plätze ausgraben, und da die Pflanzen hineinsetzen.

In Holland und zwar in der Provinz Seeland, nimt man zum Krapp ein Land, welches wenig Unkraut hat, und von Quecken gänzlich frei ist. Dieses wird im Anfang des Herbstes einmal, und nach Erfordern, nochmals vor dem Winter, wegen des darauf gebrachten Düngers, gepflügt. Wenn feuchtes Wetter ist, so wird im nächstfolgenden April, nochmals leicht gepflügt, und der Acker in Beete von 2 Fuß Breite abgetheilt. Zwischen jedes dieser Beete läßt man eine Furche, die einen Fuß breit und 4 bis 5 Zoll tief ist. Sind die jungen Pflanzen etwa eine Spanne hoch gewachsen, welches Anfang Mais zu seyn pflegt, so macht man zur Pflanzung derselben Anstalt. Dieses Pflanzen ist mit gewissen Eigenthümlichkeiten verbunden, deswegen ich das Verfahren hier etwas umständlicher anführen will. Man nimt blos die stärksten Pflanzen aus, und bricht vorsichtig die überflüßigen Keime von jeder Mutterpflanze ab, so, daß gewöhnlich zwei auch wohl drei Knoten von der gelbrothen Wurzel an dem Strauch sitzen bleiben. So bricht man wohl 4 bis 8 Keime von jeder alten Pflanze ab, je nachdem das Alter der Pflanzen, der Boden und auch die Witterung es erfordern. Diese Keime werden so bald, wie möglich verpflanzt, und zwar, wenn's anstehe, bei regnigtem Wetter. Muß man aber dieselben einige Tage stehen haben, so daß sie trocken geworden sind, so durchnäßt man sie vorher erst, damit die Erde beim Pflanzen sich fest daran setzen möge. — Man pflanzt sie gewöhnlich auf kleine Beete oder Felder, deren Größe ich schon oben angezeigt, in der Weite von etwa 4 Zoll der Breite nach von einander. In der Länge hingegen läßt man wohl 1 Fuß Zwischenraum. Auf die Weite kommen auf jedes Beet 4 Reihen zu stehen, und wenn die Pflanzung geschehen, so fähret man mit einer kleinen Harke zwischen den Reihen her, um die Zwischenräume gehörig zu ebnen. Die Keime selbst steckt man nicht senkrecht, sondern schräg ein, weil alsdenn die zu treibenden jungen Schöß-

d) Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß von Schriften über den Krappbau findet man in des Hrn. Beckmanns Grundf. der deutschen Landw. S. 415.

e) Schriften der Berner Oekonom. Gesellschaft, 1765. St. 1. S. 155.

Schößlinge besser aus der Erde hervorschießen können. Bemerkt man Unkraut zwischen den Pflanzen, so schneidet man dieses entweder mit einer kleinen Handsense ab, oder jätet es aus. Im October bringt man das Kraut auf den Beeten in Ordnung, damit nichts in die zwischen denselben befindlichen Abtheilungswegen herunterhänge, und bedeckt die sämtlichen Beete etwa 3 bis 4 Zoll hoch mit Erde, die man aus den Fußwegen nimt. Man macht die Beete etwas abhängig, damit das Regen- und Schneewasser in die Furchen herablaufen kann. Im folgenden Frühjahr wird mit der Arbeit auf eben die Weise fortgefahren, das Unkraut weggeschaft und die Beete in möglichst guter Ordnung erhalten. Auf diese Weise läßt man die Pflanzen oft 2, ja wohl bis ins dritte Jahr stehen, bevor sie zum Gebrauch tüchtig sind.

Das Ausgraben der Krappwurzeln geschieht so: Man schneidet zuerst das Kraut dicht an der Wurzel ab, und gräbt nun mit einem neuen langen Spaden (Schuten) an derjenigen Seite des Beetes, wo man den Anfang machen will, eine Grube, etwa 1 Fuß tief, je nachdem die Wurzeln tief in der Erde stehen und hinge- hen, wenn die Wurzeln mit dem Spaden vorsichtig heraus, so, daß sie nicht in sehr zerbrechen und die abgebrochenen Stücke unnütz in der Erde liegen bleiben f). Hierauf breitet man die ausgegrabenen Wurzeln, wenns trocknes Wetter ist, auf dem Felde aus, und bringt sie des Abends wieder auf kleine Haufen zusammen, bedeckt sie auch wohl vor Feuchtigkeiten mit dem abgeschnittenen Kraut. Hiemit fährt man so lange fort, bis die Wurzeln alles feuchte Wesen verlohren und ganz zähe geworden sind; alsdenn werden sie in Scheuren gefahren, und in die sogenannten Meestoven (Trockenhäuser) gebracht. Dieses sind eigne, zu diesem Behuf aufgeführte Gebäude, wovon eins gewöhnlich 20 Ellen lang, 16 breit und 15 bis 18 hoch ist g). In diesen sind eine Anzahl Schichte, wie in einem Repositorium angebracht, worauf die Wurzeln ausgebreitet werden. Hier liegen sie fünf Tage und Nächte, alsdenn bringt man sie in ein kleineres, nahe dabei stehendes Trockenhaus, welches vermittelst zweier Oefen geheizt werden kann. In der Mitte ist ein Gebäude zum eigentlichen Trocknen, welches aus einer viereckten Mauer besteht. Auf dieser mit einer Abdachung versehenen Mauer liegen die Krappwurzeln, mit wollenen Decken zugedeckt. Die Hitze ist beträchtlich,

f) Auf eine ähnliche Weise gräbt man bei uns die Cichorienwurzeln aus. Diese stehen gemeiniglich auch sehr fest, so, daß man oft Mühe hat, sie herauszuheben.

g) Eine Abbildung von einer solchen Meestove findet man in der Abh. d. Schwed. Akademie, 17 Bd. S. 117. Tab. III.

Digitized by Google

Ach, und sie liegen hier an 12 Stunden, wornach sie auf den Dreschplatz gebracht werden. Hier wird, vermittelst des Dreschens, alle noch übrige Unreinigkeit abgesondert und die Schale der Wurzeln mürbe gemacht, damit sie in der Stampfmühle desto leichter abgeht.

Eine solche Stampfmühle hat sechs Stampfen, die unten mit 8 keilförmigen Eisen versehen sind. Jedes Eisen ist eine Viertelelle lang, einen halben Zoll dick und drei Zoll breit. Diese werden durch ein Rad und Welle, die von einem Pferde gezogen wird, eben so, wie die Stampfen in einer Papiermühle, in Bewegung gesetzt. Unten ist ein großer Trog, worin die Wurzeln liegen, und während des Stampfens wird das Aeußere und Gröbere weggenommen, welches eine gröbere Art Krapp giebt; denn nur das Innerste der Wurzel ist das Beste zum Färben. Hiernächst werden die zerstampften Wurzeln durch gröbere und feinere von Rableder verfertigte Siebe, gesiebt, welche Arbeit aber sehr vorsichtig geschehen muß, indem das feine Pulver leicht zerstreut und zerstäubt wird. Wenn dieses alles geschehen, und der Krapp gehörig ausgelesen ist, packt man ihn sehr wohl ein, damit er nicht von der Luft gefärbt werde, und so hebt man ihn denn 1 auch wohl 2 Jahre auf, bevor er gebraucht wird. Es ist nicht so gut, ihn gleich frisch zu verbrauchen. Der, welcher eine Safranfarbe annimt, und sich in feste Klumpen zusammen giebt, hält man für den besten. — —

In Schwedern verfährt man bei der Kultur der Rubia auf eine ähnliche Art, wie in Holland, nur bedeckt man im Winter die Beete oben mit einer Art von Fichtenreisig; doch geschieht solches nicht in allen schwedischen Provinzen. Das übrige ist im Wesentlichen mit dem Vorhergehenden einerlei h).

Die Krappplantagen zu Dänemark liegen auf der Insel Seeland, Kopenhagen im Westen, unweit der See. Die Lage derselben ist niedrig, das überflüßige Wasser aber wird durch Abzugsgräben und Kanäle vermindert. Das Land ist überhaupt sehr fett und braucht also keinen starken Dünger. Man pflegt hier zwischen die Krappfelder Kohl zu pflanzen, welcher, da das Land sehr gut ist, auch vortrefflich wächst. Die Beete selbst werden nach geendigter Pflanzung und Bedeckung mit einem Fußbrett fest zusammen getreten, und nach einigen Wochen mit einer etwas breiten Hacke wieder sorgfältig aufgelockert.

Herr Berken i) giebt vom Krappbau in der Pfalz folgende kurze Beschreibung: „Der Krapp, sagt er, wird

h) Abhandl. der Schwed. Akademie. 17 Bd. S. 115. f.

i) Ph. Wilh. Berkens Reisen durch Schwaben, Baiern, angrenzende Schweiz, Fränken und die Rheinischen Provinzen in den Jahren 1779. 1781. 2. Th. S. 17. 18.

Digitized by Google

wird in der Pfalz sehr häufig gebaut. Es ist ein sehr gutes Produkt, nur muß kein zu trockner Sommer seyn, noch weniger kann er Mehlthau oder starke Kälte vertragen. Er verlangt viel Dünger. Doch sind die Aecker, die an Anhöhen liegen und gute Sonne haben, die besten. Ein Morgen von 150 Ruthen giebt in mittlern Jahren über 70 Centner Krapp grün, oder etwa 10 Centner gedörrte Krappwurzeln. Bei schlechten Jahren kömt er bis auf 24 Centner grün herunter. Wird aber bei sehr guten Jahren der Acker gartenmäßig behandelt, und sehr gut gedüngt, so gewinnen die pfälzischen Landleute wohl 150 Centner. Man setzt ihn zu Ende des Mais, am besten in Reihen, weil er während das Unkraut am besten vertilgt, und die Wurzeln auch sicherer ausgegraben werden können. Zu Ende des dritten Sommers wird er herausgehoben, wo man die Wurzeln so gleich, entweder durch starkes Schütteln von der Erde reinigen, oder sie waschen muß. Geschieht dieses nicht gleich, so geben viele Wurzeln verlohren. Zum Dörren hat man im Elsaß und Holland eigene Darrhäuser, in der Pfalz aber wird er blos in Stuben gedörret, welches aber doch mit vieler Vorsicht geschehen muß, weil er sich sonst leicht wegen seiner vielen Feuchtigkeit erstickt. Gemeiniglich aber verliert er bei diesem Dörren beinahe 7 Theile von seinem Gewicht. Fünf Centner gedörrte Krappwurzeln halten der Pfalz selten weniger, als 30 Centner grün. Man rechnet, es gehen 4 Centner grün auf einen Centner gedörrt.

Der Krapp wird in Holland, Elsaß und der Pfalz gebauet, und in Deutschland gebraucht. Ich habe mich bei allen Gelegenheiten, wo ich mit Landwirthen über diesen Gegenstand sprach, sehr bemüht, mir Nachrichten über den Ertrag dieses Produkts zu verschaffen, aber ich habe nur sehr unbestimmte Antworten erhalten können. Ich habe mich auch bemüht, mir Nachrichten über den Ertrag der Krappbauen in Holland zu verschaffen, aber ich habe nur sehr unbestimmte Antworten erhalten können. Ich habe mich auch bemüht, mir Nachrichten über den Ertrag der Krappbauen in Deutschland zu verschaffen, aber ich habe nur sehr unbestimmte Antworten erhalten können.

Man sieht aus dem Bishergesagten, daß die Kultur des Krapps, bei weitem nicht so künstlich ist, als wohl manche sich's vorstellen, und dieses zu zeigen ist eben der Zweck dieser Abhandlung. Daß manchem dieser Aufsatz sehr unvollständig vorkommen mögte, habe ich längst vorausgesehen; — aber ich wollte ja auch nur blos das Wesentlichste und Nöthigste ausheben, und in einem Auszuge unsern Landwirthen hier vorlegen, weil ich wünsche und auch Grund habe zu glauben, daß diese Pflanze auch bei uns könnte stärker angebauet werden. Dieses zu zeigen, mußte ich erst das Vorherige voranschicken.

Zu mehrerer Beherzigung will ich nur noch folgendes Verfahren beim Anbau des Krapps, anzeigen, welches bei uns völlig anwendbar, nicht weitläuftig, und mit keinem großen Kostenaufwand verknüpft ist.

Die Färbewurzel kömt in jedem Boden, es sey Sand, Thon, Leimen, Kalk oder Kieserde, wenn er nur darnach verarbeitet wird, gut fort, wenn das Land nur nicht sumpfig und der Ueberschwemmung ausgesetzt ist. Man muß es etwas stark, als Kohlland, düngen. Der Dün-

Dünger muß feucht seyn, und es ist rathsam, ihn so tief als möglich, unterzugraben. Das übrige beruhet auf folgenden einfachen Regeln:

1) Man pflanzt die jungen Schößlinge, welche man vorsichtig von der Mutterpflanze abbricht, im Anfange des Maies, auf eben die Art, wie man bei uns die Kartoffeln und Stockrüben pflanzt, nemlich auf die Durchschnittspunkte von Quadraten, deren Zwischenräume $1\frac{1}{2}$ Fuß haben. Man hat dabei den Vortheil, daß alsdenn die Wurzeln dicker werden und sich weit ausbreiten können. Nur muß man statt der bloßen Reihen, hier Furchen machen, welches mit einer Hacke, nachdem die Quadraten gezogen sind, leicht geschehen kann. Die Beete, auf denen jedem etwa 3 bis 4 Reihen stehen können, bedeckt man, obbemeldeter Weise, mit Erde, und macht die Seiten etwas abhängig, damit das überflüßige Regenwasser ablaufe.

2) Zeigt sich Unkraut auf den Beeten, so muß dieses bei Zeiten herausgeschaft werden, welches vermittelst des Schüffeleisens, (das erstemal ausgenommen, wo man sonst leicht die hervorkeimenden Wurzeln abstoßen kann,) geschieht.

3) Die Beete müssen, wenn es nach der Pflanzung nicht gleich regnet, nach Erfordern, einigemal mit der Gartenbrause gewässert, auch muß die Erde um die Stauden immer etwas aufgelockert werden. Die ausschießenden Stengel kann man auch ablegen, wenn man will.

4) Im October und November, wenn die Blätter gelb werden, bringt man das Kraut in Ordnung, und schaft die überflüßige Erde aus den Gängen heraus, und bedeckt die ganzen Beete mit Erde etwa 3 bis 4 Zoll hoch. Ueber diese Erddecke, kann man noch eine andere von trockenem Pferdemist, wenn man ihn vorräthig hat, oder auch Stroh, Farrenkraut, u. s. w. darüber legen. Auf diese Weise läßt man die Beete den Winter hindurch liegen, bis zum Frühjahr, wo die kleinen Kartoffeln sich, gleich dem Spargel, zu zeigen anfangen. Alsdann schaft man die Decke weg, hackt die Erde um die Wurzeln los, und häuft nach Befinden wieder etwas neue Erde um sie herum, welches das Aufschießen sehr befördert.

5) So läßt man die Wurzeln 2 bis 3 Jahr alt werden, alsdenn gräbt man sie aus, wäscht sie rein ab, und läßt sie trocken werden. Dieses Trocknen kann in Stuben, Darren und andern warmen Oertern geschehen [k]. Hierauf werden sie gedroschen, und nach Befinden von neuem wieder getrocknet, weil sie so trocken seyn müssen, daß man sie zwischen den Finger zerreiben kann. Endlich wer-

k) Hr. Herzberg hatte den neuen Schlesischen ökonom. Nachrichten III. S. 189 einen Aufsatz zu einem besondern Werke, und Regeln zum Backen gegeben.

ert man sie nach ihrer Güte und Größe auseinander, und läßt sie alsdann beder stampfen oder mahlen, wenn es die Umstände erlauben, und man es für gut findet. Jedoch ist das Stampfen am besten und sichersten. So wird der Krapp gesiebt, ausgelesen und eingepackt.

Dieses wäre also kurz die ganze Verfahrungsart bei dem Krapbau, zu bemerken ist noch, daß sich diese Wurzel bei uns nicht leicht aus Saamen ziehen läßt, weswegen man suchen muß, die Menge seiner Pflanzen durch Ableger zu vermehren. Ihr Nutzen in den Fabriken und Manufakturen ist bekannt, und wie man sie zum Rothfärben der Zeuge gebraucht, haben Hellot, d'Ambournay, Duhamel und andere, weitläuftig beschrieben. Dieses gehört aber nicht für den Landwirth. [illegible]

Anfrage.

Herr Rector Fischer in seinem Aufsatze: Die große Baumschule, in der deutschen Monatsschrift 1775 Februar. Nro. I., schreibet:

„Wer den kleinen sibirischen Eisapfel a) weggeworfen hätte, hätte einer angenehmsten Früchte zum Einmachen, die aber vielleicht auf keine andere Weise zu gebrauchen ist, verzichtet."

Nach der Note, b) ist dieser Apfel die Frucht des Pyrus baccata, L. hochentragenden Beerbaums, sibirischer Apfelbaum; ich habe aber noch nirgend gelesen, daß er eingemacht werden könne.

Er hat vielen Saft, der angenehm säuerlich ist, weßhalb die Russen sich desselben zu ihrem Quaas, (einem säuerlichten, wässerichten Getränke,) in hitzigen Krankheiten, und gegen den Scorbut, auch zum Punsch, und zu allerlei Backwerk bedienen. Bryants Verzeichniß der zur Nahrung dienenden Pflanzen, zweiter Theil. Seite 345.

Dieser Apfel und sein Saft würde für unsere Kranken ebenfalls eine heil-

a) Die Benennung vom Eisapfel ist unrichtig, und kann zu vielen Irrungen Anlaß geben. Der Eisapfel, oder russische Apfel, der sibirische durchsichtige Apfel, Malus fructu magno, albido, glaciato Du Ham. ist viel größer, als der beschriebene sibirische Apfel Pyrus baccata, L. und ist, wenn er reif ist, durchsichtig, grünlicht und als vom Frost angegriffen; daher er Eisapfel genannt wird. Du Roi Harbkische wilde Baumzucht, Th. 2. S. 128. Bryants Verzeichniß der zur Nahrung dienenden Pflanzen, Th. 1. S. 468.

b) Ein kleiner Apfel, von der Größe einer welschen Nuß, und mit langen Stielen wie Kirschen, gelb und glänzend wie Wachs, zuweilen mit rothen Backen, der bouketweise an meist niedrigen Bäumen mit Unterästen wächst, und deren Laub fast ganz dem Birnlaube gleicht.

Digitized by Google

same Kühlung und Erquickung, vielleicht als der scharfe Citronensaft seyn, wenn Herr Rector Fischer oder sonst Jemand gefälligst bekannt machen wollte, auf welche Art man diesen kleinen Apfel eigentlich einmachet.

Auch bei uns läßt sich aus demselben ein wohlschmeckender Punsch bereiten, wenn man dessen ganzen Saft im Wasserbade Syrupen ausziehen läßt, und alsdenn denselben gehörig mit Arrack oder Rum und Zucker vermischet.

Diese Aepfel lassen sich auch, ohne Feuer im Schatten trocken, halten sich alsdenn lange, und haben einen angenehmen säuerlichen, dem Citronensaft ähnlichen Geschmack.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch anmerken, daß dieser Baum, Pyrus baccata, L. das Mittelding zwischen Birn- und Apfelbäumen, oder der Uebergang vom Birn- zum Apfelbaum auf der Stufenleiter der Gewächse sey, so wie Rubus arcticus, L. der Uebergang von der Maulbeere zur Himbeer ist, und noch einen Beweis giebt, daß Gott mit seiner Schöpfung allmählig, fast unmerklich, vom kleinern bis zum grössern, von weniger vollkommnen, und weniger edlen bis zum edlern Wesen steigt: auch, daß es keinen Sprung in der Natur gebe.

J. C. Schulz.

Lüneburg.

Wie das Fettigwerden einiger Arten der Nachtfalter bei der Aufbewahrung derselben zu verhüten sey.

Sobald das frische Insekt aufgespannt ist, befestige man hinterm Leibe desselben einen verhältnißmäßig breiten Kartenstreif, damit er sich nicht biegen könne. Alsdenn stecke man eine, nach Beschaffenheit des Leibes mehr oder minder starke Nadel in den After, mache die Nadel vorne mit einem brennenden Schwefelstücken glühend, und schiebe sie, nachdem sie glühend geworden ist, in horizontaler Richtung bis an den Einschnitt in den Leib hinein. Diese Operation wiederhole man zwei- oder dreimal. Durch die glühende Nadel werden die in den Eingeweiden befindlichen Feuchtigkeiten, und die Eingeweide selbst, verzehrt. Da auch der Kopf des Insekts ein ölichtes Wesen enthält, das beim Hineinstechen der Nadel zuweilen hervorquillt, und zu dem Fettigwerden Anlaß giebt, so müsse auch die Nadel, welche durch den Kopf gesteckt wird, ebenfalls auf die obige Weise glühend zu machen. Dies hat ausserdem den Vortheil, daß das Thier nicht lange gequält, sondern gleich getödtet wird. Das Mittel ist nicht umständlich, und der Schönheit der Exemplare, ein beträchtliches Verfahren vorausgesetzt, nicht schädlich.

Hannöverisches Magazin.

101tes Stück.

Freitag, den 18ten December 1795.

Straßenräuber Galant und Consorten.

Ein Beitrag zur Erfahrungsseelenlehre.

Die Menschen — so sehr verschieden sie auch durch Erziehung, Klima, Religion und bürgerliche Verfassungen an Leib und Seele, am Geist und Herzen, an Kenntnißen, Fertigkeiten, Neigungen und Abneigungen geworden sind — haben doch noch alle, mehr oder weniger, etwas vom sittlichen Gefühle, einige Reste jener edlen und reinen Menschheit, übrig behalten, welche ihnen von der Hand des Schöpfers eingepflanzt wurde. Um sich hiervon auf dem kürzesten Wege zu überzeugen, darf man nur die Menschheit in ihrem tiefsten geistigen und sittlichen Verfalle betrachten, wo sie auf der einen Seite an das vernunftlose Thier und auf der anderen an teuflische Bosheit gränzt. Die größten moralischen Ungeheuer, welche dem ganzen menschlichen Geschlechte, zu der Vorsehung selbst, den Krieg angekündigt zu haben schienen, äußerten gleichwohl — man denke hier auch an manche Reden und Verhandlungen im französischen Nationalconvente während der Robespierrischen Periode — mitten unter den gräßlichsten Freveltaten doch noch häufig Sinn für Recht, Ordnung, Treue, Erkenntlichkeit, Nachsicht, Großmuth. Es ist also Erfahrung, daß die uns angebornen Anlagen zur Sittlichkeit nie ganz verwüstet werden können, sondern in allen Menschen sich eben so, wie alle die übrigen wesentlichen Keime der Menschheit, in gewissem Grade wenigstens, nothwendig entwickeln müssen *). Wäre dieses nicht, hätte der Schöpfer die Grundempfindungen aller Sittlichkeit, um sie vor einer gänzlichen Zerstörung zu sichern, nicht so tief in das innerste Wesen der Menschheit gelegt, wie wäre es möglich, daß bei so vielen gesellschaftlichen Einrichtungen, welche geradezu darauf abzwecken, uns

*) Man sehe: Sammlung der vorzüglichsten Erfahrungen über den Menschen Leipzig 1782.

zu verschlimmern, eines Menschen noch immer so häufig zu finden wären? Schon der Umstand, daß die Menschen nirgends ganz Teufel geworden sind, welche immer leiden und immer leiden machen, da doch bei so manchen fehlerhaften Einrichtungen jeder Art so vieles darauf abzweckt, so unselige und verworfene Wesen aus ihnen zu machen, ist der sicherste Beweis, daß der Stoff, aus dem wir geformt sind ausnehmend gut, und einer gänzlichen Verderbniß nie unterworfen seyn müsse.

Man darf also dieser Erfahrung zufolge mit Sicherheit darauf rechnen, bei allen Menschen, ohne Ausnahme, wenigstens einige Ueberreste von moralischem Sinn, anzutreffen, wodurch sie, auch bei dem größten eigenen Verderben, sich gezwungen fühlen, dem, was sittlich gut, schön und edel ist, wo nicht Liebe, doch wenigstens Achtung beweisen. So ungern lasterhafte Menschen der Tugend diesen Tribut von unwillkührlicher Verehrung entrichten: so können sie doch nun einmal nicht umhin, es zu thun, sie fühlen sich von der Natur dazu gezwungen. Aber weil ihr Stolz und das Gefühl ihrer eigenen Unwürdigkeit sich dagegen sträuben: so bemühen sie sich, so sehr sie können, die sie beschämenden Tugenden der besseren Menschen, durch Andichtung falscher Bewegungsgründe, durch Verrückung des Gesichtspunkts, durch Entstellung oder schiefe Darstellung der Thatsachen, erst in ihren eigenen, dann in anderer Augen zu schmälern und von ihrer Höhe herabzuziehen. Das ist der gewöhnlichste Ursprung der Verläumdung. Man sieht daraus, daß auch dieses Laster, wenn man es bis zu seinem ersten Ursprunge verfolgt, aus einer guten Quelle — nemlich aus einem Ueberreste von moralischem Gefühle bei unmoralischen Menschen — abfließt. Wenn hätten die Menschen den Sinn für das sittliche Schöne und Gute ganz und gar in sich erstickt, so würden sie auch ganz und gar keine Achtung mehr dafür haben; so würde auch ihre Selbstsucht, (Egoismus,) und ihr Neid dadurch nicht weiter angefochten werden; so würden sie auch kein Interesse mehr beim Verläumden haben, und die Verläumdung hätte ein Ende. Man sieht hieraus zugleich eben so deutlich ein, welche Gattung von Menschen dem Laster der Verläumdung am meisten ergeben sind; nemlich solche, die bei einiger Verderbtheit, doch noch so vielen moralischen Sinn übrig behielten, als dazu erfordert wird, die ihnen fehlenden Tugenden zu würdigen, und an andern zu beneiden, wozu denn sich bei vielen noch der Umstand hinzu kömmt: daß sie, wegen großer Beschränktheit am Geiste, nichts Interessantes zu sagen wissen, aber doch aus Eitelkeit, und um nicht ganz eine Null in der Gesellschaft vorzustellen, gern etwas Interessantes sagen möchten, und sich nun der Verläumdung, als dem einzigen ihnen übrig bleibenden

den Mittel, sich einige Aufmerksamkeit zu verschaffen, in die Arme werfen.

Galants und seiner Genossen Geschichte enthält, wie mich dünkt, auch Belege zu der Behauptung, daß auch der gröste Böswicht nicht durchaus alles Menschengefühl in seinem Herzen zu ersticken vermag. Immer bleiben noch kleine Schattirungen edler Empfindungen übrig, die dem Menschen angeschaffen sind; und werden gleich die Farben durch den Giftstaub, den das Laster darüber streuete, bleich; so bleibt doch die Zeichnung der Meisterhand zurück, und wir müssen bei unbefangenem Herzen gestehen: Der Meister war groß, aus dessen Hand das Werk kam — Schade, daß es nicht besser vor Schimmel und Moder bewahret wurde!

Galant war der Anführer einer Räuberhorde, die ungefehr um das Jahr 1740., besonders in Hessen und an der Wetterau bis an die Bergstraße, viel Unheil und zahllose Grausamkeiten verübte. Er wurde endlich in Darmstadt, da er selbst auf das Leben des Landgrafen Anschläge machte, durch einen Zigeuner von seinen eigenen Bande, Namens Heidenheimers, verrathen und daselbst gerädert. Von den mannigfaltigen Scenen aus dem merkwürdigen Leben dieses sonst so fürchterlichen Menschen führe ich folgende auf, die mir vorzüglich meinem Zwecke angemessen scheint, wenn ich oben sagte, daß auch der gröste Böswicht nicht alles bessere Gefühl in seinem Herzen zu ersticken im Stande wäre.

Galant hatte durch seine Spione erfahren, daß ein Landprediger ein Capital von einigem tausend Gulden eingenommen hatte und als Räuber war sein Plan ganz natürlich, sich dieses Geldes zu bemächtigen. Das Pfarrhaus lag in einiger Entfernung vom Dorfe und alles war in einer regnerischen stürmischen Nacht zum Einbruch vorbereitet. Galant machte, ohne Begleitung, ganz allein zu Pferde, den Vorzug aus, und kam, von Kälte und Nässe halb erstarret, Abends spät, als ein Reisender im Dorfe an. Er konnte, oder schien vielmehr nirgends Unterkommen zu finden und ritt daher ohne Umstände nach dem Pfarrhause und bat um Nachtquartier. Der menschenfreundliche und arglose Prediger besann sich keinen Augenblick, nöthigte seinen Gast, abzusteigen, ließ das Pferd in den Stall führen, dem erfrornen Reuter ein Zimmer mit einem weichen Federbette zubereiten, und bat ihn mit patriarchalischer Gastfreiheit, seine Abendmahlzeit nicht zu verschmähen.

Dem Räuber fiel diese Behandlung aufs Herz. Er setzte sich zu Tische, ließ sich wohl schmecken und die unschuldige Zudringlichkeit der Kinder des Geistlichen gab dem Ueberreste von Menschengefühl in dem Herzen des Böswichts den Sporn. Er sprach selbst viel von dem barbari-

schen Räuber Galant und fragte den Prediger wiederholt: ob er sich denn bei diesen unsichern Zeiten nicht fürchte, da er doch bekanntlich ein vermögender Mann sey und viel an Werth und Baarschaft in seinem Hause habe? Ich fürchte mich nicht, antwortete der Geistliche, ich vertraue Gott, der wird mich schützen!

Galant hatte schon lange mit sich gekämpft; aber diese letzte so zuversichtliche Aeusserung des Predigers entschied den Sieg des noch nicht ganz erstorbenen moralischen Gefühls. Er wurde gegen das Ende der Mahlzeit immer nachdenkender. Indessen hielt der gastfreie Wirth den überhängenden, in sich selbst gekehrten Blick seines Gastes für Müdigkeit, und ersuchte ihn, sich zur Ruhe zu begeben. Nein, sagte Galant, ich bin nicht müde. Entfernen sie ihre Frau und Kinder, ich habe ihnen etwas wichtiges zu sagen. — Der Prediger thats mit einiger Verlegenheit, die in einem solchen Falle sehr begreiflich ist. — Als Galant sich endlich mit seinem Wirthe allein sah, fragte er ihn: Kennen sie mich, Herr Pastor? — Nein, erwiederte der Prediger, ich weiß nicht, wen ich vor mir habe; aber ich glaube einen rechtschaffenen Mann zu beherbergen. — Glauben sie das nicht, versetzte der Räuber, ich bin Galant.

Der Schrecken des Predigers bei dieser Erklärung läßt sich leichter fühlen, als beschreiben. Als Galant die Verlegenheit seines Wirthes sahe, faßte er ihn bei der Hand und sagte sofort: „Aber seyn sie deswegen unbesorgt, Herr Pfarrer, und danken sie dem Himmel, daß ich heute Abend zu ihnen gekommen bin, und sie mich so gütig aufgenommen haben. Ich weiß, daß ihnen ein grosses Capital eingelaufen ist, und daß sie viel Silber und Geldeswerth im Hause haben. Diese Nacht war zur Beraubung dieser ihrer Güter angesetzt; aber sie sind ein zu rechtschaffener Mann. Seyn sie ruhig — es soll ihnen kein Leid geschehen; hier haben sie mein Wort." Galant forderte Dinte Feder und Papier, und schrieb einen Zettel, des Inhalts:

„Bei Lebensstrafe rühre keiner hier das mindeste an."

„Um 12 Uhr in dieser Nacht, setzte Galant hinzu, werden meine Leute bei ihnen einbrechen. Begeben sie sich mit ihrer Frau und ihren übrigen Familie ruhig zu Bette, legen sie ihr sämtliches Geld und ihre Kostbarkeiten auf einen Tisch in ihr Schlafzimmer zusammen und diesen Zettel oben drauf. Sagen sie aber Niemanden das geringste, bis ich sie wieder gesprochen habe: sonst sind sie mit allen den Ihrigen unglücklich." — Der angstvolle Prediger versprach alles, und bethenerte sein Versprechen. Galant begehrte das Pferd, setzte sich auf und ritt fort.

Der Prediger befolgte den Befehl, vertraute seiner Frau das Geheimniß,

ganz

sammelte alle seine Kostbarkeiten in die Schlafstube nach der von Galant gegebenen Vorschrift, legte sie nieder, ließ ein Licht brennen und befahl sich Gott. — Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß er mit seiner zitternden Gattin kein Auge zuthat.

Um die bestimmte Stunde gab es ein dumpfes Getöne im Hause, da der Prediger aber alle Thüren, und auch die seines Schlafzimmers äußerst schlossen gelassen hatte, so konnten die Diebe ohne den geringsten Widerstand hereinkommen, und waren nicht wenig erstaunt, ihren Raub bereits in der schönsten Ordnung aufgetischt zu finden. Aber plötzlich fuhren sie, als sie schon anfingen, einzupacken, wie vom Blitz gerührt, zusammen, da ihnen die Ordre ihres Hauptmanns in die Augen fiel. — „Gute Nacht, Herr Pastor! — Schlafen Sie wohl! — Sie können ruhig schlafen" und so stürzten die bewaffneten Räuber wieder zur Thür hinaus, ohne das Mindeste weiter zu berühren. Ein einziger konnte dem Triebe, eine Gans von dem Pfarrhofe mitzunehmen, nicht widerstehen. Die Gans schrie, und eins von den über das nächtliche Geräusch aufgewachten Kindern des Predigers hatte gehört, daß einer von der Gesellschaft sagte: Laß sey, du kömst ins Teufels Küche! — Der Prediger dankte Gott und verschmerzte herzlich gern eine Gans, ohne auch nur ein Wörtchen von dem Hergange bekant zu machen.

Wenn der gute Mann hierin fehlte — wer wird, wer kann ihn strafbar finden, und verunehrt ihn nicht gern? Was würde auch seine ganze Habe, was aus ihm selbst und aus seiner Familie geworden seyn, wenn ihm in diesem äußerst kritschen Falle nicht Selbsterhaltung das erste Gesetz war? Er fehlte als Staatsbürger; nicht als Hausvater und Mensch.

Nach einigen Tagen kam Galant zur Nachtzeit wieder in den Pfarrhof. „Wie haben sich meine Leute aufgeführet, Herr Pastor?" war die erste Frage bei seinem Eintritte. — Der Prediger konnte nicht Worte genug finden, die gute Mannszucht der Räuber und seinen Dank gegen den Hauptmann zu schildern. Das Kind, welches die Geschichte der Gans mit angehört hatte, war, andern unbemerkt, Zeuge des Gesprächs gewesen. Ja, lieber Herr, rief das unschuldige Geschöpf, sie haben uns doch eine Gans mitgenommen. — Galants Miene drückte den höchsten Unwillen aus und er antwortete nichts, als: So! — Der Prediger versicherte, und das aus aufrichtigem Herzen, er wünsche, der Braten möge ihnen wohl geschmeckt haben, und er würde ihnen gern alle seine Gänse gegeben haben, wenn er gewußt hätte, daß es ihnen Freude mache. — Er trug nun alles auf, was Küche und Keller vermogte; allein Galant war nicht zu halten und in der dunkelsten Nacht eilte er davon.

Der Prediger legte sich mit seiner Familie zu Bette, und schlief zum erstenmale wieder ganz ruhig; denn bis jetzt hatten ihn noch immer Besorgnisse gequält. — Aber wie groß war sein Erstaunen, als er am andern Morgen aufstand und einen aufgehängten Menschen an seinem Heuschaare erblickte, neben welchem eine Gans hing. Zum Zeichen, daß dieser der Uebertreter des scharfen Verbots gewesen war.

Der Schluß folgt künftig.

Vorschläge über die im 47ten Stück des hannöverischen Magazins aufgeworfene Frage über die Anlegung der sogenannten Buchkämpe.

Daß die in vielem Betracht so nützliche Buche so wenig in zu trockenem, oder zu sandigem, eben so wenig aber auch in zu nassem Boden fortzubringen, wird denen, die nur einige Kenntniß vom Forstwesen haben, nicht unbekannt seyn.

Und daher lassen sich denn auch wohl keine allgemeine Regeln, um diese Holzgattung im sandigen Boden, durch Handbesaamungen zu erziehen, angeben, vielmehr werden hiebei jedem Forstbedienten Versuche, welche sich auf etwanige Bemerkungen gründen, die besten Wegweiser seyn.

Da man nun bei Treibung der Buchengehaue vorzüglich darauf zu sehen hat, daß in solchen Oertern, welche gegen Mittag und Abend vorzüglich den Sonnenstralen ausgesetzt sind, keine Blößen gehauen werden, weil sonst gemeiniglich, besonders, wenn der Boden steinig oder sandig ist, das leidige Heide- und Heidelbeerkraut in Menge erwächst; so ist es auch wohl hinlänglich erwiesen, daß die junge Buchenpflanze die ersten drei bis vier Jahre mehr Schatten als Sonne liebe. Wer indes aber auch unter solchen Buchen oder andern Bäumen, worunter man einen Tag, wie man zu sagen pflegt, zu Scheuer gehen kann, jungen Anwuchs erwartet, irrt sich, denn wenn sich auch im Frühjahr der schönste Anwuchs zeigt, so wird sich derselbe bei eintretender Dürre gewiß in wenig Tagen verlieren, weil kein Thau und Regen denselben befeuchten kann.

So nöthig also auch dem jungen Buchenanwuchs Schatten ist, eben so nöthig ist denselben Thau und Regen. — Also, unter dem Vorausgesetzt, daß der zu einem Buchkampe vorher gehörig präparirte Ort nicht zu sandig und trocken, sondern so viel möglich, zur Erziehung des Buchenholzes einen nur einigermaßen tauglichen Boden habe, würde es nöthig

ch darauf ankommen, den erfor-
erlichen Schutzen zu beschaffen.

In den meiner Aufsicht anvertrau-
n Revieren finden sich verschiedene
hr trockne, mit einzelnen strupp-
n Büchen, wenigen Birken und
schen bestandene, mit Heide- und
eidelbeerenkraut aber fast ganz über-
gene Oerter, welche von Zeit zu Zeit
it Birkensaamen besaamet sind,
nd woselbst sich auch bereits der
höuste Anflug zeiget.)

Um zu erfahren, ob es möglich
y, an diesen kahlen trockenen Or-
n die Buche fortzubringen, stieß ich,
oft Buchmast war, einige Hämen
mmien und die Buchecken an be-
gte Oerter flach unterhacken. Das
lgende Frühjahr zeigten sich eine
enge junger Pflanzen, so bald aber
y Mai und Junius Dürre eintrat,
ute sich in wenig Tagen fast der ge-
nete Anflug verlohren, nur die
flanzen, die unmittelbar durch den
chatten einer Birke, einer Esche,
er auch eines dornen Busches,
r den brennenden Sonnenstralen ge-
hret waren, wuchsen fort.

Sollten sich also, wie zu vermu-
n, in den Sandgegenden, Oerter
den, welche mit Birken, Eschen,
öhren, Heinbüchen, oder sonstigem
uschwerk, nicht geschlossen, sondern
ruppweise, aber auch nicht zu ein-
n bewachsen, und der Boden
cht zu schlecht seyn, so würde
derselben einige Zeit vor der
esaamung entweder umhacken, oder
r Ersparung der Kosten (wenn es
thunlich) von den Schweinen rühren
umbrechen, denselben sodann mit Buch-
eckern gehörig besaamen, und sodann
nur eine Heerde Hornvieh einige mahl
um den Saamen beizutreten, durch-
treiben lassen.

Sollte es sich treffen, daß das Jahr,
wenn Buchmast vorhanden, auch Eich-
mast wäre, so kann man die Mast-
schweine dieser in die mit Buch be-
saamte Oerter treiben, wenn selbige
erst Eicheln geschmeckt haben, werden
sie so leicht kein Buch fressen, sie brechen
den Boden besser durch, der Saame
kömt folglich auch besser in die Erde,
und die sich in dem besaamte Orte be-
findlichen Mäuse werden durch
selbige vertrieben.

Zum Fortkommen der jungen Holz-
pflanze würde gewiß vieles beitragen,
wenn der besaamte Ort vorher mit dem
Hornvieh- und Schweineheerden, so
oft es thunlich, betrieben, und diese
etwa in den Mittagsstunden einige
Stunden darauf gehalten würden.

Die Buche ist, wie zu Anfang be-
reits angemerkt worden, ein zu unschönen
Baum, als daß man nicht vorzüglich in
solchen Gegenden, wo selbige selten ist,
alle Sorgfalt auf deren Fortbringen
verwenden sollte, weswegen einige nicht
gelungene Versuche einen Forstmann
nicht abschrecken, vielmehr auf andern
Boden leiten müßen.

Im Fürstenthum Minden und meh-
rern Orten habe ich verschiedene, theils
größere theils kleinere mit Eichen und
Büchen fürtreflich bestandene Gehölze,
dieselben natürlich aus dem Kern erzogen wa-
ren,

um, besehen. Der Boden war sandig, doch etwas feucht, und die Anlagen schienen im Kleinen vor- und nach bewerkstelliget zu seyn. Es fanden sich in diesen Gehölzen verschiedene alte Eichen, und unter denselben der schönste Büchenanflug, welcher damals schon 3 bis 4 Fuß hoch war.

Alte Büchen erinnere ich mich nicht darin angetroffen zu haben.

Ich vermuthe daher, daß unter und neben den alten Eichen Buchecken ausgestreuet, und entweder unausgehackt, oder durch die Mastschweine unter die Erde gebracht sind. Schade nur, daß die alten Eichen nicht zu gehöriger Zeit heraus gehauen und dem jungen Holze Luft verschaffet worden.

Wenn also Eichhölzer, die abständig zu werden beginnen, vorhanden sind, sollte es sodann nicht thunlich seyn, solche auf oben gemeldete Art in Buchhölzer zu verwandeln? Einige Versuche im Kleinen würden den Grund oder Ungrund meiner Meinung erweisen.

Ich pflege einen an einem Sonnenhange belegenen, oder sonst einen trockenen Boden habenden Eichelkamp besaame, lasse ich, so bald die Eicheln flach untergehacket oder untergepflüget, jedesmal Rocken, oder Birkensaamen auch wohl beides zugleich, überher säen, die jungen Pflanzen erhalten den ersten Sommer durch den Rocken, welcher aber nicht zu dicke gesäet werden muß; Schatten und Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen, und da bei einem nassen Sommer der Birkensaame, wenigstens anfänglich, in 30 bis 34 Wochen nach der Aussaat aufläuft, und eine noch einen Fuß hoch wächst, so würden die jungen Büchenstämme im folgenden Sommer durch die jungen Birken und die hohen Rockenstoppeln, (denn hoch muß der Rocken abgeschnitten werden) gleichfalls den nöthigen Schatten haben.

Die Birken können nachher herausgehauen, und dem jungen Büchenwuchse Luft geschaffet werden.

Anmerkung.

Ich hatte im abgewichenen Herbste mehrere Eichelkämpe, die an stehenden Buchhörsten belegen waren, mit Eicheln besaamet, und Rocken übergesäet. Die im Oct. und Nov. d. J. fast kommenden Sturmwinde hatten eine Menge Buchecken in besagte Eichelkämpe geworfen, welche denn im April in Menge aufliefen.

Die im Mai erfolgten Fröste ruinirten ältere und jüngere Holzpflanzen, aber die zwischen dem Rocken stehenden jungen Eichen und Büchen sind so wenig vom Froste, als der im Junius eingefallenen Dürre beschädiget. Ich sollte also glauben, daß diese Procedur bei Anlegung der Buchkämpe in sandigen Gegenden gleichfalls anwendbar seyn würde.

Reinhausen.

F. W.

Hannöverisches Magazin.

102tes Stück.

Montag, den 21ten December 1795.

Straßenräuber Galant und Consorten.

Ein Beitrag zur Erfahrungsseelenlehre.

(Schluß.)

So handelte ein Mensch, den man wegen seiner übrigen Lebensart unter die größten moralischen Ungeheuer zählen muß.

Noch lange nach seiner Hinrichtung machten die Ueberreste seiner Bande verschiedene Gegenden und besonders die Langehecke, (eine waldige Gegend, fünf Stunden von Limburg an der Lahn,) unsicher. Ein kleiner Trupp, unter einem eigenen Hauptmann, wohnte da in den Wäldern. — Eines Abends wurde der katholische Pfarrer Winnsmann, in dem churtrierischen Dorfe Heinchen, von einem unbekannten Mann, vorgeblich zu einem Sterbenden, über Land gerufen. Der Prediger folgte seiner Amtspflicht gemäß. Sein Geleitsmann führte ihn tief in den Wald. Hier lagen viele Leute um ein Feuer herum und unter ihnen einer in Fesseln. Der Priester konnte leicht errathen, in welcher Gesellschaft er sich befand; allein, es war zu spät zum Umkehren, und er faßte Muth, das einzige, was ihm übrig blieb. — Als der Räuberkapitain den Pfarrer ansichtig wurde, ging er ihm entgegen, grüßte ihn aufs freundlichste, und sagte: „Verzeihen sie Herr Pfarrer, daß ich sie bemühe. Hier habe ich einen Delinquenten, der den Tod verdient hat. Haben sie die Güte, ihn beichten zu lassen, und sodann zu dem Schritte zu bereiten, den er bald thun soll."

Der bestürzte Geistliche durfte hier keine Einwendung machen, er ging mit dem Verurtheilten auf die Seite und verrichtete sein Amt. Niemand störte ihn. — Nachdem die Handlung vorüber war, fragte der Anführer der Bande den Geistlichen heimlich: was der Delinquent ihm anvertrauet habe? — Der Pfarrer erwiederte, es gezieme sich nicht, und sey ihm auch nicht erlaubt, aus der Beichte zu reden. — Da thun sie ihre Schuldigkeit! versetzte der

Digitized by Google

Räuber; aber was hat er ihnen von mir gesagt? Der Prediger antwortete mit Gegenwart des Geistes: Er hat mir aufgetragen, euch zu bitten, ihr mögtet von eurem bösen Wesen ablassen, sonst würde es euch eben so ergehen, als ihm. Da thun sie wiederum ihre Schuldigkeit! erwiederte der Hauptmann, — drückte dem Geistlichen einen großen Thaler für seine Bemühung in die Hand und ließ ihn wohlbehalten zum Walde hinaus begleiten. Kaum war der Pfarrer eine Strecke von dem Feuer entfernt, so hörte er einen Schuß der vermuthlich dem Leben des Unglücklichen ein Ende machte.

G. F. Palm.

Beantwortung der im 8ten Stück dieses Magazins, von diesem Jahre, gethanen Anfrage, die angorischen Kaninchen betreffend.

1) Hat man Kennzeichen, die alten von den erwachsenen jungen Kaninchen zu unterscheiden, oder wie zeichnet man sie am besten, welches bei einer gröſsern Anzahl der Thiere durchaus nothwendig ist?

Es giebt kein äußeres sicheres körperliches Kennzeichen, die alten Seidenhasen oder angorischen Kaninchen von den erwachsenen jungen zu unterscheiden. Gewöhnlich aber sind die Zähne der alten Thiere nicht mehr von der Länge und Schärfe, wie die der jungen, bei denen, absonderlich die beiden großen breiten Zähne in den obern und untern Kiefern ausserordentlich scharf und schneidend sind. Sonst läßt sich auch aus dem ganzen Ansehen eines Thieres, ob es nemlich rasch oder weniger rasch ist, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit bestimmen, ob dasselbe jung oder alt ist. Die Böcke sind gewöhnlich furchtsamer und rascher als die Weibchen. Die Alten sind auch nicht selten böser, eigensinniger und beißiger als die jungen, und es wird nicht leicht geschehen, daß ein junges Thier, wenn es sonst von Jugend auf mit den alten beisammen gewesen ist, ein älteres untersuchen, bezwingen und in die Flucht jagen sollte. Eine Folge des ausserordentlichen Eigensinns der diesen Thieren eigen ist, und mit dem Alter zunimmt. Die jungen Thiere sind auch furchtsamer und geneigter zu entschlüpfen und sich zu verkriechen, als die älteren, die gewöhnlich bei entstehendem außerordentlichem Geräusch bleiben, wenn die jüngeren schon längst davongelaufen sind. Endlich ist bei den farbigen Thieren noch ein Merkmal, jedoch von geringerer Zuverläßigkeit, daß nemlich mit zunehmendem Alter die Haare sich mit

grauen

Digitized by Google

grauen und weißen mischen, welches Merkmal bei den weißen ganz wegfällt.

Um die Thiere von einander zu unterscheiden, ist allerdings das Zeichnen nöthig. Einmal kann dieses auf die Art geschehen, daß man denselben in, zwei oder mehrere Schnitte nach der Länge hinunterwärts in das rechte oder linke Ohr, so wie es zum Unterschiede erforderlich ist, mit einer scharfen Scheere macht, wovon die Thiere wenig Empfindung haben müssen, weil sie die Ohren nur etwa ein Paar Stunden hängen lassen. Oder daß man ihnen vor den Köpfen, auf dem Bug oder auf dem Rücken einen oder mehrere schmale Streifen Haare abschneidet, und diesen Schnitt, so wie die Haare wieder heranwachsen, welches gar bald geschiehet, wiederholet.

2) Wie, und in welchem Alter müssen die Böcke castrirt werden? Das Castriren ist um so nothwendiger, theils weil ein geschnittener Bock weit schöneres Haar giebt, theils weil die Böcke alle separirt werden müssen, wenn sie einander nicht todt beissen sollen.

So wie es überhaupt bei dem Castriren oder Verschneiden der Männchen bei allen Thieren Regel ist, daß dieses im jüngern Alter besser geschiehet, als im reifern, so ist es auch in Ansehung der Kaninchenböcke rathsam, das Verschneiden gegen die Zeit vorzunehmen, da sie anfangen die Thiere zu verfolgen um sie zu bespringen, das ist, gegen Ende des vierten, oder den Anfang des fünften Monats ihres Alters. Wollte man es früher thun, so tritt die Unbequemlichkeit ein, daß bei einem Bocke von drei Monaten, die Hoden noch nicht so sichtbar und hervorliegend sind, als wenn sie das oben gedachte Alter erreicht haben. Der Verschnittene muß nach dem Verschneiden drei bis 6 Tage allein gesetzt werden, damit er von den übrigen Böcken nicht verfolgt und gebissen wird, so lange der Schnitt wund ist. Noch besser, man nimt den oder die Böcke auf einige Tage von der Heerde, bis der Verschnittene geheilet ist. Daß die Haare der castrirten Seidenhasen schöner werden sollten, als die der übrigen, ist meiner Erfahrung nicht gemäß. Ich finde keinen Unterschied in Ansehung der Schönheit, wohl aber in Ansehung der Menge, denn der Castrat wird weit wollicher als die übrigen, und daher scheint dessen Haar besser zu seyn, ists aber in der That nicht.

Wie das Castriren geschieht, ist an dem unten bemerkten Orte a) mit folgenden Worten angewiesen:

„Diese Operation selbst wird auf folgende Art gemacht: Man legt den Bock auf den Rücken, sucht die Hode und nimt sie zwischen die Finger, so daß sie durch ein sanftes Pressen ganz sichtbar wird. Hierauf schneidet man mit einem sehr scharfen Federmesser die Haut durch, bis man einen run-

a) Mayers Anweisung zur angorischen oder englischen Kaninchenzucht. Seite 57.

Digitized by Google

den kleinen Körper, wie einen Knopf steht, diesen reißt man mit ziemlicher Gewalt heraus, aber ohne die Flechsen abzuschneiden, damit sie, so zu sagen, zurückspringen können, und dadurch den Verlust des Bluts verhindern, wovon nicht ein Tropfen verlohren geht, wenn man bei der Operation auf diese vorgeschriebene Art verfährt. Der Seidenhase scheint dieses ganze Verfahren für einen blossen menschlichen Eigensinn zu halten; denn er steht nach der Operation auf, fängt wieder an zu laufen und zu fressen, ohne sich über seinen erlittenen Verlust zu grämen.

3) Hat man keine zuverläßige Mittel wider die Krankheiten dieser nützlichen Thiere, namentlich wider die Einfilzekrankheit, triefende Augen, u. s. w.?

Von einer Einfilzekrankheit ist mir weder durch eigene, noch durch anderer Erfahrung jemals etwas bekannt geworden, obgleich meine Heerde ziemlich stark ist, und seit Jahr und Tag Versuche mit diesen Thieren gemacht sind. Vielleicht ist meine Behandlungsart derselben die Ursach, daß ich diese Erfahrung noch nicht gemacht habe. Nach den Worten zu urtheilen, wird diese Krankheit darin bestehen, daß sich die Haare verfilzen, folglich bei ganzen Lücken ausgerissen, und dadurch die Thiere kahl und zum Theil nackend gemacht werden, welches einen sehr unangenehmen Anblick verursacht, und in Ansehung des daraus entstehenden Verlustes der Seidenhaare sehr nachtheilig ist. Das erste Paar dieser Thiere, welches mit großen Unkosten angeschaft wurde, und in einer Art von Wildniß gelebt hatte, war bei dem Empfange ganz verfilzt, und bei dem Kämmen desselben ging es so wie vorhin gedacht, sie wurden scheußlich kahl, und es ging eine lange Zeit darüber hin, ehe sie von der Natur wider gekleidet wurden. Seitdem aber ist es mir nie wieder vorgekommen, daß eine solche allgemeine Verfilzung eingetreten wäre. Einige Lücken, am Halse und an den Hinterbeinen, kommen wohl vor, und dies läßt sich nicht gänzlich vermeiden, wenn die Thiere auf Stroh, Heu und dergleichen liegen und gehen; allein diese sind leicht abzukämmen oder wegzuschneiden, und machen im ganzen, gegen den großen Vorrath von Haaren, womit diese Thiere begabt sind, nichts aus. Vielleicht wird diese vermeinte Krankheit mit dadurch vermieden, daß ich meine Seidenhasen alle 14 Tage regelmäßig mit einem sogenannten Fristkamm, der an der einen Seite enge, und an der andern weite Zähne hat, kämmen und ihnen dadurch die reifen Haare abnehmen lasse. Auf diese Art werden die Haare der Thiere in gehöriger Ordnung und Glätte erhalten, und schon aus dieser Ursache allein ist das Kämmen dem unbarmherzigen Zupfen weit vorzuziehen.

Ein zweiter Vortheil des Kämmens ist, daß, wenn man mit dem weiten Ende die Haare glatt gekämmt hat, so

odann weis dem engen blos diejenigen Haare ausgehen, welche reif und lang sind, da hingegen durch das Zupfen alles ohne Unterschied desto leichter ausgehet, da die Haare sehr los sitzen.

Das Lager meiner Seidenhasen besthet in sogenanntem Langstroh, welches alle 8 Tage erneuert wird. Eine nöthige Vorsicht, weil diese Thiere etwas unreinlich sind.

Triefende Augen der Kaninchen kommen vom hohen Alter, oder davon, wenn die Thiere im stambigen und kalkartigen Erdreiche wühlen. Daß es eine besondere Krankheit seyn sollte, ist mir ebenfalls nicht bekannt, wenigstens habe ich keine Erfahrungen darüber gemacht. Die angorischen Kaninchen so alt werden zu lassen, daß sie triefende Augen bekommen ist nicht rathsam, indem sie alsdann schwach, zur Zucht untüchtig und zum Essen zu hart und unschmackhaft werden. Man ziehe lieber junge dafür an, und schlachte die Alten gegen das Ende des dritten Jahrs, da sie noch völlig ehbar sind.

Von mehreren Krankheiten der angorischen Kaninchen, ist mir nichts bekannt, außer, daß die Mütter, absonderlich wenn sie verwoffen haben, einige Tage sich in die Winkel verkriechen, ein rauhes aufstehendes Haar bekommen, kalte Ohren und ein trauriges Ansehen haben, auch sich des Fressens völlig enthalten. Indessen erholen sie sich gar bald wieder, ohne weiter etwas als frisches Wasser zu genießen. Uebrigens ist diese Thiere, wenn es einmal den dritten Monat überlebt hat, sehr dauerhaft, und es ist mir noch nicht vorgekommen, daß eins derselben nach dem dritten Monat gestorben wäre.

4) Welches ist die beste Nahrung für die ganz jungen Seidenhasen, die der Milch der Alten schon mit vier Wochen beraubt sind?

Unstreitig Haber. Denn so wie das junge Thier mit dem ein und zwanzigsten bis vier und zwanzigsten Tage aus dem Neste hervorkommt, und das Bedürfniß des Hungers dasselbe antreibt, sich außer der Mutternilch, Nahrung zu suchen, findet es schon Geschmack am Haber, den diese Thiere allen andern Früchten und Körnern weit vorziehen. Täglich einige wenige Körner, vielleicht sechs bis zehn, ist in den ersten Tagen für ein Thierchen genug. Mit der Zeit werden sie gefräßiger, und brauchen natürlicher Weise mehr. Aber obgleich dies Futter kostbarer ist, als bloße Kräuter und Wurzelwerk, so ist dennoch kein Schaden dabei, weil die Jungen besser dabei gedeihen und heranwachsen, als bei schleimigem Futter, wovon sie nur gar zu leicht sterben, wenn man nicht sehr behutsam damit verfährt.

Um die jungen Thierchen dazu zu gewöhnen, habe ich nicht weit vom Eingange des Nestes, aus welchem sie kommen, einen Kasten, eine umgekehrte Tonne oder dergleichen gesetzt,

Digitized by Google

setzt, und dieses Behältniß wird mit vier einen Kasten ein oder anderthalb Zoll hoch, durch einen untergelegten Stein oder Holz, in der Höhe erhalten, damit nur die jungen Thiere, nicht aber die alten, unter dasselbe kriechen, und zu dem Futter kommen können. Sollten sie anfangs den Weg nicht gleich finden, so darf man nur eins oder ein Paar mal unter das Behältniß setzen, sie werden gewiß gar bald dahin zurückkehren, wenn sie die ihnen angenehme Kost nur einmal versucht haben. Dabei muß man aber eine solche Stelle für das Behältniß zum Futter wählen, daß die Alten, die den Haber gar bald wittern, solches nicht untergraben, und sich einen, gleichsam unbetretenen, Weg zu demselben machen können. Dieses wird dadurch verhütet, wenn man das Behältniß auf das Steinpflaster setzt, und das Futter in ein Gefäß auf ein trockenes Brett thut. Bloßer Haber möchte jedoch den ganz jungen Thieren zu trocken seyn, wenn sie nicht noch nebenher von der Mutter gesäuget werden. Diese säugen gewöhnlich acht bis zehn Tage vor dem neuen Werfen, das oftermals erfolgt, wenn die jungen Thiere kaum 4 Wochen alt sind. Auf alle Fälle muß man ihnen frisches Wasser in einem kleinen und flachen Gefäße vorsetzen, und solches täglich erneuern, damit die jungen Thiere saufen lernen, wozu sich jedoch, nach meiner Erfahrung, einige nicht täglich gewöhnen wollen. Um die schädliche Trockenheit des bloßen Habers zu vertreiben, vermische man denselben mit ganz weich gekochten gelben Wurzeln, oder Rüben, wenn diese sind im Stande, eine gute Portion Wasser einzunehmen. Eine solche Mischung, welcher mit der Zeit auch Kartoffeln hinzugesetzt werden können, fressen die jungen Thiere sehr gern, und sie werden, so wie sie mit jedem Tage heranwachsen, mit den übrigen Thieren, das gewöhnliche Futter an Kräutern und Wurzelwerk außer dem Behältniß suchen. Ist die Zucht groß, so, daß die jungen Thiere aus ihren Nestern nach und nach, so wie sie drei Wochen alt werden, hervorkommen, so kann man das Behältniß und das angezeigte Futter immerfort beibehalten, und dasselbe täglich erneuern. Hat man die Oeffnung des Behältnisses nicht gar zu groß gelassen, und sonst die besondere Vorsicht beobachtet, so werden die erwachsenen sich dieses für sie nicht bestimmten Futters von selbst begeben müssen, wenn sie gegen acht Wochen alt und so groß geworden sind, daß sie nicht mehr hineinkommen können. Gerade dadurch wird das für die zarten Thiere bereitete Futter bloß für diese allein gesichert. Daß das Behältniß trocken stehen muß, versteht sich von selbst, indem diesen Thieren, absonderlich den Jungen, nichts so nachtheilig ist, als Nässe von unten. Es ist daher schon oben vorgeschlagen, ein trockenes Brett in das

das Behältniß zu legen, und darauf das Futter zu geben.

Vielleicht ist hier eine schickliche Gelegenheit, den Liebhabern der angorischen Kaninchen, von der Veredelung der einländischen stichelhaarigen Kaninchen aus der Erfahrung etwas zu melden, wovon schon andere b) geschrieben haben.

Der Versuch ist im Ganzen sehr gut gelungen, durch die Paarung eines angorischen Bocks mit einländischen Kaninchen, wirkliche Seidenhaasen zu erzielen. Schon die erste Generation hat ein ungleich weicheres und längeres Haar, als die Mutter. Fährt man fort, die von einem Seidenhaasen und einem gewöhnlichen Kaninchen gefallenen Jungen, abermals mit einem ächten angorischen Bock zu paaren, so finden sich unter dieser zweiten Production schon dann und wann vollkommene Seidenhaasen. Bei der dritten Zeugung ist des Vaters Ebenbild vollkommen da.

So kann man in Zeit von längstens 2 Monaten (denn die Kaninchenmütter werden gewöhnlich schon im fünften oder sechsten Monate trächtig) seine Kaninchenzucht ganz zu Seidenhaasen umschaffen, wenn man nur, wie sich von selbst versteht, keine anders als ächte angorische Böcke unter seine Heerde läßt.

Bei der großen Nutzbarkeit dieser Thiere, und bei den gleichwohl geringen Kosten ihrer Erhaltung, ist es zu verwundern, daß nicht mehrere Landeseinwohner auf diese Veredelung und deren Versuch aufmerksam sind. Absonderlich würden Landprediger und andere Landbewohner, denen es niemals an Futterung für diese Thiere fehlen kann, mit wenigen Kosten und weniger Aufsicht, diese Zucht leicht in den Gang bringen können. Der Vortheil davon ist um desto einleuchtender, da die von den wirklichen Seidenhaasen gewonnenen Haare sich besser kartätschen, spinnen und stricken lassen, als die gewöhnliche Baumwolle. Die Felle von der ersten Generation sind den Hutmachern und Kürschnern angenehmer, als die Felle und Haare der gewöhnlichen Kaninchen, die weder so fein noch so lang sind. Die Thiere selbst liefern, wenn sie unter drei Jahren geschlachtet werden, ein angenehmes Fleisch, das, besonders gebraten, den Beifall der Kenner erhält. Sogar ihr Mist giebt dem Schafläger an Güte nichts nach.

b) S. Stein die veredelte Kaninchenzucht durch Seidenkaninchenmännchen.

W. L. P. L.

An-

Anfrage wegen der Schnuckenwolle.

Es ist bekannt, daß unsere Heidschnucken unter ihrem groben Haare eine Wolle haben, die sich von der guten spanischen nicht so wohl in der Feinheit als vielmehr nur durch ihre geringere Elastizität — indem sie nemlich trockner, magerer, steifer ist — unterscheidet.

Versuche im Kleinen haben ergeben, daß man diese Wolle ohne große Schwierigkeit auskämmen kann. Beim ersten Anblicke scheint diese Art der Gewinnung zwar fast zu weitläuftig und umständlich; wirklich mögte sie es aber doch nicht seyn, zumal wenn man erst Uebung und Handgriffe erlangt hätte. Man kämmt ja auch den Seidenhasen das feine Haar ab, man gewinnt die Schawlwolle, *) die die Schawlziege unter ihrem langen Haare hat, allein durch das Kämmen, und was würklich noch mühsamer und beschwerlicher ist, den Gänsen rupft man sogar ihre wolligten Federn aus.

Da es nun keinen Zweifel leidet, daß man die feine Schnuckenwolle viel besser nutzen könnte, wenn man sie allein oder ohne das grobe Haar hätte; und da sogar einiger Anschein vorhanden ist, daß die über die See ausgehende abgeschorne Schnuckenwolle noch von dem Haar ausgesondert und besser benutzt wird: so fragt man hiedurch an, ob auch hier im Lande desfalls vielleicht schon Versuche im Großen gemacht seyn; und wenn das der Fall würklich wäre, so wünscht man darüber entweder öffentlich in diesen Blättern oder auch privatim durch eine an den Herrn Verwalter Berkelmann zu Wittenburg abzugebende Nachricht belehret zu werden. Sollte man auch etwa einen Viertel Centner ausgekämmte feine Wolle zu weitern Versuchen erhalten können; so würde man solche nach dem Werthe gern bezahlen.

W.

*) Die Wolle, welche die Schawlziege unter ihrem langen Haar trägt, wird durch ein sanftes Auskämmen genommen. General view of the agriculture of Middlesex. London, 1793. S. 40.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

103tes Stück.

Freitag, den 25ten December 1795.

Vaterländische Geschichte eines gerichtlichen Zweikampfs vom Jahre 1098.

Die Schuldigkeit eines jeden, der etwas zu dramatisiren, oder auch nur zu erzählen, hat, ist, den Zuhörer sogleich an Ort und Stelle zu führen, wo die aufzustellende Handlung sich zutrug, und ihn mit seinen Hauptpersonen etwas bekannt zu machen. Gegenwärtig wird, da das hannöverische Magazin keine Poesien aufnimt, nicht dramatisiret, sondern nur erzählt, aber doch nach einer Schrift erzählt werden, die allen Glauben eines gerichtlichen Protocolls verdient. Freilich fällt dabei alles Süße und Herzerhebende eines vaterländischen Ritterkampfs weg, gewährt aber auch auf einer andern Seite dem Leser das Vergnügen, einmal einen Zipfel von dem Vorhange der theatralischen Herrlichkeit aufgehoben zu sehen, und eine Scene von rein historischer Wahrheit ins Auge fassen zu können.

Ort und Stelle des Zweikampfs, der unser wartet, ist der Grund und Boden des in dem obern Wälschlond gelegenen Herzogthums Modena. Daß er ein vaterländischer Zweikampf sey, wird kein deutscher Mann bezweifeln wollen, der mit der Geschichte des eilften Jahrhunderts, der Geschichte unserer Kaiser, und mit dem Rechte des heiligen römischen Reichs über seinen Vasallen, den Herzog von Modena, nur einigermaaßen bekannt ist. Der Einwurf, daß gleichwohl zwischen unserer deutschen Art und Kunst, und der modenesischen ein sinnenfälliger Unterschied sey, zerfällt in sich selbst, wenn man den Unterschied betrachtet, der in der Art und Kunst so vieler Gegenden zum Vorschein komt, denen man doch die Vaterlandschaft so wenig absprechen kann, als man sie dem Hessen, den Westphälingern und den Lüttichern abzusprechen sich unterstehen wird. Unsere Art und Kunst sieht alsdann so aus, daß man wohl Ursache hätte, sich des Worts, Art und Kunst, wie sie hier stehen, zu enthalten, und lieber Arten und Künste zu sagen. Schon die Sprachen — denn von keiner Sprache und von keinem Volk bei uns läßt

sich nicht viel sagen — sind von einer Gegend zur andern, und zum Theil so sehr verschieden, daß der Mecklenburger den Kärnther schlechterdings nicht versteht, und der Meißner den Ostfriesländer eben so wenig. Auch der Bruder Triester, der zu seinen Lüttricher Brüdern komt, wird glauben, sie redeten Hebräisch. So heißt, nur geringere Entfernungen zu nehmen, der Durst: Turscht, Torscht, Döst. Gebohren: keporen, kepauren, boren. Die Sprache: Schbrach, Schbroch, Sprake. Schwein: Swin, Swein. Vierzig: verzig, veirtig. Ich danke: ich tanke. Weitläuftig: Wa klau ifsig, wietöftig, binnen Distanzen von 15 und weniger Meilen. Giebt es aber Jemand, der den Modenesern die deutsche Brüderschaft dennoch nicht so gut, als den Baiern, Holsteinern, Oesterreichern und Brandenburgern zugestehen will, so wird er doch wenigstens die Freude haben, zu finden, daß in der zu erzählenden Geschichte die mehrsten Namen deutsche Namen sind; daß man sich auf die Verordnungen unserer Kaiser Justinian, Carls des Großen, und Otho, glorwürdigsten Andenkens, beruft, und daß, von der uns bekannten Burg Kanossa herab, die berühmte Gräfin Mathild die den Kampf befahl. Der Name dieser Dame ist kein lateinischer und kein wälscher, sondern ein deutscher Name. Sie sprach, nach dem Zeugniß mehrerer gleichzeitigen Schriftsteller, nebst mehrern Sprachen, auch die deutsche, und das in ihren Ländern geltende Recht, war kein anders als das Recht unserer ehrbaren, obgleich damals etwas luftigen, zu Zeiten meineidigen, lügenhaften a), und unmenschlichen, fränkischen Mitbrüder. Der in Frage stehende Kampf ist also in so ferne allemal ein vaterländischer, unsere Theilnehmung erfordernder Kampf. Indessen ist nicht zu leugnen, daß eins und das andere dabei zum Vorschein komt, das nicht so ganz vaterländisch aussieht. Denn so hat der Redakteur des Protocolls bei seiner Arbeit sich nicht der deutschen, sondern der lateinischen Sprache bedient, und den in solchen Schriften unverzeihlichen Fehler begangen, die Kurialien von Erlauchten, Hochwürdigen, Wohlgebohrnen, sogar das Wort Herr, bei den Namen wohlansehnlicher Männer hinweg zu lassen. Die Gerechtigkeit muß man jedoch dem Protokollisten wiederfahren lassen, daß er über die pedantische Sprachreinigkeit der Cicero und Cornelius Tacitus hinaus, und gewiß mit seinen Zeiten fortging. Wenigstens tragen sein Mercedem petendo — um Gnade bittend, und Wachonem muliebrem — einen Damenhandschuh b), fremde Wörter im lateinischen, das offenbare Siegel, daß er

a) Gallica fides. S. Vopiscus, Gregorius, Turonensis, Salvianus Massiliensis u. a.
b) Vid. Du Fresne gloss. lat. Merces n. Wantum, Wanto.

verstand zu embelliren, so wie wir, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, nach einer Menge gründlich angestellter Recherchen, die vaterländisch diesseits rheinische Schriftsprache mit der jenseits rheinischen zu embelliren gewußt haben.

Was den zur Entscheidung durch das Schwerdt verstellten Appellationsproceß anbetrift, so kam es auf die Frage an, ob gewisse im Modenesischen belegene Grundstücke dem Appellanten, Herrn zum Thal — de Valle, oder Appellaten, dem Abte des Klosters des heil. Prosper zu Reggio gehören sollten.

Die Treue dieser deutschen Auslegung seines Protokolls, kann von jedem Sachkundigen nach dem Original geprüft werden, welches zu finden ist in

Orig. Guelfic. L. proc. III. pagg. 602.

So viel hat aber doch, um selbiges dem vaterländischen Gerichtsstil neuerer Zeiten etwas näher zu bringen, geschehen müssen, daß die gebührenden Titel, jedoch mit sparsamer Hand, den vorkommenden Namen hinzugesetzt worden sind. Hier ist das Dokument:

Zur Nachricht künftiger Zeiten, haben wir für nöthig erachtet, vermittelst gegenwärtiger Schrift, kürzlich anzuzeigen, wie es sich mit der Irrung verhält, die zwischen Sr. Hochwürden dem Herrn Abt des Klosters des heiligen Prosper zu Reggio, und den Hochwohlgebohrnen Herren zum Thal obwaltet. Es hat nemlich ersagter Herr Abt, in Zutritt seines Schirmvogts, vor dem Gerichtsstuhle Sr. Wohlgebohrnen, Herrn Ubalds zu Karpeneta, sich beschweret, daß gewisse, in der Gerichtsbarkeit von Nasseta belegene, seiner Kirche zuständige Grundstücke ihm von denen zum Thal vorenthalten würden, da dann, nach fleißiger Untersuchung und Klarmachung der Sache durch eidliche Abhörung von drei, der Nassetalischen Gerichtsbarkeit untergebenen Zeugen, besagter Gerichtsstuhl, laut der darüber errichteten Schrift, die Kirche wieder in den Besitz der streitigen Länderei gesetzt habe. Nachdem aber die von Thal sich darauf an die Frau Gräfin Mathildis, Erlauchten, gewendet, und vorgestellet, daß sie unrechtmäßiger Weise entsetzet worden wären, haben Höchstdieselben, als gnädigste Landesherrschaft, den Richter zu Nonantula, des Hrn. Bonus Wohlgebohrnen, benebst dem vorbelobten Herrn Ubald, abgeordnet und angewiesen, die Sache nochmals zu untersuchen, und den Partheien anzudeuten, daß, behuf endlicher Ausmachung derselben, sie zu einem Zweikampf sich anzuschicken hätten.

Bei der zu Untersuchung der Beschwerde angestellten Tagefahrt, hat

der Herr Abt alsbald königliche, selbst von den Kaisern Karl und Otto, glorwürdigsten Andenkens, ausgestellte Briefe producirt, welche ausdrücklich darlegen, daß die in Frage befangene Grundstücke der Kirche zuständig sind. Nicht minder haben deren Sachwalter ein Gesetz des Allerdurchlauchtigsten Kaisers Justinian aufgewiesen, Inhalts dessen derjenige, der etwas aus dem landesherrlichen Schatze, oder aus der Hand einer Person des Allerhöchsten Hauses geschenkt erhalten hat, sothane Gabe, er sey nun Kläger oder Beklagter, sofort haben und behalten solle, alles nach klarem Ausspruch des Codex und der Institutionen. Nicht minder haben die klösterlichen Sachwalter noch andere, vielwichtige, Umstände zu Unterstützung ihrer Intenzion anzuführen gehabt, welche aber so, wie das obige, von den Herren Richtern nicht angenommen, sondern zur Seite gewiesen, und auf der Hochbefohlnen Entscheidung durch den Kampf bestanden worden ist: worauf denn ferner, nicht ohne Widerwillen der kirchlichen Parthei, Herausforderung auf den Kampf und dessen Annahme, auch Bestellung einer Bürgschaft, wegen gehörigen Erscheinens, zu 10. Pfund, nach Währung der Stadt Lucka, erfolgt ist.

Nachdem die von beiden Seiten verordnete Kämpfer an dem anberahmten Tage erschienen, und auf den Platz getreten, hat man, klösterlicher Seits, in Demuth nachgeben wollen, und sich erkläret, daß man, nach Gutbefinden der Hochgräflichen Commission, sämtliche in Frage stehende Grundstücke dem Gegentheil zu überlassen, und einzuräumen bereit sey, welches Anerbieten aber Thalischer Seits abgelehnt worden ist. Als solchemnach zum Kampfe hat geschritten werden sollen, hat der von besagter letztern Seite bestellte Kämpfer gegen den klösterlichen wegen Zauberwerks viel Aufhebens gemacht, und gegen einen über seinem Haupte angehefteten bunten Damenhandschuh protestirt, als dergleichen in den Gesetzen verboten, und hoch verpönt sey.

In dem darauf angetretenen Kampfe ist Niemand geblieben.

Als aber die Kämpfer angefangen, sich mit den Händen einander anzupacken, und sich wirklich zu zausen, hat die zahlreiche Menge der Thalischer Seits sich eingefundenen Leute den klösterlichen Kämpfer zu umringen, und sich seiner zu bemächtigen gesucht, welchem aber der Mann entgangen ist, und, von neuem Kampfs begehrend, sich kecklich wieder auf den Platz gestellet hat. Hier haben jene, wie vorhin, sich an ihn gemacht, sich seiner bemächtigt, und erbärmlich auf ihn losgeschlagen. Da er nun, wiewohl vergeblich, um Nachlaß und Gnade gebeten, hat die kirchliche, obgleich schwächere Parthei, ihn

Digitized by Google

ihn zu retten gesucht, ist aber so übel dabei gefahren, daß ihrer keiner ungeschlagen und unverwundet davon gekommen.

Nach dem hiemit beschriebenen Vorgange hat der Streit sich dahin gelenket, daß man, Thalischer Seits, obgesiegt, und Kraft des Kampfes, die Sache gewonnen zu haben, behauptet hat, wogegen man, klösterlicher Seits, von einem Siege um so weniger etwas wissen wollen, als ihr Kämpfer sich keineswegs für überwunden anerkannt, und gleich bieder und klüglicher Weise, die Fortsetzung des Kampfs gefordert hat.

S. Wohlgebohrnen, Herr Ubald, als Kampfrichter, haben darauf gesprochen, daß die Sache durch den Kampf nicht ausgemacht, und vielmehr unentschieden geblieben sey, weßhalb denn auch die hohe Commission in der Hauptsache zu sprechen Anstand genommen.

Obiges alles ist geschehen in Gegenwart der Herrn Richter,

Herrn Ubalds und Herrn Bonus,

Herrn Sachwalters Albert, und

Herrn Ubaldin Herlherts, der obt besagten Kirche Vogts,

Herrn Guibert Karbo, Herrn Frogerius, und anderer.

Herrn Hadeger und Herrn Hugo, sel. Herrn Manfreds von Grupo Söhnen.

Es folgen hier noch dreizehn, in dieser deutschen Auslegung weggelassene Namen.

Der Tag der Ausfertigung ist der 24te Jul. des Jahrs 1098.

Beispiele eines ungewöhnlichen Fleißes und einer sonderbaren Mikrologie.

Wer unter den Bestäubten Folianten der verflossenen Jahrhunderte wühlt, der muß in Wahrheit oft darüber staunen, wie die Gelehrten damaliger Zeit im Stande waren, solche ungeheure Werke, die uns oft ein Grauen überfällt, nur anzusehen, wie sie nur aus der Stelle bewegen wollen, zu vollenden, ohne dabei die Geduld zu verlieren. Mancher sieht freilich mit einem stolzen Lächeln, und geringschätzendem Blicke auf die ehrwürdigen Denkmähler des grauen Alterthums herab, und hat seine spöttelnde Freude über ihre Wohlbeleibtheit, und über den städtischen Knebelbart, womit der würdige Verfasser sich im Porträt von dem Titelbogen prägen

Digitized by Google

ließ. Sollte dies aber wohl so ganz mit dem natürlichen Gefühle der Billigkeit und Bescheidenheit übereinstimmen? verräth es nicht vielmehr oft den geheimen Wunsch und Zug des Herzens, andere in der Absicht zu erniedrigen und zu verdunkeln, um sich selbst zu erheben, und seinen eignen Glanz desto weiter und herrlicher leuchten zu lassen?

Wahr ist es, daß fast alle Schriftsteller jener Zeiten den Fehler einer beinahe gränzenlosen Weitschweifigkeit, eines unnöthigen Verweilens bei Kleinigkeiten, und eines oft unnützen und leeren Wörterkrams gemein haben, und daher den Leser ermüden, und bisweilen auch ein Lächeln abzwingen mußten; wahr ist es, daß alle ihre theologischen und philosophischen Schriften von scholastischen Spitzfindigkeiten wimmeln, und vorzüglich im vorigen Seculo, mit einem so faden und übel angebrachten Witze durchmengt waren, daß sie beim Lesen Ueberdruß und Eckel erregten, und man auch auf ihre Verfasser das anwenden könnte, was irgendwo vom Seneca gesagt wird: „Er parfümirt seine Gedanken dergestalt mit Ambra, daß man zuletzt Kopfschmerzen davon bekömmt.“ Allein demungeachtet kann man nicht läugnen, daß viele derselben uns Zeugen eines Fleißes sind, den sich durch kein Hinderniß abschrecken ließ, und einer mehr als eisernen Geduld, die bei keiner Mühe verdrossen ward.

Man hat uns von einem solchen Fleiße, und einer solchen Mikrologie mehrere besondere Beispiele aufbewahrt.

So hielt ein Scholastiker, Namens Langenstein, über die Genesis 4 Jahre lang Vorlesungen, und kam doch in seinen Erklärungen nicht weiter, als bis auf das vierte Capitel. Seine darüber gesammelten Anmerkungen machen 4 starke Bände aus.

Aegidius Guthmann schrieb über die 5 ersten Verse in der Genesis eine Einleitung von 24 Büchern.

Haßelbach, ein Theologe zu Wien, erklärte das erste Capitel des Propheten Jesaias, und brachte mit dieser Erklärung volle 22 Jahre zu.

Der bekannte Wilhelm Budäus war oft so in seinem Studiren vertieft, daß er alles vergaß, was um ihn her, und selbst in seinem eigenen Hause vorfiel. Als einst Feuer ausgebrochen war, stürzte der erschrokkene Bediente, an allen Gliedern zitternd, in sein Studirzimmer, um seinem Herren die unglükliche Nachricht zu melden. Aber mit eben der kaltblütigen Unerschrockenheit, womit dort Karl der Zwölfte von Schweden zu Stralsund, welches eben belagert wurde, ruhig in das Zimmer, in welchem er seinem Secretair einen Brief diktirte, eine Bombe fiel, und dasselbe vor

Digitized by Google

vor Schrecken die Feder aus der Hand flog, demselben: „Fahret fort!" zurief — gab auch hier Buddäus die ruhige Antwort: „Sage das meiner Frau; denn du weißt ja, daß ich mich um häusliche Angelegenheiten nicht bekümmere!" — Und gegen einen Freund beklagte er sich einst schmerzlich darüber, daß er an seinem Hochzeitstage nicht mehr, als 4 Stunden Zeit auf seine lieben Bücher hatte verwenden können.

La Fontaine, jener berühmte französische Dichter, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts blühte, wandte auf seine Schriften einen ungemeinen Fleiß. Oft saß er 24 Stunden hinter einander mit solchem Eifer dabei, daß er weder an Eßen, noch Trinken, noch Schlafen gedachte. Und weil seine Seele nur immer solcher Gedanken voll war, so vergaß er sich nicht selten selbst. An seinem hochzeitlichen Feste disputirte er mit einem guten Freunde über einen seiner Lieblingsgegenstände in eins fort. Als er aber noch immer nicht aufhören wollte, ob es gleich schon sehr tief in der Nacht war, so sah sich dieser endlich genöthigt, ihn daran zu erinnern, daß die Braut vielleicht schon lange auf ihn gewartet hätte. „Gut, erwiederte er, daß sie mir das sagen: ich hatte es wahrhaftig schon wieder vergessen, daß der Priester mir heute eine junge Frau gegeben hat!"

Ein anderer Gelehrter, Thomas Dempser, pflegte alle Tage 14 Stunden zu studiren.

Und Matth. Hale, weiland Oberrichter bei der königlichen Bank in London, widmete viele Jahre hindurch des Tages über 16 Stunden seinen Studien.

Einer der größten Märtirer seines Fleißes wurde aber unstreitig wohl der berühmte englische Orientalist und Doctor der Theologie zu Cambridge, Edmund Castell. Er hatte an dem so berühmten, als schwürigen Bibelwerke der Polyglotte den größten Antheil, ob man sich gleich in der Folge gegen ihn so undankbar bewies, daß man seiner kaum dabei erwähnte. Zehn Jahre nachher gab er in seinem 63ten Lebensjahre das noch mühsamere Lexicon heptaglotton 1669. zu London in Folio heraus, woran er 17 Jahre und alle Tage 18 Stunden gearbeitet hatte. Und bei diesem unüberwindlichen Fleiße opferte er mit edler Selbstverläugnung alles, was er besäß, ja sich selbst freiwillig dem allgemeinen Beßten auf. Einige tausend Reichsthaler setzte er sowohl bei der Herausgabe dieses Werks, als der Polyglotte zu. Dreihundert Exemplare seines Lexicons, nebst vielen ihm dazu mitgetheilten Manuscripten und der größte Theil seiner Bibliothek gingen bei einer ausgebrochenen Feuersbrunst zu London im Rauche auf. Und dennoch ließ er sich durch

allen diesen Schaden nicht abschrekken, sondern arbeitete treu und unermüdet fort. Endlich aber unterlag, wie dies leicht vorauszusehen war, seine Gesundheit der ungeheuren Anstrengung, und den colossalischen Arbeiten. Er verlohr durch sie in den letzten Jahren seines Lebens sein Gesicht fast gänzlich: schwächte stufenweise alle seine körperlichen Kräfte, und beschleunigte deshalb seinen Tod, der bald darauf, zum größten Verluste der Welt, noch immer zu früh erfolgte. — Sanft ruhe seine Asche, und sein Andenken grüne immerdar in den Herzen der Edlen!

Wathlingen. Candidat Busse.

Berichtigung der Nachricht, über die Fernschreibekunst, im neuen hannöverischen Magazin, vom Jahr 1795. St. 84.

Die Fernschreibekunst ist in neuern Zeiten nur vervollkommnet und häufiger angewendet, aber nicht erfunden worden. Die Alten bedienten sich auch der Fackeln zu diesem Behufe. Aeneas Tacticus genannt, hat in seinen verlohrenen militärischen Werken die Maschine beschrieben, und aus ihm Polybius, (10, 44.) Nach jenem ist sie durch zwei, uns übrigens unbekannte Männer, Cleoxenus und Democlitus, wesentlich verbessert worden, wie eben dieser Polybius, (10, 45. ff.) erzählt, der die so vervollkommnete Maschine und deren Gebrauch mit einigen von ihm selbst angebrachten Veränderungen und Verbesserungen ausführlich beschreibt. Die Fernschreibekunst der Alten ist in neuern Zeiten vom Casaubon im Commentar zu Aeneae Tacticis und in einem Sendschreiben an den Johann von Witten, und von Salier in einer eigenen Abhandlung in den Memoires de Literature erläutert worden. Eine Beschreibung der Versuche der Alten würde anziehend seyn; ich enthalte mich derselben aber um so mehr, da ich vermuthe, daß Bergsträßer in seiner Synthematographik alles dahin Gehörige erschöpft und eine wiederholte Beschreibung unnütz gemacht hat.

Celle. Lenz.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

104tes Stück.

Montag, den 28ten December 1795.

Uebersicht der allgemeinen Armenpflege des Königl. Churfürstl. Armencollegiums zu Hannover von Michaelis 1794. bis 1795.

Bereits seit dem Jahre 1788. hat man den Bestand der allgemeinen hiesigen Armenanstalten dem Publikum vor den wöchentlichen Sammlungsbüchern vorgelegt; mannigfaltige Erfahrungen, Aeußerungen und Anfragen lassen jedoch vermuthen, daß manche Einwohner unsers, durch thätige Unterstützung einheimischer und auswärtiger Nothleidenden, vor vielen andern Städten, sich stets vortheilhaft auszeichnenden Hannovers, deren verhältnißmäßige Mitwirkung zur Erleichterung des Nothstandes unserer Armen zu wünschen gewesen wäre, durch Geschäfte behindert worden seyn müssen, eben zu der Zeit, wo ihnen das Sammlungsbuch zur Einzeichnung ihres wohlthätigen Beitrages behändiget wurde, den wechselseitigen Bestand der Hülfsbedürfnisse der Armuth und der Armencasse, in menschenfreundliche, wirksame Erwägung zu ziehen; man wählt daher gegenwärtig auch noch diesen Weg der Bekanntmachung dieser Nachrichten, so wie sie sich auch vor den neuen Sammlungsbüchern für das nächst bevorstehende Jahr befinden werden, und verhofft, daß auch auswärtigen menschenfreundlichen Lesern dieser Zeitschrift diese Uebersicht nicht unangenehm seyn werde.

Bei dem hiesigen Armenwesen wird nach folgenden Grundsätzen verfahren: Diejenige, welche sich auf eine bisglaubte Art als Arme qualificiren, erhalten eine Unterstützung an Gelde, und gehet deren Anzahl dermalen an Einheimischen, Erwachsenen und Kindern auf 670. Vergleicht man die Anzahl der in diesem Jahrgange mit 5614 Thl. 11 mgr. 2 pf. an baarem Gelde unterstützten einheimischen 670 Armen, mit jener Summe, so ergiebt sich, daß auf jeden, im Durchschnitt, die Summe der Verwendung ungefehr nur 8½ Thaler betrage. Wie denn überhaupt bei dieser Gelegenheit bemerklich gemacht wird, daß keinem der hiesigen Armen eine höhere Unterstützung als zwölf Thaler monatlich an baarem Gelde verwilliget werde. Den Kranken wird freie Kur

und Medicin gegeben. Die armen Schulkinder erhalten nebst freier Schule, Bücher auch Kleidung. Wem es an Arbeit fehlet, dem wird Gelegenheit zum Verdienst geschaffet; Nothdürftige Reisende bekommen, da die Straßenbettelei nicht geduldet wird, *) eine nothdürftige Gabe von den Armenanstalten zu Fortsetzung ihrer Reise. Rechnet man hierzu die beträchtlichen Kosten des im Jahre 1779. angelegten Arbeits- und Erziehungshauses, worin bereits 956 Personen theils erhalten sind, theils noch erhalten werden; so wird man einräumen müssen, daß zu Bestreitung aller dieser Ausgaben ansehnliche Summen nöthig sind, deren Beitrag durch

*) Um das so genannte Fechten und Betteln, so weit es durch öffentliche Anstalten möglich ist, zu verhüten, werden solchen einpassirenden reisenden Fußgängern, von welchen dergleichen zu besorgen ist, folgende Warnungs-Zettel an den Thoren, von dem Wachthabenden Unter-Officier, nach Untersuchung ihrer Kundschaften und Pässe, und Einzeichnung ihres Namens, unter der Bedeutung mitgetheilt, dieselben bey ihrer Abreise, an dem Thor, wo sie auspassiren, wieder abzuliefern;

Warnungs-Zettel für Handwerker:

Vorzeiger dieses von gebürtig, und von Profession ein ist dato zum Thore hereinpassiret, und demselben, jedoch daß er sich alles Bettelns und Fechtens bey harter Gefängnißstrafe bey Wasser und Brodt enthalte, nirgend anders als auf der Herberge seiner Profession logiere, den Abend von Michaelis bis Ostern nach fünf Uhr, von Ostern bis Michaelis nach sechs Uhr, nicht mehr von der Herberge ausgehe, zween Tage zu seinem Aufenthalt hieselbst verstattet. Im Fall er aber binnen solcher Frist keine Arbeit allhier bekommen sollte, so hat er sich alsdenn ohne längeren Aufenthalt, und zwar bey Vermeidung nachdrücklicher Strafe, sofort von hier wieder weg zubegeben, zuförderst aber diesen Zettel von dem Herbergsvater unterschreiben zu lassen, und solchen in dem Thore, wo er heraus passirt, wieder zurück und abzugeben.

Für andere:

Empfängern dieses wird bey Gefängnißstrafe verboten, in hiesiger Stadt fechten und betteln zu gehen.

Auf den Straßen sind unter der Aufsicht des Armen-Obervogts und dessen Gehülfen, Armen-Vögte nach bestimmten Revieren der Stadt, zur Wahrnehmung der Betteley und Einführung der dabey betretenen vertheilt. Für jede Einführung, deren in diesem Jahre 136 vorgefallen sind, wird eine Belohnung von Sechs Mariengroschen aus der Armen-Casse den Unterbedienten, ausser ihr m übrigen Gehalt, bezahlt. Die Eingeführten werden der Armen-Direction zum Verhör und Bestrafungs-Verfügung sistiret, und in der Wohnung des Armen-Directoriums ist von Morgens 6. bis Abends 10 Uhr ein Armen-Vogt gegenwärtig, um die in einem Privat-Hause etwa angehaltene Bettler, auf geschehene Anzeige, abzuholen.

Digitized by Google

durch nothwendig sehr vermehrt ist, daß durch die im Jahre 1784. in der ganzen Stadt angeordnete Armenväter zeitiger und häufiger die Armendirection von den Bedürfnissen der Nothleidenden benachrichtiget wird, und die allgemeine Armenmedicinal- und chirurgische Pflege, nebst dem damit verbundenen Kostenaufwand für Arzeneien zum Besten dürftiger Kranken dadurch sehr erweitert ist, daß mehrere Herren Aerzte nach den sieben Distrikten der Stadt, in welche man diese unentgeltliche Arzeneipflege vertheilet hat, die Aufsicht über die Kranken unter der Armuth führen, und eben dadurch die Wohlfarth des Dürftigen sorgfältiger wahrgenommen wird.

Da von allen Classen der Armen vorzüglich zwo, der ganz besondern Aufmerksamkeit und Vorsorge der Armendirektion bedürfen, nemlich die Classe der Kranken, und die der unerzogenen Kinder, weil diese beide die hülflosesten und Hülfe bedürftigsten sind; so hat man die Unterstützung dieser beiden Classen in den letztern Jahren ansehnlich erweitern müssen, hiernach ist der Ertrag der Arzneirechnungen:

Im Jahre	1785	– 1349	Thl.	6	mgr.	7 pf.
—	1786	– 1178	«	12	«	4 «
—	1787	– 1015	«	9	«	1 «
—	1788	– 925	«	18	«	1 «
—	1789	– 1099	«	18	«	5 «
—	1790	– 1329	«	17	«	4 «
—	1791	– 1094	«	30	«	– «
—	1792	– 1449	«	30	«	3 «
—	1793	– 1304	«	35	«	7 «
—	1794	– 1171	«	29	«	3 «
—	1795	– 1344	«	8	«	6 «

und die

a) der Alimentation armer Kinder unter 2 Jahr alt:

Im Jahre	1778	– 37	Thl.	12	mgr.	
—	1779	– 13	«	24	«	
—	1780	– 37	«	12	«	
—	1781	– 9	«	24	«	
—	1782	– 15	«	—	«	
—	1783	– 41	«	12	«	
—	1784	– 48	«	24	«	
—	1785	– 34	«	—	«	
—	1786	– 25	«	6	«	
—	1787	– 54	«	6	«	
—	1788	– 83	«	12	«	
—	1789	– 36	«	12	«	
—	1790	– 45	«	12	«	
—	1791	– 102	«	12	«	
—	1792	– 126	«	24	«	
—	1793	– 62	«	24	«	
—	1794	– 114	«	—	«	
—	1795	– 180	«	6	«	

b) so wie der Kleidung sämtlicher armer Kinder bis zur Confirmation derselben:

Im Jahre	1785	– 298	Thl.	29	mgr.	5 pf.
—	1786	– 352	«	31	«	4 «
—	1787	– 389	«	1	«	3 «
—	1788	– 475	«	8	«	6 «
—	1789	– 464	«	26	«	4 «
—	1790	– 702	«	20	«	2 «
—	1791	– 713	«	11	«	2 «
—	1792	– 689	«	9	«	2 «
—	1793	– 978	«	16	«	4 «
—	1794	– 676	«	6	«	7 «
—	1795	– 603	«	5	«	6 «

Durch diese letztere Vorsorge wird nicht nur für den physikalischen Wohlstand der Kinder gesorgt, sondern auch den wirklichen und Pflegeältern der Vorwand der Nachsicht bei den Schulversäumnissen der Kinder benommen.

Das Armendirectorium ist gemüßiget worden, so wie in mehrern großen Städten Deutschlands, wo man das Armenwesen zu verbessern gesucht, geschehen, die Armensammlungen durch Bücher zu bewirken, und es hat sich um so mehr dazu berechtiget gehalten, als diese Art, in der,

Digitized by Google

der Stadt Hannover gegebenen Allerhöchsten landesherrlichen Armenordnung, vom 6ten Dec. 1702. §. 16. 19. dahin vorgeschrieben worden: daß die Sammlung auf Büchse, ohne Ausnahme, bei allen Einwohnern der ganzen Stadt Hannover, dergestalt geschehen solle, daß der Sammler eines jeden Beitrag darin zu bemerken habe: und überhin ein grosser Theil des hiesigen wohldenkenden Publikums die Einführung dieser Sammlungsart gewünschet. Die Einrichtung dieser Sammlungen ist diese: die ganze Stadt Hannover Alt- und Neustadt ist in 92 Distrikte von 15 bis 20 Häusern, so wie deren Lage es rathsam gemacht, abgetheilet. Ein jeder Distrikt sammlet unter sich, statt der monatägigen Büchsen, nach diesem Buche; und das Armendirectorium wünschet, daß so, wie in andern grossen Städten, es mit Nutzen geschiehet, auch hier die Sammlung nach der Reihe, von dem Hausherrn, oder Hausinhaber, zum Besten der Armuth, selbst besorget werde. Bei Behinderung des einen oder andern übernimt der Nachbar die Sammlung. Sollten aber auch dabei Schwierigkeiten eintreten, so wird das Armendirectorium dafür sorgen, daß die Sammlung geschehe. Der Betrag der wöchentlichen Sammlung wird an den Armenregistrator Warnecke abgeliefert, und der Empfang von ihm im Sammlungsbuche wöchentlich quitirt. Ein jeder, so wohl Hausherr als Miethsmann, zeichnet, oder läßt durch den Sammler in das Buch zeichnen, wie viel er gegeben. Der Ertrag dieser Sammlungen ist gewesen:

Im Jahre	1783	–	6633	Thl. 24 mgr.	– pf.
—	1784	–	6675	= 21 =	– =
—	1785	–	6137	= 14 =	3 =
—	1786	–	5990	= 5 =	7 =
—	1787	–	5895	= 23 =	7 =
—	1788	–	5449	= 18 =	4 =
—	1789	–	5300	= 5 =	8 =
—	1790	–	4978	= 17 =	1 =
—	1791	–	4921	= 13 =	1 =
Im Jahre	1792	–	4781	Thl. 8 mgr.	2 pf.
—	1793	–	4681	= 9 =	7 =
—	1794	–	4420	= 16 =	– =
—	1795	–	4189	= 6 =	1 =

Dagegen haben vom Capitalfond der Königl. Armencasse zu Bestreitung der nöthigen Ausgaben verwendet werden müssen:

In Cassenmünze.

Im Jahre	1789	–	470	Thl. 14 mgr.	3 pf.
—	1790	–	933	= 12 =	– =
—	1791	–	1540	= – =	– =
—	1792	–	3213	= 12 =	– =
—	1793	–	379	= 12 =	– =
—	1794	–	933	= 12 =	– =
—	1795	–	1560	= – =	– =
	Summa	–	9023	Thl. 26 mgr.	3 pf.

Möchte doch die genaue Darstellung der seit einigen Jahren zu den besten Endzwecken vermehrten Ausgaben, und dagegen der, leider! sich jährlich beträchtlich mindernden Einnahme der Armencasse den vermögendern Theil unsers Publikums bewegen, durch Erhöhung ihrer Unterstützung, das Armendirectprinm in den Stand zu setzen, daß es jene heilsame neuere Erweiterungen der Armenpflege ferner bestreiten könne, und nicht wieder einschränken müsse. Möchte die längst gewünschte, und seit 1728. mit möglichster Ausführlichkeit bewerkstelligte öffentliche Darstellung des Umfangs der Armenpflege mit dem thätigen Vertrauen erwiedert werden, welche als die heilsame Folge dieser Publicität vielfältig versprochen und billig erwartet ward.

Alle zur Verbesserung der Armenanstalten gereichende, thunliche Vorschläge werden der Armendirection von jedem, insonderheit aber von den bestellten Armenvätern, willkommen seyn; welchen letztern man, wenn sie es begehren, über die Verwendung der Armengelder jederzeit nähere Auskunft zu geben bereit ist, auch gegenwärtig die Bilanz der Einnahme und Ausgabe der Hauptarmencasse von Michaelis 1794 bis 1795 beigefügt wird.

Das Armendirectorium hieselbst.

Digitized by Google

Verzeichniß der Armenväter der Alt- und Neustadt Hannover, mit den beigefügten Nummern der Distrikte.

A. In der Altstadt.

Leinstraße.

1) Hr. Bürgercorporal Sachse.
2) " Hofjuwelirer Wilhelmi.
3) " Registrator Prieser.
4) " Schneider Habke.
5) " Kaufmann Paxmann, jun.
6) " " Detert.
7) " Diaconus Prieser.
8) " Gerichtschreiber Stoffregen.
9) " Materialieninspector Borchers.
10) " Senator Schmidt.
11) " " Schär.
12) " Buchbinder Liebermann.
13) " Hofgürtler Bökeler.
14) " Lederfabrikant Söhlmann.
15) " Schneideramtsvorsteher Buchholz.
16) " Tischler Maas.

Röbelingerstraße

1) Hr. Schneideramtsvorsteher Amelung.
2) " Maauermeister Schilling.
3) " Schusteramtsvorsteher Schnäbel.
4) " Kaufmann Benecke.
5) " Knochenhaueramtsvorsteher Biester.
6) " Bürgercorporal Busmann.
7) " Gürtler Bökeler, jun.
8) " Tischler Voß.
9) " Schuster Greve.
10) " Kaufmann Paxmann, sen.
11) " Tischleramtsmeister Maseberg.
12) " Schusteramtsmeister Albrecht.
13) " Hofstrumpffabrikant Pabst.
14) " Hokenamtsvorsteher Beuermann.
15) " Tischler Natermund.
16) " Registrator Grelle.
17) " Klempner Just.

Marktstraße.

1) Hr. Diaconus Wenthe.
2) " Wagenmeister Kumme.
3) " Kaufmann Stakemann.
4) " Diaconus Seeger.
5) " Weideherr Hornemann.
6) " Kaufmann Hildebrand.
7) " Spediteur Steinwedel.
8) " Schuster Beckmann.
9) " Stadtchirurgus Mohrmann.
10) " Camerarius Meyer.

Aegidienneustadt.

1) Hr. Hofgerichtsassessor Isfland.
2) " Soltmann.
3) " Kunstdrechsler Hepling.
4) " Tischler Frischgesell.
5) " Büchsenschäfter Reiff.

Osterstraße.

1) Hr. Hokenamtsvorsteher Stoltze.
2) " Hufschmidt Mannegold.
3) " Brauknecht Warnecke.
4) " Mauergeselle Fehling.
5) " Kaufmann Kapelle.
6) " Bürgercorporal Kistenbrügge.
7) " Braumeister Knocke.
8) " " Lampe.
9) " Bäcker Brackmann.
10) " Bürgercorporal Johannes.
11) " Senator Wedekind.
12) " Zimmergesell Ahrens.
13) " Brauergildevorsteher Droste.
14) " Hofzimmermeister Etzel.
15) " Hofkupferschmidt Krüger.
16) " Brauverwalter Bode.
17) " Brauergildevorsteher Wegener.

B. In der Neustadt

Lange Straße.

1) Hr. Schatzeinnehmer Haase.
2) " Zinngießer Taberger.
3) " Kaufmann Ziemann.
4) " Knochenhauer Rinck.

Wallstraße.

1) Hr. Postzahlmeister Mentzer.
2) " Gastwirth Griese.

Bockstraße.

1) Hr. Bäcker Wedemeyer.
2) " Bürger Wynecke.

Bergstraße.

1) Hr. Posamentiereramtsvorsteher Albrecht.
2) " Goldschmiedeamtsvorsteher Eckard.

Bäckerstraße.

1) Hr. Rothmeyer.
2) " Kaufmann Hormann.
3) " Hokenamtsvorsteher Mensing.
4) Hr. Kaufmann Hätzel.
5) " Gastwirth Wolperding.

Calenbergerstraße.

1) Hr. Negociant Langerfeld.
2) " Kaufmann Bünning.
3) " Stadtchirurgus Hischbeck.

Brandstraße.

1) Hr. Hofbauschmidt Otten.
2) " Hofofensetzer Lüders.
3) " Hofbrunnenmeister Bonnier.
4) " Registerschreiber Haase.
5) " Senator Jauch.

Kleine Duvenstraße.

1) Hr. Hofsporer Mencke.

Große Duvenstraße.

1) Hr. Hildebrand.

Rothe Reihe.

1) Hr. Schneideramtsvorsteher Westrum.

Digitized by Google

Bi

der Einnahme der Hannöverischen Armencasse

Einnahme.	In Cassenmünze Rthlr.	mgr.	pf.
Einnahme:			
1) aus Cassen,			
A) Seiner Königl. Majestät,			
1) aus der Rent-Cammer	600	—	—
2) " " Kloster-Casse	600	—	—
3) " " Invaliden-Casse	240	—	—
4) " " Krieges-Casse	200	—	—
5) " " Licent-Straf-Casse	50	—	—
6) " " Hofküchstube wegen des Fürstenhofes	52	—	—
B) Calenbergischer Landschaft	160	—	—
C) Cämmerei			
a) der Altstadt	50	—	—
b) der Neustadt	20	—	—
2) An eingegangenen Capitalien	1560	—	—
3) " Zinsen	468	20	7
4) Aus Sammlungen			
A) Aus den nach der Landesherrlichen Armen-Ordnung eingeführten 92 Almosen-Büchern	4189	6	1
B) In Kirchen	913	17	1
C) aus Büchsen in Jahrmärkten, Wirthshäusern und sonst	17	5	3
D) beim zweimaligen grosen Umgang der Armen zu Ostern und Michaelis	565	32	7
5) An Hausmiethe	46	—	—
6) Insgemein aus einzelnen milden Zuflüssen und verwechselter schlechter Silbermünze und Pfennigen	205	22	7
Summa der Einnahme	9937	22	2

Digitized by Google

lance

und Ausgabe
von Michaelis 1794. bis dahin 1795.

Ausgabe.	In Cassenmünze Rthl.	mgr.	pf.
I. Vorschuß vom vorigen Jahre —	183	9	6
II. Austheilungen an Arme, welche theils monatlich, theils wöchentlich geschehen			
1) an einheimische:			
a) im Civil, an 409 Personen — —	3588	21	2
b) im Militair, an 148 Personen —	1228	16	—
2) an Durchreisende — — —	90	3	—
III. Auslagen für Arme *):			
1) Zuschuß an das Arbeitshaus — —	50	—	—
2) Zu Verpflegung und Erziehung 113 armer Kinder —	797	10	—
3) Schulgeld für 371 Kinder — —	457	26	5
4) Für Kleidung — — —	665	27	1
5) = Bücher — — —	55	26	4
6) = Arzenei und chirurgische Hülfe — —	1344	8	6
7) Begräbnißkosten = — —	57	—	—
8) Behuf Unterhaltung der eingeführten 136 Bettler und Belohnung der Armenvögte, die sie eingeführt haben	145	29	—
IV. Zur Erhaltung der Verfassung der Armen-Anstalten:			
1) Besoldung:			
a) für 5 Mitglieder des Collegiums, 2 Rechnungs-Officialen und 2 Armenbücher-Aufseher	648	—	—
b) für den Obervogt, 1 Gehülfen und 11 Armenvögte —	696	—	—
2) Belohnungen an 15 Aufseher und 15 Träger der Büchsen beim halbjährigen Umgang der Armen —	20	—	—
3) Copialien — — —	26	25	—
4) Schreibmaterialien — — — —	6		—
5) Insgemein, worunter die aus den Kirchen und sonst bei der Armencasse eingegangene, jedoch nach der Absicht der Wohlthäter so fort an dürftige Personen wiederum verabreichte milde Gaben, außerdem auch die wegen der dem Königl. Armen-Collegio zustehenden beiden Häuser vorgefallene Reparationskosten mit begriffen sind	184	35	2
Summa der Ausgabe —	10245	22	2
Hiervon geht die nebenseitige Einnahme ab mit —	9937	33	2
Und sind also in diesem Jahre vorgeschossen —	307	25	—

*) Anmerkung: Unter Nr. 2. bis 7. sind für Militair-Arme überhaupt verwendet 736 Rthlr., und für die von der Militair-Witwen- und Waisensocietät mit Gelde unterstützte Arme an medicinischer und chirurgischer Hülfe 94 Rthlr. 7 gr. 6 pf.

Digitized by Google

Vergleichung der Einnahme und Ausgabe gegen das vorige Jahr.

In der Einnahme sind minus:

An Zinsen		87 Thl.	16 gr. 7 pf.
aus den wöchentlichen Almosen-Büchern	– 231	" 9	" 7 "
– – Büchsen in Wirthshäusern u. sonst	– —	" 29	" 3 "
wegen des großen Umgangs der Armen	– 9	" 9	" 1 "
Summa	—	328 Thl.	29 gr. 2 pf.

Dagegen sind plus:

an eingegangenen Capitalien	— 156 Thl.	24 gr.	– pf.
aus den Kirchen-Sammlungen	– 43 "	– "	7 "
an Hausmiethe	— 24 "	— "	– "
Insgemein	— 7 "	35 "	– "
		231 "	23 " 7 "

Abgezogen bleiben in der Einnahme minus: — 97 Thl. 5 gr. 3 pf.

In der Ausgabe sind plus:

An Vorschuß	— —	99 Thl.	10 gr. 5 pf.
Zu Verpflegung armer Kinder	—	53 "	19 " – "
Für Bücher	— —	30 "	34 " 4 "
" Arzenei und chirurgische Hülfe	—	172 "	15 " 3 "
An Begräbnißkosten	—	24 "	— " – "
" Besoldung	— —	40 "	— " – " *)
" Copialien	— —	11 "	10 " – "
Summa	—	431 Thl.	17 gr. 4 pf.

Dagegen sind minus:

An einheimische Arme	– 228 Thl.	20 gr.	2 pf.
" Durchreisende	— 2 "	27 "	– "
" Schulgeld	— 12 "	26 "	6 "
Für Kleidung	— 10 "	15 "	6 "
" Unterhaltung der eingeführten Bettler	– 36 "	22 "	– "
" Schreibmaterialien	– 8 "	17 "	– "
Insgemein	— 44 "	22 "	7 "
		404 "	7 " 5 "

Nach Abzug dieses Minoris bleiben in der Ausgabe plus — 27 Thl. 9 gr. 7 pf.

Das Minus der Einnahme und das Plus der Ausgabe beträgt also überhaupt — — — 124 Thl. 15 gr. 2 pf.

Setzt man hierzu den Vorschuß des vorigen Jahrs mit — 183 " 9 " 6 "

So beträgt der diesjährige Vorschuß, wie auf der vorhergehenden Seite zu ersehen ist — — 307 Thl. 24 gr. – pf.

*) Das blose Plus an Besoldung rührt daher, weil in dem Jahre von 1793. bis 1794. die Stelle eines Mitgliedes beim Königl. Armencollegio unbesetzt war.

Digitized by Google

An das wohlthätige Publicum.

Die Militair-Wittwen- und Waisen-Societät, hat nunmehro die ihr zur Unterstützung der hinterbliebenen Frauen und Kinder, der im jetzigen Kriege von den hiesigen Landes-Truppen gebliebenen Unterofficiere und Gemeinen, von dem wohlthätigen Publicum anvertraueten Gelder, während eines Jahrs administriret, und hält sich bei dem Schlusse desselben verpflichtet, dem Publicum, durch dessen zuvor kommende Bereitwilligkeit und milde Beiträge, der bei dem errichteten Institute intendirte Endzweck bisher auf eine sehr vollkommene Weise hat erreichet werden können, die genaueste Rechenschaft von der jetzigen ganzen Belegenheit der Sache, und von allen von der Societät bishero getroffenen Einrichtungen und Verfügungen abzulegen.

Der eigentliche Zweck dieses Instituts bestehet, nach dem dem Publicum unterm 2ten Nov. 1793 vorgelegten Plane, darin:

daß alle Wittwen und Waisen der in dem jetzigen Kriege bei der Hannöverischen Armee umgekommenen Unterofficiere und Gemeinen und solcher Personen, die sich bei Königl. Kriegs-Canzley zu einer bis zum Unterofficier sich erstreckenden Pension qualificiren, wenn sie sich hinlänglich zu einer Unterstützung legitimiren, nach Beschaffenheit ihres Nothstandes und nach den Summen der eingehenden Beiträge, verhältnißmäßig unterstützet werden.

Um diesen Endzweck zu erreichen, und zugleich nach möglichst gleichen Grundsätzen zu handeln, hat die Societät bishero folgende Principia angenommen und befolget:

Unter dem Voraussatze der, nach vorgeschriebener Weise würklich erfolgten Bescheinigung der Dürftigkeit, erhält

1) Die Wittwe eines gebliebenen Unterofficiers, monatlich . . 1 Rthlr.
und für jedes eheliche Kind, unter 14 Jahren, monatlich . . — — 6 mgr.

2) Die Wittwe eines gebliebenen Gemeinen, monatlich . . — — 24 mgr.
und für jedes eheliche Kind, unter 14 Jahren, monatlich . . — — 6 mgr.
Auf Säuglinge wird in beiden Fällen das Doppelte, also monatlich 12 mgr. vergütet.

3) Ein beider Eltern beraubtes Kind erhält bis zur Erreichung des ersten Jahrs, monatlich . . . 1 Rthlr.
nachher, und bis zum 14. Jahre, monatlich . . — — 24 mgr.
Sind Elterlose Kinder in mehrerer Zahl vorhanden; so wird für jedes derselben monatlich 18 mgr. bewilliget.

4) Zu Erlernung eines Handwerks oder auf sonstige außerordentliche Veranlassungen bewilliget die Societät eine Beihülfe welche aber, den jedesmaligen Umständen gemäs, bestimmt wird.

Digitized by Google

Die bisherige Einnahme

hat von Errichtung des Instituts bis zum Schlusse des Jahrs 1794. folgendes betragen:

		Rthlr.	gr.	pf.
Im Monath	November 1793.	1418	27	6
— —	December —	3369	28	—
— —	Januar 1794.	5211	16	2
— —	Februar —	2218	28	1
— —	März —	1439	28	2
— —	April —	599	31	1
— —	Mai —	603	11	5
— —	Junius —	321	34	7
— —	Julius —	294	1	7
— —	August —	290	27	2
— —	September —	171	23	5
— —	October —	409	12	1
— —	November —	233	9	2
— —	December —	264	25	—
	Summa — —	16847	17	1
Hiezu an Zinsen von einem von diesen Geldern successive zu 4 pro Cent belegten Capitale, von 13000 Rthlr. —		466	23	4
	Summa Summarum — —	17314	4	5

Zu dieser Einnahme ist erfolget:

	Rthlr.	gr	pf
Aus alten Celle —	2	—	—
Amboſtel, Amts Meinersen —	1	12	4
Anspach — —	8	—	—
Hannöverſche Armee —	1473	7	3
Arpke, A. Meinersen —	5	33	4
Aſchersleben im Preußiſchen	9	12	—
Artlenburg, A. Lauenburg —	8	27	—
Abbenſen, A. Meinersen —	5	13	—
Adenbüttel, A. Gifhorn —	3	15	3
Adendorf, A. Lüne —	3	18	—
Aertzen —	5	7	2
Ahausen, A. Rotenburg —	9	12	—
Ahlden —	104	24	2
Ahlerſtedt im Bremiſchen —	7	18	—
Achim — —	2	5	—
Alferde, A. Calenberg —	—	35	6
Altenau, Bergſtadt —	29	27	4
Latus —	1680	16	4

	Rthlr.	gr	pf
Transport —	1680	16	4
Altenauerhütte —	1	12	4
Altenluneburg — —	2	—	—
Altenwerder, A. Haarburg	38	1	4
Alverſe, A. Meinersen —	1	8	6
Amelinghauſen, A. Winſen a. d. Luhe	—	24	—
St. Andreasberg, Bergſtadt	42	—	3
Appenſen, im alten Lande —	2	12	—
Aſſel, im Lande Kehdingen —	41	12	6
Atzenhauſen, A. Brackenberg	—	9	2
Adelepſen —	38	18	2
Aſendorf — —	3	—	1
Altenbuch, im Lande Hadeln	4	—	—
Barendorf, A. Hitzacker —	1	7	—
Barſinghauſen —	27	35	—
Barber, A. Diepholz —	5	27	6
Barum, A. Medingen —	3	18	—
Latus —	1897	33	6

Digitized by Google

	Rthlr.	gr	pf
Transport —	1897	33	6
Basbeck, A. Bremervörde	2	12	—
Bassum — —	23	12	—
Behrensen —	1	19	—
Bergen bei Celle —	5	16	4
Berkenthien, A. Ratzeburg	9	13	4
Bockeloh — —	6	12	—
Bodenwerder —	26	24	—
Bremen — —	76	16	2
Bruchhausen —	43	33	5
Bühlitz, A. Meinersen —	1	7	6
Burgdorf —	26	1	3
Burgwedel — —	82	26	7
Büttel — —	10	33	—
Bantelu — —	—	9	—
Bancke, A. Hitzacker —	2	12	—
Barbis, A. Scharzfels	18	6	2
Bardowick — —	15	12	—
Barrien —	9	28	—
Belum, A. Neuhaus im Bremischen	21	12	—
Benstorf, A. Lauenstein —	19	18	—
Bentheim, Reichs-Grafschaft	925	9	2
Bergen, Amtsvoigtei —	21	10	2
Bergen, bei Clausthal —	17	2	—
Barkirchen, im Bückeburgischen	9	12	—
Großen Berkeln, A. Aerzen —	9	14	2
Beesel — —	18	24	—
Bevensen, A. Medingen	9	3	—
Beverstedt — —	2	—	—
Bienebuttel, A. Medingen	3	18	—
Binnen, A. Nienburg —	4	33	4
Bischhausen und Weißenborn	7	7	7
Bodenteich — —	7	2	—
Bostel, A. Nienburg —	7	21	5
Bostel, im alten Lande —	6	24	—
Böhme, Ger. Wahlingen	11	7	4
Bleckede — —	3	—	—
Blumenhagen, A. Meinersen	1	30	2
Brese — —	5	—	—
Brese, im Bruche —	2	—	—
Breselenz, bei Dannenberg	6	—	—
Bremervörde — —	58	—	—
Bremke, bei Göttingen —	13	12	—
Brinkum, A. Syke —	8	11	2
Brunshausen — —	2	12	—
Bröckel, A. Eicklingen	5	—	—
Brüssel — —	2	24	—
Buxtehude —	139	12	—
Bösel, A. Lüchow —	1	7	—
Latus —	3609	8	5

	Rthlr.	gr	pf
Transport —	3609	8	5
Buhle, Ger. Hardenberg —	3	7	4
Bücken, A. Hoya —	15	25	7
Bühren, A. Nienburg —	2	27	—
Bulkau — —	24	15	—
Ballenhausen —	2	20	1
Barlisen — —	1	28	7
Bartelfelde —	10	1	5
Berhöfede, A. Bremervörde —	3	8	5
Börry —	5	34	4
Butzfleth, im Lande Kehdingen	26	12	—
Bördel, A. Münden —	1	19	6
Calenberg — —	9	12	—
Cassenbruch, im Bremischen	2	24	—
Cattenburg — —	20	18	6
Celle —	370	4	6
Clentze, A. Lüchow —	6	22	—
Crummasel — —	3	17	2
Cadenberge, im Bremischen	9	12	—
Cappel, im Lande Wursten —	14	27	7
Clausthal — —	239	10	—
Clausthalerhütte —	14	—	1
Clausthal und Cellerfeld —	92	28	—
Clötze —	22	16	1
Coldingen —	18	24	—
Collenrade — —	—	24	—
Dannenberg —	54	19	1
Dollbergen, A. Meinersen	4	28	—
Dorum, im Bremischen —	30	8	—
Damnatz, A. Dannenberg —	1	14	—
Daneltzen, A. Verden —	1	24	4
Dehnsen —	—	6	—
Didderse, A. Gifhorn —	1	33	2
Dimarden —	1	24	4
Diepholz —	66	31	1
Diepenau — —	—	33	—
Dorfmark, A. Fallingbostel —	10	1	—
Drackenburg —	17	18	5
Dransfeld, A. Münden —	10	19	6
Drochtersen, im Lande Kehdingen	58	24	—
Duingen, A. Lauenstein —	9	1	—
Dahlenrode, A. Friedland —	—	30	2
Dassel, Willersen und Rotenkirchen	5	18	—
Dedensen —	1	13	4
Dönhausen, A. Hoya —	3	7	4
Dramfeld, A. Friedland —	2	3	1
Ebstorf —	6	24	—
Eddese, A. Meinersen —	6	10	—
Eckenrode, A. Meinersen	1	4	4
Latus —	4828	25	1

Digitized by Google

	Rthlr.	gr	pf
Transport —	4828	25	1
icklingen —	5	4	—
inbeck — —	85	27	6
storf, A. Stolzenau —	16	24	—
rtzen —	4	24	—
demissen, A. Meinersen —	7	12	—
ckeloh, A. Ahlden —	6	21	1
ckse, A. Meinersen —	2	30	5
ime, A. Lauenstein —	2	33	3
istrup, A. Hoya —	11	30	3
ssel, A. Verden —	2	27	—
ste, A. Verden —	1	5	2
bingerode —	83	28	—
bingerode, Forstrevier —	13	30	—
ldagsen — —	—	21	—
ldingen —	10	27	4
llehausen, A. Harste —	2	28	6
llerode, bei Hardegsen	2	27	—
lte —	2	—	—
lte, im Hildesheimschen	4	24	—
ssel — —	3	33	—
tebrügge —	24	26	2
teburg, im alten Lande —	4	24	—
storf, A. Zeven —	7	24	4
ngelbostel —	6	24	—
nmenhausen, A. Harste —	—	33	—
chede, Kirchspiel —	6	18	2
llersleben —	20	6	4
scherhude, A. Otterndorf	18	—	—
edelsloh — —	4	24	—
eiburg, an der Elbe —	54	31	4
llingbostel —	16	23	4
nkenwerder, A. Haarburg	4	5	6
rmissen, A. Münden —	1	22	—
estorf, A. Calenberg —	11	35	4
lfhorn —	14	3	—
ttingen — —	404	13	—
roßen Goltern, A. Calenberg	31	15	4
ord Goltern —	2	10	—
rohnde — —	59	35	1
ültzau —	2	—	—
eismar — —	1	12	—
everstorf, A. Neuhaus i. Bremisch.	19	9	—
ildesheim, A. Calenburg	7	10	5
ilten, A. Ahlden —	7	24	3
ladebeck —	13	17	—
narrenburg, A. Bremervörde	3	—	—
oslar —	37	24	4
reten, A. Ahlden —	9	12	—
Latus —	5897	22	6

	Rthlr.	gr	pf
Transport —	5897	22	6
Gronau —	1	15	—
Grund, Bergstadt —	5	34	4
Grünhagen, A. Medingen	—	24	—
Gudow — —	10	18	—
Gyhum —	4	24	—
Grünenteich, im alten Lande	10	—	—
Gelliehausen, bei Göttingen —	3	11	1
Grasberg —	7	8	4
Haag — —	5	12	—
Haarburg — —	276	25	4
Hennigsen, A. Meinersen —	7	19	2
Hamburg — —	109	14	5
Hameln — —	285	7	6
Hannover — —	3045	25	5
worunter die von des Königs Majestät aus der Krieges-Casse bewilligten 400 Rthlr. mit begriffen.			
Hardegsen —	15	21	4
Hardenberg — —	4	24	—
Harpstedt —	18	4	—
Heiligendorf — —	3	11	—
Heiligendorf, A. Ehrenburg	—	24	—
Herzberg — —	14	—	—
Hevensen —	3	24	—
Hildesheim —	3	—	—
Hillerse — —	—	24	—
Hitzacker —	56	35	4
Hohenstein — —	—	33	—
Hollenstedt —	7	—	—
Hoya — —	75	27	5
Hudemühlen, A. Ahlden	13	18	—
Hajen — —	1	—	—
Heimar, A. Ilten —	13	2	1
Hamelwörden, im Lande Kehdingen	19	34	4
Hämelschenburg, Gericht —	5	35	7
Hanstedt, A. Winsen an der Luhe	3	18	—
Hasperde —	4	24	—
Hassel — —	3	29	—
Hattorf und Mörse, A. Fallersleben	5	32	4
Hedemünden —	7	14	—
Heesel und Ahrbeck, A. Burgdorf	—	22	6
Heeslingen, A. Zeven —	16	29	—
Heiligenrode —	5	32	—
Hemmendorf, A. Lauenstein —	3	12	6
Herzberger Harz-Forstrevier	12	22	5
Hermannsburg —	14	8	—
Himmelpforten —	55	11	—
Latus —	10063	10	7

Digitized by Google

	Rthlr.	gr	pf
Transport	10063	10	7
Hintbergen, A. Medingen	3	9	4
Hittfeld, A. Harburg	3	27	6
Husum, A. Nienburg	6	7	—
Husum, A. Wölpe	2	27	—
Hüpede und Ohrie, A. Calenberg	4	6	—
Hohenasbergen	2	2	2
Hohnstedt, A. Brunstein	24	4	7
Holdenbüttel, Dahlbrügge, Neudorf u. Suhlingen, A. Werden	1	30	—
Hoyershagen, A. Lauenstein	2	8	5
Hemeringen, A. Lachem	8	21	4
Harste	3	21	2
Heinholz, A. Langenhagen	14	21	2
Jacobi Drebber, A. Diepholz	4	7	4
Imshausen, bei Northeim	15	8	—
Jorck, im alten Lande	23	6	6
Isenbüttel, A. Gifhorn	3	19	4
Idensen, A. Bockeloh	6	30	—
Jutschede, A. Thedinghausen	2	—	—
Ischenrode	2	1	2
Jembke, A. Fallersleben	7	12	—
Jühde	2	19	4
Kackerbeck, A. Eldze	2	—	—
Kirchgelbern	9	—	—
Kirchwalingen	3	—	—
Kleinen Hridorn, A. Bockeloh	1	—	—
Kusten, A. Lüchow	1	12	—
Kerstlingerode	32	10	—
Kirchtimbcke, A. Ottersberg	7	25	6
Kirchwseren, A. Blumenau	6	—	—
Knestbeck	20	17	7
Knutburen, A. Harste	2	5	5
Krautsand, A. Kehdingen	49	21	—
Krummenteich	61	24	—
Kirch Wistedt, Ger. Beverstedt	4	30	4
Königshütte, am Harz	7	15	4
Kedingbruch, A. Neuhaus i. Bremis.	18	24	—
Loedingsen, Ger. Hardenberg	1	13	4
Landesberg, A. Stolzenau	8	33	—
Langendorf, A. Dannenberg	1	9	—
Lassan	7	8	—
Lauenau	21	—	—
Lauenförde	12	22	4
Lauenburg	97	28	2
Lauenbrück	4	29	2
Lautenthal	32	5	2
Leiferde, A. Gifhorn	1	12	—
Leyeste, A. Calenberg	4	24	—
Latus	10627	25	3

	Rthlr.	gr	pf
Transport	10627	25	3
Lindau	8	24	1
Lohe, A. Nienburg	14	—	1
London	204	—	1
Luchow	81	18	1
Lütau	3	15	1
Lüneburg	389	10	4
Lachem	10	30	1
Langlingen, A. Eicklingen	5	12	1
Langwedel, A. Verden	4	—	6
Landwershagen, A. Münden	12	8	1
Lauenstein	9	18	1
Lauenstein und Damm	2	18	1
Lauterberger, Forstrevier	14	15	1
Lautenthaler, Forstrevier	8	11	5
Leimbach, im Hohenheinschen	9	21	2
Lemförde	7	12	1
Großen Lengden, A. Niedeck	11	—	6
Kleinen Lengden, A. Niedeck	4	35	1
Leerbach	6	12	4
Leese	12	28	1
Leeste, A. Syke	12	11	1
Liebenau	41	23	5
Limmer	—	—	6
Linteloh, A. Verden	7	20	4
Loccum	27	2	1
Loccum und Münchhagen	8	12	4
Lutterberg, A. Münden	—	24	1
Lübeck	19	24	1
Lübrechtsen, A. Lauenstein	1	20	1
Lübingworth, im Lande Hadeln	5	27	1
Lühe	5	12	1
Lautenthaler Hütte	4	5	1
Lengelern, A. Harste	5	12	1
Lehe, an der Weser	1	8	1
Lewshausen, A. Friedland	1	22	1
Leineberg, Gericht	12	1	1
Landringhausen	6	12	1
Magelsen, A. Hoya	5	5	1
Marienfee	10	12	1
Marschacht, im Lauenburgschen	20	21	1
Medingen	5	22	1
Meinersen	11	12	1
Mesmerode, A. Bockeloh	12	12	1
Misselwarden, im Lande Wursten	5	24	1
Mölln	8	12	1
Moisburg	10	12	1
Moringen	20	12	1
Münden	5	12	1
Latus	11917	19	3

Digitized by Google

	Rthlr.	gr	pf
Transport —	11917	19	3
Münder —	52	35	2
Mustien, A. Ratzeburg —	14	3	—
Meensen, A. Brackenberg —	5	25	3
Marck Oldendorf —	5	7	—
Marienrode, im Hildesheimschen	11	26	4
Marienwolde, A. Ratzeburg —	1	12	—
Meine, A. Gifhorn —	23	6	1
Meinerdingen, A. Fallingbostel	8	4	—
Mittelkirchen, im alten Lande —	14	12	—
Modesse, A. Meinersen	—	26	1
Munster, A. Ebstorf —	7	22	2
Martfeld, A. Hoya —	5	6	—
Nemdorf —	2	24	—
Neuenwalde, Kloster —	3	24	—
Neuhaus, im Bremischen	81	15	—
Neustadt am Rübenberge —	32	11	—
Nienburg —	261	28	—
Nordheim —	154	3	4
Nordholz —	23	12	—
Nusse, im Lübeckschen —	2	—	—
Neindorf, A. Fallersleben	5	9	—
Neubruchhausen —	7	21	—
Neuenkloster —	5	9	—
Neuenfelde, im alten Lande	24	6	—
Neuenkirchen, im Lande Hadeln	67	33	—
Neuhaus im Lauenburgischen —	38	12	—
Neuland, A. Haarburg —	—	12	—
Neumühlen, A. Werden —	—	16	4
Neetze, A. Scharnebeck —	2	2	—
Niedergandern —	8	15	1
Nienhagen, A. Eicklingen —	—	12	—
Nordleda im Lande Hadeln —	59	21	—
Neustadt im Hohensteinischen —	89	26	4
Niederjesa, A. Friedland —	7	1	—
Nienover, die Amtseingesessenen	27	13	7
Ohllerse, A. Meinersen —	3	19	—
Oldenstadt — —	29	33	2
Osnabrück — —	312	8	2
Ostenholz, A. Fallingbostel —	16	—	—
Osterode — —	88	35	1
Otterndorff — —	35	15	—
Otterndorff Osterende —	49	10	4
Otterndorff Westerende —	32	24	—
Otternhagen, A. Neustadt a. Rb.	3	1	4
Ottersberg —	36	—	—
Oberdorff — —	2	30	4
Oppershagen, A. Burgdorf —	2	17	2
Oberscheede, A. Münden —	9	20	6
Latus —	13604	17	5

	Rthlr.	gr	pf
Transport —	13604	17	5
Oiste — —	—	22	—
Oyle und Krüge, A. Nienburg	4	24	—
Ockensen, A. Lauenstein	1	13	4
Oldendorff, A. Lauenstein	1	30	—
Oslebshausen, [illegible]	5	—	7
Osterbruch, im L. Hadeln —	24	29	4
Osterholz — —	65	26	3
Osterilienworth im Lande Hadeln	7	16	4
Oppeln, A. Neuhaus im Brem.	9	12	—
Oedergnart im Lande Lühdingen	46	24	—
Oedessen, A. Meinersen	1	8	—
Oedisheim, im Lande Hadeln —	18	14	2
Oesingen, A. Gifhorn	12	25	6
Oberndorf, an der Oste —	76	18	—
Ohr — —	4	34	2
Obernjesa, Ger. Leineberg	3	9	2
Paagestorf, A. Polle	1	12	4
Pareffen, A. Harste	4	21	4
Penningsehl, A. Lichtenau	1	5	6
Pattensen — —	2	24	—
Plockhorst, A. Meinersen	—	27	4
Polle — —	11	19	2
Predöhl, A. Lüchow	8	33	6
Prezier, Ger. Gartow —	—	9	—
Quelckhorn, A. Ottersberg —	8	—	—
Quanthof, A. Lauenstein —	—	33	—
Quickborn, A. Dannenberg	4	27	—
Rumelsloh, A. Winsen a. d. Luhe	1	12	2
Ratzeburg — —	304	30	2
Rehburg — —	23	6	—
Ritterhude — —	14	—	—
Röhrse, A. Lauenau —	2	23	4
Rotenburg — —	27	8	—
Ramlingen, A. Burgdorf —	1	34	2
Rasen — —	2	—	—
Rätzlingen — —	21	7	2
Rebenstorf, A. Lüchow —	1	24	—
Reher, A. Erzen —	7	28	—
Reiffenhausen, A. Friedland —	11	33	—
Reinhausen — —	10	24	3
Rethem an der Aller —	10	32	6
Ribbesbüttel, A. Gifhorn —	1	22	—
Rieda, A. Syke — —	3	11	1
Ringstedt, A. Bederkesa —	5	—	1
Rodewald, A. Neust. a. Rübenb.	11	17	4
Roringen, bei Göttingen —	7	18	2
Rosche, A. Bodenteich —	5	18	6
Rothe Hütte, A. Elbingerode —	18	24	—
Latus —	14428	21	6

Digitized by Google

	Rthlr.	gr	pf
Transport	14428	2	6
Rudigershagen	10	5	2
Rudolphshausen, von den Amts-eingeflossenen	29	9	6
Rahde, Ger. Hanstedt	9	12	—
Rehden	5	2	—
Satemien, A. Lüchow	3	20	—
Schnackenburg	18	24	—
Schwarmstedt, A. Essel	6	18	—
Scharnebeck	25	28	4
Schwarzenbeck	19	24	—
Schnega	11	18	4
Schwöbbelingen, A. Meinersen	3	3	—
Sievershausen, A. Meinersen	5	18	4
Sedrum, A. Rotenburg	11	23	4
Steinhorst, im Lauenb.	14	25	6
Steinkirchen, im alten Lande	10	12	—
Stemmen, A. Blumenau	12	12	—
Stolzenau,	22	2	4
Stotel	29	12	3
Stade	—	19	2
Sulingen	18	3	4
Syke	15	26	6
Syke, Colonie	4	21	—
Sandesneben, A. Steinhorst	2	—	—
Sandstedt, A. Hagen	34	25	5
Sehle, A. Lauenstein,	3	12	4
Sehnde, A. Iten	24	29	—
Selsingen, A. Zeven	7	15	—
Scharnhorst, A. Verden	—	33	—
Schifdorf, A. Viehland	7	34	4
Schillerslage	23	30	5
Großenschneen, A. Friedland	9	10	12
Schneeren, A. Rehburg	1	—	—
Schneverdingen, A. Rotenburg	13	10	4
Schwiegershausen, A. Herzberg	1	—	5
Großen Schwülper	7	14	6
Sieboldshausen u. Volckerode	2	9	1
Stedenburg	25	14	—
Sinstorf, A. Haarburg	11	5	4
Sittensen, A. Zeven	16	31	—
Sollinger Eisenhütte	10	31	—
Soltau	19	24	—
Springe	8	16	—
Stade	383	1	6
Strafhorst, A. Nienburg	6	32	3
Steberdorff	10	25	—
Stenau, im Lande Hadeln	29	9	—
Suhlwalde, A. Bruchhausen	5	32	—
Latus	15132	35	4

	Rthlr.	gr	pf
Transport	15132	35	4
Suhlendorf	1	18	—
Sutfelde, A. Fallersleben,	5	11	1
Sülze, A. Bergen	15	7	6
Seelze, A. Blumenau	22	32	2
Sonnenbostel, A. Wölpe	—	33	—
Thedinghausen	17	31	7
Großen Thondorf, A. Medingen	1	33	—
Tostedt, A. Haarburg	9	18	—
Trögen, A. Moringen	—	34	3
Tröcheln, A. Rotenburg	2	14	4
Twielenfleth, im alten Lande	14	16	4
Uelzen	119	21	—
Uslar	15	25	4
Uthlede, A. Hagen	5	15	—
Uelze, A. Meinersen	24	32	5
Verden,	158	29	4
Visselhövede	62	19	2
Varlosen	17	34	4
Vilsen	4	15	4
Vogtholz, A. Meinersen	—	26	4
Walsrode	49	32	6
Warmsen	4	24	—
Wehnde	73	21	4
Wehlingen	14	—	—
Wettmershagen	2	10	4
Westen	16	12	—
Wienhausen	21	29	4
Wildeshausen	78	11	—
Wilhelmsburg	25	12	—
Wolbrechtshausen	1	19	—
Wustrow	15	18	—
Walle, A. Verden	1	13	4
Wallensen	4	21	—
Weihe	47	35	—
Wennsen	1	18	4
Weenzen, A. Lauenstein	1	30	—
Westerhof	12	1	5
Wibrechtshausen	9	12	—
Widensahl, Ger. Loccum	14	5	4
Wietzen, A. Nienburg	—	18	—
Wietzendorf	6	12	5
Willdemann, Bergstadt	5	3	—
Willstedt, A. Ottersberg	25	25	3
Windsor, in England	5	12	—
Winsen an der Aller	37	24	4
Winsen an der Luhe	126	10	1
Wintzler, A. Rehburg	8	16	6
Wipshausen, A. Meinersen	3	7	4
Latus	16250	26	4

Digitized by Google

	Rthlr.	gr	pf
Transport —	16250	26	4
Wischhafen — —	14	30	6
Wittlohe, A. Werden —	7	23	—
Wolfshagen — —	3	18	4
Wremen im Lande Wursten —	20	—	—
Wulften, A. Herzberg —	3	12	2
Wunstorf —	54	14	—
Westerilienworth, im Lande Hadeln	30	—	—
Wibbecke —	—	26	1
Latus —	16385	7	1

	Rthlr.	gr	pf
Transport —	16385	7	1
Zebelin, A. Wustrow —	3	18	—
Zeetze — —	2	9	6
Zeven — —	12	—	—
Zellerfeld — —	79	20	4
Ohne Orts-Benennung —	364	33	6
Summa der vorspecifirten Einnahme gleich —	16847	17	1

Der Kürze wegen, hat man eine speciellere und namentliche Anzeige der eingesandten Gaben in diesen Blättern um so mehr vermieden, weil solche in den hiesigen Intelligenzblättern von Zeit zu Zeit eingerücket ist, womit auch in der Folge fortgefahren werden soll.

Der Kriegsagent **Leffmann Herz Cohen** und das Comtoir des Hofagenten Salomon **Michael David** und Söhne zu Hannover haben sich auf den Antrag der Societät geneigt finden lassen, von den eingegangenen Geldern ein Capital zu 4 pro Cent in Verzinsung zu nehmen, und sind bei ersterem — 5000 Rthlr.
und bei letzterem — 8000 „ —
Ueberhaupt also — 13,000 Rthlr. Cassenmünze
gegen den bemerkten Zinsfuß beleget worden.

So sicher diese Gelder, wie jeder Kenner einsehen wird, bei diesen Häusern placirt wären; So hat dennoch die Societät, um auch in diesem Puncte die ihr obliegenden Pflichten auf das genaueste zu erfüllen, ihr stetes Augenmerk dahin gerichtet, wo möglich ein ansehnliches Capital bei einer öffentlichen Landescasse unterzubringen, und sich deshalb selbst an Allerhöchst Ihro Königl. Majestät, mit der unterthänigsten Bitte gewandt, ein Capital von 10,000 Rthlr. in Cassenmünze bei der hiesigen Königl. Churfl. Rentcammer zinsbar anzunehmen. Es haben hierauf des Königs Majestät geruhet, dieser unterthänigen Bitte, mittelst folgender an die Societät erlassenen huldreichen Resolution, de dato St. James, den 7ten Nov. 1794. Statt zu geben,

„Wenn die Errichtung eines Fonds zum Besten von den Witwen und Waisen, der „im Felde gebliebenen Unterofficier und Soldaten ihres edlen Zweckes und des dadurch gestifteten Nutzens wegen, schon mit besonderem Wohlgefallen von Uns bemerkt worden ist, so haben die dazu eingegangenen ansehnlichen Beiträge, und der „Eifer, mit welchem die Mitglieder dieser Gesellschaft ihre wohlthätigen Absichten „zu erfüllen, seither bemüht gewesen sind, und selbige noch weiter auszudehnen sich „angelegen seyn lassen, dasselbe noch vermehren, und die dabei an den Tag gelegte „gute Denkungsart Unserer Unterthanen zu Unserer vorzüglichsten Zufriedenheit gereichen müssen. Wir genehmigen daher den von dieser Gesellschaft unterm 10ten „v. M. an Uns gelangten Wunsch um so lieber, da Wir allen Bemühungen, den „Zweck dieses Instituts möglichst zu sichern, gnädigst gern zu Hülfe zu kommen bereit sind, und geben Unserer Rentcammer unterm heutigen dato auf, das von der „Gesellschaft zu gedachtem Zweck zusammen gebrachte Capital von 10,000 Rthlr. „zu 4 pro Cent anzunehmen."

Digitized by Google

und

und sind solchemnach in Termino Weihnachten 1794. bei hiesiger Königl. Churfl. Rentcammer 10,000 Rthlr. in Cassenmünze zu 4 pro Cent würklich belegt worden.

Der zinsbar belegte Capital-Fond bestehet also

bei Königl. Churfl. Rentcammer in — 10,000 Rthlr.
bei dem Comtoir des Hofagentin Salomon Michael David und Söhne — 3000 „

Summa — 13,000 Rthlr. Cassenmünze.

Die bisherige Ausgabe

hat von 1mo Januar bis ultimo December 1794.

folgendes betragen:

Im 1ten Quartale von 1mo Januar	bis ult. März	—	286	Rthlr.	18 mgr.
Im 2ten Quartale von 1mo April	bis ult. Junius	—	556	„	— „
Im 3ten Quartale von 1mo Junius	bis ult. Sept.	—	700	„	— „
Im 4ten Quartale von 1mo Sept.	bis ult. Decemb.	—	942	„	6 „
	Summa	—	2484	Rthlr.	24 mgr.

Die Differenz dieser Summe von derjenigen in dem publicirten fünften Ausgaben-Verzeichnisse ad 2481 Thl 24 mgr. beruhet darin, daß a) der Witbe des Gefreiten Taschen, vom 5ten Infanterie Regimente nebst 4 Kindern zu Lemgo, nicht wie im dritten Verzeichnisse berechnet worden 6, sondern 8 Thl. ausgezahlet worden, b) die Summe der ordinairen Ausgaben des fünften Verzeichnisses, nicht wie aufgeführet worden, 919 sondern 920 Thl. beträgt, und also hiedurch überhaupt in der Ausgabe ein Plus von 3 Thl. erwächset.

Die vorgefallenen Druckkosten sind auf Verfügung des Königl. Ministerii, die übrigen Kosten aber von den Mitgliedern der Societät bestritten worden.

Von dieser generaliter specificirten Ausgabe

haben folgende Wittwen und Waisen der im Felde gebliebenen Unterofficiere und Gemeinen participiret;

I. Cavallerie.

Regiment Leibgarde.

1)	Die Witwe des Garde Büsching nebst	2	Kindern	zu Neundorf,	—	12 Thl.	— mgr.
2)	— Wachtmeisters Stein	—	—	Döhren,	—	12 „	— „
3)	— Garde Busse nebst	1	—	Gledingen,	—	8 „	12 „
Summa	3 Witwen		3 Kinder	—	—	32 Thl.	12 mgr.

1te Cavallerie Leib-Regiment.

1)	Die Witwe des Reuters Struck nebst	4	Kindern	zu Siemen,	—	17 Thl.	— mgr.
2)	— Comp. Ber. Büsch	1	—	Ranzau,	—	14 „	— „
3)	— Corporals Störig	2	—	Webringen,	—	16 „	— „
Summa	3 Witwen		7 Kinder	—	—	47 Thl.	— mgr.

4te Cavallerie Regiment.

1)	Die Witwe des Reuters Behrens nebst	6	Kindern	zu Hassendorf,	—	20 Thl.	— mgr.
2)	— Dippo	1	—	Hestingen,	—	10 „	— „
3)	— Schröder	2	—	Hestingen,	—	12 „	— „
Summa	3 Witwen		9 Kinder	—	—	42 Thl.	— mgr.

Digitized by Google

5te Cavallerie Regiment.

1)	Die Witwe des Dragoners	Heymann	nebst	2	Kindern	zu Hörverden	14	Thl. — mgr.
2)	——	Linnemann	—	3	——	Osterholz	9	ß 18 ß
Summa	2 Witwen	——		5	Kinder	—	23	Thl. 18 mgr.

7te Cavallerie Regiment.

1)	Die Witwe des Dragoners	Schwiering	nebst	2	Kindern	zu Schinna,	14	Thl. — mgr.
2)	——	Harms	—	7	——	Lehmkuhl,	24	ß — ß
3)	——	Unteroffic. Wassermann	—	1	——	Unzen,	— 14	ß — ß
Summa	3 Witwen	——		10	Kinder	—	52	Thl. — mgr.

9te Cavallerie Regiment.

1)	Die Witwe des Dragoners	Witte	nebst	1	Kind	zu Liebenau,	—	11 Thl. — mgr.
2)	——	Mahlstedt		2	——	Steinwedel,	—	12 ß — ß
Summa	3 Witwen	——		3	Kinder	—	—	23 Thl. — mgr.

10te Cavallerie Regiment.

1)	Die Witwe des Wachtmeisters	Bode	nebst	4	Kindern	zu Loccum,	—	22 Thl. — mgr.
Summa	1 Witwe	——		4	Kinder	—		22 Thl. — mgr.

II. Infanterie.

1te Grenadier Bataillon.

1)	Die Witwe des Grenadiers	Meyer	nebst	2	Kindern	zu Röhrsse,	—	12 Thl. — mgr.
2)	—— ——	Pinckernel	—	3	——	Gestorf,	—	15 ß 24 ß
3)	—— ——	Walter	—	3	——	Hannover,	14	ß — ß
4)	—— ——	Meyer	—	2	——	Rodewald,	12	ß 30 ß
5)	—— ——	Muh	—	1	——	Grasdorf,	10	ß — ß
6)	—— ——	Muh	—	3	——	Hannover,	14	ß — ß
7)	—— Gefreiten	Rehnsen	—	3	——	Halvese,	—	10 ß 18 ß
8)	—— Grenadiers	Scheele	—	1	——	Hannover,	8	ß 12 ß
9)	—— ——	Mätje	—	3	——	Engensen,	14	ß — ß
10)	—— ——	Gewecke	—	—	——	Hannover,	5	ß 12 ß
11)	—— Corporals	Wäsche	—	5	——	Leveste,	—	14 ß 24 ß
12)	—— Grenadiers	Topp	—	1	——	Springe,	6	ß — ß
13)	—— ——	Meyer	—	2	——	Schellerten,	8	ß — ß
14)	—— Reg. Artiller.	Schulze	—	2	——	Hameln,	8	ß — ß
15)	—— Corporals	Moltzan	—	2	——	Rehburg,	8	ß — ß
Summa	15 Witwen	——		33	Kinder	—	161	Thl. 18 mgr.

2te Grenadier Bataillon.

1)	Die Witwe des Grenadiers	Ebeling	nebst	3	Kindern	zu Liebenau,	14	Thl. — mgr.
2)	——	Lübcke	—	1	——	Bishausen,	12	ß — ß
3)	——	Steincke	—	4	——	Gr. Kneten,	16	ß — ß
4)	——	Stüneberg	—	1	——	Gr. Horst,	10	ß — ß
5)	——	Schulze	—	1	——	Leeseringen,	10	ß 6 ß
6)	——	Ziesecke	—	1	——	Iber,	— 10	ß — ß
7)	——	Frey	—	1	——	Grund,	10	ß — ß
8)	——	Wagener	—	3	——	Speele,	14	ß — ß
9)	——	Lorenzen	—	3	——	Marienfee,	8	ß 6 ß
Summa	9 Witwen	——		18	Kinder	—	104	Thl. 12 mgr.

Digitized by Google

3te Grenadier Bataillon.

1)	Die Witwe des	Grenadiers	Schaper	nebst	4	Kindern	zu	Osnabrück,	20 Thl. — m
2)	——	Gefreiten	Volsch	—	1	——		Sasse, —	10 s —
3)	——	Corporals	Kreickhaum	—	5	——		Eimsen,	22 s —
4)	——	Grenadiers	Klusmann	—	1	——		Otze, —	10 s —
5)	——	——	Behrens	—	1	——		Bilm,	12 s —
6)	——	——	Carsten	—	—	——		Imsen,	4 s —
7)	——	——	Rusbaum	—	2	——		Göttingen,	12 s —
8)	——	——	Schrader	—	4	——		Lüneburg,	16 s —
9)	——	Gefreiten	Schapert	—	—	——		Lüneburg,	6 s —
10)	——	——	Wiering	—	—	——		Lüneburg,	8 s —
11)	——	——	Kreickhaum	—	—	——		Burgdorf,	8 s —
12)	——	——	Kruse	—	3	——		Reckershaus.	14 s —
13)	——	Grenadiers	Sauerhagen	—	1	——		Stade,	10 s —
14)	——	——	Sievers	—	—	——		Stade, —	8 s —
15)	——	——	Hollmann	—	—	——		Uelzen,	8 s —
16)	——	Sergeanten	Carl	—	3	——		Stade, —	9 s —
17)	——	——	Haacks	—	3	——		Stade,	9 s —
18)	——	Grenadiers	Brandes	—	3	——		Peina, —	7 s —
19)	——	——	Minak	—	2	——		Otterndorf,	12 s —
Summa	19 Witwen				33	Kinder		—	205 Thl. — m

4te Grenadier Bataillon.

1)	Die Witwe des	Corporals	Horst	nebst	3	Kindern	zu	Hundlosen, —	10 Thl. 18 m
2)	——	Grenadiers	Lohse	—	1	——		Lippoldshausen,	5 s 30
Summa	2 Witwen				4	Kindern		—	16 Thl. 12 m

Regiment Fußgarde.

1)	Die Witwe des	Musketiers	Wellhusen	nebst	1	Kind	zu	Linden, —	10 Thl. — m
2)	——	Feldwebels	Brandes	—	2	——		Hannover,	16 s —
3)	——	Musketiers	Fischer	—	1	——		Hannover,	10 s —
4)	——	Corporals	Lampe	—	1	——		Hannover,	14 s 18
5)	——	Sergeanten	Ries	—	5	——		Hannover,	23 s 18
6)	——	Musketiers	Behre	—	2	——		Hainholz,	12 s —
7)	——	——	Senger	—	1	——		Hannover,	10 s —
8)	——	Sergeanten	Brandes	—	—	——		—	1 s 12
9)	——	——	Harte	—	—	——		—	12 s —
10)	——	Freicorporals	Hacke	—	—	——		—	12 s —
11)	——	Gefreiten	May	—	1	——		—	10 s —
12)	——	Musketiers	Walsen	—	2	——		Hainholz,	12 s —
13)	——	——	Hagedorn	—	—	——		Hannover,	8 s —
14)	——	——	Gewecke	—	—	——		—	7 s 12
15)	——	Feldwebels	Kirchner	—	3	——		—	18 s 24
16)	——	Gefreiten	Pflug	—	—	——		—	8 s —
17)	——	Reg. Artiller.	Buchholz	—	4	——		—	16 s —
18)	——	Corporals	Abich	—	2	——		—	12 s —
19)	——	Musketiers	Hagestorf	—	—	——		—	6 s —
20)	——	——	Wollmer	—	1	——		Liebenau,	9 s 6
21)	——	——	Stöber	—	—	——		Linden, —	2 s 24
22)	——	Gefreiten	Böttger	—	2	——		Imshausen,	11 s —
23)	——	Sergeanten	Meyer	—	3	——		Hannover,	13 s 24
Latus	23 Witwen				31	Kinder		—	252 Thl. 30 m

Digitized by Google

24)	Die Witwe des Corporals Schwarzbach nebst	—	Kinder	zu Hardegsen,	11	ß	—	₰
25)	—	Tambours Dickhof	—	1	—	Hücken,	8	ß	12	₰
26)	—	Musketiers Erdmann	—	3	—	Göttingen,	17	ß	—	₰
27)	—	Feldwebels Becker	—	2	—	Hannover,	6	ß	—	₰
28)	—	— Schneider	—	4	—	—	9	ß	18	₰
29)	—	Corporals Schmidt	—	3	—	—	12	ß	—	₰
30)	—	Sergeanten Muldener	—	1	—	—	8	ß	6	₰
31)	—	Corporals Schmidt	—	2	—	Nagelsen,	16	ß	—	₰
32)	—	— Hartlieb	—	1	—	Hannover,	4	ß	24	₰
33)	—	Reg. Artilleriſt. Meyer	—	4	—	—	5	ß	12	₰
34)	—	Corporals Seelke	—	1	—	—	4	ß	24	₰
35)	—	Tambours Lührken	—	6	—	Niederstöcken,	13	ß	12	₰
36)	—	Musketiers Becker	—	1	—	Hildesheim,	6	ß	24	₰
37)	—	Gefreiten Jungheim	—	4	—	Sarstedt,	8	ß	—	₰
38)	—	Musketiers Schierholck	—	2	—	Mandelsloh	10	ß	—	₰
39)	—	Sergeanten Buchholz	—	—	—	Burgdorf	12	ß	—	₰
Latus	—	—	35	Kinder	—		154	Thl.	24	mgr.
add. Lat. anteced.	—	—	31	Kinder	—		252	ß	30	₰
Summa	39	Witwen	—	66	Kinder	—		407	Thl.	18	mgr.

1te Infanterie Regiment.

1)	Die Witwe des Musketiers Zapf nebst	1	Kind	zu Pattensen,	—	7	Thl.	—	mgr.
2)	—	Gefreiten Ahrens	—	3	—	Uslar,	—	10	ß	24	₰
3)	—	Corporals Fildhut	—	4	—	Münden,	—	11	ß	24	₰
Summa	3	Witwen	—	8	Kinder	—		29	Thl.	12	mgr.

4te Infanterie Regiment.

1)	Die Witwe des Musketiers Jungesblut nebst	1	Kind	zu Stade	—	7	Thl.	—	mgr.
2)	—	Sergeanten Wöhler	—	—	—	—	12	ß	—	₰
3)	—	Gefreiten Sander	—	3	—	—	9	ß	12	₰
4)	—	— tom Berge	—	2	—	—	12	ß	—	₰
5)	—	— Jacobi	—	—	—	Burgdorf,	8	ß	—	₰
6)	—	Musketiers Mylius	—	2	—	Lauenau,	10	ß	—	₰
7)	—	— Bartels	—	3	—	Neuenkloster,	11	ß	24	₰
8)	—	Gefreiten Grimm	—	—	—	Stade	4	ß	24	₰
Summa	8	Witwen	—	11	Kinder	—		74	Thl.	24	mgr.

5te Infanterie Regiment.

1)	Die Witwe des Musketiers Flägge nebst	2	Kinder	zu Winsen a. d. L.	12	Thl.	—	mgr.
2)	—	Tambours Rickmeyer	—	2	—	Werden	—	14	ß	—	₰
3)	—	Musketiers Warnecke	—	3	—	—	11	ß	—	₰
4)	—	Gefreiten Längelcke	—	2	—	Stemmen,	12	ß	—	₰
5)	—	Musketiers Wäsche	—	3	—	Zelle,	14	ß	—	₰
6)	—	Gefreiten Mertens	—	2	—	Hohnfeld,	12	ß	—	₰
7)	—	— Kauffmann	—	—	—	Werden,	8	ß	—	₰
8)	—	Musketiers Kracke	—	1	—	Burgdorf,	10	ß	—	₰
9)	—	Corporals Buring	—	1	—	Wittingen,	12	ß	30	₰
10)	—	Gefr. Corp. Müller	—	2	—	Münden,	13	ß	12	₰
11)	—	Gefreiten Taschen	—	4	—	Lemgo,	18	ß	—	₰
12)	—	— Brand	—	2	—	Werden,	10	ß	—	₰
13)	—	Musketiers Daacken	—	1	—	Eistrup,	7	ß	18	₰
14)	—	Corporals Steincke	—	2	—	Uelzen,	13	ß	12	₰
15)	—	Musketiers Wettmeyer	—	2	—	Hutsen,	9	ß	—	₰
16)	—	Gefreiten Preishaber	—	1	—	Hoya,	8	ß	—	₰
Summa	16	Witwen	—	30	Kinder	—		181	Thl.	—	mgr.

Digitized by Google

6te Infanterie Regiment.

1)	Die Witwe des Gefreiten Vasse	nebst	1	Kind	zu Wunstorf,	—	8 Thl.	18
2)	—	—	1	Freerck	—	2	13	12
3)	—	Musketiers Stubbatz	—	2	—	Lückau,	12	—
4)	—	Gefreiten Gehrcke	—	3	—	Celle, —	14	—
5)	—	—	Schorlau	—	2	—	Bucken,	11	—
6)	—	Musketiers Schulze	—	1	—	Neustadt,	5	18
7)	—	—	Schweppe	—	1	—	Rodenberg,	10	—
8)	—	Gefreiten Bürmann	—	1	—	Bercka, —	10	—
9)	—	Musketiers Steingrube	—	1	—	Wunstorf,	10	—
10)	—	—	Remmers	—	1	—	Dittercke,	10	—
11)	—	Gefr. Corp. Schoffert	—	2	—	Drackenburg,	16	—
12)	—	Gefreiten Hecke	—	3	—	Bremcke,	10	18
13)	—	Musketiers Grote	—	2	—	Neustadt, —	10	24
14)	—	—	Rabbe	—	2	—	Syke, —	12	—
15)	—	Gefreiten Bethen	—	4	—	Nienburg,	12	—
16)	—	Sergeanten Thielen	—	—	—	—	14	—
17)	—	Gefreiten Winter	—	2	—	Andreasberg,	12	—
18)	—	—	Korn	—	—	—	Wustrow,	7	12
19)	—	Musketiers Grunen	—	2	—	Hilligsfeld	9	—
20)	—	Gefreiten Peters	—	1	—	Bahrenwolde,	5	30
21)	—	Musketiers Otte	—	1	—	Hainholtz,	5	30
22)	—	—	Niemann	—	—	—	Nienburg,	4	24
Summa	22 Witwen			34 Kinder		—	224 Thl.	6

9te Infanterie Regiment.

1)	Die Witwe des Musketiers Ranze	nebst	2	Kinder	zu Celle,	—	8 Thl.	—
Summa	1 Witwe			2 Kinder		—	8 Thl.	—

10te Infanterie Regiment.

1)	Die Witwe des Gefreiten Hübener	nebst	3	Kindern	zu Grone,	14	Thl.	—
2)	—	Reg. Artill. Plantholz	—	4	—	Hannover,	16	—	—
3)	—	Musketiers Rieck	—	—	—	—	8	—	—
4)	—	—	Lüdecke	—	2	—	—	11	—	—
5)	—	—	Wesse	—	2	—	Eckeloh,	6	—	—
6)	—	—	Muh	—	—	—	Lahzum,	8	—	—
7)	—	Gefreiten Störig	—	1	—	Hannover,	10	—	18
8)	—	Tambours Hoffmann	—	3	—	—	14	—	—
9)	—	Musketiers Wille	—	1	—	Clausthal,	10	—	—
10)	—	—	Ahrbecker	—	3	—	Hannover,	14	—	—
11)	—	Gefreiten Homever	—	4	—	—	13	—	24
12)	—	Tambours Hasmer	—	1	—	—	8	—	12
13)	—	Corporals Schulze	—	2	—	Buntenbock,	12	—	—
14)	—	Musket. Schmahlstieg	—	1	—	Hannover,	10	—	—
15)	—	—	Tunnermann	—	2	—	Rinteln,	12	—	—
16)	—	Corporals Köhler	—	2	—	Hannover,	13	—	12
17)	—	Sergeanten Buermann	—	—	—	Döhren,	9	—	—
18)	—	Musketiers Narten	—	—	—	Velber,	7	—	12
19)	—	Gefreiten Stein	—	2	—	Hevensen,	10	—	—
20)	—	Sergeanten West	—	—	—	Hannover,	9	—	—
21)	—	Musketiers Utermöhlen	—	1	—	Niedernjesa,	10	—	—
22)	—	—	Jasper	—	—	—	Jeinsen,	8	—	—
Latus	22 Witwen			32 Kinder		—	234 Thl.	6

Digitized by Google

23)	Die Witwe des Gefreiten Vollmer nebst	1	Kind	zu Kl. Lengden,	—	10 Thl.	— mgr.
24)	— — Feigs	—	2	— Wrisnstedt,		12 ;	— ;
25)	— — Otto	—	1	— Göttingen,		9 ;	6 ;
26)	— — Malle	—	5	— Hannover,		18 ;	— ;
27)	— Feldwebels Lankering	—	1	— Koppenbrügge,		4 ;	24 ;
Latus			30 Kinder		—	47 Thl.	30 mgr.
add. Lat. anteced.			32 Kinder		—	234 ;	6 ;
Summa	27 Witwen		42 Kinder		—	282 Thl.	— mgr.

II^te Infanterie Regiment.

1)	Die Witwe des Gefreiten Kunze nebst	5	Kinder	zu Schönhagen,		20 Thl.	— mgr.
2)	— Sergeanten Müller	—	—	—		10 ;	— ;
3)	— Gefreiten Klages	—	1	— Immensen,		9 ;	6 ;
4)	— — Färber	—	4	— Münden,		16 ;	— ;
5)	— — Müller	—	3	— Drenhausen,		12 ;	30 ;
6)	— Corpor. Kellermeyer	—	—	— Lüneburg,		11 ;	— ;
7)	— Gefreiten Vette	—	5	— —		15 ;	— ;
8)	— — Strüver	—	3	— Meensen,		14 ;	— ;
9)	— — Roselieb	—	4	— Stockhausen,		13 ;	12 ;
10)	— Corporals Offeney	—	4	— Wehnde,	—	15 ;	— ;
11)	— Gefreit. Schachtebeck	—	2	— Kerstlingerode,		10 ;	— ;
12)	— Musket. Beßmann	—	1	— Uelzen,	—	6 ;	24 ;
13)	— Gefreiten Weber	—	2	— Hohnstedt,	—	8 ;	— ;
14)	— — Meyer	—	—	— Oppershausen,		4 ;	— ;
15)	— Corporals Hansing	—	—	— Bodenfelde,		4 ;	— ;
Summa	15 Witwen		34 Kinder		—	169 Thl.	— mgr.

14te Infanterie Regiment.

1)	Die Witwe des Musketiers Fürchtenicht nebst	5	Kindern	zu Nörten,		13 Thl.	12 mgr.
Summa	1 Witwe		5 Kinder		—	13 Thl.	12 mgr.

III. Artillerie.

Artillerie Regiment.

1)	Die Witwe des Canoniers Jasper nebst	2	Kinder	zu Lahjum,		16 Thlr.	— mgr.
2)	— Oberfeuerwerk Weniger	—	1	— Hameln,		11 ;	6 ;
3)	— Canoniers Borchers	—	2	— Bothfeld,		14 ;	— ;
4)	— Feuerwerk Hengstmann	—	1	— Marienſee,		14 ;	— ;
5)	— Bombardiers Kelb	—	1	— Döhren,		14 ;	— ;
6)	— — Jungclas	—	1	— Horst,		13 ;	24 ;
7)	— — Bergmann	—	2	— Halle,		17 ;	— ;
8)	— Canoniers Strüver	—	—	— Borry,		17 ;	— ;
9)	— Feuerwerk. Engelhausen	—	3	— Asserde,		18 ;	— ;
10)	— Tambours Krummwiede	—	3	— Helstorf,		14 ;	— ;
11)	— Feuerwerkers Ratje	—	1	— Eistrup,		14 ;	— ;
12)	— — Wöhler	—	1	— Meiße,		9 ;	12 ;
13)	— Canoniers Rübenack	—	1	— Hameln,		9 ;	12 ;
14)	— — Willers	—	4	— —		18 ;	— ;
15)	— — Lüking	—	1	— —		9 ;	12 ;
16)	— Feuerwerk Wittenberg	—	3	— Hannover		11 ;	— ;
17)	— Canoniers Hüche	—	1	— Hildesdorf,		7 ;	— ;
Summa	17 Witwen		28 Kinder		—	192 Thl.	30 mgr.

Digitized by Google

IV. Train.

1) Die Wittwe des Train-Caporals Döpcke nebst	—	Kind	zu Hannover,	8	Thl.	—	mgr.
2) —	Trainknechts Meyerey	—	2	—	Wülfel,	6	"	—	"
Summa 2 Wittwen	—	—		2	Kinder	—	14	Thl.	—	mgr.

V. Hospital.

1) Die Wittwe des Hospitalwärters Warnecke nebst	1	Kind	zu Hannover,	14	Thl.	—	mgr.
2) —	Mehfeld	—	1	—	—	14	"	24	"
3) —	Leser	—	3	—	—	6	"	—	"
4) —	Knolle	—	1	—	—	9	"	6	"
Summa 4 Wittwen	—	—		6	Kinder	—	43	Thl.	30	mgr.

Recapitulatio.

Cavallerie.			Thl.	mgr.
Reg. Leib-Garde	3 Wittwen	3 Kinder,	32	12
1te Leib-Regim.	3 —	7 —	47	—
4te Regim.	3 —	9 —	42	—
5te —	2 —	5 —	23	18
7te —	3 —	10 —	52	—
9te —	2 —	3 —	23	—
10te —	1 —	4 —	20	—
		17 Wittwen 41 Kinder, —	241	Thl. 30 mgr.

Infanterie.			Thl.	mgr.
1te Gren. Bat.	15 Wittwen	33 Kinder,	161	12
2te —	9 —	18 —	104	12
3te —	19 —	33 —	205	—
4te —	2 —	4 —	16	12
Reg. Fußgarde	39 —	66 —	407	18
1te Regim.	2 —	8 —	29	12
4te —	8 —	11 —	74	24
5te —	16 —	30 —	185	—
6te —	22 —	34 —	224	6
8te —	1 —	2 —	8	—
10te —	27 —	42 —	282	—
11te —	15 —	34 —	169	—
14te —	1 —	5 —	13	12
		177 " 328 "	1880	" — "

Artillerie.				17	"	28	"	199	"	30	"
Train.				2	"	2	"	14	"	—	"
Hospital.				4	"	6	"	43	"	30	"
Summa Summarum	—			217	Wittwen	397	Kinder, —	2379	Thl.	18	mgr.

Außer dieser den Wittwen und Waisen gereichten Beihülfe ad — 2379 Thl. 18 mgr.
ist annoch bewilliget worden:

			Thl.	mgr.
Der Wittwe des Musketiers Steinsgrube,	6ten Infanterie Regiments	zum Wochenbette,	—	3 —
Der Wittwe Wernern zu Schönhagen,			—	3 —
Dem Sohne des Musketiers Heydt,	10ten Inf. Reg.		—	8 —
Der Mutter des Musketiers Bergmann,	10ten Inf. Reg.		—	1 12
Der Wittwe des Sergeanten Brandes,	von der Fußgarde,		—	1 6
Der Mutter des Musketiers Mörcker,	vom 6ten Inf Reg.		—	3 —
Für 1 Kind des Sergeanten Brandes,	von der Fußgarde,		—	6 —
		Latus —	25 T.	18 mgr.	2397	Thl.	18	mgr.

Transport	—	25 T. 18 mgr.	2379 Thl.	18 mgr.
Für 3 Kinder des Corporals Sievers, vom 9ten Cav. Reg.	—	6	—	
Für die Eltern des Musketiers Kreitz, 6ten Inf. Reg.	—	3	—	
Der Witwe des Musketiers Jungheim, von der Fußgarde,	—	3	—	
Der Witwe des Invaliden Grape in Barrie,	—	3	—	
Für 1 Kind des Gefreiten Kiever, 11ten Inf. Reg.	—	4	—	
An 3 Kinder des Grenadiers Bruns, vom 1ten Gren. Bat.	—	15	—	
Der Witwe des Hautboist Meyer, vom 4ten Inf. Reg.	—	3	—	
Der Mutter des Tambours Otto, 3ten Gren. Bat.	—	3	—	
Der Tochter des Musketiers Stüber, von der Fußgarde,	—	4	—	
Für 1 Kind des Reuters Diedo, 4ten Cav. Reg.	—	4	24	
Für 2 Kinder des Musketiers Vagel,	—	9	—	
Für das Kind des Gefreiten Hecke, vom 6ten Inf. Reg.	—	2	—	
Für das Kind des Grenadiers Müller, vom 4ten Gren. Bat.	—	4	24	
Für das Kind des Corporals Götze, von der Fußgarde,	—	2	—	
Für die Witwe und 4 Kinder des bei einem Recruten-Transport erschossenen Musketiers Grosse, 13ten Infanterie-Regiments zu Engelbostel,	—	13	12	
				16 mgr. 6 pf.
Summa der vorspecificirten Ausgabe gleich	—		2488 Thl.	24 mgr.
Die Einnahme beträgt	—	17384 Thl.	4 mgr.	5 pf.
Die Ausgabe	—	2484	—	24 mgr. — pf.
Es bleibt also 1mo Januar 1795 Vorrath	—	14829 Thl.	16 mgr.	5 pf.
und zwar:				
an zinsbar belegten Capitalien	—	13000 Thl.		
baar in Cassa	—	1829	16 mgr.	5 pf.
Mit vorstehender Summe gleich	—	14829 Thl.	16 mgr.	5 pf.

Die Militair-Witwen- und Waisen-Societät, hoffet durch die vorstehende genaue Auseinandersetzung das Publicum von der ganzen Verfassung und dem gegenwärtigen Zustande eines Instituts benachrichtigt zu haben, welches allein durch desselben wohlthätige Gesinnungen gegründet ist, und allein auf desselben Milde beruhet.

Es würde den größten Undank gegen diese wohlthätigen Gesinnungen verrathen, wenn die Societät auch nur den geringsten Zweifel zu hegen sich erlauben wollte, daß nicht diejenigen Commünen und einzelne Mitglieder des Publicums, welche bishero den Nothstand der Witwen und Waisen ihrer im Kampfe fürs Vaterland gebliebenen Brüder und Landsleute, auf eine so thätige Weise gemildert haben, nicht ferner zu ähnlichen Unterstützungen geneigt seyn sollten. Selbst bei der gewissesten Ueberzeugung hiervon aber, erheischet es die Pflicht der Societät, im Namen der verlassenen Witwen und Waisen unserer braven Landsleute, dem ganzen Publicum die dringende Bitte vorzulegen, mit diesen wohlthätigen Unterstützungen fortzufahren, und dadurch die Societät, bei der sich immer beträchtlich vermehrenden Ausgabe, in den Stand zu setzen, ohne Minderung den Witwen und Waisen die bishero gereichten Unterstützungen angedeihen, und auch die künftigen Witwen und Waisen, deren Zahl nach den zuletzt publicirten Todtenlisten von den Monaten Junius bis Nov. d. J. nicht nur beträchtlich ist, sondern auch während des diesmaligen so sehr harten Winters sich wahrscheinlich noch vermehren wird, nicht ohne nothdürftige Versorgung zu lassen. Uebrigens rechnet die Societät es sich auch noch zur besondern Pflicht bei dieser Gelegenheit ihren auswärtigen Associirten, den Herren Beamten und übrigen lbbl. Obrigkeiten, den Herren Predigern und den sonstigen Beförderern dieses Instituts, für ihre in so vielen Fällen bewiesene thätige Mitwürkung den schuldigsten Dank zu bezeugen, und sich ihre geneigte fernere Unterstützung zu erbitten, zugleich aber hiemit die Bitte zu verbinden, daß wie bishero nicht durchgängig beobachtet zu seyn scheinet, in denen an die Societät gelangenden Attestaten auf den würklichen Vermögens-Zustand der um eine Beihülfe nachsuchenden Witwen oder Waisen genaue Rücksicht genommen werde, indem eigentlich nur die Unterstützung wahrer Hülfsbedürftigen der Zweck dieses Instituts ist und minder Nothdürftige, wenn solche durch empfehlende Attestate Beihülfen erlangenden Fond des Instituts zum Nach-

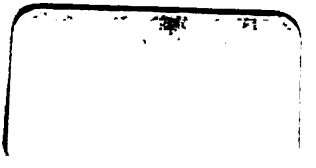
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 10 1941



Digitized by Google